Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Einundfünfzigster Band.

Mit den Portraits von: Julius Grosse Giuseppe Verdi und Ludwig Pfau.

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Inhalt des 51. Bandes.

October. — November. — December. 1889.

Seite

Zu unserem hunderteinundfünfzigsten Hefte I
Gesammt-Register über die ersten 150 Hefte V
Portraits aus den ersten 150 Heften XVI

K. G. Andresen in Bonn.
Die deutschen Imperativnamen 336

Hedwig Bender in Eisenach.
Die erste deutsche Uebersetzung von Giordano Bruno's „Reformation des Himmels" 281

A. Rogalla von Bieberstein in Breslau.
Ein Blick auf die Geschichte Luxemburgs und der „Luxemburger". 72

Heinrich Ehrlich in Berlin.
Giuseppe Verdi. 197

Ernst II., Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha.
Leopold I., König der Belgier 275

Karl Theodor Gaedertz in Berlin.
Goethe-Erinnerungen einer Jenenserin 370

Karl Gjellerup in Dänemark.
G-Dur. Eine Kammermusik-Novelle I. II. 245. 390

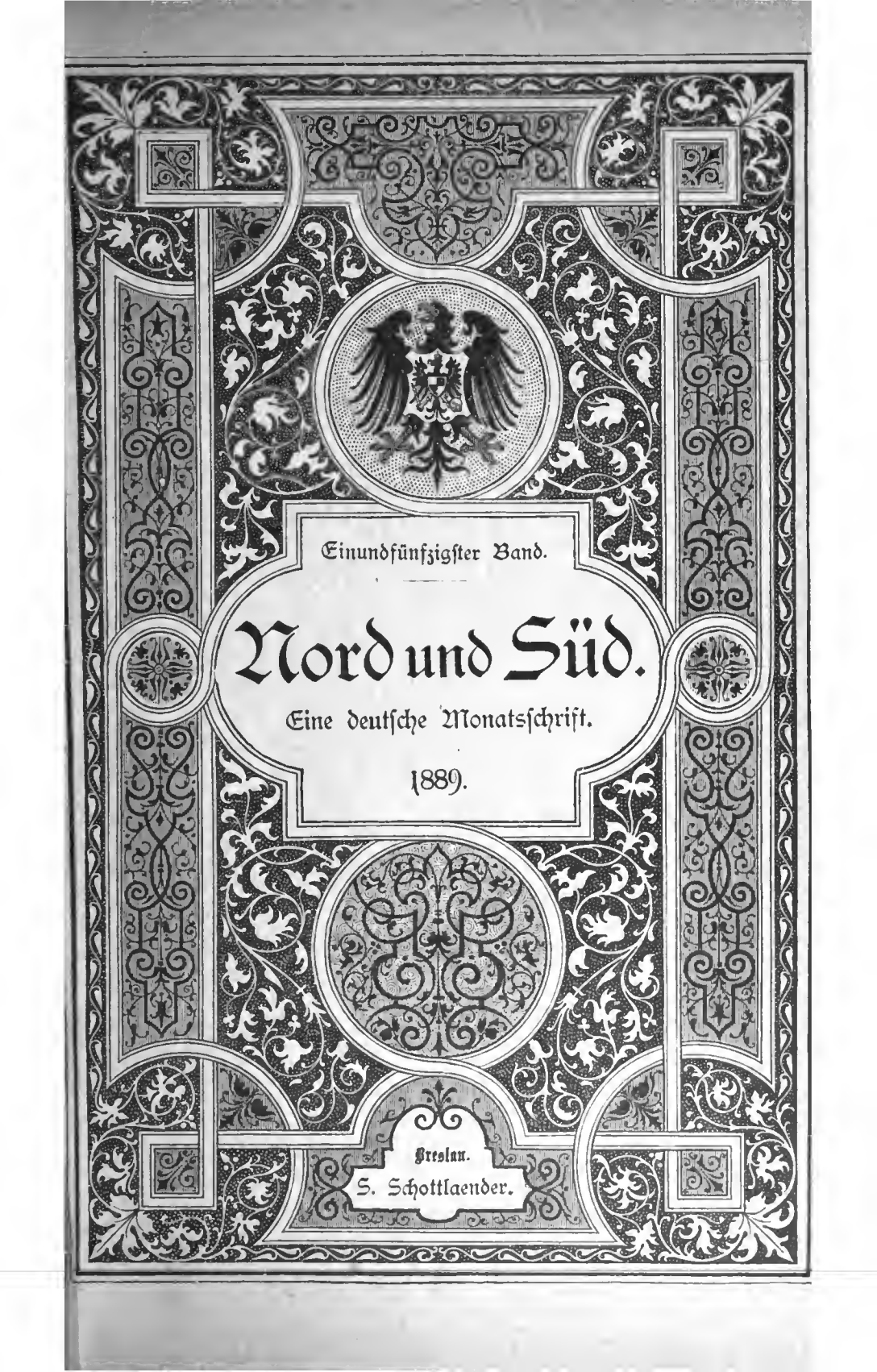
Julius Grosse in München.
Literarische Ursachen und Wirkungen 32

Eduard von Hartmann in Berlin.
Wie studirt man am besten Philosophie? 50

Auguste Hauschner in Berlin.
Magdalena. Novelle 155

Gustav Karpeles in Berlin.
Ludwig Pfau 325
Mite Kremnitz in Bukarest.
War es Liebe? Novelle 291
Paul Lindau in Berlin.
Auf der Fahrt nach Spanien 113
Erich Marcks in Berlin.
Ludwig XIV. und Straßburg 221
Adalbert Meinhardt in Hamburg.
Der Lovro. Novelle 1
Paul Meyerheim in Berlin.
Die englische Malerei in den letzten fünfzig Jahren, mit besonderer Berücksichtigung der Genre- und Thierbilder 17
L. v. Sacher-Masoch in Lindheim-Oberhessen.
Russische Secten 347
August Schmarsow in Breslau.
Nikolaus und Johannes von Pisa 234
Clemens Sokal in Wien.
Ein Roman der experimentirenden Psychologie 131
Iwan Turgenjew †.
Der Junggeselle. Schauspiel in zwei Acten 91
Bibliographie 138. 285. 438
Musikalische Literatur 144
Philosophische Literatur 447
Bibliographische Notizen 144. 287. 448

Mit den Portraits von:
Julius Grosse, radirt von Johann Lindner in München; Giuseppe Verdi und Ludwig Pfau, radirt von L. Kühn in Nürnberg.


Einundfünfzigster Band.
Nord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.
1889.
Breslau.
S. Schottlaender.

Zu unserem hunderteinundfünfzigsten Hefte.

Als das **hundertste** Heft unserer Monatsschrift seinen Weg antrat, da hat eine große Zahl unserer Mitarbeiter ihm „warmen Antheil gern verkündet" durch Beisteuer von größeren und kleineren Aufsätzen, Sprüchen in Versen und Prosa, mannigfaltigen Proben der künstlerischen und literarischen Eigenart; und viele unter ihnen gaben der Zeitschrift damals ihre freundlichen Anerkennungen, Ermuthigungen, Wünsche, Mahnungen mit auf die fernere Laufbahn.

Wenn wir nun jetzt, in dem Monate, wo ein halbes Hundert von Bänden, wo dreimal fünfzig unserer Monatshefte dem deutschen Publikum zugegangen sind, auch nicht in gleicher Weise den ganzen Kreis unserer verehrten Mitarbeiter, von dessen fernerer Erweiterung das reichhaltige Gesammtregister an der Spitze dieses Heftes Kunde giebt, um ihre active Mitwirkung angesprochen haben, so scheint es doch diesem im Leben einer Zeitschrift bedeutungsvollen Momente angemessen jetzt im Rückblick auf den Inhalt der stattlichen fünfzig Bände unseren alten und unseren neu hinzutretenden Lesern in schlichten Worten zu sagen, was wir mit Hülfe dieser unserer Mitarbeiter auf den verschiedenen Gebieten der schriftstellerischen Thätigkeit in „Nord und Süd" gewollt und erstrebt haben, was wir zum Theile wenigstens geleistet und erreicht zu haben glauben, was wir für die Folgezeit ferner zu leisten hoffen und wünschen.

Die **Novelle** mit ihren Genossinnen: Erzählung, Charakterbild, Skizze ist ein Lieblingskind der modernen Dichtkunst in Deutschland geworden — sie hat auch bei uns in besonders hervorragendem Maße Pflege gefunden. Vielleicht dürfen wir sagen, daß unsere Zeitschrift an dem Aufschwunge dieser in unserem Zeitalter besonders reich und mannigfach entfalteten Art der erzählenden Dichtung ihren Antheil und einiges Verdienst in Anspruch nehmen darf.

Sehr verschiedene Richtungen freilich, sehr verschiedene Schauplätze und Lebenskreise, sehr verschiedene Stilarten sind in den Prosaerzählungen vertreten, denen wir mit Freuden in „Nord und Süd" Aufnahme gewährten, die wir zum Theil durch unsere directen und nicht immer bescheidenen Bitten den verehrten Freunden und Freundinnen unseres Blattes abgewonnen haben. Da folgt auf eine „Berliner Novelle" ein Lebensbild aus Süddeutschland oder den Ländern des halbslawischen Südostens; da stehen neben Erzählungen mit reich gegliederter, massig fortschreitender Handlung andere, in denen die psychologische Erfassung merkwürdiger Charaktere den Hauptreiz für den Autor ausmachte und für unsere Leser ausmachen muß; da wird die in Novellenform künstlerisch

eingekleidete Anregung tiefer socialer und kulturgeschichtlicher Fragen abgelöst von kürzeren, einfacheren Skizzen aus dem Leben, wie es ohne viel Theorie und Philosophie und Socialpolitik von naiven Menschen geführt wird; da finden sich Erzählungen in knapper und strenger Darstellung neben heiter behaglichen, ernst pathetischer Ton wechselt mit heiterem Humor oder mit maßvoll angreifender Satire. Und neben den Original-Schöpfungen deutscher Erzähler und Erzählerinnen haben wir auch Sorge getragen, aus der erzählenden Dichtkunst fremdländischer moderner Literaturen — der Franzosen wie der Russen und Serben, des skandinavischen Nordens wie des romanischen Südens — manche bedeutenden und charakteristischen Proben in deutschem Gewande unseren Lesern vorzuführen.

Wir sind, das dürfen wir wohl sagen, nicht einseitig in unseren Novellen gewesen; niemals haben wir einen Geschmack, eine Richtung, eine Gattung ausschließlich bevorzugt. Aber einer Forderung haben wir dennoch zu genügen getrachtet bei allen Novellen, die wir aus dem reichlich zuströmenden Stoffe für unsere Monatsschrift auswählten: sie alle berühren wirkliche Probleme des Menschendaseins, die des Interesses unserer Leser werth sind; und sie alle streben mit Ernst nach einer sittlich und künstlerisch gerechtfertigten Lösung solcher Probleme. Zimperlichkeit und Prüderie hat uns ebenso ferngelegen, wie die Vorliebe für das Schwelgen im bloßen unbefriedigten Weltschmerz, wie die Verherrlichung der haltlosen Schwächlichkeit oder die Vergötterung des Häßlichen und Gemeinen. Und das soll auch — neben der Rücksicht auf Klarheit und Reinheit des Stiles — in Zukunft unser Maßstab sein, so oft neue poetische Arbeiten unserer Beurtheilung zur Annahme für „Nord und Süd" vorliegen.

Dramatische Arbeiten geringeren Umfanges haben wir gelegentlich gern aufgenommen; am liebsten, wenn es sich um solche handelte, die nach dem köstlichen Recept geschaffen waren, mit dem Ernst v. Wildenbruch unser hundertstes Heft beschenkte, und das wir hier wieder abzudrucken uns nicht versagen mögen:

Fang' ein Meer in einen Becher —
Größer nicht sei der Pokal,
Als ihn mühelos ein Zecher
Schlürfen kann mit einem Mal.

Laß den Trunk im Becher gähren,
Misch' zum Herben Süßes ein,
Laß verkühlend ihn sich klären —
Und das Drama, es ist Dein.

Originelle deutsche Schauspiele, charakteristische und werthvolle Proben ausländischer Dramatik, namentlich auch kleinere dramatische Dichtungen, die durch scharf umrissene Charaktere und Leichtigkeit der Aufführung besonders werthvoll erschienen, hat „Nord und Süd" mehrfach gebracht.

Aus der noch immer so reich strömenden **lyrischen** und **lyrisch-epischen Dichtung** allzuviel in unsere Monatsschrift hinüberzuleiten, verbot sich von selbst. Aber wir haben es stets mit Freuden begrüßt, wenn wir zwischen die ewige Prosa auch einmal etwas Poesie einreihen konnten: künstlerisch abgerundete Erzählungen in Versen verschiedener Form, rein empfundene lyrische Gedichte, gedankenreiche Sprüche.

Wer etwa das jetzt veröffentlichte Gesammtregister der 150 Hefte unserer Monatsschrift aufmerksam durchsieht, der wird vielleicht überrascht sein, wenn er wahrnimmt, wie viele später durch Sonderabdrücke oder durch Sammelwerke weiter verbreiteten poetischen Schöpfungen in Versen und in Prosa durch „Nord und Süd" zuerst der deutschen Lesewelt zugeführt sind!

Von den belehrenden **Aufsätzen (Essays)** unserer Monatsschrift suchten wir den doctrinären Ton stets fernzuhalten und doch Arbeiten zu bringen, die von berufenen Autoren mit voller Sachkunde und zugleich in lebendiger und anschaulicher Darstellung

geschrieben waren. Wir haben weder im Ganzen noch auf einzelnen Gebieten eine systematisch abgeschlossene äußere Vollständigkeit erstrebt; wir haben — bisweilen mit Ueberwindung — darauf verzichtet, regelmäßige Berichte über die Fortschritte auf einzelnen Feldern der Wissenschaft oder über das literarische, wissenschaftliche, künstlerische Leben bestimmter Länder, Völker oder Großstädte zu bringen — eben weil wir uns und unsere Leser nicht an die Fessel binden wollten, welche die stete Rücksicht auf eine solche Vollständigkeit und Regelmäßigkeit erfordert haben würde. Aber bei aller Freiheit der Auswahl auf den verschiedensten Gebieten des menschlichen Wissens, Strebens und Könnens, die wir uns gestatteten, bei allem Freimuthe der Meinungsäußerung, den wir von unseren Mitarbeitern erwarteten, wird wohl Jeder, der eine längere Reihe unserer Hefte überblickt, finden, daß kaum irgend ein Gebiet des geistigen Lebens unberücksichtigt geblieben ist, und daß auch kein einzelnes Heft das Streben nach Mannigfaltigkeit und anregendem Interesse vermissen läßt.

Alte, neue und neueste Geschichte, mit Einschluß der Cultur- und der Literaturgeschichte ist in Einzeldarstellungen reichlich berücksichtigt worden. Der modernen Entwickelung der Baukunst und Plastik, der Malerei und Musik sind wir mit Theilnahme gefolgt; interessante Fragen aus der Sprachwissenschaft und der Philosophie, aus der Rechtskunde, der Volkswirthschaftslehre und der Völkerpsychologie sind unseren Lesern von berufenen Fachmännern und Schriftstellern nahe gebracht worden. Auf lebendige, von deutschen Reisenden aus eigener Anschauung geschöpfte Darstellungen des Lebens fremder Völker und Länder hat unsere Zeitschrift stets besonderen Werth gelegt. Gern hätten wir häufiger naturwissenschaftliche Essays gebracht, wenn es nicht gerade auf diesem Gebiete so schwer fiele, Autoren zu gewinnen, die mit voller Sachkunde die Fähigkeit und die Lust zu klar verständlicher, in gutem Sinne populärer Darstellung verbinden.

Es ist für eine Monatsschrift wegen der längeren Frist, in der die einzelnen Hefte hergestellt und vorbereitet werden müssen, nicht leicht, Erörterungen solcher Fragen zu bringen, die gerade in dem bestimmten Moment des Erscheinens der Zeitschrift von besonderem, „actuellem" Interesse sind. Wenn wir auch in dieser Beziehung mit der Tagespresse nicht Schritt halten können oder wollen, und wenn wir auch die Erörterung rein politischer und kirchlich-religiöser Fragen grundsätzlich ausschlossen, so war es uns doch häufig möglich, einzelne das besondere Interesse gerade unserer Zeit und unseres Vaterlandes in Anspruch nehmende Artikel über bedeutungsvolle Ereignisse der Zeitgeschichte, über Bildungsfragen, über künstlerische, literarische, juristische Reformen, über Jubiläen und Festversammlungen rechtzeitig aus sachkundiger Feder zu erhalten und zum Abdruck zu bringen.

In den **Bildnissen** hervorragender Zeitgenossen, welche regelmäßig die einzelnen Hefte von „Nord und Süd" schmücken — eine eigenthümliche Einrichtung unserer Monatsschrift — suchten wir stets durch scharfe Auffassung der Individualität und künstlerische Ausführung ein wirklich treues Bild der Persönlichkeit zu geben und dasselbe zugleich durch biographische Darstellungen von berufensten und geschicktesten Händen zu ergänzen. Bei Schriftstellern war es uns oft vergönnt, dem Bildniß und der Charakteristik auch noch eigene literarische Gaben des Gefeierten beizufügen, so daß „Nord und Süd" noch in den Augen einer fernen Zukunft zugleich als Portraitgallerie und als Sprechsaal für eine große Anzahl bedeutender Persönlichkeiten unserer Zeit erscheinen dürfte.

Literarische Kritik ist in deutschen Zeitschriften zu allen Zeiten geübt worden;

oft im Uebermaß, oft in verletzender Schärfe oder im Dienste egoistischer Motive oder engherziger Beschränktheit. Wir hoffen in dem kritischen Theile unserer Zeitschrift von diesen Ausartungen und Fehlern uns frei gehalten zu haben, und doch sowohl durch die längeren literarischen Berichte, die wir von Zeit zu Zeit brachten, als durch die Illustrationsproben, welche wir der Besprechung bedeutender Prachtwerke beifügen durften, als auch durch die — freilich oft nothgedrungen kurz gehaltenen — bibliographischen Notizen die Kenntniß manches guten Buches unseren Lesern vermittelt zu haben; hier und da beleuchteten wir auch wohl in der Form harmloser Satire die Schwächen manches weniger gelungenen Werkes oder traten dem Emporkommen von Geschmacklosigkeit oder Unbildung auf belletristischem Gebiete, wo es nöthig schien, noch schärfer entgegen. War es uns auch selbstverständlich nicht möglich alle Seiten und Eigenschaften der angezeigten Bücher erschöpfend zu beurtheilen, so hoffen wir doch, daß Niemand uns den Vorwurf des leichtfertigen Absprechens, des ungerechten Tadels oder auch des grundlosen Lobpreisens wird machen dürfen.

Diese Andeutungen über die Absichten, welche die Redaction der 150 Hefte von „Nord und Süd" geleitet haben, glaubten wir an dieser Stelle geben zu müssen. In gleichem Sinne soll unsere Monatsschrift weiter geleitet werden, gehoben und getragen durch das Bewußtsein, daß hervorragende Männer und Frauen aus allen Theilen des deutschen Vaterlandes, hochbegabt für Dichtkunst oder künstlerische Thätigkeit, wohlbewandert auf den verschiedensten Gebieten des Wissens, erprobt und geübt in klarer und fesselnder Darstellung, uns thatkräftig unterstützt haben, und daß die gebildete deutsche Leserwelt im ganzen Reiche und im fernsten Auslande — wie wenig wir auch jemals um die Gunst einer bestimmten Partei oder einer bestimmten Richtung gebuhlt haben — uns ihre Theilnahme nie versagt hat.

Möge die thatkräftige Unterstützung solcher Mitarbeiter, möge die Gunst eines solchen Lesepublikums unserer Monatsschrift auch ferner erhalten bleiben!

Berlin und Breslau,
im September 1889.

Redaction und Verlag
von
„Nord und Süd."

Gesammt-Register.

über

die ersten 150 Hefte (50 Bände) der deutschen Monatsschrift

„Nord und Süd".

Abel, Carl in Berlin. Sprache und Aegyptische Sprache. Heft 27.
— Ueber die Unterscheidung sinnverwandter Wörter. Heft 72.
— Englisches Zeitungsdeutsch. Heft 100.
Aceliß, Thomas in Bremen. Adolf Bastian. Heft 149. Mit dem Portrait Bastian's.
— Wilhelm Wundt. Heft 129.
Adler, Georg in Breslau. Die Lehren der Anarchisten. Heft 96.
Albrecht, Heinrich in Berlin. Paul Boerner. Heft 104. Mit dem Portrait Paul Boerner's.
— Das dynamo-elektrische Princip in seiner hygienischen und cultureller Bedeutung. Heft 120.
— Altes und Neues über den Hypnotismus. Heft 136.
Allan, George in Bukarest. Rumänische Gesellschaft. Scenen aus Bukarest. Heft 41.
— Margarethe. Novelle. Heft 98.
Allgeyer, Julius in München. Betrachtungen über bildende Kunst. Heft 52. 53.
— Aus Anselm Feuerbachs Leben. Heft 127. 128. 129.
Althaus, Friedrich in London. Ferdinand Gregorovius. Ein Lebensbild. Heft 69. Mit dem Portrait von Gregorovius.
— Erinnerungen an Gottfried Kinkel. Heft 71. 73.
— Der wahre Lord Byron. Heft 81.
— Thomas Carlyle. Ein Lebensbild. Heft 121.
Ammyntor, Gerhard, v. in Potsdam. Ein hoher Schulmeister. Heft 110.
Andrea, A. in Neapel. Ein Christus. Erzählung. Heft 116.
Andresen, Karl Gustav in Bonn. Ueber die Namen und die Namengebung der alten Deutschen. Heft 123.
Annenkow, P. W. in Berlin. Ein sechsjähriger Briefwechsel mit Iwan S. Turgenjew. Uebersetzt von A. Grebst in Petersburg. Heft 106.
Anzengruber, Ludwig in Wien. Zur Psychologie der Bauern: Wie der Huber ungläubig ward. Heft 3.
— Der gott-überlegene Jakob. Heft 5. Mit dem Portrait Anzengrubers.
— Die fromme Kathrin'. Heft 10.
— Das Sündkind. Heft 17.
— Sein Spielzeug. Heft 30.
— Der Einsam'. Erzählung. Heft 50.
— Ein böser Gast. Weihnachtsmärchen. Heft 69.
— Das Ehekräutlein. Heft 78.
Arminski, J. in Essegg. Von den Wegen des Lebens. Heft 126.
Auerbach, Berthold in Berlin. Der Sohn des Käthchen von Heilbronn. Erzählung. Heft 14. Mit dem Portrait Auerbachs.
— Ferdinand Alba und Clärchen. Eine Brüsseler Erinnerung. Heft 52.
— Briefe an Wilhelm Wolffsohn. Heft 125. 126.
Auerbach, Felix in Breslau. Hermann Helmholtz und die wissenschaftlichen Grundlagen der Musik. Heft 56. Mit dem Portrait von Helmholtz.
— Unsichtbare Gebirge. Heft 85.
— Die Entwickelung der deutschen Universitäten. Heft 104. 105.
Augier, Emile in Paris. Fragment. Heft 25.
Baas, J. Herm. in Worms. William Harvey der Begründer der neuen Physiologie und ihrer Methode, im Lichte der Culturgeschichte. Heft 37.
— Ueber die Grenzen des ärztlichen Erkennens. Heft 54.
— Ueber die Grenzen des ärztlichen Könnens. Heft 72.
— Die Brille. Heft 85.
Baechtold, Jakob in Zürich. Aus Heinrich Leutholds Nachlaß. Heft 39.
Baron, J. in Berlin. Gemeinwirthschaft und Privatwirthschaft. Heft 8.
— Der Normalarbeitstag. Heft 15.
— Die neuen Reichsjustizgesetze. Zum 1. October 1879. Heft 30.
— Die Frauen im römischen Recht. Heft 112.
Bartsch, Karl in Heidelberg. Josef Victor von Scheffel. Heft 16. Mit dem Portrait von Scheffels.
— Italienisches Frauenleben im Zeitalter Dantes. Heft 30.
— Das altfranzösische Volkslied. Heft 62.
— Elfriede. Erzählung. Heft 80.
— Jean Paul in Heidelberg. Heft 97.
Bary, A. de in Straßburg. Ueber die Bedeutung der Blumen. Heft 13.
Basch, S. von in Wien. Das Wesen des Kreislaufs. Heft 45.
Bauernfeld, Ed. in Wien. Correspondenz mit Anastasius Grün. Erinnerungen. Heft 6.
— Moriz Schwind zum Gedächtniß. Heft 9.
— Zahme Xenien. Heft 143. Mit dem Portrait Bauernfeld's.
Baumbach, Rudolf in Triest. Neue Dichtungen. Heft 74. Mit dem Portrait Baumbach's.
Baur, G. in Leipzig. Der Elsaß als eine Pflegestätte deutschen Lebens und deutscher Gesinnung. Heft 16.

Baur, G. in Leipzig. Die Salzburger Emigranten. Ein Leidens und Lebensbild aus der evangelischen Diaspora, zugleich ein Zeugniß für die Kirchenpolitik der Hohenzollern. Heft 26.
Beck, Karl in Wien. Erinnerungen an Alexander Petöfi (1846) Heft 25.
Bender, Hedwig in Eisenach. Giordano Bruno. Heft 146.
Berger, Arnold E. in Bonn. „Werther", „Faust" und die Anfänge des „Wilhelm Meister". Heft 141.
Bernhöft, Franz in Rostock. Ueber die Stellung der Frauen im Alterthum. Heft 89.
Bieberstein, Rogalla von, A. in Breslau. Die strategischen Verhältnisse Deutschlands Rußland gegenüber. Heft 142. 143.
Biedermann, Karl in Leipzig. Zur Entwickelungsgeschichte der Goethe'schen Faustdichtung. Heft 8.
— Lessing in England. Heft 18.
— Aus Heinrich von Kleists Lebens- und Liebesgeschichte. Ungedruckte Briefe des Dichters. Heft 55. 66. 67.
— Die Natur als Gegenstand poetischer Empfindung und Darstellung. Heft 76.
— Ein Stück Lebens- und Zeitgeschichte. Heft 86. Mit dem Portrait Biedermanns.
— Zur Literatur des deutsch-französischen Krieges. Heft 120.
Bigot, Charles in Paris. Jules Grevy. Heft 108. Mit dem Portrait Grevy's.
Björnson, Björnstjerna. Staub. Erzählung. Aus dem Norwegischen mit Erlaubniß des Verfassers übersetzt von Helene Schröter. Heft 69.
Blümner, Hugo in Zürich. Ueber Travestie und Parodie in der klassischen Literatur. Heft 57.
Bodenstedt, Friedrich in Wiesbaden. Prolog. Heft 1.
— Michelangela und Vittoria Colonna in ihren freundschaftlichen Beziehungen. Heft 100.
— „Neues Leben". Heft 105.
— Die heiligen Stätten in ihrer Bedeutung für Rußland. Heft 117. Mit dem Portrait Bodenstedt's.
— Sakuntala. Heft 127.
Böhlau, Helene in Weimar. Herzenswahn. Novelle. Heft 88. 89.
Bois-Reymond, E. du in Berlin. Ueber das Nationalgefühl. Rede zur Geburtstagsfeier des Kaisers in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 28. März 1878 gehalten. Heft 15.
Bölsche, Wilhelm in Berlin. Telepathie. Das Märchen von einer neuen Wissenschaft. Heft 137.
Boerner, Paul in Berlin. Rudolf Virchow bis zur Berufung nach Würzburg. Heft 61. Mit dem Portrait Virchows.
— Friedrich Theodor von Frerichs. Heft 86.
Boetticher, Adolf in Berlin. Die Stadt des Tantalos. Heft 49.
— Die neuesten Ausgrabungen der Griechischen Archäologischen Gesellschaft. Heft 57.
— Die Ausgrabungen der Franzosen auf Delos. Heft 93.
Borgeaud, Ch. in Berlin. Eine Mandnacht. Novelle. Heft 132.
Bormann, Walter in München. Hermann Lingg. Heft 124. Mit dem Portrait Lingg's.
— Adamantios Karais als Zeuge der französischen Revolution. Ein Blatt der Vorerinnerung zur hundertjährigen Wiederkehr des Revolutionstages. Heft 145.
Boy-Ed, Ida in Lübeck. Sein Schüler. Novelle. Heft 109. Mit dem Portrait Lingg's.
— Sturm. Novelle. Heft 137.
Brachvogel, Udo in Omaha. Bret Harte. Heft 44. Mit dem Portrait Bret Harte's.
— Carl Schurz. Heft 93. Mit dem Portrait von Schurz.
Brahm, Otto in Berlin. Schiller auf der Stuttgarter Militärakademie. Heft 133.
Brandes, Georg in Kopenhagen. Henrik Ibsen. Heft 80. Mit dem Portrait Ibsen's.
Brandes, Georg in Kopenhagen. Schack von Staffeldt, ein deutsch-dänischer Dichter. Heft 113. 114. Mit dem Portrait von Brandes.
Brandt, v. Oberst z. D. in Berlin. Das Leben von Colin Campbell, Lord Clyde. Heft 53.
— Bilder aus Indien. I. Heft 60.
— Bilder aus Indien. II. Heft 67.
Brandt, M. v. in Peking. Sprache und Schrift der Chinesen. Heft 78.
Braun-Wiesbaden, Karl in Leipzig. Eine unfindbare freie Reichsstadt. Culturgeschichtliche Skizze. Heft 20.
— Nur ein Schneider. Bilder aus der Kleinstaaterei. Heft 31. 32. 33.
— Weltpolitik und Kleinstaaterei 1860. Heft 67. Mit dem Portrait Braun's.
— Wer hat das Pulver erfunden? Eine culturgeschichtliche Plauderei. Heft 75.
— Rudolf von Ihering. Heft 87. Mit dem Portrait von Ihering's.
— Das Attentat auf dem Niederwald. Heft 97.
— Reiseeindrücke aus Bosnien und der Herzegowina. Heft 105.
— Eduard Simson. 111. Mit dem Portrait Simson's.
— Unschuldig verurtheilt. Eine Criminalgeschichte aus dem siebzehnten Jahrhundert. Heft 114.
Brehm, A. E. in Berlin. Wildpferde in den asiatischen Steppen. Heft 6.
Breitinger, H. in Zürich. Die Entwickelung des Realismus in der französischen Dichtung des neunzehnten Jahrhunderts. Heft 9.
— Der heutige Roman Italiens. Heft 50.
Bret Harte in New-York. Der Mann von Solano. Amerikanische Skizze. (Uebertragen von Udo Brachvogel.) Heft 1.
Brück, Anton Theobald in Osnabrück. Das Alter. Heft 61.
— Lachen und Weinen. Heft 77.
— Die Stigmatisirten. Heft 88.
Brückner, Alexander in Dorpat. Zur Naturgeschichte der Prätendenten. Heft 44.
— Josef II. in Rußland i. J. 1780. Heft 77. 78.
— Die Geschichte der Todesstrafe. Heft 119.
— Der Fortschritt in der Geschichte. Heft 99.
— Die Geschichte der Meinungen über die Todesstrafe. Heft 123.
— Zur Charakteristik des Kaisers Paul. Urtheile von Zeitgenossen, in den Acten des Woronzowschen Archivs. Heft 144.
Bucher, Bruno in Wien. Zur Popularisirung der Kunst. Heft 10.
Buchner, Max in München. Metamorphosen des Christenthums bei den Negern. Heft 139.
Bulthaupt, Heinrich in Bremen. Ganymed. Novelle. Heft 122.
Bunsen, Marie v. in Berlin. Tiefe Fluthen. Heft 87.
Bürger, Lucian in Altona. Dimitri. Novelle. Heft 119.
Busch, W. in Bonn. Der Fuß und seine Bekleidung. Heft 25.
Cantor, Moritz in Heidelberg. Sir Isaac Newton. Heft 46. 47.
— Aus Universitätskreisen. Heft 81.
— Vier berühmte Astrologen. Heft 133.
Carriere, Moritz in München. Geschmack und Gewissen. Heft 4.
— Der Unterschied des plastischen und malerischen Stils. Heft 9. Mit dem Porträt Carrieres.
— Johannes Huber. Heft 27. Mit dem Portrait Hubers.
— Wechselbeziehungen deutscher und italienischer Kunst. Heft 43.
— Calderons Arzt seiner Ehre und Shakespeares Othello. Heft 50.
— Bettina von Arnim. Heft 118.
Cassel, Paulus in Berlin. Die Symbolik des Schleiers. Heft 121.

Clary, H. Wen trifft die Schuld? Novelle. Heft 128. 129.
Coppée, François. Olivier. Novelle in Versen. Im Versmaße des Originals übersetzt von Wolf Grafen Baudissin. Heft 32.
— Ein Theaterkind. Uebersetzt von Ferdinand Hiller. Heft 69.
— Eine Idylle während der Belagerung. Novelle. Heft 149. 150.
Corvus, M. in Leipzig. In omnibus charitas. Novelle. Heft 64. 65.
— Der Professor. Novelle. Heft 93.
— Doctor Lomnitz. Novelle. Heft 133..
Curtius, Ernst in Berlin. Griechische Ausgrabungen. 1876—1877. Heft 1.
— August Böckh. Heft 106.
Dahn, Felix in Breslau. Gedicht zu einem Bilde Kaiser Wilhelms. Heft 49. Mit dem Portrait Kaiser Wilhelms I.
— Friedrich Rückert (mit ungedruckten Briefen und Vers. des Dichters.) H. 51. Mit d. Portait Dahns.
— Der Streit um die Krone. Ballade. Heft 56.
— Nachruf an Richard Wagner. Heft 73.
— Vom armen Häslein. Ballade. Heft 76.
— Ueber Ludwig Steub. Heft 78. Mit d. Portrait Steubs.
— Jung-Bismarck. Gedicht. Heft 97.
— An Carmen Sylva. Heft 140.
Danilewskij, G. P. in St. Petersburg. Meine Fahrt nach Jaßnaja Poljana, dem Gute des Grafen L. N. Tolstoj. Heft 125. Mit dem Portrait Tolstoj's.
Dechend, Hans in Marburg. Ein doppelter Friedensschluß Napoleons I. Heft 98.
— Ein französisches Ränkespiel in Deutschland zur Zeit Napoleons I. Heft 117.
Delitzsch, Franz in Leipzig. Der Talmud und die Farben. Heft 14.
Demmin, August in Wiesbaden. Sammler, Sammeln und Sammlungen. Heft 28.
Detmer, W. in Jena. Ueber insectenfressende Pflanzen. Heft 106.
Diels, Hermann in Berlin. Antike Heilwunder. Heft 130.
Dilling, Lars †. Des Dachdeckers Mutter. Seeländer Skizze. Heft 133.
Dito und Idem (Königin Elisabeth und Frau Mite Kremnitz) in Bukarest. Es war ein Irrthum. Novelle. Heft 113.
Dohm, Ernst in Berlin. Fragment. Aus einem unvollendeten Lustspiel Emile Augiers (Uebersetzung.) Heft. 25. Mit dem Portrait Augiers.
Dohm, Hedwig in Berlin. Frau Tannhäuser. Eine Reisenovelle. Heft 124.
— Ob Schein ob Wesen? Novelle. Heft 145.
Dove, A. in Breslau. Gustav Freytag. Heft 29. Mit dem Portrait Freytags.
Drachmann, Holger in Dänemark. Vier Meerlieder. Heft 148.
Duboc, Julius in Dresden. Der Bauernphilosoph Konrad Deubler. Heft 117.
Duhn, F. von in Heidelberg. Ueber die Anfänge der Antikensammlungen in Italien. Heft 45.
Duhn, F. von in Heidelberg. Ueber die Wanddekorationen eines römischen Hauses im Garten der Farnesina. Heft 77.
Ebers, Georg in Leipzig. Alliteration und Reim im Altägyptischen. Heft 1.
— Mein Grad in Theben. Heft 10. Mit dem Portrait von Ebers.
— Das Alte in Kairo und in der aradischen Cultur seiner Bewohner. Heft 74. 75.
— Die Freilegung des Tempels von Luqsor, mit einem Worte über die Verschleppung der Obelisken und ihre Aufstellung in modernen Städten. Heft 100.
Eberty, Felix in Breslau. Das Gesetz im Leben. H. 47.
Edgren-Leffler, A. Ph. in Stockholm. Das Kind. Novelle. Aus dem Schwedischen übersetzt. Heft 143.
Edler, Karl Erdm. in Wien. Eine Glocknerfahrt. Novelle. Heft 20.
Ehrlich, Heinrich in Berlin. Anton Rubinstein. Heft 26. Mit dem Portrait Rubinsteins.
— Mailänder Erinnerungen aus dem Sommer 1881. Heft 56.
— Die Berliner Musik-Saison 1881/1882. Rückblicke. Heft 60.
— Johannes Brahms. Heft 62. Mit dem Portrait Brahms.
— Charles Gounod. Heft 102.
— Robert Franz. Heft 112. Mit dem Portrait Franz'.
— Die Entwickelung der dramatischen Musik in Italien. Heft 126.
— Clara Schumann. Heft 128. Mit dem Portrait Schumann's.
— Aus der musikalischen Vogelperspective. Heft 135.
— Der Musik-Winter 1888—1889. Heft 149.
Eichendorff, Joseph Freiherr von. Preußen und die Constitution. Aus seinem Nachlasse mitgetheilt von Heinrich Meisner in Berlin. Heft 132.
Elster, Christian. Eine Kreuzträgerin. Erzählung. Aus dem Norwegischen übersetzt von Emma Klingenfeld. Heft 72.
Eras, Wolfgang in Breslau. Die Kunst Bowlen zu brauen. Heft 101.
— Die Fische im Haushalt der Natur und in der Küche. Heft 148.
Erdmann, O. in Breslau. Professoren und Studenten auf der Bühne. Heft 138.
Ernst, O. in Konstantinopel. Die Renegatin. Eine Erzählung aus dem Orient. Heft 29. 30.
Eulenburg, Philipp zu in München. Aus der der Art. Eine märkische Studie. Heft 83.
— Die letzten Weetzow. Novelle. Heft 113.
— Drei Skizzen: Am Sonntag, wenn der Flieder blüht. — Ein Brief. — Eine Spazierfahrt. Heft 115.
— Ein Blatt preußischer Politik vor hundert Jahren. Heft 131.
Eyssenhardt, Franz in Hamburg. Der Ursprung der romanischen Sprachen. Heft 36.
— Peregrino Raro. Heft 124.
Falke, Jacob v. in Wien. Das Fenster in der Wohnung. Heft 2.
— Zeitgemäße Vatinasfragen. Heft 67.
— Der englische Garten. Heft 92. Mit d. Portrait von Falke's.
— Ideen zu einer Geschichte des Wohnhauses. Heft 137. 138.
Fastenrath, Johannes in Köln. Don José Echegaray. Heft 120. Mit dem Portrait Echegaray's.
Fischer, Kuno in Heidelberg. Ein literarischer Findling als „Lessings Faust". Heft 2.
— Ueber G. E. Lessing. I. Lessings reformatorische Bedeutung in der deutschen Literatur. II. Lessings Minna von Barnhelm. Heft 38. 39. III. Lessings Emilia Galotti. Heft 41. Mit d. Portrait Fischer's.
— Die hundertjährige Gedächtnißfeier der „Kritik der reinen Vernunft". Heft 51.
Fischer, W. Briefe von Richard Wagner. Heft 76.
Fitger, A. in Bremen. Das Mysterium des großen Pan. Heft 105. Mit dem Portrait Fitger's.
Folticineano, M. in Berlin. Land und Leute in Bulgarien. Heft 134.
Fontane, Theodor in Berlin. Grete Minde. Nach einer altmärkischen Chronik. Heft 26. 27.
— L'Adultera. Novelle. Heft 39. (Mit d. Portrait Fontanes). Heft 40.
— Groeben und Siethen. Ein märkisches Capitel. Heft 55. 56.
— Der Scharnhorst-Begräbnißplatz auf dem Berliner Invalidenkirchhof. Heft 56.
— Jung-Bismarck, Gedicht. Heft 97.
Forchhammer, P. W. in Kiel. Das goldene Vließ und die Argonauten. Heft 17.

Forster, A. in Bern. Ueber die neuen Erdbeben-Katastrophen und Vulkanausbrüche des Jahres 1883 und über die Ursachen der Erderschütterungen. Heft 87.
Förster, Brix in München. Jean Paul in Weimar. Nach Originalbriefen. Heft 138.
Franzos, Karl Emil in Wien. Die Locke der heiligen Agathe. Eine moderne Legende. Heft 19.
Freiligrath, Ferdinand. Uebersetzungen. Aus dessen Nachlaß. (Gedichte von Robert Herrick und Th. B. Aldrich). Heft 11.
Frensdorff, F in Göttingen. Die Entstehung der Hanse. Heft 12.
Frenzel, Karl in Berlin. Wie ich in die Literatur kam. Heft 142. Mit dem Portrait Frenzel's.
Frerichs, Theodor in Berlin. Ein Brief. Heft 84. Mit dem Portrait von Frerichs.
Freund, Fritz in Straßburg im Elsaß. Das Urtheil der Porzia in Shakespeares Kaufmann von Venedig. Heft 94.
Friedberg, Emil in Leipzig. Das alte deutsche Reich zur Zeit seines Niederganges. Heft 76.
Friedmann, Felix in Berlin. Das Bischen Strafgesetzbuch. Heft 107.
Friedrich, Friedrich in Leipzig. Die Jugendfreunde. Novelle. Heft 60.
Friedrich, J. in München. Johann Joseph Ignaz von Doellinger. Heft 32. Mit dem Portrait Doellingers.
Friedrichs, Hermann in Messina. Das Kreuz der Liebe. Novelle. Heft 121.
Fries-Schwenzen, H. in Berlin. Marit. Norwegische Novelle. Heft 125.
Fuld, Ludwig in Mainz. Die Ermordung des Polizeiraths Dr. Rumpf in Frankfurt a. M. Heft 102.
Gane, N. Andrei Florea, der Curcan. Aus dem Rumänischen nach dem Manuscripte und unter Mitwirkung des Verfassers übersetzt von Mite Kremnitz-Bardeleben. Heft 33.
Garbe, Richard in Königsberg. Leben der Europäer in Indien. Heft 136.
Garschin, W in Petersburg. Zwei Märchen. Uebersetzt von Julie Romm. I. Was nie gewesen II. Attalea princeps. Heft 95.
Gebler, Karl v. in Meran. Alessandro Manzoni. Heft 3.
— Die Jungfrau von Orleans. Heft 34.
Geffcken, F. Heinrich in Straßburg i. E. Das Problem des Völkerrechts. Heft 32.
Geibel, Emanuel in Lübeck. Distichen aus dem Winterta jebuch. Heft 1.
— Die Jagd von Beziers. Vorspiel einer Albingensertragödie. Heft 3. Mit d. Portrait Geibel's.
— Sieben Oden des Horaz. Heft 20.
Geiger, Ludwig in Berlin. Der dreißigjährige Krieg und die deutsche Literatur. Heft 27.
Geiger, Wilhelm in Erlangen. Die Mythen vom Tod und vom Jenseits bei den Indogermanen. Heft 31.
— Die älteste Literatur des indischen Volkes. Heft 46.
— Die Russen in Turkestan. Heft 101.
Gnée, Rudolph in Dresden Der hundertjährige Hamlet. Eine dramaturgische Studie. Heft 9.
Gerhard, Carl in Bonn. Das Träumen. Heft 29.
Gerland, Georg in Straßburg. Das Gesetz der Vererbung und die Poesie. Heft 5.
— Centralasien und China. Heft 12.
Gersuny, R. in Wien. Theodor Billroth in Wien. Heft 141. Mit dem Portrait Billroth's.
Geyer, A. in München. Die Entschädigung freigesprochener Angeklagten. Heft 53.
— Vom Hohenstaufen zum Hohenzollern. Heft 79.
Gisander, Hugo (Dr. H. Erdmann) in Halle a. S. Richard von Volkmann. Ein deutscher Arzt und Dichter. Heft 139.
Giesebrecht, Wilhelm von in München. Unsere Gymnasien. Pädagogische Briefe. Heft 71. Mit dem Portrait von Giesebrecht's.
Gneist, Rudolf in Berlin. Die neuesten Reformen der englischen Universitäten im Verhältniß zum nationalen Unterrichtssystem des Landes. H. 91.
— Die neue Stadtverfassung von London. Heft 95. Mit dem Portrait Gneist's.
Goedecke, Karl in Göttingen. Emanuel Geibel. Heft 3. Mit dem Portrait Geibel's.
— Paul Heyse. Heft 7. Mit d. Portrait Heyse's.
Goltz, C. Freiherr v. d. in Berlin. Skizzen aus der Kriegsführung der Gegenwart. Heft 49.
Göring, Hugo in Berka a. d. Werra. Wilhelm Jordans Roman „Zwei Wiegen". Heft 134.
Gottschall, Rudolf von in Leipzig. Der archäologische Roman. Heft 94. Mit dem Portrait von Gottschall's.
— Victorien Sardou. Ein literarischer Essay. Heft 123. Mit dem Portrait Sardou's.
— Merlins Wanderungen. Eine Dichtung. Heft 125. 126.
— Karl Frenzel. Ein literarischer Essay. H. 142. Mit dem Portrait Frenzel's.
— Fanny Lewald. Heft 148. Mit dem Portrait Fanny Lewald's.
Gregorovius, Ferdinand in Rom. Die Villa Monzano. Ein Musensitz der Gozzadini in Bologna. Heft 69. Mit dem Portrait von Gregorovius.
Greif, Martin in München. Drei Herbstgedichte. Heft 150. Mit dem Portrait Greif's.
Groß, Ferdinand in Wien. Ein irredentistisches Gespenst in Wien. Proceß Zalewski. H. 128.
— Alphonse Daudet. Heft 131. Mit dem Portrait Daudet's.
— Eduard von Bauernfeld. Heft 143. Mit dem Portrait Bauernfeld's.
Groth, Klaus in Kiel. Kronprinzens in Holsteen. Ein Cyclus plattdeutscher Gedichte über Land, Leute und Sagen. Heft 25.
— Meine Beziehungen zu Emanuel Geibel. Heft 89. Mit dem Portrait Groth's.
— Jung-Bismarck. Gedicht. Heft 97.
— Eine neue plattdeutsche Bibelausgabe. Heft 101.
Gumprecht, Otto in Berlin. Robert Schumann. Heft 71. 72.
— Mozarts Opern. I. II. III. Heft 94. 95. 96.
Günthert, Julius Ernst von in Stuttgart. Erinnerung an J. Viktor von Scheffel. H. 111.
Gutzkow, Karl in Sachsenhausen. Bogumil Dawison. Heft 18. Mit d. Portrait Gutzkow's.
Hamerling, Robert in Graz. Amor und Psyche. Gedicht. Heft 64. Mit dem Portrait Hamerlings.
Hamm, Wilhelm von. Sonntagskinder. Heft 48.
Hanslick, Eduard in Wien. Adelina Patti. Erinnerungen. Heft 5.
— Musik und Musiker in Paris. Heft 22. Mit dem Portrait Hanslick's.
— Joseph Joachim. Heft 83. Mit dem Portrait Joachim's.
Harnack, Erich in Halle. Das Cocaïn. Heft 105.
Hartmann, Eduard von, in Berlin. Die Bedeutung des Leides. Heft 34.
— Die Krisis des Christenthums. Heft 42.
— Die tragische Vertiefung der Naturreligion im Germanenthum. Heft 52. Mit dem Portrait Hartmann's.
— Kant als Begründer der modernen Aesthetik. Heft 90.
— Anton Theobald Brück †. Heft 102.
— Das Problem der Verbindung der Künste in der modernen Aesthetik. Heft 115.
Haeser, H. in Breslau. Salerno. Heft 7
— Alpenfahrten in früherer Zeit. Heft 112.
Hecker, Carl in Ludwigsburg. Undine. Aus den Memoiren eines Lieutenants. Heft 109.
— Die rothe Tasche. Novelle. Heft 132.
Heiberg, Hermann in Berlin. Weshalb mir das? Novelle. Heft 136. Mit dem Portrait Heiberg's.
Hemmann, Fr. in Herrliberg. Charles Sealsfield. Heft 30.
— Sealsfield Postl. Heft 150.

Hennicke, F. in Berlin. Die Telegraphie in Berlin. Heft 113.
— Das Fernsprechwesen. Heft 114.
Henle, J. in Göttingen. Der medicinische und der religiöse Dualismus. Heft 13.
— Ueber das Erröthen. Heft 55.
Hermann, Hans in Breslau. Steeple-Chase. Novelle. Heft 144.
Hertz, Martin in Breslau. Die Reisen des Kaisers Hadrian. Heft 147.
Hertz, Wilhelm in München. Die Sage vom Parzival und dem Gral. Heft 52.
— Beowulf. Heft 86.
— Zwei Novellen in Versen. Heft 104.
Hettner, Hermann in Dresden. Die Franziskaner in der Kunstgeschichte. Heft 57. Mit d. Portrait Hettner's.
Heyden, A. von in Berlin. Ein Costümwerk. H. 115.
Heyse, Paul in München. Ippolito Nievo. Heft 7. Mit dem Portrait Heyse's.
— Beppo, der Sternseher. Novelle. Heft 9.
— Reisebriefe: An Arnold Böcklin in Florenz. An Otto Ribbeck in Leipzig. Heft 16. — An Wilhelm Hertz in Berlin. An die zu Hause Gebliebenen. Heft 17.
— Aus der italienischen Reisemappe. Heft 22.
— Die Madonna im Oelwald. Novelle in Versen. Heft 27. 28.
— Die Eselin. Novelle. Heft 40.
— Der lahme Engel. Novelle. Heft 46.
— Der Mönch von Montaudon. Novelle. Heft 52.
— Unvergeßbare Worte. Novelle. Heft 67.
— Das Fagott. Trauerspiel in einem Akt. Heft 92.
— Bismarck-Lied. Heft 97.
— Eine Dante-Lectüre. Charakterbild in einem Akt. Heft 112.
— Die schwerste Pflicht. Trauerspiel in einem Akt. Heft 131.
Hildebrandt, W. in Naumburg. Der Skat-Onkel. Erzählung. Heft 101.
Hiller, Ferdinand in Köln. An Franz Liszt. Heft 6. Mit dem Portrait Liszt's.
— Adolphe Nourrit. Heft 28.
— In Wien vor 52 Jahren. Heft 35.
— Maxime du Camp. Heft 37.
— Frankfurter Tonkünstler vergangener Zeit. H. 54. Mit dem Portrait Hiller's.
— Ein Theaterkind. Von François Coppée. Heft 69. (Siehe auch Coppée.)
Hirschfeld, Gustav in Königsberg. Festfeiern und Gedenktage im griechischen Alterthum. Heft 38.
— Ein deutscher Gesandter bei Soliman d. Großen. Heft 84.
— Ernst Curtius. Heft 106. Mit dem Portrait von Curtius.
— Preußen und die Antike. Heft 144.
Hirschfeld, Ludwig von in Berlin. Entgleist. Eine Skizze. Heft 107. 108.
Hoffmann, Hans in Stettin, später in Berlin. Der schöne Checco. Novelle. Heft 42.
— Der Mönch von Paläokastrizza. Novelle. H. 108.
— Strandgut. Novelle. Heft 134.
— Erfüllter Beruf. Skizze. Heft 144. Mit dem Portrait Hoffmann's.
Holtzendorff, Franz von in München. Socialpolitische Reiseskizzen aus Schottland. Heft 47. Mit d. Portrait von Holtzendorff's. 48. 49. 50
Homberger, Heinrich in Berlin. Der Posten der Frau. Heft 69.
Honegger, J. J. in Zürich. Alexandre Dumas fils. Heft 28. Mit dem Portrait von Dumas.
Hopfen, Hans in Berlin. Zwischen Dorf und Stadt. Novelle. Heft 2.
— Flinserls Glück und Ende. Aus den Geschichten des Majors. Heft 23. M. d. Portrait Hopfen's.
— Es hat so sollen sein. Sprichwort in einem Akt. Heft 149.
Hoernes, Moriz in Wien. Die Anfänge der Kunst in Griechenland. Heft 90.
— Das Heroon von Gjölbaschi. Heft 122
Hoernes, Moriz in Wien. Der falsche Czar Peter III. Eine Episode aus der Geschichte Montenegros. Heft 137.
— Eine Exhumirung in Bosnien. Heft 144.
— Die Kelten in Süd-Oesterreich. Heft 149.
Huber, Johannes in München. Moderne Magie. Heft 27. 28. Mit dem Portrait Huber's.
Hübner, E. in Berlin. Laokoon. Heft 24. 105.
— Antonio Cánovas del Castillo als ästhetischer Schriftsteller. Heft 129.
— Horaz in Spanien. Heft 136.
Hübner, Julius in Dresden. Tintoretto. H. 31.
— Das Wiedererwachen der Kunst in Italien und die italienischen Schulen. Heft 68.
Jaenicke, Karl in Breslau. Annette von Droste-Hülshoff. Heft 99.
— Justine Dankmar. Novelle. Heft 116. 117.
— Der Enthusiast von Fichtenstädtel. Novelle. Heft 135.
Jastrow, J. Die Marienburg. Ein ostdeutsches Denkmal. Heft 116.
Ibsen, Henrik. Poetische Epistel. Uebers. von L. Passarge in Königsberg. Heft 107.
Jeannine, B. in Paris. Seltsame Bande. Novelle. Heft 130.
— Eine Idylle in der Großstadt. Novelle. Heft 142.
Jensen, Wilhelm in Freiburg in Br. Aus den Banden. Novelle. Heft 1.
— Monika Waldvogel. Novelle. Heft 4.
— Bohemund. Novelle in Versen. Heft 10.
— Ein Frühlingsnachmittag. Heft 15.
— Im Mai. Eine Symphonie. Heft 24. Mit dem Portrait Jensen's.
— Fatra. Ein erzählendes Gedicht. Heft 34. 35.
— Am Aschenkrug. Gedicht. Heft 55.
— Ein Schatten. Gedicht. Heft 63.
— Der Wille des Herzens. Novelle. Heft 75.
— Jung-Bismarck. Gedicht. Heft 97.
— Um die Pfingstzeit. Novelle. Heft 103. 104.
— Aus meiner Vaterstadt. Die Persianischen Häuser. Heft 139. 140.
Ihering, Hermann v. in Leipzig, später in Rio Grande do Sul. Die Thierwelt der Alpenseen und ihre Bedeutung für die Frage nach der Entstehung der Arten. Heft 29.
— Rio de Janeiro. Heft 150.
Iherling, Rudolph v. in Göttingen. Das Leben für und durch Andere oder die Gesellschaft. Heft 1.
— Honorar und Gehalt. Heft 5.
— Die Sitte im Munde der Sprache. Heft 49.
Joest, M in Berlin. Besuch einiger Schulen d. Allgemeinen Israelitischen Allianz (Alliance Israelite Universelle) in Marokko und Kleinasien. Heft 147.
Jokai, Moriz in Budapest. Fürst und Fra Diavolo. Heft 81. Mit dem Portrait Jokai's.
Jordan, Max in Berlin. Ludwig Knaus. H. 40. Mit dem Portrait von Knaus.
Jordan, Wilhelm in Frankfurt a. M. Rauhreif. Gedicht. Heft 65. Mit d. Portrait Jordan's.
Irmer, Georg in Hannover. Der Nord-Ostsee-Canal. Heft 104.
Junghans, Sophie in Kassel. Giulio Valori. Novelle. Heft 48.
Kaibel, Georg in Greifswald. Allgemeine Bildung in der römischen Kaiserzeit. Heft 111.
Kalischer, Alfr. in Berlin. Ludwig van Beethoven in Berlin. Heft 116.
— Beethoven und der preußische Königshof unter Friedrich Wilhelm III. Heft 146.
Kapper, Siegfried in Pisa. Klöster und Klosterleben in der Herzegovina. Heft 21.
Kardorff, Wilhelm v. in Wabnitz. Die wirthschaftlichen und finanziellen Reformprojecte des Reichskanzlers. Heft 23.
Kastner, Willy in Altenburg. Carina Bionda. H. 120.
Kelle, Johann in Prag. Die Verwälschung der deutschen Sprache. Heft 62.
Keller, Gottfried in Zürich. Der Apotheker von Chamounix. Fragment aus einem älteren Gedichte. Heft 60. Mit d. Portrait Keller's.

Keller-Leuzinger, F. in Stuttgart. Ein Besuch in Lissabon. Heft 79.
— Ein Besuch auf der Alhambra. Heft 90.
— Ferdinand von Lesseps. Heft 99. Mit dem Portrait von Lesseps's.
Kirchhoff, Alfred in Halle a. d. S. Darwinismus in der Völkerentwickelung. Heft 93.
Kiß, Josef in Budapest. Jehovah. Eine poetische Erzählung. Uebersetzt von Josef Steinbach. Heft 123.
Kißner, Alphons in Königsberg. Hypnotismus in England und Frankreich. Heft 114.
Klaiber, Julius in Stuttgart. Wilhelm Hauff. Heft 14.
Klebs, E. in Zürich. Schädliche Nahrungsmittel. Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte der Krankheiten. Heft 11.
— Die Umgestaltung des Menschengeschlechts, insbesondere durch Krankheiten. Heft 83.
Klein, Hugo in Wien. Zauberkünste. Novelle. Heft 141.
Klein, Martin in Breslau. Weltanschauung, Religion und Wissenschaft. Eine Kritik. H. 128.
Kleist, Heinrich von. Ueber die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden. Eingeleitet durch einen Brief an den Herausgeber von Adolf Wildrandt. Heft 10.
Klinckowström, Agnes Gräfin in Berlin. Nyx. Novelle. Heft 122. 123.
Knoll, Philipp in Prag. Ueber die Entwickelung und die Störungen der Sprache. Heft 121.
Koberstein, Karl in Dresden. Prinz Heinrich von Preußen und seine Stellung zur Tradition und Geschichte. Heft 33.
— Karl Friedrich Lessing. Heft 42. M. d. Portrait K. F. Lessing's.
— Der Dichter des Frühlings. Heft 49.
— Ein märkischer Junker. Heft 68.
— Ein Letzter vom Regiment Gensd'armes. H. 84.
— Friedrich der Große und Wilhelmine von Bayreuth. Heft 97.
Koch, A. in Neuses. Der deutsche Brahmane. (Fr. Rückert.) Heft 65.
Köppen, Fedor von in Berlin. Moltke und seine Kriegführung. Heft 46. Mit d. Portrait des Feldmarschalls Grafen von Moltke.
— Hermann Kunibert Neumann. H. 150.
Koßmann, K. in Heidelberg. Die Bedeutung des Einzelledens in der Darwinistischen Weltanschauung. Heft 36.
Krauß, Fritz in Zürich. Shakespeare und seine Sonette. Heft 23.
Krell, P. F. in München. Wiens architektonische Physiognomie I. II. Heft 134. 135.
Kremnitz, M-te in Bukarest. Carmen Sylva. Heft 58. Mit dem Portrait Carmen Sylva's (Königin Elisabeth von Rumänien).
Krohr, Max in Berlin. Die Blinde. Novelle. Heft 90.
Kreyenberg, Gotthold in Iserlohn. Die neue Erziehung. Heft 59.
Kreyssig, Fr. † Béranger und Courier. Heft 88.
— Thiers und seine Zeit. Heft 93.
Kruse, Heinrich in Wilcedburg. Der Dänholm. Heft 14.
— Idyllen: Die Dachreiter. Wider Wind und Wellen. Heft 21.
— Die Siegelbewahrer. Eine Seegeschichte. H. 45.
— Adelaide. Eine Seegeschichte. Heft 54.
— Der Californier. Eine Seegeschichte. Heft 117.
Kunz, Hermann in Berlin. Kaiser Wilhelm und die Reorganisation der preußischen Armee. Heft 135.
Kärnberger, Ferdinand in Wien. Künstlerbräute. Novelle. Heft 3.
Kurnik, Max in Breslau. Karl von Holtei. Ein Lebensbild. Heft 35. Mit d. Portrait v. Holteis.
Kurz, Isolde in Florenz. Haschisch. Aus dem Tagebuch eines Philosophen. Heft. 36.
— Welt-Kritk. Heft 119.
— Anno Pestis. Novelle. Heft 129.
Laißner, Ludwig in München. Der geraubte Spielmann. Novelle. Heft 51.
Lamezan, Ed. Graf von in Wien. Ueber menschliche Willensfreiheit und strafrechtliche Zurechnung. Heft 37.
— Die neuesten Criminalfälle in Wien. I. Die Verwilderung in den Großstädten. Heft 85. — II. Hugo Schenk und seine Genossen. Heft 87. III. Stellmacher und Kammerer. Heft 91. 92.
Lang, Carl in Offenburg. Ueber altgriechische Musik. Heft 37.
Lange, Friedrich Albert. Ueber philosophische Bildung. Heft 31. 32. 35.
L'Arronge, Adolph in Berlin. Das Theater und die Gewerbefreiheit. Heft 55. Mit dem Portrait L'Arronges.
Laßwitz, Kurd in Gotha. Die poetische und die wissenschaftliche Betrachtung der Natur. H. 122.
— Mirax. Träume eines modernen Geistersehers, erläutert durch Träume moderner Metaphysik. Heft 138.
Laube, Heinrich in Wien. Eduard Devrient. Heft 15. Mit dem Partrait Laubes.
Lazarus, M. in Berlin. Erziehung und Geschichte. Heft 48. Mit dem Portrait von Lazarus. 1.
— Carnaval. Eine psychologische Studie. Heft 6
— Die Sonntagsfeier. Eine Vision. Heft 109.
Leonhard, Rudolph in Halle. Die Universität Bologna im Mittelalter. Heft 89.
Leuthold, Heinr. Aus Heinrich Leutholds Nachlaß. Eingeleitet und herausg. v. Jakob Baechtold in Zürich. Heft 39.
Liedreich, Richard in London. Realismus und Idealismus im Portrait. Heft 8.
Liechtenstein, Rud. Fürst zu in Neulengbach. Die Kinder des Ostens. Novelle. Heft 38.
Lindau, Anna in Berlin. Der Sonnenelf. H. 127.
Lindau, Paul in Berlin. Ferd. Lassalles letzte Rede. Eine persönliche Erinnerung. Heft 2.
— Victor Hugo vor der Verbannung (1802—1851). Heft 4. Mit dem Portrait Hugos.
— In und nach der Verbannung (1851—1877). Heft 5.
— Wilhelm Busch. Heft 11. M. d. Portrait Busch's.
— Julian Schmidt und der „Schillerpreis". H. 22.
— Emile Augier. Heft 25. Mit d. Portrait Augier's.
— Ernst Dohm und der „Kladderadatsch". Heft 31. Mit dem Portrait Dohm's.
— Persönliche Begegnungen: Elise. Heft 34.
— Goethes „Faust" als Bühnenwerk. Heft 42.
— Persönliche Begegnungen: Henri. Heft 43.
— Die Ahnen. Ein Roman von Gustav Freytag. Mit einem Holzschnitt „Immo und Hildegard", nach einer Zeichnung von H. Kaulbach. (Aus der „Gustav-Freytag-Galerie".) Heft 47.
— Richard Wagners „Ring der Nibelungen" in Berlin. Heft 51.
— Herr und Frau Bewer. Novelle. Heft 55. 56.
— Zur naturalistischen Literatur. (Richepin.) H. 55.
— „Angela". Roman von Friedrich Spielhagen. Heft 56.
— Die Karolinger. Trauerspiel in 4 Acten von Ernst v. Wildenbruch. Heft 57.
— Ein neues Drama von Heinrich Kruse. (Witzlav v. Rügen). Heft 58.
— Die Frau Burgemeisterin. Roman v. G. Ebers. Heft 59.
— Geistige Aneignungen und Begegnungen. Gelegentlich des Schauspiels „Odette" v. Victorien Sardou. Heft 60.
— Taggenburg. Novelle. Heft 61.
— Die Geschwister. Roman in vier Büchern von Karl Frenzel. Heft 62.
— Das neueste Werk des Naturalismus. Pot-Bouille von Emile Zola. Heft 63.
— Porkeles und Porkelessa von Joh. Scherr. H. 64.
— Auf dem Wege nach Bayreuth. Eine Sammerfahrt durch den Bayerischen Wald mit den Leitmotiven des Doctors. Heft 66.

Lindau, Paul in Berlin. Allerlei Gedichte aus Nord und Süd. Spätsommerlicher Brief. Heft 67.
— Rachel. Aus ihrem Leben und Schreiben. H. 68.
— Ein Roman für Erwachsene von einem jungen Mädchen. Heft 70.
— Fedora von Victorien Sardou. Mit einigen Bemerkungen über die Bühnenfertigkeit französischer und deutscher Stücke. Heft 71.
— Au Bonheur des Dames. Roman von Emile Zola. Heft 73.
— Die Ermordung des Advocaten Bernays. Heft 74.
— Der Zukunftsstaat. Heft 76.
— Wie denken Sie über Amerika? Heft 81.
— Aus der Berliner Verbrecherwelt. Heft 82.
— Nachtrag zu dem Aufsatze: „Aus der Berliner Verbrecherwelt". Heft 83.
— Brennende Liebe von Hans Hopfen. Heft 84.
— Mayo. Novelle. Heft 85. 86.
— Die neuesten Romane von Daudet und Zola. I. Sapho, Pariser Sittenbild von Alphonse Daudet. Heft 89.
— II. La Joie de vivre von Emile Zola. H. 90.
— Ein neuer Roman von Oskar von Redwitz: Haus Wartenberg. Heft 93.
— Der Roman einer vornehmen Dame. Winterlicher Brief. Heft. 95.
— Johann Strauß. Heft 96. Mit dem Portrait von Strauß.
— Helene Jung. Erzählung. Heft 97. 98.
— Mariannens Mutter. Schauspiel in vier Acten. Heft 100.
— Ferien im Engadin. Heft 103.
— Idealismus und Naturalismus in Berlin. Proceß Grätz. Heft 104.
— Künstlerruhm und Vergänglichkeit. Heft 106. 107.
— Ein Ausflug nach Paris. Heft 109.
— Molière und die beiden Béjart. Heft 111.
— Mein Freund Hilarius. Novelle. Heft 112.
— Sommertage in Wien und Umgegend. Heft 115.
— Verbrechen oder Wahnsinn? Das Schulmädchen Marie Schneider. Heft 116.
— Galeotto. Drama in drei Acten und einem Vorspiel. Nach dem Spanischen des José Echegaray für die deutsche Bühne bearbeitet. H. 119. Mit dem Portrait Echegaray's.
— Die kleine Madonna. Heft 121.
— Der Mörder des Kaufmann Max Kreiß. Das Muster eines Indicienbeweises. Heft 124.
— Allerlei über Theater und was damit zusammenhängt. Heft 125.
— Im Banne des Naturalismus. „Ein Verhältniß". Roman von Karl von Perfall. Heft 129.
— Wer ist der Mörder? Ziethen-Wilhelm. H. 130.
— College Schnadel. Erinnerungen aus der Redactionsstube. Heft 133.
— Auf die Spitze! Heft 138.
— Aus dem Orient. Flüchtige Aufzeichnungen. I. II. III. Heft 139. 140. 148.
— Aus der guten alten Zeit des Burgtheaters. Heft 142.
— Im Fieber. Novelle. Heft 146. 147.
Lindau, Rudolph in Berlin. Der Seher. Novelle. Heft 5.
— Das rothe Tuch. Novelle. Heft 8.
— Tödtliche Fehde. Eine Skizze. Heft 12.
— Ein verkehrtes Leben. Novelle. Heft 16.
— Gute Gesellschaft. Roman. H. 22. 23. 24.
— Treu bis in den Tod. Erzählung. Heft 45.
— Eine Sommerlaune. Heft 54.
— Im Park von Villers. Novelle. Heft 59.
— Der Gast. Novelle. Heft 70. 71.
— Die Geschichte des Negerfürsten Moko Koango. Heft 91.
— Auf der Fahrt. Vier kurze Geschichten. Heft 94
Lindenberg, Paul in Berlin. Gustav v. Moser. Heft 118. Mit dem Portrait Moser's.
— Ludwig Pietsch. Heft 137. Mit dem Portrait Pietsch's.
— Hans Hoffmann. Heft 144. Mit dem Portrait Hoffmann's.
Lindenborn, Adolf in Wetzlar. Goethe und Wetzlar. Heft 108.
Lindner, Albert in Berlin. Das dänische Dichterjubiläum. Heft 89.
Lingg, Hermann in München. Diokletian in Salona. Scenische Dichtung. H. 67.
— Die Schlachtfelder. Freie Rhythmen. Heft 124. Mit dem Portrait Lingg's.
Lipps, Theodor in Bonn. Ueber die Symbolik unserer Kleidung. Heft 99.
— Ueber Formenschönheit, insbesondere des menschlichen Körpers. Heft 134.
Lorm, Hieronymus in Dresden. Die Metaphysik zu Ende des 19. Jahrhunderts. Heft 116. Mit dem Portrait Lorm's.
Lotheißen, Ferdinand in Wien. Die Erzählungen der Königin von Navarra. Heft 58.
Lotze, H. Die Principien der Ethik. Heft 63.
Löwenfeld, Raphael in Berlin. Aus dem Lager der Nihilisten. Heft 85.
— Ernst von Wildenbruch. Heft 91. Mit dem Portrait von Wildenbruch's.
— Russische Gesellschaftstypen im Spiegel der Dichtung. Heft 102.
— A. Fitger und seine Dichtungen. Heft 105. Mit dem Portrait Fitger's.
— Hieronymus Lorm. Heft 116. Mit dem Portrait Lorm's.
— in Berlin. Conrad Ferdinand Meyer. H. 130. Mit dem Portrait Meyer's.
— Hermann Heiberg. Heft 136. Mit dem Portrait Heiberg's.
Lübke, Wilhelm in Karlsruhe. Peter Paul Rubens. Heft 3.
— Rembrandt van Rhyn. Heft 8. Mit dem Portrait Lübke's.
— Die Cultur der Frührenaissance in Italien. Heft 11.
— Die Cultur der Hochrenaissance in Italien. Heft 22.
— Die pergamenischen Funde. Heft 38.
— Die Kunst und der Kaufmann. Heft 41.
— Zur französischen Renaissance. Heft 64.
— Aus der Hamilton-Sammlung. Botticelli's Dante-Zeichnungen. Heft 73.
— Die Marienverehrung in den ersten Jahrhunderten. Heft 79.
— Realismus und monumentale Kunst. Heft 100.
— Erinnerungen eines alten Gebirgsflügels. H. 106.
— Heinrich Schliemann und seine Entdeckungen. Heft 109. Mit dem Portrait Schliemann's.
— König Ludwig II. und die Kunst. Heft 115.
— Weimar und seine Kunstschätze. Heft 121.
Magnus, Hugo in Breslau. Die Farbenblindheit. Heft 21.
Mähly, Jakob in Basel. Die Kunst des Uebersetzens. Heft 107.
Marsop, Paul in München. Albert Niemann. Ein Beiblatt zur Theatergeschichte der Gegenwart. Heft 122. Mit d. Portrait Niemann's.
— Hans von Bülow. Heft 133. Mit dem Portrait von Bülow's.
— Bayreuthiana. Betrachtungen eines Unabhängigen. Heft 145.
Mayer, K. A. in Karlsruhe. Die Neuvermählten. Novelle. Heft 54.
Meier, Otto in Göttingen. Der römische Kestner. Heft 60. 66. 69.
— Ehemalige Studentenverbindungen. Heft 85.
Meinhardt, Adalbert in Hamburg. Georg Hansen. Heft 110.
— Im Nonnengarten. Novellen. Heft 118.
Meißner, Alfred in Bregenz. Toni. Novelle. Heft 37. 38. Mit dem Portrait Meißner's.
Memminger, Anton in Würzburg. Die Wege nach dem Orient und Indien. Heft 118.
Mendelssohn-Bartholdy, Felix. Briefe an Moscheles und seine Frau. Veröffentlicht von Felix Moscheles in London. Heft 131. 132.
Merkel, Fr. in Rostock. Der Kuß. Eine anthropologische Studie. Heft 24.

Meyer, Jürgen Bona in Bonn. Zur Philosophie der Gegenwart. Betrachtungen. I. Der Materialismus. Heft 12. II. Dührings Wirklichkeitsphilosophie. Heft 43.
Meyer, Gustav in Graz. Ueber Sprache und Literatur der Albanesen. Heft 71.
— Ein Ausflug nach Argolis. Heft 117.
Meyer, Lothar in Tübingen. Ueber akademische Lernfreiheit. Heft 28.
Meyer, v. Waldeck, Friedrich in Heidelberg. Russische Censur. Heft 4.
Meyer, M. Wilhelm in Berlin. Ueber Finsternisse und ihre historische Bedeutung. Heft 125.
Milchhöfer, Arthur in Berlin. Heinrich Schliemann und seine Werke. Heft 61.
Milow, Stephan in Goerz. Durch den Sohn erzogen. Novelle. Heft 95.
Minghetti, Marco †. Rafael Sanzio's Freundeskreis in Rom. Heft 120.
Mitler, Adolf in Breslau. Der Sturm auf die Gymnasien. Heft 146.
Müller, August in Königsberg. Ernst Renan. Heft 135. Mit dem Portrait Renan's.
Müller, Hans in Berlin. Julius Stockhausen und seine Gesangsmethode. Heft 119. Mit dem Portrait Stockhausen's.
— Aeltere badische Fürstenbildnisse. Heft 131.
Müller, Lucian in St. Petersburg. Ein römischer Dichter aus der Zeit des Kaisers Constantin. Heft 10.
Müller, Max F. in Oxford. Ueber Fetischismus. I. II. Heft 220. 1.
Müller-Guttenbrunn, Adam in Wien. Die Frau Hofräthin. Eine wahre Geschichte. H. 72.
— Der Sohn seiner Mutter. Heft 102.
Münz, Siegmund in Rom. Leo XIII. H. 115. 116. Mit dem Portrait Leo's XIII.
Naumann, Emil in Dresden. Clavierspiel ohne Ende. Heft 16.
Nissen, H. in Göttingen. Kleopatra. Heft 15.
Noest, B. in Solingen. Die Prozeßkosten. H. 148.
Noiré, Ludwig in Mainz. Max Müller und die Sprachphilosophie. Heft 19. Mit d. Portrait Müllers.
— Das Problem der Anthropologie: die menschliche Kunst und ihre Bedingungen. Heft 81.
— Arthur Schopenhauer. Zu seiner hundertjährigen Geburtsfeier. Heft 132.
Oelschläger, Hermann in Leipzig. Bernardo. Heft 44.
— Einladung nach Cannstatt. An Carl Conar. H. 75.
Ompteda, Ludwig Freiherr von in Wiesbaden. Bilder aus englischen Landsitzen und Gärten. Heft 19. 20. 24.
— Woburn Abbey. Heft 32.
— Die Trinkkrankheit in England. Heft 33.
— Der Haararzt. Aus den Hundstagsferien eines Gymnasialoberlehrers. Heft 45.
— Das holländische Haus. Eine Erzählung. H. 63.
— Der Derbytag. Heft 98.
Oppenheim, H. B. in Berlin. Zur Revision der Gewerbeordnung. Heft 14.
— Das allgemeine Stimmrecht. Heft 22.
— Armand Carrel. Ein Lebensbild aus der Geschichte des Journalismus. Heft 31.
— Aus den Mysterien der altfranzösischen Diplomatie. Heft 35.
Oertzen, Georg v. in Marseille. Fortis. Ein Märchen. Heft 99.
Orzeszko, Elise in Wilna. Nebelbilder. Erzählung. Heft 101. 102.
— Ein goldener Faden. Novelle. Uebersetzt von A. Posner in Warschau. Heft 108.
— Jule. Eine Erzählung. Uebersetzt v. A. Erlich. Heft 120.
Osenbrüggen, Eduard in Zürich. Schweizerische Bergseen. Heft 15.
Oetker, Friedrich in Kassel. Zum Beginn des zweiten Verfassungskampfes in Kurhessen. H. 31.
— Die Herstellung der kurhessischen Verfassung im Frühjahr 1852. Heft 42.
Pacelty, Emil in Genf. Pietro Sicilioni. Heft 113.
Pasqué, Ernst in Darmstadt. Der fliegende Holländer. Heft 88. 89.
Paulsen, John in Norwegen. Ein römisches Abenteuer. Novelle. Heft 36.
Payer, Julius in Frankfurt a. M. Die englische Nordpolexpedition von 1875 bis 1876. Heft 1.
Pecht, Fr. in München. Moderne Maler: Franz Lenbach. Heft 1.
— Arnold Böcklin. Heft 12. Mit dem Porträt Böcklins.
Pettenkofer, Max v. in München. Ueber Vergiftung mit Leuchtgas. Heft 82. Mit d. Porträt Pettenkofers.
— Die Cholera. Heft 91. 92.
Pfau, Ludwig in Paris. Emile Zola. Heft 37. Mit d. Portrait Zola's.
— in Stuttgart. Aus der Münchener Kunstausstellung des Jahres 1888. Heft 139. 140. 141.
Pflugk-Harttung, J. v. in Basel. Ein Phantasiebild auf dem Kaiserthrone. Heft 60.
— Die ältesten Culturen. Heft 133.
Pichler, Adolf in Innsbruck. Eine Jugendliebe in Wien. Heft 52. 53. 54.
Pietsch, Ludwig in Berlin. Wilhelm Lübke. Heft 8. Mit dem Portrait Lübkes.
— Iwan Turgenjew. Persönliche Erinnerungen. Heft 20. Mit dem Portrait Turgenjews.
— Reinhold Begas. Heft 30. Mit dem Portrait von Begas.
— Adolf Menzel. Heft 33. Mit dem Portrait Menzels.
— Andreas Achenbach. Heft 45. Mit dem Portrait Achenbachs.
— Paul Meyerheim. Heft 50. Mit dem Portrait Meyerheims.
— Anton von Werner. Heft 52. Mit dem Portrait von Werners.
— Gabriel Max. Heft 72. M. d. Portrait von Max.
— Wassili Wassiljewitsch Wereschagin. Heft 75. Mit dem Portrait Wereschagins.
— Die Internationale Kunstausstellung in München. 1883. Heft 79. 80.
— Lorenz Gedon. Heft 88. Mit dem Portrait Gedons.
— Drei Ausstellungen. Heft 103.
— Franz von Lenbach. Heft 132. Mit d. Portrait Lenbach's.
— Epigonen der Romantiker. Eine Jugenderinnerung. Heft 137. Mit dem Portrait Pietsch's.
Port, Frieda in München. Jacopone von Todi. Novelle. Heft 110. 111.
Prel, Carl du in München. Das zweite Gesicht. Psychologische Studie. Heft 54.
— Das Gedankenlesen. Heft 94.
— Ein Problem für Taschenspieler. Heft 101.
— Mystik der alten Griechen. Heft 127. 128. 129.
Preyer, W. in Jena. Die Concurrenz in der Natur. Heft 23.
Proelß, Johannes in Frankfurt a. M. Der heilige Amor. Novelle. Heft 141.
Putlitz, Gustav zu in Karlsruhe. Mein Elternhaus. Heft 90. M. d. Portrait von zu Putlitz.
Puttkammer, Alberta von in Straßburg. Aus einem Cyclus: Ein Sommerglück. Novelle in Terzinen. Heft 66.
Radestock, Paul in Breslau. Genie und Wahnsinn. Heft 86. 87.
— Erinnerungstäuschungen. Heft 95.
Rangabé, A. R. in Berlin. Die beiden Schwestern. Novelle. Heft 47.
Rank, Josef. Ein Volksdramatiker aus Oesterreich. Heft 5.
Ranke, Leopold v. in Berlin. Zur Geschichte der italienischen Kunst.
I. Grundlage und Anfänge; II. Giotto und seine Nachfolger; III. Quattrocentisten; IV. Uebergang vom 15. in das 16. Jahrhundert. Heft 13. Mit dem Portrait von Rankes. V. Erinnerung an Lionardo und Michelangelo; VI. Raphael; VII. Tizian und einige seiner Zeitgenossen. Heft 14.

Ratzel, Friedrich in München. Die Beurtheilung der Völker. Heft 17.
— Die Wasserfälle. Heft 41.
Ratzel, Heinrich in München. Sahara und Sudan. Heft. 34.
Redwitz, Marie von in Meran. Seine Frau. Novelle. Heft 53.
— Fatma Hanum. Novelle. Heft 68.
— Die Heilige der Steppe. Novelle. Heft 107.
Redwitz, Oskar von in Meran. Ein Brautkranz in Sanetten. Heft 36.
Reinke, J. in Göttingen. Die Organismen und ihr Ursprung. Heft 53.
Reuleaux, F. in Berlin. Ueber Deutschlands gewerbliche Bestrebungen und Aufgaben. Heft 14.
— Ueber den Einfluß der Maschine auf den Gewerbebetrieb. Heft 25.
Reumont, Alfred v. in Aachen. Der Dichter des Dies irae. Heft. 108.
— Pauline de Montmorin. Ein Lebensbild aus der Revolutionszeit. Heft 121. 122.
Reyer, E. Alt-Toscana. Heft 80.
Richter, Karl Thomas in Prag. Die Großmutter. Novelle. Heft 15.
Richter, Karl Thomas in Prag. Die Braut. Novelle. Heft 21.
— Magdalena. Novelle. Heft 57.
Riehl, W. H. in München. Neue musikalische Charakterköpfe I. Zwei deutsche Kapellmeister. Karl Guhr und Karl Ludwig Drobisch. Heft 1. Mit Portrait Riehl's.
— Das verlorene Paradies. Novelle. Heft 25.
Rittershaus, Emil in Barmen. Am Gestade der See. Heft 58.
Robert, Karl in München. Manuela. Heft 82. 83.
Roller, August in Waldshut o. Rh. Erfahrungen über Rechtsstreitigkeiten. Heft 142.
Roquette, Otto in Darmstadt. Die Muschel. Heft 46.
— Der Dachreiter. Novelle. Heft 49.
— Naturstimmen. Heft 51.
— Die Vertrauten. Novelle. Heft 73. Mit dem Portrait Roquettes.
— Der Schülerchor. Heft 96.
— Rinaldo. Novelle. Heft 105.
— Das Capitel über die Frauen. Novelle. Heft 126.
— Frühlingsstimmen. Heft 148.
Roscher, Wilhelm in Leipzig. Zur Erinnerung an Friedrich List. Ungedruckte Briefe desselben. Mit einer Einleitung. Heft 7.
— Betrachtungen über die neuen preußischen Gesetze zur Erhaltung des Bauernstandes. Heft 66.
Rosegger, P. K. in Graz. Die Ehestandspredigt. Eine Dorfgeschichte aus Steiermark. Heft 100.
Rosenthal, J. in Erlangen. Emil du Bois-Reymond. Ein Lebensbild. Heft 17. Mit dem Portrait du Bois-Reymond's.
Rühl, Franz in Königsberg. Theodor von Schön. Heft 17.
— Friedrich Christoph Schlosser. Heft 39.
Rüstow, W. in Zürich. Das schweizerische Heerwesen. Ein Beitrag zur Beantwortung der Frage nach der allgemeinen Anwendbarkeit des Milizsystems, auch für die Heere der Großmächte. Heft 9.
Rydberg, Victor in Stockholm. Prometheus und Ahasverus. Heft 121.
Saar, Ferdinand v. in Wien. Der General. Ein Novelle aus Oesterreich. Heft 28.
Sacher-Masoch, Leopold v. in Lindheim i/Hessen. Zwei Königinnen. Novelle. Heft 99.
Salinger, Eugen in Frankfurt a. M. Zu häßlich! Roman eines Kindes. Heft 128.
Sander, Friedrich in Bremen. Ueber gute und schlechte Luft. Heft 10.
Sanders, Dan. in Altstrelitz. Aus der Werkstatt eines Wörterbuchschreibers. Plaudereien. Heft 134. Mit dem Portrait von Sanders.
Schack, Adolf Friedrich Graf v. in München. Dichtungen: I. Otmar. II. Achilles. Heft 59. Mit dem Portrait von Schack's.
— König Cheops. Heft 81.
Schädel, Bernhard in Darmstadt. Briefe von Moritz von Schwind. Heft 40. 45.
Schäfer, Dietrich in Breslau. Das neue Deutschland und seine Kaiser. Heft 138.
Schandorph, Sophus. Stine wird Frau Bäuerin. Heft 96.
Scheibert, Justus in Stuttgart. An den Grenzen der Strategie und Taktik. Heft 21.
Schelle, Eduard in Wien. Richard Wagner. Heft 21. Mit dem Portrait Wagner's.
Scherenberg, Ernst in Elberfeld. Gedichte. Heft 48.
Scherr, Johannes in Zürich. Deutschland vor hundert Jahren. Heft 61.
— Dreißig Jahre deutscher Geschichte. Heft 65.
— Ein Zarenmord. Heft 70.
— Das Passionsspiel von Gmünd. Eine Jugenderinnerung. Heft 73.
— „Conjuratio sulkurea" oder „Alles schon einmal dagewesen". Heft 76. Mit dem Portrait Scherr's.
— König und Priester. Heft 83.
— Eine Wallfahrt nach Maria-Einsiedeln. Heft 103.
Schiffner, Karl in Graz. Martin Greif. Heft 150. Mit dem Portrait Greif's.
Schlesinger, Sigmund in Wien. Der Theatermann Dingelstedt. Heft 36. Mit dem Portrait Dingelstedt's.
— Charlotte Wolter. Die Tragödin einer Sturm- und Drangzeit. Heft 126. Mit dem Portrait Wolter's.
Schletterer H. M. in Augsburg. Die ersten französischen Opernversuche. Heft 78. 79.
Schmidt, Erich in Wien. Adolf Sonnenthal. Heft 101. Mit dem Portrait Sonnenthal's.
— in Weimar. Ein Reisetagebuch Grillparzers vom Jahre 1826. Heft 112.
Schmidt, Rudolf in Kopenhagen. Die Kammerherrin. Heft 123.
Schmidt-Rimpler, Hermann in Marburg. Ueber Blindsein. Heft 45.
— Schule und Auge. Heft 136.
Schneegans, A. in Genua. Straßburg nach der Uebergabe an Frankreich. 1681—1698. Heft 46.
— Eurikleia. Ein bulgarisches Genrebild. Heft 74.
— Sirenengold. Novelle. Heft 93.
Schoener, R. in Rom. Der Palatin und seine Ausgrabungen. Heft 18.
— Die neue Pompeji-Forschung. Heft 48. 50. 51.
Schoenknecht, H. in Berlin. Waltraut. Eine Erzählung aus der Zeit der Befreiungskriege. Heft 141.
Schorn, Otto v. in Nürnberg. Das Groteske und Komische in der Kunst und im Kunstgewerbe. Heft 29.
Schottky, Richard in Breslau. Aus der Eiszeit der norddeutschen Tiefebene. Heft 127.
Schrader, O. in Jena. Aus der Geschichte der Hausthüre. Eine linguistische Studie. Heft 45.
— Carl Ludwig von Knebel. Heft 84.
Schücking, Adrian in Horzburg. Spiegelbilder vom Bosporus: Die Möwen. Heft 54.
Schücking, Levin. Märtyrer oder Verbrecher? Novelle. Heft 79. Mit dem Portrait Schücking's.
Schultz, K. Th. in Danzig. Gesühnt. Novelle. Heft 62.
Schurz, Karl in New-York. Eisenbahn- und Telegraphen-Streik in den Vereinigten-Staaten. Heft 91.
Seidel, Heinrich in Berlin. Gedichte. Heft 72.
Seignobos, Ch. in Paris. Jules Verne. Heft 114. Mit dem Portrait Verne's.
Semper, Hans in Innsbruck. Italienische Studien. Heft 39.
— Mittelalterliche Baukunst in Italien. Heft 58.
Serao, Matilda in Neapel. Griechische Novelle. Uebersetzt von Alfred Friedmann. Heft 147.
Sendel, Rudolf in Leipzig. Das Rasenkreuz, ein Sinnbild des Christenthums im Uebergange zur Humanitätsreligion. Heft 40.

Seydel, Rudolf in Leipzig. Rudolf Herrmann Lotze. Heft 63. Mit dem Portrait Lotze's.
— Buddha und Christus. Heft 80.
— Zur Ausfehnung mit dem Darwinismus. Heft 108.
Siegfried, L. in Bann. Illusionen. Eine psychologische Studie. Heft 62.
Silberstein, August in Wien. Der Laden des Naz. Novelle. Heft 35.
— Der Bleibdraus. Eine heitere Darfgeschichte. Heft 111.
Sollohub, Barbora Gräfin (Danine) in St. Petersburg. Vater Dionysius. Heft 53.
Sosnowski, M. E. v. in Posen. Kuno Fischer. Heft 41. Mit dem Portrait Fischer's.
Soyka, Isidor in München. Ueber den gegenwärtigen Stand der Pestfrage. Heft 26.
— Die Luft als Trägerin von Krankheitskeimen. Heft 57.
— Colonisation und Klima. Heft 98. 99.
Spielhagen, Friedrich. Ein Brief an den Herausgeber von „Nord und Süd". Mit einer Vorbemerkung der Redaction. Heft 43.
Spinola, Bernhard in Berlin. Die Bestrebungen des Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke. Heft 96.
Springer, Anton in Leipzig. Die deutsche Kunst und ihre historische Behandlung. Heft 124.
Stern, Alfred in Bern. Karl von Clausewitz. Heft 44.
Stein, Lorenz v. in Wien. Der amerikanische Socialismus und Communismus. Heft 43. 44.
— Musik und Staatswissenschaft. Heft 73. 74.
Stein-Nordheim, E. v. in Neapel. Die montenegrinischen Frauen. Heft 81.
— Die Wotjaken und ihre Sitten. Heft 143.
Steinbach, Gustav in Wien. Kronprinz Rudolf von Oesterreich. Heft 146. Mit dem Portrait Kronprinz Rudolf's.
Steinen, Karl von den in Berlin. Samoageschichten. Heft 123.
Sterne, Carus in Berlin. Ernst Haeckel. Heft 110. Mit dem Portrait Haeckel's.
Steub, Ludwig in München. Mein Leben. Heft 78. Mit dem Portrait Steub's.
Stieler, Karl in München. Eine Winterreise an den Königssee. Heft 38.
— Ludwig der Baier. Eine Jagdfahrt im Ammergau. Heft 50.
Stockmar, Ernst Freiherr v. in Berlin. Die Flucht des Grafen von Provence (Ludwig XVIII.) am 21. Juni 1791. Heft 10.
Stronsberg, B. H. in Berlin. Zwei Fragen, die nicht brennen. Heft 26.
Svoboda, Adolbert K. in München. P. K. Rosegger. Eine Lebens- und Charakter-Skizze. Heft 103. Mit dem Portrait Rosegger's.
— Franz von Defregger. Heft 107. Mit dem Portrait Defregger's.
Sylvo, Carmen (Königin Elisabeth von Rumänien.) Das Leiden. Ein Märchen. Heft 58. Mit dem Portrait Carmen Sylva's.
— Lieder aus dem Dimbovitzathal. Aus dem Volksmunde gesammelt von Helene Vacaresco. Heft 145.
Taubert, Emil in Berlin. Frau Käthe. Novelle. Heft 145. 146.
Tereskin, N. in Berlin. Torrabanoff und Sipunoff. Genrebild aus dem russischen Leben. Heft 134. 135.
Theile, Fr Wilh. in Weimar. Das Menschengeschlecht. Heft 33.
Thiersch, Carl in Leipzig. Medicinische Glossen zum Hamlet. Heft 17.
Thomas, Carl in Prag. Die Großmutter. Novelle. Heft 15.
— Madgalena. Novelle. Heft 57.
— Die Braut. Heft 21.
Todt, Ober-Regierungsrath in Köln. Der Berliner Dom. Heft 150.
Tolstoj, Leo Graf in Jaßnaja Poljana. Der Tod. Novelle. Heft 87.
Tolstoj, Leo Graf in Jaßnaja Poljana. Der erste Branntweidrenner oder wie der Teufel das Brotkräutel abgedient hat. Lustspiel. Heft 125. Mit dem Portrait Tolstoj's.
Trinius, August, in Berlin. Ein Humorist wider Willen. Heft 97.
Trojan, Johannes in Berlin. Die Darfstätte. Heft 55.
— Das Ringlein. Heft 118.
Turgenjew, Iwan. Hamlet und Don Quixote. Ein Vortrag. Heft 82.
— Der Kaufbold. Novelle. (Aus dem Russischen von Wilhelm Lange.) Heft 84.
— Ein Abend in Sorrent. Lustspiel in einem Aufzuge. Für die deutsche Bühne übersetzt und bearbeitet von Eugen Zabel. Heft 130.
Uhl, Friedrich in Wien. Herzensdämmerung. Novelle. Heft 11.
— Sie muß mich küssen. Erzählung. Heft 114.
— Die Frau ein Mann, der Mann ein Weib. Novelle. Heft 136.
Unger, Theodor in Hannover. Kunstschreiben und Kunsttreiben. Heft 6.
Verga, G. Catania in Sicilien. Der Krieg der Heiligen. Frei bearbeitet von Osip Schubin. Heft 90.
Villinger H. in Karlsruhe. Fiß. Novelle. Heft. 131.
— Ein schwerer Sieg. Novelle. Heft 139.
— Jakobäus Mayer. Novelle. Heft 150.
Violet, Franz in Berlin. Die Sage vom ewigen Juden. Heft 110.
Vischer, Fr. in Stuttgart. Wieder einmal über die Mode. Heft 12.
— Neue lyrische Gänge. Heft 70.
Vischer, Robert in Breslau. Deutsche Renaissance einst und jetzt. Heft 94. 95.
Vogel, H. W. in Berlin. Das Spectrum und die chemischen Wirkungen des Lichts. Heft 7.
— Die Telegraphenschrift des Himmels. Heft 18.
Vogt, Carl in Genf. Ein frommer Angriff auf die heutige Wissenschaft. Heft 2.
— Eine Naturforscher-Allee im Hoch-Jura. Heft 25.
— Zur Physiologie der Schrift. Heft 34.
— Algierisches. Heft 54.
— Eduard Dejor. Heft 64. 65.
— Goethes geologische Studien in Karlsbad und bei Franzensbad. Heft 75.
— Streifblicke auf das Universitätswesen im deutschen Reich. Heft 98. Mit d. Portrait Vogts.
— Der Pfarrer von Pastiano. Heft 120.
— Geschichte des jungen Pfiffig. Novelle. Heft 142. 143.
Volt, C. in München. Ueber die Bedeutung des Blutes. Heft 16.
Volkelt, Johannes in Jena. Eduard von Hartmann. Heft 52. Mit dem Portrait von Hartmann's.
Volz, B. in Potsdam. Fürst Kaunitz. Heft 36.
Voß, Georg in Berlin. Fritz Schaper. Ein Künstlerbild. Heft 147. Mit dem Portrait Fritz Schaper's.
Voß, Richard in Berchtesgaden. Die Mutter der Catanen. Heft 127. Mit dem Portrait von Voß.
Vrčević, Vuk †. Eine unheilvolle Heirath. Serbisches Culturbild aus der Hercegovina. Aus dem Serbischen von M. v. S. Heft 137.
Wagener, Bernhard in Kiel. Zwischen zwei Herzen. Novelle. Heft 6.
— Bilder aus Deutschlands Kriegsmarine. Heft 19.
— Golgatha. Novelle. Heft 58.
Wagner, Richard Briefe an W. Fischer. Heft 77.
Wasserzieher, Ernst in Frankfurt a. M. Sophie Germains Ideal der modernen Dichtung und seine Erfüllung durch Wilhelm Jordan. Heft 143.
Weech, Friedrich v. in Karlsruhe. Goethes Lili. Heft 29.
Weilen, Josef in Wien. Während der Fahrt. Eine Erzählung. Heft 138. Mit dem Portrait Weilen's.
Weisbrodt, Gustav in Wien. Internationales Colonialrecht. Heft 110.

Welcker, Hermann in Halle. Die persische Vierzeile und der deutsche Volksreim. Heft 30.
Wellmer, Arnold in Blankenburg a. H. Franz Dingelstedts „Schwabenstreiche". Heft 59. 60.
Weltrich, Richard in München. Friedrich Vischer als Poet. Heft 70.
Wereschagin, Wassili. Erinnerungen aus dem russisch-türkischen Feldzuge. Heft 76. 77.
Wenkrich, L. in Hannover. Suse. Novelle. Heft 115.
Wichert, Ernst in Königsberg. Sommerfrische am baltischen Strande. Heft 19.
— Fanchon. Novelle. Heft 77.
— Die Mütter. Novelle. Heft 106.
Wiener, H. in Leipzig. Die moderne Gesetzgebung gegenüber der Waarenfälschung. Heft 13.
Wießner, Hermann in Berlin. Frauen-Arbeit in Berlin. Heft 110.
Wilbrandt, Adolf in Rostock. Dramaturgische Unterhaltungen. Mein Freund Scävola. Heft 2. Mit dem Portrait Wilbrandt's.
— Der Lootsencommandeur. Novelle. Heft 7.
— Einleitender Brief zu einem Aufsatze von Heinrich von Kleist. Heft 10.
— Untrennbar. Novelle. Heft 13.
— Der Mitschuldige. Novelle. Heft 18.
— Tod und Trost. Ein Cyclus. Heft. 33.
— Der Verwalter. Novelle. Heft 43. 44.
— Er und ich. Ein Gespräch. Heft 106.
— Zwei Gedichte. Heft 142.
Wildenbruch, Ernst v. in Berlin. Brunhild. Novelle. Heft 66.
— Das Hexenlied. Heft 79.
— Die heilige Frau. Heft 91. Mit d. Portrait von Wildenbruchs. Heft 92.
— Jung-Bismarck. Gedicht. Heft 97.
Willomitzer, Josef in Prag. Ein Schauspiel für Götter. Novellette. Heft 118.
Windscheid, B. in Leipzig. Die geschichtliche Schule in der Rechtswissenschaft. Heft 10.
Winter, Georg in Marburg. Die Katastrophe Wallensteins. Nach der neuesten archivalischen Publikation. Heft 72.
Winter, Georg in Marburg. Buckle, Lecky, Ranke, Heft 103.
— Erinnerungen an Leopold von Ranke. Heft 113.
— Ein Hauptführer des deutschen Humanismus. Historische Skizze. Heft 139.
— Der 8. Theil von Rankes Weltgeschichte. Heft 132.
— Leopold von Rankes Max-Vorlesungen. Heft 142.
Winterfeld, A. v. Der Posten vor dem Commandeur. Heft 106.
Witte, J. H. in Bonn. Kant und die Frauen. Heft 19.
Woldt, A. in Berlin. Ein Besuch im astrophysikalischen Observatorium bei Potsdam. Heft 102.
— Die deutsche Gewerbe-Ausstellung in Berlin 1888. Heft 109.
— Die Wissenschaft vom Menschen und das Museum für Völkerkunde. Heft 119.
Wolff, Julius in Berlin. Die Frau des Rathsherrn. Ballade. Heft 68. Mit dem Portrait Wolff's.
Woltmann, Alfred in Prag. Das Preußenthum in der neueren Kunst. Heft 4.
Zernin, Gebhard in Darmstadt. Die Entweichung des Marschalls Bazaine aus dem Gefängniß von St. Marguerite. Nach den Mittheilungen des Grafen Hérisson. Heft 140.
Ziemssen, Ludwig in Neustettin. Friedrich Spielhagen. Heft 43. Mit dem Portrait Spielhagen's.
Zola, Emile in Paris. Balzac (in französischer Sprache) (in deutscher Sprache, übersetzt von P. L.) Heft 37. Mit dem Portrait Zolas.
— Der Rächer. Novelle. Heft 76.
Zorn, Philipp in Königsberg. Stein und die Reform der preußischen Verwaltung. Heft 79.
— Aus altfranzösischen Dichterinnen. Heft 144.
Zschalig, Heinrich in Dresden. Holger Drachmann. Ein dänischer Dichter. Heft 149.

*** Aus der ersten französischen Nationalversammlung. — 1871. — Nach Briefen aus dem Nachlaß eines Mitgliedes ders. Heft 6.
Asiaticus. Die staatliche und sociale Entwickelung Japans in den letzten zehn Jahren (1868 bis 1878). Heft 26. 27.
Menenius, d. Jüngere. Fürst Bismarck an der Jahreswende 1879. Heft 34. Mit dem Portrait des Fürsten Bismarck.
† Das Deutschthum in den russischen Ostseeprovinzen. Heft 35.
— Ein Blick von der polit. Warte. Heft 40.
Rhenanus. Das deutsch-österreichische Präventiv-Bündniß. Heft 46.
J. A. Die ungarische Staatsidee. Heft 67.
*** Preußen in Kurhessen. Erinnerung eines alten Offiziers an die Preußische Expedition in Kurhessen 1850. Heft 68. 75. 81.
*** (Levin Schücking.) In memoriam. Heft 79.
*** Der Ultramontanismus in Frankreich unter der Restauration. Heft 82. 83.
*** Zur Charakteristik Eduard Laskers. Heft 85. Mit dem Portrait Lasker's.
M. v. H. in Konstantinopel. Ein Landschaftsbild aus Klein-Asien. Heft 92.
*** Karl Anton Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen. Heft 92.
H. L. in Berlin. Beim Reichskanzler zu Gast. Heft 97.
*** 1815. — 1837. — 1885. Zum siebzigsten Geburtstag und fünfzigjährigen Dienstjubiläum unseres Kanzlers. Heft 97. Mit dem Portrait. Jung-Bismarcks aus d. J. 1834.
*** Koloman Tiszo. Heft 107.
*** Pater Beckx. Heft 121.
*** Berliner Zukunftsbauten. Heft 130.
F. T. Theodor Storm. Ein Gedenkblatt. Heft 140. Mit dem Portrait Storm's.
*** Alfred Krupp. Heft 145. Mit dem Portrait Krupp's.

Porträts aus „Nord und Süd".

Andreas Achenbach, Heft 45.
L. Anzengruber. Heft 5.
Berthold Auerbach, Heft 14.
Emile Augier, Heft 25.
Adolf Bastian, Heft 149.
Eduard von Bauernfeld, Heft 143.
Rudolf Baumbach, Heft 74.
Reinhold Begas, Heft 30.
Karl Biedermann, Heft 86.
Theodor Billroth. Heft 141.
Fürst Bismarck, Heft 34.
Jung-Bismarck, Heft 97.*
Arnold Böcklin. Heft 12.
Friedrich Bodenstedt, Heft 117.
Emil du Bois-Reymond, Heft 17.**
Paul Börner, Heft 104.
Johannes Brahms, Heft 62.
Georg Brandes, Heft 113.
Karl Braun-Wiesbaden, Heft 67.
Bret Harte, Heft 44.
Hans von Bülow, Heft 133.
Wilhelm Busch, Heft 11.
Moritz Carrière, Heft 9.
Ernst Curtius. Heft 106.
Felix Dahn, Heft 51.
Alphons Daudet, Heft 131.
Franz von Defregger, Heft 107.
Franz von Dingelstedt, Heft 36.
Ernst Dohm, Heft 31.
J. J. J. von Doellinger, Heft 32.
Alexander Dumas fils, Heft 28.
Georg Ebers, Heft 10.
José Echegaray, Heft 120.
Jacob von Falke, Heft 92.
Kuno Fischer, Heft 41.
Arthur Fitger, Heft 105.
Theodor Fontane, Heft 39.
Robert Franz, Heft 112.
Karl Frenzel, Heft 142.
Theodor von Frerichs, Heft 84.
Gustav Freytag, Heft 29.
Lorenz Gedon, Heft 88.
Emanuel Geibel, Heft 3.
Wilhelm von Giesebrecht, Heft 71
Rudolf Gneist, Heft 95.
Charles Gounod, Heft 102.
Rudolf von Gottschall, Heft 94.
Ferd. Gregorovius, Heft 69.
Jules Grévy, Heft 108.
Klaus Groth, Heft 89.
Karl Gutzkow, Heft 18.
Ernst Haeckel, Heft 110.
Robert Hamerling, Heft 94.
Eduard Hanslick, Heft 22.
Eduard von Hartmann, Heft 52,
Hermann Heiberg, Heft 136.
Hermann von Helmholtz, Heft 56.
Hermann Hettner, Heft 57.
Paul Heyse, Heft 7.
Ferdinand Hiller, Heft 54.
Hans Hoffmann, Heft 144.
Karl von Holtei, Heft 35.
Franz von Holtzendorff. Heft 47.
Hans Hopfen, Heft 23,
Johannes Huber, Heft 27.
Victor Hugo, Heft 4.
Henri Ibsen, Heft 80.
Wilhelm Jensen, Heft 24.
Rudolf von Jhering, Heft 87.
Joseph Joachim, Heft 83.
Moritz Jokai, Heft 81.
Wilhelm Jordan, Heft 65.
Karl Alexander, Großherzog von Weimar, Heft 121.
Gottfried Keller, Heft 60.
Ludwig Knaus, Heft 40.
Alfred Krupp, Heft 145.
Adolph L'Arronge, Heft 55.
Eduard Lasker, Heft 85.
Heinrich Laube, Heft 15.
Moriz Lazarus, Heft 48.
Franz Lenbach, Heft 132.
Leo XIII, Heft 115.
Ferdinand von Lesseps, Heft 99.
Karl Friedrich Lessing, Heft 42.
Fanny Lewald, Heft 148.
Paul Lindau, Heft 100.
Hermann Lingg, Heft 124.
Franz Liszt, Heft 6.
Hieronymus Lorm 116.
Rudolf Hermann Lotze, Heft 63.
Wilhelm Lübke, Heft 8.
Gabriel Max, Heft 72.
Alfred Meißner, Heft 38.
Adolf Menzel, Heft 33.
C. F. Meyer, Heft 130.
Paul Meyerheim, Heft 50.
Feldmarschall von Moltke, Heft 46.
G. v. Moser, Heft 118.
Max Müller, Heft 19
Albert Niemann, Heft 122.
Max von Pettenkofer, Heft 82.
Ludwig Pietsch, Heft 137.
Gustav von Putlitz, Heft 90.
Leopold von Ranke, Heft 13.†
Ernst Renan, Heft 135.
W. H. Riehl, Heft 1.
Otto Roquette, Heft 73.
O. K. Roseggen, Heft 103.
Wilhelm Roscher, Heft 66.
Anton Rubinstein. Heft 26.
Kronprinz Rudolf, Heft 146.
Daniel Sanders, Heft 134.
Victorien Sardou, Heft 123.
Adolf Friedrich Graf v. Schack, H. 59.
Fritz Schoyer, Heft 147.
Joseph Victor von Scheffel, Heft 16.
Johannes Scherr, Heft 76.
Heinrich Schliemann, Heft 109.
Levin Schücking, Heft 79.
Klara Schumann, Heft 128.
Carl Schurz, Heft 93.
Eduard Simson, Heft 111.
Adolf Sonnenthal, Heft 101.
Friedrich Spielhagen, Heft 43.
Ludwig Steub, Heft 78.
Julius Stockhausen, Heft 119.
Theodor Storm, Heft 140.
Johann Strauß, Heft 96.
Carmen Sylva (Königin Elisabeth von Rumänien), Heft 58.
Leo Graf Tolstoj, Heft 125.
Iwan Turgenjew, Heft 20.
Jules Verne, 114.
Rudolf Virchow, Heft 61.
Carl Vogt, Heft 98.
Richard von Volkmann, Heft 139.
Richard Voß, Heft 127.
Richard Wagner, Heft 21.
Josef Weilen, Heft 138.
Wassili Wassiliewitsch Wereschagin, Heft 75.
Anton von Werner, Heft 53.
Ernst Wichert, Heft 77.
Adolf Wilbrandt, Heft 2.††
Ernst von Wildenbruch, Heft 91.
Kaiser Wilhelm, Heft 49.
Julius Wolff, Heft 68.
Charlotte Wolter, Heft 126.
Wilhelm Wundt, Heft 129.
Emile Zola, Heft 37.

*) Nach einer im Familienbesitz befindlichen Zeichnung aus dem Jahre 1834.
**) Nach der Originalzeichnung von Adolf Menzel in Photogravüre von Goupil u. Co. in Paris.
†) Nach dem Originalgemälde von Julius Schrader.
††) Nach dem Gemälde von Franz Lenbach.

Sämmtliche Portraits sind in zwei Ausgaben vorräthig:

a) Große Ausgabe (extrafein auf Chinois-Papier, Format 38/49 Cm.
b) Kleine Ausgabe (Format und Ausstattung wie in „Nord und Süd.")

Sämmtliche Hefte von „Nord und Süd", sowie die Portraits sind — soweit der Vorrath reicht — das Heft zum Preise M. 2.00, das Portrait zum Preise von M. 1.50 für die große, M. 1.00 für die kleinere Ausgabe durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes, oder auch direct von der Verlagsbuchhandlung F. Schottlaender in Breslau, Siebenhufenerstr. 2/5, zu beziehen.

Band 51. — Heft 151.
Nord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.
October 1889.
Breslau.
S. Schottlaender.

October 1[illegible]

Inhalt.

Seite

Adalbert Meinhardt in Hamburg.
Der Lovro. Novelle 1

Paul Meyerheim in Berlin.
Die englische Malerei in den letzten fünfzig Jahren, mit besonderer Berücksichtigung der Genre- und Thierbilder 17

Julius Grosse in München.
Literarische Ursachen und Wirkungen 32

Eduard von Hartmann in Berlin.
Wie studirt man am besten Philosophie? 50

A. Rogalla von Bieberstein in Breslau.
Ein Blick auf die Geschichte Luxemburgs und der „Luxemburger". 72

Iwan Turgenjew †.
Der Junggeselle. Schauspiel in zwei Acten 91

Paul Lindau in Berlin.
Auf der Fahrt nach Spanien 113

Clemens Sokal in Wien.
Ein Roman der experimentirenden Psychologie 131

Bibliographie. 138
E. Schlagintweit, Indien in Wort und Bild (mit Illustrationen). — Gregorovius, Geschichte der Stadt Athen im Mittelalter.

Musikalische Literatur 144

Bibliographische Notizen 144

Hierzu ein Portrait von Julius Grosse.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd" Breslau.
Siebenhufenerstr. 2/3.

Beilage zu diesem Hefte
von
J. Engelhorn, Stuttgart. (Engelhorn's allgem. Romanbibliothek).

139-140

Julius Grosse

Verlag von S. J. Lautsander in Breslau

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

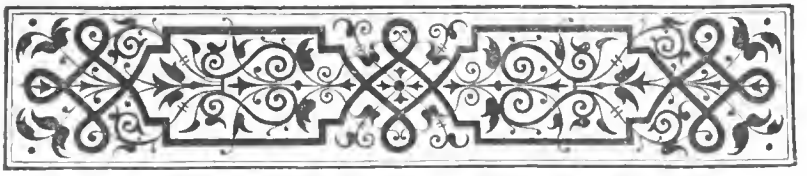
von

Paul Lindau.

LI. Band. — October 1889. — Heft 151.

(Mit einem Portrait in Radirung: Julius Grosse.)

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.



Der Lovro.

Von

Adalbert Meinhardt.

— Hamburg. —

Im Schloßhof stand der Kutschierwagen angespannt. Der lange Mauric machte sich noch mit den Pferden zu schaffen. Er befühlte Riemen und Zügel, zog die Trense fester, klopfte begütigend dem Handgaul den schlanken Kopf und schaute dazwischen unruhig zu den Fenstern hinauf. Es war ein schwüler Septembernachmittag. Auf dem Hofe ruhte die Arbeit, kein Knecht und keine Magd ließ sich blicken, Alles still. — Ein blonder Knabe kam aus dem Hause herbeigelaufen, das Kind des Deutschen, welcher das Schlößchen hier bewohnte, seitdem er drunten im Savethal, in den Fabriken der krainerischen Industriegesellschaft als Director angestellt war. Der Kleine hatte sein Slovenisch mit dem Sprechen zugleich erlernt und war gut Freund mit allen Leuten. Er sprang auf den Mauric zu, erwartend der alte Stallknecht werde ihn wie sonst auf's Pferd heben und mit ihm spielen. Der aber stand, den Kopf vorgebeugt, mit gespreizten Beinen, in horchender Stellung und beachtete ihn gar nicht. Das Kindergesichtchen verzog sich zum Weinen. Enttäuscht machte er Kehrt und kletterte mit seinen kurzen, runden Beinchen die Stufen wieder hinauf, seiner Tante entgegen, die ihm gefolgt war. Das Fräulein Anna führte ihrem Bruder den Haushalt seit des Knaben Mutter gestorben. In den wenigen Monaten hatte sie noch nicht Zeit gehabt, die Landessprache zu erlernen. Sie ging auf den Mauric zu, wie Hülfe begehrend, und stand und drückte ihre Hände rathlos ineinander.

Aber zwei gute und ehrliche Menschen, die des gleichen Sinnes sind, sollten sich verständigen können, selbst wenn die Eine eine Deutsche, der Andere ein krainer Slovene ist. Der Knecht begriff die bange Angst in

ihren Augen. — „Der Lovro!" — sagte er, und noch ein paar Worte in seiner Sprache.

Sie seufzte. Es war wieder nutzlos! Was wollte er jetzt nur mit dem Räuber, von dessen Schreckensthaten die Gegend rings erfüllt war? Was hatte der Lovro mit ihrer Angst von heute zu schaffen? Die Unmöglichkeit sich mitzutheilen, bei einem Menschen sich Raths zu erholen und wär's auch der Knecht nur, diese Scheidewand, welche die Sprache zwischen ihr und ihrer Umgebung errichtete, belastete ihr das Herz noch mehr. „Was wollte er sagen, Karl? verstehst Du's?" fragte sie den Kleinen. Aber im nächsten Augenblick flüsterte sie ihm zu: „Sei still, sag' nichts, sprich nicht mehr davon!" — Sie hatte sich emporgerichtet und strich die Locken aus der Stirn, um mit einem erzwungenen Lächeln ihren Bruder zu begrüßen, der aus der Thür trat.

Er trug wie sie und wie der Knabe Trauerkleider. Sein eckiger Kopf mit dem dichten Vollbart saß auf kräftigem Nacken, auf breiten Schultern. Aber der Kopf war tief gebeugt. Zu dem energisch festen Gesichtsschnitt paßte die schlaffe Haltung nicht, wie er jetzt gleichgültig und müde auf der Schwester Reden hörte.

„Da bist Du!" sagte sie. „Ich klopfte ein paarmal schon an Deine Thür. Aber den ganzen Tag blieb sie verschlossen. Hattest Du so viel zu thun, oder . . . Und jetzt willst Du ausfahren? In die Fabrik? Denn Du warst noch nicht dort heut? . . . Der Mauric weiß es nicht, so scheint mir, wohin er Dich führen soll."

Er sah sie mit einem langen Blick an, ohne zu antworten. Sein Auge glitt über das Viereck des Hofes, über die altersgrauen Mauern im Epheuschmuck. Das leise Glockenläuten vom See her drang durch die Stille. — „Es ist Marientag," sagte er.

„Ja, deshalb sind die Knechte alle zur Wallfahrt fort. Ich fürchte mich so allein auf dem Hofe. Kannst Du nicht daheim bleiben, Bruder?"

„Es ist Marientag," wiederholte er träumerisch, „ihr Geburtstag . . ."

„Du willst doch heute nicht wieder hinaus auf den Kirchhof? Das ist unmöglich! Das Volk ist aufgeregt, ist Dir feind, wie Du selber oft sagtest. Und der Weg dorthin ist so weit und so einsam!"

Er wehrte mit der Hand: „Denkst Du, ich sei weniger einsam dort auf dem Feldweg, als hier im Hause? Weshalb quälst Du mich? Auch für Dich hast Du nichts zu fürchten. Schließe, sobald ich fort bin, die Hausthür und halte Dich still. Der Mauric bleibt hier. Er wird Sorge tragen, daß kein Betrunkener hereinkommt."

„Es ist nicht deshalb," stammelte sie, „es ist . . . Du selbst . . . Ich bitte Dich, Bruder, bleib heute nur hier!"

Er schüttelte stumm den Kopf. Da er die Stufen hinabsteigen wollte, hing der Knabe sich ihn an die Hand und drückte seine weiche Wange schmeichelnd, wie bittend, dem Vater an's Knie. Fräulein Anna folgte

den Beiden. Wieder sah sie mit flehendem Blick den Mauric an, als sei von dem noch Hülfe möglich. Der Knecht war, als er den Herrn kommen sah, ihm entgegen getreten, so weit die Zügel es erlaubten und lüftete respectvoll die Mütze.'

„Herr," begann er mit bittender Stimme, „Herr, nehmt mich mit auf die Fahrt zu dem Kirchhof. Bedenkt doch, der Lovro . . ."

„Ach ja, der Lovro," fiel Anna ein, die endlich begriffen, wozu der Name des Räubers nutz sei; „er lauert Dir auf, er soll, erzählt man, sich gerühmt haben, alle Deutschen tödten zu wollen. Wenn er Dich träfe . . ."

Holzner war nochmals stehen geblieben. Langsam sah er von Einem zum Anderen. — „Habt Ihr Euch wohl gegen mich verbündet, daß ich nicht fort soll? Und mit dem Räuber wollt Ihr mich schrecken? Scheine ich Euch so furchtsamer Art? Den Lovro hat noch Niemand gesehen, als ein paar ängstliche Bauernburschen und der alte Curat. Mich fällt der nicht an, da dürft Ihr ruhig sein. Und wenn auch — Lebt wohl, ich muß hinaus."

„So nimm den Mauric zum Mindesten mit," rief Anna, „daß Du nicht ganz allein bist."

Und Mauric: „Herr, laßt mich Euch fahren, wie jedesmal bisher, ich bitte!"

Sie hatten sich Beide an ihn gedrängt. Und nun fing das Kind, das wohl von den Reden mehr, als ihm gesund war, verstanden hatte, flehentlich, bitterlich an zu weinen: „Bleib, Vater, bleib!"

Er schüttelte links und rechts die Beiden von sich ab. Mit raschem Griff hob er den Knaben auf seinen Arm: „Du weinst nicht, hörst Du! Du bist mein tapferer Bursch und wirst Deinen Vater nicht halten wollen, wo ihn das Herz zu gehen treibt. Wenn Du erst groß bist, wirst Du's begreifen, daß er fort muß. Sei still, sei brav. Laß Dir von der Tante erzählen, wie schön es bei den Großeltern daheim, in Deutschland, ist. Und dann bringt sie Dich in's Bett und Du schläfst gleich. Du vermagst es ja noch. Mein Kind, leb' wohl!"

Er hatte den Knaben zu Boden gesetzt, hatte Zügel und Peitsche ergriffen, sich aufgeschwungen, den Thieren das Zeichen zur Fahrt gegeben, bevor ihn die Anderen zu halten vermocht. Laut aufschreiend wollte der Kleine den Pferden nachlaufen. Fast wäre er unter die Räder gerathen. Der Mauric mußte ihn bei Seite reißen, Fräulein Anna ihn zu beruhigen suchen. Und inzwischen war der Wagen zum Hofthor hinaus davon gerollt, und schon nicht mehr zu sehen.

In breiten Windungen führt der Fahrweg um den dichtbewaldeten Schloßberg zum See hinab. Es fährt sich gut auf der glatten Straße, gut und schnell. Holzner hob den Kopf aufathmend. Das feige Schwanken und Verzagen, das ihn diese Wochen zu Boden gedrückt, war überwunden. Er wollte wieder. Ob schlecht, ob recht — daß er nur wußte, was er wollte, war schon Gewinn. Er ließ die Augen über das weite Landschaftsbild gehen.

Es war ihm früher heiter erschienen. Nun meinte er, daß See und Berge, und Luft und Laub mit ihm Trauer trügen. Droben auf dem fernen Schneefeld des hohen Terglou lagen schwere Wolkenschatten, drückend, wie die Lasten des Schmerzes auf seiner Seele. Einzig der grüne kreisrunde See war von einem Sonnenstrahle licht getroffen, daß die alte Wallfahrtskirche auf dem Inselchen in der Mitte weiß erschimmerte — wie in Thränen. Und aus den Gärten der Villen am Ufer beugten hohe Trauerweiden sich nieder auf das stille Wasser; leisefluthend netzte es ihre feingefiederten Zweige. Das Glöckchen vom Inselwörth klang klagend, kein Lufthauch regte sich, die Blätter flüsterten kaum: nur hin und wieder löste sich eines, gelb geworden und flatterte herab und blieb am Boden liegen, welk und todt. Doch weiter, da er zu dem Dorf kam, klang ihm lautes Lachen entgegen und mißtönende Musik. In einer Scheune ward getanzt. Die rothen Röcke der Mädchen flogen; in dem dichten Staubnebel, den die nägelbeschlagenen Schuhe aufgewirbelt, drehten sich die emsigen Paare, mit Jauchzen und Stampfen. Nach der feierlichen Andacht vom Morgen bedurfte das Volk zu seiner Erholung einer lärmenden Freude.

Rechts und links in den Wirthshausgärten saßen die Zecher. Da Holzner vorüberfuhr schrieen sie ihm Allerlei nach, was nicht freundlich klang. Es waren Arbeiter darunter aus den Fabriken und Knechte vom Schloß, denen er Lohn gab, denen seine junge Frau Gutes gethan. Einer, schwer betrunken, hob sich von der Bank und taumelte, schwang einen Stein und schleuderte ihn, daß er des Fahrenden Schulter streifte. Er hemmte die Pferde, er blickte sich um. Da drückte der Mann scheu sich in den Schatten zurück, die Schimpfreden schwiegen, und Holzner fuhr weiter.

Es war ihm ganz recht, daß er wieder einmal diesen Ausbruch des unbesiegbaren Nationalitätenhasses erfahren hatte; ganz recht, so wiederholte er sich. Sie, sein armes junges Weib, mit ihrer Freude am Wohlthun, war es gewesen, die ihm immer zuredete, zum Besten der Arbeiter Pläne zu machen. In der ersten Zeit nach ihrem Tode hatte er in einer Art von pietätvollem Aberglauben noch an jenen Bestrebungen festgehalten, bis allmählich seine Kräfte, von ihr nicht mehr gestützt, erlahmten. Und so war auch in diesem Thun ihm eine erbitternde Niederlage nach der anderen geworden, wie in Allem, seitdem das Glück von ihm gewichen! Deshalb erschienen ihm jene Schimpfreden und der Steinwurf gleichsam wie eine Probe auf das Facit, das er sich selber aus seinem Leben und Wirken gezogen.

Er hatte bei dem schnellen Fahren die Gedanken nach innen gerichtet und nicht auf seinen Weg geachtet. Ein altes Weiblein, barfuß, gebückt, auf dem Kopf einen großen, flachen Korb mit bunten Tüchern zugedeckt, kam die Straße daher, gerade auf die Pferde zu. Hätte sie nicht im letzten Moment noch ihn angerufen, er würde sie überfahren haben. Nun lenkte er rechtzeitig auf die Seite. Er kannte die Händlerin, die mit alten Stickereien und Bauernschmuck sich überall hausirend umhertrieb. Im letzten

Winter hatte er sie einmal vom Hofe gewiesen, weil er glaubte, sie auf einem Diebstahl ertappt zu haben. Aber sein Weib, das ihr schon früher manches hübsche Stück von zweifelhafter Antiquität abgehandelt, hatte sie in Schutz genommen. Wem sie gegeben, den konnte er jetzt nicht mit leeren Händen von sich gehen lassen. Im Vorüberfahren griff er nach seiner Börse. Die Alte jedoch, die sonst seit jenem Vorfall einer jeden Begegnung mit ihm ängstlich ausgewichen war, schien heute an der einmaligen Gefahr noch nicht genug zu haben. Statt sich für seine Gabe zu bedanken, holte sie noch den Korb vom Kopfe und stellte ihn halb auf ihr Knie, halb auf eins der Räder, so daß Holzner nothgedrungen halten mußte, während sie begann, ihre Waare ihm anzupreisen.

„Ich kaufe nichts," sagte er.

„Kaufen? wer redet denn davon, lieber, gnädigster Herr! Weiß ich doch wohl, daß Ihr dergleichen jetzt nimmer braucht. Nur anschauen thut's, weil die gnädige Frau ihre Freude an den Sachen gehabt haben würd'. Seht da das Kettl mit dem Kreuz. Wenn sie noch lebte, sie kaufte mir's ab. Und wir handelten drum und lachten dazu, weil sie so hübsch uns're gute Sprache zu reden versteht. Ja, das Halskettlein würd' ihr gestanden haben! Ich möcht', ich könnt's ihr noch verkaufen, um den halben Preis wollt' ich's ihr gern lassen. Wisset Ihr was, Herr? — Ihr fahrt zum Kirchhof jetzt, nicht wahr? fahrt Ihr doch immer dorthin; also heut auch? Nun, so nehmt's und legt's ihr auf's Grab von der alten Ursel."

„Behalt Deine Kette," sagte er rauh. Es that ihm weh, daß außer ihm Jemand ihr gern noch eine Freude gemacht haben würde.

Die Alte ließ sich leicht erbitten das Schmuckstück wieder an sich zu nehmen. Hastig schob sie es zurück in den Korb: „Nun, wie Ihr wollt. Doch Ihr fahrt jetzt zum Kirchhof?"

„Ja!" sagte er. Er hob die Peitsche, die beiden Braunen trabten von dannen.

Die Alte stand noch und blickte unter ihren weißen Brauen mit spähenden Augen dem Wagen nach. In eine Wolke wirbelnden Staubes eingehüllt verschwand er bald. Da nahm sie ihren Korb wieder vom Kopfe, stellte ihn unter die nahe Hecke, bog noch Zweige und Blätter darüber, daß man ihn nicht sehen sollte, schlug mit zwei Fingern das Zeichen des Kreuzes, und nachdem sie also ihr Eigenthum in den Schutz des Himmels gegeben, blickte sie noch einmal um sich, nach allen Seiten, faßte dann ihre Röcke rasch zusammen, schlüpfte zwischen den Bäumen hindurch und lief querfeldein, gradeaus, so schnell ihre nackten Füße sie tragen wollten.

Dem Fortfahrenden waren die Begegnung mit der Händlerin und ihre Fragen längst wieder aus dem Sinn geschwunden. Er hatte das Dorf im Rücken gelassen. Die Chaussee übersteigt hier einen Hügel, der riegelartig das Becken des Sees von dem tieferliegenden Savethal scheidet.

Auf den Blättern der Vogelbeerbäume zu beiden Seiten lag dichter Staub, kaum daß die rothen Fruchtbündel dazwischen aus dem allgemeinen Grau zu erkennen waren. Die fremden Wallfahrer, die in Schaaren den vorigen Tag und die Nacht hindurch vorübergezogen waren, um heut in der Frühe bei der Messe auf der Insel im See zu sein, kehrten jetzt noch nicht heim. Nur ein Bettler stapfte dahin, auf seinen Stecken gelehnt, während ihm zwei müde Hunde ein Wägelchen keuchend nachschleppten. Unter dem Linnendach des Karrens lag seine Alte. Für sie hatte er die mühselige Bittfahrt unternommen. Sie war krank und gelähmt, aber doch noch am Leben, doch noch bei ihm. — Holzner wendete den Kopf ab. Auf der anderen Seite des Weges ging ein Geistlicher. Wie rüstigen Muthes der alte Herr die Straße einherschritt; die argbestaubte, geflickte Soutane aufgeschürzt, die Hosen in den Stiefelschäften, das rothe, gutmüthig runde Gesicht strahlend von Befriedigung über die gehabte Erbauung! Da er des Fahrenden Blick bemerkte, lüftete er den großen Hut, und indem er mit seinem blaukarrirten Tuche den perlenden Schweiß von der Stirn trocknete, rief er mit kräftiger Stimme zum Gruße: „Salve! wünsch' eine gute Fahrt und glückliche Heimkehr, Euch wie mir selber."

Der Wagen stürmte jagend von dannen.

Glückliche Heimkehr! Klang's nicht wie Hohn auf das, was er im Sinne führte? Wieder sah er der Schwester angsterfülltes Gesicht, seines Knaben Thränen. Aber er wollte nicht rückwärts blicken. Wie er diese Wochen verlebt, schlaflos und doch halb wie im Traum, das war kein Leben mehr. Diese letzte, schreckliche, endlos lange Nacht war er mit sich selbst fertig geworden, hatte abgeschlossen mit seinem Gewissen. Es giebt keine Pflicht, die höher steht, als die gegen sich selbst. Und sein eigenstes Selbst, sein ganzes Wesen war ihm gewandelt und vergiftet, daß ihm oft bang ward um seinen Verstand.

Ja, er war einst mit vollen Segeln hinaus in das lachende Dasein gesteuert. Ja, er hatte hohe Pläne im Hirn getragen; für sich, wie für Andere, hatte den besten Willen gehabt, Etwas zu leisten. Aber es war vorbei mit dem Muth und vorbei mit dem Willen, seit sie gestorben! In seinen Gedanken kniete er wieder an ihrem Lager, auf dem sie leblos ausgestreckt lag, Blumen zu Häupten, Blumen in ihren todten Händen. —

Am Morgen, da er fortreiten gewollt, hatte sie ihn noch die Treppe hinabbegleitet, war auf den Stufen vor der Hausthür stehen geblieben, ihm zuzuschauen, wie er aufsaß. Vom Pferde nieder hatte er sich zu ihr gebeugt und ihre blasse Stirn geküßt. Er fragte sie, wie sie sich fühle. Da wiegte sie ihren blonden Kopf lächelnd und schalt ihn überängstlich. Als er schon am Hofthor war, rief sie ihm noch nach, sich nicht zu eilen, nicht um sie zu sorgen. Dennoch hatte er den Umweg zu dem alten Arzt gemacht, der am See unten wohnte. Der hatte, wie sie, den Kopf geschüttelt; es sei nichts, und er dürfe ruhig sein. Freilich, wenn das Kind

erst da sei — er sehe durchaus keinen Grund, diesmal ängstlicher zu sein, als vor drei Jahren, bei Karls Geburt —, dann müsse Frau Marie nach Deutschland; denn was sie blaß und still gemacht, sei nur das Heimweh. Wenn sie es auch nicht gestehen würde, weil sie wisse, daß ihr Mann nicht fortgehen könne, und sie sich nie von ihm trennen wolle, das Sehnen zehre an ihren Kräften. Aber es sei dabei für's Erste nichts zu thun und nichts zu fürchten.

Also von dem alten Freunde für den Augenblick beruhigt, war Holzner nach der Fabrik geritten. Erst gegen Abend kehrte er heim. Des Doctors Wagen stand im Schloßhof. Aber der Doctor ließ sich nicht blicken. Es schien ihm befremdend still im Hausflur. Auf der Treppe traf er seines Knaben Wärterin. „Es ist ein Mädchen", sagte die Slavin, sonst weiter nichts, und lief vorüber. — Ein Mädchen! Er wußte, wie sehr sein Weib sich diesmal ein Töchterchen gewünscht hatte. Er sprang die alte Treppe hinauf, zwei Stufen zugleich, und das Herz schlug ihm höher. Die Reise nach Deutschland war schon beschlossen. Ob die Fabrik darüber stillstand, das sollte ihn nicht hindern. Er ging mit ihr und beiden Kindern! So trat er ein. Der Doctor packte ihn am Arm und hielt ihn zurück. Es war dunkel im Zimmer. Und vom Bett her klang es wie Stöhnen. Der Alte rang mit seiner Stimme, wollte reden und brachte kein Wort hervor. Er aber ließ sich nicht halten, er stieß den Arzt bei Seite, machte sich frei — „Marie!" Da richtete sie sich auf, die weiße Gestalt. „Mein Liebster, nun sehe ich die Heimat nicht wieder, nun muß ich Dich doch allein lassen, und . . . leb' wohl, leb' wohl!"

Damit war es geschehen. Still lag sie vor ihm, starr und kalt. —

Was dann mit ihm geworden war, wie der Doctor ihn fortgeschleppt hatte, halb mit Gewalt, und wie er doch immer wiedergekehrt zu ihrem Bette und sich verzweifelnd des Mordes geziehen, kaum wußte er's mehr. Der alte Arzt hatte ihm mit vielen Gründen, mit langen medicinischen Namen zu beweisen gesucht, daß nicht Heimweh an ihrem Tode die Schuld tragen könne. Was lag auch daran, was sie getödtet! Sie war todt. Und sie hatte Heimweh gelitten, sich fortgesehnt, obwohl sie bei ihm war. An diesen zwei Thatsachen war nichts zu ändern. Wie die eine Gegenwart und Zukunft, so verbitterte ihm die andere seine ganze Vergangenheit.

Er hatte sich genug Mühe gegeben, die Wochen her, sein Leben zu leben, wie er mußte. Es ging einmal nicht. Seit ihm das Größte mißlungen war, sein Weib zu beglücken, zweifelte er an seinem Können in allem Anderen. Die Arbeit erschien ihm schaal und zwecklos; bei Dingen, die er bisher selbstverständlich, ohne viel nachzudenken, gethan, mußte er sich jetzt immer fragen: Wozu das Alles? Wem zur Freude? — Und bei dem meisten Thun auf Erden lautet, wenn man die Frage erst so stellte, nur zu oft die traurige Antwort: Keinem! — Für wen die Verbesserungen in den Fabriken, für wen die Strenge gegen die Arbeiter, für wen die

selbstgeschaffenen Pflichten? Für das Volk hier? Das haßte ihn nur, betrog ihn, wo er den Rücken gewendet. Für die Seinen? — Das kleine Mädchen war gestorben, am Tage nach der Mutter. Der Knabe mochte künftig sich selber helfen, wie er selbst es einst gethan. Einstweilen sollte er fort von hier, fort aus der slavischen Umgebung, die ihn verweichlichte und verzog. Es war schon bestimmt, daß er nach Deutschland geschickt werden sollte, zu seinen Eltern, die sich des Enkels freuen würden. Dort brauchte er den Vater nicht, würde ihn bald genug vergessen. Und wenn das Kind ging, mußte Anna es begleiten. Sie fühlte sich hier wie in der Verbannung. Er wollte nicht auf sein Gewissen auch die zweite Sünde laden, daß seine Schwester wie sein Weib hier an Heimweh zu Grunde ginge. Anna hatte erklärt, sie könne ihn, so wie er jetzt sei, nicht verlassen. Nun gut. So gab es eben nur das eine Mittel sie frei zu machen und sich und Alle!

Wo von der breiten Chaussee ein Feldweg gen Norden sich abzweigt, da lenkte Holzner seinen Wagen zur Höhe. Die Dornhecken zu beiden Seiten waren mit großen, weißblumigen, duftenden Winden dicht überwachsen, auf den Feldern standen Obstbäume fruchtbeladen, und hin und wieder blitzte zwischen dem grünen Gezweig ein Blick auf den fernen Terglougletscher auf, auf den kleinen See im Grunde, mit der Wallfahrtskirche inmitten und dem Schloß auf dem Hügel am Rande. Auf der Höhe aber, zu welcher der Weg durch die Felder emporstieg, hob sich, von den schwergrauen Wolken, die den Abendhimmel bedeckten, scharf abgezeichnet, die lange weiße Mauer des Kirchhofs. Dort lag sie. Dort war sein Ziel für heute — und für immer. Es gab ihm ein Gefühl der Ruhe, wie er lange es nicht mehr empfunden, diesem Ziel so nahe zu sein. Die Wange in die Linke gestützt, saß er auf dem kleinen Wagen, den die beiden Braunen im schaukelnden Schritt durch die ausgefahrenen Furchen des Feldwegs gemächlich aufwärts schleppten. Die Hand mit den Zügeln hing lässig nieder, die Peitsche steckte in ihrem Halter. Er träumte vor sich hin; ein Lächeln, fast des Glückes, ging um seine Lippen. Denn er war nicht allein jetzt, war nicht traurig. Sie war bei ihm. Er sah sie als Kind, als Mädchen, als Braut. Er schaffte in dem Schlößchen dort, die verwahrlosten alten Räume für sie herzurichten. Er führte sie ein, die junge Herrin, in ihr neues Heim; er sah sie am Fenster stehen, wie sie mit bewunderndem Blick das Landschaftsbild betrachtete; sah, wie sie mit einem reizenden Erröthen, stammelnd noch, die ersten Worte in der fremden Sprache sagte, seinen Arbeitern zur Begrüßung; sah sie im Boot über den See rudernd an dem ersten Marientag, den sie hier mit ihm verlebt. Die großen, flachen Wallfahrerkähne glitten vorüber unter eintönigen Bittgesängen, weiß schimmerten die Kopftücher der Weiber, und von der Insel klang das Läuten. Es geht die Sage unter dem Volk, wer dort am Marientag die Glocke zieht, daß sie hell klingt, dem erfüllt sich der Wunsch, den er dabei im Herzen hegt. Er hatte sie gefragt, ob sie auch

an dem Glockenstrang läuten wolle? Sie aber hatte — er wußte es so gut noch! — ihren feinen Kopf geschüttelt; ihr habe das Wunschglöcklein nichts mehr zu geben, sie besitze ja Alles, in ihm und mit ihm, was nur das Herz begehren könne. — Und dann sah er sie neben sich hier auf dem kleinen Wagen, auf diesem Wege. Droben die weiße Kirchhofsmauer, an der Ecke davor die halbrunde Kapelle mit der großen, grellbunten Kreuzigungsgruppe. — „Nicht wahr, sagte sie leise, hier fährst Du mich nicht mehr vorüber? Mir ist bang hier. Ich fürchte mich vor dem Kirchhof. Ich möchte nicht sterben, noch lang', sehr lang nicht. Erst ein reiches Leben mit Dir, wir wollen froh sein Beide, Du sollst viel nützen und wohlthun. Und dann, wenn es sein muß" . . . .

„Es muß sein!" sprach er laut in die Leere hinaus.

Da ist's, als sollte ihm Antwort werden. Es geht ein plötzlicher Ton durch die Luft. Eine Secunde steht ihm das Herz still. Dann klopft es desto lauter, hämmernd in der Erwartung des Unbekannten. Ein Schwirren klingt ihm am Ohr, ein Sausen. Er wirft sich rückwärts, er reißt an den Zügeln, daß die Pferde sich bäumen. Zugleich zuckt es ihm durch das Hirn: Das ist der Räuber! Also doch! — Und bevor er noch recht weiß, daß ihm die Kugel harmlos am Ohr vorübergesaust, ist er schon vom Bock gesprungen, steht auf den Stufen der Kreuzigungskapelle, zerrt hinter dem hölzernen, blauen Mantel der Gottesmutter einen Menschen hervor und ringt mit ihm und wirft ihn zu Boden. Was er dabei denkt? er, der noch soeben den Tod sich erwünscht hat? Er denkt nicht, er setzt seine Kräfte ein und kämpft und wehrt sich seines Lebens mit instinctiver Leidenschaft. Und da er ihn nach hartem Ringen in's Kniee gedrückt:

„Du bist der Lovro," spricht er auf Krainerisch, „vor dem alle Leute zittern. Du meinst wohl auch, ich sollte mich beugen und bei Dir für mein Leben betteln?"

Jener sucht nur, sich frei zu machen.

„Nichts da!" ruft Holzner; „Du bist hier in meiner Gewalt, nicht ich in der Deinen. Schau her" — und er zieht aus seiner Brusttasche das Pistol, das er in einer ganz anderen Absicht mit sich genommen. — „Das dachtest Du nicht, als Du Dich hier auf die Lauer legtest? Du trautest mir solche Feigheit nicht zu? Nun, ich danke für die gute Meinung."

Der Lovro kauert zusammengeduckt, wie er ihn niedergeworfen hat.

„Und wenn Du mich nun erschossen hättest und hättest wirklich die paar Gulden erbeutet, die ich bei mir trage, was thätest Du dann?"

Keine Antwort.

„Aus Deutschenhaß treibst Du den Straßenraub? Das mögen Dir die Bauern glauben. Ich nicht! Ich weiß, Du fielst mich an, um mich zu bestehlen. Du bist ein Dieb, ein gemeiner Dieb, der nachher mit seinesgleichen die Beute vertrinken wird oder verspielen."

„Herr!" so fährt jener in die Höhe. Der Mantel, mit dem er Kinn

und Wangen sich verhüllt hat, will ihm niedergleiten; er zieht ihn fester. Aus den tiefliegenden slavischen Augen blitzt es unheimlich. Er hat mit den Fingern tastend, vorsichtig, seitwärts gegriffen, wo seine Flinte liegt, die Holzner ihm aus der Hand geschlagen.

Der aber sieht die versteckte Bewegung. „Nur zu," spricht er kalt und kreuzt die Arme, „wenn Du mein Leben begehrst, so nimm's. Du findest bei mir etwa fünfzig Gulden. Dafür wirst Du verfolgt werden — anders, sehr viel hartnäckiger als bis heute. Und gefangen und hingerichtet."

„Ja," spricht jener dumpf, „ich weiß es. Es ist schon schlimm genug, wie es ist; es wird noch ärger kommen. Aber ich kann nimmer zurück, wenn ich's auch möcht'. Denn laß ich Euch leben, so zeigt Ihr mich an."

„Meinst Du?" spricht Holzner. „So laß nur Deinen Mantel fallen. Was schadet's denn, wenn Du mich tödtest, ob ich vorher Deine Züge sah? Dann verrathe ich Dich gewiß nicht. Und wenn Du mich nicht tödtest — ebensowenig. Du willst mir nicht glauben? Mein Wort darauf. Weshalb ich Dich nicht verrathen kann, das thut hier nichts zur Sache. Aber, ein Anderes: — Du selbst wirst Dich den Gerichten stellen. Und heute noch."

Der Slave schüttelt nur mit dem Kopf. Trotzig kehrt er sich ab.

„Ich will's," ruft Holzner, „Du sollst gehorchen. Verstehst Du mich?" — Es hat ihn ein Gelüste ergriffen, die kurze Lebensfrist, die er sich kämpfend noch errungen, durch Wohlthun zu nützen. Den verstockten Gesellen da bessern, das wäre eine letzte gute That in ihrem Sinne. — „Du lieferst Dich aus. Und wenn Du später aus dem Gefängniß entlassen wirst, soll man Dir fünfhundert Gulden zahlen, das Zehnfache grade von dem Gelde, das Du bei mir gefunden hättest. Nun, was sinnst Du noch?"

„Herr," murmelte der Lovro, „ich, wer wär' ich denn, daß ich mich weigern sollte zu thun, was Ihr befohlen. Aber ich kann es nicht. Mein Weib . . ."

„Dein Weib!" schreit Holzner auf, „Du hast eins, Mensch, sie lebt! Und Du lauerst am Weg, um zu rauben und morden?"

„Thät' ich's, wenn es nicht um sie wäre, daß sie nicht verhungert?"

Holzner hat sich abgewendet. Was ist das für eine Welt! Des Räubers Weib lebt, das seine liegt in kalter Erde. Es überkommt ihn ein brennender Neid, ein Haß auf den Menschen, der da vor ihm steht. Aber zugleich erwacht auch in ihm das grenzenloseste Erbarmen, mit dem Elend des Volkes, das von Noth und Unwissenheit dem Verbrechen in die Arme getrieben wird; dem selbst die Liebe nicht Rettung bringt. „Nun wohl," spricht er langsam, „sie soll nicht mehr darben, also erhöhen wir die Summe. Das Zehnfache dann: fünftausend Gulden. Willst Du dafür Deine Strafe leiden und von dem wüsten Leben lassen?"

Der Lovro ist jäh zurückgewichen. Der Mantel fällt ihm von den Schultern. Nicht wie ein Mörder, vor dem man sich fürchten könnte,

blickt er. Ein armer Krainer Bauernbursch ist's, wie sie alle sind, voll unterwürfigen Respects vor einem Herrn und dessen Macht. Aus seinen tiefgesunkenen Augen, seinen hohlen Wangen spricht nur der Hunger; aller Trotz ist ihm vergangen. — „Was sagt Ihr," stottert er, „Herr, was sagt Ihr? Ihr redet zum Spott so. Das meint Ihr im Ernst nicht, das könnt Ihr nicht meinen. Fünfmaltausend Gulden und — mir!"

Holzner zieht statt aller Antwort sein Taschenbuch. Er schreibt auf dem Knie, den rechten Fuß auf die Kapellenstufe gestellt. — „Hier, kannst Du lesen?" fragte er, da er geendet; „nein? Nun, so wirst Du's mir glauben müssen. Der Zettel ist an den Baron Zois gerichtet, meinen Freund auf Görschitzhof. Du weißt von ihm. Dem Ueberbringer dieses Blattes, wer es auch sei, Mann oder Weib, wird er fünftausend Gulden baar auszahlen. Wohlverstanden — nur, wenn er erfährt, daß zuvor der Lorenz oder Lovro, welcher letzthin in dieser Gegend etliche Räubereien vollführt, auch den ehrwürdigen Herrn Pfarrer nächtlicher Weile mit Gewalt in den Hochwald geschleppt hat, sich selbst dem Gericht auslieferte. Dann giebt er Geld. So steht's hier geschrieben."

„Und weiter?" fragt athemlos der Lovro.

„Weiter? nichts. Wer das Geld erhebt, darf damit machen, was er will: es selbst verwenden, oder verwahren, bis Du einmal frei kommst und auswandern kannst."

„Und sie, die das Geld holt, wer es auch sei — sie kommt nicht in's Gefängniß?"

„Wie kann ich wissen, wen Du sendest und ob sie mitschuldig ist oder nicht?"

„Herr, sie that nichts, sie wußte nichts! Nicht, daß ich den Pfarrer holen ging, nicht, daß ich heute Euch aufgelauert, gar nichts! Und wenn sie es hört, so weint sie und betet, daß uns die Schuld verziehen werde."

„Mache das die Richter glauben, so wird man Deine Frau nicht verhaften. Sie werden forschen, ob Alles wahr ist, was Du sagst. Also halte Dich streng an die Wahrheit."

„Das will ich schon. Ich kann ja nicht anders. Aber es ist schwer mit solchen Herren zu reden. Wenn sie alle wären wie Ihr" . . .

„Mir könntest Du's sagen? Nun so sprich. Ich schreibe auf, was Du mir berichtest, Du zeigst den Brief dann auf dem Amt, wenn Du Dich meldest, und meine Bestätigung wird Dir nützen, als ein Zeugniß zu Deinen Gunsten."

Der Lovro starrt nur in sich hinein. In Worte zu fassen, was er erlebte, dünkt ihn unmöglich.

Holzner wartet. Sein Ziel hinter der langen Mauer dort droben, — die Sonne sinkt schon, und je düsterer der Himmel sich färbt, desto weißer hebt sich die schnurgrade Linie vom Hintergrund ab — kann ihm nicht entgehen. Aber die beschlossene That auch nur um Minuten auf-

schieben zu müssen, das dünkt ihn hart. Und doch ist es ihm, als sei er verpflichtet, den Beistand, den er dem Lovro verheißen, ganz zu leisten. „So sprich doch," sagt er nochmals. „Wie kamst Du dazu? Du bist nicht von hier?"

„Nein, Herr. Ich bin von jenseits der Berge, von Raibl gebürtig, wo es zum Predilpaß hinaufgeht. Bei den Galmeigruben war ich in Arbeit."

„Und was führte Dich her?"

„Ich dacht' mein Glück hier zu versuchen. Hier sei jetzt bei dem Hüttenwerk ein neuer Director, bei dem hätt' man's gut, wenn man fleißig sei; so ließ mir damals die alte Base, die Ursel sagen."

„Die Ursel? Die Händlerin? So, also die hat's Dir heut' gesteckt, daß Du mich jetzt hier treffen würdest? Und auf ihren Anlaß bist Du in das Dorf gekommen? Wann war denn das?"

„Um Fronleichnam war's, im vergangenen Sommer."

„Hast Du Dich auf dem Hüttenwerk gemeldet?"

„Nein, Herr. Das war's. Ich kam am Sonntag."

„Nun, und?"

„Am Montag war es zu spät. Ihr wolltet wissen, weshalb ich dies Leben führen mußte? Wenn man's recht bedenkt, so ist's schnell gesagt. Denn an dem Abend fing es an. Und in derselben Nacht war's geschehen und blieb wie es ist, und war kein Zurück. — Also am Sonntag Abend komme ich. Ich gehe in's Wirthshaus. Es ist eine Hochzeit dort. Sie tanzen. Die erste, die ich sehe, ist die schwarze Maritza. Die kannt' ich schon, Herr. Wir waren einmal früher, als ich mit meiner kranken Mutter die Wallfahrt nach Maria im See gethan, zusammen getroffen. Und wie sie mich sieht und wie ich sie sehe ... „Du!" sagt sie und kommt über den Tanzboden her auf mich zu. Ein kurznackiger Bursch mit fuchsrothen Haaren, der schon stark getrunken hatte, schiebt sich dazwischen: „Was will denn der da," ruft er. „Maritza, Du tanzt jetzt mit mir!" Sie lacht, so ein wenig, nur mit den Lippen, und nickt mir zu. Das macht ihn wild. Er packt sie an, ich will sie befreien. Da läßt er sie und greift dafür mich an. Wie ich mich zur Wehr setze, zieht er sein Messer. Sie will ihm in den Arm fallen, ihn zu hindern. Da sticht der rohe Mensch nach ihr. An ihrer Schulter seh' ich das Messer. Ich springe herzu. Aber sie hat sich schon selbst geholfen, mit aller Gewalt hat sie ihn zurückgeschleudert. Er taumelt und wankt. Und dann stürzt er zu Boden, mit langem Stöhnen. Das Alles ging schneller als ich's Euch sage. Die Burschen haben abseits gestanden. Nun kommen sie näher. „Der ist hin," sagt Einer. „Nun, Maritza, hast Dir selber Deinen reichen Freier erschlagen? Bist nun zufrieden?" — Sie wirft nur den Kopf in den Nacken. „Gieb Acht," ruft ein Anderer, „stolze Maritza! gleich werden die Gensdarmen kommen, die Dich in's Gefängniß führen; vielleicht gefällt's Dir besser dort, als hier bei uns, wo doch Keiner Dir gut genug war." Ich seh' wie sie zittert unter all' den spitzigen Reden, ob-

wohl sie thut, als ob sie's nicht kümmert. „Komm," sage ich, nehme sie bei der Hand und zieh sie vom Tanzboden hinaus; „ich will Dich schon schützen, folg' nur mir." — Ohne ein Wort läßt sie sich still von mir fortführen aus dem Lärmen in die Nacht. Und das ist Alles. Und so war's geschehen."

„Was war geschehen? Deshalb," ruft Holzner, „hast Du ein Räuber werden müssen, ein Ausgestoßener, um weiter nichts? Weil bei einem Wirthshausstreit der rothe Petran — es ist doch der Sohn des Gastwirths gewesen, der Trunkenbold, mit dem Ihr Euch rauftet? — eine Beule am Kopfe davontrug?"

„So ist's Herr. Weiter war es nichts. Es können viele Leute bezeugen. Der Petran lebt heute noch. Aber wir — wir wußten es nicht."

„Ihr wußtet nicht, daß der Petran am Leben?

„Wie sollten wir's hören? Die Maritza war in ihrer Angst in derselben Nacht noch hinauf in die Berge mit mir geflohen, wo wir vor Verfolgung sicher waren. — ‚Weißt Du, hat sie zu mir gesprochen, weshalb das Alles gekommen ist? Weil wir zwei mitsammen, dazumal, an dem Wunschglöcklein in der Inselkirche gezogen haben. Es hat für uns beide zugleich geklungen. Da hat die heilige Jungfrau Maria Dich mir bestimmt. Und so sind wir zueinander gekommen. Es hat so sein müssen.'"

„Arme Kinder!"

„Herr, davon wußten wir damals noch nichts. Der Wald ist groß, und der Berg hat viel Höhlen; der Sommer war warm. Zu essen gab's Beeren und allerlei Früchte, ich stellte Schlingen um Vögel zu fangen, es störte uns Niemand. Wir waren frei und waren beisammen. ‚Der arme Petran, so hat die Maritza oft geklagt, daß der hat daran glauben müssen, und daß wir zwei nun so glücklich sind!' — Aber einmal, erst zum Herbst, da sie Beeren suchen gegangen, hat sie auf dem Weg meine Base, die Ursel getroffen. Die hat's ihr gesagt, daß der rothe Petran am Leben ist und daß Keiner ihr nachstellt. Und nun will sie zurück und will wieder zur Beichte und will den Herrn Curaten bitten, daß er uns schnell zusammengiebt. Sie hängt mir am Hals und lacht und weint und küßt mich dazwischen und weiß vor Freuden sich nicht zu lassen. Da hab' ich es ihr eingestehen müssen, was mich bedrückt hat, schon seit Tagen. ‚Jetzt kannst Du zurück, Maritza. Aber ich nicht. Ich bin mit dem großen, starken Gensdarmen, der die Wälder begeht, dem Deutschen, weil ich geglaubt hab', er ist Dir auf der Spur, aneinandergerathen, daß er sein Lebtag dran denken wird. Und seine Flinte hab' ich behalten.'

„Herr, von derselbigen Stunde an, da ich ihr das hab' sagen müssen, ist's mit ihrer Ruhe vorbei gewesen. Zum Unglück hatte ihr auch die Ursel schon erzählt, daß man im Dorf nach Einem sucht, der den Gensdarmen angefallen. Nun zitterte sie vor jedem Laut, weil sie meinte, die Soldaten würden kommen und würden mich greifen; für sich selber war sie nie so furchtsam gewesen. Von Tag zu Tag ist sie nur traurriger geworden und

verstörter. Und als ich ihr zugeredet hab', sie solle zur Base hinuntergehen, die abseits vom Dorf wohnt, die schwere Stunde dort abzuwarten, die ihr bevorstand, da hat sie's nicht wollen. Sei ich ihretwillen ausgestoßen worden, so dürfe sie jetzt nicht mich verlassen. Nur eh sie sterbe, möchte sie einmal noch einen Geistlichen sehen, dem sie beichten, der ihr die Sünde vergeben könne. Weiter wünschte sie nichts mehr. Denn sie dacht' schon nicht anders, als daß sie baldigst sterben müßte. Und dann sei ich frei, dann sollt' ich fliehen, über die Grenze, in ein anderes Land. Vielleicht wär' es ihr besser gewesen, wär' sie gestorben. Aber es kam nicht so. Denn zum Frühling — es war im März, der Schnee wieder frisch gefallen, es stürmte die Nacht und fror dazu, ärger als im tiefsten Winter — da hat sie den Buben zur Welt gebracht. Sie meinte damals, es sei das ihre letzte Stunde. Und ich, wie ich sie so sterbenskrank sah, nur klagend und weinend um geistlichen Zuspruch, da dacht' ich: was liegt denn daran, wenn sie mich greifen, so der Maritza geholfen wird! — Da lief ich hinunter in's nächste Dorf — wir bargen uns damals in einem leeren Heustadel droben im Wald, hoch über dem Wocheiner See; — die fünf Stunden Weg's macht ich in der halben Zeit und ging zum Pfarrer und bat den, mit mir zu einer Sterbenden zu kommen. Und da er nicht wollt' in der tiefen Nacht, mit mir durch den Wald — da hab' ich freilich mich vergangen. Ich hab' ihm die Augen fest verbunden, ihn mir auf den Rücken geladen und so durch Schnee und Wind und Kälte, so schnell ich nur konnt', hinauf getragen zu der Maritza. Was sie ihm da unter Thränen gestand, war Beichtgeheimniß, das durft' er nicht sagen. Daß er uns zusammengegeben, mit heiligem Segen, und den Buben getauft, das hat er wohl selber nicht gern verrathen. Denn er that's aus Furcht vor meiner Flinte. Aber daß ich ihn geholt, mit Gewalt und welche Angst er ausgestanden, auch daß ich der Lovro heiße und fremd in der Gegend sei, das Alles hat er auf dem Amt erzählt. Wenn seitdem hier am See etwas vorfällt und wo immer ein Unglück geschieht, da heißt's: Das hat der Lovro gethan. Immer der Lovro! Der Herr Pfarrer hat von der Kanzel herab mir mit den ärgsten Strafen gedroht, hier und im Jenseits. Ich hab's von der Ursel. Der hat die Maritza längst ihre rothen Perlen gegeben und ihre silberne Nadel dazu, daß sie sie verkauft und uns Brod dafür bringt. Es geht uns nicht gut, wie im vorigen Sommer. Wir sind immer auf der Flucht von dem einen Versteck zum andern. Die Maritza ist schwach von Krankheit und Kummer. Sie kann dem Kind nicht Nahrung geben, weil sie selbst nichts mehr zu essen hat. Und die Alte sagt zu mir: ‚Wenn's zum Winter so weiter geht, kommt die Maritza um ihren Verstand und das Kind stirbt Dir Hungers. Du hast einmal den Namen, daß sich Alle vor Dir fürchten, obschon Du bis heut nicht gar so viel verbrochen hast. Da verdien' ihn gleich lieber! Zurück kannst Du nimmer. So thu doch, was die Leut' von Dir glauben; versuch's einmal Einem sein Geld

wegzunehmen. Dann ist Dir geholfen, Dir, der Maritza, dem Buben und mir.' — Herr, ich hab's versucht! — Und das ist die Wahrheit. Und wenn ich drum bestraft werden muß, ich will's schon tragen. Aber mein Weib, mein Weib ist schuldlos! Die weiß nichts davon. Die muß frei ausgehen, sie hat nichts verbrochen."

Holzner hat schweigend zugehört. Die Erzählung des Lovro niederzuschreiben, hat er vergessen.

„Herr," sagte dieser ängstlich, da er jenen noch immer so regungslos, in sich versunken, auf den Stufen der Kapelle sitzen sieht, „Herr, ich will ja thun, was Ihr fordert, will mich selber auf dem Amt stellen, heute noch, wie Ihr geboten. Aber werdet Ihr Euer Versprechen mir auch halten?"

„Welches? Dir fünftausend Gulden zu zahlen?"

„Ja — und vor den Richtern für mich zu zeugen. Und noch eins. Die alte Ursel sagt, Ihr hättet ein Weib gehabt, das Euch lieb war. Nun, Herr, bei Eurer todten Frau bitt' ich Euch: sorgt mir für die meine!"

„Was redest Du da? Ich soll für sie sorgen! Das kann ich nicht. Ich gebe das Geld, damit sie nicht wieder in Noth gerathe. Weiter vermag ich nichts zu thun. Denn ich selbst, ich . . . ich muß fort von hier. Darum kann ich's nicht. Nein. Und ich will's nicht!" — Nicht gegen den Lovro, gegen sein eigenstes Gewissen hat er sich zu wehren.

„Ihr wollt jetzt verreisen, Herr?" fragt traurig der Lovro. „Ich bitt' Euch, thut's nicht, ich flehe Euch an! Denn seht, wenn ich gefangen bin, wenn ihr Keiner beisteht, was soll aus der Maritza dann werden? Aber wenn Ihr Acht geben wolltet, daß man sie nicht höhnt im Dorf, daß der Bub' rechtschaffen aufwächst . . ."

„Ich kann's nicht, ich kann es nicht," murmelt Holzner.

„Herr, thut's. Aus Barmherzigkeit! Die Maritza stirbt mir sonst."

Holzner antwortet nicht. Nicht an die Maritza denkt er, an sein eigenes Weib. Was sie wünschen würde, das weiß er. Wieder meint er, drinnen in der geheimen Kammer seines Herzens, wo er vorhin ihre Stimme vernommen, wie leise Mahnung die Worte zu hören: „Erst ein langes, ein reiches Leben, viel wohlthun, viel nützen — und dann, wenn es sein muß . . ." Wenn es sein muß!

„So wahr Ihr Euer Weib geliebt habt," fleht der Lovro noch einmal, „bleibt Herr, sorgt für mein's." — —

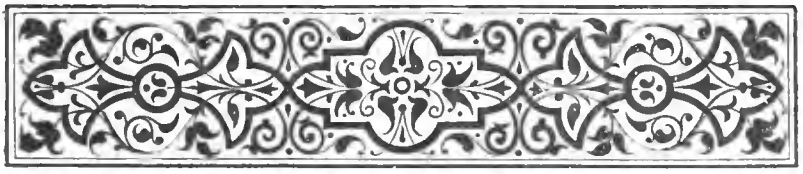
* * *

Es ist Mitternacht. Auf dem Schloßhof steht der lange Mauric wartend und horcht und späht in das Dunkel hinaus. Die Hausthür geht. Fräulein Anna tritt heraus. Es litt sie nicht länger bei dem schlafenden Knaben, im stillen Zimmer. Was sie martert, ist nicht Angst mehr, es ist Gewißheit. — „Er kommt nicht wieder", sagt sie zu dem Alten. Der nickt nur. Ob er die Worte verstand, die sie sprach, des

bedenkt er selbst nicht. Denn ihre Sorge versteht er. Es ist auch die seine. So stehen die beiden, an Sprache und Bildung und Stand weit geschiedenen Menschen nah zusammen, von einander Hoffnung begehrend, die Keiner von ihnen selber besitzt. Das junge Mädchen klammert sich an den alten Knecht, wie an eine Stütze. Er schüttelt den Kopf, er weiß keinen Trost mehr. „Er kommt nicht," sagt sie noch einmal; „hätte ich ihn nur nicht fortgelassen! Ich wußte es ja, was er im Sinn trug, schon all die Zeit her. Ich hatte nur immer wieder den Muth nicht, es auszusprechen, das Fürchterliche. Und nun ist's geschehen, und nun ist's zu spät." — Sie weint. So lange sie allein war, hat sie sich bezwungen, nun vermag sie's nicht länger. Der Mauric sucht sie zu beruhigen. Aengstlich, respectvoll streichelt er dem Fräulein die Schulter. Er weiß wohl nicht, daß die theilnehmende Berührung ihre Thränen löst und nur heftiger strömen macht. Aber plötzlich sind sie getrocknet. Sie hebt mit hastiger Bewegung den Kopf. Der Alte horcht gleichfalls. Rings schwarze Nacht und Alles still. Nur fern ein Ton, ein Ton, der näher, näher herankommt und deutlicher wird: Wagenrollen. Kommt er endlich selbst zurück oder — bringt man den Hausherrn? Die Beiden schauen sich nicht an, sie stehen und lauschen, zitternd, kaum athmend. Und jetzt — der Hund schlägt an! Der Mauric springt an's Hofthor: „Herr, Herr, Ihr seid es!"

Holzner hat sich vom Wagen geschwungen. „Bist Du da, Anna? Arme Seele, Du hast lange warten müssen. Sei mir nicht bös! Ich konnt' nicht anders. Den Lovro — Deine Warnung traf ein — hab' ich zum Bezirksamt gebracht. Nun ist das Dorf von der Furcht befreit. Und hier seine Frau" — er hilft vorsorglich einer vermummten Gestalt vom Wagen — „hier seine Maritza und ihren Buben werden wir bei uns behalten, so lang er gefangen bleibt. Führ' sie hinein und richt' ihr ein Lager; ich hab's versprochen für sie zu sorgen. Ich denke, Schwester Du wirst mir helfen, daß ich mein Wort erfüllen kann, heute und — ferner." Er hält ihr die Hand hin. Sie faßt sie, sie drückt sie ihm, „Immer, immer! Bleib nur, versuch's nur, ich will Dir beistehen, so gut ich es kann." Während sie die Maritza in's Haus führt, wendet er sich noch zu dem Mauric: „Leg Dich schlafen, Alter, auch ich will's. Vielleicht kann ich es heute wieder." Und er geht in's Haus und zu seinem Knaben.

Im dunklen Schloßhof hat der Mauric sich auf beide Kniee geworfen. Er spricht ein Dankgebet für seinen Herrn, der wie durch ein Wunder aus Räubersgefahren und schlimmeren noch errettet worden. Dann schirrt er die müden Braunen los, führt sie in den Stall und versorgt sie, wie jeden Abend. Denn es ist morgen wieder ein Tag, und morgen wird sie der Herr wieder brauchen.



Die englische Malerei in den letzten fünfzig Jahren*)

mit besonderer Berücksichtigung der Genre- und Thierbilder.

Von

Paul Meyerheim.

— Berlin —

Was ein Maler über Malerei zu sagen hat, ist so recht eigentlich mit den drei Worten abgethan, die ein berühmter aber schweigsamer Münchener Maler einstens aussprach.

Berthold Auerbach erzählte mir, daß er selbst, um sich über das Wesen der alten Kunst zu bilden, einen Maler und Freund bat, mit ihm in die alte Pinakothek zu kommen. Durch viele Säle schritt der Maler mit dem Dichter, ersterer immer wortkarg, endlich bleibt er vor einem Rembrandt stehen. Auerbach war nun ganz Ohr, was kommen würde und der Maler sagt würdevoll zu ihm, glänzenden Auges auf das Bild mit dem Daumen zeigend: „Schau Berthold: Dös is g'molt." — Der Aesthetiker, der Feuilletonist muß schon für seine Leser mehr sagen, aber für den Maler zerfallen die Bilder zunächst in die beiden Abtheilungen: die, welche wirklich gemalt sind, und die, welche mehr gedacht und

*) Seine Excellenz der Cultusminister Herr Dr. von Goßler hat seinerzeit die Herren Professor Janssen, Director Lücke, Professor Bracht und Professor Paul Meyerheim beauftragt, die Ausstellung in Manchester zu besuchen und ihm Bericht abzustatten über den Zustand der Kunst in England. Die Herren Janssen und Lücke sollten dabei besonders die historischen Bilder, Herr Bracht die Landschaften und Paul Meyerheim die Genre- und Thierbilder in's Auge fassen. Indessen hat keiner der genannten Herren sich pedantisch innerhalb der ihm gesteckten Grenzen halten können. Dem vorstehenden Aufsatz liegt der an den Herrn Minister erstattete Bericht Paul Meyerheims zu Grunde.

Die Redaction.

empfunden sind. Merkwürdigerweise sind diese meist weniger gut gemalt, und die meisterhaft gemalten sind gedanklich geringer.

So will ich als Maler es denn versuchen, meine Eindrücke, die ich auf der Kunstausstellung in Manchester im October 1887 empfing, zu Papier zu bringen, und mich bemühen, nicht so wortkarg zu sein, wie der erwähnte bayerische College.

Von Manchester zur Ausstellung gelangt man auf verschiedene Weise; der Eilige nimmt die Eisenbahn, welche in 15 Minuten bis in die Ausstellung hineinführt, Omnibusse, Tramways ohne Zahl bringen die Besucher in einer halben Stunde auch hinaus.

An einem klaren Herbsttage durcheilte ich, zur Eröffnungsstunde Schlag zehn erschienen, zunächst die Eingangshallen, welche langen Treibhäusern gleichen, unter der Kuppel hindurch; an der auf keiner Ausstellung fehlenden Riesenorgel vorbei gelangte ich links in die Kunstausstellung. Dreizehn Säle mäßigen Formats, angefüllt mit dem Besten, was die englische Kunst in den letzten 50 Jahren geschaffen hat — soweit es leihweise zu haben war. Es ist in London Sitte, daß man auf jeder jährlichen Royal akademischen Ausstellung die Zahl der Bilder derjenigen Künstler, die dem Publikum eine Freude zu bereiten im Stande sein sollten, also die Zahl der Werke der Mitglieder der Akademie, nicht beschränkt. Das Publikum genießt so das Ergebniß der ganzen Jahresthätigkeit ihrer Lieblinge, und es fällt kein Kunstwerk dem beschränkenden Paragraphen zum Opfer, daß nur zwei oder drei Bilder eines Künstlers ausgestellt werden dürfen, man nimmt eben an, daß Mitglieder der Akademie Künstler sind, die so viel können, daß man sich an zwei Bildern von ihnen nicht schon satt gesehen hat. Auch sind die Werke eines Künstlers alle zusammen gruppirt und nicht, wie stets bei uns, so weit wie möglich von einander durch verschiedene Säle getrennt. Wenn der Raum es irgend gestattet, halte ich diese Einrichtung für sehr nachahmungswerth! Jeder tüchtige Maler malt doch mehr als zwei Werke des Jahres, und ich sehe nicht ein, aus welchem Grunde alle übrigen den Blicken des Publikums entzogen werden sollen.

Zunächst suchte ich einen allgemeinen Ueberblick zu gewinnen und durchlief die Ausstellung, dieselbe auf den Totaleindruck hin durchmusternd. Es fiel mir sogleich und auch an den folgenden Tagen auf, daß immer in den Morgenstunden viele Schulen, Knaben und Mädchen, durch die Räume geführt wurden.

Wenn, wie über dem Portal unserer Berliner Ausstellung zu lesen ist: „ars filia ingenii et animae“ ist, so muß das seelisch Bildende der Kunst, wenn es auf den Bildern eben zum Ausdruck gekommen ist, auch auf das Kindergemüth von starker Wirkung und Bildung sein, und ich habe mit Freude wahrgenommen, mit welchem Interesse die kleinen Schaaren an den Bildern sich erfreuten. Wie mancher Keim zu einem künftigen Künstler mag so hier befruchtet werden. Habe ich doch selbst in meinem

Atelier oft bemerkt, daß Kinder ein ganz merkwürdiges erstaunliches Kunstverständniß haben. Wenn ein siebenjähriger Mozart schon componirt und alle Empfindung für die Musik hat, warum soll die Empfindung für bildende Kunst, auch wenn sie noch nicht ausgeübt werden kann, bei Kindern schwächer sein, warum soll man den Kindern den Kunstgenuß entziehen? Ich habe bei einem solchen Knaben, der oft mein Atelier besucht, mehr Verstand und Sinn für die moderne Kunst gefunden, als an manchem berufenen Gelehrten, der vergeblich nach den Keimen der neuen deutschen Kunst unter allen Blättern sucht und dabei das üppige Blühen und die strotzenden Früchte nicht findet.

Die englischen Koryphäen haben also die Ausstellung jeder mit einer ansehnlichen Gruppe von Bildern beschickt.

Wenn ich mit dem erwähnten Münchener in der Ausstellung gewesen wäre, so würde er zunächst gefunden haben, daß nur wenige Bilder so recht eigentlich gemalt sind.

Alles, was man in den Akademien des Continents erstrebt, mit Hinblick auf Tizian, Velazquez, Rembrandt, durch schöne Pinselführung einen Kopf, einen nackten Körpertheil herzustellen, Alles das ist in der englischen Ausstellung eigentlich nur auf einem Dutzend Bildern zu finden, bei Frank Holl, bei Ouleß und bei Millais. Alle übrigen Künstler arbeiten mit einer Harmlosigkeit, Kindlichkeit und mit einer Geringschätzung der guten Mache, die in ihrer Naivetät einen großen Reiz hat und eben die ganze moderne englische Kunst von der des Continents unterscheidet. Außerdem kämpft und wetteifert bei uns der größte Theil der Maler mit der noch nicht erfundenen farbigen Photographie.

Wahrheit und Richtigkeit wird erstrebt, „ingenium“ und „anima“ wird darüber allerdings viel verachtet. Das Hauptziel des modernen Realisten scheint zu sein, gleichsam ein Loch in die Wand zu schlagen, durch das man ein Stück Natur, wie es geht und steht, erschaut.

Die Engländer haben bisher stets Anderes gewollt, sie haben eine lange Malcultur hinter sich, und lange vor den Franzosen, die wohl mehr als die geborenen Maler gelten, haben sie erstrebt, nach guten Kunstprincipien zu schaffen. Obenan hat Sir Josua Reynolds sich bemüht, eine Art Generalbaß der Malerei herzustellen; er hatte die Principien der besten jedes Landes aufgenommen, verarbeitet und daraus neue, für den Rhythmus der Licht- und Schattenvertheilung, der Farbengebung mustergültige Schöpfungen hingestellt.

Für die Landschaft war Connestable sein würdiger Partner. Die Lehren Beider wurden in Frankreich gründlich studirt, und es scheint mir, daß die Werke der großen Zeit der französischen Coloristen in jenen englischen Kunstregeln ihren Ursprung haben. Es sind dieses zahllose Meister: Decamps, Troyon, Couture, Rousseau, Corot ꝛc. Später, in unserer Zeit, sind all die goldnen Regeln über den Haufen geworfen, und Jeder erkämpft sich seine eigene neue Formlosigkeit von Neuem. Zu jener Zeit verachtete Farben, wie hellgrün, rosa, lila, blauweiß, bedecken jetzt zahllose Leinwande.

Von diesen malerischen Contrapunktisten ist auf der Ausstellung kaum noch etwas zu sehen*).

Der einzige, der nach allen Regeln des Geschmackes bis an sein Ende gearbeitet hat, und dessen Bilder auch in Folge dessen noch heute in jeder Stadt, in jedem Kunstladen auf die weiteste Entfernung schon, ganz abgesehen vom Sujet, das Auge durch die schöne Form fesseln, ist E. Landseer.

Man sagte mir früher, Landseer's Bilder seien eigentlich nicht gut in der Farbe und schlecht gemalt. Heute ist er schon wieder modern in seiner Blondheit und Lichtfülle. Er ist auch auf dieser Ausstellung die außerordentlichste Erscheinung der jüngst vergangenen Epoche. Der vollendete Adel des Geschmacks, die beispiellose Leichtigkeit, mit der die Bilder hergestellt zu sein scheinen, die Schönheit der Empfindung werden ihm noch lange seine Bewunderer erhalten und neue erwerben. Auch in poetischer Beziehung ist er ein Mehrer des Reiches; er hat seinen Geschöpfen eine Seele eingehaucht, die vor ihm noch Niemand am Thier entdeckt hatte. Alle seine Hirsche sind wahre Könige und Fürsten der Wälder, vor denen man den Hut zieht, und auf die zu schießen als Attentat bestraft werden müßte.

Die Hunde hat er als wirkliche gemüthvolle Freunde der Menschen erkannt und für alle Zeiten fixirt. Ich weiß nicht, welchen seiner Hunde ich mehr bewundern soll.

Das Bild „Onkel Tom und seine Frau" ist für mich eins der schönst componirten Bilder der Ausstellung, an ihm würde ich Schülern alle Regeln der Composition erklären.

Sublim ist der Affe, in dessen Armen ein junger kranker Affe ruht; über die beiden und die Accessoires ist eine trübe Krankenatmosphäre ausgegossen, während hinter ihnen als Gegensatz ein junger, gesunder, energisch gefärbter Capuzineraffe lebensfroh in einige Apfelsinenstücke beißt.

Landseer theilt den Vorzug vieler wahrer Meister, er ist sehr vielseitig, seine Figuren machen ihm keine Schande, und Titania mit Zettel als Esel inmitten einer liebenswürdigen, graziös erfundenen Feeengesellschaft ist ein entzückend anmuthiges Bild. Neben diesem einzig dastehenden frischen Künstler bildete sich in England eine Secte, die all diese Principien verachtete, die den Verfall der Kunst von Rafael an datirte und deshalb etwas

*) Ein englischer Maler Burnet hat es vor längerer Zeit unternommen, ein treffliches Werk, „Die Principien der Malerkunst", zu schreiben. In den drei Hauptabschnitten, über Linien-Composition, Schattenvertheilung und Farbengebung, beweist er durch Beispiele der besten Meisterwerke, weshalb ein Bild gut aussehe und ein anderes nicht, er berechnet mathematisch, wie wenig Licht Rembrandt anwende, und wie viel Rubens, und wie Tizian das schönste Ebenmaß an Licht und Schattenvertheilung und an Farbengebung hat. Das Werk ist hochinteressant und sollte in keinem Atelier, bei keinem Meister und keinem Schüler fehlen, auch bei Keinem, der Bilder kritisch zu beurtheilen unternimmt, da sich Jeder, der sich unsicher fühlt, daraus Rath holen kann. Es ist in einer neuen Uebersetzung erschienen.

früher anknüpfen zu müssen glaubte, um die Kunst neu zu oculiren. Dergleichen passirt in manchem Lande, und auch wir haben eine solche Secte gehabt, welche das Gedeihen der Kunst lange Jahre aufgehalten hat. Die unseren knüpften noch an Rafael an, aber sie sind eigentlich schlimmer als die erwähnten Prärafaeliten. Diese kehrten zwar ganz zur genauen Nachahmung der Natur zurück. Kenntniß der Anatomie und Perspective hat keine der beiden Gruppen beim Schaffen gestört, Beide aber vergaßen in der Anbetung ihrer idealen Vorbilder, daß eben diese Benozzo Gozzoli und Rafael doch ganz anders gemalt haben würden, wenn sie heute lebten.

Die Prärafaeliten sind eine gleich auf den ersten Blick merkwürdige Erscheinung. Tiefe des Gedankens bis zur gänzlichen Unfindbarkeit desselben zeichnet sie aus, oft eine Untiefe des Geistes, in die kein Taucher kommt, aber — sie haben doch Stück für Stück chinesisch genau nach der Natur gemalt, oft mikroskopisch, und daraus mußte immer etwas Gutes, Starkes entstehen. Ich übergehe den verstorbenen, ganz unbegreiflichen Nestor der Sippe, den Maler und Dichter Rosetti, er hat wirklich nichts gekonnt, aber er hat in den Urwald der wüsten Gedanken einen Weg gehauen, auf dem andere leichter wandeln konnten und eher an ein Ziel kamen.

Maddox Brown, Watts, E. Burne Jones und Millais waren die vereinten Freunde, die ihm folgten. Daß an der Richtung etwas Gutes war, zeigen uns Diejenigen, welche erst dem Irrweg folgten, sich dann seitlich aus dem Urwald schlugen und Wege in's helle Tageslicht, in bewohnte Gegenden, zu lebenden Menschen wählten.

Millais war einer der Abtrünnigen, und er steht jetzt als erster unter den Lebenden da. Seine Vielseitigkeit ist erstaunlich. In seinen frühesten prärafaelitischen Bildern ist schon eine enorme Kenntniß des Menschen und der Landschaft, und heute, wo er beides freier behandelt, entzückt er durch seine Frische der Auffassung. Er hat sehr viel ausgestellt. Treffliche Männerportraits, historische Scenen, Genrebilder, Landschaften 2c. Die Perlen seiner Collection sind: ein alter Seemann, lebensgroß, dem seine Tochter, zu seinen Füßen sitzend, über die nördliche Durchfahrt vorliest. Dem blitzenden Aufleuchten in den Augen des alten Seefahrers sieht man es an, welch großer Plan in ihm geweckt wird. Die energische Hand auf den Tisch schlagend, spricht er die Worte: „Es muß gehen. England wird es machen!“

Dann: Die Frau des Spielers, eine rührende Gestalt, die nach den Karten mit Wehmuth greift, welche all ihr Unglück gebracht haben. Die Nonnen, welche ein Grab graben; das schlafende Baby mit der prosaischen strickenden Kinderfrau im Hintergrund. Das sind alles Werke voller Meisterschaft. Einige seiner Portraits sind eminent in der Auffassung, so das eines Kupferstichsammlers, der ein riesiges Blatt in den Händen hält, und den Beschauer anblickt.

Seine meisten neuen Portraits sind nach anderen, ich möchte sagen Lenbach'schen Principien gemalt: ein Kopf, ein einfacher neutraler Hintergrund und dunkles flüchtig gemaltes Costüm. Die Köpfe haben das mit den Lenbach'schen gemein, daß sie psychologisch gut studirt sind und genau den Charakter der Person wiedergeben, während sie, rein als malerische Leistung betrachtet, hinter Lenbach zurückstehen. Wer malt auch unter allen Lebenden ein Paar Augen wie Lenbach. Ueberraschend ist es, daß auf der ganzen Ausstellung kaum ein Frauenportrait zu sehen ist.

Das beste aller Portraits hat Frank Holl ausgestellt, einen alten Herrn mit Kinderaugen im Rollstuhl, es ist wohl das beste Stück Malerei der ganzen Ausstellung; dieses und einige andere erinnern an die guten Herrenbildnisse Gustav Richters. Welchen enormen Effect würde ein Damenportrait Richters auf der Ausstellung gemacht haben!

Neben Frank Holl glänzt Ouleß, dessen Männerportrait gerechte Bewunderung auf der Berliner Jubiläums-Ausstellung fand.

Auch Tadema ist mit einem meisterhaften, aber etwas absonderlichen Portrait eines Arztes vertreten, der am Bette einer Kranken sitzend, den Puls der letzteren mit der linken Hand fühlt, während er in der rechten die Uhr hält; der Kopf der Patientin ist nicht zu sehen.

Bilder des gefeierten Herkomer, dessen Name von dem Miß Grants jetzt unzertrennlich ist, vermögen nicht in ähnlicher Weise anzuziehen, nicht einmal das Bild seines alten Vaters. — Was galt da von aller Bewunderung dem Maler und was dem Modell?? Auch Richmond und Sant sind durch originelle und tüchtige Portraits sehr bemerkenswerth. Letzterer hat schon lange vor Herkomer seine drei Töchter in Weiß auf weißem Grunde gemalt. Der verstorbene Gordon Watson, ein Schotte und Portraitist allerersten Ranges, ist leider nur durch ein vorzügliches Bildniß repräsentirt.

Als nächster halb abtrünniger Prärafaelit erscheint G. Watson. Er hat interessante Portraits, etwa zwanzig an der Zahl, ausgestellt; alles Brustbilder, alle im gleichen Format, alles sehr berühmte Männer. Ihm ist es um die schöne Malerei eines Kopfes gar nicht zu thun, er buhlt nicht darum, mit van Dyk oder Tizian zu wetteifern; auf einer Schülerausstellung der Berliner Akademie würde kaum ein Kopf eine Auszeichnung erhalten. Auf der akademischen Ausstellung würden sie sogar refüsirt werden. Und doch wohnt vielen eine Großartigkeit und Schlichtheit der Auffassung inne, die sublim ist. Die Perle ist wohl das Portrait Tennysons. Man sieht jedem Bilde an: Das ist ein Maler, das ein Dichter und das ein Gelehrter. Diese zwanzig Portraits umgeben einige andere Werke desselben Meisters voll tiefer Innerlichkeit und poetischer Erfindung. Psyche, noch prärafaelitisch, d. h. mit gänzlichem Mangel an Reiz des nackten Körpers. Wenn schon die Prärafaeliten Alles und Jedes genau nach der Natur malen, so scheinen sie eine alleinige Ausnahme mit den nackten Gestalten zu machen, die alle wie nach dem schlecht gepolsterten Mannequin gemalt aus-

sehen, auch die graue Farbe ist beibehalten, die weiblichen Figuren, stets mit dürftigen Hüften ausgestattet, sind nur daran als weibliche kenntlich, daß zwei nothwendige Attribute am Torso schüchtern angebracht sind. In dieser Auffassung wetteifern Watts, Burne Jones, Rosetti und Maddox Brown. „Der Todesengel" und „Die Hoffnung" sind die schönsten von Watts Compositionen. Auch den Berg Ararat hat er gemalt, beinahe im Sinne Wereschagins. Ein hohes schmales Bild, ein spitzer dunkelblauer Berg, ein Nachthimmel mit einem Stern darüber, das Ganze ein Leistung, die bequem in zwanzig Minuten herzustellen ist, aber dennoch sehr eindrucksvoll.

Maddox Brown malt meist unergründliche Rebus, wie Rosetti, aber er hat auch sehr interessante Sachen. Sein altes Bild von 1852, „Work" betitelt, hat sogar in seiner Bestrebung, die Natur auf der Straße zu erwischen, manches mit Menzel gemein. Er entschuldigt sich in einem Briefe förmlich, daß er es wagt, den englischen Straßenarbeiter und Bettler für eben so berechtigt zum Abgemaltwerden zu halten, wie den Neapolitaner, und so hat er mit mikroskopischer Genauigkeit jenes merkwürdige „Werk" geschaffen. In heller Sonne graben gewöhnliche Arbeiter in einer Straße eine Grube für Gasanlagen, alle im Schweiße ihres Angesichts, Frauen und arme Kinder umgeben die Gruppe im Vordergrund, ein Bettler, der Vergißmeinnicht feil hält, welche auch unter der Lupe zu bewundern sind, geht links zum Bilde heraus. Rechts im Schatten eines Baumes stehen zwei Herren, Arbeiter des Geistes, im Gespräch: Carlyle und D. Maurice. Die Sonne scheint durch die Bäume und besäet ihre schwarzen Röcke mit unzähligen hellen Pünktchen, ein gewagtes technisches Experiment der Malerei, das erst die neueren Italiener wieder aufgenommen haben. In der Mitte des Bildes suchen ein Reiter und eine reitende Dame sich einen Weg zwischen all den Arbeitern hindurch. Das Malen des Sonnenlichtes, das die alten Klassiker nie erstrebt haben, und mit dem sich die ganze moderne malende Welt meist vergeblich abmüht, ist auf diesem Bilde eigentlich zuerst aufgenommen worden. Die Kühnheit ist zu bewundern, wenn auch dies Resultat, wie die meisten anderen desselben Strebens, beweist, daß das grelle Sonnenlicht mit seinem harten Schatten eben mit unserem Farbenmaterial nicht zu erreichen und daß es überhaupt nicht sehr malerisch ist. Ich übergehe andere Werke von Maddox Brown, seinen Cromwell auf der Farm und die Composition, die zu enträthseln ich mich vergeblich bemühte, z. B. Don Juan Discowered, by Haydie und the Coat of many colours 2c. 2c., und komme, einen Augenblick bei Walter Crane verharrend, dessen The bridge of Life in der Berliner Jubiläums-Ausstellung seine bescheidenen Reize entwickelte und der mit einer großen Zahl trefflicher englischer Kinderbücher Groß und Klein der ganzen Welt erfreute, schließlich zu E. Burne Jones, dem jüngsten noch jetzt blühenden Prärafaeliten. Zunächst muß man sich einen Stoß geben, um bei den Bildern ruhig zu verharren und der widerstreitenden Gefühle, die sofort auftauchen, Herr zu werden.

Hat man aber mit gutem Willen versucht, sich in jedes Bild zu vertiefen, so wird man doch belohnt. Es ist wahr, Alles ist unnatürlich, geziert, manierirt, die Menschen alle geschlechtslos wie die Engel, sie irren auf den Bildern an einander vorüber, in's Leere glotzend, wie die Goldfische im Glase, alle haben die ähnlichen lieben Gesichter, dieselben Hände und Füße, aber dennoch — es ist ein Etwas darin. Der Chant d'amour erinnert an gute Italiener, die Farbe kommt Tizian nahe; es sind coloristisch bewundernswerthe Stärken auf dem Bild, dessen Composition ganz thöricht ist: Auf der Wiese vor einer Stadt sitzt ein Fräulein und spielt die Orgel inmitten des Bildes. Links kniet ein Ritterjüngling, rechts hinter der Orgel ein merkwürdiger Genius, dem die Musik Schmerzen zu verursachen scheint. Alle Drei haben Noth, ihre Glieder noch innerhalb des Rahmens zu placiren. Die Malerei ist ganz kindlich einfach, mit spitzem Pinsel ist alles genau hingemalt, jedes Haar, jedes Hälmchen, und diese Andacht bei Herstellung der Details ist es wohl, die auch den Beschauer länger vor dem interessanten Bilde fesselt. Seine Sibyllen erinnern an Pompeji, der Cyklus von vier Bildern des Pygmalion hat viel Schönes in der Empfindung; sehr hübsch ist das Bild, auf dem der Lebensengel erscheint und der Galatea mit einem Finger auf die Herzgegend tippt, um ihr Leben einzuhauchen. Die Scene ist lieblich und reizend erfunden. Freilich, die starre Galatea will schließlich nicht ganz lebendig und frisch werden, das Gliederpuppenhafte haftet ihr zu sehr an, und der Pygmalion scheint mir allmählich zu versteinern.

Die drei Engel an Christi Grab, the Morning of the resurrection, sind kostbar naiv empfunden.

Ein großes Bild stellt eine große goldene Wendeltreppe vor, auf der eine Schaar engelhafter Geschöpfe herabsteigen, gänzlich ziel- und zwecklos, manche mit Musikinstrumenten, die ihnen aber nicht recht vertraut scheinen. Der Grundgedanke ist mir nicht klar, das Bild leidet auch zu sehr an der Verachtung der Perspective. Die entfernteren Engel sind fast größer als die vorderen, alle haben genau die gleichen Füßchen und weißgrauen Gewänder.

Das Wirkungsvollste ist the wheel of fortune. Eine lebensgroße Fortuna im grauen Gewande steht an einem großen Rade, auf dessen breiter Außenseite eine Anzahl nackter Gestalten von je halber Lebensgröße einander auf Kopf und Schultern steigen, manche hat eine Krone auf, eine liegt unter dem Rade, eine ist schon bald über die Höhe weg.

Sie Alle, diese Meister, haben gedacht und gemalt und geben eben mehr zu denken, als die, welche blos malten, ohne zu denken. Es ist ja auf diesem Wege mehr und Großes zu erreichen, wie die oben erwähnten abtrünnigen Präraſaeliten beweisen.

Ich habe mich über diese Meister etwas ausführlicher geäußert, als mir als Thier- und Genremaler zukommt, aber sie sind doch die originellste Gruppe der Ausstellung, und sie sind bei uns so gut wie unbekannt. Wir

haben keinen einzigen Künstler, der dem Aehnliches leistet. Am nächsten käme vielleicht Böcklin, doch ist dieser gewaltiger, imposanter in der Farbe und mannigfaltiger.

Die alten vergangenen Genremaler konnten mich nicht reizen. Keiner erreicht den großen Wilkie, viele haben in ihren Werken etwas vom schönen Rhythmus der Holländer, aber sie alle sind doch wie vertrocknete Blumen eines Herbariums, die einst in ihrer Blüthe entzückt haben, doch es sind keine Immortellen. Da tauchen unter ihnen die alten, in England beliebten, großen Namen auf. Als die besten hebe ich hervor Etty, gest. 1849, der viel von Diaz, dem großen Franzosen, hat, dessen Bestreben war, daß seine figürlichen Bilder zunächst einem schönen Bouquet glichen. Ferner Frith, Webster, der im Genre Eduard Meyerheims malte, nur leichtfertiger und unrichtiger, aber noch im Rhythmus des alten Holländers, Cl. Stanfield, der wieder an den Franzosen Lepoitevin erinnert, und W. Müller, der theils noch in der schönen Manier des Connestable malt, von welchem sämmtliche guten Coloristen der französischen Landschaftsmalerei lange gezehrt haben. Die späteren Bilder Müllers sind ganz vorzüglich componirte, schön gemalte Orientscenen Er ist nicht zu verwechseln mit dem Wiener Professor Müller, dessen meisterhafte Orientbilder zu dem Schönsten gehören, was die moderne Technik leisten kann. Ein Bild von diesem hätte, was die Behandlung allein anbelangt, ganze Säle der englischen Bilder in Schatten gestellt. Auch Turner, der große kühnste Poet unter den Landschaftsmalern aller Länder, ist noch durch einige allerdings nicht seiner besten Bilder vertreten, die an Größe der Empfindung, an Wucht und Poesie noch heute unerreicht dastehen; freilich haben sie alle mit den Principien der täuschen wollenden photographischen Richtigkeit nichts gemein. In dieser Richtung leistete das Staunenswertheste J. F. Lewis, gest. 1876. Sein Orientbazar ist ein wahres Wunder der Kleinmalerei. Die nicht kleine Tafel, einen hohen Bazarraum darstellend, in dem zahlreiche Türken allerlei feilhalten, ist von einer Treue und Genauigkeit, von einer Abgewogenheit und Vollendung, wie Aehnliches noch nie gemacht ist. Ebenbürtig sind seine trefflichen Aquarellen und ein orientalischer Hof.

Der nächste lebende ist dann W. P. Frith. Er hat ein Dutzend Bilder ausgestellt. Sein Derby und sein Badestrandbild sind gute erprobte Rennpferde, die das Publikum mancher Ausstellung erfreuten. Es giebt kaum Bilder, auf denen soviel zu sehen ist, wie auf Friths Werken. Derby ist immer ein ausgezeichnetes Werk; die Beobachtungsgabe und die Fülle der Motivchen auf dem Bilde sind erstaunlich, und für die damalige Zeit ist Alles höchst respectabel gemacht, die ferneren Figuren und der Hintergrund sind meisterhaft, wie mit Stecknadeln ausgeführt. Seine übrigen zehn Bilder aber wollen uns heute nicht schmecken.

Ehe ich zu den lebenden Genremalern übergehe, muß ich noch Frederick

Walkers gedenken, der in zwanzig Nummern vertreten ist, Bildern und Aquarellen.

Seine Zeit soll ihn nicht anerkannt haben, und heute ist er eine Hauptzierde der Ausstellung. Er malte Genrescenen mit Figuren, die sich nur etwas über Staffagengröße im Verhältniß zum Bilde erheben, einfache Motive, wie „das alte Thor am Kirchhof", an dem sich eine trauernde Greisin und eine junge Frau begegnen; angelnde Bauernkinder in einer unglaublich flüchtig gemalten Landschaft, der blinde Wayfarer 2c. Walkers ist sehr vielseitig und von unglaublicher Feinfühligkeit. Seine einfachen Bilder sind, wie man bei genauer Betrachtung sieht, oft umcomponirt, viel übermalt und durchgearbeitet. Seine große Landschaft, eine Art nordisches Alpenglühen auf kleinen Bergen, mit einem pflügenden Bauern im Vordergrunde, bleibt eine der hervorragendsten Erscheinungen der Ausstellung.

Ihm etwas verwandt ist der 1872 verstorbene G. Mason. Seine acht Bilder sind von entzückender Harmlosigkeit, etwas im Genre J. Breton: kleine ländliche Ecken und Wege, auf denen Landleute einhergehen, Kinder einzelne Thiere treiben 2c.

Die Bilder sehen alle aus, als wenn der Künstler sie nur zu seinem Vergnügen gemalt hätte, unbekümmert darum, ob sie Jemand für fertig hält oder kauft. Die Malerei dieser Bilder hat etwas von der der guten Franzosen. Möglich, daß Millet und Breton erst von Mason gelernt haben. Ich habe diese kleinen Bilder mit dem größten Entzücken immer wieder betrachtet.

Von den lebenden Genremalern imponirt mir am meisten der Schotte Orchardson. Er ist der Maler des Sittenbildes par excellence, seine Bilder erinnern an Scenen aus Sardou, Dumas 2c. Er scheint nur gelegentlich zu seinem Vergnügen ein Bild zu malen, wenigstens ist an keinem die Arbeit von überheiztem Dampfkessel wahrzunehmen, vielleicht deshalb haben seine Werke etwas so spontan Wirkendes. Zwei Bilder Mariage de convenance und Alone sind beide demselben Roman entnommen. Eine alte Geschichte! Auf dem ersten sitzt der verheirathete alte Roué an langer Tafel mit der jungen Gattin — weit auseinander. Der Diener schenkt ihm ein, sie hat gar keinen Appetit und denkt an etwas anderes. Der große Saal mit der einzigen Lampe über dem Tisch ist so groß, vornehm und unfreundlich, so uninteressant, daß auch der Maler ihn nur ganz flüchtig behandelte, ebenso wie auf dem andern Bilde, wo wir den alten Herrn allein, verlassen, tief betrübt, mitten im Zimmer sitzen sehen.

Dies einfachste aller Bilder, ein alter Herr im Frack, allein im großen Gemach, im Hintergrund das unberührte Frühstück, ist eins der größten Meisterstücke der malerischen Erzählungskunst, die ich je sah; nur der Kopf des Herrn ist mit großem Fleiß und ausgezeichnet gemalt, aber das Bild würde langweilig werden, wenn es nicht so skizzenhaft wäre.

Orchardson ist vielseitig, er stellt auch Portraits, Scenen aus der

Zeit der Incroyables, und ein sehr eminentes Historienbild aus: Napoleon I. am Bord des Bellerophon 1815, einen letzten Blick auf die französische Küste werfend, trefflich und einfach componirt und weit durchgebildeter als seine anderen Werke.

Eine eigenthümliche Erscheinung ist B. Rivière. Er ist ein ausgezeichneter Thiermaler und sucht nach klassischen Stoffen, bei denen Thiere anzubringen sind. Die Figuren, die er dabei braucht, sind geschmackvoll und fein charakterisirt. Sein Daniel in der Löwengrube ist nur von hinten sichtbar und darum doppelt eindrucksvoll. Die Löwen sind vorzüglich. Circe mit den Schweinen ist liebenswürdig und einfach. Der arme Knabe, der am letzten Meilenstein vor der Stadt zusammengebrochen ist und von seinem Hund bewacht wird, ist ergreifend. Das höchste aber erreicht der Künstler in seinen Playfellows. Der eine Spielgenosse, das Kind, ist krank und sitzt müde im Lehnstuhl, mit Kissen zugedeckt; sein Freund, der große Hund, sitzt vor ihm, hat eine Tatze auf den Schooß des Kindes gelegt und blickt dasselbe mit einer solchen Innerlichkeit des Ausdruckes an, wie ihn vordem nur Landseer malen konnte. Das Hundeauge gehört zu den ausdrucksvollsten Perlen der ganzen Ausstellung.

Von den hauptsächlichsten modernen Genremalern erwähne ich noch Leslie, der etwas im Genre unseres Amberg malt. Sein bestes Werk ist Waiting for the ferry. In eine sehr uninteressante Landschaft ist ein entzückendes Fräulein hineingemalt, die die Langweile der Umgebung vollkommen vergessen macht. Leslie überbietet sich in schönen Damen, meist Fräuleins auf dem Lande. Hier sitzen einige am Wasser und lassen gedankenvoll Rosen schwimmen, dort sitzen zwei gegen ein großes Fenster und präpariren, wie ich glaube, Häringssalat, dann wieder sind zwei an einer Quelle, Alles süß lieblich reizend, mäßig geschickt behandelt, aber jedes Bild wie ein Gedicht.

Henry Wood ist unserem Passini verwandt, er malt lauter Passinis in Oel. Sie haben in der Technik nichts Englisches, sind alle meisterhaft durchgeführt, licht und klar, aber ein bischen zu schön gesehen. Ein treffliches Meisterwerk ist das Bild von Luke Fildes. Ein Hochzeitszug durchwandert das Dorf, das junge Paar wird von den Dorfbewohnern derart beworfen, daß es nicht weiß, wie es sich des Blumenregens erwehren soll. Die ziemlich großen Figuren sind die besten en plein air gemalten der Ausstellung, die Composition ist vollendet, und dem Beschauer wird eine Fülle der reizenden Einzelheiten geboten, an denen man sich nicht sattsehen kann! Für das Sujet ist das Bild vielleicht zu groß.

Alma Tadema brauche ich nicht zu erwähnen; er nimmt mehr denn eine Wand ein, an die nur schwer zu gelangen ist, und von der man dann ebenso schwer sich losreißt.

Als Genremaler paradirt Herkomer mit seiner „letzten Musterung" der alten Helden, die manchen Krieg und manche Ausstellung siegreich mit-

gemacht haben. Es ist ein Meisterwerk, das an unsern Menzel erinnert. Nichts ist auf dem Bilde in Unklarheit gehüllt, Alles mit fetter Farbe solid und kenntnißreich hingemalt. Minder bedeutend ist sein „Hard times“: eine Auswandererfamilie auf der Landstraße, auch plein air, aber die Figuren sind nicht sehr interessant. Herkomer möchte dem nach Sentimentalität stets durstigen englischen Publikum gern etwas hinwerfen, aber er trifft nicht das Richtige und englisirte sein Motiv eben nur, während seine Stärke ganz wo anders liegt, aber nicht in der Erfindung und Empfindung.

Ein kleines Juwel ist C. Burton Barbers Bildchen. Ein reizendes blondes Mädchen, ganze Figur, mit einer Milchschaale in der Hand, deren Inhalt mit einem Kätzchen zu theilen sie gar keine Lust hat. Ich erwähne es, weil es in der Farbe und Technik das energischste stärkste Bild der Ausstellung ist.

Es ist mir nicht möglich, annähernd alle die Genrebilder, deren Zahl sehr groß ist, einzeln aufzuführen. In allen macht sich das Bestreben geltend, den Beschauer lachen oder weinen zu machen, und nie, Ekel zu erregen, wie das bei vielen modernen deutschen Genrebildern der Fall ist, die den Beschauer in die unangenehme Atmosphäre der Spelunken oder Krankenstuben hineinzwingen wollen. Das Motto „shocking“ hält den Engländer vor manchen künstlerischen Darstellungen zurück. Vielleicht hat das „shocking“ den plastisch künstlerischen Sinn Englands von jeher untergraben, denn zu keiner Zeit ist in England, meines Wissens, in der Plastik etwas wirklich Vollendetes geleistet worden. Erst in neuester Zeit kommt die Sculptur zu Ehren, wovon wir schöne Beweise auf unserer Jubiläums-Ausstellung sahen.

Auf der Manchester Ausstellung sind in jedem Saal höchstens vier bis sechs plastische Arbeiten aufgestellt. Das „shocking“ ist auch daran schuld, daß die Pflege des Nackten in der Malerei so vernachlässigt wurde. Daher stammt der Mangel an Schönheitssinn für die Körperformen bei allen Prärafaeliten. Die einzige Ausnahme macht vielleicht Leighton, der wohl im Stande ist, seine Figuren besser als alle Anderen zu zeichnen; dafür fehlt ihm aber wieder die malerische Ader. Er ist bis heute noch nicht „seiner eignen Meinung“. Er verbindet Rafaelisches mit Prärafaelischem, mischt Tadema mit Majolika-Anschauungen, hohlen Pathos mit falschem Adel in seinen Bildern, so daß man die vielen guten Eigenschaften darin schwer genießt. Er hat eine sehr tüchtige große Sculptur ausgestellt, einen Mann, der verzweifelt mit einer Schlange ringt. Wäre diese Gruppe in Berlin gewesen, so hätte er vielleicht nicht allein die Medaille für Wissenschaft davongetragen.

Von neuester Thiermalerlei habe ich wenig Gutes auf der Ausstellung entdeckt, und von Landschaften haben mir eigentlich nur die herrlichen beiden Marinen von John Brett wahrhaft imponirt. Sie sind, obgleich von bedeutendem Format, mit den spitzesten Pinseln ausgeführt, doch ist die

Totalität dabei nicht verloren. Diese und seine übrigen Werke, sein herrlicher Gebirgsbach, zählen zu den besten Landschaften der Neuzeit.

Vedutenartige Werke sind von Graham „A Spate in the Highlands“ und zwei schöne Bilder von Vicat Cole. „Kornfelder und Hochsommer“ zählen zu den eindrucksvollsten Landschaften der Sammlung, wenn sie auch in Technik und Auffassung nichts Neues bieten. Vielen Landschaften sieht man es an, daß ihre Urheber in Paris studirt haben und sich die edle Einfachheit Daubigny's und Anderer anzueignen versuchen. Im Großen und Ganzen genommen steht die Landschaftsmalerei nicht auf der Höhe, die wir in Deutschland gewohnt sind. Meister von dem Geschmack und der Geschicklichkeit der beiden Achenbach, Gebirgsmaler wie Ludwig v. Kamecke und andere intimere Landschafter wie der Wiener Schindler, wie Dücker, Schönleber, Munthe, Gude, Bracht und deren beste Schüler, habe ich nicht in England gefunden, und doch ist die englische Landschaft so wunderschön malerisch. Am allerbesten finde ich sie wiedergegeben in den herrlichen Meisterwerken in Holzschnitt von Birket Foster, der aber mit der Farbe und dem Pinsel nicht genügend umzugehen versteht.

Das Gebiet des Stillebens liegt, wie mir scheint, gänzlich brach. In Bezug auf die Totalerscheinung der Bilder habe ich die Bemerkung gemacht, daß alle Engländer bemüht sind, ihren Bildern ein ganz bescheidenes Aussehen zu geben, auch durch die Umrahmung. Während man bei uns, mehr als irgendwo, danach strebt, die Bilder in möglichst kostbare, schwere und sinnverwirrende, leider meist geschmacklose Rahmen zu stecken, sind die englischen Maler nur bedacht, dem Bilde einen nicht störenden Abschluß zu geben. Ich will England nicht als das Land des guten Geschmacks für Alles hinstellen, dafür zeugte die Manchester Ausstellung in ihren meisten industriellen Bestrebungen, namentlich auf keramischem und Juweliergebiet keineswegs, aber in Bezug auf Ausstattung und Ausstellung der Bilder haben die Engländer, scheint mir, ganz Recht. Als Princip scheint zu gelten: der beste Rahmen ist der, den man nicht sieht.

Auch die Säle waren in ihren Verhältnissen mustergültig erbaut.

Bei uns pflegt eine Bilderausstellung leider stets ein Bildermassenmord zu sein. Die bekannte Größe der Säle verführt die Künstler, um sich bemerkbar zu machen, dazu, alle ihre Gegenstände auf viel zu großen Leinwanden herzustellen. Der Totaleindruck eines Riesensaales, der mit Bildern angefüllt ist, ist immer entsetzlich und lähmend für den Eintretenden. In England sind die Bildersäle alle klein und übersichtlich, wie das schon erwähnte Arrangement, die Werke eines Künstlers stets vereinigt zu lassen, auf den Beschauer höchst angenehm wirkt. Um originell zu bleiben, haben freilich die englischen Akademiker eine enge chinesische Mauer um ihre Akademie gezogen, sie wollen einmal keine fremden Künstler bei sich einlassen. Ist es doch vorgekommen, daß Bilder von Gustav Richter und A. Achenbach auf der Londoner Royal academy

nicht zugelassen wurden. Die Gastfreundschaft gegen fremde Kunst ist leider eine sehr geringe.

Von den Meisterwerken der berühmten englischen Aquarellisten habe ich leider auf der Manchester Ausstellung, trotz gründlichen Suchens, nichts finden können. Es waren außer zwei Aquarellen Tademas, eines entzückenden Atelier-Interieurs von Gregory und einigen Blättern von Walker durchaus keine ausgezeichneten Blätter zu sehen, Nichts, was sich mit der Fülle des Vortrefflichen messen konnte, was die diesjährige Aquarell-Ausstellung in Dresden bot, von Menzel und Passini erst gar nicht zu reden. Hingegen bot die Abtheilung der Radirungen und Zeichnungen viel Außerordentliches.

Die Meister des Punch hatten eine ganze Collection Originale jener trefflichen Zeichnungen gesandt, die allwöchentlich die ganze Welt beglücken, deren hoher künstlerischer Werth im Publikum noch gar nicht genug gewürdigt wird. In späteren Zeiten wird man erst den beiden Genrezeichnern C. Kean und Du Maurier dankbar sein dafür, wie gut sie das moderne Leben, im Volk und in der Gesellschaft, verewigt haben. Wie außerordentlich wahr und treffend ist da jede Figur beobachtet und wiedergegeben! Auch dem Durst nach dem Idealen und Stilvollen wird Stoff geboten. Sambrowne ist ein Stilist ersten Ranges und Taylor nicht weniger in seinen ideal klassisch gehaltenen politischen Blättern.

Ein Wort über die treffliche Einrichtung der englischen illustrirten Kataloge möchte ich noch hinzufügen. Es ist bei uns den Ausstellern überlassen, dem Verleger des Kataloges nach Belieben Zeichnungen und Photographien der ausgestellten Werke einzusenden. Die Folge davon ist, daß die mediokren Künstler sehr zahlreich ganze Seiten bedeckend in den Katalogen vertreten sind, während die bedeutenderen, die diese Reclame nicht nöthig zu haben meinen, allmählich aus dem Katalog ganz verschwinden. So bietet schließlich der Katalog nie eine richtige Vorstellung der Ausstellung und bestärkt das Publikum in der bei jeder Ausstellung immer laut werdenden Meinung, es sei diesmal eine ganz besonders schlechte Ausstellung. Im englischen Katalog werden von der Akademie ausgehend sämmtliche bedeutenden Bilder der Ausstellung in kleinen Zeichnungen hergestellt und in den Text gedruckt, oft sechs bis acht auf einer Seite. Diese kleinen Zeichnungen in Conturen genügen, um das Gedächtniß des Ausstellungsbesuchers frisch zu halten, und geben, ganz im Kleinen, ein richtiges Bild der Composition. Unsere und die Pariser Kataloge des Salon bilden ein unerfreuliches, viel zu dickes Bilderbuch mit meist gleichgiltigen unerfreulichen Sachen. In diesem Verfahren ist leider nichts zu ändern, so lange die Herausgabe des illustrirten Katalogs einfach einem Buchhändler zur Privatspeculation überlassen bleibt.

Bei meiner Heimreise hielt ich mich noch in London auf und besuchte flüchtig einige Museen. Eine sehr nachahmenswerthe Einrichtung fiel mir im S. Kensington-Museum angenehm auf. Dort sind nämlich sämmtliche

Gypsabgüsse berühmter klassischer Gegenstände durch einen imitirenden geschickten Anstrich genau dem Material des Originals gleich gemacht. Der Totaleindruck eines solchen Saales voller Sculpturen ist ungemein wohlthuend — ein Gefühl, das mir beim Durchschreiten unserer Gypssammlungen nie aufkeimt. Hier wäre, wenn auch nicht Polychromie, so doch eine einfache Tönung sehr am Platze. Die Abgüsse über Marmor sind steingrau gehalten, und die über Bronze im Originalton copirt.

Wenn ich aus allem Gesehenen nun ein kurzes Resumé ziehe, was unsere Kunst durch Oculirung von den echten Stämmen der englischen für Nutzen ableiten könnte, so ist es in erster Linie, daß bei einem Unterricht darauf zu halten wäre, die Schüler in gründlicherer Weise auf die Principien und den Rhythmus der alten Meister aufmerksam zu machen. Es wird zwar bei uns auch copirt, aber planlos und ohne Anweisung; die copirenden Schüler arbeiten meist im Museum, um Geld zu verdienen; nie sah ich einen, der sich Farbenskizzen nach berühmten Meistern sammelte. Es genügt auch nicht das einfache Copiren. Ein Schüler kann ein Bild meisterhaft copiren, ohne es im Geringsten zu verstehen, gerade so wie ein Knabe eine Beethoven'sche Sonate spielen kann, ohne das Verständniß dafür zu haben. Das einfache Nachmachen genügt nicht. Der Sinn für die Schönheit eines Kunstwerks müßte in ganz anderer Weise geweckt werden. Die englischen Künstler schienen mir, nebenbei bemerkt, viel mehr mit ihren Poeten und mit dem Theater im guten Sinne vertraut. Hat sich doch Alma Tadema ein Vergnügen daraus gemacht, das „Wintermärchen" für ein Londoner Theater bis auf's kleinste Detail auszustatten, — eine Leistung, die beispiellosen Erfolg hatte, und aus der hundert akademische Schüler einige hundert klassische Bilder entwerfen könnten. Mir scheint, gewiß haben unsere unbemittelten jungen Künstler zu wenig Gelegenheit, gute Stücke auf guter Bühne zu sehen, um ihre in den Akademieklassen einschlafende Phantasie etwas zu befruchten. Ich bin ja gewiß nicht dafür, daß Fauste, Gretchen, Herrmann und Dorothea gemalt werden, aber als Uebung zur ersten begeisternden Anregung für den Kunstjünger mögen sie vielleicht dienen, der noch nicht im Stande ist, eigene Gestalten seiner Phantasie so hinzustellen, daß sie ein wirkliches Leben für alle Zeiten haben.

Und so verlasse ich mit schönen Erinnerungen die Ausstellung in Manchester, wenn auch nicht zerknirscht und zerschmettert ob des Verfalls unserer heimischen Kunst. Wir brauchen uns dem Allen gegenüber nicht klein zu fühlen. Vielleicht werden wir auch einmal eine Ausstellung von fünfzig Jahren deutscher Kunst erleben, aber vollzähliger als der kleine Appendix der Jubiläumsausstellung, und — ein frommer Wunsch — endlich in Räumen, die würdig sind, mit Kunst geschmückt zu werden, in denen es sich behaglich wandelt, in denen man in Weihe und Andacht das Gebotene auch wirklich und wahrhaft und ohne Hast genießen kann.

Literarische Ursachen und Wirkungen.

Streiflichter und fragmentarische Denkblätter.

Von

Julius Grosse.

— München. —

Lange hab' ich mich gesträubt,
Endlich geb' ich nach —
Wenn der alte Mensch zerstäubt,
Wird der neue wach.
Weh Dir! wenn Du dies nicht hast,
Dieses Stirb und Werde —
Bleibst Du nur ein müder Gast
Auf der trüben Erde.

Goethe.

I.

Die letzten vier Zeilen werden jedem Goethefreunde aus dem west-östlichen Divan bekannt sein, aber wo stehen die ersten Zeilen? Diese Frage hat Manchen schon irrgeführt, und doch sind sie eine echte Reliquie, während die letzten vier zugleich beweisen, daß der alte Dichterfürst unter Umständen auch bei sich selbst eine Anleihe nicht verschmähte. Als er, um lästigen Huldigungen auszuweichen, seinen letzten Geburtstag (28. August 1831) in Ilmenau verlebte, machte er im Laufe dieses Tages auch einen Ausflug nach der Körnbachthalmühle bei Elgersburg. Dort trug er jene acht Zeilen in ein aufliegendes Fremdenbuch ein, freilich nicht ahnend, daß er zum letzten Male seinen Geburtstag erlebte; und doch klingt es aus den sibyllinischen Worten wie ein ergreifender, wehmüthiger Abschiedsgruß. Dieser unfreiwilligen Actualität halber schrieb ich die Zeilen ab, als ich sie vor neun Jahren im Sommer 1880 dort entdeckte; mögen sie denn hier zur „nachdenklichen" Einleitung beim Rückblick auf verflossene Jahre, Menschen und Dinge dienen.

Sie haben mich ersucht, Ihnen fragmentarische Mittheilungen aus dem eigenen Leben zu geben. Aber es will mir scheinen, als wäre es dazu noch viel zu früh — als ständen die Menschen und Ereignisse noch nicht fern genug, um aus Wahrheit wieder zur Dichtung zu werden — zu jener freien duftumgebenen Auffassung, welche die höhere Wahrheit enthält. Aber

einzelne Actualitäten aus der Vergangenheit könnte ich wohl herausgreifen, — ich meine Beziehungen des literarisch Geschaffenen zur Gegenwart — zeitgemäße Beziehungen, die, unbeabsichtigt, sich plötzlich als vorhanden geltend machen, manchmal in komischer, ein ander Mal in verhängnißvoller Art — jene Improvisationen des Zufalls, Pointen der Augenblicksaufnahme, die ebenso oft glückbringend, als zum Unheil werden können.

Es giebt neben der bekannten, gleichsam officiellen, Literatur- und Kunstgeschichte noch eine verborgene, unterirdische, deren Vorgänge manchmal erst die richtigen erhellenden Streiflichter auf die wahren Motive dessen werfen, was alle Welt erlebte oder erlebt zu haben glaubte. Wer weiß, zum Beispiel, weshalb Courbet die Vendomesäule umstürzte? — eine Barbarei, die für einen Künstler geradezu unerklärlich wäre, wenn sie nicht andere, bisher unbekannte Motive gehabt hätte. In jenen Tagen, da die Commune schon ihr Haupt erhob, planten die Knownothings und Anarchisten der Radicalen einen Angriff auf das Palais Luxemburg. Was dabei aus den dort vorhandenen Kunstschätzen geworden wäre, war unberechenbar. Um dieselben zu retten, hielt Courbet eine flammende Rede und wußte mit gut gespieltem Zorne die Zerstörungswuth auf ein minder werthvolles Object zu lenken. So soll die Vendomesäule zum Opfer gefallen sein für den Luxemburg. — Also ist es mir vor einiger Zeit erzählt worden.

Oder wollen Sie lieber eine ältere, deutsche Actualität? Ein berühmter Dichter in Leipzig, der dem Homer mehr in der Blindheit glich, als in der Vorzüglichkeit seiner Verse, hegte vor etwa 45 Jahren den lebhaften Wunsch, der ersten Auflage seiner Gedichte eine zweite folgen zu lassen. Aber er wollte sich weder vor dem Drucker, noch dem Verleger blamiren. Die noch umfangreichen Vorräthe der ersten Auflage mußten unbedingt verschwinden. Da gab ein unvorsichtiger Freund einen gefährlichen Rath. Beide, der Poët und sein Pylades beluden sich mit den Ballen der Exemplare und schritten in Nacht und Nebel in's Rosenthal, um die unschuldigen Musenkinder in der Pleiße zu ertränken. Und also ward der bethlehemitische Massenmord auch ausgeführt — leider aber vollzog sich die Execution in der nächtlichen Stille mit einem derartigen Lärm, daß die wachsame Hermandad alsbald Jagd machte auf die fliehenden Missethäter, sie einholte, und in sicheres Gewahrsam abführte, bis die Sonne es an den Tag brachte, daß das Wasser nur seines Gleichen verschlungen hatte. So erzählten nachher boshafte, vielleicht erfinderische Zungen; aber die zweite Auflage ist dann wirklich erschienen.

Oder möchten Sie eine Actualität aus Goethes Leben selbst, wie sie heute noch in weimarischer Tradition fortlebt? Als der Altmeister, vielleicht aus Vorsicht, seinen „Bürgergeneral" anonym aufführen ließ, saßen vor seiner Parterreloge einige Musensöhne aus Jena, und im Glauben, Vulpius sei der Verfasser, ließen sie ihren kritischen Bemerkungen freien Lauf. Plötzlich erhob sich Jupiter tonans hinter ihnen: „Meine Herren, ich bitte mir Ruhe aus, das Stück ist von mir!" — Es wurde weiter gespielt, und man

bewunderte Goethes Muth, mit solcher Arbeit hervorzutreten, die sich mehr und mehr als seiner unwürdig erwies. Der Schluß soll lautlos verlaufen sein. Goethe aber wandte sich lächelnd, bevor er die Loge verließ, nochmals an die Jenenser: „Meine Herren, das Stück ist doch von Vulpius.“ Das geschah ungefähr zur selben Zeit, als Kleists zerbrochener Krug auf der Weimarer Hofbühne vor einem Publikum durchfiel, das damals für das Lustspiel keinen anderen Maßstab kannte, als Kotzebue. Auch eine Actualität von Beweiskraft dafür, daß Erfolg oder Mißerfolg noch kein bleibendes Kriterium für den innern Werth oder Unwerth eines Kunstwerkes sein können.

Das Alles ist freilich lange her. Ihnen würde vielleicht eine Actualität aus unseren Tagen willkommener sein. Wohlan — obschon ich das Folgende nur mit vorsichtiger Hand berühre und aus Gründen der Discretion von jeder Namensnennung absehen muß. Vor einigen Jahren kam zu einem berühmten Poeten ein verschollener Jugendfreund und Parteigenosse. Beiden war vor vierzig Jahren in den Tagen der nationalen Bewegung eine verhältnißmäßig bedeutende Rolle zugefallen. Seitdem die Stürme sich gelegt, hatte der Poet inzwischen eine beträchtliche Reihe von Werken geliefert und einen Ehrenplatz auf dem deutschen Parnaß errungen, während der Andere, politischer Agitator, angeblich in allerlei internationale Wirbelstürme verwickelt, im Ausland verschollen war. Plötzlich erschien er aber, und zwar mit kategorischem Ultimatum: „Lieber Freund, es wird endlich Zeit, daß wir Abrechnung halten. Du wirst Dich ohne Zweifel erinnern, daß Deine Schöpfungen, die Dich berühmt gemacht haben, eigentlich die Ausbeute meiner Arbeiten sind und mir gehören. Beweis der dort und dort deponirte Koffer mit Schriften, die wir nunmehr an das Tageslicht ziehen werden.“ Sprach's und verschwand wieder. Kurze Frist darauf berichteten die Zeitungen von dem plötzlichen Tode des Poeten unter Umständen, die anfangs den Verdacht nahe legten, daß er freiwillig aus dem Leben geschieden sei. Nach sorgfältiger Nachforschung über den Kern dieser dunklen Legende kann ich einstweilen nur constatiren, daß der berühmte Dichter in Folge einer Gehirnentzündung am Schlagfluß gestorben ist, wie dies auch das Sectionsprotokoll der Aerzte festgestellt hat. Auch ist nunmehr nach Verfluß mehrerer Jahre wohl zu hoffen, daß der Gegner inzwischen so weit zur Besinnung gekommen ist, um von seinen, im Auge jedes Dritten, unberechtigten Anklagen und Ansprüchen abzustehen. Ich habe diesen Fall hier nur in der Absicht erwähnt, um eine immerhin mögliche Legendenbildung im Keim zu verhindern. Glücklicherweise war es hier leichter, der Wahrheit auf den Grund zu kommen, als in der analogen Streitfrage, ob Shakespeare oder Bacon der Verfasser der unsterblichen Meisterdramen sei — eine Frage, die sich kürzlich fast auch zu einer acuten „Krisis der Literatur“ auszuwachsen drohte.

Unter jener Spitzmarke brachte vor einigen Monaten die Münchener Allgemeine Zeitung einen pikanten und durch Paradoxieen blendenden

Artikel über den Deutsch-Italiener Graf in Mailand. — Ich wundere mich, daß jene höchst geistvolle, doch sachlich herausfordernde Arbeit keine Entgegnung oder wenigstens kritische Beleuchtung gefunden hat. Wenn Graf unter Anderem behauptete, in der heutigen Literatur Europas überwiege die Lyrik, so weiß man nicht, was er damit meint, wo in aller Welt diese siegreichen Lyriker existiren. Mit viel größerem Recht hätte er sagen können, unter allen Künsten überwiege heut bei weitem die Musik — sie habe, wie ein Rufer im Streit sich seinerzeit ausdrückte, die Führung übernommen und die eigentliche Literatur einstweilen an die Wand gedrängt, wenigstens in Deutschland. Und so viel ist Wahrheit, daß, von der Macht der Töne ganz abgesehen, die Componisten selbst zur Feder des Schriftstellers greifen, um ihren Sieg zu vollenden und ihre Präponderanz so eindringlich und unaufhörlich als Axiom zu verkünden, bis jeder Widerspruch verstummt. Ich will nur ein Blatt zur Illustration dieser Thatsache liefern.

Im Herbst 1865, als ich noch das literarische Morgenblatt der officiellen Bayerischen Zeitung redigirte, kam eines Tages eine Beschwerde, resp. Anfrage aus dem K. Cabinet. Weshalb wir eine Arbeit Richard Wagners zurückgewiesen hätten? Der berühmte Meister habe sich beim Könige beschwert, daß ihm in ganz Bayern keine einzige Zeitung zu Gebot stände, um seine Ideen dem Volke zu vermitteln. Wir konnten mit gutem Gewissen die Collectiverklärung abgeben, daß wir niemals in der Lage gewesen, eine Arbeit R. Wagners abzulehnen, weil uns niemals eine solche angeboten worden. Schon damals fiel seitens eines der Redacteure die Bemerkung: „Hinter dieser Beschwerde steckt offenbar etwas Anderes. In solchen Fällen dient die Unwahrheit nur als Mittel, um irgend etwas durchzusetzen!“ Es war auch kein Jahr vergangen, als mit der Jahreswende von 1866 zu 67 der Zweck jener Unwahrheit zu Tage kam. Die Regierung sah sich plötzlich veranlaßt, die kaum fünf Jahr zuvor erworbene officielle Zeitung für immer aufzugeben, und zwar zu Gunsten einer neuen „Süddeutschen Presse“, die von Julius Fröbel auf Kosten der königlichen Civilliste herausgegeben werden sollte. Es war das eine merkwürdige neue Sturm- und Drangperiode. Mit Fröbel erschien eine Anzahl alter Freunde und Parteigenossen als Generalstab des Wagnerthums, nicht bloß in der Musik, sondern hinfort auch in der Presse.

Gleich die erste Nummer der neuen Zeitung brachte am. 1. October 1867 im Feuilleton R. Wagners Arbeit: „Deutsche Kunst und Politik“. Dies also war jene, angeblich von uns verschmähte, Arbeit; das Pronunciamento der neuen Macht, für welche jene Zeitung als literarisches Hauptquartier geschaffen werden mußte! Leider nahm dieser glänzende Anfang eine unerwartete Wendung. Während noch die ersten Nummern des Essays durch scheinbar patriotische Farbe blendeten, trat sehr bald die wahre Tendenz hervor, die nach der Losung: ôte toi, que je m'y mette ausnahmelos alles, was König Max II. literarisch und wissenschaftlich ge-

fördert hatte, mit rücksichtsloser Anmaßung in den Staub zog. Dieser durchaus unprovocirte Angriff erschien selbst Fröbel derart maßlos, daß er dieses literarische Autodafé nicht mehr mit seinem Namen decken mochte, noch weniger die Hyperbeln byzantinischer Gesinnung. Er verweigerte also seinem Freunde rundweg den Weiterabdruck, wenn er nicht einige wesentliche Aenderungen träfe; zugleich erklärte er als Ehrenmann, daß er unter solchen Umständen auch nicht mehr in der Lage sei, die Zeitung auf königliche Kosten zu leiten, sondern sie nunmehr auf eigene Rechnung weiterführen werde.

Mit dieser Erklärung kam es gleich im ersten Monat der neuen Aera zum unheilbaren Bruche zwischen den alten Parteigenossen; und wenn auch der Essay später mit größerer Retouche erschien, so kam es meines Wissens doch zu keiner vollen Aussöhnung mehr. Die Süddeutsche Presse ward Fröbelsches Eigenthum und wurde auf seine Kosten weitergedruckt. Seiner Energie und geistvollen Leitung ist es mit zu danken gewesen, daß die hochgehenden Wogen der bayerischen Verstimmung nach 1866 sich allmählich soweit glätteten, um die öffentliche Meinung für die Allianz von 1870 vorzubereiten. Später wurde die Süddeutsche Presse an ein Bankconsortium verkauft, und Fröbel ging als Consul des deutschen Reichs zuerst nach Smyrna, später nach Algier, wo er heut noch im Amte wirkt, und, falls es erforderlich, die Correctheit meiner Mittheilungen würde bestätigen können.

Was jene officielle „Bayerische Zeitung" betraf, die ein so rasches Ende nahm, so habe ich zu berichtigen, daß sie nur fünf Jahre existirte. Im Gegentheil hatte sie, die schon zwanzig Jahr zuvor als halbofficielles Blatt bei Wolf gedruckt wurde, ein ganz respectables Alter erreicht und je nach den wechselnden Epochen auch den Titel mehrmals geändert. Im Jahre 1855 hieß sie noch „Neue Münchener Zeitung" und wurde als solche unter Riehls Oberleitung ausersehen, gleichsam die Repräsentation der damals vom König berufenen Gelehrten und Schriftsteller zu übernehmen. Die Geschichte dieser Zeitung zu schreiben, mit welcher allerhand Umgestaltungen und Experimente vorgenommen wurden, bis sie 1862 in den Alleinbesitz der Regierung überging, würde den Raum weit überschreiten; aber einige Streiflichter seien mir, als dem vormaligen Mitredacteur, gestattet. Ich war schon im Mai 1855 eingetreten, aber ich kann wohl sagen, daß diese zwölf Jahre bis Ende 1866 eigentlich eine Zeit ununterbrochenen, wenn auch versteckten, Kampfes gewesen sind. Ich will die Gegner hier nicht klassificiren; aber es waren weit weniger die Ultramontanen, als wechselnde Stimmführer der Localpresse, welche eine principielle Gegnerschaft gegen alle Nichtbayern als löbliche patriotische Tendenz pflegen zu müssen glaubten.

Dingelstedt hat in seinen „Münchener Bilderbogen" jene Periode mit ebensoviel Humor als Wahrheit skizzirt. Leider beschleunigte er selbst seinen Sturz durch eine unbegreifliche Inconsequenz. Denn er, der liberale

Vorkämpfer und „Nachtwächter mit Fortschrittsbeinen" hegte als Theater-Intendant nichts weniger als etwa Achtung vor der Gedankenfreiheit. Als die Neue Münchener Zeitung sich bei Besprechung der Jahresübersicht von 1857 einige pia desideria erlaubte, eilte Dingelstedt sofort zu Graf Reigersbagg, dem als Minister des Innern damals die officielle Presse unterstellt war: „Wie können Sie als k. Beamter mir, der ich ebenfalls Beamter bin, Opposition machen?"

Der Minister erwiderte, daß Theaterreferate, so wenig wie Kunstberichte, doch keine amtlichen Kundgebungen der Regierung seien. „Ganz gleichviel!" rief Dingelstedt, „das Publikum faßt die Sache so auf, daß selbst die officielle Zeitung Auftrag habe, gegen mich zu agitiren!" — Den Minister verblüffte diese Logik, er versprach Remedur und gab Dingelstedt anheim, selbst einen Berichterstatter zu stellen. Dieser Ausweg wurde zwar angenommen, aber damit war die Sache keineswegs zu Ende.

Sofort nämlich begab sich Dr. V., der Chefredakteur, zum Minister, um ihm zu erklären, daß er den neu vorgeschlagenen, als bestechlich bekannten, Berichterstatter im Interesse des guten Rufes der Zeitung nicht annehmen könne. „Was wollen Sie?" rief der Minister. „Unter zehn Literaten sind neun Lumpe. Da kommt es auf einen mehr oder weniger nicht an!"

Dr. V. nahm diese Erläuterung so empfindlich auf, daß er schriftlich seine Entlassung anbot; aber im Gefühl seiner Unentbehrlichkeit war er so unvorsichtig, für den Fall, daß man ihn behalten wolle, erheblich höhere Bedingungen zu stellen. Einige Stunden darauf war er wirklich entlassen. Am selben Tage reiste König Max nach Italien und ließ auf seinem Schreibtisch die Enthebung Dingelstedts zurück. Alle Welt wußte von dieser Entscheidung früher, als der Betroffene selbst. Wieder einen Tag später kam General v. Frays auf die Redaction der Neuen Münchener Zeitung und bat, alles beim Alten zu lassen. „Schreiben Sie über das Theater, was Sie wollen, nur lassen Sie meine Person aus dem Spiel — ich alter Mann habe das Amt der Intendanz nur übernommen, um dem König einen Gefallen zu thun." Ein halbes Jahr später, es war im Jahr 1857, übernahm Dingelstedt die Leitung des Weimarischen Hoftheaters, das er in zehnjährigem Wirken zu neuem Glanze erhob.

Jene Gegnerschaft der Einheimischen gegen die Fremden*) — ein Thema, dessen zusammenhängende Darstellung seinerzeit manches Denkblatt füllen wird, zeitigte mancherlei wunderbare Blüthen. Eines Tages kam ein Münchener Gelehrter (ich will seinen Namen hier nicht nennen) und brachte einen, der Idee nach, höchst dankenswerthen Beitrag für das Morgenblatt der B. Z. Die Arbeit enthielt nur wenige Zeilen Text, des Inhalts, daß

*) Für eine moderne große Kunststadt eigentlich ein vollkommen unmöglicher Gegensatz. Weitaus die Mehrzahl der Münchener Künstler sind Nichtbayern, und niemals hat man sie dies empfinden lassen. Jede Universität der Welt recrutirt ihre

auch die bayerischen Universitäten der Vergangenheit (Ingolstadt, Landshut 2c.) eine große Reihe von Celebritäten in allen Fächern aufzuweisen hatten. Darauf folgte ein umfassendes Namenverzeichniß von etwa hundert Koryphäen nebst den Jahreszahlen ihrer Wirksamkeit, wie ihres Todes — sonst aber keinerlei weitere Erläuterung.

Vergeblich bemühte ich mich, dem berühmten Gelehrten vorzustellen, daß eine nackte Nomenclatur noch kein genießbarer Essay, daß es doch wohl wünschenswerth sei, die Charakterköpfe jener Namen etwas ausführführlicher modellirt zu sehen. Alles umsonst. Die einzige Antwort, die ich erhielt, waren Ausfälle über norddeutsche Anmaßung, sowie die sofortige Zurückziehung des Beitrages. Einige Monate später aber benutzte der Herr Verfasser meine Abwesenheit auf Sommerurlaub, um bei meinem Stellvertreter die Aufnahme jenes Namensverzeichnisses pure durchzusetzen — und so ist es auch gedruckt worden. Die bisherige Sympathie des berühmten Gelehrten aber hatte ich freilich für immer verscherzt; er hat sogar für nöthig gehalten, noch lange Jahre nachher in einem satirisch sein sollenden Gedicht seine Revanche an mir zu nehmen, eine Vendetta, die wohl allen etwaigen Lesern räthselhaft und unverständlich geblieben sein wird, weil sie die Beziehungen und Motive nicht kannten.

Im erwähnten Fall also hatte eine Unterlassungssünde, die bekanntlich häufig verhängnißvoller ist als das Gegentheil, böse Frucht getragen. Eine andere Unterlassungssünde, auch seitens der Presse, wird vielleicht lehrreich für Dramaturgen sein. In der Zeit von 1868—70 hatte ich als literarischer Beirath der General-Intendanz u. A. die Obliegenheit, auf ältere werthvolle Stücke einheimischer und fremder Literatur aufmerksam zu machen. So wurde auf meine Veranlassung im April 1869 Holbergs „Politischer Kannegießer" gegeben, jene unsterbliche Komödie, deren Titelrolle zum geflügelten Wort geworden ist. Nun hätte in unserer damaligen Zeitung, die ich mit Dr. Grandaur redigirte (Münchener Propyläen) ein orientirendes Wort gesagt werden sollen, daß es sich hier um ein älteres dänisches Stück handle. Diese Vorsichtsmaßregel unterblieb, ich weiß selbst nicht mehr, weshalb; und die Folge war, daß das Publikum, das im Namen Holberg wohl einen Anklang an Holbein oder Holtei fand — jene Komödie als modernes Produkt auffaßte, dann, über diese Art Satire erstaunt und enttäuscht, das Stück, trotz der vortrefflichen Darstellung mit

---

Lehrkräfte aus der Ferne und muß die wissenschaftliche Qualität derselben höher stellen, als das Indigenat. In München dagegen wirkte der confessionelle Gegensatz ebenso vergiftend, wie das bajuvarische Selbstgefühl. Man lebte in der thörichten Furcht vor den Freimaurern, oder man that wenigstens so. Daher der fast fanatische Haß gegen jene Berufenen. Man hielt den fremden Import für eine Zurücksetzung der einheimischen Kräfte, ohne daß jemals eine solche Kraft genannt werden konnte, die wirklich zurückgesetzt worden ist. Aber jene fable convenue des Parteigeistes ist selbst heute nach mehr als dreißig Jahren noch lange nicht als überwunden zu betrachten.

Entrüstung ablehnte — ahnungslos, daß es ein Meisterwerk fallen ließ! Sehr natürlich — die Satire, welche zu Holbergs Zeit, d. h. vor 160 Jahren, wo politisirende Bürger noch als Müßiggänger und Zeitverderber galten, wohl angebracht war, traf heute alle Welt, weil heute alle Welt von Zeitungen beherrscht wird. Die Satire wurde nicht mehr verstanden, ja sie wirkte als directe Beleidigung. Ich glaube, man würde z. B. mit Molières femmes savantes eine ähnliche Erfahrung machen, wenn man sie anonym dem Publikum als modernes Stück bieten wollte.

Noch viel empfindlicher war man gegen eine andere Actualität; denn unsere Zeit ist, wenn auch milder, doch bei weitem nervöser geworden, als jemals eine frühere Epoche. Im Frankreich des vorigen Jahrhunderts würde man einen Autor, der in einen Roman wahre oder erfundene Mysterien der vornehmen Welt ausplauderte, unfehlbar in die Bastille gesteckt haben. In unserer Zeit genügt es, wenn solcher Autor durch den Verleger freundschaftlich veranlaßt wird, den betreffenden Roman abzuändern. Den Verfasser läßt man dann laufen, und der Verleger wird nach Umständen vielleicht mit einem Orden belohnt. Ich übergehe diese sehr charakteristische Actualität, theils weil sie noch zu bekannt ist, theils weil sie nicht bloß nervöse Gemüther noch heute und zwar mit Recht verletzen könnte.

Uebrigens ist es noch gar nicht so lange her, daß man auch bei uns noch die Bastille dictirte. Auf der Magdeburger Citadelle saß im Herbst 1846 ein Berliner Autor, der bereits die Morgenluft von 1848 witterte und in einem Witzblatt sich unliebsame Zeitbetrachtungen erlaubt hatte. Es war ein junger, vielversprechender Mann, der es später auch bis zum Hoftheater-Intendanten gebracht hat. Damals milderte man schon nach kurzer Zeit seine Haft und gestattete ihm, in einem Hotel der Stadt zu wohnen. Dort suchte ich als blutjunger Anfänger den „Märtyrer" auf und brachte ihm mein tirocinium; ich glaube, es war eine Uebersetzung des „Jesuit" von Ducange und Pixérécourt. Herr Feodor Wehl — warum soll ich seinen Namen verschweigen? — nahm mich auf das Liebenswürdigste auf, sprach von collegialem Zusammenhalten und ermuthigte mein Streben. Schade, daß ihm auch der Boden von Parthenope bald zu warm wurde. Er hatte als Theaterrecensent ein paar Lieblinge des Publikums und in Folge davon auch den Geschmack desselben getadelt. Darob Entsetzen und Sturm, der sich sogar zu persönlichen Drohungen steigerte. Feodor Wehl schüttelte alsbald den Staub der kunstsinnigen Festung von den Füßen und ging nach Hamburg, wo er noch heut sein otium cum dignitate verlebt.

Ich möchte mit jener Erwähnung meiner geliebten zweiten Heimat, der ich so viel verdanke, durchaus nicht zu nahe treten; brachte mir doch derselbe Herbst 1846 dort eine andere werthvolle Berührung mit einem der damals gefeiertsten Dichter — mit keinem geringern, als Karl v. Holtei, der seine weltberühmten Shakespeare-Vorlesungen hielt, denen an jedem

Abend als Zugabe eines seiner Lustspiele folgte — so dem Richard II. sein „33 Minuten in Grüneberg.“ Ich bin heute noch stolz darauf, mit dem greisen Löwen — grau war er, obwohl er noch nicht fünfzig erreicht hatte! — einige Worte gesprochen zu haben, als ich mir persönlich mein Billet holte. Er hinterließ damals bei einem Freunde einen großen Folioband mit seinen sämmtlichen (ich glaube 60 bis 70!) Dramen und Singspielen. Der Prachtband, dessen bunten Inhalt ich mit kritiklosem Heißhunger verschlang, scheint nur in wenigen Exemplaren gedruckt worden zu sein, denn ich habe mich später auf Bibliotheken vergeblich bemüht, seiner wieder habhaft zu werden. In der Art seiner dramatischen Vorlesungen ist Holtei von Niemand wieder erreicht worden. Unvergleichlich war seine Kunst, die Personen jedes Alters und Geschlechts in verschiedenen Stimmen auseinander zu halten, dabei in Mimik und Bewegung die vollendetste Plastik und dramatische Beseelung.

Vielleicht am nächsten kam ihm Emil Palleske, der nur wenige Jahre darauf im Winter 1851 seine Laufbahn begann, und zwar im Salon von Robert Prutz zu Halle. Seine Zuhörer waren außer der Familie des Professors nur wir paar Studenten: „Otto Roquette, ich und August Förster, der damals schon den Marschallsstab der Intendanz in seiner Patronentasche trug. Unvergeßlich sind mir die Nachmittage, an denen er in einer Conditorei der Steinstraße den Schauspielern tiefsinnige Vorlesungen über Shakespeare hielt; ebenso unvergeßlich jener Abend des 21. Novembers 1851, als er selbst die erste größere Rolle, und zwar die Titelrolle meines ersten Lustspiels „Shakespeare“, im Stadttheater spielte. Dem Dreiacter folgte dann noch ein Einacter „Waldeinsamkeit“ von Otto Roquette. Was dem Abend aber ganz besondere Weihe verlieh, war der Umstand, daß es der Polterabend August Försters war, der am Tage darauf die reizende Tochter des Directors Bredow freite und dann mit der ganzen Gesellschaft hinaus in die weite Welt zog, ich weiß nicht mehr, ob zuerst nach Sondershausen oder Meiningen.

Da ich einmal beim Theater bin — wem, der jemals das Zauberreich der weltbedeutenden Bretter beschritt, fallen nicht hundert Histörchen ein, wie es gemacht wird, um Erfolge zu erringen, und anderseits, um errungene wieder zu vernichten! Ich will nur zwei erzählen, die eine von harmlos tragikomischer Art, die andere von höchst fataler Actualität für den Betroffenen und sein Werk.

An einem großen Hoftheater wurde mein Tiberius gegeben. Noch auf der Hauptprobe war der berühmte Mime, der die Titelrolle spielte, verdrossen und schläfrig, in bester Disposition, jeden Moment krank zu werden. Erst als am Schluß der Probe der Kassenrapport kam, daß das Haus voraussichtlich ausverkauft werde, hellte sich die Lazarusmiene des Koryphäen auf; nun erst war er entschlossen zu spielen, was bis dahin höchst zweifelhaft gewesen. Nachdem die Hauptprobe zu Ende, rief er mit lauter Stimme einen Theaterdiener heran und bestellte für diesen Abend — zwei Lorbeerkränze, die, wie sich später herausstellte, für den Schluß

berechnet waren. Diese Ungenirtheit des savoir faire erschien mir höchst amusant, aber ich durchschaute sie doch nicht ganz. Der Erfolg des Stückes war, Dank der besonderen Liebenswürdigkeit des Publikums ein überaus warmer und mich derart bestürzender besonders am Schluß, daß ich alle Besonnenheit verlor und die Gebote der Schicklichkeit völlig vergaß. Die Schicklichkeit nämlich gebietet, in solcher Situation Hand in Hand mit dem Mimen, dem der Erfolg zu danken ist, zu erscheinen. Dieser psychologische Moment wurde verpaßt, ich kam allein. Erst mehrere Tage später, als die Wiederholung sein sollte, ward mir klar, was ich gesündigt. An den Ecken prangten rothe Zettel. Der Tiberius war abgesetzt, weil der große Mime erkrankt sei. Anstatt Tiberius wurde „Größenwahn" gegeben. Als ich den Kranken aufsuchte, war er spazieren gefahren. Jetzt erst ward es mir klar: ich hatte ihn durch jenen verpaßten Moment um den erhabenen Augenblick gebracht, mit den bestellten, nun natürlich nicht gekommenen, Lorbeerkränzen irgend eine rührende Komödie aufzuführen. Das Stück ist zwar später wiederholt worden; aber es bedurfte der ganzen Energie der Intendanz, um ihr gegebenes Ehrenwort einzulösen und zu zeigen, daß sie der Herr im Hause sei, nicht aber ein gekränkter Mime.

In einer anderen Stadt ging es mir noch weit schlimmer, indem Bosheit oder Thorheit eine vernichtende Actualität schuf, eine solche, die in der Reihe aller Mißgeschicke obenan steht, weil sie durch nichts reparirt werden kann. (Es war schon seit Jahren eine Art gemeinsames Problem gewesen, den antiken Cäsarwahnsinn dramatisch zu gestalten; so wurde der Nero von Gutzkow, Schleich, Wilbrandt und Greif in Scene gesetzt, der Caligula von Halm, später von Heyse. Der Tiberius ist im Ganzen auch drei bis viermal dramatisirt worden, zuerst von einem Dänen Hauch, dann von Gregorovius, weiter von einem Rostocker Privatdocenten Clason. Mein Stück ist im Aufbau der Handlung, wie in der Auffassung der Charaktere, nach den neuen Forschungen des Historikers Freytag gearbeitet. Die Figur Sejans erschien darnach als ein politischer Streber nach der höchsten Macht — hinsichtlich der Frauen als ein antiker Don Juan). Der Erfolg des Dramas war auch hier derart, daß noch die vierte Vorstellung vor fast ausverkauftem Hause stattfand. Da gefiel es einem boshaften Recensenten, dem Sejan, als der rechten Hand des greisen Tiber, bildlich den Namen unseres größten Staatsmannes zu geben. — Was gehört auf solche Infamie? Gewiß eine exemplarische Strafe. Diese traf aber nicht den Erfinder des „mal mot", sondern das Stück, das sofort und für immer abgesetzt wurde. Man erschrak bis in die Knochen hinein vor einer albernen polizeiwidrigen Actualität, die nie und nimmer wirklich vorhanden war, aber nunmehr nicht aus der Welt geschafft werden konnte.

In einer anderen Stadt war mir einige Jahre vorher eine nicht minder merkwürdige Erfahrung beschieden, die nämlich, daß man als Autor nie ungestraft in der Tarnkappe des Siegfried oder mit dem Ring

des Gyges erscheinen darf. Die Bescheidenheit des Incognito wird stets eine Schuld, wo es Pflicht war, eine Rolle zu spielen! — Auf der Albrechtsburg von Meißen führten die Dresdener Künstler im Juni 1871 mein Festspiel „Albrecht Dürers Erdenwallen" auf, und zwar auf Veranlassung von A. v. Z. Ich war ebenfalls von Weimar eingeladen worden, hatte jedoch zur Bedingung gemacht, nur incognito als „Herr Müller" zu erscheinen; einfach, um mir die lästige Repräsentation als Verfasser zu ersparen. Der Tag und das Fest verlief auf das Glänzendste. Es konnte nicht fehlen, daß am Abend nach dem Festmahl das Incognito durch wohlmeinende Freunde dennoch gelüftet wurde, und hier begannen die seltsamen Erfahrungen. Wohl manchen neuen lieben Freund gewann ich und auf Lebenszeit; aber auch mancherlei Gegner. Namentlich eine berühmte Sängerin hat mich noch Jahre nachher ihre äußerste Geringschätzung empfinden lassen — wie Einen, den man als Horcher an der Wand ertappt hat. Sehr erklärlich, denn der Ring des Gyges würde in der heutigen Welt seinen Inhaber unter allen Umständen verdächtig machen.

Es war damals das letzte Mal, daß ich den hochbegabten Kunstforscher A. v. Z., den ich eigentlich schon von Jugend auf gekannt, begrüßen sollte. Zwei Jahre später war er nicht mehr unter den Lebenden, als Opfer vielleicht eines Wahns — jedenfalls aber einer Actualität, die tragisch für ihn ausging. Auf A. v. Z.'s Betreiben war, um die staubaufwirbelnde Streitfrage zu entscheiden, welche von den beiden Madonnen die echte sei, ob die Dresdener oder die Darmstädter — endlich die Confrontation beider Werke erfolgt, offenbar weil man mit Sicherheit auf den Sieg der Dresdener rechnete. Aber A. v. Z.'s Unternehmen wandte sich gegen ihn. Er war unbefangen genug, nach seiner Ueberzeugung der Wahrheit die Ehre zu geben; als er beide Bilder nebeneinander sah, entschied er sich selbst für die Darmstädter. Er verleugnete also die Heilige des Orts, was ihm vielleicht einzelne Kirchthurmpatrioten auf's Kerbholz geschrieben haben. Ohne allen Zweifel stand man an maßgebender Stelle über den Parteien; aber als Z.'s Stellung — er hatte das Kunstreferat über das ganze Königreich — eine Veränderung in günstigstem Sinn erfuhr, wähnte er, von krankhafter Reizbarkeit beherrscht, in jener Beförderung nach der Maxime „promovetur, ut amoveatur" — eine Wirkung seines unparteiischen Gutachtens zu sehen. Andere Gründe kamen dazu, um die Schwermuth des bis dahin glücklich Verlobten zu steigern, und er entwich freiwillig einer Complication, die er wähnte, heraufbeschworen zu haben. Diese wahren Gründe seines Scheidens blieben damals verschwiegen; ein naher Verwandter des Unglücklichen theilte sie mir zehn Jahre später in Ems mit.

Apropos Ems und Homburg — das erinnert mich an ein anderes, bis heut noch unaufgeklärtes Vorkommniß, auch ein Beleg zur actuellen Wirkung literarischer Erzeugnisse.

Im Herbst 1869 lernte ich in München eines Abends „bei Adam" den

Grafen St. aus Rußland kennen, und zwar genau in derselben Weise, wie ich es im Eingang der Erzählung „Graziana" berichtet habe. Graf St. wollte mir eine Novelle in Auftrag geben, ungefähr so, wie man eine Büste beim Bildhauer bestellt, oder ein paar Stiefel beim Schuster. Diese Art, einen fremden Rohstoff zur Bearbeitung geliefert zu bekommen, reizte mich; bisher hatte ich meist nur eigenes Erlebniß oder eigene Erfindung verwendet. Am nächsten Tage erschien Graf St. bei mir und erzählte mir aus seinem Leben einen ziemlich verwickelten Roman, der theils am Rheine, theils in Rußland und Paris spielte. Man hatte ihm seine verlobte Braut durch eine raffinirte Familienintrigue entfremdet. Um sich Satisfaction zu verschaffen, glaubte er die drei Brüder der Braut verantwortlich machen zu müssen und forderte sie. Der Zweikampf fand am Gestade des baltischen Meeres in Liefland statt — führte aber in seinen Folgen gerade zur Versöhnung mit den Brüdern, während inzwischen die Schwester in die Hand eines Unwürdigen gefallen und für immer verloren blieb. Das Alles war vor langen Jahren geschehen, und Graf St. hatte längst eine andere Herzenswahl getroffen. Wie es mir aber schien, wollte er mit der Novelle dennoch irgend eine Rancune üben, zumal er die Arbeit zu völlig eigener Verfügung verlangte. Diese Actualität verdarb mir die Freude an dem sonst hochinteressanten Stoff, und ich lehnte damals den Antrag überhaupt ab. Einige Jahre später fiel mir in Weimar eine andere Entwickelung des ungelösten Problems ein, eine Aenderung, welche zum optimistischen Schlusse und zur Wiedervereinigung mit der entrissenen Braut führte. In dieser neuen Wendung gefiel mir die Aufgabe, und so ist der Roman geschrieben worden. Er erschien zuerst in einer Frankfurter Zeitung, später als Buch in der Serie „Offene Wunden".

Kaum aber war die Erzählung gedruckt, als ich durch die Redaction jener Frankfurter Zeitung einen an mich gerichteten, ganz unglaublichen Brief einer Dame aus Homburg empfing, des fabelhaften Inhalts, daß ich, nachdem ich einige Zeit mit ihr gelebt und sie böslich verlassen, nun auch noch die Vermessenheit habe, unsere Historie der ganzen Welt zu erzählen! Was war das? Hatte irgend Jemand meinen Namen mißbraucht? oder gab es einen Doppelgänger desselben Namens, der in Mittel-Deutschland ebensowenig selten ist, wie sonst Müller und Schulze? Ich antwortete sofort und bat um näheren Aufschluß, um eventuell, falls eine strafbare Mystification vorlag, den Weg des Rechts zu beschreiten. Darauf folgten höfliche, aber ausweichende Briefe, die einen Irrthum zugaben, aber sich zugleich in immer längere phantastische Tiraden und Hallucinationen verloren. Um nur Eins anzuführen: Die Dame ging alltäglich mit Sonnenaufgang in Gesellschaft ihrer kleinen Tochter auf einen hohen Berg, um dort „die Gemeinschaft mit dem Ewigen zu feiern". Kein Zweifel, ich hatte es mit einer religiösen Schwärmerin zu thun. Da die Briefe immer mysteriöser und apokalyptischer wurden, blieb mir nichts übrig, als die unerquickliche

Correspondenz abzubrechen. Ich habe nie Aufschluß erhalten können, wer die Dame war, auch nie erfahren, wo Graf St. geblieben ist. Vielleicht dient dieses Blatt dazu, ihm, falls er noch lebt, zu sagen, daß seine Aufgabe vom Jahr 1869 längst zum Roman gestaltet worden ist und jene höchst seltsame Wirkung gehabt hat*).

Mancher meiner Leser wird vielleicht argwöhnen, daß dichterische Phantasie an diesen Mittheilungen allzugroßen Antheil habe. Doch kann ich versichern, daß ich die dürrste Wahrheit in die kürzeste Form gekleidet. Es wäre ja ein Leichtes, ganze Seiten jener räthselhaften Briefe zu reproduciren, wenn dies nicht den bemessenen Raum mißbrauchen hieße.

Es sei gestattet, hier noch andere interessante Actualitäten und Belege von Wirkungen durch die Presse anzuschließen, theils selbst erlebte, theils von Freunden mitgetheilte. Die erste betrifft einen, wohl noch lebenden, Mönch in Rom.

Im April 1856 hatte ein Kunstbericht der Neuen Münchener Zeitung das anspruchsvolle Werk eines Anfängers ziemlich scharf mitgenommen. Es war ein „Kain an der Leiche Abels" — das schülerhafte Ergebniß von sklavischen Studien am lebenden Modell wie am Secirtisch der Anatomie. Einige Tage nach Erscheinen des Berichtes kam mir eine dringende Warnung zu. Man sähe in der Kritik persönliche Motive, denn der Künstler, ein junger Schweizer, habe vor zwei Jahren wochenlang mit mir am Starnberger See verlebt. Diese Thatsache war richtig; aber wer kann alle Namen im Gedächtniß behalten, zumal sonst kein Verkehr bestand! Ich dankte dem Warner, erklärte aber zugleich, daß mein Urtheil unter allen Umständen ebenso ausgefallen wäre, da persönliche Rücksichten für mich nicht existirten. Einige Abende später ließ sich nach dem Theater im Restaurant von S. auch jener Künstler blicken, vermied jedoch jede Begegnung mit mir. Es war anders geplant, und seine Anwesenheit ein vorausbedachtes Alibi.

Als ich gegen Mitternacht in die Nähe meiner Wohnung in der Sophienstraße kam, fiel mir unter dem Säulenportal des botanischen Gartens eine Gruppe Menschen auf. Die Form der Hüte verrieth sie als Künstler. Blitzartig war mir klar, daß ich im Begriff war, in eine Falle zu gerathen. Genau gerechnet hatte ich fünf Secunden Zeit, um einen Entschluß zu fassen. Die Ecke der Sophienstraße bildete ein kleines vielbesuchtes Wirthshaus „Zum Löwengarten". Rasch bog ich in dasselbe ein und ließ mir ein Zimmer geben. Vom Fenster desselben im Oberstock konnte ich

*) Bei dieser Adresse an den Fernen fällt mir eine Anfrage ein. Habent sua fata — nicht blos Bücher, auch Zeitungen und Manuscripte. Mir sind in meinem Leben drei ungedruckte Arbeiten abhanden gekommen, auf die ich seiner Zeit großen Werth legte. Zuerst ein Lustspiel („Der Demokratenhut" oder „Geist und Schule", Magdeburg 1849); dann ein bürgerliches Trauerspiel („Wahn und Versöhnung" Halle 1851); weiter eine Novelle („Eine ehrliche Haut", 1857; in Cassel verschwunden). Möglich, daß das eine oder andere von den beiden Ersten mein damaliges Pseudonym „Waldemar Nagel" trug. Sollte diese Mittheilung irgendwie auf die Spur der Manuscripte leiten, so sei hiermit mein Eigenthum reklamirt.

bei der mondhellen Nacht nunmehr den ganzen Vorgang beobachten. Jene Schaar zwar schien verschwunden, offenbar war sie in die Straße hineingestürmt; nach einer Weile aber kam sie zurück in doppelter Stärke, zweifellos hatte die andere Hälfte mich vor der Hausthür erwartet. Jetzt war die ganze Gesellschaft, etwa zwanzig Köpfe, beisammen, um zu berathen, was zu thun sei. Nach geraumer Frist kam einer der Schlauköpfe auf den Gedanken, vom Hof aus in die unteren Räume des Wirthshauses zu spähen, ob ich mich vielleicht dorthin geflüchtet hätte. Endlich gegen ein Uhr entfernten sie sich, und die Gefahr war vorüber — die Gefahr nicht nur thätlicher Insulten; schwerer wäre der moralische Schlag gewesen, der meiner Laufbahn als Redacteur sehr wahrscheinlich ein rasches Ende gemacht haben würde.

Am Mittag des folgenden Tages begab ich mich in den weltberühmten Garten „zum Achatz", wo an langen Tafeln die Häupter der Universität und Akademie mit den sogenannten Neuberufenen bei Sonnenschein, Musik und Bock tägliche Verbrüderungsfeste feierten; an den benachbarten Tischen war dann meist auch die jüngere und jüngste Künstlerschaft, unter diesen auch meine Gegner, versammelt. Dort erzählte ich, natürlich ohne jegliche Namensnennung, Freund Carrière, dem Secretär der Academie, was mir in verwichener Nacht begegnet war, und mit welchen Gefahren noch heute ein unabhängiger Kritiker zu rechnen habe. Lautlos lauschend saßen die Attentäter und erfuhren auf diese Weise erst, wie ihnen das sicher gestellte Wild entkommen war. Das Drastische der Situation gab mir so viel Humor, um die Lacher auf meine Seite zu bekommen. Auch nachher, als die Freunde gegangen waren, blieb ich, und erlebte die erfreuliche Genugthuung, daß von jenem andern Tische ein gewisser Purkinjé, ein genialer, etwas zerfahrener Gesell, Sohn des berühmten Prager Gelehrten, zu mir herüberkam und mir, da ihm offenbar diese Schlußentwicklung gefallen hatte, seine Freundschaft antrug — leider nur auf kurze Zeit, denn einige Tage später reiste ich nach Italien, und wir verloren uns aus den Augen. Erst zehn Jahre später tauchte Purkinjé wieder in München auf und erzählte mir lachend, daß er damals der eigentliche Rädelsführer gewesen. „Sie haben übrigens ganz Recht gehabt. Aus dem W. — jenem Schweizer nämlich — ist nichts geworden. Der hat später in Rom convertirt, und ist dort in ein Kloster gegangen, wo er heut noch seine Kunst treibt." „Und was war in jener Nacht Ihre Absicht?" — „Hm, Ihnen einen tüchtigen Denkzettel zu geben. Sie konnten aber auch zum Krüppel geschlagen werden. Deshalb war der W. nicht mit dabei, um sein Alibi zu beweisen, falls die Sache schief ging."

Zur Abwechselung möge eine heitere Episode aus derselben Zeit folgen. München stand damals (im März 1856) unter dem Gestirn der Bacherliade. Die A. Z. hatte mit scheinbar apodiktischer Gewißheit bewiesen, daß der „Fechter von Ravenna" ursprünglich von einem Schulmeister Bacherl in Pfaffenhofen geschrieben, daß aber Halm von dem in

Wien eingereichten Stück Kenntniß genommen und sich rascher und glücklicher desselben Stoffes bemächtigt habe. Als dies Sensationsdrama endlich in München gegeben wurde, demonstrirte das Publikum, indem es am Schluß mit Leidenschaft nach Bacherl rief und nicht weichen wollte, bis Dingelstedt das Gas ausdrehen ließ — ein Vorfall, der zweifellos mitwirkend für seinen Sturz wurde. Daß Bacherl in Deutschland herumzog, seine sog. Poesieen las und sich geduldig auslachen ließ, zuletzt aber am besten lachte, als er ein kleines Vermögen heimbrachte und — Milchmann wurde — dies nur nebenbei. Später ist er als Schulmeister in Nebraska gestorben. Doch ich wollte Lustiges erzählen. Damals, nach Aufführung des Stückes, fiel in literarischem Kreise die Aeußerung: „Dieser „Fechter von Ravenna" ist eigentlich doch nur ein Balladenstoff, aber kein Drama, weil die eigentliche Verwickelung fehlt. Wie nun, wenn Halm wie Bacherl gleichzeitig nach einer verschollenen Ballade gearbeitet hätte?" „Halt," rief Geibel, „diese Ballade muß erschaffen werden!" Einige Tage später las Paul Heyse ein köstliches Gedicht, im echten Stil jener Schiller'schen Epigonen, wie sie lange Jahre besonders den Dresdener Parnaß beherrschten — ich meine die Conz, Kind, Krug von Nidda, Wackenroder, Nostiz, Kalkreuth u. A.

„Im edlen Auge Wonnethränen,
Den Blick gerichtet himmelan —
Schmiegt sich in langem, bittrem Sehnen
Die Mutter an den Jüngling an.
Hell schauen Roma's goldene Zinnen
Auf der Vereinten Glück herab,
Und die Erinnys schleicht von hinnen
Und senket ihren Schlangenstab.
So hattet endlich Ihr Erbarmen!
Beseligt ruft's Thusnelda aus.
Ihr Götter, darf ich ihn umarmen,
Den Liebling, in des Hasses Haus?
Ist endlich des Tyrannen Rache
Gesättigt an Armins Geschlecht,
Daß unter Cäsars eig'nem Dache
Das Mutterherz erlangt sein Recht?
Auf des Palastes Marmorstufen,
Die ich mit Flüchen einst betrat,
Soll ich sie jubelnd widerrufen?
Kennt Roma eine Liebesthat?
So wälz' in Deinem schlammigen Bette
O Tiber Deine Fluth zurück!
Denn um Thusneldens Eisenkette
Schlingt Rosen dieser Augenblick!"

Und in diesem sentimental erhabenen Pathos ging es noch fünfzehn Strophen fort. Das Poem, welches in höchst geschickter Gestaltung den ganzen Kern der Tragödie enthielt, wurde auf Umwegen in das Frankfurter Conversationsblatt geschmuggelt, als von einem gewissen J. J. Oppermann in Kaiserslautern herrührend, der es vor langen Jahren aus der Dresdener Abendzeitung abgeschrieben haben wollte. Die Ballade ging binnen einer Woche durch die ganze deutsche Presse, und männiglich war erfreut, die verborgene Quelle des Sensationsdramas endlich aufgedeckt zu sehen. Von allen Blättern war die Augsburger Allgemeine Zeitung die einzige, welche sofort eine Mystification witterte. In Dresden aber soll man sich wochenlang die Finger wundgeblättert haben, um in den alten Jahrgängen der Abendzeitung die merkwürdige Ballade, welche mit „Lothar" unterzeichnet war, aufzufinden.

Jenes war eine geplante und wohlgelungene scherzhafte Mystification.

Es giebt aber auch unbeabsichtigte Mystificationen und Illusionen, die durch die Presse in empfänglichen Gemüthern erweckt werden können.

Es ist noch kein Jahr her, als die „Kunst für Alle" meine Novelle „Selfmademen" brachte, in welcher ein Mäcen geschildert wurde, der ein Talent von der Landstraße auflas, um es auf seine Kosten erziehen zu lassen. Sofort erhielt ich einen langen, höchst beweglichen, Brief von einer Familie, die mich bei allen Heiligen beschwor, ihr die wahre Adresse jenes Mäcens zu geben; man wisse einen jungen hochbegabten Mann, der sicher die gleiche Wohlthat verdiene. Leider war jener Mäcen, der allerdings keine erfundene Figur war, schon vor Jahren gestorben. Eine etwas weitläufigere analoge Erfahrung machte Freund Allmers, „der Ritter vom Meer", mit seinem Buch „Römische Schlendertage"; nämlich in der Wirkung desselben auf einen Phantasten. Aus Breslau schrieb ihm ein junger Mann und bat ihn um Empfehlung nach Rom, denn Rom sei sein einziger Gedanke Tag und Nacht, seit er jenes wunderbare Buch gelesen. Allmers that wirklich allerlei Schritte bei Gesandtschaften, aber es war keine Stelle frei. Plötzlich meldete der Enthusiast, er habe eine Erbschaft von dreitausend Mark gemacht und gehe sofort nach Rom. Die Summe war sehr bald verbraucht. Mit dem letzten Hundert begann er einen Kramhandel mit Photographieen in der via Condotti; später ging er nach Neapel und Capri und heirathete dort eine Insulanerin, verließ aber auch diese bald, und wurde nach Brasilien verschlagen. Im letzten Brief von dort meldete er Allmers, er habe einen musikalischen Neger entdeckt, und beschwor ihn himmelhoch, dieses Genie auf Subscription Deutschlands loszukaufen, weil er so göttlich — das Klapphorn bliese! Freund Allmers mochte wohl lächeln über diese lange Kette von Folgen — die eigentlich alle der Wirkung seines Buches entsprungen waren.

Hermann Allmers — warum nannte ich ihn den Ritter des Meeres? Auch daran hängt ein Histörchen, wenn auch von anderer Art.

Eines Abends wurde im Dom von Bremen der Messias von Händel aufgeführt. Allmers machte dabei die Bekanntschaft eines vornehmen älteren Fremden, der vom Lande hereingekommen — eines Barons v. E., den er am selben Abend auch im Künstlerverein einführte. Man bemerkte an seiner Hand einen Ring mit einem interessanten Wappen, aber der Krone desselben fehlten zwei Zinken. Darnach befragt, erwiderte der Baron: „Ja leider — wir haben einmal gegraft werden sollen vor etwa siebzig Jahren, und es war Alles bereits im Reinen. Da starb Friedrich der Große und nachher ist nichts daraus geworden — aber Sie haben ja auch einen Siegelring mit Wappen —"

„Allerdings," war die Antwort, „und dort an der Wand hängt das farbige Wappenschild: weiße Rosen auf rothem Grund und zur Seite ein halber kaiserlicher Adler. Das Wappen stammt noch von Barbarossa her, ist also 700 Jahre alt, und seitdem sind wir die Ritter vom Meer."

„Wie ist das?"

„Ganz einfach. Wir Friesen waren vor uralten Zeiten von allem Kriegsdienst und sonstigen Frohnen frei, weil wir unausgesetzt mit dem Meere zu kämpfen hatten, dem wir unser Land durch Dämme und Schutzbauten geradezu abgerungen haben. Trotzdem meldeten sich einstmals fünfzehn junge Friesen aus den besten Familien und erboten sich, freiwillig persönliche Dienste beim großen Kaiser zu thun. Barbarossa machte sie zu seiner Leibgarde: als solche sollen sie in Rom einstmals eine Guelfenverschwörung entdeckt und dem Kaiser das Leben gerettet haben. Zum Dank wollte Barbarossa sie zu Rittern schlagen.

„Sie aber sagten: ‚Das sind wir schon seit alten Zeiten im Kampf mit dem Meere.

‚Wohl, wenn Ihr Ritter des Meeres seid, so sollt Ihr wenigstens ein Wappen haben — schwebt doch des Kaisers Adler auch über Meereswellen. Vor Menschenbosheit konntet Ihr mich retten, vor dem Element kann es nur Gott!' Und also gab er den halben Reichsadler in jedes einzelne ihrer Familienwappen. Leider fehlten die Getreuen beim letzten Kreuzzug. Vielleicht hätten sie den Kaiser auch aus den tückischen Wellen des Seleph errettet. Unter diesen fünfzehn war auch der Urvater der Familie Allmers." Der Baron v. E. mußte zugeben, daß dies jedenfalls ein weit älterer Adel, als der seine sei. Ich habe die Wappensage hier erzählt, weil sie, wie mich dünkt, wohl auch einen Balladenstoff enthält.

Das Geschick Barbarossas erinnert mich an den tragischen Tod eines modernen Märchenkönigs, der auch in den Fluthen endete. Und hier bin ich wieder bei dem problematischen Thema der Actualitäten, bei der sonderbaren Verkettung von Zufall und Schicksal, auch in der Entstehung und Wirkung von literarischen Werken.

Nachdem mit dem Jahre 1866 die Bayerische Zeitung zu Gunsten der in Aussicht genommenen Neugestaltungen eingegangen, war auch meine journalistische Thätigkeit nach zwölfjähriger Dauer zu Ende. Es begann ein neuer Lebensabschnitt, der mich 1868 in das Bureau der Intendanz des Hoftheaters, 1870 nach Weimar führte.

Vorläufig aber stand ich damals vis á vis de rien, und es galt, einen entscheidenden Entschluß zu fassen. So trostlos die Lage schien, eröffnete sie mir doch mehr als eine neue Bahn. Jetzt war die Zeit gekommen, größere Arbeiten zu beginnen. Ich musterte meine aufnotirten Stoffe und entschied mich für zwei, die ich fast gleichzeitig begann. Der eine Stoff war ein politisch sozialer Roman aus der Gegenwart, der unter dem Titel „Gegen den Strom" bereits 1868 vollendet wurde und im Jahre 1871 erschien; die andere Arbeit war ein Dramenstoff (Marie Mancini), den ich schon vor Jahren seit dem Erscheinen von A. Renées „Nichten Mazarins" in's Auge gefaßt hatte.

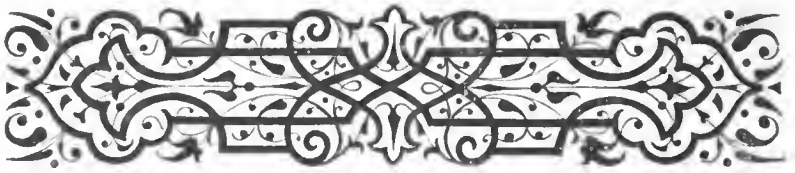
Der Kampf einer geistreichen und schönen Königsbraut gegen die Intriguen eines allmächtigen Ministers versprach wirksame Scenen. Mazarin

begünstigte, wie bekannt, die Liebe Louis XIV. zu seiner Nichte. Als er aber merkte, daß Maria, die Idealistin, ihm, dem Minister, an Willenskraft und Macht des Geistes überlegen war, sah er sich in der Lage, das schlau eingefädelte Werk wieder zu zerstören. Er vereitelte die bereits perfecte Verlobung und schickte seine Nichte auf die Festung Brouage, wo sie bleiben mußte, bis die Vermählung des Königs mit einer spanischen Prinzessin Thatsache geworden war.

Dieser Stoff gestaltete sich mir zuerst zum Drama; das Stück wurde im Januar und Februar 1867 geschrieben, ist aber bis heute Concept geblieben — es war nicht ganz nach meinem Wunsch ausgefallen, hauptsächlich, weil der Schluß keine dramatische Steigerung enthielt. Wohl aber sah ich, daß in der Arbeit ein spannender Roman vorhanden war, wenn es gelang, denselben herauszubilden. Diese Transposition begann ich sofort: eine Reise nach Paris im Mai gewährte die wünschenswertheste Förderung für Topographie und Lokalcolorit, und schon Ende Juli konnte ich den fertigen Roman Hallberger anbieten, der ihn sofort annahm, um den Abdruck im Oktober zu beginnen.

Inzwischen aber waren wichtige Dinge geschehen. Die im Frühjahr vollzogene Verlobung des Königs Ludwig II. mit der späteren Herzogin von Alençon war im Lauf des Sommers wieder zurückgegangen. So kam es, daß mein Roman, als er im Oktober erschien, durch das Spiel des Zufalls theilweise eine, wenngleich völlig unbeabsichtigte, weil chronologisch unmögliche, dennoch fatale Actualität erhielt! Der Roman wurde sofort in das Italienische übersetzt — an den Schaufenstern erschien die Photographie Maria Mancinis nach dem Portrait Mignards im Berliner Museum. Einige Zeit später machte sich Herr J. W. über das Buch und schrieb sein Drama „Mazarin," indem er jene an sich wünschenswerthe, leider aber ganz mißlungene, Steigerung erfand: die Vermählung des Königs mit Maria wird nur deshalb unmöglich, weil sie der heimlichen Ehe der Königin Anna mit Mazarin entsprossen, also angeblich seine Schwester war. Das Stück ist mehrfach gegeben worden, und die „A. Z." hat seinerzeit nachgewiesen, daß der „findige" Dramatiker den Aufbau wie ganze Szenen meinem Roman entnommen hat, ohne auch nur die Quelle zu nennen.

Aber die eigentliche Nachwirkung des Romans ist vielleicht noch eine andere gewesen, so daß ich es heute noch schwer bereuen möchte, dies Werk geschrieben zu haben. Ob es wirklich wahr, wie mir berichtet wurde, daß der König durch meinen Roman zuerst zu weiteren Studien über Louis XIV. veranlaßt worden, weiß ich nicht. Thatsache aber ist, daß erst nach dieser Zeit jene verhängnißvolle Vorliebe für den roi soleil erwachte und die entzündliche Phantasie des Königs in einer Weise berauschte und beherrschte, die in ihren Folgen zuerst zu finanziellen Verwicklungen, später zum tragischen Untergang geführt hat.



Wie studirt man am besten Philosophie?

Von

Eduard von Hartmann.

— Berlin. —

Es ist kein allzu hoher Procentsatz der Menschen, der philosophisches Bedürfniß und entsprechende Veranlagung besitzt; aber auch bei einem recht kleinen Procentsatz kommt deren doch eine recht ansehnliche absolute Zahl in einem Culturlande wie Deutschland heraus. Nicht nur die studirende Jugend weist solche Geister auf, die nach einer zusammenhängenden Weltanschauung hungern und dürsten, sondern auch andere Berufsarten und reifere Lebensalter bergen eine Menge solcher Weisheitsliebhaber in sich, welche Verlangen danach tragen, ihre oft spät errungene Muße zur Befriedigung ihres philosophischen Bedürfnisses anzuwenden. Da steht denn ein solcher Adept gar oft hülflos vor der schwierigen Frage, wie er es anzufangen habe, den rechten Zugang zum Tempel der Wissenschaft zu finden; und nicht Jeder wird das Glück haben, einen wohlberathenen Rathgeber zu finden der ihm die Qual der Wahl auf die richtige Weise erleichtert und ihn vor Mißgriffen und abschreckenden Enttäuschungen schützt. Und wahrlich ist das Rathgeben in solchem Falle keine leichte Sache, und am wenigsten läßt sich eine für alle Fälle zutreffende Anweisung geben, da viel auf die individuellen Neigungen, die sonstigen Berufsinteressen, auch auf die Vorbildung und geistige Veranlagung des Belehrung Suchenden ankommt. Aber es lassen sich doch mehr oder minder allgemeingültige Warnungen vor den zu vermeidenden Abwegen und einige leitende Gesichtspunkte für die positive Regelung des Studienganges aufstellen, mit denen schon viel gewonnen ist. Freilich nicht in zwei Worten läßt sich dem Rath Heischenden Aufschluß geben;

deshalb will ich in dem Nachfolgenden versuchen, solche oft an mich herangetretenen Fragen einmal, so gut ich vermag, im Zusammenhange zu beantworten.

Vorausgesetzt ist von vornherein, daß der Belehrung Suchende bereits die Reife des Charakters und den Ernst des Bildungsstrebens besitzt, um ein umfangreicheres wissenschaftliches Werk im einsamen Studierzimmer mit Verständniß und Ausdauer lesen zu können. Wem dies noch schwer fällt, der wird ohne Zweifel besser thun, dem Philosophiestudium fern zu bleiben, wenn dasselbe nicht etwa für die abzulegenden Berufsprüfungen vorgeschrieben ist. Es kann sich hier also nicht darum handeln, wie die Unbequemlichkeiten einer anhaltenden wissenschaftlichen Lectüre zu umgehen seien, sondern nur darum, welche Art von Lectüre die geeignetste zur Einführung in das Gebiet sei.

Da haben wir denn zunächst festzustellen, daß diejenigen Gegenstände, auf welche sich vorzugsweise die Staatsprüfungen richten, leicht abschreckend wirken können und verhältnißmäßig wenig philosophische Bildung vermitteln*). Was das philosophische Bedürfniß zu seiner Befriedigung sucht, ist eine zusammenhängende Weltanschauung, in welcher die höchsten und schwierigsten Probleme nicht nur berührt, sondern auch in irgend welcher Art beantwortet oder doch geklärt und der Lösung näher gerückt werden. Die Logik vor Allem ist ein trauriger Rest unserer mittelalterlichen scholastischen Vergangenheit, dessen formalistische Unfruchtbarkeit jeden Jünger abschrecken muß. Erträglich wird sie nur, wenn ihr Name dazu benutzt wird, um entweder, wie bei Hegel, Ontologie und Metaphysik, oder, wie in neuerer Zeit nicht selten vorkommt, Erkenntnißtheorie und Methodologie zu treiben; dann soll man aber die irreleitende überkommene Bezeichnung auch endlich wegwerfen, welche doch immer wieder dazu verführt, der Lehre von den Kategorien, Urtheils- und Schlußformen einen ganz unverhältnißmäßigen Werth beizulegen, um sich auf ihrer dürren Haide in ermüdender Weitschweifigkeit zu ergehen.

Die Psychologie, wie sie bisher behandelt ist, stellt sich theils als eine Kette von Trivialitäten dar, theils, namentlich in der Herbart'schen Schule, als ein Gewebe ausgeklügelter Spitzfindigkeiten aus völlig willkürlichen und unfruchtbaren Gesichtspunkten. Einen mehr wissenschaftlichen Charakter haben die neueren Studien über die physiologischen Grundlagen der psychologischen Processe, welche in der Regel als physiologische Psychologie bezeichnet werden; diese bilden eine sehr werthvolle und in vieler Hinsicht unentbehrliche Hülfswissenschaft der Psychologie, stehen aber eben darum an und für sich noch außerhalb der Philosophie. Die wirklich werthvollen psychologischen Kenntnisse unserer Zeit findet man zerstreut in

*) Ueber den nachtheiligen Einfluß der Staatsprüfungen auf das Studium der Philosophie vgl. meine „Modernen Probleme". 2. Aufl. Leipzig 1888, Nr. IX.

Zoologie, Biologie, Psychiatrie, Lehre vom Somnambulismus, urgeschichtlicher Anthropologie, Ethnologie, Culturgeschichte, vergleichender Rechts- und Sprachwissenschaft, Erkenntnißtheorie, Ethik, Aesthetik, Religionsphilosophie und Metaphysik. Es kann nur oberflächlich machen, wenn von alledem ein wenig Schaum abgeschöpft, zusammengerührt und dem Neuling unter dem Titel „Psychologie" dargeboten wird.

Schlimmer aber noch als mit Logik und Psychologie steht es mit dem dritten Gegenstande, mit der allgemeinen Uebersicht über die Geschichte der Philosophie, welche in dem letzten Menschenalter mehr und mehr die beiden anderen verdrängt und zum eigentlichen Hauptgegenstand des Philosophiestudiums an vielen Universitäten geworden ist. Wehe dem Weisheitsdurstigen, der, um zu erfahren, was die Welt unter Philosophie versteht, nach einem „Grundriß der Geschichte der Philosophie" greift und aus ihm die Quintessenz der Weisheit aller bisherigen Geschlechter sich anzueignen sucht! Es wird ihm zu Muthe sein, wie einem Ausgehungerten, der nach einem ordentlichen Stück Rindsbraten Verlangen trägt und ein Miniaturbüchschen voll Liebigschen Fleischextractes vorgesetzt bekommt; oder wie einem Kranken, der Heilung suchend in eine Apotheke tritt und sich mit dem Anblick der Aufschriften all der verschlossenen Schübe, Kästchen, Büchsen und Gläser begnügen soll, zu deren Inhalt ihm der Schlüssel fehlt. Je kürzer gefaßt der Grundriß oder Leitfaden ist, desto unsinniger und verrückter müssen ihm die aufgezählten Spitzen der verschiedenen Gedankensysteme vorkommen, deren breiterer Unterbau ihm verborgen bleibt; je ausführlicher dagegen die Darstellung ist, desto eher wird ihm hier und da eine Ahnung davon aufgehen, daß hinter all den paradoxen Resultaten doch wohl philosophisches Denken stecken könne, wenn er es auch nicht begreifen kann, wie die Leute auf solche sonderbare Gedankenwege geriethen. Wenn er aber mit der Lectüre selbst eines mehrbändigen Grundrisses zu Ende gelangt ist, so wird ihm von alledem so dumm, als ging' ihm ein Mühlrad im Kopfe herum; er erstickt förmlich unter der Masse der verschiedenartigen Denkergebnisse, von denen er keines controliren und mit innerem Verständniß reproduciren kann.

Fragt er sich, was er für sein philosophisches Bedürfniß gewonnen hat, so ist das directe Resultat so gut wie Nichts; indirect aber ist das negative, daß er auf eine lange verlorene Zeit und Mühe zurückblickt, daß er sich den Kopf mit unverdautem und unverdaulichem Ballast vollgepropft und verwirrt hat und sehr häufig von seiner Neigung für Philosophie gründlich geheilt ist. Muß er eine Prüfung in dem Gegenstande ablegen, so geht er nun an's Einpauken, d. h. an das mechanische Auswendiglernen unverstandener Antworten auf bestimmte Prüfungsfragen; die Folge für's Leben ist dann, daß er sich entweder mit dem überstandenen philosophischen Studium brüstet, ohne eine Ahnung von philosophischem Denken zu haben, oder daß er aus seiner Nichtachtung und seinem Abscheu gegen den „Unsinn

der Philosophie" kein Hehl macht. Auch die besten Grundrisse der Geschichte der Philosophie können an diesem Ergebniß nichts ändern; sie werden so wenig jemals den Geschmack an der Philosophie fördern, wie ein Leitfaden der Weltgeschichte den Geschmack an historischen Studien. So unentbehrlich zusammenfassende Leitfäden als Wegweiser in bibliographischer und anderer Hinsicht sind, so werthvoll sie für die Wiederholung einer ausführlich durchgearbeiteten Geschichtsperiode sind, so ungeeignet sind sie zur selbstständigen Lectüre. Dabei hat der trockene Geschichtsleitfaden noch den Vortheil, daß er Thatsachen berichtet, die, wenn auch in ihrem pragmatischen Zusammenhange unverständlich, doch in ihrer nackten Thatsächlichkeit dem Verständniß keine Schwierigkeit bereiten, während der ebenso trockene Grundriß der Geschichte der Philosophie thatsächliche Mittheilungen zusammenreiht, die so lange unverständlich bleiben und großentheils den Köpfen Verrückter entsprossen scheinen, als sie wie Früchte unbekannter Herkunft von den Gedankenbäumen abgelöst sind, auf denen sie einst wuchsen.

Nun giebt es aber keine Philosophie, die nicht der Geschichte angehörte; wenn man also Philosophie kennen lernen will, so ist das in der That gar nicht anders möglich, als dadurch, daß man in irgend welcher Weise Geschichte der Philosophie treibt. Der Fehler der heute üblichsten Einführung in die Philosophie liegt also nicht darin, daß man mit der Geschichte der Philosophie anfängt, sondern nur darin, daß man mit einer oberflächlichen gedrängten Uebersicht des ganzen Entwickelungsganges beginnt, anstatt zunächst einen Theil derselben dem gründlicheren Verständniß näher zu rücken. Es kommt noch hinzu, daß unter der Bezeichnung „Geschichte der Philosophie" in den Grundrissen und Leitfäden meistens nur oder doch vorzugsweise Geschichte der Metaphysik behandelt wird, und daß die Metaphysik eines jeden Systems in der Regel nur zu verstehen ist im Zusammenhange und in der Wechselwirkung mit dessen Erkenntnißtheorie, Naturphilosophie, Ethik, Aesthetik und Religionsphilosophie. Wenn man also unter dem Titel einer allgemeinen Geschichte der Philosophie in den Grundrissen derselben in der Hauptsache doch nur die Geschichte einer, und zwar der wichtigsten wenn auch schwer verständlichsten Specialdisciplin erhält, so kann man auch gleich mit der Geschichte einer anderen leichter verständlichen Specialdisciplin z. B. der Rechtsphilosophie, Ethik, oder Aesthetik beginnen. Dieses Verfahren hat ohne Zweifel große Vorzüge, und es ist Juristen, Theologen, Kunsthistorikern, Kunstkritikern oder Künstlern, welche nur den ihrem Fache benachbarten Zweig der Philosophie als Hülfswissenschaft kennen lernen wollen, aber kein allgemeines und tieferes philosophisches Interesse haben, nur zu empfehlen. Es wird dadurch eine in ihrer Art ziemlich gründliche, wenn auch einseitige philosophische Schulung erzielt, und es ist entschieden rathsamer, sich unter Verzicht auf Metaphysik mit einer solchen Special-

disciplin zu begnügen, als hinterher noch die allgemeine Geschichte der Philosophie oberflächlich zu durcheilen und dann mit einer doch nicht vorhandenen Bildung in systematischer Philosophie zu prunken.

Wer aber auf dem Wege der Geschichte der Specialdisciplinen Philosophie studiren wollte, der dürfte sich nicht mit einer oder zwei solchen Disciplinen begnügen, sondern müßte mindestens alle wichtigeren derselben durcharbeiten, um dann schließlich doch zur Geschichte der Metaphysik als der Krönung des Gebäudes zurückzukehren. Sehen wir nun davon ab, daß wir bis jetzt noch keine zu solchem Zwecke geeignete Werke über Geschichte der Erkenntnißtheorie und der Naturphilosophie besitzen, so würde doch die Durcharbeitung aller Disciplinen der Philosophie, welche einerseits das Verständniß in mancher Hinsicht erleichtert, es auch wieder in anderer Hinsicht erschweren. Denn zahlreiche Wiederholungen sind bei solchem Verfahren unvermeidlich, und nirgends wird ein zusammenhängendes Bild eines einheitlichen philosophischen Systems gewonnen, es sei denn, daß der Leser sich schließlich selbst ein solches aus den sämmtlichen erzielten Einzelresultaten zusammensetzt. Thatsächlich gehören aber die allermeisten geschichtlichen Stufen in der Entwickelung der Specialdisciplinen als organische Glieder einheitlichen philosophischen Systemen an und sind nur aus deren Zusammenhang gewaltsam losgerissen. Es muß deshalb schließlich doch rationeller scheinen, diese systematischen Einheiten ungestört zu lassen, d. h. die Geschichte der Philosophie so zu behandeln, daß die Weltanschauung eines jeden Denkers im Zusammenhange ihrer Glieder dargestellt und aufgefaßt wird. Rechnet man, daß für die Geschichte einer jeden Specialdisciplin bei einer gründlichen Behandlung ein bis drei Bände erforderlich sind, so ergiebt sich ohnehin eine so große Zahl von Bänden, daß in diesem Umfange auch ebenso gut eine zusammenhängende allgemeine Geschichte der Philosophie möglich ist.

Ein einziges Werk, das in diesem Sinne die allgemeine Geschichte der Philosophie durchführte, existirt bis jetzt nicht; die zwölfbändige Geschichte der Philosophie des Schleiermacherianers Heinrich Ritter reicht nur bis Kant und ist für die alte Philosophie durch Zeller, für die neuere durch J. E. Erdmann und Kuno Fischer überholt. Erdmanns Geschichte der neueren Philosophie, die im Jahre 1853 abgeschlossen ist, hat leider keine zweite Auflage erlebt; nur aus den neueren Auflagen des Erdmannschen „Grundrisses" kann man vermuthen, wie sehr der Verfasser bei einer neuen Bearbeitung seines größeren Werkes den Ansprüchen der Gegenwart Rechnung getragen haben würde. Fischers Geschichte der neueren Philosophie ist noch unvollendet und reicht bis jetzt nur bis zu der Uebergangsperiode von Schellings Identitätsphilosophie zu seiner positiven Philosophie, läßt also diese letztgenannte ebenso wie Hegel, Schopenhauer und die sämmtlichen übrigen Philosophen des 19. Jahrhunderts noch unerörtert. Außerdem hat sie einen Ergänzungsband über Bacon, dessen englische Nachfolger nur

anhangsweise ganz kurz behandelt sind. Für das Mittelalter ist der Studirende noch heute in der Hauptsache auf Ritters Geschichte Bd. V. bis VIII. angewiesen, obwohl dieselben den heutigen Ansprüchen nicht in jeder Hinsicht genügen können. Eine Neubearbeitung der Geschichte der Philosophie des Mittelalters wäre daher jedenfalls ein zeitgemäßes und verdienstliches Unternehmen.

Wenn nun ein Philosophiebeflissener den Muth hat, sich durch fünf Bände Zeller, vier Bände Ritter, sieben Bände Fischer und die nöthigen monographischen Ergänzungen für die neueste Zeit hindurchzuarbeiten, so fragt sich weiter, ob er wohl thut, bei der Lectüre die chronologische Reihenfolge inne zu halten, oder ob er eine andere wählen soll. Ohne Zweifel haben die älteren Stufen den Vorzug einer gewissen Einfachheit, und ihre Kenntniß erleichtert das Verständniß der nachfolgenden Stufen, welche sich auf sie stützen. Andererseits ist das Verständniß um so leichter je entwickelter die Formen und Glieder eines Systems sind, und je näher sie der uns vertrauten Culturatmosphäre stehen. Das scheinbar Einfache der primitiveren Entwickelungsstufen ist oft nur eine keimartige Verhüllung der noch latenten Mannigfaltigkeit, welche in späteren Entwickelungsstufen heraustritt; die embryonische Indifferenz aber ist viel schwerer zu verstehen als der entwickelte und ausgereifte Gedankenorganismus, und das Verständniß des ersteren pflegt nur in dem Maße sich zu erschließen, als man die Kenntniß des letzteren schon mitbringt und als Schlüssel benutzt. Das volle Verständniß für die früheren Stufen erschließt sich deshalb niemals dem Anfänger bei der ersten Bekanntschaft, sondern erst bei einer zweiten Lectüre demjenigen, der den ganzen Entwickelungsgang bis zu Ende verfolgt hat; die Zumuthung einer zweimaligen Lectüre so vieler Bände wäre aber offenbar zu hoch gespannt. Kann man mit Sicherheit darauf rechnen, daß die Ausdauer des Lernenden nicht vor Beendigung der ganzen Aufgabe erschöpft ist, so wird man hoffen dürfen, daß die Ernte, welche aus den zuerst gelesenen Perioden in die Vorrathskammer des Gedächtnisses eingebracht ist, unter dem Einflusse der Lectüre der übrigen Perioden noch in aller Stille nachreift, und zwar gleichviel womit man begonnen hat. Unter dieser Voraussetzung wird man zugeben können, daß es ziemlich gleichgültig ist, mit welcher Periode man beginnt, und welche man zuletzt vornimmt; die Vortheile und Nachtheile der sechs möglichen Reihenfolgen unter den drei Hauptperioden dürften sich ungefähr ausgleichen, wenn durch unbewußte oder bewußte Gedankenverarbeitung das früher Gelesene durch das später Gelesene die nöthige Nachreife des Verständnisses empfängt.

Anders liegt die Sache, wenn man auf eine solche Ausdauer im Studium nicht mit Sicherheit rechnen kann und man daran denken muß, auch beim Abbrechen der Lektüre nach einer oder zwei Hauptperioden für den Lernenden den höchstmöglichen Gewinn aus der aufgewandten Zeit und Arbeit zu ziehen. Dann ist die Sachlage ähnlich, wie wenn der

Lernende von vornherein erklärt, aus äußeren Gründen auf ein so ausgedehntes Studium verzichten zu müssen, aber bereit ist, eine geringer bemessene Aufgabe zu bewältigen, wenn er dadurch einen entsprechenden Gewinn für seine allgemeine philosophische Bildung erzielen kann. Stellt man also die Frage dahin, welche der drei Perioden für sich allein genommen die bildendste sei, so würde ich kein Bedenken tragen zu behaupten, daß die Geschichte der neueren Philosophie einen mehr als doppelt so hohen Bildungswerth besitze, als diejenige des Alterthums und Mittelalters zusammengenommen.

Das Alterthum steht uns nicht nur zeitlich, sondern auch kulturgeschichtlich am fernsten; und was uns mit ihm verbindet, ist einerseits die Kunst einschließlich der schönen Literatur und andererseits die Begriffe des Rechts- und Staatslebens, aber nicht die Grundgedanken der Philosophie und am allerwenigsten die der Metaphysik, die erst an der Grenze des Ueberganges in's christliche Mittelalter und in Wechselwirkung mit demselben uns verwandte Saiten anschlagen. Von dem Alterthum scheidet uns eine geschichtlicher Bruch und eine culturgeschichtliche Kluft, während wir dem Mittelalter durch eine geschichtliche Stetigkeit der Entwickelung verbunden sind. In der mittelalterlichen Philosophie finden wir diejenigen Grundanschauungen erörtert, welche wir von Kindesbeinen an durch die metaphysische und religiöse Atmosphäre unserer Zeit halb unbewußt eingesogen haben, und welche durch die dreifache Autorität der Familie, Schule und Kirche sanctionirt sind; in den griechischen und römischen Philosophen dagegen begegnet selbst demjenigen eine völlig fremdartige Gedankenwelt, welcher auf dem Gymnasium mit den alten Dichtern, Rednern und Geschichtschreibern vertraut geworden ist. Wenn nun selbst das Studium der mittelalterlichen Philosophie für sich allein nicht den Anspruch erheben kann, eine einigermaßen ausreichende philosophische Bildung zu vermitteln, so kann dasjenige der alten Philosophie es noch weit weniger.

In der mittelalterlichen Philosophie die philosophische Bildung suchen kann nur der Katholicismus, welcher als der in die Neuzeit herüber conservirte Rest des Mittelalters zu betrachten ist; in der alten Philosophie sie suchen wollen, kann nur eine dem Leben entfremdete und vor der Gegenwart die Augen verschließende Philologie. Von einer Ueberschätzung der mittelalterlichen Philosophie ist man in protestantischen Kreisen so fern, daß vielmehr eine ungerechte Unterschätzung und ungebührliche Vernachlässigung derselben zu beklagen ist. Die Ueberschätzung der alten Philosophie ist dagegen an unseren Universitäten noch immer an der Tagesordnung, weil gerade in deren philosophischen Facultäten noch immer die Philologie eine maßgebende Stelle hat und weil unsere Prüfungsordnung gerade die Philologen am meisten zur Beschäftigung mit Philosophie hindrängt. Für einen klassischen Philologen liegt es ja sehr nahe, wenn er nebenbei auch Philosophie treiben will oder muß, sich vor allen anderen mit den griechisch-

römischen Philosophen zu beschäftigen, weil er dabei in seinem Berufe thätig bleibt und einen doppelten, nämlich philologischen und philosophischen Gewinn, einzuheimsen hoffen darf. Dieses thatsächliche Uebergewicht des Studiums der alten Philosophie an unseren Universitäten hat dann aber indirect wieder dazu beigetragen, den Schätzungsmaßstab für dessen philosophischen Bildungswerth zu verrücken und in neu Hinzutretenden den Glauben zu erwecken, als ob dasjenige, was am meisten getrieben wird, auch wohl das empfehlenswertheste sein müsse.

Ein Liebhaber der Weisheit am Ausgange des römischen Reichs, der damals schon den Inhalt von Zellers „Philosophie der Griechen" sich angeeignet hätte, hätte selbst für seine Zeit nicht auf der Höhe der philosophischen Bildung gestanden, wenn er nicht auch die Lehre der christlichen Kirchenväter studirt hätte, also dasjenige, was wir jetzt als ersten Abschnitt der mittelalterlichen Philosophie zu bezeichnen pflegen. So sehr bilden schon in dem ersten halben Jahrtausend nach Christi Geburt die alte und mittelalterliche Philosophie zwei Seiten der philosophischen Speculation, die einander abstoßen und doch zur Ergänzung fordern. Die alte Philosophie starb daran, daß ihr die Talente fehlten, um die jüdisch-christliche Speculation in sich aufzunehmen und zu verarbeiten; die mittelalterliche Philosophie aber konnte an ihre Stelle treten, weil ihre Träger die speculative Kraft besessen hatten, die wesentlichsten Momente der alten Philosophie in sich herüberzuziehen und sich anzueignen. So ist die mittelalterliche Philosophie in gewissem Sinne ein Höheres als die antike und spiegelt diese in sich wider, während man das Umgekehrte nicht sagen kann. Wer die mittelalterliche Philosophie studirt, erhält zugleich einen, allerdings sehr getrübten, Reflex der antiken mit, aber nicht umgekehrt. Wer beide studirt, gewinnt damit zwei einander ergänzende Weltanschauungen von ungleichem Werthe, aber ohne jeden Fingerzeig zu einer anderweitigen Synthese als derjenigen, welche die Philosophie des Mittelalters bereits versucht und auf ihre Weise durchgeführt hatte.

Die höhere Synthese beider Seiten, welche die Geschichte geliefert hat, ist eben erst in der dritten Hauptperiode zu finden, d. h. in der Geschichte der neueren Philosophie. Diese enthält die beiden vorhergehenden als aufgehobene Momente in sich und ist deshalb im Stande, eine gewisse Bekanntschaft mit denselben durch den von ihnen geworfenen Reflex zu vermitteln. Dabei ist aber die neuere Philosophie nur dadurch fähig, Synthese der antiken und mittelalterlichen zu sein, daß sie zugleich zu einem eigenartigen höheren Standpunkt fortschreitet. Was von diesem höheren Standpunkt aus, der allein der modernen Culturatmosphäre entspricht, der Erhaltung und Verwendung werth erscheint, das conservirt sie von den Gedankenkeimen der alten und mittelalterlichen Philosophie; was sich nicht in den Dienst dieser höheren Weltanschauung stellen läßt, das läßt sie fallen. In dieser Auslese der Gedanken und Aneignung der bestandfähigen

vollzieht sie diejenige Verdauung an dem Gedankenvorrath der alten und mittelalterlichen Philosophie, durch welche allein diese beiden zur geistigen Ernährung des modernen Menschen brauchbar werden und ihm in Fleisch und Blut übergehen können.

Wer auf diese Vorarbeit der Geschichte verzichten und mit seinen eigenen Mitteln denselben Assimilationsproceß für sich allein vornehmen will, der gleicht einem Menschen, welcher, anstatt von Rom nach Berlin mit dem Courierzug zu fahren, auf eigenem Maulthier querfeldein nach Norden reitet. Wer aber die geschichtliche Verarbeitung der alten und mittelalterlichen Philosophie in der neueren durch das Studium der Geschichte der letztgenannten verfolgt hat, der kann zur Noth das directe Studium der beiden ersten auch entbehren, und doch ein philosophisch Gebildeter heißen. In früheren Zeiten pflegten sogar, wie so manches Beispiel beweist, die großen uud bahnbrechenden Philosophen recht lückenhafte und mangelhafte Kenntnisse von der Geschichte der Philosophie zu besitzen; wenn nun auch seit Schelling und Hegel in unserem geschichtlich denkenden Jahrhundert die genaue Orientirung über die Vorgänger unerläßliche Bedingung für jeden Lehrer und Schriftsteller im Bereiche der Philosophie geworden ist, so ist doch für den philosophischen Dilettanten, der nur Befriedigung seines eigenen Bedürfnisses sucht, nach wie vor die lückenlose Vollständigkeit seiner geschichtlichen Kenntnisse keineswegs geboten. Wer sich eine nähere Kenntniß der neueren Philosophie angeeignet hat und mit wenig Mühe dieselbe zu vervollständigen sucht, der wird sogar durch die schon erlangte Bildung und die bereits aufgefangenen Reflexe der früheren Perioden befähigt sein, ohne Schaden einen Leitfaden vorzunehmen, etwa den Zellerschen Grundriß für die alte und den Erdmannschen oder Ueberwegschen für die mittelalterliche Philosophie.

Wer die Geschichte der neuen Philosophie in einem Zuge durcharbeiten und von einem Darsteller sich vorführen lassen will, der wird auch heute noch am besten thun, sich an Erdmann zu halten und nur für die neueste Zeit dessen Grundriß zur Vervollständigung der Uebersicht heranzuziehen. Aber ich muß gestehen, daß mir die Erdmannsche Darstellung, auch ganz abgesehen von der Modification der Ansichten des Verfassers für die älteren Theile derselben, doch noch nicht ausführlich genug erscheint, um in den feineren inneren Zusammenhang der Systeme und deren Einzelheiten in solchem Maße einzuführen, daß nicht bloß das geschichtliche Interesse, sondern auch das philosophische Bedürfniß dabei seine Rechnung findet. Ich meine, daß diesem Zwecke nur dann genügt werden kann, wenn jedem wichtigeren Philosophen eine Monographie von der Stärke eines eigenen Bandes gewidmet wird. Diesem Anspruch genügen die ersten Bände Fischers und sein Buch über Bacon; es wäre nur zu wünschen, daß er sich entschlösse, Locke, Hume nnd Berkeley einen eigenen Band zu widmen und nach Spinoza und Leibniz auch die Darstellung von Wolff, Lessing

und Herder anzuschließen, über welche der Studirende jetzt in anderen Quellen Belehrung suchen muß. Auch Malebranche kommt bei Fischer nicht so zur Geltung, wie er es verdient. Die Darstellung des Leibniz ist ihm in der vorkantischen Periode jedenfalls am besten gerathen.

Nun liegt die Gefahr nahe, daß derjenige, welcher in solcher Weise die vorkantische Periode der neueren Philosophie durchgearbeitet hat, mit seiner Geduld und Zeit am Ende ist und nicht mehr dazu gelangt, die Geschichte der neuesten Philosophie gründlich kennen zu lernen. Ein solcher wird dann ohne Zweifel mehr philosophische Bildung erlangt haben, als wenn er die gleiche Arbeitszeit auf die alte oder mittelalterliche Philosophie verwandt hätte; aber er wird doch immerhin im vorigen Jahrhundert stecken geblieben sein, und die letzte und höchste Entwickelungsphase der Philosophie wird ihm fremd geblieben sein, welche allein den Culturströmungen der Gegenwart erschöpfenden philosophischen Ausdruck zu geben vermag. Wer ganz sicher ist, daß er nicht auf halbem Wege abspringen wird, der thut ohne Zweifel besser, mit der vorkantischen Periode der neueren Philosophie zu beginnen, welche die Beziehungen zur alten und mittelalterlichen Philosophie klarer enthüllt, die Probleme in einfacherer Gestalt stellt und löst, und auf das Verständniß der schwierigen neuesten Philosophie in geeignetster Weise vorbereitet. Aber wer die Zeit und Ausdauer für eine so umfassende Aufgabe sich nicht zweifellos zutraut, der wird doch noch einen weit größeren Gewinn davontragen, wenn er sogleich an das Studium der neuesten Philosophie herantritt. Dieser oberste Ring des spiraligen Entwickelungsganges nimmt alle früher behandelten Probleme auf höherer Stufe wieder auf und giebt denselben tiefere Lösungen, fügt aber auch eine Menge neuer Probleme hinzu und führt manche der bisher nur gestreiften Specialdisciplinen zur vollen Entwickelung. Diese neueste Philosophie ist also zugleich tiefer, feiner und systematisch umfassender als alle früheren Phasen, deren für die Gegenwart brauchbare Ergebnisse sie in sich aufhebt und weiter verarbeitet.

Leider tritt dabei nur die Schwierigkeit ein, daß wir für das Studium der Geschichte dieser neuesten Philosophie noch nicht mit ebenso bequemen literarischen Hülfsmitteln versehen sind wie für die früheren Perioden; es erklärt sich das daraus, daß dieselbe der Gegenwart noch zu nahe steht. Die zwei letzten Bände des Erdmannschen Werkes können ihrem Umfange nach für den hier in's Auge gefaßten Zweck noch weniger genügen, wenn es sich um das Specialstudium der neuesten Philosophie seit Kant handelt, als das ganze Werk, wenn es sich um das Studium der gesammten neueren Philosophie handelt; die noch kürzeren Darstellungen aber können hier, auch wenn sie nicht veraltet sind, erst recht nicht in Betracht kommen, da sie sich schon mehr oder weniger der Haltung eines Grundrisses nähern. Das Fischersche Werk dagegen entfernt sich von dem wünschenswerthen Mittelmaß wiederum nach der andern Seite. Wer zwei starke Bände

durcharbeiten soll, um die Kantsche Philosophie kennen zu lernen, der wird es in der Regel vorziehen, auf eine Darstellung aus dritter Hand zu verzichten und gleich unmittelbar die Kantschen Hauptwerke vorzunehmen. Bei Schelling nimmt die biographische Einleitung einen ganz unverhältnißmäßigen Raum ein; und dafür, daß doch die letzte und wichtigste Entwickelungsphase fehlt, ist der Band viel zu umfangreich. Auch der Band über Fichte, den ich inhaltlich für den am besten gerathenen halte, ist selbst dann, wenn man die Einleitung über die Kantsche Schule in Abrechnung bringt, zwei bis drei Mal so stark ausgefallen, als die Bedeutung Fichtes es rechtfertigt, der für die Specialdisciplinen am wenigsten von allen großen neueren Philosophen geleistet hat und auch in principieller Hinsicht doch nur eine Uebergangsstufe von Kant zu Schelling ohne große selbstständige Bedeutung repräsentirt. Sollte Hegel in entsprechender Ausführlichkeit wie seine Vorgänger dargestellt werden, so würde er drei bis vier Bände beanspruchen. Ich meine dagegen, daß ein Band von 15 bis 30 Bogen für einer Autor das höchste Maß ist, welches eine Monographie nicht überschreiten sollte, also etwa der Umfang, wie ihn die Köbersche Monographie über Schopenhauer und die Lassonsche über Eckhart besitzen; und ich würde es für die geeignetste Einführung in das Studium der Philosophie halten, wenn wir eine Geschichte der neuesten Philosophie in solchen Monographien besäßen. Solange es an einer solchen fehlt, muß man sich eben mit den vorhandenen Mitteln behelfen so gut es geht.

Darüber darf man sich natürlich keiner Täuschung hingeben, daß alle Darstellung philosophischer Systeme aus dritter Hand selbst noch kein philosophisches Studium im eigentlichen Sinne des Wortes, sondern nur die Einführung in ein solches zu geben vermag; daß sie die Versenkung in die Originalwerke niemals ersetzen, sondern nur vorbereiten und erleichtern kann. Wer sich so viel Leichtigkeit des Verständnisses und Gewandtheit des Denkens zutraut, der mag getrost diese Vorschule überspringen und ohne weiteres mit der Lectüre eines großen Philosophen beginnen; wer zaghafter ist und vorsichtiger, aber auch sicherer gehen will, wird sich jener Vorschule schon deshalb nicht entziehen, um sich Mißgriffe und Enttäuschungen in der Wahl seiner Lectüre zu ersparen. Die Geschichte der Philosophie läßt den Lernenden erkennen, welche Denker ihm wahlverwandt sind und welche nicht; und schon dies allein ist ein unschätzbarer Vortheil, da es unmöglich ist, in Betreff der Auswahl eines einzelnen einen für alle Individualitäten gleich passenden Rath zu geben. Hat aber das geschichtliche Studium den Erfolg gehabt, daß der Lernende von einem System besonders angesprochen und sympathisch angezogen ist, dann kann er nichts Besseres thun, als dieses System gründlich und nach allen Richtungen durchzuarbeiten und an demselben ebenso sehr seine congeniale Reproduction wie seine selbstständige Kritik zu üben.

Es ist weit bildender und fördernder, alle wichtigeren Schriften

eines Philosophen, wo möglich Alles, was er geschrieben hat, ohne Rest zu lesen, als von mehreren bloß je ein Hauptwerk; denn im letzten Falle erzielt man doch nur ein halbes und fragmentarisches Wissen und Verstehen, während man im ersten Falle nicht nur lernt, was ein philosophisches System ist, sondern auch was dieses bestimmte System dem philosophischen Bedürfniß zu leisten vermag und was nicht. Damit ist dann erst der entscheidende Punkt gewonnen, wo das eigene Denken einsetzen und in fruchtbarer Richtung seine Kraft erproben kann, indem es versucht, die Aporien des Systems zu überwinden, sei es aus den Voraussetzungen des Systems selbst, sei es aus Ergänzungen desselben von anderer Seite her. Erst derjenige kann philosophisch gebildet heißen, der mindestens eine Periode der Geschichte der Philosophie in fremder Darstellung und mindestens ein philosophisches System aus den Originalwerken gründlich bis in alle Falten kennen gelernt und durchdacht hat. Daß keiner hierbei stehen bleiben kann, der in der Philosophie ernstlich weiter kommen will, versteht sich von selbst; aber ein solcher ist dann genügend vorbereitet, um sich seinen Weg allein zu suchen, und die allgemeinen Rathschläge über die beste Art des Studiums können sich nur auf die Zeit bis zum Abschluß dieser ersten philosophischen Bildung beziehen.

Wenn es einen einzigen bestimmten Philosophen gäbe, der anerkannter Maßen alle die für die Auswahl in Betracht kommenden Vorzüge in sich vereinigte, so wäre es zweifellos der richtigste und einfachste Weg, unmittelbar mit der Lectüre seiner sämmtlichen Werke zu beginnen, welche dann auch zugleich die beste Einführung in die Geschichte der neuesten Philosophie und damit in die Geschichte der Philosophie überhaupt gewähren muß. Insbesondere so lange wir kein den oben aufgestellten Forderungen entsprechendes Werk über die Geschichte der neuesten Philosophie besitzen, sondern nur zwischen allzukurzen und allzubreiten Darstellungen zu wählen haben, wäre diese Versetzung in medias res jeder anderen Methode des Studiums vorzuziehen. Aber gerade die gegenwärtige Philosophie ist noch allzusehr in der Gährung begriffen, um den Zeitgenossen ein umfangreiches, zuverlässiges und unwidersprochenes Urtheil in dieser Hinsicht zu gestatten; und so lange die Sache so liegt, wird ein Weg, der eine vorläufige Recognosirung und Orientirung ermöglicht, doch wohl sicherer zum Ziele führen. Es war keine ungünstige Zeit für den Erwerb philosophischer Bildung, als es für selbstverständlich galt, daß man mit Hegel beginnen müsse und von ihm aus die Geschichte der Philosophie rückwärts zu verstehen suchen müsse; noch heute wundern wir uns manchmal über die Lebhaftigkeit und Wärme des philosophischen Interesses der in jener Zeit aufgewachsenen Generationen, deren Reste noch in die Gegenwart herüberragen.

Der Philosoph, dessen genauerem Studium der Lernende sich widmen will, wird ohne Zweifel aus derjenigen Periode zu wählen sein, mit

welcher er sich bereits in einer Darstellung aus dritter Hand beschäftigt hat. Wer also die ganze Geschichte der Philosophie gleichmäßig durchgearbeitet hat, dem steht die Wahl aus dem ganzen Gebiet offen; wer nur das Alterthum und die neuere Zeit studirt hat, der sollte einen mittelalterlichen Philosophen ausschließen, wie derjenige, der nur Mittelalter und neuere Zeit studirt hat, einen antiken. Wer sich auf die Geschichte der neueren oder gar der neuesten Philosophie beschränkt hat, wird auch in seiner Wahl auf diese beschränkt sein. Denn offenbar kann das geschichtliche Studium das Verständniß vorbereiten und erleichtern nur in Bezug auf solche Philosophen, die es umspannt, nicht in Bezug auf solche, deren Geschichtsperiode es fern geblieben ist. Wie bedenklich es ist, die neueste Zeit oder gar die ganze neuere Philosophie vom geschichtlichen Studium auszuschließen, das zeigt sich erst jetzt mit voller Deutlichkeit, wo auch die Wahl des zu studirenden Systems von der vorherigen Wahl der Periode abhängig erscheint.

Die ferneren nachfolgenden Gesichtspunkte werden sogar demjenigen von Nutzen sein können, der die Vorschule des Geschichtsstudiums überspringen und sofort mit der Lektüre der Originalwerke eines bestimmten Philosophen beginnen will.

Unbedingt ausgeschlossen sind für einen Anfänger solche Philosophen, deren System nur aus den Berichten Dritter oder aus zerstreuten kleineren Bruchstücken zu construiren sind; also z. B. Sokrates und die vorsokratischen Philosophen. Ungünstige Umstände sind es, wenn Unklarheit darüber herrscht, welche Schriften echt, und welche untergeschoben sind (wie bei Plato), oder wenn die überlieferten echten Schriften erhebliche Lücken und Umstellungen zeigen (wie bei Aristoteles); aber diese Nachtheile können wenigstens durch Vorzüge anderer Art überwogen werden, während der gänzliche Mangel zusammenhängender Originalwerke zu einer conjecturirenden Reconstructionsarbeit nöthigt, welche die Kräfte eines Anhängers weit übersteigt. Ungünstig ist es ferner, wenn der Autor bei der Abfassung seiner Schriften noch andere als rein theoretische und wissenschaftliche Gesichtspunkte hatte, wenn er z. B. zugleich literarische Kunstwerke zu schaffen beabsichtigte; denn dann treten Rücksichten in der Composition und im Stil hervor, welche das Verständniß verdunkeln und den Zugang zum Inhalt erschweren. Alle philosophischen Abhandlungen in Gesprächsform (Platon, Bruno, Schelling) leiden an diesem Uebelstande, aber auch alle sonstigen Werke, deren Autoren sich in „schöner Sprache" und blendenden Aperçus gefallen und bei der Wahl ihrer Ausdrücke nicht vollkommen selbstverleugnend, schlicht und sachlich verfahren.

Ungünstig für das Studium ist es weiterhin, wenn die zu wählenden Werke nicht in der Muttersprache des Lernenden, sondern in einer Fremdsprache verfaßt sind. Denn wenn er die fremdsprachigen Originale studirt, so wird seine Aufmerksamkeit zwischen sprachlicher Form und sach-

lichem Inhalt getheilt und hin und her gerissen, und selbst wenn er die Sprache gut beherrscht, wird er viel langsamer vorwärts kommen, vielleicht zwei bis vier Mal so viel Zeit brauchen, als wenn dieselben Werke in seiner Muttersprache geschrieben wären; wenn er aber eine Uebersetzung vornimmt, so hat er mit deren unvermeidlichen Ungenauigkeiten zu kämpfen und ist niemals völlig sicher, die wahre Meinung des Autors erfaßt zu haben. Wer dennoch einen solchen Philosophen wählt, der wird jedenfalls am besten thun, zunächst eine möglichst gute Uebersetzung in einem Zuge durchzulesen, um einen ungestörten Gesammteindruck zu erhalten, und dann die wichtigeren Stellen oder Abschnitte im Original nachzulesen. Nur sehr selten wird Jemand eine todte oder lebende Fremdsprache ebenso gut verstehen und ebenso rasch und geläufig lesen wie seine Muttersprache; im Durchschnitt werden unsre Studirenden in gleicher Zeit mit geringerer Mühe zwei bis vier philosophische Systeme in deutschen Uebersetzungen und eines in der Ursprache, in gleicher Zeit sämmtliche Werke eines Philosophen in deutscher Uebersetzung und ein einzelnes Hauptwerk desselben in der Ursprache durcharbeiten.

Es kann kein Zweifel obwalten, auf welcher Seite der größere philosophische Gewinn für den Anfänger liegt. Wenn die Universitätsphilosophie diese Thatsache ignorirt und gegen die Lectüre von Uebersetzungen eine entschiedene Mißachtung zur Schau trägt, so ist das nicht aus philosophischen Rücksichten zu rechtfertigen, sondern nur aus philologischen Nebenrücksichten, die für uns hier nicht in Betracht kommen. Unverkennbar freilich bleibt der Vortheil, wenn man einen solchen Philosophen zum Studium wählt, bei welchem die Vorzüge des Originals mit denen einer Lectüre in der Muttersprache zusammentreffen; und der deutsche Studirende hat den ungeheuren Vortheil gegen alle andern Völker, daß die höchsten Ergebnisse des bisherigen Entwickelungsganges der Philosophie gerade ihm und ihm allein in seiner Muttersprache vorliegen. Der Deutsche wäre aber kein richtiger Deutscher, wenn er nicht diesen Vortheil mißachtete und mit Vorliebe nach den Erzeugnissen des Auslandes oder auch einer fernen Vergangenheit griffe; und diese Beiseiteschiebung des Heimischen wird durch die philologische akademische Praxis sanktionirt und unterstützt.

Als ein ungünstiger Umstand ist es ferner bei der Wahl eines Philosophen in Betracht zu ziehen, wenn derselbe keine besonderen philosophischen Abhandlungen verfaßt, sondern seine philosophischen Ansichten nur gelegentlich in anderem Zusammenhange hat einfließen lassen, oder wenn seine rein philosophischen Aufsätze selbst nur flüchtige Skizzen von geringem Gesammtumfang sind, welche aus den anderwärts eingestreuten Bemerkungen der Ergänzung bedürfen. Dies macht z. B. unsere Dichterheroen (Lessing, Herder, Goethe, Schiller) ungeeignet zum Gegenstand eines philosophischen Studiums für Anfänger; während für Vorgeschrittene gerade ein besonderer Reiz darin liegen kann, das an einzelnen Stellen

Zerstreute zu einem einheitlichen Bilde zu sammeln und in einander zu fügen. Selbst das wirkt noch höchst erschwerend für das Verständniß, wenn ein Autor zwar zahlreiche philosophische Abhandlungen verfaßt hat, aber jede derselben bloß aus Aphorismen und Aperçus besteht, die der Leser erst zu einem Ganzen verknüpfen muß; oder wenn jede der Abhandlungen monographisch nur eine untergeordnete philosophische Frage erörtert und nur gelegentlich die philosophische Grundansicht des Verfassers durchscheinen läßt. Dagegen ist nichts so förderlich für das Verständniß als das Vorhandensein eines oder mehrerer rein philosophischer und systematisch gehaltener Hauptwerke, an welche dann die anderen monographischen Arbeiten über secundäre Fragen sich anlehnen. An solchen systematischen Hauptwerken fehlt es z. B. bei Hamann, Baader, und in strengerem Sinne selbst bei Leibniz und Platon.

In der neusten Zeit hat die fortschreitende Arbeitstheilung auch auf philosophischem Gebiete zur Folge gehabt, daß manche Denker ihre Lebensaufgabe ausschließlich in der Förderung einer oder mehrerer Specialdisciplinen (z. B. der Erkenntnißtheorie, Rechtsphilosophie, Aesthetik, Religionsphilosophie u. s. w.) suchen, und darin oft etwas Tüchtiges leisten. Wie hoch auch der Werth solcher Arbeiten für die mit specialistischem Interesse an sie Herantretenden zu schätzen sein mag, so können sie doch nicht als zweckmäßige Nahrung für das allgemeine philosophische Bedürfniß betrachtet worden, wofern die betreffenden Autoren nicht zugleich eine eigenartige allgemeine Weltanschauung in ausreichender Weise entwickelt und dadurch einen Platz in der allgemeinen Geschichte der Philosophie errungen haben.

Von nicht zu unterschätzendem Gewicht für die Wahlentscheidung ist die Klarheit oder Dunkelheit des Gedankenganges und des sprachlichen Ausdrucks. Eine geschickte Stoffvertheilung, eine wohlgeordnete Composition und eine durchsichtige architektonische Gliederung erleichtert ungemein das Verständniß eines philosophischen Werkes, zumal eines größeren systematischen Hauptwerkes. Es giebt Autoren, welche unklar denken, weil sie sich aus der trüben Dunkelheit einer gähnenden Tiefe noch nicht zum sonnigen Licht hindurchgedrungen haben (z. B. Böhme, Baader); es giebt aber auch andere, die zwar klar denken, aber bei der sprachlichen Darlegung ihrer Gedanken in Schwierigkeiten gerathen, theils weil die Sprache für ihre neuen Gedanken noch nicht genug gemodelt und aufnahmefähig gemacht ist, theils weil sie zu ungeschickt sind, um die von der Sprache gebotenen Ausdrucksmittel richtig zu benutzen, theils weil sie nach dem Schein einer Tiefe streben, welche das thatsächliche Niveau ihrer Gedanken übertrifft (z. B. Vischer). Am größten sind die Schwierigkeiten der Sprache für diejenigen, welche eine neue Epoche des philosophischen Denkens inauguriren, z. B. Platon, Kant; am geringsten für diejenigen, welche am Abschluß einer solchen Epoche stehen und ihr Facit ziehen. Je uneigentlicher und bild-

licher ein Philosoph zu denken pflegt, desto leichter bietet die Sprache sich seinem Dienste dar (z. B. Schopenhauer); je logisch strenger, je abstracter er sich in den reinen Aether der Speculation aufzuschwingen wagt, desto mehr versagt ihm die Sprache die Erfüllung seiner Intentionen (z. B. Hegel).

Erschwerend für das Verständniß wirkt aber auch die Einmischung unsachlicher Gesichtspunkte, unfruchtbarer Rücksichten, nutzloser Spitzfindigkeiten, willkürlicher Formen, eigensinniger Schablonen; es sind dies die Schlacken des menschlichen Denkens, welche im Fortgang der Geschichte ausgesondert und abgestoßen werden (z. B. die Triaden des Proklus, die Lullische Kunst, Kants durchgängige Eintheilung nach seiner Kategorientafel, Hegel'sche Dialektik). Aber grade an solche Aeußerlichkeiten heftet sich oft im Kreise der Schule das größte Ansehen, daher sie unter dem Namen „scholastisch" zusammengefaßt werden; das Scholastische in diesem Sinne gehört keineswegs bloß dem Mittelalter an, sondern es findet sich schon im Alterthum und gerade auch in der speculativen Epoche von Kant bis Hegel, wo man es als „Neoscholastik" bezeichnet hat. Nichts hat dem Auslande das Eindringen in unsere deutsche Philosophie so sehr erschwert, als die Verbindung dieser Neoscholastik mit den ohnehin schon nicht unbeträchtlichen Schwierigkeiten der deutschen Sprache; und nichts hat der Ausländerei und Alterthümelei der Deutschen im philosophischen Studium so sehr Vorschub geleistet, als die Ungenießbarkeit dieser Neoscholastik, von der selbst Schopenhauer noch keineswegs ganz frei ist*). Am schlimmsten ist die Neoscholastik unserer speculativen Denker in denjenigen Werken, die sich in den Abstractionen der Erkenntnißtheorie, Logik und Metaphysik bewegen (Kants Kritik der reinen Vernunft, Fichtes Wissenschaftslehre, Schellings System des transcendentalen Idealismus, Hegels Logik); deshalb sollte ein Lernender, der sich für das Studium eines dieser Philosophen entschieden hat, niemals mit diesen schwierigsten und verwirrendsten Hauptwerken beginnen, sondern sich dieselben bis zuletzt aufsparen, nachdem er alle übrigen Schriften desselben Autors durchgearbeitet hat.

So berechtigt die Abneigung gegen eine unnütz erschwerende und inhaltlich unfruchtbare Scholastik der Form ist, so unberechtigt ist die namentlich in den Kreisen der Halbgebildeten weit verbreitete Abneigung gegen die eigenartige philosophische Terminologie eines Systems, insbesondere, wenn dieselbe aus fremden Sprachen geschöpft ist. Nun lassen sich aber keine neuen Begriffe aufstellen, ohne neue Wortbezeichnungen zu prägen, und aller Fortschritt in der Klarheit, Präcision, Concentration und Leichtigkeit der Gedankenbildung ist durch eine terminologische Fortbildung der Sprache bedingt. Ein Denker ohne bestimmt ausgeprägte wissenschaftliche

*) Vgl. Moritz Venetianer: „Schopenhauer als Scholastiker." Berlin, Carl Dunkers Verlag 1872. 24 Bogen.

Terminologie kann nicht mehr sein als ein populärer Schriftsteller, der die Denkergebnisse Anderer in kleine Münze umsetzt. Die Terminologie eines Systems muß um so origineller ausfallen, je origineller das System ist. Wer sich also von der fremd anmuthenden Terminologie eines Systems abschrecken läßt, der muß überhaupt auf das philosophische Studium von vornherein verzichten, oder sich mit dem trivialen Geschwätz einer unwissenschaftlichen Popularphilosophie begnügen. Ist aber einmal eine eigenartige Terminologie jedem eigenartigen System unentbehrlich, so ist es weit weniger störend, wenn dieselbe fremdsprachlich, als wenn sie deutsch ist. Die Wurzelbedeutung der Fremdwörter kann auch der Ungebildete in jedem Fremdwörterbuch oder fremdsprachlichen Lexikon nachschlagen, und dann aus dem Zusammenhang und den vom Autor gegebenen ausdrücklichen Erklärungen sehr wohl verstehen, welche Bedeutung der Ausdruck im System hat. Dagegen wird durch die Umprägungen des gewöhnlichen Sprachsinns deutscher Worte nur Verwirrung gestiftet und durch sprachwidrige Wortverrenkungen und Zusammensetzungen das Sprachgefühl weit mehr beleidigt als durch fremdsprachliche Termini. Die Erfahrung bestätigt, daß diejenigen Philosophen, welche, wie z. B. Krause, versucht haben, sich eine rein deutsche Terminologie für ihr System zu bilden, gerade der sprachlichen Unerträglichkeit dieses Mißgriffs einen großen Theil ihrer Mißerfolge zuzuschreiben haben. Gerade in der neuesten Zeit ist durch den wachsenden stilistischen Einfluß Lessings und Schopenhauers und unter der Rückwirkung der naturwissenschaftlichen und historiographischen Schreibweise die philosophische Ausdrucksart wieder in natürlichere und sachgemäßere Bahnen eingelenkt; leider ist nur dieser formelle Gewinn in der Regel mit einer Minderung derjenigen speculativen Tiefe verknüpft, welche wir an den großen Philosophen von Kant bis Hegel bewundern.

Die bisher erörterten formellen Gesichtspunkte dürfen ohne Zweifel bei der Wahl eines Philosophen für das Studium nicht unbeachtet bleiben; aber wichtiger als sie sind doch jedenfalls die sachlichen Gesichtspunkte, denen wir nun näher treten. In erster Reihe kommt hier in Betracht die geistige Bedeutung eines Philosophen im Allgemeinen, der Grad seiner philosophischen Begabung, vermöge deren er die Dinge mit andern Augen ansieht als ein gewöhnlicher Sterblicher. Je genialer ein Denker gewesen ist, desto mehr wird er für die Ewigkeit gedacht haben, während die Bedeutung der kleinen Talente schon nach einem oder zwei Menschenaltern erlischt. Unter sonst gleichen Umständen verdient also vor mehreren zur engeren Wahl stehenden Philosophen der geistig bedeutendste den Vorzug; leider ist nur häufig das Urtheil sehr schwer, welcher von zwei Philosophen der geistig bedeutendere sei, und noch weniger findet Gleichheit der sonstigen Umstände statt. Nur in einem Falle pflegt kein Zweifel über den Grad des Talentes zu bestehen, nämlich bei dem Vergleich eines Meisters mit den Jüngern seiner Schule; und deshalb ist es für den

J

Studirenden unbedingt rathsam, nicht mit den Werken irgend eines — ikers oder — ianers zu beginnen, sondern sich direct an einen Meister zu halten. Wenn er dagegen mit dem Studium eines solchen Meisters fertig ist, dann ist es allerdings sehr empfehlenswerth, sich auch mit den Modificationen und Umbildungsversuchen der betreffende Schule einigermaßen vertraut zu machen, weil grade durch diese deutlicher als durch irgend etwas andres die Unzulänglichkeiten, Widersprüche und Aporien des Systems bloßgelegt werden.

Von zwei gleich bedeutenden Philosophen derselben Geschichtsperiode wird für den Anfänger das Studium des späteren von beiden den Vorzug verdienen, insofern in ihm der Vorgänger sich geschichtlich reflectirt, aber nicht umgekehrt. Der Spätere hat den Vortheil, die Fehler des Vorgängers vermeiden und seine positiven Ergebnisse als Bausteine benutzen zu können; er kann gleichsam auf dessen Schultern steigen und darum weiter um sich sehen als jener, auch ohne an Wuchs größer als er zu sein. Am wenigsten geeignet ist demnach unter sonst gleichen Umständen in jeder Epoche derjenige, welcher sie einleitet (z. B. Sokrates-Platon, Descartes, Kant), weil in ihm noch alles im Keimen, Wachsen nnd Werden ist und erst auf die Zukunft als auf die Erfüllung seiner Verheißungen hindeutet; am meisten geeignet dagegen ist derjenige, welche eine Epoche zu einen Gipfel und Abschluß bringt, auf den nur noch der Niedergang folgt (z. B. Aristoteles für den klassischen Hellenismus, Plotin für die hellenistische Philosophie, Thomas von Aquino für die mittelalterliche Scholastik.) Von zwei annähernd gleichzeitigen Philosophen von ungefähr gleicher Originalität und sachlicher Bedeutung wird für das Studium allemal derjenige werthvoller sein, welcher das klarere geschichtliche Bewußtsein über die Eingliederung seines Systems in den allgemeinen Entwickelungsgang der Philosophie besitzt und einen größeren Ausschnitt aus der Geschichte der Philosophie in deutlicheren Reflexen widerspiegelt. Unter diesem Gesichtspunkte ist z. B. Leibniz lehrreicher als Spinoza, Hegel lehrreicher als der ungeschichtliche und geschichtsfeindliche Schopenhauer. Wo zwei gleichzeitige Philosophen einander als polare Gegensätze ergänzen, z. B. Hegel und Schopenhauer, da ist es rathsam, nach dem Studium des einen von beiden auch den andern gründlich kennen zu lernen, um nicht mit der Einseitigkeit des ersten behaftet zu bleiben; und dies ist um so dringender zu empfehlen, je mehr der zweite bei der versuchsweisen Lectüre den Leser abstößt, weil darin ein deutliches Merkmal liegt, wie sehr derselbe durch das Studium des ersten bereits in den bestrickenden und umnebelnden Bann seiner Einseitigkeit gerathen ist.

Von mehreren gleich bedeutenden Philosophen aus verschiedenen Geschichtsperioden ist unter sonst gleichen Umständen demjenigen der Vorzug zu geben, welcher der späteren Periode angehört, weil er auf einer

höheren Warte steht. Wenn es wahr ist, daß der geschichtliche Entwickelungsgang der Philosophie einer Spirale gleicht, und jede spätere Periode einer weiteren und höheren Windung, so kehren in jeder Periode die alten Probleme auf höherer Stufe wieder, während zugleich die Mittel zu ihrer Lösung gewachsen sind. Denn der spätere Philosoph verfügt bei einem gleichen Maße von Begabung einerseits über die Kenntniß der früheren Problemstellungen und Lösungsversuche und andererseits über ein breiteres empirisches Material, wie es die fortgeschrittene Realwissenschaften darbieten. In Folge dessen begnügt er sich auch nicht mit der Neubearbeitung der alten Probleme, die nun in veränderter culturgeschichtlicher Beleuchtung auftreten, sondern es drängen sich ihm nebenbei noch eine Menge neuer Probleme auf, von denen frühere Perioden nichts ahnen konnten, und für die sie noch gar kein Verständniß gehabt hätten. Das oben für die Stellung der Perioden zu einander Ausgeführte gilt hier auch für Philosophen, welche in den verschiedenen Perioden eine analoge Stellung einnehmen.

Von zwei philosophischen Systemen gebührt unter gleichen Umständen demjenigen der Vorzug, welches die unmittelbarste Berührung mit der Culturatmosphäre und den geistigen Strömungen der Gegenwart hat. Denn jedes philosophische System ist mehr oder weniger culturgeschichtlich bedingt und gefärbt, und jedes hat die Aufgabe, ein Gesammtausdruck und Spiegelbild der geistigen Bedürfnisse und Anschauungen seiner Zeit zu sein; deshalb muß jede Philosophie, die einer uns fremden culturgeschichtlichen Epoche den Spiegel der Reflexion vorhält, uns fremdartiger anmuthen und schwerer verständlich sein als ein aus der Gegenwart entsprungenes System. Hierdurch gewinnt die Philosophie der Gegenwart einen culturgeschichtlichen Vorsprung vor aller Philosophie der Vergangenheit, welcher von dem Vorzuge eines erweiterten philosophischen Gesichtskreises ganz unabhängig ist und zu diesem noch hinzukommt. In der Gegenwart selbst aber wird wiederum dasjenige System bei sonst gleichem philosophischem Werthe den Vorzug verdienen, welches mit den Interessen und Neigungen, den Bedürfnissen und Strebungen des Zeitgeistes die engste Fühlung hat und am treuesten, allseitigsten und umfassendsten die Geistesströmungen der Gegenwart widerspiegelt. Insofern die Philosophie neben dem nach rückwärts gewandten Antlitz auch ein nach vorwärts gewandtes, prophetisches besitzt, wird es dabei wesentlich darauf ankommen, daß sie nicht bloß die Oberflächenströmungen, die jedem Blicke sichtbar sind, wiedergiebt, sondern auch den mehr versteckten Unterströmungen des Zeitgeistes Rechnung trägt, in deren dunklem Schooß die Geschichte der Zukunft sich vorbereitet.

Unter sonst gleichen Umständen wird allemal dasjenige von zwei Systemen den Vorzug verdienen, welches auf der breiteren und solideren Erfahrungsgrundlage errichtet ist. Darin steht z. B. Aristoteles so einzig

da unter den Philosophen des Alterthums, daß er ein für seine Zeit ganz erstaunliches Maaß von empirischem Wissen besitzt; darum vermissen wir an der Philosophie des Mittelalters nichts so sehr als diese empirische Basis, an deren Stelle die vermeintliche Erfahrungsgrundlage der geoffenbarten Glaubens-Wahrheit getreten ist. Nun ist aber klar, daß in Bezug auf naturwissenschaftliche, ethnologische, statistische und geschichtliche Erfahrung das Wissen der Menschheit durchschnittlich mit der Zeit wächst, und daß schon wegen des breiteren, zur sicheren Verfügung stehenden Erfahrungsmaterials die Philosophen späterer Zeiten durchschnittlich einen Vorsprung vor den früheren haben. Denn es kommt offenbar bei diesem vergleichenden Schätzungsmaßstab nicht darauf an, welch eine Erfahrungsgrundlage ein philosophisches System für seine Zeit besaß, sondern welche es für unsere Zeit besitzt, da doch wir Jetztlebenden es sind, die aus demselben eine uns möglichst befriedigende philosophische Weltanschauung gewinnen wollen.

Wenn die Periode von Descartes und Bacon bis zu Kant einschließlich sich dadurch auszeichnet, daß die meisten hervorragenden Philosophen auch auf naturwissenschaftlichem Gebiet wohl beschlagen sind, so zeigt die speculative Epoche der deutschen Philosophie von Fichte bis Hegel eine gewisse Abkehr der Philosophie von der Naturwissenschaft, ähnlich wie die mittelalterliche Philosophie; und auch Schopenhauer hat sich erst in späteren Jahren bemüht, für sein bereits fertiges spekulatives System nachträglich naturwissenschaftliche Bestätigungen aufzulesen. Die Philosophie der Gegenwart zeigt in mehreren ihrer hervorragenden Vertreter wiederum das Bestreben, die gelösten Beziehungen zu der inzwischen mächtig fortgeschrittenen Naturwissenschaft auf's Neue und um so fester zu knüpfen, und es ist bezeichnend für unsere Zeitrichtung, daß gerade solche Philosophen am meisten Einfluß und Ansehen gewonnen haben, selbst dann, wenn ihre speculative Begabung und die Klarheit ihres geschichtlichen Bewußtseins hinter ihren großen speculativen Vorgängern weit zurückstanden (z. B. Fechner, Lotze, Wundt).

Nun liegt es aber auf der Hand, daß man zwar aus einer unvollständigen Erfahrungsgrundlage bei großer speculativer Kraft immer noch werthvolle philosophische Ergebnisse gewinnen kann, aber aus der breitesten Erfahrungsgrundlage bei mangelnder speculativer Kraft gar keine; mit anderen Worten: daß für die Bedeutung eines philosophischen Systems nicht derjenige Factor der wichtigste sein wird, welchen es mit der Naturwissenschaft und Geschichte gemein hat, sondern derjenige, durch welchen es sich von beiden unterscheidet und über sie hinausstrebt. Wer der naturwissenschaftlichen Grundlage das entscheidende Gewicht beimißt, der wird besser thun, der Philosophie fern zu bleiben und sich ganz an die Naturwissenschaften zu halten, was ja auch neuerdings vielfach als das allein richtige Verhalten angepriesen worden ist. Wer sich aber die Mühe giebt,

Philosophie zu treiben, von dem muß man voraussetzen, daß sein wissenschaftliches Bedürfniß in den Erfahrungswissenschaften eben kein volles Genüge gefunden hat und nach einer philosophischen Erweiterung und Ergänzung des empirischen Standpunktes sucht. Ob die philosophische Speculation ihm die gesuchte Ergänzung gewähren kann oder nicht, darüber kann er jedenfalls erst dann ein sicheres Urtheil haben, wenn er sich mit deren hervorragenden Leistungen vertraut gemacht hat, und nicht früher. Dasjenige, was er in der Philosophie allein suchen kann, ist und bleibt das speculative Hinausgehen über die Erfahrung, da sie nur dieses oder gar nichts zu bieten haben kann; so lange der Lernende also die Hoffnung auf irgend welchen aus der Philosophie zu schöpfenden Gewinn nicht ganz fahren lassen will, muß er doch die speculative Kraft des Philosophen als den höchsten Maaßstab gelten lassen, an welchem der Werth seines Systems zu allermeist bemessen werden muß. So treten denn doch wieder die speculativen Philosophen ersten Ranges in ihr Recht gegenüber den mit geringerer philosophischer Veranlagung unternommenen Versuchen, Naturwissenschaft und Philosophie zu versöhnen.

Es bleibt endlich noch ein letzter Gesichtspunkt zu erwähnen, der gerade für den Lehrwerth eines Systems von großer Bedeutung ist. Es ist dies die möglichst vollständige systematische Ausbreitung desselben über möglichst viele Gebiete des Wissens, oder die möglichst vielseitige Durcharbeitung der philosophischen Specialdisciplinen (Erkenntnißtheorie, Naturphilosophie, Psychologie, Ethik, Aesthetik, Religionsphilosophie, Rechtsphilosophie, Pädagogik, Staats- und Gesellschaftslehre, Philosophie der Geschichte, Geschichte der Philosophie u. s. w.). Auch hier wächst wieder der Vortheil mit der Annäherung an die Gegenwart. Im Alterthum ist es fast nur Aristoteles, der mehrere dieser Specialdisciplinen umspannt, wenn auch bei ihm, wie in der gesammten griechischen Philosophie, die Religionsphilosophie noch ganz fehlt und die Erkenntnißtheorie noch ziemlich embryonisch bleibt. Der mittelalterlichen Philosophie, die wesentlich Religionsphilosophie ist, fehlt wieder die Aesthetik, und Erkenntnißtheorie und Naturphilosophie bleiben im Keime stecken. Erst im achtzehnten Jahrhundert findet die Erkenntnißtheorie und die Aesthetik selbstständige Pflege, und Kant darf wohl als der erste gelten, der diese beiden ebenso gleichmäßig umspannt wie die Naturphilosophie, Ethik und Religionsphilosophie. Es ist also wesentlich erst die neueste Geschichte der Philosophie seit Kant, in deren Systemen eine gewisse Vollständigkeit zu finden ist, aber keineswegs bei allen. So entbehrt z. B. bei Fichte die Naturphilosophie und Aesthetik, bei Schelling die Ethik einer genaueren Ausführung, während bei Schopenhauer eigentlich gar keine Specialdisciplin durchgeführt ist, sondern alle nur im skizzenhaften Entwurf dargeboten sind, und bei Hegel gerade die wichtigsten Gebiete nicht vom Autor selbst für den Druck aufgezeichnet sind. Immerhin haben in Bezug auf systematische Vollständig-

keit der Durchführung Aristoteles, Kant und Hegel einen Vorsprung vor allen übrigen Philosophen ersten Ranges. Unter den Philosophen der Gegenwart haben sich zumeist nur die weniger originellen zur systematischen Durcharbeitung der Specialdisciplinen gedrängt gefühlt, und gerade diejenigen, welche selbstständiger vorzugehen suchten oder durch größere Berücksichtigung der Naturwissenschaften Einfluß erlangten, haben bei ihrem Tode meist nur einen recht lückenhaften Bau hinterlassen (z. B. Fechner und Lotze).

Es ist vom Laufe der Natur nach allen unserer geschichtlichen Erfahrung von vornherein nicht zu erwarten, daß sich jemals alle Vorzüge im höchsten Grade auf ein einziges menschliches Haupt vereinigen. Deshalb werden wir auch bei den hier erörterten Vorzügen eines philosophischen Systems für das Studium eines Lernenden nur mit der Verbindung mehrerer in höherem Grade, oder vieler in einem gewissen Grade rechnen dürfen. In der Abwägung der Licht- und Schattenseiten der verschiedenen Systeme gegeneinander bleibt somit immerhin noch der Individualität des Lernenden ein genügender Spielraum, um die ihr besonders zusagenden Vorzüge bei der Auswahl in erhöhtem Maaße zu berücksichtigen. Nichts wäre auch ungünstiger für den Fortgang der philosophischen Entwickelung, als wenn durch eine unantastbare Autorität (etwa diejenige einer centralen Reichsakademie) das Philosophiestudium aller Lernenden dauernd in eine einförmige Schablone gezwängt werden könnte! Daß aber bis jetzt den wirklich maßgebenden Vorzügen nicht überall in dem wünschenswerthen Maaße Rechnung getragen wird und darin gar manche Aenderung zu erstreben ist, das glaube ich in den vorstehenden Andeutungen gezeigt zu haben.

Ein Blick auf die Geschichte Luxemburgs und der „Luxemburger".

Von

A. Rogalla von Bieberstein.

— Breslau. —

Vor wenig Wochen geschah es, daß der Name Luxemburg von Neuem in den Brennpunkt des politischen Tagesinteresses trat und die mannigfaltigen Erinnerungen in uns wach rief, die sich für Deutsche an diesen Namen knüpfen. Im Vordergrunde derselben steht in Aller Gedächtniß die Zeit, in welcher Land und Festung Luxemburg das Compensationsobject der Politik Napoleons III. Deutschland gegenüber bildeten, die Zeit, in welcher der König der Niederlande bereit war, das Großherzogthum an Frankreich durch Verkauf abzutreten; eine Absicht, gegen deren Ausführung Fürst Bismarck und Kaiser Wilhelm ihr Veto einlegten, um die Integrität des Landes und des deutschen Gebietes aufrecht zu erhalten. Allerdings konnte dieses Resultat nur durch die Neutralitätserklärung des Großherzogthums, die Aufgabe des preußischen Besatzungsrechts und die Schleifung der Werke des berühmten Festungscolosses erreicht werden.

In jenen Tagen der Luxemburger Frage hatte ein Vetter Napoleons III., der damals vielgenannte Prinz Pierre Bonaparte, eine Schrift über die strategische Bedeutung Luxemburgs veröffentlicht, und der Zufall fügte es, daß Schreiber dieser Zeilen eines der ersten Exemplare dieser Schrift dem Feldmarschall Moltke, der sich für dieselbe interessirte, zustellen konnte.

Allein noch andere Erinnerungen knüpfen sich für uns an Luxemburg. Der erste talentvolle Kaiser aus dem Luxemburger Hause, dessen nationalen Bestrebungen ein vorzeitiger Tod auf seinem Römerzuge ein frühes Ziel setzte, lebt in der Geschichte fort. Desgleichen sein Bruder, der staats-

kluge und einflußreiche Erzbischof Balduin von Trier, sowie Heinrichs heldenmüthiger Sohn Johann von Luxemburg, König von Böhmen, der kriegerischste Fürst des 14. Jahrhunderts, der uns erst in neuerer Zeit durch die Biographie Schötters in seiner vollen historischen Bedeutung dargestellt wurde. Wir gedenken ferner Kaiser Karls IV., König Wenzels, Kaiser Sigismunds und ihrer für das gesammte Reich bedeutsamen Regierungsakte, und erinnern uns der so wechselvollen späteren Geschicke des deutschen Grenzlandes. Ein Blick auf die Hauptmomente der Geschichte des neuerdings wieder so oft genannten Landes dürfte daher nicht unzeitgemäß erscheinen.

Das Land zwischen der mittlereren Maaß und mittleren Mosel, zwischen dem Chiers und den Quellflüssen der Ourte, vom östlichen Theil der Ardennen und zahlreichen Zuflüssen der genannten Gewässer durchzogen, bildete die alte Grafschaft, später das Herzogthum Luxemburg. Dasselbe war mehr als doppelt so groß wie das heutige Großherzogthum.

Graf Siegfried aus dem Dynastengeschlecht der Grafen von den Ardennen brachte 936 die bereits zur Römerzeit entstandene auf dem auf drei Seiten von der Alzette umflossenen Bockfelsen belegene Lützelburg in seinen Besitz und machte sie zum Vorort seiner im Ardennen-, Wavre- und Moselgau liegenden Besitzungen. Er war der Stammvater des ardennisch-luxemburgischen Hauses.

Lucilinbuck — nicht Lucilinburuh, wie manche meinen — war der ursprüngliche Name der Burg; er bedeutet kleiner Bock oder Berg. Ein deutsches Grafengeschlecht wählte die Burg zum Wohnsitz. Das ardennisch-luxemburgische Haus erlosch im Mannesstamme 1136 mit Conrad II., und Luxemburg ging durch die Vermählung mit der weiblichen Erbin an die Grafen von Namür über, die sich danach von Luxemburg-Namür nannten. Beim Tode Heinrich IV., des letzten Grafen von Luxemburg-Namür, gelangte Namür an die Grafen von Hennegau; Luxemburg aber fiel seiner einzigen Tochter Ermesinde zu. Diese vermählte sich mit Walram III., Herzog von Limburg und Markgraf von Arlon, nach dessen erster Ehe, und es wurde zwischen ihnen festgesetzt, daß ihre Nachkommen aus beiden Ehen die Grafschaft Luxemburg getrennt von Limburg erhalten sollten. So entstand die kürzlich oft genannte ältere und jüngere Walramsche Linie. Die Nachkommen Walrams, aus dessen erster Ehe, erhielten nach seinem Tode das Herzogthum Limburg. Der Sohn Ermesindes und Walrams, Heinrich der Blonde, erhielt dagegen Luxemburg und wurde der Stifter des Dynastenhauses Luxemburg-Limburg. Die ältere Walramsche Linie herrschte in Limburg bis zum Jahre 1288, nämlich bis dieses Herzogthum durch die Schlacht von Wöringen an Brabant fiel.

Dem Enkel Heinrich des Blonden, Heinrich dem Lützelbuger, war es bestimmt, als Heinrich VII. seit 1308 die deutsche Kaiserkrone zu tragen, und mit diesem Ereigniß finden wir uns auf die bekannteren Gebiete der deutschen und der luxemburgischen Geschichte versetzt.

Obgleich erst 26 Jahre alt, als sein Vater mit dreien seiner Brüder in der blutigen Schlacht bei Wöringen 1288 fiel, hatte er dennoch bis zum Jahre 1292 die Regierung mit seiner Mutter Beatrix gemeinschaftlich geführt. Zur Herbeiführung eines Ausgleiches der alten Feindschaft mit Brabant vermählte er sich mit Margaretha, der ältesten Tochter Johanns von Brabant, und übernahm darauf allein die Regierung.

Graf Heinrich war die ausgezeichnetste ritterliche Persönlichkeit seiner Zeit, nicht nur in Krieg und allen Turnierkünsten erfahren, sondern auch ein gerechter, die Ordnung und Sicherheit in seinem Lande in damaliger Zeit bewunderungswürdig aufrecht erhaltender Fürst; seine Güte, Leutseligkeit und Frömmigkeit wurden weithin gerühmt. Seine Gemahlin war eine leutselige, wohlthätige, christliche Fürstin und ihm eine liebevolle Lebensgefährtin. Zahlreiche Stiftungen und Beschenkungen von Klöstern und Hospitälern bezeugten nicht nur den frommen Sinn des Herrscherpaares, sondern auch sein Verständniß für die ihm zugefallenen Aufgaben der Entwickelung seines Landes. Ein kurzer in das erste Jahr der Regierung Heinrichs fallender Aufstand der Bürger Luxemburgs war, soweit es sich feststellen läßt, gegen die Willkür des an der Spitze der Landesverwaltung stehenden Herrn Joffrois von der Esch gerichtet; der Aufstand wurde bald gedämpft und gesühnt. Im Jahre 1301 gerieth Heinrich in Folge von Zollstreitigkeiten in Krieg mit dem Erzstift Trier, der unter gegenseitigen Verwüstungszügen mit einer vergeblichen Belagerung Triers endete, aus der jedoch Heinrich, mit dem Bürgerrecht von Trier beliehen, als Schirmherr dieser Stadt hervorging.

Von besonderer Bedeutung für Deutschland wurde der Umstand, daß Heinrich seine Erziehung vorzugsweise am französischen Hofe erhalten hatte und daß er, so lange er nur Regent von Luxemburg war, in steten Beziehungen zu Frankreich blieb. Diese Beziehungen nahmen bei seinem ebenfalls in Paris erzogenen Sohne dem König Johann von Böhmen einen, wie wir sehen werden, dem deutschen Reiche nicht heilsamen intimen Charakter an. Graf Heinrich verpflichtete sich gegen 6000 Turnosen dem König Philipp von Frankreich zur Heerfolge gegen die Engländer und erklärte sich und seine Erben gegen eine Jahresrente zum Vasallen der Krone Frankreich, was ihn bei seiner Stellung als deutscher Landesherr jedoch nicht abhielt, 1295 zu Nürnberg dem deutschen König Adolf von Nassau zu huldigen, der ihn gleichfalls zu seinem und des deutschen Reiches Vasallen annahm, indem er ihm verschiedene Bewilligungen machte.

Als Kaiser Albrecht I. 1308 von Johann Parricida ermordet war, lenkte der Kanzler des Reiches, der Erzbischof Peter von Mainz — von Balduin Erzbischof von Trier, dem Bruder Heinrichs, unterstützt — die Wahl der Kurfürsten und die Empfehlung des Papstes Clemens V. auf Heinrich von Luxemburg, dessen frommer Sinn der Kirche und dessen Regierungstalente und ritterlichen Eigenschaften den weltlichen Fürsten jener Zeit um

so willkommener waren, da Heinrich gleichzeitig sich nicht im Besitz einer Hausmacht befand, die ihm ein dauerndes Uebergewicht im Reiche gesichert hätte. Von den Angelegenheiten des Reiches zu sehr in Anspruch genommen, trat Heinrich 1310 seinem Sohne Johann Luxemburg förmlich ab. Wie sein Vater und Oheim Balduin von Trier hatte auch Johann den wichtigsten Theil seiner Erziehung am französischen Hofe erhalten. Kaum hatte Johann die Regierung von Luxemburg angetreten, als ihm, da die Przemisliden in Böhmen mit Wenzel III. ausgestorben, waren nach kurzer Herrschaft Rudolfs von Oesterreich und Heinrichs von Kärnthen die Krone Böhmens angeboten wurde. König Heinrich ergriff diese erwünschte Gelegenheit zur Vergrößerung seiner Hausmacht, sicherte die Wahl seines 14jährigen Sohnes zum König von Böhmen, und befestigte dessen neue Stellung durch die Verbindung Johanns mit Elisabeth von Böhmen, der Tochter Wenzels III. Auf einem Hoffeste zu Speyer fand 1310 die Vermählung statt.

König Heinrich befand sich zu Beginn seiner Regierung drei großen Aufgaben gegenüber. Die wichtigste derselben war für ihn sein Römerzug, um seine Herrschaft in Italien festzustellen und sich in Rom die Kaiserkrone auf's Haupt setzen zu lassen. Ferner handelte es sich darum, den Unruhen und Gewaltthätigkeiten des Grafen Eberhard von Württemberg ein Ende zu machen; und endlich darum, den jungen König Johann in die Herrschaft Böhmens, welches sich noch in den Händen Heinrichs von Kärnthen und seines Bundesgenossen Friedrichs von Meißen befand, einzusetzen. Drei Heere wurden für diesen Zweck gleichzeitig von Heinrich aufgeboten, das stärkste derselben war für den Römerzug bestimmt. Das gegen Böhmen bestimmte Heer war vom Glück begünstigt und Prag wurde nach kurzer Belagerung genommen, Heinrich von Kärnthen entfloh in sein Land und König Johann wurde feierlich zum böhmischen Könige gekrönt. Der junge König begann seine Regierung damit, seine Herrschaft in Böhmen und Mähren zu befestigen und schloß mit dem Herzoge von Oesterreich ein Freundschaftsbündniß.

Inzwischen hatte König Heinrich seinen Römerzug angetreten, der zuerst von Erfolgen begleitet war. In Mailand wurde er mit der lombardischen Krone gekrönt. Allein bald empörten sich viele lombardische und andere italienische Städte und Fürsten wider ihn, und er sah sich zu langwierigen Belagerungen und harten Maßregeln genöthigt. Erst im Juni 1312 gelangte er nach dem von feindlichen Parteien besetzten Rom, eroberte es jedoch nur theilweise und ließ sich, da der Papst in Avignon residirte, von den Cardinälen im Lateran krönen. Allein das mittlere und südliche Italien, besonders König Robert von Neapel und selbst der Papst widersetzten sich energisch der Ausbreitung seiner Herrschaft auf der Halbinsel. In den Vorbereitungen zum Kriege gegen Robert von Neapel begriffen, erkrankte der Kaiser und starb in Buon convento bei Siena 1313.

Heinrich der Luxemburger nahm nach Dominicus „den Ruf eines tapferen, großmüthigen und gerechten Kaisers mit in's Grab." Er hatte

die idealen und realen Ziele des deutschen Kaiserthums voll erfaßt und fand in mühevollem Kampfe um dieselben seinen Tod. Obgleich vorzugsweise französisch gebildet und früher in nahen Beziehungen zum französischen Hofe, wurde er als deutscher König doch hierdurch in keiner Weise beeinflußt. Das Bestreben durch die Erwerbung Böhmens für seinen Sohn seine Hausmacht zu erweitern, kann bei dem kräftigen materiellen Rückhalt, dessen das deutsche Königthum jener Tage bedurfte nur als gerechtfertigt erscheinen, da er über den böhmischen Angelegenheiten die des Reiches nicht vernachlässigte.

Wir schreiten zur Betrachtung der Geschichte des zweiten großen Luxemburgers, seines Sohnes Johann von Böhmen, unter besonderer Berücksichtigung ihrer Bedeutung für sein Stammland Luxemburg.

Johann vernachlässigte als König von Böhmen sein Stammland keineswegs. Er kaufte Güter und Burgen, vermehrte die Zahl seiner Lehnsleute und schlichtete alte Rechtsstreitigkeiten (wie die mit den Söhnen des Herrn von Blankenhein und dem Grafen von Looz und Chiny) durch Vergleich. Er zog einflußreiche Männer gegen bedeutende Geldabfindungen in seinen Lehnsverband, um seine Hausmacht zu vermehren und damit sein Ansehen auch in Böhmen zu erhöhen.

Zugleich strebte Johann trotz seiner Jugend besonders aus dem Grunde nach der deutschen Königswürde, um im Besitz derselben seine Stellung in Böhmen, die durch Heinrich von Kärnthen und die österreichischen Herzöge unausgesetzt bedroht wurde, zu befestigen. Die Anhänger der Luxemburger Partei, an ihrer Spitze die Erzbischöfe von Trier und Mainz, begünstigten diesen Plan, und Johann begab sich zur Betreibung desselben aus Böhmen auf ein Jahr nach Luxemburg und an den Rhein und begann zahlreiche Dienstmannen anzuwerben. Allein die Absicht Johanns fand bei der Mehrzahl der Kurfürsten in Anbetracht seiner Jugend und ihr gegenüberstehender anderer Interessen keinen Beifall; jedoch gelang es Johann seine Stimme für Ludwig von Bayern gegen beträchtliche Summen, Besitzverpfändungen und sonstige Bewilligungen, die zum Theil auch Luxemburg zu Gute kamen, zu verwerthen.

Während Johann in Böhmen, besonders als seine Kaiserwahl nicht geglückt war, einen schweren Stand gegen die Großen des Landes hatte, gab es auch in der Grafschaft Luxemburg, welche in seiner Abwesenheit von Ritter Arnold von Pittingen unter Leitung des Luxemburgers Balduin von Trier verwaltet wurde, mannigfache Streithändel zu schlichten. Es waren dies ein Raub- und Plünderungskrieg zwischen dem Bischof Adolf von Lüttich und Luxemburg, ferner Streithändel mit dem Ritter Poince von Wolmerange und dem Grafen Heinrich von Vianden, den Herren von Burscheid, von Walcourt und Rochefort. Auch fern von Luxemburg blieb Johann unausgesetzt bemüht neue Lehns- und Dienstmannen für die Grafschaft zu gewinnen, und er vergrößerte dieselbe durch Ankauf von Burg und Herrschaft Falkenstein. Den zum deutschen König gewählten Ludwig von

Bayern unterstützte bei Beginn seiner Regierung die gesammte Luxemburgische Partei, an ihrer Spitze König Johann, die Erzbischöfe von Trier und Mainz gegen den Gegenkönig Friedrich von Oesterreich auf das kräftigste, und man schloß mit Ludwig ein besonderes Schutz- und Trutzbündniß und einen Landfrieden. Dieses Bündniß wurde für beide Theile von großer Wichtigkeit; ohne den Einfluß der Luxemburgischen Partei im Reiche vermochte sich König Ludwig der Bayer nicht zu behaupten. Als daher die Existenz des Oberhaupt's derselben, Königs Johann, durch neue Aufstände der böhmischen Grafen bedroht war, schritt König Ludwig zu Gunsten Johanns ein und vermittelte einen Vergleich.

Inzwischen hatte in Luxemburg Heinrich von Beaufort das Land im Ganzen in Ruhe verwaltet, die nur durch einen Kriegszug gegen den Bischof von Lüttich gestört worden war.

Bei einer abermaligen Anwesenheit Johanns in Luxemburg im Jahre 1320 wurde ihm für die 35,000 Mark Silber, welche König Ludwig der Bayer ihm schuldete, ein Theil der Pfalz verpfändet. Johann fuhr fort neue Lehsmannen zu gewinnen und erwarb die Grafschaft Autrey, sorgte für das Gedeihen der Klöster und legte um die Ortschaften Diekirch und Königsmacher Festungswerke an; in ähnlicher Weise verfuhr Johann bei einer späteren Anwesenheit in Luxemburg. Um diese Zeit, 1322, suchte er durch Verheirathung luxemburgischer Prinzessinnen die Macht seines Hauses zu heben, und es gelang ihm seine Schwester Marie mit Karl IV. von Frankreich zu vermählen.

Den inzwischen lange Jahre sich hinziehenden Streit in Deutschland, ob die luxemburgische Partei und mit ihr König Ludwig der Bayer oder die österreichische Partei mit König Friedrich dem Schönen die Oberhand behalten sollte, entschied König Johann in der von ihm geleiteten Schlacht von Mühldorf, an welcher König Ludwig keinen thätigen Antheil genommen hatte, zu Gunsten des Letzten. Reiche Zölle Belehnungen und Verpfändungen belohnten die Hilfeleistungen Johanns. Er begab sich einige Zeit nach dem Siege bei Mühldorf nach Paris, um der Krönung seiner Schwester Maria von Luxemburg zur Königin von Frankreich beizuwohnen und seinen ältesten Sohn Karl, der am französischen Hofe seine Erziehung erhalten sollte, dort einzuführen. Nach einem Aufenthalt in Luxemburg, während dessen er die Streithändel mit dem Grafen von Bar beilegte und Bewilligungen für die Abtei Münster in Luxemburg und des Frauenstift Marienthal machte, kehrte er nach Böhmen zurück.

Im Jahre 1324 finden wir Johann abermals in Frankreich, wo die Stadt Toulouse Karl IV. den Gehorsam aufgekündigt hatte. Von Karl III. zu Hülfe gerufen, zog er mit einer Schaar Luxemburgischer Ritter nach Paris und gegen Toulouse, welches sich jedoch ohne Kampf ergab. Von dort nach Luxemburg zurückgekehrt, unternahm er im Bunde mit dem Grafen Wilhelm von Holland einen Kriegszug gegen den Erzbischof Heinrich von

Cöln, welcher von seinem Schlosse Vollmerstein an der Ruhr aus die vorbeiziehenden Kaufleute gewaltsam brandschatzen ließ. Johann belagerte mit seinen Luxemburgern Bonn und zwang den Erzbischof zum Nachgeben.

In dem nun beginnenden Kampfe zwischen König Ludwig dem Bayer und Papst Johann XXII. nahm Johann zunächst eine abwartende reservirte Stellung ein.

Lehnsstreitigkeiten und die Haltung der Stadt Metz, welche den König Ludwig nicht anerkennen wollte, veranlaßten ihn sowie seinen Oheim Balduin von Trier, den Herzog von Lothringen, und den Grafen von Bar zu einem Kriegszuge gegen Metz; die Belagerung der Stadt blieb erfolglos und das luxemburgische Gebiet wurde durch Streifzüge der Metzer Besatzung stark verwüstet; der Streit gegeu Metz fand mit einer Geldzahlung der Stadt ein Ende. Der kriegslustige nie rastende König erhob hierauf Ansprüche auf Brabant und unternahm mit seiner Luxemburger Ritterschaft einen Kriegszug dorthin, der jedoch keine weiteren Ergebnisse hatte, als daß Johann seine Ansprüche auf Brabant, gegen eine Geldsumme aufgab.

In dem Kampfe Philipp VI. von Frankreich, dessen Schwester mit dem ältesten Sohne Johanns, Karl, vermählt war, gegen Eduard III. von England und in den Streithändeln König Philipps mit Flandern stellte sich Johann mit seinen Luxemburgern auf Seite des Königs von Frankreich.

Erneute Streitigkeiten Johanns mit dem Grafen Eduard von Bar wurden nach einem Kampfe bei Florenville durch einen Schiedsrichterspruch seines Verbündeten Philipps VI. von Frankreich beigelegt. Während seines häufigen Aufenthalts in Luxemburg fuhr Johann fort, Dienstmannen zu gewinnen und durch Geldsummen und Lehne zu belohnen. Er wandte auch ferner seine Sorgfalt dem Wohle der Klöster und Städte zu, und machte einige neue Erwerbungen; darunter die Herrschaft Reulant.

Die außerordentlich ereignißreiche und wechselvolle Laufbahn dieses luxemburgischen Fürsten gestattet uns nur in aller Kürze die Ereignisse der letzten Hälfte seines Lebens zu berühren.

Im Jahre 1327 richtete Johann sein Augenmerk auf die Erwerbung des Herzogthums Kärnthen, indem er ein Heirathsversprechen seines zweiten Sohnes Johann Heinrich mit Margarethe Maultasch, der Tochter des bejahrten, keine männlichen Erben besitzenden Herzogs Heinrich von Kärnthen zu Stande brachte, sowie durch die Vermählung einer Verwandten des luxemburger Hauses, Beatrix von Savoyen, mit dem Herzog.

Kärnthen war damals als Bindeglied Deutschlands mit Italien sowohl für König Ludwig den Bayer wie für die österreichischen Herzöge und für König Johann, der mit seinem Besitz den Weg nach Italien beherrscht und seine Hausmacht sehr bedeutend verstärkt haben würde, von der höchsten Wichtigkeit. Trotz der guten Beziehungen, in die sich Johann, in der Absicht Kärnthen dereinst zu erwerben, zu den österreichischen Herzögen und zu König Ludwig, den er mit dem Papste auszusöhnen versuchte, zu setzen

bemüht war, und die zunächst auch von Erfolg begleitet waren, verbündeten sich daher, sobald die Vermählung Margarethe Maultaschs mit Johann Heinrich stattgefunden, und König Johann für das Ableben des Herzogs Heinrich von Kärnthen bereits den Huldigungseid von Kärnthen, Tirol und Görz erhalten hatte, König Ludwig der Bayer und der Herzog Otto von Oesterreich gegen Johann. Inzwischen wurde Johann von der welfischen in Brescia durch die Ghibellinen hart bedrängten Partei nach Italien gerufen und ihm die Herrschaft über Brescia angeboten worden. Er zog nach Italien und stellte die Ruhe in Brescia wieder her. Die wichtigsten Städte Oberitaliens folgten dem Beispiel Brescias und wählten Johann zu ihrem Oberhaupt.

Der Papst betrachtete jedoch das Vorgehen Johanns mit großem Mißtrauen, und in Folge der Maßregeln Johanns in den italienischen Städten, der Eroberung von Castellen, der Ausstattung seiner Ritter mit Grundstücken und der Strenge seiner Beamten wurden auch die italienischen Städte ihm wieder abgeneigt. Unterdessen aber hatte König Ludwig nicht nur ein Bündniß mehrerer deutscher Fürsten gegen Johann zu Stande gebracht, sondern auch die Könige von Ungarn, von Polen und von Neapel gegen Johann aufgereizt und Böhmen wurde von allen Seiten bedroht. Johann eilte daher nach Deutschland zurück, einigte sich jedoch gegen Zahlung einer großen Geldsumme mit König Ludwig dahin, die Länder und Städte der Lombardei und Toscana mit dem König gemeinsam zu verwalten.

Ein Kriegszug gegen das inzwischen versammelte Heer des Herzogs Otto von Oesterreich und den König von Ungarn endete zunächst ohne Entscheidung mit dem Rückzuge jenes Heeres, und Kaiser Ludwig wurde zur Schlichtung des Streites angerufen. Im Januar 1332 begab sich der rastlose Johann abermals nach Paris, gewann den König Philipp von Frankreich und zahlreiche rheinische und niederländische Fürsten und Herren zu einem Bündniß gegen den Herzog von Brabant, vermählte seine Tochter Yutta mit dem Sohne Philipps, dem Kronprinzen von Frankreich, Johann, und schloß mit König Philipp ein Schutz- und Trutzbündniß. Der ihm nun durch doppelte verwandtschaftliche Bande näher getretene König Philipp übernahm es den Streit mit Brabant zu schlichten. Yutta von Luxemburg wurde die Ahnfrau aller späteren Könige aus dem Hause Valois sowie der Herzöge von Burgund. Um diese Zeit erwarb Johann die Herrschaft Bastogne für Luxemburg und es gelang ihm mit dem Herzoge Otto von Oesterreich und dem Könige von Ungarn wieder Frieden zu schließen; ebenso glückte es ihm in dem Streite König Ludwigs mit den niederbayerischen Herzögen, deren einer der Schwiegersohn Johanns war, ein geeignetes Abkommen zu treffen und ein Bündniß mit Ludwig einzugehen. Im Jahre 1334 begab sich Johann zum Ritterschlag seines Schwiegersohnes, des Kronprinzen Johann von Frankreich nach Paris, und ging dann nach Avignon, um mit dem Papste über seine italienischen Angelegenheiten, über die Aussöhnung König Ludwigs mit der Kirche

und über einige Vermählungsdispense zu unterhandeln. Die geplante Aussöhnung scheiterte jedoch an den Forderungen des Papstes. Sein nunmehr auf einem neuen Zuge nach Italien unternommener Versuch seine dortige Herrschaft zu befestigen, schlug in Folge des Widerstandes der italienischen Städte und Fürsten fehl, und veranlaßte ihn zur gänzlichen Aufgabe des in Italien Gewonnenen.

Um diese Zeit faßte Johann in Folge des Entschlusses König Ludwigs zu Gunsten des Herzogs Heinrich von Nieder-Bayern des Schwiegersohnes Johanns abzudanken, und die Wahl zum deutschen König auf ihn zu lenken, einen Plan, welcher für das deutsche Reich von größter und zum Theil nachtheiliger Bedeutung zu werden versprach. Johann verpflichtete sich zu einem Schutz- und Trutzbündniß mit Ludwig von Bayern für den Fall von dessen Abdankung; dasselbe that Herzog Heinrich von Niederbayern, und zwar beide unter der Bedingung, daß Herzog Heinrich der Nachfolger Ludwigs in der Herrschaft würde. Philipp von Frankreich sollte sämmtliche noch in den Bisthümern Arles, Avignon, Orange, St. Paul, Marseille, Valence, Embrun, Vienne, Genf, Lyon, Viviers, Cambrai, Sitten, Lausanne gültigen Regalien ferner die Grafschaften und Länder Provence, Forcuolquier, Delfinat, Dalbonne, Fossigny, Savoyen, Bresse, Burgund, überhaupt alles Land von der Franche Comté bis an's Meer von Marseille, und von der Rhône und Saône bis zur Lombardei als Pfand erhalten, bis ihm von Ludwigs Nachfolger im Reich 300 000 Mark Silber in Paris ausgezahlt worden seien.

Wir sehen in dieser Combination König Johanns einen Akt, der, wenn er zur Durchführung gekommen währe, geeignet war, die Rechte des deutschen Königthums empfindlich zu Gunsten Frankreichs zu schädigen, eine Schädigung die auch bereits aus den mehrfachen mit König Philipp von Frankreich abgeschlossenen Bündnissen Johanns hätte hervorgehen können. Luxemburg war, wie ein neuerer Geschichtsschreiber richtig bemerkt, keine Vormauer für Deutschland, sondern die Pforte, durch welche französischer Einfluß politischer und sozialer Art nach Deutschland hineindrang. Zum Glück für das deutsche Reich änderte König Ludwig seinen Entschluß, da Herzog Heinrich vorzeitig sich in der Rheingegend und in Aachen den Eid der Treue leisten ließ.

Zu dieser Zeit zwangen anhaltende Geldverlegenheiten den König Johann zur Verpfändung der Luxemburger Orte Remich, Echternach und Bittburg, sowie zur Veräußerung seiner Besitzungen in der Grafschaft Hennegau und der Probstei Poilvache; er erwarb hingegen die Herrschaften Mirouart und Dahlheim.

Im Jahre 1334 vermählte sich Johann in zweiter Ehe mit Beatrice der Tochter des Herzogs von Bourbon, und blieb längere Zeit in Frankreich. Während er noch dort weilte und an einer im Turnier erhaltenen Wunde krank daniederlag, erfolgte der Tod des alten Herzogs von Kärnthen, und

es bildete sich sofort unter König Ludwig und den Herzögen Otto und Albrecht von Oesterreich ein bayerisch-österreichisches Bündniß gegen Johann; erstere wurden vom Kaiser mit Kärnthen und Krain belehnt und traten den Besitz dieser Länder an.

Eine drohende Coalition, bestehend aus dem König Ludwig, den Herzögen von Oesterreich und den Königen von Polen und Ungarn erhob sich gegen Johann, der nach seiner Genesung nach Böhmen geeilt war und ein starkes Heer zur Behauptung seiner Ansprüche auf Kärnthen und Krain in's Feld stellte. Es glückte ihm die beiden Könige durch besondere Verhandlungen und die Verzichtleistung seiner Rechtstitel auf Polen auf seine Seite zu ziehen, er sah sich jedoch in einem Friedenscongreß zu Ens genöthigt, auf Kärnthen und Krain zu verzichten.

Kaum war dieser Streit mit Oesterreich beendet, so unternahm Johann auf das Hülfegesuch des Hochmeisters des deutschen Ordens, Theodorich von Altenburg, einen Feldzug gegen die heidnischen Lithauer, der jedoch der ihm ungünstigen Witterungsverhältnisse halber ziemlich resultatlos und ohne Schlacht verlief. Eine Augenentzündung, die sich der König hier zuzog beraubte ihn des Gebrauchs des einen Auges. Eine neue Coalition folgte dieser im Westen des Reiches. In dem drohenden Kampfe zwischen Eduard III. von England und Philipp VI. von Frankreich um die französische Krone trat König Johann auf Seite Frankreichs und schloß mit diesem einen Vertrag zur Hülfeleistung. Ein großer Theil der deutschen Fürsten, an ihrer Spitze König Ludwig, stellte sich dagegen auf die Seite Eduard III. Der Kampf gelangte vor der Hand noch nicht zum Ausbruch und König Ludwig wandte sich, um eine Aussöhnung mit dem Papst durch Philipp IV. zu erlangen, Frankreich zu, gab das englische Bündniß auf, und schloß ein solches mit Frankreich; dann söhnte er sich mit Johann in einem Vertrage aus, der den Rechten von dessen Söhnen Markgraf Karl von Mähren und Herzog Johann von Tirol zu nahe trat und dieselben zu energischem Protest veranlaßte.

Während dieser die Welt in Bewegung setzenden Streitigkeiten verfehlte König Johann nicht, die Sorge für seine Erblande im Auge zu behalten. Es gelang ihm, sich mit dem Bischof von Metz über die diese Stadt betreffenden Streithändel zu einigen, und ebenso durch eine Einigung mit dem Grafen Heinrich von Bar den Streit über die Schutzherrschaft über Verdun, zu deren Uebernahme Johann aufgefordert worden war, beizulegen. Er erwarb ferner die Orte Froix, Virton, Laferté, Nassogne, Cherebin, Herfen, Wavrelle, Bellevause, Terwagne, Atrin und Seiulz für Luxemburg.

Im Jahr 1338 wurde ihm der für einen König von Böhmen, deutschen Reichsfürsten und Herrn so vieler Länder nach heutigen Begriffen völlig undenkbare Auftrag, beim drohenden Ausbruch des Krieges zwischen England und Frankreich die Statthalterschaft und Regierung der Provinz Languedoc für König Philipp VI. zu übernehmen; schon 1331 war er vom König von Frankreich zum Generallieutenant der Provinz Gascogne ernannt worden.

Als König Eduard III. 1339 mit einem starken Heere in das Cambresis einrückte, eilte Johann und sein Sohn Karl dem König von Frankreich zur Hülfe; es kam jedoch zu keiner Entscheidung. Johann begab sich, um eine Heilung seines einen noch gesunden, aber bereits sehr angegriffenen Auges zu bewirken, nach Montpellier; allein die Aerzte der berühmten Facultät von Montpellier vermochten dasselbe nicht zu retten.

Der im nächsten Jahre fortgesetzte Krieg fand den blinden König wieder beim französischen Heere; nur die Seeschlacht bei Sluys und die erfolglose Belagerung von Tournay bezeichneten den mit dem Waffenstillstand von Esplechin endigenden Feldzug. Vor seiner Reise in's französische Heerlager hatte der König eine Bestimmung von hervorragender Wichtigkeit für Luxemburg getroffen. Er hatte die Grafschaft, die sich inzwischen besonders nach Westen hin, wie wir sahen, vergrößert hatte, in einen romanischen und einen deutschen District getheilt und den Seneschall des ersten, den Ritter Werri von Harzeie, eidlich verpflichtet, im Fall seines Todes seinem jüngsten Sohne Wenzel, alle Festungen, Burgen und Städte zu übergeben und ihn als Grafen von Luxemburg anzuerkennen. Der blinde König fürchtete, daß man dem Sohne der Prinzessin Beatrix von Bourbon die Grafschaft Luxemburg streitig machen könnte.

Johann machte jetzt sein Testament, in welchem er seinem erstgeborenen Sohn Karl Böhmen und Polen, Budissin und Görlitz, dem zweiten, Johann Heinrich, Mähren und dem dritten Wenzel die ganze Grafschaft Luxemburg mit allen Besitzungen und Einkünften in Frankreich bestimmte.

Gegen Ende seiner Regierung hatte Johann das Mißgeschick seine Kinder Margaretha, die verwittwete Gemahlin des Herzogs von Niederbayern, und seinen Sohn Johann Heinrich von Kärnthen ihres Besitzes beraubt zu sehen. Margarethe Maultasch vertrieb ihren Gatten, den Herzog Johann Heinrich und vermählte sich ohne Dispens der Kirche mit dem Sohne König Ludwigs, dem Markgrafen Ludwig von Brandenburg. Zwischen den Häusern Luxemburg und Wittelsbach kam es dadurch zu einem unheilbaren Bruche, infolgedessen sich das Haus Luxemburg dem Hause Habsburg näherte; und selbst der Luxemburger Balduin von Trier erklärte sich jetzt zum ersten Male gegen König Ludwig. Allein König Johann vermochte die seinem Hause angethanen Schmach nicht zu rächen. Um diese Zeit verkaufte er aus Geldmangel die Probstei Poilvache.

Beim Papste Clemens VI. suchte nun Johann in Avignon Beistand gegen König Ludwig, und trat auf einem Reichstage zu Frankfurt und einem Fürstentage zu Rense als offener Feind des Wittelsbachischen Hauses auf.

Ludwig gelang es jedoch wiederum Böhmen mit einem ganzen Netze von Feinden zu umgeben. König Ludwig, die Könige von Polen und Ungarn, der Herzog von Oesterreich, der Markgraf von Meißen und der Herzog von Schweidnitz traten als Feinde Johanns auf. Es gelang ihm jedoch Polen und Ungarn mit seinem Heere zum Frieden zu zwingen.

Die Häupter der Luxemburgischen Partei einigten sich darauf bei einer Zusammenkunft in Trier über ihr Ludwig gegenüber einzunehmendes Verhalten, und Johann begab sich mit seinem Sohne Karl abermals nach Avignon, wo beide dem Papste für den Fall der Absetzung Ludwigs von Bayern und der Wahl Karls zum deutschen König die weitgehendsten Versprechungen machten. Karl wurde bald darauf zu Rense von fünf Kurfürsten zum deutschen König gewählt und die Absetzung Ludwigs ausgesprochen. Für Luxemburg hatte König Johann inzwischen die Hälfte der Städte Chiny, Montmédy und Etolle erworben, zahlreiche Freiheitsbriefe und sonstige Versprechungen gewährt, jedoch aus Geldmangel alle Einkünfte und bedeutenden Theile des Landes verpfändet.

In diesem Zeitpunkt rief König Philipp von Frankreich die Luxemburger gegen König Eduard von England, der in Nordfrankreich eingefallen war, zu Hilfe. Nach siegreichen Kämpfen bei Grandvilliers und Pont-Remy führte König Johann in der Schlacht von Crecy das erste französische Treffen und fand hier, als die Schlacht sich zum Nachtheil der Franzosen wandte, heldenmüthig kämpfend den Tod.

König Johann war unstreitig der bedeutendste der Luxemburger Fürsten. Unter ihm gelangte die Macht des Luxemburger Hauses zu ihrer höchsten Entwickelung; denn unter seiner Herrschaft stand zu jener Zeit — wie nie vorher oder nachher — das Ländergebiet von Böhmen, Mähren, Luxemburg, Ober-Italien, Tyrol, ein Theil von Schlesien und mittelbar — durch die Heirathen der Kinder Johanns — Kärnthen und Niederbayern; sowie unter Balduin das Erzbisthum Trier. Eine Zeitlang ward es im ganzen westlichen Europa zum Sprichwort: „Ohne des Königs von Böhmen Hilfe vermag Niemand etwas auszurichten; er erhöht und erniedrigt, wen er will!" Voltaire bemerkt von Johann nicht mit Unrecht: „Er war in der That Kaiser von Deutschland." Allein er förderte die Interessen Deutschlands nur insoweit, als sie seinen persönlichen Zwecken dienten; wir sehen ihn ohne Bedenken in den Sold Frankreichs treten und seine Luxemburger und Böhmen für Philipp VI. in's Feld führen. Im deutschen Reiche aber überzog er mit Krieg, wer irgend sich seinen dynastischen Interessen widersetzte. Auch sein erfolgreiches Vorgehen in Italien zu Gunsten der Ansprüche des deutschen Reiches diente nur der Erhöhung seiner eigenen Macht und verletzte die Rechte Anderer. In König Johann steckt etwas vom Raubritter im großen Stile; wo eine Gelegenheit zur Beute sich ihm zeigt, greift er zu. Nur seinem Stammlande Luxemburg sehen wir ihn eine stetige unveränderte Sorgfalt widmen und keine Ausschreitungen gegen dessen Bewohner begehen. Ein eigenthümliches Geschick fügte es, daß wie sein Leben ein beständig unstätes gewesen war, seine Gebeine nach seinem Tode mannigfachen Irrfahrten ausgesetzt waren und gleichsam keine Ruhe finden konnten. Noch jetzt ruhen

sie nicht in ihrer Heimat, sondern werden in der von König Friedrich Wilhelm IV. zu diesem Zweck hergerichteten Clause bei Castell an der Saar aufbewahrt. Sein ältester Sohn Karl folgte ihm in Böhmen in der Herrschaft und führte für den jüngsten, Wenzeslaw, während dessen Minderjährigkeit die Regentschaft in der Grafschaft Luxemburg.

Wir sahen wie Karl schon in jüngeren Jahren als Reichsvikar in Italien und als Markgraf von Mähren, sowie im Kampfe der Luxemburger gegen den Kaiser, die Politik seines Hauses in Krieg und Frieden verfocht. Durch staatskluges Verhalten und durch seine Vermählung mit einer Wittelsbacherin, der Tochter des Kurfürsten Rudolph von der Pfalz, befestigte er sich in der unter erniedrigenden Bestimmungen erhaltenen Kaiserwürde, ließ sich in Aachen krönen und die Reichsinsignien gegen sein Versprechen, sie dort zu belassen, nach Böhmen bringen. Sein eifrigstes Bestreben war auf die Vergrößerung seiner Hausmacht gerichtet. Er sicherte sich die Erbfolge in der Oberpfalz und bewog die Wittelsbacher Fürsten durch Geldzahlungen und anderweitige Zugeständnisse zum Verzicht auf ihr Erbrecht. Durch eine zweite Heirath mit der Tochter Herzog Heinrichs von Jauer gelangte er in den Besitz der Fürstenthümer Schweidnitz und Jauer. Sein kurzer Römerzug verlief ohne Hinderniß.

Der für Deutschland bedeutendste Act der Regierung Karls IV. war der Erlaß des Grundgesetzes für die deutsche Kaiserwahl durch die „goldene Bulle" 1356. Der Einfluß des Papstes auf die Kaiserwahl wurde durch dieselbe beseitigt. Ein Beschwichtigungsversuch des aufgebrachten Papstes durch die Erlaubniß zur Erhebung des Zehnten von allen geistlichen Einkünften in Deutschland blieb erfolglos und die von Karl zur Besänftigung der deutschen Reichsfürsten geplante Reform der deutschen Geistlichkeit wurde in Folge der Drohungen des Papstes aufgegeben, alle Freiheiten der Geistlichen wurden von Karl bestätigt und dieselben von jeder weltlichen Gerichtsbarkeit unabhängig gemacht. Stets in starker Abhängigkeit vom Papste, zog Karl, von diesem dazu aufgefordert, um der Willkürherrschaft Galeazzo Viscontis ein Ende zu machen, und um dem Papste Clemens IV. die Rückkehr von Avignon zu ermöglichen, nochmals und zwar mit einem bedeutenden Heere nach Italien und nöthigte die Viscontis durch sein Erscheinen ohne Schlacht zum Frieden.

Die Angelegenheiten des deutschen Reiches erfuhren durch Karl IV. keine besondere Förderung; seine ganze Thätigkeit concentrite sich auf die Entwickelung seines Stammlandes Böhmen und die Erweiterungen der Macht des Luxemburger Hauses. Er erwarb für dieses die Mark Brandenburg und die Niederlausitz und vollendete die von König Johann begonnene Erwerbung Schlesiens und stiftete in Prag die erste deutsche Universität. Im Jahre 1349 stattete König Karl seinem Stammlande Luxemburg einen Besuch ab, wahrscheinlich zu dem Zwecke um die Uebergabe der von seinem Vater, seinem Oheim, dem Erzbischof Balduin von Trier verpfändeten luxemburgischen Gebietstheile und deren Huldigung zu veranlassen.

Im Jahre 1354 erhob Karl die Grafschaft Luxemburg unter besonderer Feierlichkeit zum Herzogthum. Bis Ende des Jahres 1353 hatte er die Vormundschaft für seinen jüngsten Bruder Wenzel geführt, während sein Oheim der Erzbischof Balduin von Trier des Landes „Pfleger" gewesen war. In Metz, wo Karl am 13. März einen feierlichen Einzug hielt, wurde in Anwesenheit und unter Zustimmung der Kurfürsten von Köln, Mainz und der Pfalz, des Herzogs von Teschen, des Markgrafen von Jülich und der Bischöfe von Metz, Lüttich und Olmütz die Erhebung Wenzels, des Sohnes der Beatrix von Bourbon zum Herzog von Luxemburg proclamirt, und derselbe trat hierauf die Regierung des Landes an.

Im Jahre 1364 vereinigte Karl die Grafschaft Chiny mit Luxemburg. Durch Aufwendung für jene Zeit enormer Geldsummen gelang es ihm die Wahl und Krönung seines Sohnes Wenzels als seinen Nachfolger im deutschen Königthum durchzusetzen. Bei seinem Tode erhielt Wenzel Böhmen, Schlesien und die Königswürde, Karls zweiter Sohn Sigismund Brandenburg, und der dritte Johann die Lausitz.

Wenzel, der dritte deutsche Kaiser aus dem Hause der Luxemburger, war der unbedeutendste unter denselben. Wohl fiel der Antritt seiner Regierung 1378 in eine Epoche, in welcher sich die bürgerlichen und kirchlichen Elemente Deutschlands im Zustande der Gährung und Auflösung befanden, und Wenzel versuchte auf dem Reichstage zu Nürnberg, den der Ruhe Deutschlands verderblichen Städtebünden und Adelsvereinen entgegen zu treten; allein weder dieser Plan noch seine 1380 zu Heidelberg und 1387 zu Mergentheim unternommenen Versuche zu einer Einigung aller Fürsten und Städte waren von Erfolg begleitet. Auf Kosten der Selbständigkeit der Stadt gelang es ihm jedoch einen Landfrieden herzustellen. Seine Pläne im Reiche und zur Beilegung des Schismas der Kirche mißglückten, und Wenzel begann die Regierungsgeschäfte Böhmens und Deutschlands zu vernachlässigen, fast ausschließlich der Jagd und dem Trunke zu leben, und manche Gewaltacte gegen den hohen Adel und den Clerus (Johann v. Nepomuck) auszuführen. Dieselben hatten seine Gefangennehmung, auf Veranstaltung seines eigenen Bruders Königs Sigismunds von Ungarn und Jobsts von Mähren und seine längere Inhafthaltung, und die völlige Herabsetzung seiner königlichen Autorität zur Folge. Auch in Deutschland sank sein Ansehen gewaltig, und die Ritter und die Städtebünde erneuerten ihre Gewaltthätigkeiten.

Von steter Geldnoth bedrängt, verkaufte Wenzel zum Nachtheil der kaiserlichen Rechte die herzogliche Würde von Mailand an Johann Galeazzo Visconti für 100 000 Goldgulden.

Zur Beseitigung des Schismas der Kirche vereinigte sich Wenzel mit Frankreich und willigte in die Absetzung der Gegenpäpste Bonifacius IX. und Benedict XIII. Hierdurch machte er sich den Reichskanzler, den einflußreichen Erzbischof von Mainz, zum Feinde, und die Kurfürsten von Mainz, Köln, Trier und der Pfalz sprachen am 20. August 1400 Wenzels Absetzung

aus und wählten an seiner Stelle den allerdings nicht zur allgemeinen Anerkennung gelangenden Ruprecht von der Pfalz. Neue Streitigkeiten in Böhmen benutzte König Sigismund, um seinen Bruder abermals gefangen nehmen zu lassen und über 1½ Jahr zu Wien in Haft zu halten. 1403 sprach auch Papst Bonifacius IX. die Absetzung Wenzels förmlich aus. In Böhmen blieb Wenzel im Besitz der Herrschaft, er begünstigte aus Haß gegen die Geistlichkeit die czechischen Anhänger des Huß und schwächte das Deutschthum im Lande, besonders durch die Czechisirung der Universität Prag. 1410 trat Wenzel nach der Wahl seines Bruders Sigismund seine Rechte auf die Kaiserwürde zu dessen Gunsten ab, und starb bald nach dem Aufstande der Hussiten in Prag, der den Hussitenkrieg zur Folge hatte.

Ihm folgte in Böhmen und als deutscher Kaiser der letzte der Herrscher Deutschlands aus dem Luxemburger Hause, sein Bruder Sigismund. Die Interessen desselben wiesen besonders während der ersten Zeit seiner Laufbahn vorzugsweise nach Osten. Er war mit Maria, der Erbtochter Ludwigs des Großen von Polen und Ungarn, vermählt. In Polen gelangten Maria und Karl nicht zur Herrschaft, da die Polen die Schwester Marias Hedwig zur Königin wählten und in Ungarn gelangte Sigismund erst 1387 nach Beseitigung Karls von Durazzo und der Befreiung Marias aus der Gefangenschaft des Banus von Croatien in deren Besitz und zur Krone. Allein die damals zu Ungarn gehörige Walachei unterwarf sich seiner Erbmäßigkeit nicht und Sigismund wurde dadurch in einen Krieg gegen die Türkei verwickelt, zur Bestreitung von dessen Kosten er die Alt- und Kurmark seines Markgrafenthums Brandenburg an Jobst von Mähren verpfändete. Er wurde jedoch bei Nicopolis vom Sultan Bajazet gänzlich geschlagen. Ungarn empörte sich einige Zeit darauf gegen ihn, setzte ihn gefangen und krönte Ladislaw von Neapel an Sigismunds Stelle zum Könige. Es gelang Sigismund jedoch die Empörer zu unterwerfen und sich wieder in Besitz der Herrschaft zu setzen.

Zur Zeit seiner Kaiserwahl in einen Krieg mit Venedig verwickelt, kam Sigismund erst 1414 nach Deutschland. Das Hauptverdienst seiner Regierung als deutscher Kaiser bestand darin, daß es ihm gelang, durch das Concil von Konstanz dem langjährigen Schisma der Kirche ein Ende zu machen. Ein Fehler der Politik Sigismunds, seine Einwilligung zur Verbrennung des Johannes von Huß, hatte den Hussitenkrieg im Gefolge, der Sigismund und Böhmen fast während seiner ganzen Regierung beschäftigte, dieses Land und seine Nachbarländer verwüstete und erst 1436 endete.

Friedrich den Streitbaren, Markgrafen von Meißen, belieh er für seine Verdienste im Hussitenkriege nach dem Aussterben des askanischen Stammes mit der Kurwürde und dem Herzogthum Sachsen. Ferner gelangten unter Sigismund bekanntlich die Hohenzollern zum Antritt ihrer Herrschaft in Brandenburg, indem der Kaiser den Burggrafen Friedrich von Nürnberg zuerst zum Verweser der durch Jobsts von Mähren Tod

ihm anheimgefallenen sehr zerrütteten Mark Brandenburg machte und ihn 1405 mit derselben belehnte. Sigismund erhob Cleve zu einem Herzogthum, unternahm 1413 und 1433 zur Erlangung der italienischen Königskrone und der deutschen Kaiserkrone Züge nach Italien und starb nach einem Versuch zur Aufrichtung des deutschen Landfriedens 1437.

Wir wenden uns nun wieder ausschließlich zur Geschichte des Landes Luxemburg. König Wenzel hatte, wie wir sahen, das Herzogthum Luxemburg seiner Nichte Elisabeth, der Tochter Johanns Herzogs von Görlitz und Liegnitz statt eines ihr versprochenen Brautschatzes von 120 000 Gulden, übergeben. Elisabeth war in erster Ehe mit dem Herzog Anton von Burgund, in zweiter Ehe mit Johann von Bayern, Grafen von Holland vermählt. Kaiser Albrecht IV. von Habsburg jedoch hatte die Tochter König Wenzels von Böhmen geheirathet; der Gemahl seiner Tochter Anna der Markgraf Wilhelm III. von Meißen war berechtigt das verpfändete Herzogthum einzulösen, und als derselbe seine Truppen unter dem Grafen von Gleichen nach Luxemburg sandte, traten viele Edelleute und Städte zu ihm über. Da trat Elisabeth 1443 alle ihre Rechte auf Luxemburg an Philipp den Gütigen von Burgund ab; derselbe eroberte 1443 die Feste Luxemburg, vertrieb den Grafen von Gleichen und kaufte 1462 dem Herzog von Sachsen alle Ansprüche auf Luxemburg ab. Maria, die Erbin von Burgund, vermählte sich 1477 mit dem Erzherzog Maximilian. In Folge dieser Verbindung gelangte Luxemburg in den Besitz des Hauses Habsburg-Oesterreich, gehörte nebst den gesammten Niederlanden zum burgundischen Kreise und theilte dessen Geschicke. Unter Philipp IV. von Spanien mit den Niederlanden an Spanien abgetreten, gehörte Luxemburg auch zur spanischen Monarchie, blieb jedoch als ein Theil des burgundischen Kreises beim deutschen Reiche. Im pyrenäischen Frieden von 1659 trat jedoch Spanien einen ziemlich bedeutenden Theil Luxemburgs, nämlich Diedenhofen, Montmédy, Damvillers, Froix-Carignan, Chavance und Marville an Frankreich ab.

Durch den Utrechter Frieden gelangte Luxemburg mit Ausnahme dieser abgetretenen Gebietstheile wieder an das Haus Habsburg und bildete einen Theil des Burgundischen Kreises des deutschen Reichs. Im Feldzuge von 1795 wurde Luxemburg von Frankreich erobert und im Frieden von Campo Formio nebst den österreichischen Niederlanden und zugleich mit dem burgundischen Kreise an Frankreich abgetreten. Es erhielt den Namen Département des Forêts.

Erst durch den Wiener Congreß wurde Luxemburg dem deutschen Reiche, und zwar als Großherzogthum, zurückgegeben und dem König Wilhelm I. der Niederlande als Entschädigung für den Verlust seiner nassauischen Erblande überwiesen. Stadt und Festung Luxemburg wurden deutsche Bundesfestung. Für die Nachfolge der beiden Linien des Hauses Nassau in der Herrschaft über Luxemburg wurden die nassauischen Erbver-

träge von 1783 für gültig erklärt. Zur Ausgleichung der Grenzen zwischen Preußen und dem Königreich der Niederlande wurde das Gebiet von St. Veit, Bitburg, Nauenburg und die bis dahin unter Luxemburger Hoheit stehende Grafschaft Schleiden an Preußen abgetreten. Luxemburg erhielt dagegen einen Theil des Lütticher Gebiets, und der größte Theil des Großherzogthums Bouillon kam als Standesherrschaft unter die Souveränetät des Großherzogs von Luxemburg.

Das Jahr 1830 war für Luxemburg von besonderer Wichtigkeit. Das Ländchen schloß sich mit Ausnahme der Stadt und Bundesfestung der belgischen Revolution an und gelangte bis auf die Festung und deren Rayon unter belgische Herrschaft. Erst 1838 nahm Holland die 24 Artikel der Londoner Conferenz an, und Belgien räumte darauf den Holland verbleibenden Theil des luxemburgischen Gebiets sowie Limburg. Ein gleich großer Theil Limburgs wie der von Belgien abgetretene Theil Luxemburgs wurde mit Luxemburg als deutsches Bundesland vereinigt. Gleichzeitig wurde die Selbstständigkeit des Großherzogthums ausgesprochen.

An den König-Großherzog des den Niederlanden nun durch Personalunion verbundenen Landes trat jetzt die Aufgabe heran demselben nach Vorschrift der deutschen Bundesacte eine landständische Verfassung zu geben. Dies geschah 1841 durch König Wilhelm II. der Niederlande, der inzwischen seinem Vater in der Regierung gefolgt war. Die octroyirte Verfassung entsprach jedoch den Anforderungen der Zeit nicht, und Wilhelm II. berief im April 1848 den Landtag von Luxemburg. Derselbe berieth eine neue der belgischen nachgebildeten Verfassung, und der König sanctionirte und beschwor dieselbe.

König Wilhelm III. gab 1850 in seinem Bruder, dem Prinzen Heinrich der Niederlande, dem Lande einen Statthalter. Er beabsichtigte eine Revision der Verfassung von 1848. Hinsichtlich dieser Revision entspann sich im October 1856 ein Kampf zwischen der luxemburgischen Kammer und der Regierung. Im November desselben Jahres wurde dem Lande eine Verfassung octroyirt; dieselbe behielt das Einkammersystem zwar bei, zog jedoch dem Einfluß und Wirkungsbereich der Kammer sehr enge Grenzen. Während des Krieges von 1866, der den deutschen Bund sprengen sollte, blieb Luxemburg neutral und wurde mit Auflösung des Bundes selbstständig; es blieb jedoch im deutschen Zollverein, und Preußen übte wie früher das Besatzungsrecht in Luxemburg aus.

Jetzt trat der König der Niederlande in Unterhandlungen mit Napoleon III., welche den Verkauf des Großherzogsthums an Frankreich zum Gegenstande hatten. Noch ist in aller Gedächtniß, welche Erklärung Fürst Bismarck hinsichtlich dieses Verkaufs im Reichstage abgab, und wie der Krieg zwischen Frankreich und Deutschland durch den entschlossenen Willen König Wilhelms von Preußen, keinen Fuß breit deutschen Bodens abtreten zu lassen, und durch den Londoner Vertrag vom 11. Mai 1867 vermieden wurde.

Durch diesen Vertrag trat Luxemburg als neutrales Land unter die

Garantie der europäischen Großmächte, Preußen gab das Besatzungrecht auf, und die Festungswerke Luxemburgs wurden geschleift. Durch besonderen Vertrag am 8. Juli 1867 wurde die Zollvereinigung mit Deutschland erneuert, und 1872 übernahm das deutsche Reich die Luxemburger Wilhelmsbahn auf 40 Jahre in Pacht.

Als der König Großherzog Wilhelm III. im März dieses Jahres in Folge schwerer Erkrankung von den Aerzten für dauernd regierungsunfähig erklärt wurde, gelangten, da kein männlicher Leibeserbe des Königs vorhanden war, nach den Erbverträgen des nassauischen Hauses die Ansprüche der ältern walramschen Linie auf die Herrschaft in Luxemburg zur Geltung, und Herzog Adolf von Nassau übernahm, von der niederländischen Regierung aufgefordert, die Regentschaft im Großherzogthum, freilich nur auf kurze Zeit, nämlich bis zu der unerwarteten Genesung des Königs. Dieses wenn auch nur ephemere Ereigniß aber gewann für Deutschland eine nicht zu unterschätzende Bedeutung, indem dadurch constatirt wurde, daß Luxemburg — wenn auch nicht zum deutschen Reiche gehörig, sondern ein neutrales unter der Garantie der europäischen Mächte stehendes Land — doch unter Herzog Adolf oder seinem Sohne in deutsche Herrscherhände übergehen und daher Deutschland politisch näher gebracht werden wird als bisher, wo es unter holländischem Zepter stand.

Werfen wir zum Schluß noch einen Blick auf einige besonders hervortretende Verhältnisse der Bevölkerung des heutigen Luxemburgs, so finden wir, daß das Großherzogthum dasjenige Land Europas ist, welches die stärkste Auswanderung aufweist. Es ist dies die Folge der Abgeschlossenheit des Landes, welche verhindert, daß sich seine wirthschaftlichen Verhältnisse in dem Grade entwickeln, in welchem die Vermehrung seiner Bevölkerung zunimmt. Dieselbe beträgt 214 000 Seelen auf einem Flächenraum von 47 Quadratmeilen, also eine immerhin schon dichte Bevölkerung. Unter ihr befinden sich 7000 Angehörige des deutschen Reiches. Eine fast gleiche Anzahl geborener Luxemburger lebt dagegen in Deutschland, besonders in Elsaß-Lothringen, wo sie sich auf Seite der Deutschen halten. In Frankreich leben 25 000 Luxemburger, davon über 5000 in Paris; in Belgien schätzt man ihre Zahl auf 7—8000. In Amerika existiren 40—50 000 Luxemburger, welche eine eigene Zeitung, die „Luxemburger Gazette", in Dubuque im Staate Jowa besitzen. Man schätzt die Zahl der im Auslande wohnenden Luxemburger auf etwa 100 000.

Viele Luxemburger haben Anstellungen in den Reichslanden gefunden, und der Verkehr zwischen Luxemburg und Deutschland hat sich seit 1873 gehoben. Es studiren neuerdings Luxemburger auf deutschen Hochschulen, obgleich Paris und Lüttich die staatlich anerkannten Universitäten für dieselben sind. So lange die nur von einigen Tausend der Vornehmeren gesprochene französische Sprache die Amtssprache bleibt, sind die jungen Luxemburger Juristen und Beamten genöthigt, ihren Studien in Belgien oder Frankreich obzuliegen.

Die Bildung der mit 400 Mitgliedern ziemlich zahlreich vertretenen Luxemburger Geistlichkeit ist fast ausschließlich eine deutsche; in allen Pfarrkirchen des Landes wird nur hochdeutsch gepredigt. Die katholische Confession ist die bei weitem überwiegende, da nur 1100 Protestanten in Luxemburg leben.

Die Bevölkerung Luxemburgs ist eine vorzugsweise ackerbautreibende; sie beschäftigt sich ferner mit der Förderung der reichen Mineralproducte des Landes. Dasselbe besitzt nicht nur Baumaterialien aller Art, die aus den reichen Steingruben an der Sauer und der Mosel als Sandkalk und Pflastersteine gefördert werden, sondern auch besonders in seinem Südwesttheile unerschöpfliche Lager Eisenerze in einer Ausdehnung von etwa 4000 Hectaren. Die Haupterzeugnisse der Luxemburger Eisenindustrie sind Roheisen, Gußwaaren und Walzeisen; die übrigen Industriezweige des Landes liefern Leder, Tücher, Fayence, Handschuhe, Zucker, Leinewand, Trikotstoffe 2c.

Das Eisenbahnnetz des Landes hat 320 km. im Betriebe; die Hauptbahn die Luxemburger-Wilhelms-Bahn ist seit 1872, wie erwähnt, auf 40 Jahre vom deutschen Reich in Pacht genommen und steht unter der Generaldirection der Reichseisenbahnen in Elsaß-Lothringen.

Das Land ist in 3 Districte, Luxemburg, Grevenmacher und Diekirch eingetheilt. Die Justiz wird nach dem Code Napoléon und unter dessen Formen ausgeübt. Ein Obergerichtshof befindet sich in Luxemburg, zwei Bezirksgerichte 1. Instanz in Luxemburg und Diekirch; außerdem existiren 12 Friedensgerichte.

Der öffentliche Unterricht steht auf einer hohen Stufe. Es bestehen im Großherzogthum ein Athenäum, eine Gewerbeschule, beide in Luxemburg, zwei Progymnasien, eine Normalschule für Lehrer und Lehrerinnen, eine Ackerbauschauschule, eine Taubstummenanstalt, sechs Ober-Primärschulen und 681 Primärschulen, die von mehr als 30 000 Schulkindern besucht werden.

Nach der, wie wir schon oben erwähnten, der belgischen nachgebildeten Verfassung Luxemburgs besteht der gesetzgebende Körper aus der Abgeordneten-Kammer, welche 45 Mitglieder zählt, die auf sechs Jahre in directer Wahl von den Kantonen gewählt werden. Der aus 15 Mitgliedern bestehende Staatsrath wird vom König-Großherzog ernannt und hat in der Gesetzgebung eine nur berathende Stimme. Die Staatseinnahmen des Großherzogthums belaufen sich auf ca. 8 Millionen Francs, die Ausgaben auf ca. 7 Millionen. Die Staatsschuld beträgt 15 Millionen Francs. Die bewaffnete Macht Luxemburgs besteht aus einer Compagnie Jäger von 140—170 Mann, welche sich, da die Conscription seit 1881 abgeschafft ist, durch freiwilligen Eintritt rekrutirt.

Der Junggeselle.

Schauspiel in zwei Acten.

Von

Iwan Turgenjew †.

Deutsch bearbeitet von Eugen Zabel.

— Berlin. —

Personen:

Steyl, Handwerker, 50 Jahre.
Ackermann, Lehrer, 24 Jahre.
von Bissing, Assessor, 29 Jahre.
Woltersdorff, Gutsbesitzer 45 Jahre.
Martha Klein, Waise, wohnt bei Steyl, 19 Jahre.
Frau Berthold, Wirthschafterin bei Steyl.

Zwischen den beiden Akten ein Zeitraum von acht Tagen.

Erster Aufzug.

Wohnzimmer eines Handwerkers. Rechts zwei Fenster, dazwischen Spiegel, vor demselben klein einer Tisch. Grade aus eine Thür nach dem Entree, links eine ebensolche nach einem anderen Zimmer. Vorn links ein Sopha, ein runder Tisch, einige Sessel. Vormittags.

1. Scene.

Beim Aufgehen des Vorhangs macht sich Frau Berthold im Zimmer zu schaffen und geht ungeduldig hin und her.

Frau Berthold. Wo er nur so lange bleiben mag . . . Ich begreife gar nicht! (Die Thür geht auf. Steyl tritt ein.) Ach, da ist er ja. Nun, haben Sie Alles mitgebracht, Herr Steyl?

Steyl (mit mehreren Päckchen auf dem Arm). Alles! Ich habe viel zu besorgen gehabt, Frau Berthold. Nun, so etwas kommt ja nicht jeden Tag vor. (Auspackend.)

Frau Berthold. Das sind Wirthschaftssachen. Und hier ein Carton für Martha! Wie die sich aber freuen wird!

Steyl. Wird das Essen zur Zeit fertig sein?

Frau Berthold. Ganz gewiß.

Steyl (zieht aus der Rocktasche zwei Flaschen Wein heraus). Hier, nehmen Sie, Frau Berthold, heute werden Sie hoffentlich Ihre Kunst zeigen. Wir erwarten Gäste.

Frau Berthold. Ich weiß.

Steyl (hin- und hergehend). Und sehen Sie auch nach, ob mein schwarzer Rock in Ordnung ist. Warum laufe ich eigentlich immer hin und her? (Setzt sich und trocknet sich das Gesicht mit dem Taschentuch ab.) Ich bin ordentlich müde geworden. (Es klingelt.) Wer mag da kommen? (Frau Berthold ab.) Ackermann kann es doch nicht sein.

Frau Berthold (wiederkehrend). Ein Herr wünscht Sie zu sprechen.

Steyl. Was für ein Herr?

Frau Berthold. Einer, den ich nicht kenne. Er wollte auch durchaus seinen Namen nicht nennen.

Steyl. Sonderbar. Sag', ich lasse bitten!

(Frau Berthold ab.)

2. Scene.

Woltersdorff. Steyl.

Woltersdorff (auf Steyl zugehend). Sie erkennen mich wohl nicht?

Steyl. Ich weiß wirklich nicht.

Wotersdorff (mit gutmüthigem Vorwurf). Steyl, Steyl! So vergißt Du alte Freunde?

Steyl. Ist es möglich? Aber nein . . . Ja doch . . . Woltersdorff! (sie umarmen sich).

Woltersdorff. Ja, ich bin es.

Steyl. Freund! Wie kommst Du hierher? Bist Du schon lange da? Na, das ist ein Ereigniß! Setz' Dich, setz' Dich. (Beide setzen sich.)

Woltersdorff. Wir sind alte Knaben geworden.

Steyl. Alte Knaben! Ja wohl! wie könnte es auch anders sein, wir haben uns seit beinahe zwanzig Jahren nicht gesehen. Darf ich Dir etwas anbieten? Vielleicht eine Cigarre?

Woltersdorff. Danke, ich rauche nicht.

Steyl. Aber Du ißt doch heute bei mir?

Woltersdorff. Mit Vergnügen.

Steyl. Sag' mal! Bist Du verheirathet?

Woltersdorff (seufzend). Ja leider! Und Du?

Steyl. Ich? Ach nein! . . . Hast Du auch Kinder? (Sieht nach der Thür.)

Woltersdorff. Fünf! . . . Ich bin hierhergekommen, um meinen Aeltesten unterzubringen. Du wartest wohl auf Jemand?

Steyl. Ja, freilich!

Woltersdorff. Wie so?

Steyl. Rathe mal!

Woltersdorff. Wie soll ich?

Steyl. Nein wirklich, rathe.

Woltersdorff. Höre — Du willst Dich doch nicht verheirathen?

Steyl (lachend). Sei ruhig. In meinen Jahren! aber Du hast es doch beinahe getroffen. Bei mir ist eine Hochzeit im Anzuge.

Woltersdorff. Wer heirathet denn?

Steyl. Eine Waise, die seit einiger Zeit bei mir wohnt.

Woltersdorff. Eine Waise?

Steyl. Ja. Das Mädchen ist aus sehr anständiger Familie, die Tochter eines Rechnungsraths. Mit ihrer seligen Mutter wurde ich kurz vor ihrem Tode bekannt. Das arme Weib lebte, nachdem ihr Mann gestorben war, in großer Noth, da ihre Pension klein war. Eines Tages begegne ich ihr hier auf der Treppe, und wie sie ausweichen will, fällt sie hin und bricht sich das Bein. Denke, in ihrem Alter! Ich hob sie natürlich sofort auf, rief Leute, und während man sie in's Bett legte, holte ich schnell einen Arzt. Was für Qualen die Aermste ausgestanden hat — es ist nicht zu beschreiben! Und die Tochter mit ihr — ach du Allmächtiger! Ganze sechs Monate lag die Alte im Bett. Endlich wurde sie gesund. Aber wie sie zum ersten Male ausging, erkältete sie sich so heftig, daß sie nach vier Tagen starb.

Woltersdorff. Du lieber Gott!

Steyl. Nun denke Dir, das arme Mädchen, ihre Tochter! Durfte ich sie allein lassen? Verwandte hatte sie keine mit Ausnahme einer Tante, einer Frau Berthold, die jetzt bei mir die Wirthschaft führt, und die selber Nichts besitzt. So nahm ich das Mädchen zu mir. Sie wollte allerdings anfangs nichts davon wissen . . . Es kostete viel Mühe ihr begreiflich zu machen, daß ich doch ein alter Mann bin, ohne Kinder, daß ich sie wie meine eigene Tochter liebe, daß sie nicht auf der Straße bleiben könne. Seit jener Zeit wohnt sie nun bei mir. Und was das für ein Mädchen ist . . . Aber Du wirst sie ja bald sehen und gewiß gleich beim ersten Anblick lieb gewinnen.

Woltersdorff. Und mit wem verheirathet sie sich denn?

Steyl. Mit einem braven jungen Mann, einem Lehrer, Namens Ackermann. Er hat zwar auch Nichts, daß ist wahr; aber das ist kein Unglück. Ein junger Mann mit Verstand, fleißig, bescheiden, nur in der letzten Zeit oft verstimmt, als ob ihn etwas drücke.

Woltersdorff. Vor der Hochzeit?

Steyl. Das macht mir viel Sorgen. Heute ißt er bei mir, wie fast jeden Tag. Er wollte aber noch einen Bekannten mitbringen, einen Assessor, einen adligen . . . weißt Du? —

Woltersdorff. So! (Sich betrachtend.) Alter Freund, ich kann un-

möglich in diesem Anzuge hier bleiben. Ich will nach Hause gehen und mich umkleiden.

Steyl. Ach, Unsinn!

Woltersdorff (aufstehend). Laß nur, laß nur! Was soll Dein Gast von mir denken! Er muß mich für einen ganz ungebildeten Menschen halten. Nein, Freundchen!

Steyl. (Ebenfalls aufstehend.) Aber verspäte Dich nur nicht.

Woltersdorff. Ich bin gleich wieder da; wann eßt Ihr?

Steyl. Um eins.

Woltersdorff. Schön, schön!

Steyl. Da kommen sie gerade.

3. Scene.

Steyl, Woltersdorff, Frau Berthold, Martha. (Sie bringen einen schwarzen Gehrock und einen Shlips).

Steyl (zu Martha). Martha, das ist mein alter Freund Woltersdorff. Er ist heute erst angekommen, hat mir Nachrichten aus der Heimat gebracht. Und hier unsere Hausgenossin, Frau Berthold.

Woltersdorff. Entschuldigen Sie, meine Damen, daß ich so im Reiseanzuge erscheine. Ich konnte nicht wissen . . . (verbeugt sich).

Steyl. Ohne Umstände! (Zu Martha.) Du bist heute so blaß. Fehlt Dir etwas?

Martha (leise). Ich fühle mich etwas müde.

Steyl. Sie strengt sich zu sehr in der Wirthschaft an. Sie sollten darauf Acht geben, Frau Berthold. (Zu Waltersdarff.) Nun, wie gefällt Dir Martha?

Woltersdorff. Sehr . . . sehr gut!

Steyl. Das wußte ich, das wußte ich.

Woltersdorff. Nun muß ich aber gehen. Auf Wiedersehen!

Steyl. Also wie gesagt — sei pünktlich zu Tisch!

Frau Berthold, Martha. Auf Wiedersehen! (Waltersdarf ab.)

4. Scene.

Steyl, Frau Berthold, Martha, nachher Ackermann und von Bissing.

Steyl. Ich freue mich, daß ich einen so alten Freund wieder zu Gesicht bekommen habe. Er ist ein guter Mensch. (Rock und Schlips nehmend). Danke schön! (Zu Frau Berthald und Martha.) Geht nur, ich ziehe mir den Rock schon allein an. (Frau Berthold und Martha ab.) So! (Kleidet sich um vor dem Spiegel.) Daß Ackermann heute noch nicht hier war, um seine Braut zu sehen, wundert mich. Nun, er muß ja jeden Augenblick kommen. (Es läutet.) Aha! (Sich noch einmal im Spiegel besehend.)

Ackermann (sieht etwas blaß und zerstreut aus). Lieber Herr Steyl, gestatten

Sie mir Ihnen meinen besten Freund Herrn Assessor von Bissing vorzustellen.

Steyl (verbeugt sich). Sehr angenehm und schmeichelhaft. Ich habe schon so viel von Ihnen gehört.

Bissing. Ich bin meinerseits sehr erfreut — (verbeugt sich ebenfalls).

Steyl. O, bitte sehr! (kleine Pause). Bitte, nehmen Sie Platz. (Man setzt sich; Bissing betrachtet das Zimmer, Steyl hustet). Was für ein prächtiges Wetter wir doch heute haben. Ein wenig frisch, aber doch sehr angenehm.

Bissing. Ja, heute ist es frisch.

Steyl. Jawohl! (Zu Ackermann) Warum bist Du so spät gekommen? Fehlt Dir etwas? (Bissing macht beim Worte „Du" eine kaum bemerkbare ironische Miene.)

Ackermann. Nein, ich fühle mich ganz wohl. Und wie geht es Martha?

Steyl. Gut, recht gut. (Zu Bissing) Herr Assessor, ich darf hoffen, daß Sie uns die Ehre erweisen werden . . . in zwei Wochen . . . ja . . . ist seine Hochzeit (auf Ackermann zeigend) . . . uns mit Ihrer Gegenwart zu beehren . . .

Bissing. Sehr schmeichelhaft!

Steyl. Sie können es gar nicht glauben, wie glücklich ich bin! . . Für einen alten Mann, einen Junggesellen wie ich . . . können Sie sich vorstellen, was für ein unerwartetes . . .

Bissing. Ja, eine Ehe, die auf beiderseitiger Sympathie und auf Vernunft (betont das letzte Wort) begründet ist, darf zu den größten Segnungen des menschlichen Lebens gerechnet werden.

Steyl (aufmerksam zuhörend). Gewiß, gewiß.

Bissing. Und deshalb lobe ich meinerseits die Absichten der jungen Leute, die darauf bedacht sind, diese heilige Pflicht zu erfüllen.

Steyl. Ich bin ganz Ihrer Meinung.

Bissing. Denn, was kann angenehmer sein, als das Familienleben? Allerdings ist es nothwendig, bei der Wahl einer Frau sich ordentlich zu prüfen.

Steyl. Sicherlich , . . Sie entschuldigen . . . nach meiner Meinung muß er (auf Ackermann deutend) sich sehr glücklich schätzen, Ihr Freund zu sein.

Bissing. Oh, ich bitte.

Steyl. Nein wirklich, ich versichere Sie.

Ackermann (ihn schnell unterbrechend). Sagen Sie, bitte, wo ist Martha? Ich habe ihr etwas zu sagen.

Steyl. Auf ihrem Zimmer. Wenn Du willst, gehe doch zu ihr.

Ackermann. Ich komme gleich zurück. (Zu Bissing) Sie entschuldigen mich einige Augenblicke?

Bissing. Bitte sehr.

(Ackermann ab).

5 Scene.

Steyl, von Bissing.

Steyl (sieht Ackermann nach, rückt dann an Bissing heran und drückt ihm die Hand). Herr von Bissing, entschuldigen Sie . . . ich bin ein einfacher Mann. Wovon das Herz voll ist, davon geht der Mund über. Erlauben Sie mir Ihnen noch einmal von ganzem Herzen, wirklich von ganzem Herzen zu danken!

Bissing (mit kalter Höflichkeit). Wofür denn?

Steyl. Erstens für Ihren Besuch; zweitens weil Sie ihn, den Bräutigam meiner Martha lieben . . . Ich bin ein armer Junggeselle, aber ich glaube nicht, daß ein Vater sein Kind mehr lieben kann als ich ihn liebe . . . Das Alles rührt mich so sehr, daß ich es gar nicht aussprechen kann. (Ihm treten die Thränen in die Augen.) Sie verzeihen . . . ich muß mich schämen — (lacht, zieht das Taschentuch hervor und trocknet die Thränen).

Bissing. Ich kann Sie versichern, es ist mir sehr angenehm, solche Empfindungen bei Ihnen wahrzunehmen.

Steyl. Entschuldigen Sie die Aufrichtigkeit eines alten Mannes! Aber die Beiden werden glücklich werden, so Gott will; es sind vortreffliche Menschen.

Bissing. Was mir an Ihrem Freunde besonders gefällt, ist, daß er Grundsätze hat. Das ist in unserer Zeit eine Seltenheit. Er hat nicht das Windige — verstehen Sie — das Windige unserer Jugend (dreht die Hand in der Luft herum, Steyl thut dasselbe und nickt zustimmend mit dem Kopfe). Ich bin ja selbst kein Cato, aber . . .

6. Scene.

Steyl. Bissing. Frau Berthold.

Frau Berthold (bescheiden an der Thür stehend, laut hustend). Hm, hm!

Steyl. Was wünschen Sie, Frau Berthold?

Frau Berthold. Ach, Herr Steyl, Martha bat mich, wenn Sie auf einen Augenblick zu ihr kommen könnten.

Steyl (vorwurfsvoll). Aber jetzt? Sie wissen doch . . .

Bissing. Bitte, geniren Sie sich garnicht.

Steyl. Sie sind sehr gütig . . . Ich komme gleich wieder.

Bissing (die Hand aufhebend). Bitte!

Steyl. Ich komme gleich wieder. (Drückt, indem er mit Frau Berthold abgeht, dieser seine Unzufriedenheit über die Störung pantomimisch aus.)

7. Scene.

Bissing, (nachher) Ackermann.

Bissing (sich in dem Zimmer umsehend). Was soll das Alles? wohin bin ich gerathen? Dieser Alte, wie er schwätzt und familiär thut! Wahrscheinlich wird auch das Mittagessen schlecht sein. Ich begreife es nicht. Wie konnte er nur so verblendet sein!

Ackermann. Man sagte mir, Sie wären hier ganz allein. Entschuldigen Sie. Der Alte macht sich so viel Sorgen . . . ein Mann aus dem Volk . . .

Bissing. Herr Steyl ist ein ganz anständiger Mensch. Er hat zwar nicht die beste Erziehung genossen, aber das ist eine nebensächliche Frage. Ich sah vorher hier eine Dame — wer ist das?

Ackermann. Wohl Frau Berthold, die Tante meiner Braut. Eine sehr gutmüthige Person.

Bissing. Ich zweifle nicht daran. (Pause.) Kennen Sie diesen Herrn Steyl schon lange?

Ackermann. Gegen drei Jahre.

Bissing. Wie alt ist er denn?

Ackermann. So gegen fünfzig, denke ich.

Bissing. Werde ich bald das Vergnügen haben, Ihr Fräulein Braut kennen zu lernen?

Ackermann. Sie muß gleich kommen.

Bissing. Herr Steyl sprach sich sehr schmeichelhaft über sie aus.

Ackermann. Das ist kein Wunder. Martha ist ein liebes gutes Mädchen . . . Freilich ist sie in der Einsamkeit aufgewachsen und kennt Niemand. Daher ist sie etwas furchtsam. Es fehlt ihr an jener Ungebundenheit, wissen Sie . . . aber urtheilen Sie nicht nach dem ersten Eindrucke!

Bissing. Sagen Sie ein Mal — das Vertrauen, das Sie mir schenken, giebt mir ein Recht zu einer solchen Frage . . . Ihr Fräulein Braut hat kein Vermögen?

Ackermann. Martha ist ganz arm.

Bissing (nach einer Pause). Ja so, nun verstehe ich — Liebe! . . .

Ackermann (nach einer Pause). Ich liebe sie sehr!

Bissing. Nun, in diesem Falle bleibt mir nur übrig, Ihnen von Herzen Glück zu wünschen. — Gehen wir heute Abend in's Theater?

Ackermann. Nein, heute kann ich nicht. Aber in diesen Tagen will ich mit meiner Braut die Oper besuchen. — Aber Sie wollten . . . glaube ich . . . mir noch Etwas sagen . . . in Betreff . . . in Betreff meiner Verheirathung.

Bissing. Ich? Nein! Sagen Sie, Ihr Fräulein Braut heißt mit dem Vornamen Martha?

Ackermann. Ja wohl, Martha Klein.

Bissing (ohne daran mehr zu denken, den Namen wiederholend). Martha Klein! (Pause.) Apropos, wollen wir morgen den Baron Berger besuchen? Er hat sich neulich sehr warm nach Ihnen erkundigt.

Ackermann (verlegen). Gewiß, wenn Sie mich vorstellen wollen . . .

Bissing. Mit dem größten Vergnügen. (Pause.)

Ackermann (nachdem er einmal durch das Zimmer gegangen ist, kurz und entschlossen). Ich habe Sie um einen großen Dienst zu bitten, Herr von Bissing.

Bissing. Und das wäre?

Ackermann. Gerade herausgesprochen — ich befinde mich in einer ungemein schwierigen Lage. Sie wissen, ich stehe im Begriff mich zu verheirathen. Ich gab mein Wort, und als ehrlicher Mensch will ich es auch halten. Ich darf meiner Braut nicht den allergeringsten Vorwurf machen: sie ist sich vom ersten Tage unserer Bekanntschaft durchaus gleich geblieben. Ich liebe sie, und trotzdem — Sie werden es kaum glauben, aber der Gedanke an die baldige Hochzeit legt sich mit solcher Gewalt auf mein ganzes Gemüthsleben, daß ich mich frage, ob ich in einer solchen Stimmung noch ein Recht auf die Hand meiner Braut habe. Was ist das? Fürchte ich meine Freiheit zu verlieren? Oder wie soll ich mir mein Gefühl sonst erklären?

Bissing. Hören Sie, werther Freund . . . Sie gestatten mir doch, Ihnen meine Meinung mit voller Offenheit zu sagen?

Ackermann. Ich bitte, ich bitte sehr darum.

Bissing. Sehen Sie, meiner Meinung nach kann der Mensch in unserer Zeit ohne bestimmte Grundsätze gar nicht leben. Einer dieser Grundsätze ist, daß man niemals seinen eigenen Werth unterschätzen und über alle Handlungen sich selbst Rechenschaft ablegen soll.

Ackermann. Wo wollen Sie hinaus?

Bissing. Sie werden es gleich sehen. Herr Steyl ist selbstverständlich ein sehr würdiger Herr — selbstverständlich. Aber sagen Sie mir nur das Eine: Gehören Sie Beide, Sie und er, zu einer und derselben Gesellschaft?

Ackermann. Ich bin ebenso mittellos wie er, vielleicht auch noch ärmer.

Bissing. Es handelt sich nicht um Reichthum, sondern um Bildung und Erziehung, überhaupt um die ganze Lebensweise. Entschuldigen Sie meine Offenheit, verehrter Freund!

Ackermann. Sprechen Sie!

Bissing. Sie lieben Ihre Braut?

Ackermann Ich liebe sie. (Nach einer Pause) Ich liebe sie!

Bissing. Sie lieben sie. (Pause.) Sehen Sie, werther Freund, die Liebe, freilich . . . gegen die Liebe läßt sich Nichts einwenden; das ist ein Feuer, ein Sturm, ein Rausch, mit dem man nur schwer fertig werden kann. Ich behaupte nun allerdings, daß auch in einem solchen Falle die Vernunft ihre unbestreitbaren Rechte hat. Wenn Sie Ihre Braut wirklich lieben, so brauchen wir unser Gespräch gar nicht erst fortzusetzen. Mir scheint es aber, daß Sie zu zweifeln, an Ihren Empfindungen zu zweifeln anfangen — und das ist ein sehr wichtiger Punkt. Jedenfalls können Sie jetzt den Rath eines Freundes brauchen. (Nimmt Ackermann bei der Hand.) Sehen

Sie, Ihre Braut ist ohne Zweifel, um Ihre eigenen Worte zu wiederholen, ein liebes, gutes Mädchen. (Ackermann schlägt die Augen nieder.) Aber Sie wissen, der kostbarste Edelstein erfordert Schliff und Fassung. Die Frage darf nicht so gestellt werden, ob Sie Ihre Braut lieben oder nicht, sondern ob Sie mit ihr glücklich werden können oder nicht. Es ist unumgänglich nothwendig, daß der Mann in seinen geistigen Anforderungen von seiner Frau verstanden und befriedigt wird. Meinen Sie nicht?

Ackermann. Ja, wollen Sie denn, daß ich mein gegebenes Wort breche? Ich bitte Sie! Ich würde Martha dadurch tödten. Sie hat sich mir wie ein Kind anvertraut; ich war es, der sie zuerst in die Welt einführte. Ich habe eine große Verantwortlichkeit übernommen, glauben Sie mir.

Bissing. Ganz gewiß; aber erlauben Sie mir, daß ich Ihren Gründen die meinigen entgegen halte. Welche Verpflichtung haben Sie, sich selber im Lichte zu stehen? Sie sind jung und haben die besten Aussichten für die Zukunft. Warum wollen Sie auf einmal Alles im Stiche lassen? Ihre Arbeitsamkeit, Ihr Eifer, Ihre Fähigkeiten haben bereits die Aufmerksamkeit des Ministers auf sich gelenkt, Ihre Habilitation an unserer Universität ist nur eine Frage der Zeit. Wie können Sie nun die Beziehungen zur höheren Gesellschaft, die Sie angeknüpft haben, auf einmal leichtsinnig zerreißen wollen?

Ackermann. Sie irren sich in mir. Ich bin nicht ehrgeizig. Ich fürchte mich sogar vor der großen Welt. Was mich beunruhigt, ist etwas ganz Anderes. Es ist die moralische Verpflichtung, die auf mir lastet. Ich kann Martha nicht verlassen — und doch erschreckt mich der Gedanke, daß ich sie heirathen soll!

Bissing (im Gefühl der Wichtigkeit). Ich verstehe recht wohl, was Sie innerlich beschäftigt. Das ist ein Uebergangsstadium, eine Krisis — verstehen Sie, eine Krisis! Wenn Sie doch auf einen Monat verreisen könnten! Ich bin überzeugt, Sie würden als ein ganz anderer Mensch wieder zurück kommen. Und darum sein Sie ein Mann, fassen Sie einen Entschluß.

Ackermann. O, ich bin ein Elender!

Bissing. Wozu sich selbst anklagen? Das ist offengestanden kindisch! Entschuldigen Sie mich . . . aber die warme Theilnahme, die ich für Sie hege (Ackermann drückt ihm die Hand) giebt mir zu solch einem Vorwurf ein Recht. Ueberlegen Sie doch, was vorgefallen ist. Genau betrachtet trifft Sie gar nicht einmal eine wirkliche Schuld: Ihre Braut hat alle Ursache Ihnen dankbar zu sein. Sie streckten ihr, so zu sagen, die Hand entgegen; Sie waren der Erste, der sie aus dem Dunkel ihrer Existenz herausführte; Sie haben ihre schlummernden Fähigkeiten erweckt, Sie haben an ihrer Bildung einen nicht unwichtigen Antheil. Sie gingen aber noch weiter. Sie weckten in ihr, ohne sich darüber ganz klar zu werden, Hoffnungen, die nicht erfüllt werden können; aber Sie haben nicht sowohl Ihre Braut

getäuscht, als sich selbst. Denn nicht wahr . . . (Pause) Fräulein Klein hat Ihnen keinerlei Rechte eingeräumt, die nur . . .

Ackermann (ihn groß ansehend). Wo denken Sie hin? Niemals! Das schwöre ich Ihnen bei Allem, was mir heilig ist.

Bissing. Nun, um so besser. Wozu dann die ganze Erregung? Was für Vorwürfe können Sie dann noch treffen?

Ackermann. Mein Gott, mein Gott, was soll ich thun? (Bissing ansehend.) O, Sie müssen mich verachten!

Bissing. Im Gegentheil, Ihre Lage geht mir sehr zu Herzen.

Ackermann. Ich versichere Sie, ich werde schon so viel Kraft besitzen, um aus dieser entsetzlichen Verlegenheit herauszukommen. Ich bin Ihnen jedenfalls herzlich dankbar für alle Ihre Rathschläge.

8. Scene.

Ackermann. Bissing. Woltersdorff (in einem altmodischen schwarzen Rock, Sammetweste mit Perlenmutterknöpfen, hellen Hosen, in der Hand einen hohen Hut. Als er zwei Unbekannte erblickt, fängt er an sich zu verbeugen mit einem Kratzfuß; er ist in großer Verwirrung).

Bissing (zu Ackermann). Wer ist der Herr?

Ackermann. Ich weiß wirklich nicht. (Zu Woltersdorff.) Gestatten Sie die Frage: zu wem wünschen Sie?

Woltersdorff. Mein Name ist Woltersdorff, Gutsbesitzer; bitte sich nicht zu bemühen. (Wischt sich mit dem Taschentuch die Stirn ab.)

Ackermann. Sehr angenehm. Sie wollen wahrscheinlich Herrn Steyl sprechen?

Woltersdorff. Ja wohl; aber bitte, bemühen Sie sich nicht. Ich kann ja warten . . . (verlegen, geht rechts zur Seite).

Ackermann. Gewiß ein Bekannter Steyl's, aber ich habe ihn niemals gesehen. — (Zu Bissing.) Bitte, entschuldigen Sie.

Bissing. Bitte, bitte! (Aus der Thür links kommen Steyl und Martha. Er führt sie am Arm).

9. Scene.

Ackermann. Bissing. Woltersdorff. Steyl. Martha.

Steyl (feierlich und furchtsam). Martha — ich beehre mich Dir Herrn von Bissing vorzustellen. (Bissing verbeugt sich.)

Bissing (zu Martha). Die Ehre ist ganz auf meiner Seite. Ich bin sehr glücklich. Ich wünschte schon längst das Vergnügen zu haben . . .

Ackermann. Ich hoffe, liebe Martha, daß Du meinen Freund ebenso schätzen lernen wirst, wie ich es thue. (Martha sieht Ackermann furchtsam an.)

Steyl. (Woltersdorff bemerkend.) Ah, Willkommen, Willkommen! (Ihn vorstellend). Mein alter Freund Woltersdorff! Ist erst heute von seinem Gute hier eingetroffen.

Bissing (zu Martha). Ich höre, Sie beabsichtigen in diesen Tagen die Oper zu besuchen.

Martha (verlegen). Ja, mein Bräutigam schlug vor . . . (abbrechend.)

Bissing. Sie werden sich sehr gut unterhalten. Sie schwärmen gewiß sehr für Musik?

Martha. Ich höre gern Musik.

Bissing. Sie spielen vielleicht selber?

Martha. Sehr wenig.

Steyl. O, sie spielt Clavier — gewiß!

Bissing. Das ist sehr erfreulich. Ich spiele selber etwas Geige.

Steyl. Wohl sehr gut?

Bissing. Nein! Nur zu meinem Vergnügen. — Sie tanzen doch auch, gnädiges Fräulein?

Martha. Nicht sonderlich.

Bissing. Wirklich? Seltsam! (Zu Ackermann). Der letzte Ball beim Commandanten fiel glänzend aus.

Steyl (zu Woltersdorff). Das glaube ich. Bei Euch auf dem Lande kann man so Etwas nicht sehen.

Woltersdorff. Ja, wir sind einfache Leute aus dem Dorf, keine Großstädter.

10. Scene.

Vorige, Frau Berthold.

Frau Berthold (zu Steyl). Das Essen ist fertig.

Steyl. Endlich! Darf ich bitten, meine Herrschaften. Herr von Bissing, hier durch diese Thür. Woltersdorff, alter Freund; Dich wünsche ich zu meiner Rechten zu haben. Euch Beiden (zu Ackermann und Martha) brauche ich keine Plätze anzuweisen. Also kommen Sie, kommen Sie. (Steyl mit Woltersdorff, von Bissing, Frau Berthold ab. Ackermann will Martha den Arm geben und sie auch in das Speisezimmer führen. Sie hält ihn zurück.)

11. Scene,

Ackermann, Martha; (nachher) Steyl und die Uebrigen.

Ackermann. Was ist Dir? Warum hältst Du mich zurück?

Martha. Ich habe Dich etwas zu fragen.

Ackermann. In diesem Augenblick?

Martha. Ja! Ich will mich nicht mit Dir zu Tisch setzen, ohne zu wissen, daß der schreckliche Verdacht, der in mir seit einigen Tagen aufgestiegen ist, grundlos ist. Deine Mienen und Worte, Dein ganzes Wesen sagen mir, daß Du mich nicht liebst. Ist es wahr? Sag' mir ein einziges Wort — ja oder nein?

Ackermann. Ich begreife Dich nicht.

Martha. Ja oder nein! Es gehen mit mir seltsame Dinge vor, dumme Gedanken erfüllen meinen Kopf, ich kenne mich selber nicht! Nur Eines sehe ich klar vor mir: Du liebst mich nicht mehr!

Steyl (mit einer Serviette um den Hals in der Thür stehend.) Ja, aber wo bleibt Ihr denn, Kinder?

Martha (abweisend). Einen Augenblick lassen Sie uns allein; es wird gleich vorbei sein.

Steyl. Ja, aber — das ist doch merkwürdig! (Geht zurück zu den Gästen.)

Ackermann. Wir müssen uns aussprechen, aber nicht jetzt und nicht hier. Ich werde allen Mißverständnissen ein Ende machen.

Martha. Ein Ende machen? Oh, es ist schon zu Ende. Als ob ich nicht wüßte, daß Du mich nicht mehr liebst, daß ich Dir zur Last falle! — Ich bitte Dich, sage mir Alles, quäle mich nicht länger; ich kann diese entsetzliche Ungewißheit nicht ertragen.

Ackermann. Nun ja, ich habe nicht recht gehandelt; aber ich will Alles wieder gut machen — verzeih mir!

Martha. Du liebst mich nicht. Ich habe es wohl bemerkt, wie Dein Freund mich mit spöttischen Fragen verfolgte; wie er mich einem Examen unterwarf, das ich in seinen Augen gewiß schlecht genug bestanden haben werde! (Weint.)

Ackermann. Um Gotteswillen, man hört uns. Hast Du denn wirklich alles Vertrauen zu mir verloren? Ich wiederhole Dir, ich trage die Schuld, verzeih mir.

Martha (verzweifelnd). Du liebst mich nicht!

Steyl (wieder hervorkommend). Ja, aber zum Teufel, was soll das heißen? Martha, um Gotteswillen, was geht hier vor?

Martha. Lieber Vater, ich bin sehr unglücklich! (Ihm laut schluchzend in die Arme sinkend.)

Steyl (laut aufschreiend). Sie stirbt! (Pause.) Nein, sie schlägt die Augen wieder auf. Gott sei gelobt! (Mit einem vorwurfsvollen Blick auf Ackermann.) Ich ersuche Sie, mir zu sagen, was hier vorgefallen ist.

Der Vorhang fällt.

Zweiter Aufzug.

(Dieselbe Decoration. Steyl, tief bekümmert, steht an der Thür links und horcht. Nach einigen Augenblicken erscheint in der Thür Frau Berthold.)

1. Scene.

Steyl. Frau Berthold.

Steyl (leise). Nun, wie steht's?

Frau Berthold (ebenso). Sie ist eingeschlafen.

Steyl. Fiebert sie?

Frau Berthold. Augenblicklich nicht.

Steyl. Gott sei Dank! (Pause.) Gehen Sie wieder zu ihr, Frau Berthold. Vielleicht braucht sie etwas.

Frau Berthold. Jawohl, ich bleibe bei ihr.

Steyl. Gut, gut! (Frau Berthold ab.)

2. Scene.

Steyl (allein; dann) Woltersdorff.

Steyl (setzt sich). Mein Gott, wohin wird das Alles führen! (Läßt den Kopf sinken.) Und was läßt sich dagegen thun? Nichts! (Zu Woltersdorff, der eintritt dem und Steyl herzlich die Hand drückt.) Das ist schön von Dir, daß Du uns nicht vergessen hast.

Woltersdorff. Ich bin ja nicht so wie — wie — wie die Anderen. (Pause.) Nun, hat er sich wieder sehen lassen?

Steyl. Nein!

Woltersdorff. Wie geht es Martha?

Steyl. Nicht besonders. Sie hat die ganze Nacht keine Auge geschlossen. Jetzt schläft sie.

Woltersdorff. Offen gestanden, wenn man Euch betrachtet, möchte man sagen: je weiter von der großen Stadt, desto besser. Hier treibt man's gar zu arg!

Steyl. Ach was, auch hier giebt es gute Menschen.

Woltersdorff. Möglich, aber man muß fortwährend auf der Hut sein.

Steyl. Was brauche ich vor Dir ein Geheimniß zu haben. Sieh, Freund, ich bin ein unglücklicher und beklagenswerther Mensch.

Woltersdorff. Aber, ich bitte Dich!

Steyl. Du weißt ja, bei jenem unglücklichen Mittagessen, als wir Martha und Ackermann vergeblich erwarteten und mir das Kind ohnmächtig in die Arme fiel. — Ich sprach mich damals mit ihrem Bräutigam aus, und er kam dann auch noch ein paar Mal hierher, aber er war merkwürdig verändert. Er wurde einsilbig und zerstreut. Ich fing dann an von der Hochzeit zu sprechen; sagte, es sei an der Zeit, er möchte doch bestimmen, wann und wo. Er antwortete aber immer nur „ja, ja!" und mehr war von ihm nicht heraus zu bekommen. Seit jener Zeit ist er ganz und gar verschwunden. Zu Hause trifft man ihn nicht, meine Briefe läßt er unbeantwortet. Und ich habe ihn doch so lieb gehabt!

Woltersdorff. Sonderbar, sehr sonderbar.

3. Scene.

Steyl. Woltersdorff. Frau Berthold.

Frau Berthold. Ein Brief ist eben für Sie abgegeben.

Steyl. Ein Brief? Von wem?

Frau Berthold. Ich glaube von Herrn Ackermann. Ach Du mein Gott, wenn er nur etwas Gutes enthält!

Steyl (öffnet den Brief; wird während des Lesens blaß und sinkt, nachdem er ihn gelesen, in den Sessel).

Woltersdorff. Frau Berthold. Was ist denn geschehen?

Steyl. Was geschehen ist? Er nimmt sein Wort zurück! Von

Hochzeit kann keine Rede mehr sein; es ist überhaupt Alles zu Ende. Hört, hört, was er schreibt. „Mein lieber Herr Steyl! Nach langem, schwerem Kampfe mit mir selber, fühle ich, daß ich Ihnen eine offene Erklärung schulde. Glauben Sie mir, dieser Entschluß kostet mich viel, sehr viel; aber jeder weitere Aufschub wäre ein Verbrechen. Ich fühle es, daß ich Fräulein Martha Klein nie glücklich machen würde, und bitte Sie, mir mein Wort zurückzugeben." (Zu Woltersdorff.) Hier, hier, lies nur: „Ich fühle es, daß ich . . ." genau so, sieh nur! (Woltersdorff blickt in den Brief hinein, Steyl fährt fort.) „Ich wage nicht, Ihre Verzeihung zu erbitten, ich fühle, daß meine Schuld eine schwere ist, und kann nur erklären, daß keine junge Dame mehr Hochachtung verdient als Fräulein Klein." Hörst Du? „Hochachtung . . .!" „Da ich jetzt auf einige Zeit unsere Beziehungen abbrechen muß, so nehme ich von Ihnen hiermit mit gebrochenem Herzen Abschied. Gott mache Sie Beide glücklich!" — Glücklich, glücklich! Das kann er sagen — er! (Steyl verdeckt das Gesicht mit beiden Händen.)

Frau Berthold. Ach Du lieber Gott, dahin mußte es kommen!

Woltersdorff. Was gedenkst Du nun zu thun?

Steyl (die Hände vom Gesicht fortnehmend). Aber das ist ja Wahnsinn! Wie kann er so etwas sagen. (Auf- und abgehend.) Ich gehe sogleich zu ihm. Frau Berthold, meinen Hut und Rock, schnell eine Droschke — im Augenblick!

(Frau Berthold ab).

4. Scene.

Woltersdorff. Steyl, nachher Frau Berthold.

Woltersdorff. Wohin willst Du?

Steyl. Wohin? Zu ihm! Ich will ihm zeigen . . . Ich . . . . ich . . . ich . . . Das hast Du Dir ja schön ausgedacht, Bube! Gut, gut! Ich stelle Dich zur Rede, zur Rede!

Woltersdorff. Aber was willst Du ihm denn sagen?

Steyl. Ich sage ihm: Geehrter Herr! Antworten Sie mir ohne Umstände. Hat Sie Martha beleidigt, oder hat sie sich etwa Ihrer unwürdig gezeigt?

Woltersdorff. Aber er . . .

Steyl. Antworten Sie mir, geehrter Herr, antworten Sie mir! Ist sie etwa nicht gut erzogen? Haben Sie an ihrem Benehmen etwas auszusetzen, wie, wie? (Tritt auf Woltersdorff zu.)

Woltersdorff. Gewiß nicht, aber er wird . . .

Steyl. Was? Zwei Jahre besuchen Sie unser Haus! man empfängt Sie wie einen Verwandten, man theilt mit Ihnen jeden Pfennig, jeden Bissen Brot, man gönnt Ihnen endlich auf Ihre inständigen Bitten einen solchen Schatz — die Hochzeit ist bereits festgesetzt — und Sie! O, O! — Nein, entschuldigen Sie, geehrter Herr, so kann die Sache nicht endigen. (Frau Berthold bringt Rock und Hut.) Den Hut! — Sie nehmen da eine Feder,

kritzeln einen Brief hin und denken, damit sei Alles abgethan! O, nein! Entschuldigen Sie! Ich will Ihnen zeigen, wer ich bin, warten Sie nur! Ich lasse mich nicht zum Besten halten. Meinen Rock! Und wenn Alles nichts hilft, werfe ich mich vor ihm auf die Kniee und sage ihm: Ich stehe nicht eher auf, als bis Sie Ihre Pflicht und Schuldigkeit gethan haben! Eher sterbe ich! Haben Sie Mitleid mit der Waise, werde ich ihm sagen — was hat Sie Ihnen gethan, daß Sie sie tödten wollen? Und Ihr bleibt, meine Lieben, bis ich zurückkomme. Ich komme sehr bald zurück, so oder so! Aber um Gottes willen, daß Martha Nichts davon erfährt. Wartet auf mich, ich komme bald wieder, bald komme ich wieder. Lebt wohl! (Ab.)

5. Scene.

Woltersdorff. Frau Berthold.

Frau Berthold (jammernd). Ach, du Grundgütiger! wie soll das enden, mein Gott! Ach, lieber Herr helfen Sie mir, ich bin eine alte unglückliche Frau.

Woltersdorff. Beruhigen Sie sich doch ein wenig, Frau Berthold. Es kann noch Alles gut werden.

Frau Berthold. Gut werden! Was kann da noch gut werden? So etwas zu erleben! Denken Sie sich meine Lage. — Martha ist doch meine Nichte, meines Bruders Kind. Wie soll ich das ertragen?

Woltersdorff. Ja, es ist wahrlich sehr schlimm.

Frau Berthold. Schlimmer konnte es ja gar nicht kommen. Und ich habe Alles geahnt, wie es kommen mußte.

Woltersdorff. Wirklich?

Frau Berthold. Ich sagte immer: Das führt zu nichts Gutem, zu nichts Gutem! Aber man hörte nicht auf mich, weil ich alt bin. Ich bin allerdings eine einfache Frau, aber mein Seliger war doch Zahlmeister, und wir verkehrten auch mit feinen Menschen . . . Alle haben mir sonst Recht gegeben; nur meine leibliche Nichte hörte nicht auf das, was ich sagte. Jetzt wird sie es einsehen, aber nun ist es zu spät. Wie oft habe ich meiner Martha gesagt: „Kind, Du wirst ihn doch nicht heirathen, das ist ein unruhiger gefährlicher Mensch, wer weiß, was der will!" Und sie antwortete immer: „Lassen Sie doch das, Tantchen." Natürlich, die Kinder wollen stets besser wissen als wir Alten. Jetzt wird sie eine alte Jungfer bleiben.

Woltersdorff. Nun so schlimm wird es doch nicht werden.

Frau Berthold. Ganz gewiß! (Horcht.) Ich glaube, Martha kommt. (Pause). Nein, es war Niemand, es summt mir nur so in den Ohren. Wer hat aber Schuld an alledem? Wir selber sind Schuld daran, auch Herr Steyl. Schickt es sich denn, daß er ein fremdes Mädchen erzieht, paßt sich denn das? Muß er sie denn verheirathen wollen? Das ist doch Sache der Frauen. Er wollte sie freilich glücklich machen, aber es ist anders

gekommen. (Seufzend.) Jetzt muß ich nach Martha sehen, wie es ihr wohl gehen mag, ob die Aermste noch schläft! Was wird sie sagen, wenn sie das Alles erfährt! — Wo bleibt aber nur Herr Steyl? Wenn sie ihm nur Nichts anthun!

Woltersdorff. Aber ich bitte Sie, wenn auch Herr Ackermann hier in der Nähe wohnt, braucht man doch Zeit, um hin und zurück zu fahren. Er muß sich doch mit ihm aussprechen.

Frau Berthold. Ja, Sie haben Recht. Aber es kann nicht gut ablaufen. Sie werden sich schießen.

Woltersdorff. Ach nicht doch!

Frau Berthold. Sie werden es sehen! Sie denken wohl, Herr Ackermann wird den Demüthigen spielen? Ich sage Ihnen aber, er hat Muth, ein richtiger Mörder ist er.

Woltersdorff. Aber nein!

Frau Berthold. Glauben Sie mir, er wird unseren guten Herrn umbringen!

Woltersdorff. Aber wir leben hier doch nicht in einer Mörderhöhle! Wie können Sie nur so etwas denken?

Frau Berthold. Er wird ihm einfach sagen: Was wollen Sie von mir, Herr Steyl? Gehen Sie zum Teufel mit Ihrer Martha Klein. Was mischen Sie sich überhaupt da hinein? Und er wird ihm einen Schlag in's Gesicht versetzen. (Weinend.)

Woltersdorff. Aber das ist ja Unsinn!

Frau Berthold (weinend). Ach, ja, ach ja, ich kenne das!

Woltersdorff. Und ich habe Sie für eine so vernünftige Frau gehalten.

6. Scene.

Steyl. Woltersdorff. Frau Berthold.

Steyl (Hut auf dem Kopf, im Ueberrock, geht langsam bis zur Mitte der Bühne, läßt die Hände sinken und bleibt so stehen, indem er die Augen starr auf den Boden richtet.)

Woltersdorff. Frau Berthold. Nun, nun, — was, was?

Steyl (ohne aufzusehen). Er ist fort!

Woltersdorff. Frau Berthold. Fort?

Steyl. Fort, und Niemand weiß, wo er hingegangen ist. Aber ich werde es morgen erfahren, oder vielmehr schon heute. So lass' ich mich nicht abfertigen — nein, nein!

Frau Berthold. Ziehen Sie doch den Rock aus.

Steyl (Hut und Rock von sich werfend). Da, da. Wozu brauche ich das Alles? (Setzt sich erschöpft hin.)

Woltersdorff. Erzähle doch wenigstens . . .

Steyl. Was ist da zu erzählen! Ich komme in seine Wohnung,

frage nach ihm. ‚Nicht zu Hause‘! Wohin? — ‚Unbekannt.‘ Nun ist Alles sonnenklar. (Losbrechend.) Oh, erwürgen möchte ich mich!

Woltersdorff. Was sind das für Gedanken?

Steyl. Was würdest Du in meiner Lage thun? Kann ich vor Martha noch die Augen aufschlagen?

Frau Berthold. Hätten Sie doch auf mich gehört, Herr Steyl!

Steyl. Lassen Sie mich jetzt in Ruhe. — Wie geht es Martha?

Frau Berthold (gekränkt und würdevoll). Sie schläft noch.

Steyl. Sie waren ja selbst immer auf Seiten dieses Menschen. (Legt die Hand auf die Schulter Woltersdorffs). Alter Freund, ich habe einen furchtbaren Schlag erhalten — mitten in's Herz!

Woltersdorff. Ach, laß das. Martha ist ein vernünftiges Mädchen. Es wird sich schon ein anderer Mann für sie finden.

Steyl. Wie Du nur so sprechen kannst! Die Sache ist doch überall bekannt geworden, die Hochzeit stand vor der Thür. So etwas vergißt man nicht. Und wer ist für das Unglück dieses armen Waisenkindes verantwortlich zu machen? Ich! Einzig und allein ich!

Woltersdorff. Nimm doch Vernunft an.

Steyl (auf- und abgehend). Ich muß Martha sprechen, muß ihr Alles auseinandersetzen . . . sie soll entscheiden. Sie soll mich strafen für die Schande, die ich über sie gebracht habe; oder wenn sie ohne ihn nicht leben kann, so will ich zu ihm gehen und ihn am Halse herschleppen wie einen Hund!

Frau Berthold. Ach, lieber Gott, sprechen Sie nicht solche schrecklichen Worte.

Steyl (ohne auf sie zu hören). Das ist das Beste. (Zu Woltersdorff und Frau Berthold.) Nun, Ihr Lieben, ich danke Euch, daß Ihr auf mich gewartet habt. Und jetzt, wißt Ihr was? Laßt mich auf ein halbes Stündchen allein. — Das Wetter ist schön, macht einen Spaziergang.

Woltersdorff. Ja, aber wozu?

Steyl (eilig). Das wirst Du schon erfahren. Auf Wiedersehen, auf Wiedersehen. In einer halben Stunde.

Frau Berthold. Aber Herr Steyl . . .

Steyl. Ich bitte Euch, macht, macht; Eure Sachen hängen im Entrée. (Schiebt Beide sanft der Thür entgegen.)

7. Scene.

Steyl (allein). Das ist ein wichtiger Augenblick meines Lebens. Ich muß handeln! Was werde ich ihr sagen? Ich muß sie natürlich auf Alles vorbereiten. — (Pause) Vorsichtig, vorsichtig! (Geht an ihre Thür.) Ich fürchte mich ordentlich! — Wie mir das Herz klopft! (Blickt in den Spiegel.) Und wie ich aussehe! (Bringt mit der Hand die Haare in Ordnung.) Aber ich darf nicht

zaudern. Vorwärts! Das Schwerste ist der Anfang. — Ob sie noch schläft? Bei dem Lärm! Aber, wenn sie Alles gehört hat! Dann — um so besser. Vorwärts, Du Feigling, vorwärts! Aber halt! Das wird mir gut thun. (Geht zum Tisch zurück, schenkt ein Glas Wasser ein, und trinkt es schnell aus.) — Und jetzt mit Gott! (Dreht sich um und erblickt Martha, die aus der Seitenthür gekommen ist, verwirrt) Ach, Du — Du bist da, das . . . wie . . .

8. Scene.

Steyl. Martha.

Martha. Ich bin es — was haben Sie?

Steyl (schnell). Nichts, nichts . . . So, so . . . Ich dachte, Du schliefst.

Martha. Ich bin eben aufgestanden.

Steyl. Nun, und wie geht es Dir?

Martha. Besser. Ich habe nur etwas Kopfschmerzen. (Setzt sich.)

Steyl. Nun, Gott sei Dank. Dann können wir nachher spazieren gehen — was meinst Du?

Martha. Wie Sie wollen . . .

Steyl. Nein, wie Du willst. — Habe ich Dich denn jemals wozu gezwungen? — Was Du wünschest, geschieht.

Martha. Sie sind so gut.

Steyl (sich zu ihr setzend). Ach, was gut! Aber sieh nur, (sie anblickend) Du hast wieder geweint. — (Martha wendet sich ab.) Aber wozu das Alles? Du wirst sehen . . .

Martha. Sie wollen mich trösten, aber ich brauche keinen Trost! (Mit einem bitteren Lächeln.) Ich habe mich in mein Schicksal ergeben.

Steyl. Ergeben? Wieso?

Martha. Ich weiß, Alles ist zu Ende. Und vielleicht ist es so besser.

Steyl. Aber warum?

Martha. Was brauchen wir uns zu verstellen? weshalb wollen wir uns täuschen?

Steyl (Pause). Nun denn — Du hast Recht. Aber freilich, so etwas hätte ich nicht von ihm erwartet.

Martha (sehr erregt). Was denn?

Steyl. Ich . . . das heißt . . .

Martha. Sie waren heute bei ihm?

Steyl. Ja!

Martha. Nun, und?

Steyl. Traf ihn nicht zu Hause!

Martha. Aber was haben Sie nicht von ihm erwartet?

Steyl. Den Brief.

Martha. Einen Brief?

Steyl (versucht zu lächeln). Ja, einen Brief, weißt Du — Uebrigens, er — das heißt, man kann nicht sagen . . .

Martha. Wo ist der Brief?

Steyl. Ich habe ihn bei mir.

Martha. Geben Sie ihn mir, um Gotteswillen, geben Sie ihn mir. Den Brief! Schnell!

Steyl (ihn suchend). Ich weiß wirklich nicht — Martha, Du bist so erregt.

Martha. Ich bin schon wieder ruhig . . . Aber den Brief, den Brief!

Steyl. Hier ist er, aber ich bitte Dich, — (zieht den Brief langsam aus der Tasche: Martha entreißt ihm denselben und liest ihn eifrig; sie bleibt einen Augenblick wie starr stehen und bedeckt dann, laut aufschluchzend das Gesicht mit den Händen) — Um Gotteswillen Martha! aber so höre doch! Weine nicht! Ich stehe für Alles ein, aber ich kann Dich nicht so sehen! Weine nicht!

Martha (unter Thränen). Verzeihen Sie mir, es ist gleich vorbei. Nur im ersten Augenblick. (Trocknet die Thränen.) Ich habe das Alles ja erwartet und wünsche ihm Glück! (Will wieder weinen.)

Steyl. Ich werde ihn zur Rede stellen.

Martha. Um keinen Preis! Ich will mich Niemandem aufdrängen. Kein Wort mehr von ihm, wenn Sie mich lieb haben. Ich bin zwar eine Waise, ich habe keine Stütze . . .

Steyl. Du hast keine Stütze? Und was bin ich? Liebe ich Dich nicht wie eine Tochter?

Martha. Sie sind gut, ich weiß es; aber Sie werden es mir nachfühlen, daß ich jetzt nicht mehr bei Ihnen bleiben kann.

Steyl. Wa — was?

Martha. Ich muß fort von hier.

Steyl. Was soll das? Das hat Dir wohl die Tante eingeredet? — Da soll doch gleich — Wie ist Dir nur dieser unselige Gedanke gekommen?

Martha. Hören Sie mich ruhig an, und Sie werden mir zugeben, daß ich recht habe.

Steyl. Niemals — niemals!

Martha. Sagen Sie selbst, was soll man nach dem, was vorgefallen ist, von mir denken?

Steyl. Ja, was denn?

Martha (schnell). Ich bin doch nicht Ihr Kind. Jetzt werden Alle sagen: „Er hat sie sitzen lassen, was schadet's! Sie ist ja doch nur ein angenommenes Kind, das fremdes Brot ißt . . . wäre sie bei ihren Verwandten geblieben, so hätte sie klüger daran gethan. Aber sie wollte gut leben und nichts thun. Da hat sie's nun weg." Sehen Sie, Herr Steyl, ich habe Sie so lieb, wie Niemanden auf der Welt; aber was soll ich thun? Ich kann nicht länger bei Ihnen bleiben, und ein Stück Brot werde ich mir schon noch verdienen können.

Steyl. Ich verstehe nichts, rein garnichts! Was sprichst Du da?

Ich bin doch ein alter Mann. Das wissen doch Alle, daß Du mir eine Tochter bist. Was soll das nun? Ist das Dein Ernst?

Martha (aufstehend). Mein voller Ernst!

Steyl. Und Du kannst mich verlassen?

Martha. Ich muß!

Steyl. Aber wohin willst Du?

Martha. Irgend wohin! Ich werde mir eine Stellung suchen.

Steyl (ringt die Hände). Ich verliere noch den Verstand! Bedenke, was Du thust. Wenn Du mich verlässest, dann habe ich nichts auf der Welt, woran mein Herz hängt. Nur Deinetwegen lebe ich ja. Wenn ich Dich nicht mehr habe, will ich nicht länger leben Martha, habe Mitleid mit dem armen, alten Mann! Was habe ich Dir denn gethan?

Martha. Quälen Sie mich nicht. Es muß sein.

Steyl. So seid Ihr Weiber! Es ist ein Elend, Euch Vernunft predigen zu wollen. Nein, Martha! Hier ist Deine Heimat, Dein Schutz; ich kann Dich nicht fortlassen! Aber Eins will ich Dir sagen: Ich schaffe Dir den Wortbrüchigen zurück, oder ich strecke ihn mit dieser Faust nieder.

Martha (erschrocken). Was?

Steyl. Jawohl, mit dieser Faust! Deine Ehre soll fleckenlos sein.

Martha (mit erstickter Stimme). Hören Sie! Wenn Sie nicht sofort das, was Sie eben gesagt haben, zurücknehmen — so gehe ich, weiß Gott — in's Wasser.

Steyl (fast schreiend). Was soll ich aber thun? Mein Gott! ich werde wahnsinnig! (Sich plötzlich besinnend). — Höre, Martha! — aber nein! Ich bin so verwirrt! — Gleich viel, mag daraus entstehen, was will. — Höre, Du willst, daß Dir Niemand die Achtung versage, daß Niemand Dir etwas Schlechtes nachrede, nicht wahr? Nun denn, höre — aber um Gotteswillen, halte mich nicht für verrückt — Siehst Du — ich — Du bleibst hier — und Niemand — verstehst Du, Niemand wird es wagen, Dich zu kränken! — mit einem Wort, willst Du meine Frau werden?

Martha (auf's Höchste erstaunt). Was sagen Sie?

Steyl (sehr schnell). Unterbrich mich nicht! Ich weiß selber nicht, wie dieser Gedanke mir in den Kopf kam, aber ich muß ihn aussprechen. Es ist ein verzweifeltes Mittel; aber die Lage, in der ich mich befinde, erfordert es. Ich weiß, Ackermann wird nicht mehr zu uns kommen; also, erlaube mir wenigstens, daß ich Dir Alles erkläre, was ich meine. Du kannst ja doch nicht denken, daß ich Dir wehe thun wollte . . .

Martha. Nein, aber . . .

Steyl. Du bist selbst an Allem schuld. Warum wolltest Du mich verlassen? Das hat mich ganz von Sinnen gebracht. Ich will, daß man Dich verehre, wie eine Königin; daß man sieht, welches Glück in dem Besitz Deiner Hand liegt! Ein Schurke, ein Dummkopf schlug Dich aus — und schlug

sein Glück aus. Und ich, ein alter Mann, dem Niemand etwas nachsagen kann, will vor Dir in die Knie fallen und damit der Welt beweisen ... aber verstehe mich recht, denke um Gotteswillen nur nicht ...!

Martha. Hören Sie mich!

Steyl. Wart' nur, wart nur! Ich weiß Alles, was Du sagen willst. Was kann ich Dir für ein Mann sein! Gewiß, davon ist weiter nicht zu sprechen! ... Aber ich biete Dir Ruhe, Schutz und die Achtung der Welt. Ich will Dir ein Vater sein — das ist es! Bisher warst Du aus Gnade und Barmherzigkeit bei fremden Leuten. Das soll anders werden. Du sollst jetzt Herrin werden, und ich — ich will Dich hüten, wie meinen Augapfel. Nun, was sagst Du dazu?

Martha. Ich bin so erstaunt, so gerührt von Allem, was Sie mir da sagen. Was soll ich Ihnen nur gleich antworten?

Steyl. Aber wer verlangt denn das? Ueberlege Alles, Du hast ja Zeit genug. Ich wollte Dich ja nur beruhigen. Sage mir nur Eins, daß Du bei mir bleibst. Dann werde ich glücklich sein. — Weiter will ich ja nichts.

Martha. Habe ich denn das Recht, so in Ihr Leben einzugreifen, Ihre Großmuth für mich in Anspruch zu nehmen?

Steyl. Ach, wie Du wieder redest! Wozu wäre ich denn sonst noch auf dieser Welt gut? Also sage mir, daß Du hier bleibst. Und die Antwort auf das Andere kannst Du mir geben, wann Du willst, wann Du willst ...Wie?

Martha (sieht ihn an, gerührt). (Pause.) Ich will bei Ihnen bleiben.

Steyl. Du bleibst! Wirklich! (Will ihr um den Hals fallen) Nein, nein — das darf nicht sein, durchaus nicht.

Martha (ihn umarmend). Guter, Lieber! Sie werden mich nicht verlassen und betrügen, Ihnen darf ich vertrauen. Nur erlauben Sie jetzt, daß ich auf mein Zimmer gehe ... es dreht sich mir Alles im Kopf herum ... Erlauben Sie!

Steyl. Bitte, Du kannst Alles thun, was Dir beliebt. Ruhe Dich aus, das ist die Hauptsache. Alles Uebrige wird sich finden. (Sie zur Thür begleitend.) Also Du bleibst bei mir?

Martha. Ja!

Steyl. Nun Gott sei Dank, Gott sei Dank! Nur Deine Ruhe und Dein Glück liegen mir am Herzen. Aber Eins möchte ich Dich fragen: Darf ich hoffen oder muß ich fürchten? Aber nein, nein, ich werde nichts fragen.

Martha (nach einer Pause). Fragen Sie nur! Sie dürfen hoffen. (Schnell ab.)

9. Scene.

Steyl (allein). Was sagte sie? „Sie dürfen hoffen." (Aufspringend) Halt, Du alter Dummkopf! Verstehst Du denn nicht, was sie sagte? Aber mein Gott, wie konnte ich ahnen! Martha will mich heirathen, mich! Ein

jugendliches herrliches Geschöpf und ich! Das ist ein Traum, ich bin im Fieber. Nicht umsonst fühlte ich mein Herz so sonderbar klopfen, als ich sie verheirathen wollte. — (Mit der Hand winkend.) Schweig, Alter, schweig! Ich ersticke hier! Ich will auf die Straße . . . (nimmt den Hut; in der Thür stößt er auf Woltersdorff und Frau Berthold).

10. Scene.

Steyl. Woltersdorff. Frau Berthold.

Woltersdorff. Wohin willst Du?

Steyl. Frische Luft athmen! Ich komme gleich wieder.

Woltersdorff. Aber was fehlt Dir denn? Was macht Martha?

Steyl. Nichts, nichts! Laßt sie jetzt allein. — Sie ist auf ihrem Zimmer . . . (Zu Woltersdorff.) Liebster Freund, ich muß Dir einen Kuß geben! (Küßt ihn.) Ich komme gleich zurück — ich komme gleich zurück — aber laßt sie allein — Alles ist gut. (Läuft ab.)

Woltersdorff. Was ist mit ihm vorgegangen?

Frau Berthold (mit erstickter Stimme, den Rücken des Sessels ergreifend, als ob sie ohnmächtig würde). Ach, ein Schlaganfall, ein Schlaganfall! Du lieber Gott!

Woltersdorff (sie erschrocken anpackend). Was fehlt Ihnen? Ein Schlaganfall? Einen Arzt, schnell einen Arzt!

Frau Berthold (sich erholend, mit Würde). Ach, Dummheiten! Nicht ich, sondern Herr Steyl!

Woltersdorff. Wie Sie mich erschrocken haben! Sie sind wohl von Sinnen?

Frau Berthold. Aber haben Sie keine Augen im Kopfe? Haben Sie nicht gesehen, wie sich sein Gesicht veränderte und seine Lippen . . . ach, ich Unglückliche und Verlassene!

Woltersdorff. Nun geht das Geheule wieder los! (Steyl kommt herein.) Nun, der soll krank sein? Aber erkläre doch, lieber Freund, Du bist ja außer Dir.

Steyl. Du kannst mir Glück wünschen.

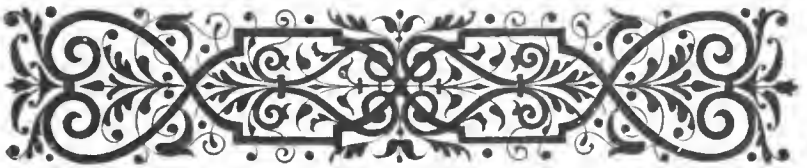
Woltersdorff. Wozu?

Steyl. Martha wird vielleicht doch heirathen. Es darf Niemand mehr traurig in meinem Hause sein. Wir wollen glücklich und zufrieden leben, Ihr werdet es sehen.

Frau Berthold. Aber, was ist denn geschehen?

Steyl. Später, später! Martha soll glücklich werden — das schwöre ich zu Gott. Ihr seid meine Zeugen, sie soll glücklich, soll glücklich werden!

Der Vorhang fällt.



Auf der Fahrt nach Spanien.

Von

Paul Lindau.

— Berlin. —

Ob man den Weg von Deutschland nach Spanien über das Elsaß, Straßburg, oder über die Schweiz, Genf, und das südöstliche Frankreich, Lyon, Nimes, Montpellier, Perpignan, oder über Paris und das südwestliche Frankreich nimmt, um hier über Irun nach Madrid, dort über Port Bou nach Barcelona zu fahren, kommt ungefähr auf dasselbe heraus. Wahrscheinlich würde ich einem dritten Wege: über die Schweiz durch den St. Gotthard nach Mailand und Genua — demselben Wege, den weiland Kaiser Friedrich als Kronprinz im November 1883 genommen hatte —, den Vorzug gegeben haben, wenn ich sicher gewesen wäre, in Genua einen nach den Osthäfen Spaniens gehenden Dampfer ohne allzu großen Zeitverlust zu erreichen. Da Paris für mich den Reiz, den es in meinen jungen Jahren mit zauberhafter Gewalt auf mich geübt hatte, seit dem deutsch-französischen Kriege und der unliebsamen Gestaltung der Beziehungen zwischen den beiden Ländern immer mehr und mehr verloren hat und mir in den unruhigen Tagen vor der Eröffnung der Weltausstellung weniger verlockend denn je erschien, da ich überdies das Elsaß, seitdem es deutsches Reichsland geworden ist, nicht gesehen hatte und wußte, daß ich in Straßburg einen meiner ältesten und treuesten Jugendfreunde, der inzwischen zu Rang und Würden aufgestiegen ist, wiederfinden und mit Freunden und Bekannten aus einer näherliegenden Zeit zusammentreffen würde, da ich mir endlich eine ernsthafte Freude davon versprechen durfte, nach nahezu dreißig Jahren in Südfrankreich einige jener Städte wiederzusehen, die ich mit meinen liebsten Genossen aus

früher Jugend in fröhlichem Uebermuth durchstreift hatte, und an die sich die heitersten und rosigsten Erinnerungen knüpften, so entschied ich mich für den Weg über Straßburg, Lyon und die Provence.

Das Glück begünstigte mich bei meinem Vorhaben, von Spanien in der verhältnißmäßig doch nur kurzen Frist, die ich mir gönnen durfte, ohne Ueberhastung möglichst viel zu sehen und möglichst viel zu erfahren, in besonderer Weise. Ein tüchtiger, liebenswürdiger und ungemein zuvorkommender Landsmann, der seit zwanzig Jahren als Kaufmann und namentlich auch als Vertreter der größten deutschen Eisenhämmer und Maschinenwerke eine sehr angesehene Stellung in Spanien bekleidet, hielt sich gerade in Berlin auf und erbot sich mir in dankenswerthester Weise nicht blos als Gefährte während der Reise von Berlin nach Spanien, sondern eröffnete mir auch die Hoffnung, mit mir gemeinsam die Reise nach Madrid und Toledo und von da nach dem Süden, wo er ohnedies Geschäfte zu erledigen hatte, zu unternehmen. Die Aussicht, in dem interessanten, mir bis dahin vollkommen fremden Lande von einem uneigennützigen, gebildeten, unermüdlich gefälligen Manne, der während seines zwanzigjährigen Aufenthaltes in Spanien das Land nach allen Richtungen hin durchstreift hat und es so genau kennt wie wenige Ausländer, geleitet und unterstützt zu werden, zu jeder Stunde einen fachkundigen Berather zur Seite zu haben, der mit einer Langmuth, über die ich staunen mußte, meine zwanzigmal gestellten Fragen zwanzigmal mit derselben Freundlichkeit beantwortete und keinen andern Dank begehrte, als daß ich im gegebenen Falle zum einundzwanzigsten Mal ohne Angst, ihn zu langweilen, die Frage wiederholte, der alle seine Wünsche dem meinigen: das Interessanteste unter den bequemsten Bedingungen zu sehen, in großartiger Selbstlosigkeit unterordnete, gab den Ausschlag dafür, daß ich nun meinen längst gefaßten Plan ausführte, meinem Bruder Richard, der seit über einem Jahrzehnt unser Generalconsul in Barcelona ist, einen Besuch abzustatten.

* * *

Soviel wurde mir während meines freilich nur zweitägigen Aufenthaltes in Straßburg, den ich übrigens keineswegs zur Erforschung von Stimmungen benutzen wollte, doch klar, daß wir mit unseren moralischen Eroberungen im Elsaß einstweilen noch nicht allzu viel Staat machen dürfen. Sehr behaglich sieht's in den Reichslanden nicht aus, und es wird noch viel Wasser den Rhein hinabfließen, ehe sich die politischen Gegensätzlichkeiten und Schroffheiten einigermaßen ausgeglichen haben werden.

Es wäre gewiß eine große Thorheit und Ungerechtigkeit, den Deutschen, als einzelne Individuen betrachtet, die Liebenswürdigkeit abzusprechen. In der Gesammtheit aber, als deutsche Nation, gehört die Liebenswürdigkeit und das verführerisch bezaubernde Wesen nicht gerade

zu unseren beneidenswerthen Besonderheiten, und wohl oder übel haben wir uns in der Politik mehr oder minder zum Wahlspruche des Caligula bekennen müssen: „Oderint dum metuant“. Auch den Elsassern gegenüber scheint vorläufig die Politik des „tiefen doch“, die Sarastro in seiner Baß-Arie so schön definirt:

„Zur Liebe kann ich Dich nicht zwingen,
Doch geb' ich Dir die Freiheit nicht“

die einzig mögliche zu sein. Die deutsche Regierung in den Reichslanden scheint allerdings dazu verurtheilt zu sein, activ wenig Förderliches schaffen, dagegen sehr leicht Fehler begehen zu können. Es macht den Eindruck, als ob die Elsasser eigentlich mehr wissen, was sie nicht wollen, als wissen, was sie wollen. Sie nehmen übel, das ist das Einzige, was sich von ihnen sagen läßt. Ein Deutscher, der seit langen Jahren in den Reichslanden lebt, und der seine Aufgabe, sich berufsmäßig mit den Verhältnissen vertraut zu machen, sehr ernst genommen hat, machte mir eine Bemerkung, die mir sehr bezeichnend zu sein scheint. Er sagte: „Wenn man jetzt in einem ehrlichen Plebiscit den Elsassern die Frage vorlegen wollte, ob sie sich für Deutschland oder Frankreich entschieden, so würden 98 Procent in diesem Augenblicke für Frankreich stimmen. Würde das Plebiscit ein Jahr später wiederholt, so würden 85 Procent Deutsche werden wollen.“

Aus allen Unterhaltungen mit unseren Landsleuten im Elsaß — und alle Gespräche münden verhängnißvoll in politische Auseinandersetzungen — gewinnt man die Ueberzeugung, daß die Elsasser, denen das Klagen eine liebe Gewohnheit geworden ist, in die allerensthafteste Verlegenheit gerathen würden, wenn man ihnen die Möglichkeit gewährte, die Verhältnisse nach ihren Wünschen zu gestalten. Von irgendwelchem ernsthaften Zusammenhang ihrer Bestrebungen mit dem eitlen und großmannstollen Maulheldenthum der Patriotenliga ist nicht die Rede. Aber ebensowenig haben sie sich trotz mancher Kundgebungen, die das Gegentheil zu beweisen scheinen, mit der neuen Gestaltung der Dinge aufrichtig befreundet. Dieser murrenden und seufzenden Unklarheit gegenüber hat die Regierung keinen leichten Stand. Mit der strammen und schroffen Rücksichtslosigkeit, der neuerdings so allgemein beliebt gewordenen „Schneidigkeit“ ist es sicherlich nicht gethan. Es verbietet sich von selbst, daß Deutschland in den Reichslanden auftritt wie in einem eroberten Feindesland. Es ist wiedergewonnenes Land, das wir mit dem deutschen Reiche verschmelzen und dauernd erhalten wollen. Das ist eine sehr langwierige und schwierige Arbeit, zu deren Erledigung viel Geduld, Weisheit, Beharrlichkeit erforderlich sein wird, und bei der wir als auf den stärksten Bundesgenossen auf die Zeit zu rechnen haben.

Nicht minder bedenklich aber, vielleicht noch bedenklicher als das Dreinschlagen mit der Faust, wäre die sentimentale und schwächliche

Duldung des unverhohlenen Kokettirens mit dem Franzosenthum. Der frühere Statthalter Manteuffel, dem es im Uebrigen an der erforderlichen Energie keineswegs ermangelte, hat sich diesen Fehler zu Schulden kommen lassen. In der Persönlichkeit seines Nachfolgers, des jetzigen Statthalters Fürsten Chlodwig von Hohenlohe, scheint die für den unendlich schwierigen und verantwortlichen Posten geeignete Persönlichkeit gefunden worden zu sein. Fürst Chlodwig Hohenlohe ist ein ruhiger, besonnener, klarer, wohlwollender und erfahrener Mann, eine versöhnliche und vornehme Natur, ohne beleidigende Härte, aber entschieden und bestimmt, wenn es sein muß. Er ist frei von aller persönlichen Eitelkeit. Es liegt ihm nichts daran, vor feierlichen Deputationen glänzende Reden zu halten und sich anjubeln zu lassen. Er hat nur einen Ehrgeiz: dem Vertrauen, mit dem er als der erste Deutsche in den Reichslanden beehrt worden ist, zu entsprechen und als Deutscher seine Pflicht zu thun.

Während ich in Straßburg war, klagten die Leute besonders über die neuerdings von Berlin aus angeordneten Verschärfungen der Grenzrevision. Dadurch hätte man den Franzosen den Weg durch das Elsaß geradezu verlegt. Infolgedessen habe der Fremdenverkehr, namentlich in Straßburg, erheblich abgenommen, und alle Welt habe darunter zu leiden. Die Franzosen zögen es jetzt vor, mit großen Umwegen über die Schweiz zu reisen, als den langweiligen Belästigungen und Scherereien an den elsässischen Grenzen ausgesetzt zu sein. Die Franzosen haben keineswegs Gleiches mit Gleichem vergolten. Sie haben die Thore ihrer Ostgrenzen in diesem Ausstellungsjahr im Gegentheil den harmlosen Reisenden sperrangelweit offen gehalten, und ich bin von Straßburg aus auf das französische Gebiet hinübergefahren und habe Frankreich von der deutschen bis zur spanischen Grenze durchreist, ohne ein einziges Mal nach einem Legitimationspapier oder dergleichen gefragt worden zu sein.

Aber meine Freunde in Straßburg gaben mir doch den Rath, namentlich in Belfort, wo wir einige Stunden Aufenthalt hatten, um den Anschluß an den Lyoner Zug abzuwarten, Alles, was irgendwie auffällig wirken könnte, zu vermeiden, da gerade dort die Spionenriecherei in vollster Blüthe stände, und wenn auch nicht gerade starke Ungelegenheiten, doch störende Behelligungen uns leicht erwachsen könnten. Wir befolgten den guten Rath, und der Deutschenhaß in Belfort äußerte sich uns gegenüber nicht anders als dadurch, daß uns im „Hotel zur alten Post" für ein recht mäßiges Frühstück ein unverschämt hoher Preis angerechnet wurde.

* * *

Die Fahrt durch das malerische, landschaftlich überaus reizvolle Thal des Doubs, durch das Schlachtgebiet des Werder'schen Corps, über Montbéliard und Besançon, war ganz herrlich. Es waren erst wenige Tage vergangen, seitdem ich Berlin verlassen hatte. Da hatten wir häß-

liches, grämliches, rauhes Wetter gehabt. Am Tage vor meiner Abreise hatte es noch geschneit. An den kahlen und dunklen Aesten und Zweigen der Bäume des Thiergartens zeigte sich noch kein grüner Tupfen der jungen Triebe. Nun dampften wir in den vollen fröhlichen Frühling hinein. Alles grünte und trieb ringsumher, und unter dem freundlichen, von zarten weißen Wölkchen bezogenen Himmel lag Alles in goldigem Sonnenschein.

Die Bahn folgt auf ziemlich beträchtlicher Höhe eine lange Strecke dem Laufe des Flusses, an dessen jenseitigem Ufer die bewaldeten Berge aufsteigen. Das ganze Land macht den Eindruck der Heiterkeit und des Gedeihens. Unten am Flußbett sieht man ab und zu größere Eisenhämmer, und auffallend schön sind die zahlreichen Brücken, die über den Doubs geworfen sind.

Wenn wir diese Strecke durchfahren, gedenken wir aber nicht blos des tod- und verderbenbringenden Kriegs, wir denken auch unwillkürlich daran, daß in Montbéliard Frankreichs größter Naturforscher, Cuvier, und in Besançon einer seiner größten Dichter, Victor Hugo, geboren ist. Victor Hugo hat selbst in einem seiner bekanntesten Gedichte, der Einleitung zu den „Herbstblättern", dafür Sorge getragen, daß sich spätere Geschlechter nicht über seinen Geburtsort streiten, wie die Städte Griechenlands um die Ehre, Homer hervorgebracht zu haben. „Dies Jahrhundert zählte zwei Jahre, als in Besançon, der alten hispanischen Stadt, aus dem Gemisch von bretagnischem und lothringischem Blut ein Kind zur Welt kam, ohne Farbe, ohne Blick und ohne Stimme, das aus dem Buche des Lebens schon gestrichen zu sein schien und kaum noch von einem Tage zum andern zu leben hatte: dieses Kind war ich."

In diesem stolzen „c'est moi", in dieser großartigen Verknüpfung seiner Geburt mit der Geburt des Jahrhunderts zeigt sich schon die ganze Naivetät und das wundervolle Selbstbewußtsein des großen Dichters, der sich sieben Jahrzehnte später allen Ernstes einredete, er werde durch seine begeisterten Gesänge, wie weiland Tyrtäus, den Sieg an die Fahnen seines Vaterlandes heften und die barbarischen Horden in ihrem Siegeslaufe aufhalten.

Die Annehmlichkeit unserer Fahrt wurde in nicht unbedeutender Weise dadurch vermindert, daß wegen des bevorstehenden Festes — es war der Tag vor Ostern — alle Coupés überfüllt waren und auf den Bahnhöfen an den Buffets eine solche Menschenmenge sich aufstaute, daß für friedliebende Leute, die nicht beständig Gebrauch von ihren Ellbogen machen wollten, die Möglichkeit, an den Schanktisch heranzugelangen, ausgeschlossen war. Die Franzosen sind auf Reisen ungleich genügsamer und anspruchsloser als wir. Während wir unsern Unwillen über den beständigen Wechsel der Passagiere von Station zu Station und über die unaufhörliche Maximalbesetzung des wenig bequemen Coupés erster Klasse mit acht Personen

nur mühsam beherrschen konnten, schickten sich die Franzosen mit liebenswürdiger Laune in das Unvermeidliche.

Die französische Eisenbahnverwaltung hatte noch keinen kalendermäßigen Frühling, und obwohl das Thermometer draußen gewiß achtzehn Grad zeigte und im Coupé einen noch viel höheren Grad erreicht hatte, wurden noch regelmäßig alle Stunde oder alle zwei Stunden, ich weiß es nicht mehr genau, zur Heizung desselben große mit siedendem Wasser gefüllte Wärmröhren hinein geschoben, die eine widerwärtige, feuchte, muffige Hitze verbreiteten und uns Alle gleichermaßen dadurch belästigten, daß wir nicht wußten, wo wir die Füße hinstecken sollten. Diese höchst unangenehmen und höchst überflüssigen Heizungsröhren waren schon mehrfach gewechselt, als endlich ein corpulenter Herr, der unter der Hitze wohl am meisten auszustehen hatte, das erlösende Wort sprach.

„Legen die Herren besondern Werth darauf, daß das Coupé noch geheizt wird?" fragte er höflich. Auf die allgemeine Verneinung fuhr er fort: „Würde es die Herren sehr belästigen, wenn wir die Heizungsröhren entfernen ließen?" Wiederum gab sich unter allen Mitreisenden eine rührende Uebereinstimmung kund, und nachdem wir die Röhren bis zur nächsten Station unter die Sitze geschoben und sodann hatten herausnehmen lassen, sprach sich alsbald, theils in sarkastischen, theils in entrüsteten Ausdrücken eine entschiedene Mißbilligung der Eisenbahnverwaltung aus, die jene einmal getroffene Anordnung gedankenlos aufrecht erhielt, ohne Rücksicht auf die Bedürfnisse der Reisenden. Einer der Herren wurde, nachdem das Uebel gehoben war, ganz leidenschaftlich und wild. Er erklärte, es sei lächerlich, es sei eine Schande, anständige Leute unter diesem blödsinnigen Schematismus leiden zu lassen. Er habe jetzt noch Kopfschmerzen. Er werde einen großen Brief über diesen Uebelstand veröffentlichen u. s. w. Und dieser Herr, den die Entrüstung nun auf einmal so beredt gemacht hatte, hatte sich stundenlang mäuschenstill verhalten. Nachdem wir aus dem Zustande der gelinden Anschmorung glücklich befreit waren, verliefen die Abendstunden ohne weitere Fährlichkeit, und wir trafen ziemlich wohlbehalten in Lyon ein.

* * *

Ueber fünfundzwanzig Jahre waren verflossen, seitdem ich zum letzten Mal in Lyon gewesen war. Die Stadt mag sich seitdem sehr verändert haben, aber ich habe von diesen Veränderungen wenig bemerkt; ich fand mich merkwürdig schnell in den Gegenden, in denen ich damals in der Gesellschaft gleichaltriger Freunde unvergeßlich heitere Stunden verbracht hatte, wieder zurecht. Ja, ich fand sogar viele der Ladenschilder, deren ich mich noch erinnerte, an ihrem alten Platze wieder.

Aber die Freunde aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit! — sie waren dahin!

Der eine ist ein wichtiger und vielgenannter Mann geworden, der im schönsten Punkte der Stadt ein palastartiges Haus besitzt, und den die Wiederbegegnung mit dem in seinen Augen zum Prussien gewordenen alten Jugendfreunde vielleicht in einige Verlegenheit gebracht haben würde. Uns Beiden wurde die Verlegenheit der Wiederbegegnung erspart. Die bevorstehende Eröffnung der Weltausstellung hatte ihn nach Paris gerufen.

Der andere ist längst gestorben und verdorben, und nicht ohne wahre Wehmuth denke ich an die früh vernichtete Existenz dieses herzensguten und mit den seltensten Gaben ausgestatteten jungen Mannes, dem eine glänzende Zukunft beschieden zu sein schien. Er war als Sohn eines sehr begüterten Industriellen, von den Eltern mit reichen Mitteln ausgestattet, nach Paris gekommen, um dort sein großes künstlerisches Talent auszubilden. In den Kreisen seiner Kunstgenossen galt er als ein Genie ersten Ranges. Er war kaum 22 oder 23 Jahre alt, als er sein erstes Kunstwerk im „Salon" ausstellte, und gleich mit diesem erhielt er eine hohe Auszeichnung, die goldene Medaille. Halb aus Spielerei, gewöhnlich zu Geschenken für Freunde und Verwandte, machte er innerhalb ganz kurzer Zeit vielleicht ein Dutzend kleine Statuetten, charakteristische Figuren aus französischen oder anderen Dichtungen: Don Quixote, Falstaff, Gil Blas u. s. w., von denen zufälligerweise einige den großen Pariser Kunsthändlern bekannt wurden. Diese waren entzückt von der Flottheit und Charakteristik der kleinen Figürchen. Manche wurden davon in Bronze gegossen, und noch heute sieht man überall, in Paris, Berlin, Wien, London, diese hübschen und lustigen zierlichen Bildwerke.

Ich habe nie einen glücklicheren Menschen gesehen, als meinen Freund in der Zeit seiner ersten Triumphe. Er war jung, lebensfroh, kerngesund, erfolgreich; er hatte sich eine reizende Künstlerwerkstatt eingerichtet, in der die lustigste Gesellschaft verkehrte. Er trug sich mit großen Plänen. Alles schien ihm gelingen zu sollen. Da verliebte er sich zu seinem Unglück in eine sehr schöne und sehr begabte Schauspielerin, die eben aus dem Conservatorium gekommen und im Théâtre Français engagirt worden war. Die junge Künstlerin war leider noch wankelmüthiger als schön, und ein Lieutenant von den Jägern von Vincennes gefiel ihr noch besser als der Künstler. Es kam zu einem heftigen Auftritt zwischen den beiden Nebenbuhlern, zur Herausforderung, zum Zweikampf. Der junge Künstler wurde durch einen übrigens ungefährlichen Streifschuß verwundet. Aber er nahm sich die Sache grimmig zu Herzen.

Er war immer ein begeisterter Verehrer der Muse und Persönlichkeit Alfred de Mussets gewesen, und auch er wurde nun von einer verhängnißvollen Wollust an der sittlichen Erniedrigung erfaßt. Obgleich er von Hause aus ein ganz nüchterner Mensch war, sprach er nun dem Glase in übermäßiger Weise zu. Gerade wie Musset suchte auch er namentlich im

Absynth Betäubung und Vergessen. Alsdann machte es ihm Freude, sich in der denkbar widerwärtigsten und schlechtesten Gesellschaft herumzutreiben.

Aus einer solchen Umgebung wurde er eines Tages wegen irgend eines dummen Streiches herausgeholt und wegen öffentlichen Unfugs mit mehrtägiger Haft bestraft. Diese Geringfügigkeit, über die er früher wie über einen mehr oder minder gelungenen Scherz gelacht haben würde, hatte für ihn die unheilvollsten Folgen. Er machte einen Selbstmordversuch, der ihn zwar nicht unmittelbar tödtete, aber doch nach etwa einem Jahr seinen Tod herbeiführte. Die Kugel hatte die Lungenspitze gestreift, und es hatten sich Tuberkeln gebildet. Er zählte kaum 24 Jahre, als wir ihn begruben. Ich erkundigte mich jetzt nach den Angehörigen, die ich auch gekannt hatte. Auch die Eltern hatten, wie ich vorausgesetzt, das Zeitliche längst gesegnet. Das beträchtliche Vermögen der Familie war zum größten Theil an wohlthätige Stiftungen übergegangen.

* * *

Die Theater, die unmittelbar vor dem Schluß ihrer Spielzeit standen, boten nichts irgendwie Sehenswerthes. Und so blieb uns denn zu einer würdigen Ausfüllung des ersten Osterabends nichts Anderes übrig, als die berühmteste Singspielhalle der Stadt aufzusuchen. Es war ein abscheulicher, geradezu menschenunwürdiger Aufenthalt: eine Hitze, ein Dunst, ein Qualm in dem überfüllten Saale, die uns nach einer halben Stunde das längere Verweilen unmöglich machten. Man bezahlt allerdings kein Eintrittsgeld, dafür kostet aber eine Portion Eis 3 Franken 25 Centimes.

Haben sich meine Augen oder haben sich die Künstlerinnen verändert? Ich weiß es nicht. Aber ich weiß ganz genau, daß ich nie reizlosere Personen gesehen habe, als die häßlichen, widerwärtig geschminkten, vollkommen talentlosen, thörichten Personen, die da ihre dummen Lieder herleierten. Auch der Inhalt ihrer Vorträge ging über ein bescheidenes Mittelmaß der Frivolität nicht hinaus. Für dieses Manko treten aber die männlichen Künstler mit resoluter Gemeinheit ein. Was diese Biedern da zum Besten geben, spottet jeder Beschreibung. Es ist der Gipfel der Zote, und der einzige Witz beruht, um es mit einem guten deutschen Worte zu bezeichnen, in der Cochonnerie. Und dann steht auf dem Zettel: Herr Arthur oder Herr Alphons oder wie der Künstler sonst heißen mag, „dans ses créations.“ In Frankreich wird bekanntlich jeder Tingeltangel-Barde, der irgend einen Gassenhauer zum ersten Male singt, ein „créateur“. Herr Paulus hat die berühmt gewordene Hymne auf Boulanger „geschaffen!“ —

Ich gehöre wahrhaftig nicht zu den laudatores temporis acti. Ich bin zwar kein jugendlicher Springinsfeld mehr; aber zu einer griesgrämigen Betrachtung alles Gegenwärtigen und zur Verherrlichung der guten alten Zeit fühle ich mich doch noch nicht alt genug. Ich bin in Frankreich jung gewesen und gerade so übermüthig, wie sich's gehört, vielleicht manchmal noch

ein bischen mehr, als gerade nothwendig war. Aber solche Lieder, wie sie hier vorgetragen werden, die lediglich darin ihre Wirkung suchen, daß sie in Frechheit und Schamlosigkeit das Unmögliche leisten, gab es damals nicht. Wir sangen sie nicht einmal, wenn wir im Lateinischen Viertel ganz unter uns waren. Jetzt werden sie sonder Scheu einem großen Publicum aufgetischt, das außer den schlechtesten Elementen auch ganz anständige enthält, in einem Locale, das auch von braven Arbeitern und halbvermöglichen Handwerkern mit ihren Familien besucht wird, von braven Spießern mit ihren geputzten Frauen, denen die Ehrbarkeit auf den breiten, sittsam glänzenden Wangen, die, wie Adolph Menzel sagt, zwischen Ohrläppchen und Nasenansatz unüberwindlich öde Flächen zeigen, geschrieben steht. Und diese biederen Philister mit ihren rechtschaffenen Frauen jauchzen, brüllen und wiehern den singenden Knoten auf der Bühne zu; und je toller diese es treiben, desto toller!

Der Deutsche, der dieses Schauspiel sieht, wird sich bei der eigenartigen Gestaltung der Beziehungen zwischen den beiden Ländern hüten, unliebsame Schlüsse zu ziehen. Aber wenn der Vollblutfranzose angesichts dieses Hexensabbaths mit traurigem Erstaunen die Frage aufwirft: „Haben wir den Höhepunkt unserer Cultur thatsächlich überschritten?“ so erscheint es nicht unbegreiflich.

An demselben Tage, an dem ich die gesungenen, mimisch verdeutlichten Zoten in Lyon hörte, las ich auch im „Figaro“ einen Aufsatz von Delpit, der über die Verrohung und Verknotung des öffentlichen Wortes in Frankreich bittere Beschwerde führte und die beschämende Behauptung aufstellte, daß all die feinsinnigen eleganten Schriftsteller, die durch ihren Geist und die Eleganz der Form noch vor zwanzig Jahren die tonangebenden und beachtetsten Stimmen der französischen Presse gewesen waren, daß Publicisten wie Jean Jacques Weiß und Prévost-Paradol, jetzt jämmerlich durchfallen würden, wenn sie sich bemühen wollten, in Frankreich zu Worte zu kommen; nur noch die Rohheit, der Schmutz, die Verleumdung seien erfolgreich, und mit dem Witz und der Grazie, die ehedem das öffentliche Wort in Frankreich so volltönend und weittragend machten, daß es in der ganzen Welt gehört wurde, sei es dahin!

Was wir, die wir den Franzosen gegenüber uns durchaus nicht auf die Moralisten hinausspielen wollen, jenem zuchtlosen Treiben, wie es sich uns darstellt, am meisten vorwerfen, ist: es ist langweilig.

* * *

Sobald wir Lyon im Rücken haben und an den ungemein malerischen und schönen Ufern der Rhone entlang unsern Weg in der Richtung auf die Pyrenäen hin nehmen, verändert sich merklich die Physiognomie der Landschaft. Die Vegetation ist hier schon weit vorgeschritten. Die Obstbäume stehen in voller Blüthe, und längs des Weges, den wir durchfahren,

schlingt sich aus den Baumblüthen ein ungeheures herrliches Blumengewinde in den zartesten Farben des Weiß, des Bläulich, Gelblich und Rosa. Zu unseren Füßen rauscht der mächtige Strom, in dem sich die grünen Berge und steinigen Felsen der romantischen Ufer spiegeln. Der südliche Charakter der Landschaft tritt immer deutlicher hervor. Es scheint ein anderer Himmel zu sein, der sich über uns wölbt. Die Sonne leuchtet anders, auf eine andere Erde, der andere Bäume und Pflanzen entsprießen. Wir sehen zum ersten Mal wieder die schwermüthig dunkle Färbung der hochragenden Cypresse, den vornehmen Faulenzer neben dem Arbeiter, neben dem matten Graugrün des niedrigen Oelbaums mit seinen verkrüppelten und verkrümmten Stämmen und Zweigen. Und das, was Menschenhand geschaffen hat, wirkt nicht minder eigenartig.

Die Weiler, Flecken und Städte, an denen wir vorüberkommen, überraschen durch ihre eigenthümlich helle Färbung, die mit der Hellfarbigkeit des Bodens fast zusammenfließt. Sie erinnern in auffälliger Weise an die altspanischen Niederlassungen im westlichen Amerika. Die Häuser sind einfache, in zweckmäßiger Weise zusammengefügte und aufeinandergeschichtete Steinhaufen, mit den nöthigen Oeffnungen für Luft und Licht, ohne Tünche, ohne Schmuck. In den Dörfern finden wir auch die alten Adobes wieder, die unansehnlichen, kunstlosen, gelben Herbergen aus feuchtem Lehm, dessen Trocknung und Festigung die schlichten Erbauer der Sonne überlassen. Alles ist hell, gelblich, staubfarben. Auch die Ziegel der Dächer sind von der Sonne völlig ausgebleicht und unterscheiden sich in der Farbe kaum von den Mauern. Hier und da erblicken wir, gewöhnlich in malerischer Lage auf steil aufspringenden Felsen, die Ruinen herrlicher Burgen und in gewaltigen Trümmern die steinernen Zeugen der noch älteren römischen Cultur.

Wir sind in der Provence, in dem sonnigen Lande der großen Ueberlieferungen der Geschichte und Dichtung, im Herzen des „midi“, der sich trotz des großartigen und seit Jahrhunderten unaufhörlich arbeitenden Verschmelzungsprocesses seine starken Besonderheiten noch bewahrt hat: seine eigene Sprache, seine eigenen Bräuche. Und diese Sprache darf mit Stolz den Anspruch darauf erheben, die älteste Literatur der jetzt französischen Lande zu besitzen.

In der Sprache der Provençalen, der „langue d'oc“, haben die Troubadoure ihre leidenschaftlichen Minnelieder und ihre epischen Dichtungen gereimt. Und wenn der Glanz der provençalischen Literatur allmählich vor der Dichtung in der französischen Sprache auch hat erbleichen müssen, so erklingen doch noch bis in unsere Zeit hinein diese mundartlichen Dichtungen, und noch in unserer Gegenwart haben es provençalische Dichter zu hohem Ansehen und Ruhm gebracht. Mit Mistral, wohl dem bedeutendsten der provençalischen Dichter dieses Jahrhunderts, wurde in den fünfziger Jahren in Paris ein wahrer Cultus getrieben. Das Pro-

vençalische wird auch jetzt noch sehr viel und auf dem Lande fast allgemein gesprochen. Es hat eine sehr starke Aehnlichkeit mit dem Catalonischen, und die Leute von Montpellier verstehen sich sehr wohl mit den Leuten von Barcelona, wenn sie beide in ihrer heimatlichen Mundart sprechen.

Die Provence mit ihren üppigen Oliven-, Maulbeer- und Citronenbäumen und mit ihren sandigen und steinigen Oeden, mit ihrer wunderbaren Sonne und den fürchterlichen verheerenden Windstürmen, mit ihren überall erkennbaren Zeugen für die Großartigkeit aus der Römerzeit und die Pracht und das Grauen des Mittelalters übt auf alle Franzosen einen starken poetischen Zauber aus. Das provençalische Lied der Gilette ist zwar dichterisch nicht sehr bedeutend, aber es sagt das, was alle Franzosen bei dem Gedanken an die Provence mehr oder minder stark empfinden:

Il est un pays, où la terre
Produit les fruits les plus divins,
Où sous la sève printanière
Les fleurs tapissent les chemins,
Où la nuit est plus radieuse
Que n'est ailleurs un jour d'été,
Où la vie aimable et joyeuse
S'enfuit comme un rêve enchanté! —
Le vrai paradis de la France,
Le seul digne de ce nom
C'est le beau pays de Provence . . .
„Digué li qué vengué, mon bon!“

In diesem Sonnenlande hat auch einer der bedeutendsten der lebenden französischen Epiker, Alphonse Daudet, das Licht der Welt erblickt; und eine der stärksten Grundlagen seiner großen und verdienten Erfolge ist unzweifelhaft darin zu finden, daß er sich die Frische und Unmittelbarkeit seines heimatlichen Wesens voll bewahrt hat. Er ist, obwohl er seit langen Jahren unter dem mächtigen Banne der nivellirenden Kraft von Paris steht, doch im Grunde seines Herzens ein Vollblut-Provençale geblieben. Er liebt den Süden leidenschaftlich, wenn er dessen Schwächen auch kennt und geißelt; und ihm verdanken wir die wunderbar treffende typische Gestalt des Südfranzosen in der Literatur, des köstlichen Tartarin, der gerade so echt und lebenswarm ist, wie Fritz Reuters Entspekter Bräsig.

Unter den Franzosen sind die „gens du midi“ ohne Zweifel die lebhaftesten, lautesten und zappligsten. Sie gefallen sich in harmlosen Aufschneidereien, in grotesken Uebertreibungen. Sie werden von den übrigen Franzosen wegen ihres heitern Localdünkels, wegen ihres beständigen Renommirens und Prahlens und auch wegen ihrer eigenthümlichen Aussprache viel gehänselt. Aber diese Eigenthümlichkeiten, die im Provençalen und im Südfranzosen überhaupt in lustiger Unmittelbarkeit mit handgreiflicher Schärfe zum Ausdruck kommen, haften dem französischen Wesen im Allgemeinen an, wenn sie auch bei den nördlicheren Landsleuten mehr

latent sind. Das hat auch Alphonse Daudet sehr wohl herausgefühlt, und das witzige Motto, das er seinem berühmten Buche vorgesetzt hat: „In Frankreich stammt Jedermann mehr oder minder aus Tarascon", sagt nichts Anderes. Aber diese quecksilbernen, laut und viel schwatzenden und beständig gesticulirenden Provençalen sind doch ein sehr liebenswürdiger Volksschlag: und wenn sie bisweilen auch mehr versprechen als halten, mit ihrer regen Phantasie das Einfache leicht zu etwas ganz Besonderem aufputzen und das Nichtige zu Wichtigem aufbauschen, wenn sie mitunter auch bedenkliche Gesellen werden können wie Numa Roumestan, so sind sie doch im Allgemeinen durchaus sympathisch und liebenswürdig, unterhaltend, wie der edle Tartarin aus Tarascon.

Daudet, der die Schwächen seiner Landsleute am besten kennt und auf das Empfindlichste verspottet hat, findet dafür eine gute Erklärung. „Gehen Sie einmal nach dem Süden," schreibt er im ‚Tartarin', „und Sie werden sehen, wie in diesem verteufelten Lande die liebe Sonne Alles verändert und in übernatürlicher Größe erscheinen läßt. Die jämmerlichen Hügel der Provence, die nicht größer sind, als der Montmartre, wirken da wie Bergriesen; die kleine Maison carée von Nimes, ein Juwel für den Nipptisch, erscheint so groß wie Notre-Dame. Der einzige Aufschneider im Süden, wenn es überhaupt da einen giebt, das ist die Sonne. Sie übertreibt Alles, was sie streift." Es ist die Sonne des Südens, nach der sich der unglückliche Held der Ibsen'schen „Gespenster" im letzten lichten Augenblicke seines verhängnißvollen Daseins mächtig sehnt, deren wunderbare Nachwirkung er in den ersten Augenblicken seiner geistigen Zerrüttung und Verdunklung noch mechanisch nachspürt: „Die Sonne, die Sonne!"

* * *

An dem schönen alten Avignon mit seinen verwinkelten engen Straßen, durch die das Mittelalter noch leibhaftig einher zu wandeln scheint, mit seinen Erinnerungen an die Päpste, an Petrarca und Rienzi, mit seiner alten Mauer und dem majestätischen Palast der Päpste, der gewaltig von der Höhe herab die Stadt beherrscht, und an der Vaterstadt des lustigen Tartarin, an Tarascon, mußten wir diesmal schnell vorüberfahren, um für die Besichtigung der Alterthümer in Nimes einige Stunden zu gewinnen.

Es war an dem hellen, warmen zweiten Osterfeiertage sehr still in dem alten Nimes. Die Bewohner hatten den heitern Festtag zu Ausflügen auf das Land benutzt, und auf der breiten und schönen Esplanade, die von der Bahn zum Herzen der Stadt führt, begegneten wir fast keinem Menschen.

Wir begaben uns zuerst nach der Maison carée, dem wohlerhaltenen Jupiter-Tempel, der unter Augustus erbaut worden ist. Ja, Daudet

hat Recht! Es ist ein Juwel für den Nipptisch, unansehnlich in den Verhältnissen, ein einfacher Bau, dessen Giebel von schlanken kannelirten Säulen mit korinthischen Kapitälen getragen wird, mit einer bescheidenen Vorhalle, zu der einige Stufen hinaufführen. Unter den Denkmälern des Alterthums gehört die Maison carée sicherlich zu den anspruchslosesten. Aber eben so sicherlich ist dieses Gebäude eines der lieblichsten, entzückendsten, eindrucksvollsten. Es ist von einer Feinheit und Anmuth in den Verhältnissen, die geradezu bezaubernd sind. Diesmal hatten wir uns mit der Betrachtung der Außenseiten zu bescheiden, denn auch der Schließer des Tempels war mit Weib und Kind auf's Land gegangen und hatte den Schlüssel mitgenommen. An der Gitterthür hing eine Papptafel mit der Aufschrift: „Geschlossen wegen des heiligen Osterfestes." Der alte Heidengott mußte wohl oder übel das christliche Fest der Auferstehung mitfeiern.

Das gewaltige und großartige uud noch sehr gut erhaltene Amphitheater (les Arènes), wahrscheinlich unter Antoninus Pius zu Anfang des zweiten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung erbaut, war uns zum Glück zugänglich. Der alte Pförtner, ein prächtiger Typus des Südfranzosen, war trotz des Festtages von seinem Posten nicht gewichen. Es war ein lustiger und zierlicher Greis mit sprühenden dunklen Augen und in den Geberden und im Vortrage von der Lebhaftigkeit eines Jünglings. Er hatte das Pensum, das er gleichmäßig allen Fremden vorzutragen hatte und gewiß schon seit langen Jahrzehnten vortrug, meisterlich inne. Aber er leierte es nicht etwa mit der alles Interesse tödtenden Geschäftsmäßigkeit herunter, er trug es wie ein großer Schauspieler vor, mit einer Frische und scheinbaren Freude an der Sache, als ob er seinen gehaltreichen und fesselnden Bericht überhaupt zum ersten Male erstattete. Und sein Vortrag war durchaus kunstgerecht disponirt und gesteigert.

Während er zunächst mit uns gemüthlich auf und abschlenderte und gar keine Anstalten zu machen schien, unserer Bitte, uns in das Innere zu führen, zu entsprechen, machte er uns auf die einfache Schönheit des mächtigen Rundbaues mit seinen zwei Galerien, die durch breite und hohe Bogenfenster für die Außengänge ihr Licht erhalten, und auf das widerstandskräftige Material, auf die riesigen, ohne Mörtel zusammengefügten, nur mit eisernen Klammern aneinander festgehaltenen Quadersteine aufmerksam. Nebenher erzählte er uns, wie es eigentlich ein wahres Wunder sei, daß bei der Lieblosigkeit, mit der dieses Baudenkmal durch viele Jahrhunderte behandelt worden sei, es noch in dem verhältnißmäßig guten Zustande sich habe erhalten können; wie es im frühen Mittelalter von den Westgothen als Castell benutzt, und wie von diesen Leuten, die eine recht geringe Hochachtung vor den Kunstschätzen hatten, die Quadern zum Theil zu Wurfgeschossen für ihre riesigen Steinschleudern verwerthet worden

seien; wie man dann später das stolze Bauwerk in den Zustand der völligen Verlassenheit und Verwahrlosung habe verfallen lassen; wie sich der Sand darin und darum berghoch aufgeschichtet habe, so daß nur die obere Galerie und die Attica aus dem Erdboden hervorgeragt habe; wie es dann endlich im vorigen Jahrhundert bis zu Anfang dieses Jahrhunderts den armen Leuten als Asyl für Obdachlose überwiesen worden sei, die sich in den Hallen und Fluren mit ihrem jämmerlichen Hauswerk eingerichtet, dort geheizt und gekocht hätten, und wie diese Colonie von ungefähr zwölfhundert zerlumpten Elenden das Werk der pietätlosen Verwüstung naturgemäß fortgesetzt habe. Noch bis auf den heutigen Tag giebt es einige alte Leute in Nimes, die in ihrer Jugend in den Arenen gehaust haben. Erst unter dem zweiten Kaiserreich wurde diesem schönen Bau des Alterthums die verdiente Aufmerksamkeit wieder zugewandt. Das Amphitheater wurde freigelegt und gesäubert, es wurde unter staatliche Obhut gestellt, die schadhaften Stellen, die mit Einsturz drohten, wurden wieder gefestigt, hier und da wurden neue Stufen im Innern angebracht, so daß man jetzt wieder bis zu den höchsten weitgeschweiften Reihen der Sitze emporsteigen kann; und seitdem zählt das Amphitheater zu den schönsten und besterhaltenen, die sich dem Blicke unserer Zeit darbieten.

Es ist freilich erheblich kleiner als das Colosseum in Rom, das 188 Meter lang und 156 Meter breit ist und für 87000 Zuschauer Platz gewährte, während unsere Arena nur 133 Meter lang und 101 Meter breit ist und 23—24000 Zuschauer faßt. Aber außer der Arena in Verona giebt keines der altrömischen Amphitheater dem Zuschauer eine so richtige Vorstellung von diesen öffentlichen Schauplätzen, wie dieses Festspielhaus unter freiem Himmel.

Kein Zweifel, daß in alter Zeit die Außenmauern mit reichem Schmuck versehen gewesen sind. Hier und da sieht man noch unförmige Erhöhungen. Aber von diesem Reliefschmuck ist nichts übrig geblieben. Vor nicht langer Zeit hat man im Sande noch eine Marmor-Relieftafel ausgegraben, die zwar auch stark verwittert ist, aber den dargestellten Gegenstand noch ungefähr erkennen läßt. Sie stellt einen zu Boden gestreckten Gladiator dar, über den sich der Sieger mit gezücktem Schwerte herabbeugt. Unser lebhafter kleiner Cicerone machte uns die Stellung ganz genau vor. Er warf sich zunächst in einer sehr plastischen Stellung zu Boden, um uns den niedergeworfenen Gladiator zu veranschaulichen, alsdann erhob er sich und stellte den siegreichen dar. Und mit der Wichtigkeit eines Kunstgelehrten fügte er hinzu: „Man sieht der Stellung an, daß der Gladiator auf die Entscheidung der fieberhaft erregten Zuschauer wartet — police verso oder police recto."

Wir hörten dem kleinen behenden Manne mit Vergnügen zu und bemerkten kaum, daß er uns allmählich in das Innere des Gebäudes einführte und uns bei jedem Schritt und Tritt das Zweckmäßige, Einfache

und Geniale der baulichen Anordnung bewundern ließ. Er verwies uns auf die breiten Gänge, die außerhalb des eigentlichen Schauplatzes um das ganze Bauwerk herumlaufen, mit ihren sehr zahlreichen Thüren, zum Schauplatze sowohl, wie ins Freie, auf deren sinnreiche Anlage, die jede Collision der Besucher der oberen Ränge mit denen der unteren vermeidet und die schnelle Füllung und Leerung des ungeheuren Raumes in wirklich erstaunlicher Weise begünstigt. Er ließ uns den Bau zunächst von unten aus bewundern, den riesigen ovalförmigen Kampfplatz, um den sich in immer größeren Bogen die zweiunddreißig steinernen Sitzreihen bis zur Höhe von sechzig Fuß aufbauen. Dann führte er uns auf die erste Galerie, die wieder einen ganz andern Anblick gewährte, und endlich auf die höchste Höhe der Attica, von der aus wir den Ausblick auf die vollkommene Gliederung und Anordnung des gewaltigen Baues hatten. Von der Höhe aus gesehen macht dieses herrliche Denkmal der einstigen Größe einen wundervollen Eindruck.

Oben an der Attica sind noch die unverkennbaren Spuren der Träger wahrzunehmen, die ehedem die ungeheuren Velarien zum Schutze gegen Sonne und Regen — das Zeltdach, das über den ganzen Raum gespannt werden konnte — stützten. Ebenso erkennt man deutlich in der Arena selbst die Vorrichtungen, die dazu dienten, den Kampfplatz zu einem großen Wasserbassin zu verwandeln, so daß außer den Stier- und Menschenkämpfen auch Seegefechte — Naumachien — aufgeführt werden konnten. In unserer Gegenwart werden in dem Festspielhause bisweilen Vorstellungen veranstaltet, die seiner ursprünglichen Bestimmung ungefähr entsprechen: es finden da Stiergefechte statt. Allerdings nur harmlose, eigentlich nur Stierscheingefechte, die den Hohn und die Heiterkeit der benachbarten Spanier hervorrufen.

Das dritte bedeutende Denkmal aus der Römerzeit ist der von einem Hain, dem alten Nymphäum, umschattete Tempel der Diana. Dieser Hain, der sich mit der Zeit zu einem modernen Parke mit Gartenanlagen umgestaltet hat, und der den Hauptvergnügungspunkt der Bewohner der stillen, saubern, wohlgepflegten und vorzüglich gepflasterten Stadt bildet, führt jetzt nach einer weit und breit berühmten Quelle, die da sprudelt, den Namen „La Fontaine“. Schon im Alterthum muß sich diese Anlage, wie aus den noch erhaltenen Ruinen zu erkennen ist, durch wunderbaren Reichthum des Ausschmucks hervorgethan haben. Der Tempel der Diana ist freilich arg verfallen, aber die Einzelheiten sprechen trotz der grausamen Verwüstung und Verwitterung noch von der alten Pracht. Im Innern sind jetzt allerhand antike Funde aus dem Nymphäum: Säulenknaufe und Kapitäle, Geräthe und Weihbecken, Statuetten und Büsten, zusammengestellt, die meisten in erbärmlichen Verstümmelungen, so daß sie den Archäologen mehr interessiren dürften, als sie den Kunstfreund zu fesseln vermögen, aber einzelne doch noch in einem Zustande, der frühere Schönheit erkennen läßt.

Wie vermißten wir an dieser Stelle die lebensfrischen Erläuterungen unseres lebhaften kleinen Cicerone aus dem Amphitheater! Die Pförtnerfrau, die uns führte, war entsetzlich einfältig. Sie wußte gar nichts, die gute Frau, und beschränkte sich auf die einzige Mittheilung: „Früher soll das sehr hübsch gewesen sein." — „Il paraît qu'autrefois c'était très-joli." Wenn sie eine positive Angabe machte, so war diese regelmäßig falsch. Der Unterschied zwischen Heiden- und Christenthum war ihr nicht ganz klar geworden. Ein korinthisches Säulenkapitäl erklärte sie für ein Taufbecken und einen zerbrochenen Apoll für Johannes den Täufer.

Zu dem Ausflug nach dem großen Aquäduct, einer der großartigsten und bedeutendsten aller römischen Bauten, dem Pont du Gard, der in wild romantischer Gegend etwa drei Meilen von Nimes entfernt liegt, und an den ich von meiner Jugend her eine unauslöschliche Erinnerung bewahrt hatte, fehlte es uns diesmal an Zeit.

Unser nur wenige Stunden währender Aufenthalt in Montpellier galt weniger den Sehenswürdigkeiten der alten schönen Stadt, weniger den herrlichen Anlagen des Peyrou, dem Triumphbogen und dem großartigen Wasserschloß, als der wehmüthigen Erinnerung an einen meiner ältesten, besten und treuesten Jugendfreunde, an einen der Wenigen, welche die menschlichen Gefühle und die Freundschaft über die Frage der Politik und der Nation stellten, an den edlen Baron Jacques D. de St-G., einen Vollblutfranzosen und leidenschaftlichen Patrioten, der als Offizier unter Bourbaki gegen uns gefochten hatte, aber bis zu seiner letzten Stunde seinen deutschen Freunden der beste und treueste Freund gewesen ist.

* * *

Als wir Montpellier verließen, war die Sonne schon untergegangen, und wir durchfuhren die Strecke bis zur spanischen Grenze auf der Hinfahrt in der Nacht. Auf meiner Rückfahrt aber sah ich das herrliche Land, durch das der Schienenweg gelegt ist, im hellsten Tageslichte, sah das blaue Wasser des Golfe du Lion, die gewaltigen Lagunen, sah im Hintergrunde die zerrissene Kette der rauhen Sevennen, in denen die merkwürdig philosophischen, knorrigen, einsamen Menschen hausen, die Ferdinand Fabre in seinen schönen Romanen so ergreifend geschildert hat, sah die charakteristischen und interessanten Städte, die in der frühen Geschichte Frankreichs eine so große Rolle gespielt haben, sah die weiten Felder, die von den furchtbaren Verheerungen der Phylloxera so grausam gelitten haben.

Der ganze Strich von Nimes bis über Cette herab ist von der fürchterlichen Reblaus geradezu verheert. Lunel und Frontignan, die uns den herrlichen Muscateller spenden, den „liebsten Buhlen" im „hölzen Röcklin," der „beim Wirth im Keller leit", sind am schwersten heimgesucht worden. Seit Jahren giebt es keinen guten französischen Muscateller mehr. Die Weinfelder haben ausgebrannt werden müssen. Man hat alle möglichen

Versuche unternommen, den Schaden, den das gefräßige Ungeheuer angerichtet hat, wieder gutzumachen. Aber es hat trotz aller Anstrengungen nicht recht gelingen wollen. Man hat Vorkehrungen getroffen, um die Weinpflanzungen lange Zeit unter Wasser zu setzen; man hat californische Trauben gepflanzt, an denen die Reblaus keinen Geschmack findet; man hat eine neue Weincultur hervorgebracht, aber es ist nicht die alte gute. Quantitativ wird man vielleicht zur Höhe der früheren Ergebnisse wieder aufsteigen können; aber die Hoffnung, daß die alte Qualität wiederkehren werde, wird selbst von Optimisten nicht getheilt.

Wir nähern uns Cette. Ganz in der Ferne zeigt sich auf einmal ein schmaler blauer Streifen, dessen intensive Farbe das dunkle Blau des Himmels noch übertrumpft. Es ist das Wasser des Mittelländischen Meeres. Es entschwindet wieder unseren Augen, um bald aufs neue und breiter wieder aufzutauchen. Und nun führt die Bahn schroff an die Küste heran, und wir sehen das uferlose unendliche Meer in der tiefblauen Färbung des Gewitterhimmels. Unser Weg führt über schmale Landstreifen zwischen dem Meer und den binnenseeartigen Lagunen, deren Wasser sich durch die schwefelgrüne Farbe vom lazulifarbenen Wasser des Golfs scharf abhebt. Sonst würden wir oft vermeinen, auf einem in das Meer gebauten Damm dahinzufahren.

In Cette hält der Zug über eine Stunde. Und das reicht vollkommen aus, um uns zu überzeugen, daß wir nicht länger da zu bleiben brauchen. Die Stadt selbst ist reizlos. Wir lachen über die Schilder, die wir hier und da sehen: „Fabrication von echtem Rheinwein", über die grandiose Ehrlichkeit der Weinfälschung. Vor dem hochgelegenen Stationsgebäude befindet sich unter freiem Himmel ein angenehmes Café mit der Aussicht auf die mit kleinen Häuschen bedeckten Hügel und auf die regsame Stadt.

Der ganze Weg von Cette über Béziers, Narbonne bis Perpignan gewährt uns beständig reizvolle Ausblicke, bald auf die grünlichen Lagunen, deren Wasserfläche mit schaumigen Wellen leicht gekräuselt ist, und auf denen zahlreiche kleine Boote kreuzen, bald auf die dunkelblaue Fläche des Meeres, auf der in weiter Ferne weißleuchtende Segel im Sonnenschein blinken. Dazwischen liegen wieder Strecken ausgedörrten, mattgrauen, gelblichen Bodens mit farblosen Steinhäufern, Alles in gebrochenem, graugelbem Tone. Es ist ein Bild von wundervoller Mannigfaltigkeit.

Und hier liegt Béziers und nicht weit davon Pézénas. Und während der Conducteur gleichgültig den Namen Béziers ausruft, wie jeden andern, stellt sich unserm Geiste ein anmuthiges und fesselndes Bild aus der Vergangenheit dar. Wir gedenken einer lustigen Schauspielerbande, die vor 230 Jahren hier desselben Wegs gezogen kam. Auch sie kam von Lyon herab. Sie hatte allen Jammer und alle Lust der herumziehenden Künstlerbanden gekostet, und hier in Béziers blühten ihr goldene Tage. Hier durfte sie vor den Ständen, die dort versammelt

waren, Festvorstellungen geben und erhielt von den freigebigen reichen Seigneurs so viel Geld, daß sie alte Schulden bezahlen, einige Wochen in Saus und Braus leben und etwas für die großen Pläne der Zukunft bei Seite legen konnte. An der Spitze dieser fahrenden Künstler stand als Director ein junger Mann aus guter Familie, der Sohn eines achtbaren Pariser Bürgers, ein verpfuschter Jurist, welcher der hübschen Larve einer verführerischen Schauspielerin zu Liebe sein Studium an den Nagel gehängt hatte und Comödiant geworden war. In Paris hatte diese lustige Gesellschaft keine Seide gesponnen, und so suchte sie denn ihr Heil in der Provinz. Beklatscht und ausgepfiffen, verhätschelt und geprügelt, in zeitweiligem Ueberfluß und lange andauerndem Jammer durchzog die Gesellschaft ganz Frankreich, von Paris bis zum südlichsten Zipfel. Lauter junge Leute, alle vergnügt. Und der dirigirende Schauspieler meinte, er könne am Ende auch einmal ein Stück schreiben. So versuchte er es denn in Lyon mit einer Uebersetzung aus dem Italienischen. Und während er weiterzog, schrieb er, angeregt durch einen fremden Stoff, ein beinahe vollständig selbstständiges eigenes Stück. Und als sie in Béziers vor den Ständen spielten, war er damit fertig, und da ließ er es aufführen. Dieses kleine Stück enthielt eine Liebesscene, die von keinem dramatischen Meisterwerke an Innigkeit, naiver Leidenschaft und Herzlichkeit übertroffen wird. Und das Stück hieß: „Der Liebeszwist" — „Dépit amoureux". Der Dichter und Schauspieler aber hieß Molière. Die erste Aufführung seines ersten wahren Lustspiels fand in Béziers statt, in den letzten Monaten des Jahres 1656.

Wir begrüßen im Fluge das uralte Narbonne mit seinen finsteren Thürmen und Mauern, das Victor Hugo zu einer seiner schönsten epischen Dichtungen begeistert hat: „Aymerillot", und endlich die letzte der bedeutenden und die südlichste Stadt Frankreichs, Perpignan. Nun trennt uns nur noch eine schmale Strecke von den Pyrenäen. Die Bahn bleibt an der Küste, und wir behalten fast unausgesetzt, wenn sich nicht muthwillige Felsvorsprünge einmal dazwischen schieben, das herrlich blaue Wasser des Golfe du Lion vor Augen, bald spiegelglatt, bald von der Brandung in den kleinen Einbuchtungen lustig aufgekräuselt. Und oben auf dem Fels sehen wir wie ein artiges Spielzeug die hübsche kleine Festung Port Vendres. Der Zug hält nun noch einmal am Cap Cerbère. Wir nehmen Abschied von Frankreich und schlängeln uns am Meere, an den östlichen Ausläufern der Pyrenäen vorbei, auf die Iberische Halbinsel hinüber.

Was ich im beständigen Sonnenschein des herrlichsten Frühlings, in liebenswürdig anregender und belebender Gesellschaft in Spanien gesehen, gehört und erlebt habe, das will ich in zwang- und anspruchslosen Skizzen über Barcelona, Madrid, Toledo und die herrlichen Städte Andalusiens — Cordoba, Sevilla und Granada — gelegentlich einmal erzählen.

Ein Roman der experimentirenden Psychologie.

(„Le Disciple“ von Paul Bourget. Juni 1889.)

Von

Clemens Sokal.

— Wien. —

„Dir sei dies Buch gewidmet, junger Mann meines Landes, — Dir, den ich so gut kenne, obwohl ich weder Deine Heimatsstadt weiß, noch Deinen Namen und Deine Eltern, weder Dein Vermögen, noch die Ziele Deines Ehrgeizes; obwohl ich nichts von Dir weiß, als daß Du mehr als achtzehn und weniger als fünfundzwanzig Jahre zählst, und daß Du bei uns, die wir älter sind als Du, Antwort auf die Fragen suchst, die Dein Inneres bestürmen“ — —

Ein Vorwort, welches so beginnt, macht uns wenigstens auf seinen eigenen weiteren Inhalt, wenn nicht auf den des übrigen Buches neugierig. Welcher Art sind diese großen Fragen, die alle jungen Herzen erfüllen? und welche Antworten soll die dünnleibige Erzählung, welche so eingeleitet wird, uns darauf bieten? Da heißt es nun weiter: „Zweifach ist der Typus des jungen Mannes, den ich jetzt vor mir sehe, und der auch vor Dir schwebt, in beiden Formen gleich versuchend und gleich verderblich. Der eine ist cynisch, dabei gutmüthig. Mit zwanzig Jahren hat er die Bilanz für sein Leben gezogen; seine Religion ist enthalten in dem einen Worte: Genuß, welches sich in ein anderes übersetzen läßt: Erfolg. Dennoch scheint er mir für Dich minder schrecklich, als jener Andere, welcher, mit aller Aristokratie der Nerven und des Geistes begabt, nichts ist als ein verfeinerter Epicuräer, wie jener Erste ein brutaler. Dieser zarte Nihilist, wie ist er doch erschreckend und dabei wie häufig! Sein frühreifer Verstand hat die äußersten Resultate der Philosophie dieser Zeit erfaßt; Gutes und Böses, Schönheit und Häßlichkeit, Laster und Tugenden scheinen ihm Gegenstände bloßer Neugier. Die menschliche Seele ist für ihn nichts als ein kunstvoller Mechanismus, den zu zerlegen ihn amüsirt. Für ihn ist nichts wahr, nichts falsch, nichts moralisch und nichts unmoralisch.“

Nichts weniger, als diesen zweiten Typus zu verkörpern ist die Absicht des Werkes — eine Absicht, der Größe nicht abgesprochen werden kann, besonders zu einer Zeit wie die jetzige und in einer Literatur wie die französische, welche über äußerlichem Schildern, Malen und Beschreiben es vergessen zu haben scheint, daß die Darstellung des inneren Menschen immer ein Hauptzweck aller Kunst war.

Paul Bourget kann den hervorragendsten literarischen Erscheinungen der jüngsten Zeit zugezählt werden. Der Klang seines Namens als Kritiker sowohl wie als Romandichter ist in den letzten Jahren stetig gewachsen, in beiden Richtungen mit gutem Recht. Ob man diesem jungen Ruhme ein solches immerwährendes Fortschreiten für fernerhin voraussagen kann, ist jedoch zweifelhaft. Bourget ist kein Schriftsteller für weite Kreise. Seine Art ist zu vornehm dazu. Seine Werke erfordern einen Leser, der hoch über dem gewöhnlichen Bildungsmittelmaße steht und mit geübtem Feingefühl den eigenthümlichen Wendungen dieses manchmal bis zur Krankhaftigkeit zarten Geistes entgegenzukommen vermag. Er hat nicht die kunstvoll farbenreiche Phrase Zola's und auch nicht die originell lebendige, dabei so leichte und wohlklingende Sprache Daudet's.

Er hat überhaupt nur wenig von dem, was man das französisch Eigenthümliche nennt. Eine gründliche naturwissenschaftliche und philosophische Bildung, die auf jeder Seite seiner Werke, nur zu oft auch störend, hervortritt, sowie Vertrautheit mit der deutschen und englischen Literatur, verbunden mit ausgeprägter Sympathie für englische Denkart und Sitte verleihen seinem Geiste eine eigenartige halb germanische Färbung; und die Anziehungskraft des Fremdartigen wird es zum großen Theile gewesen sein, welche ihm bei dem französischen Lesepublikum zu seinem ersten Erfolge verhalf.

In seinen bisherigen Erzählungen hat Bourget immer Stoffe behandelt, welcher psychologische Curiositäten enthielten. Sein eigentliches Gebiet ist — die Auflösung von Räthseln, wie es schon der Titel des Werkes ankündigt, welches ihn vor nicht gar langer Zeit den ersten größeren Erfolg erringen ließ: Cruelle Enigme. Er hat eine Vorliebe für Unbegreiflichkeiten der That und des Gefühls, wie sie unsere Zeit der überreizten Nerven, der widersprechenden Gedankenströmungen und kranken Gefühle häufig genug gebiert. Die Hauptpersonen seiner Novellen („L 'Irréparable" u. A.) und seiner Romane („Crime d'amour", „André Cornelis", „Mensonges") sind fast alle krankhaft angelegt; sie siechen an einem moralischen Leiden dahin und handeln in Folge von abnormen schwächlichen Gelüsten. Er schildert keine Leidenschaften, sondern bloß ungesunde Zustände.

Der Roman, welcher von jenem schwungvollen Vorworte eingeleitet wird, ist Bourgets jüngstes Werk. Er trägt den Titel „Le Disciple" und ist im Juni 1889 erschienen. Bourgets Vorzüge sowohl, als die seiner innersten Natur entspringenden Mängel treten in ihm scharf hervor.

Mit seinen Vorgängern hat dieser Roman die Eigenthümlichkeit des Stoffes gemein. Hier wie dort eine Handlung von vollständiger Einfachheit, und dennoch verwirrend durch die Dunkelheit der Seelenregungen, welche sonderbar durch einander verschlungen mit geheimnißvoller Nothwendigkeit das Gebahren der Hauptpersonen bestimmen. Aber während Bourget sich dort damit begnügt, das psychologische Räthsel hinzustellen, seine Auflösung, wenn es eine solche giebt, dem Leser überlassend, hat er es hier unternommen den eigenthümlichen Fall, den er vorführt, selbst zu erklären. Konnte doch nur auf diese Art erzielt werden, was dem Werke seinen wahren Werth verleihen sollte: daß nämlich die Hauptgestalt aus einem einfach krankhaft angelegten Individuum, als welches sie erscheint, zu einem bedeutenden Typus wurde, der einen geistigen Grundzug der Zeit wiederspiegelt, zu jenem Typus, dessen das Vorwort erwähnt. Um dieser Wirkung sicher zu sein, hat Bourget sogar einen Schritt weiter gethan — seine Analyse hat eine beinahe wissenschaftliche Form angenommen. Er hat das Leben seines Helden gleich unter ein System gebracht und setzt dem Leser unter verschiedenen Gesichtspunkten ausführlich auseinander, weshalb Jener eben so hat werden müssen, wie er geworden.

Ein Roman dieser Art gehört begreiflicherweise nicht zu denen, von deren Handlung die Inhaltserzählung einen erschöpfenden Begriff zu geben vermag. Alle Wirkung ruht hier in den endlosen Nuancen der Stimmung, in der Häufung kleiner Züge und deren Verbindung, während das Geschehende selbst nur den Rahmen dafür bildet. Dieser Rahmen ist auch, wie die Betrachtung bald zeigt, aus gewöhnlichstem Holze geschnitzt und von mittelmäßiger Arbeit.

Adrien Sixte ist ein Gelehrter ersten Ranges, derjenige, den die Engländer den französischen Spencer nennen. Er lebt in Paris; aber ebenso gut hätte er seinen Wohnsitz in dem verborgensten Winkel einer Provinzstadt wählen können — sein Dasein könnte darum nicht stiller und weltfremder dahinfließen, als in seinem Junggesellenquartier in der Rue Guy de la Brosse. Dieser Philosoph von langjährigem Weltrufe, der Verfasser einer „Psychologie de Dieu", einer „Anatomie de la volonté" und einer „Theorie des passions", von Werken, deren erschreckende Gedankenkühnheit und unerhörte Nacktheit des Ausdrucks Stürme der Entrüstung hervorgerufen

haben, führt unter dem Schutze und der Herrschaft seiner Haushälterin die eintönigste aller Philisterexistenzen. Er, der große Psychologe, dessen Systeme sich auf einer tiefen Kenntniß der menschlichen Seele erheben, welcher als Erster das große Werk unternommen hat, die Erscheinungen des menschlichen Wollens und Fühlens auf physiologische Ursachen zurückzuführen, welcher in einer Analyse der Liebe eine Menge der feinsten Beobachtungen über dieses zarteste aller Gefühle niedergelegt — er hat eigentlich nie beobachtet, weder an Andern noch an sich selber; er hat nie mit Menschen gelebt, nie geliebt! Woher kommt ihm nur dieser untrügliche Scharfblick in die Tiefen des menschlichen Herzens, welcher ihn von selbst zum passendsten Vertrauten in den folgenden Seelenwirrnissen stempeln soll? „Der Mann ist ein Genie!" antwortet Bourget, „und als solcher ist er im Stande Alles zu kennen und zu begreifen, ohne es je gesehen noch mitgemacht zu haben. Damit müssen wir uns begnügen, wenn wir nicht, minder gläubig, Herrn Adrien Sixte, diesen philosophischen Bücherwurm, dem die gebratene Menschenkenntniß in den Mund geflogen kommt, für ein Wesen erklären wollen, welches wohl nur in dem Bedürfniß des Autors nach einer solchen Person seinen verunglückten Ursprung gefunden.

Wie dem aber auch sei, das steht fest, daß dieser Gelehrte ebenso wenig Zeitungen liest, als er mit Menschen verkehrt, und daß er daher höchlichst erstaunt ist, als er eines Tages eine Vorladung zum Untersuchungsrichter erhält und von diesem erfährt, daß er als Zeuge in der Strafsache wider Robert Greslou vernommen werden soll, die ihm gänzlich unbekannt ist, obwohl sie seit Wochen Frankreich in Spannung hält. Robert Greslou ist der Name eines jungen Mannes, welcher von glühender Bewunderung für die Werke des großen Philosophen durchdrungen ihm vor zwei Jahren eine Erstlingsarbeit zur Kritik eingesendet und auf ein anerkennendes Antwortschreiben ihn auch später besucht hat. Der Untersuchungsrichter theilt dem Erstaunten nun mit, daß derselbe junge Mann in Riom des Mordes durch Vergiftung des Fräuleins Charlotte de Jussat, der jungen Tochter des Hauses, in welchem er sich während des letzten Jahres als Erzieher befand, angeklagt sei. Die Verdachtsgründe seien überwältigend; sie reichten aus ihn wegen der That zu verurtheilen, ungeachtet des unerklärlichen Schweigens, in dem er seit seiner Verhaftung starrsinnig verharre. Mehr erstaunt als erregt, verläßt Adrien Sixte den Richter, nachdem er diesem zuvor den gewünschten Aufschluß gegeben. In Robert Greslous halb verbrannten Aufzeichnungen ist der räthselhafte Satz gefunden worden: „Die psychologischen Erfahrungen wären so sehr als möglich zu vermehren". Mit Mühe machte nun der Gelehrte dem Richter begreiflich, daß jene modernste Wissenschaft, welcher er und wohl auch der junge Angeklagte angehören, ein Experiment mit einer Leidenschaft für ebenso möglich halte, wie den Versuch einer chemischen Verbindung. — Nach Hause zurückgekehrt, findet Sixte die Mutter Greslous bei sich. Sie bringt ihm ein Schriftstück von ihrem Sohne, eine wissenschaftliche Arbeit, wie sie glaubt, die dieser im Gefängniß geschrieben. Es sind die Aufzeichnungen des Unglücklichen über sich selbst, welche er für seinen „hohen Meister" bestimmt hat, für den Denker, zwischen dessen Ideen und seinem Thun „ein Band besteht, welches andere Menschen nicht zu begreifen vermögen, welches er aber eng und unzerreißbar fühlt", nur für ihn allein!

Hier beginnen nun diese „Geständnisse eines jungen Mannes unserer Zeit," zu welchen das Bisherige nur Einleitung war. Vom affectirt wissenschaftlichen Tone der Selbstzergliederung, in welcher der junge „Schüler" seinem Meister gegenüber unbewußt eine Pose annimmt, aufsteigend bis zum schmerzlichen Aufschrei eines leidenschaftlichen, von Widersprüchen gequälten Herzens und wieder herabsinkend zur leisen Klage eines zarten Gemüthes, welches Reue fühlt und um unwiederbringlich Dahingegangenes trauert, so ziehen sich diese eigenthümlichen Bekenntnisse beinahe bis zum Schlusse des Romans dahin, die seltsame Leidensgeschichte einer jungen Seele enthüllend.

Robert Greslou ist kein Mörder, aber er ist nicht unschuldig am Tode des jungen

Mädchens; er hat ihr nicht selbst das Gift gereicht, aber er war der Grund, um dessen willen sie es nahm. Um dies erklären zu können, muß er zuerst sich selbst erklären. Er thut es, indem er in zwei Abschnitten zuerst die Einflüsse des „Ererbten" auf sein Wesen, dann die Umgestaltungen, welche dasselbe durch den Bildungsgang erlitten, darstellt, wie es sich für einen jungen Philosophen einem alten Gelehrten gegenüber gebührt. Wenig fehlte, und er hätte diese Abschnitte noch hübsch systematisch in einzelne Paragraphen zertheilt oder in einer übersichtlichen Tabelle all die körperlichen und geistigen Ursachen zusammengefaßt, die ihn vom Glaubenseifer seiner Kindheit durch den Zustand einer unklaren Sehnsucht hindurch dem Wissen zuführten und ihn in diesem modernen Wissen — der Wissenschaft eines Adrien Sixte und gleicher Geister — seine Lebensanschauung und Moral suchen und schließlich auch finden ließen. Was hat er nun gefunden? Er sagt dies ausführlich und an vielen Stellen dieser kleinen philosophischen Abhandlung. „Manchmal glitt eine Viper zwischen den Steinen der staubigen Straße dahin; das gefährliche Thier erschien mir dann als Beweis der Gleichgültigkeit dieser Natur, welche ohne Rücksicht das Lebende vermehrt, ob es nun wohlthätig ist oder verderblich. Ich fühlte damals mit unwiderstehlicher Kraft allen Dingen dieselbe Lehre entströmen, wie Ihren Werken, mein Meister; daß wir nämlich nichts haben als uns selbst; daß das Ich allein wirklich ist; daß diese Natur nichts von uns weiß, ebensowenig wie die Menschen; daß diese ebensowohl als jene uns nichts bieten können als Vorwände zu fühlen oder zu denken!" Das ist die Moral dieses eigenthümlichen Helden; nicht ohne Grund hat Bourget sie an dieser kraftvollsten Stelle dem Bilde eines giftigen Wurmes und vorher noch dem Bilde einer Giftblume entspringen lassen.

So ausgerüstet tritt Greslou in's Leben. Sein Ehrgeiz ist natürlich sehr hochfliegend, er träumt von einem berühmten Namen in der Wissenschaft. Vorläufig versucht er es mit einer Prüfung an der Universität und — fällt durch. Für die Zeit, deren er bedarf, um sich von Neuem vorzubereiten nimmt er eine Erzieherstelle im Hause des Marquis de Jussat an. Aufenthalt in einem weltentlegenen Dorfe, langweiliges Prüfungsstudium, verbunden mit dem keineswegs amüsanteren Unterrichte eines 12jährigen Burschen, dazu als Umgebung ein hypochondrischer, schrullenhafter alter Edelmann, seine Frau, „eine musterhafte Haushälterin", sein Sohn, Graf André, ein Sportsman, welcher dem jungen Bücherwurm von Hofmeister ein wenig geringschätzig begegnet und in diesem vom ersten Augenblicke an eine halbinstinctive Antipathie erweckt, einige bedeutungslose Gestalten und — schließlich die Tochter, jung, lieblich, schüchtern und zartfühlend in ihrem Entgegenkommen für den jungen Mann, dem sie seine unangenehme Stellung im Hause gerne erleichtern möchte, dabei von weichem, ein wenig romantischem Gemüthe — wo sollte ein junger Mann von zweiundzwanzig Jahren sich zum ersten Mal verlieben, wenn nicht hier?

Er verliebt sich auch; aber welch sonderbare Formen nimmt das naivste aller Gefühle bei diesem Geiste an, den der unnatürliche Egoismus einer dem Wissen allein entsprungenen Weltanschauung bis in sein Innerstes krank gemacht hat; für den eine ihm zur Natur gewordene unablässige Selbstbeobachtung seit Langem das unbewußte Aufkeimen einer Neigung hat unmöglich werden lassen! Einige theilnahmevolle Blicke des jungen Mädchens, und er beschließt nichts weniger — als sie zu verführen. Ein eigenthümlicher Verführer, dieser junge Mann, der sein Unternehmen als wissenschaftliches Experiment betrachtet und mit pedantischer Hartnäckigkeit der Reihe nach alle Mittel in's Feld führt, die er seinen Büchern und dem eigenen Scharfsinn für diese „psychologische Erfahrung" entnommen; der dabei zugleich linkisch und unerfahren mit krankhafter Sensibilität selbst vor den Gefühlen zurückschrickt, die er hervorgerufen! Welcher Triumph aber auch, als das Experiment gelingt, als er nach systematisch durchgeführtem Feldzugsplane, nachdem er die Neugier des Mädchens durch eine studirt geheimnißvolle Pose erregt, ihre Sentimentalität durch sorgsam hiefür gewählte Lectüre gesteigert, ihr Mitleid und zum Theil auch schon ihre Eifersucht durch eine erdichtete Liebesgeschichte aus seiner

Vergangenheit für sich gewonnen hat — schließlich das Liebesgeständniß, welches ihre Lippen ihm noch verweigern, in stummen aber unzweideutigen Zeichen ausgesprochen findet!

Doch gefährlich ist's mit dem Feuer und noch gefährlicher mit der Liebe zu spielen, diesen einfachen Satz hat der junge Mann übersehen. Die „psychologische Erfahrung" kehrt sich plötzlich lebendig geworden wider ihn selbst. Er hat sich zuletzt mit der ganzen Kraft eines jungen lebensdurstigen Herzens in den Gegenstand seiner eigenen Untersuchung verliebt; ja — wer vermag diesen halb heiteren, halb rührenden Widerspruch zu lösen? — er hat vielleicht gleich von Anfang an geliebt, und die einfache Wahrheit und Kraft dieses Gefühles ist es gewesen, welche ihm Gegenliebe errang, während er mit überflüssigem Scharfsinn raffinirte Eroberungspläne durchführte. So ist auch sein Sieg zur Niederlage geworden, als das Mädchen, um seiner eigenen Neigung zu entfliehen, den Landsitz verläßt und nach Paris reist. Der Kampf, den er nun eine Zeit lang gegen sich führt, muß mit dem vollständigen Triumphe seiner Liebe endigen, als die Nachricht von der Verlobung des Fräulein v. Jussat mit einem früher abgewiesenen Freier seiner Leidenschaft in der Eifersucht eine mächtige Genossin schafft.

Aber es soll anders kommen. Weder Flucht noch Verlobung haben das Mädchen vor ihren Gefühlen schützen können. Die Krankheit ihres jüngeren Bruders ruft sie auf das Landgut in die verhängnißvolle Nähe Greslous zurück. Vergebens versuchen jetzt die Beiden noch zum letzten Male wider die ihr Inneres überfluthende Leidenschaft anzukämpfen. Ein Brief Greslous, in welchem er ihr seine aufrichtige Absicht ankündigt, seinen Leiden in der Nacht durch Gift ein Ende zu machen, und den er mit anerkennenswerther Vorsicht ihr noch im Laufe des Tages zukommen läßt, bringt Mlle. de Jussat Nachts in das Zimmer des Geliebten. Sie will mit ihm zusammen sterben, nur deshalb ist sie gekommen; aber das Geständniß ihres Gefühls überwältigt ihren Willen und ihre Sinne. Bevor sie an die Ausführung ihres verzweifelten Entschlusses gehen, kosten die endlich Vereinten alles Glück der Liebe.

„Hier war es, theurer Meister, wo die seltsamste Wendung dieser Geschichte eintrat — jene, welche die Welt wohl die schmachvollste nennen würde; aber zwischen uns Beiden haben solche Worte keinen Sinn, und ich werde den Muth haben Ihnen Alles über jene Stunde zu sagen."

Als der erste Taumel des Glücks vorüber ist, während die endlich errungene Geliebte an seiner Seite schlummert, geht in der That ein sonderbarer Proceß in der Seele dieses jungen Mannes vor, welchem mit der Unmittelbarkeit des Fühlens auch die Kraft verloren gegangen ist, sich seiner Neigung ganz zu weihen.

Ist es Feigheit? Alles, was die Leidenschaft für eine Zeitlang in ihm fortgeschwemmt hatte, kehrt jetzt zurück: die kühle Selbstbetrachtung, welche das zarte Gefühl erbarmungslos auf den Instinkt zurückführen will, der grenzenlose Egoismus einer Weltanschauung, die Alles anzweifelt außer der Wahrheit des Ich; es erscheint ihm ungereimt sich selbst der Vernichtung zu übergeben um eines Gefühles willen, welches ihn nicht mehr ganz zu erfüllen vermag von dem Augenblicke, wo er es sich wieder analysiren kann. Er beschwört Mlle. de Jussat auf ihren Entschluß zu verzichten und lieber gemeinsam mit ihm durch's Leben statt unnöthigerweise in den Tod zu gehen. Sie stößt ihn entrüstet zurück, tödtlich getroffen durch die plötzliche Einsicht, welche ihr diese Worte in sein Inneres eröffnen. Vergebens sucht er während der nächsten Tage sie zu versöhnen. Ihr gekränkter Stolz vermag diesen Schlag nicht zu verwinden; sie tödtet sich mit dem Gifte, welches sie aus Greslous Zimmer entwendet. Gegen diesen kehrt sich nun der Verdacht eines Mordes an dem Mädchen, durch die Häufung verhängnißvoller Nebenumstände wird er überwältigend; er wird verhaftet und geht im Gefängnisse von Riom seiner Verurtheilung entgegen. Einer nur weiß um seine Unschuld. In der letzten Unterredung vor dem Selbstmorde hat Mlle. de Jussat ihrem Verführer erklärt, sie habe ihrem Bruder André in einem Briefe ihre Absicht zu sterben und deren Grund anvertraut. Aber Graf André schweigt an-

gesichts der Beschuldigungen, die wider Greslou erhoben werden, denn er vermag es nicht seine Schwester des guten Rufes, mit dem sie ins Grab gegangen zu berauben und hat auch nichts dagegen, daß die Justiz statt seiner die Rächerrolle spiele. Greslou vertheidigt sich nicht; er schweigt trotzig, sich an der Demüthigung weidend mit welcher das Bewußtsein seiner eigenen unedlen Rolle den Stolz des Aristokraten niederdrücken muß. Aber er schweigt nicht deshalb allein. Die letzten Worte dieser Geständnisse" sagen es deutlich: „Schreiben Sie mir, mein Meister, lenken Sie mich. Stärken Sie mich in dieser Lehre von einer allgemeinen Nothwendigkeit, welche selbst unsere schändlichsten Handlungen, selbst diese kühl unternommene Verführung, selbst mein feiges Zurückbeben vor der Erfüllung meines Todesversprechens mit der Gesammtheit der Gesetze dieses unermeßlichen Weltalls verbindet. Sagen Sie mir, daß ich kein Ungeheuer bin, daß es keine Ungeheuer giebt" — — —

Er zweifelt, — er fühlt sich schuldig, — er will büßen!

Aber ist er wirklich schuldig? Bourget antwortet mit Ja! — wir antworten mit Nein! — Unstreitig war es hier Bourget's Absicht darzustellen, wie ein von Natur edles Gemüth durch eine Moral, die seinem Denken entsprungen, aber vor seinem Fühlen nicht besteht, unwiderstehlich zur Schuld getrieben wird und über diese dann nicht hinwegkommen kann. Aber in der Handlung, die sich vor uns abspielt, ist dieser Gedanke ungenügend verkörpert. Daß Greslou die Todte hat verführen wollen, um am Schauspiel ihres Gefühles seine Neugier zu befriedigen, kann ihn noch nicht schuldig machen. Hat er sich doch — und wie bald! — in sie ebenso verliebt, wie dies der grünste Junge von zwanzig Jahren es an seiner Stelle gethan hätte, welcher sentimentale Gedichte verfaßt, statt Adrien Sixte und moderne Philosophen zu lesen und Spinoza zu citiren. Daß er dann, als die Geliebte nach langen Kämpfen sein geworden ist, plötzlich davor zurückschrickt seinem Leben ein Ende zu machen? — Aber es wäre völlig überflüssig gewesen, wenn er dies gethan hätte! Wir hätten dadurch keine bessere Meinung von seinem Charakter, sondern bloß eine schlechtere von seinem Verstande gewonnen.

Nach langem Sträuben von beiden Seiten hat die Liebe zwei junge Leutchen vereint — das ist doch eine Situation zum Heirathen und nicht zum Gift nehmen. Das bischen aristokratisches Vorurtheil, welches sich ihnen wohl in den Weg gestellt hätte, war doch nicht gleich eines so verzweifelten Entschlusses werth! Wenn nun Greslou durch die Lebenskraft seiner Jugend vor dem letzten Schritte zurückgehalten dem Fräulein de Jussat den ganz vernünftigen Verschlag macht, mit ihm, statt zu sterben, leben zu bleiben, so müssen wir uns nur über sie wundern, daß sie darauf nicht frischwegs eingeht. Sollte sie, welche die Kraft hatte sich dem armen Erzieher, den sie liebte, unbedingt hinzugeben, davor zurückschrecken mit ihrer adeligen Familie den Kampf um seinetwillen aufzunehmen? Wir glauben es nicht; doch wäre dem so — dann war sie wohl des Opfers nicht werth, welches sie von ihm verlangte, und er hätte ihr das beschimpfende Wort: „feig!", welches sie ihm in's Gesicht schleuderte, als sie sein Zimmer verließ, mit gleichem Rechte zurückgeben können.

Wie dem auch sei, wenn wir hören müssen, wie der arme Greslou von seinem „Meister" klagend verlangt, er möge ihn trösten, so bedauern wir ihm nicht zu besserem Troste sagen zu können, daß er eigentlich nichts begangen, dessen er sich zu schämen brauchte

Doch die Handlung des Romans ist damit noch nicht abgeschlossen.

Adrian Sixte gelangt nach einigem Sträuben zur Erkenntniß, daß es wirklich „ein unzerreißbares geistiges Band" sei, welches seine Lehren mit der Denkweise dieses jungen Mannes verbindet, der ihm sein Herz eröffnet. Er fühlt sich verpflichtet seinen „Schüler" zu retten. In einigen Worten läßt er den Grafen Andrè wissen, daß er die wahre Todesart seiner Schwester und den Inhalt ihres Briefes kenne, den Jener der Gerechtigkeit vorenthält. Andrè entschließt sich zu sprechen; seine Angaben vernichten die Ehre seiner todten Schwester, sie befreien

Greslou. Aber als dieser ihn dann freiwillig aufsucht, um ihm zu erklären, er sei bereit ihm Genugthuung für das Geschehene zu geben, da — jagt der Edelmann ihm ohne Weiteres eine Kugel durch den Kopf. „Solche Leute wie Sie zieht man nicht zur Rechenschaft," sind seine Worte, „man richtet sie hin!"

Dieser theatralisch gewaltsame Abschluß ist wohl die schwächste Stelle des Werkes. Wir fühlen uns nicht versöhnt, sondern beleidigt. Die Gerechtigkeit, deren Forderungen Bourget zu befriedigen glaubte, hat keine Freude an diesem grausam abgeschlachteten Opfer. Wenn dieser junge Mann gefehlt hat, so war seine Schuld nicht gemeiner Art. Sie traf nicht ihn, sondern seine Zeit, deren zersetzendem Einflusse sein moralischer Sinn erlag. Trug er aber eine so allgemeine Schuld, dann war es unbillig, ihn so hart dafür büßen zu lassen. Unbillig und widerspruchsvoll zugleich. Ein Typus wird nicht „hingerichtet"; er bleibt am Leben oder stirbt von selbst. Und hier wäre es wohl am Besten gewesen ihn am Leben zu lassen. Er war gestraft genug durch sein eigenes Gefühl und durch die entschieden verurtheilenden Worte, mit denen er im Laufe des Werkes reichlich bedacht wird. Aber zuerst ausgescholten zu werden und dann noch Schläge zu bekommen, das ist zu viel, selbst für eine Romanfigur. Wir nehmen Partei für den, dem so ungroßmüthig mitgespielt wird.

Die Gestalt Adrien Sixtes ist es, welche das Werk abschließt, wie sie es eingeleitet hat. Der Gelehrte sitzt brütend bei der Leiche seines „Schülers." „Die Worte des einzigen Gebetes, dessen er sich aus seiner fernen Kindheit erinnerte, kamen ihm in den Sinn: ‚Vater unser, der Du bist im Himmel' — und als die Mutter sich aufrichtete, konnte sie sehen, daß er „weinte". Der Glaube allein ist es, welcher Herzen, wie das dieses Todten, vor jener Vergiftung ihrer edelsten Theile bewahren könnte, mit welcher die Zeit sie bedroht; vielleicht! Jedenfalls werden Bourget und Adrien Sixte darum nicht glauben; sie können nur darüber weinen, daß hier Etwas verloren gegangen ist, wofür nicht Allen ein ganzer Ersatz geworden.

Das ist die schwermüthig gedankenvolle Geschichte Robert Greslous, des „jungen Mannes, für den nichts moralisch und nichts unmoralisch ist." Dem Wesen modernsten Geistes entsprungen, hat diese Gestalt dennoch seltsamerweise einen älteren Bruder, der schon in der ersten Hälfte dieses Jahrhundert das Licht der Welt erblickte. Es ist dies der junge Held aus Stendhal's „Le Rouge et le Noir", jene eigenthümliche Mischgestalt von scharfsinnigem Egoismus und naivster Leidenschaft, Julian Sorel, welcher zweimal die Verführung von Frauen unternimmt, für die er nichts empfindet, in beiden Fällen aber schließlich von den Gefühlen übermannt wird, welches er mit kühler Berechnung hervorzurufen verstand. Die Familienähnlichkeit beider Gestalten ist sehr auffallend; Bourgets empfänglicher Geist stand hier wohl unbewußt unter dem mächtigen Einflusse seines bizarren Vorgängers.

Wie dem auch sei, das Werk Bourgets zählt zu den bedeutendsten französischen Romanen der letzten Jahre. Typisch oder nicht typisch, bleibt dieser junge Mann, dessen Verstand sich eine Moral geschaffen hat, die sein Gefühl nicht anerkannt, eine Erscheinung von erschreckender Lebenswahrheit. Und die gewinnende Art, in welcher sein Schicksal erzählt wird, der seelenvolle Ton der Schilderung, die durchgeistigte Schönheit der Sprache — das alles bleibt Bourgets alleiniges Eigenthum.

Illustrirte Bibliographie.

Indien in Wort und Bild. Eine Schilderung des indischen Kaiserreiches von Emil Schlagintweit. Zweite bis auf die Gegenwart fortgeführte billige Pracht-Auflage. Groß-Quart. Mit 417 Illustrationen. Leipzig, Verlag von Schmidt & Günther.

Die drei ältesten unter den fünf Brüdern Schlagintweit unternahmen bekanntlich im Auftrage des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen und zugleich im Interesse der ostindischen Compagnie seit dem Jahre 1854 ihre großen Forschungsreisen durch alle Theile Indiens. Adolf, der zweite der Brüder, fiel am 26. August 1857 als ein Opfer seines Wissensdurstes durch die Hände fanatischer Muhamedaner in Ostturkistan; die beiden anderen, Hermann und Robert, kehrten 1858 nach Europa zurück und veröffentlichten zunächst die Resultate ihrer naturwissenschaftlichen und ethnologischen Forschungen in dem großen Werke: Results of a scientific mission to India (1860—1866), dem dann namentlich Hermann noch mehrere populärer gehaltene Bücher über Beobachtungen und Reiseerlebnisse in dem durch seine Natur und seine Cultur gleich wunderbaren Lande folgen ließ. Alle Schriften, Sammlungen, mündliche und schriftliche Mittheilungen der älteren Brüder standen dem in Deutschland gebliebenen Emil Schlagintweit (dem einzigen jetzt noch Ueberlebenden der fünf Brüder) seit vielen Jahren zu Gebote, während er selbst durch eifriges Studium der Sprachen, Religionen und Gebräuche der Völker Indiens und Hochasiens ihre Forschungen ergänzte. So konnte Niemand besser als er dazu ausgerüstet sein, aus der gewaltigen Fülle vom Stoff zur Erkenntniß indischen Lebens und indischer Cultur ein klares und übersichtliches Gesammtbild für deutsche Leser zu entwerfen, zumal ihm auch von der englisch-indischen Verwaltung und von gelehrten Hindus seltene Quellenwerke und culturgeschichtliches Material jeder Art in liberalster Weise zur Verfügung gestellt wurde. Mit Recht wurde daher schon die erste Auflage des großen Werkes „Indien in Wort und Bild" (1879) von allen Seiten freudig begrüßt, und zwar sowohl wegen der Fülle von anregenden und interessanten Mittheilungen über alle Lebensverhältnisse, über Industrie, Handel, Culturbestrebungen des gegenwärtigen indischen Kaiserreiches, über die physische Beschaffenheit aller seiner Theile, über die geschichtliche Vergangenheit aller seiner Volksstämme, als auch wegen der Klarheit und Uebersichtlichkeit der Darstellung, als auch endlich wegen der herrlichen Ausstattung mit vorzüglichen, nach den werthvollsten Vorlagen sorgfältig und künstlerisch ausgeführten Holzschnitten.

durch diese zweite, die nun, wenn auch auf den ersten Blick weniger anziehend und lohnend, in der That eine kaum minder bedeutende Lücke der Geschichtschreibung ausfüllt. In wie selbständiger charaktervoller Erscheinung auch die großen historischen Städte Athen und Rom in der Geschichte der Menschheit dastehen, so unmöglich scheint es noch immer, die eine zu denken ohne die andere. Beide bezeichnen eben ein für allemal als Haupttypen die Vollendung der Geschichte des Alterthums, und was auch inzwischen geschehen ist, um ihre früheren Beziehungen zu einander zu modificiren — im Andenken der gebildeten Menschheit werden die Ideen, welche in der Akropolis von Athen und in dem Capitol von Rom gleichsam symbolische Gestalt gewannen, wohl immer unzertrennlich verbunden bleiben. Die Macht dieser Ideenassociation überlebte die Jahrhunderte des Dunkels und beinahe der Vergessenheit, in welche Athen als Provinzialstadt des byzantinischen Reiches unter den Stürmen der großen Völkerwanderung versank, während Rom, nach seinem Untergang als Stadt der Cäsaren, zu neuem Glanz aufblühte als Stadt der katholischen Christenheit; sie überlebte die Eroberung und Beherrschung Athens und Griechenlands durch die Türken, und sie schöpfte frische Lebenskraft aus der Wiederherstellung der Unabhängigkeit und der Erneuerung Athens als der Hauptstadt des befreiten Griechenlands in unserem Jahrhundert. Manche gelehrten Griechen, wie Dionysios Surmelis, Spiridon Lambros und Constantin Sathas; manche Philhellenen anderer Nationen, wie der Engländer Firlay, die Franzosen du Cange und Buchon, die Deutschen Fallmerayer, Hertzberg und Karl Hopf, haben sich seitdem um die Erforschung der Geschichte Athens und Griechenlands nach dem Verfall des antiken Lebens Verdienste erworben. Aber es fehlte bis jetzt an einer Geschichte der Stadt Athen im Mittelalter als solcher; und mit der Darstellung derselben, in der Form, in der sie nun vorliegt, hat der Geschichtschreiber der Stadt Rom im Mittelalter nicht nur einen kühnen Wurf gethan, sondern eine Parallele aufgestellt, die in der Geschichte der Geschichtschreibung wohl als einzig in ihrer Art gelten darf.

Unter den deutschen Historikern der Gegenwart nimmt Gregorovius überhaupt eine eigenthümliche Stellung ein. Während in England und Frankreich bedeutende Männer in unabhängigen Verhältnissen als große Geschichtschreiber aufgetreten sind, sind unsere deutschen Historiker fast ohne Ausnahme Universitätsprofessoren, Männer vom Fach, die der Geschichtschreibung als einem Amt und Beruf obliegen und mit mehr oder weniger exclusiven Gefühlen dieser berufsmäßigen Stellung sich bewußt bleiben. Der Verfasser der Geschichten Roms und Athens im Mittelalter war von Hause aus Theologe, wurde durch Rosenkranz von der Theologie zur Philosophie geführt und ging erst von dieser zur Geschichtschreibung über. Auf Drumann's Veranlassung schrieb er 1851 sein historisches Erstlingswerk, eine Geschichte des Kaisers Hadrian, und legte schon mit diesem ein viel versprechendes Zeugniß ab sowohl von seiner klassischen Bildung und Gelehrsamkeit, als von der für ihn charakteristischen Richtung auf künstlerische Schönheit der Form, auf anmuthend lebensvolle Darstellung der geschichtlichen Ereignisse und Charaktere. Im folgenden Jahre führte der unwiderstehliche Drang, der seit Winkelmanns und Goethes Zeiten so viele Deutsche aus ihrem ernsten Norden in die heitere Welt des Südens getrieben hat, auch ihn nach Italien. Nach einem kurzen Aufenthalt in Venedig und Florenz bereiste Gregorovius Corsica, und sein schönes Buch über diese merkwürdige, aber wenig erforschte Insel, das er mit einer klassisch zu nennenden Geschichte der Corsen einleitete, machte ihn zuerst in weiteren Kreisen bekannt. Von Corsica ging er im Herbst 1852 nach Rom, und Rom blieb seitdem seine Heimat bis zu der Vollendung der großartigen „Geschichte Roms im Mittelalter", an deren Abfassung er, dort und in allen Archiven Italiens arbeitend, den unermüdlichen Fleiß, die rastlose Ausdauer, die edle Begeisterung von siebzehn der besten Jahre seines Lebens (1853—70) setzte*). Das Schicksal dieses Werkes war eigenthümlich. Die preußische Regierung unterstützte, auf Verwendung Bunsens, den Verfasser mit Subsidien; das größere deutsche Publikum fühlte sich in einem Grade angezogen, dessen Intensität hinreichend angedeutet wird durch das Erscheinen dreier Auflagen des achtbändigen Werkes innerhalb eines Jahrzehnts nach seiner Vollendung; das römische Municipium verordnete eine Uebersetzung in's Italienische und verlieh dem Verfasser das Bürgerrecht der Ewigen Stadt; ganz Italien wetteiferte, ihn zu ehren. Gar manche der deutschen Hochgelehrten dagegen thaten ihr Bestes, um

*) Ausführlicher hat der Herr Referent das Leben und die Persönlichkeit von Gregorovius im 69. Hefte von „Nord und Süd" geschildert. Red.

die „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter“ todtzuschweigen oder doch achselzuckend zu beurtheilen als das Werk eines Außenstehenden, eines Mannes der nicht Gelehrter von Fach sei. Mutatis mutandis erlebte Gregorovius eine Wiederholung des Verhaltens der „Philosophie-Professoren“ gegen Schopenhauer. Und ohne Frage ist er ebensowenig Universitätshistoriker, als Schopenhauer Universitätsphilosoph war. Alle Ehre der unzweifelhaft großen Verdienste der Universitätsprofessoren beider Klassen! alle Ehre ihrer Gelehrsamkeit, ihrer Gewissenhaftigkeit, ihrem Eifer für hohe wissenschaftliche Maßstäbe! Aber schöner wäre es doch, könnten sie sich jenes exclusiven Standesbewußtseins gänzlich entschlagen, das mit Mißtrauen hinblickt auf Leistungen, die nicht unmittelbar auf dem Boden der Universitätsgelehrsamkeit erwachsen sind, aber doch nichts destoweniger die humanen Rechte der Wissenschaft zu voller Geltung bringen. Diese humanen Rechte der Wissenschaft schließen neben der Gelehrsamkeit die Kunst und die Begeisterung nicht aus; vielmehr erhält erst durch diese die Wissenschaft, und besonders die Wissenschaftder Geschichte, die es, abgesehen von der Begründung der Thatsachen von Allem mit moralischen Rücksichten zu thun hat, ihre wahre Weihe. Fern sei es von uns zu behaupten, daß es auch unter den Universitätsprofessoren der Geschichte an Humanistenim besten Sinne des Wortes fehle; unter den Lebenden jedoch scheint mir keiner den humanistischen Forderungen der Geschichtschreibung in höherem Grade gerecht geworden zu sein als der Verfasser der „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter,“ und in diesem Umstande finden auch die Gründe seines oben angedeuteten Erfolges, wie seines Mißerfolges, ihre wesentliche Erklärung.

Was alle historischen Werke von Gregorovius auszeichnet, ist die seltene Verbindung des Forschungseifers und der Kritik des Gelehrten mit der Phantasie und der Gestaltungskraft des Künstlers. Es war Wilhelm von Humboldt, der in seiner berühmten Abhandlung über die Aufgabe des Geschichtschreibers diesem, neben allen anderen charakteristischen Eigenschaften, die dichterisch-künstlerische Anlage als wesentliches Element vindicirte. Nach dieser Seite erinnerten unseres Gregorovius historische Leistungen an diejenigen Schillers, und unter den Einwänden, welche in früheren Jahren gegen ihn als Geschichtschreiber erhoben wurden, spielte vielleicht nicht ganz mit Unrecht der Einwand gegen seinen „dichterisch-rednerischen Stil“ eine Hauptrolle. Nicht daß dieser Vorwurf den Kern seiner Forschung betroffen hätte; aber in Folge der Gunst, welche die große gebildete Welt, trotz der absprechenden Kritik und trotz des verhängnißvollen Schweigens der Geschichtprofessoren, seinen Arbeiten entgegenbrachte, war es ihm beschieden, in mehreren Auflagen seines Hauptwerkes Alles, was man etwa als Ueberwucherung der reproducirenden Phantasie bezeichnen konnte, auszumerzen und jene edle Würde und Schönheit des historischen Stils zu voller Geltung zu bringen, die ihm von Anfang an als Ideal vorschwebten. Andererseits war es ihm ebenso vergönnt, die geschichtlichen Thatsachen, das wissenschaftliche Material seines großen Gegenstandes fortschreitend zu berichtigen und zu vervollständigen, so daß jede neue Auflage nicht ein bloßer Wiederabdruck der vorhergehenden war, sondern in Inhalt und Form die immer vollkommnere Darstellung eines Gegenstandes, der wohl kaum je aufhören wird, das theilnahmevolle Interesse aller denkenden Menschen zu beschäftigen.

Die jetzt erschienene „Geschichte der Stadt Athen im Mittelalter“ ist, wie Gregorovius selbst bemerkt und wie aus der inneren Evidenz klar genug erhellt, erwachsen auf dem Grunde seiner Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter und gleich dieser ebenso ein Werk der Liebe wie der gründlichsten und umfassendsten Studien. Die Beziehungen des mittelalterlichen Roms zum griechischen Orient, eine lang ersehnte Reise nach Athen und in die Levante bildeten die unmittelbaren Anlässe zur Unternehmung dieses Werkes, dem der Verfasser die Orientirungsschriften „Athenais“ und „Athen in den dunklen Jahrhunderten“ voranschickte, und das ihn dann noch volle sechs Jahre beschäftigte. Während die Geschichte Roms im Mittelalter acht Bände in Anspruch nahm, mußte Athen, die neben Rom und Constantinopel fast verschollene Metropole der griechischen Kunst und Bildung, sich mit zwei Bänden begnügen; nicht etwa weil die Liebe ihres Geschichtschreibers zu ihr geringer war, aber wegen des thatsächlichen Contrastes ihrer früheren Größe zur ihrer damaligen Verdunklung und Vergessenheit. „Niemand“, bemerkt der Verfasser, „kann es mehr als ich empfinden, daß mein Unternehmen, die Geschichte der erlauchten Stadt in jenen beiden Epochen darzustellen, ein äußerst gewagtes ist. Wenn ich die innere Natur Athens mit jener Roms im Mittelalter verglich, so mußte ich zweifeln, ob ein solcher Versuch für den Geschichtschreiber überhaupt ausführbar, und ob er so große Mühen lohnend sei. Die Stadt Rom blieb immer das Haupt

des Abendlandes. Sie stieg durch die Macht der Kirche zu einer zweiten Weltherrschaft auf. Neue Daseinsformen, gewaltige Schöpfungen und Bewegungen der Menschheit sind aus ihr entsprungen, oder sie haben sich in dieser ewigen Stadt abgespiegelt. Ihr Leben im Mittelalter bietet den denkbar großartigsten Stoff für ein historisches Epos dar, welches sich mit Gesetzmäßigkeit um drei feststehende Gewalten bewegt: den Papst, den Kaiser, den Senator auf dem Capitol. Dagegen hat sich die Stadt Athen in demselben Zeitalter nicht mehr zu neuer geschichtlicher Größe aufgeschwungen. Sie war keine wirkende Kraft mehr in dem Proceß der westlichen und der östlichen Cultur. Als griechische Provinzialstadt verlor sie sich sogar zeitweise aus dem Bewußtsein der Welt. Nacht deckt ihre Zustände während der Jahrhunderte, wo ihre Geschichte nur einen kaum beachteten Bruchtheil und zwar des byzantinischen Reiches gebildet hat, eines Reiches, dessen Geschichte noch heute zu den am wenigsten durchforschten Gebieten gehört. Unter der Herrschaft der Franken weicht zwar das Dunkel von Athen; allein auch da bewegt sich sein geschichtliches Dasein nur in kleinen, für das Weltganze wenig bedeutenden Verhältnissen. Die eigene Wesenheit Athens und Griechenlands in den mittleren Zeiten schließt demnach von der Betrachtung des Geschichtschreibers die großen Probleme der Menschheit und den Weltbezug aus. Wenn sie nun, statt ihn zu hohen Anschauungen zu erheben, seine Schwinge niederhält und ihn der Gefahr aussetzt, zum Kleinmaler in Mosaik, zum Sammler fragmentarischer Kunden zu werden, um sich schließlich in jenem Wirrsal dynastischer Genealogieen und zersplitterter Kleinstaaten zu verlieren, welches ganz Hellas im Mittelalter zu einem zweiten Labyrinthe von Kreta macht, so erschwert ihm hier die Natur der historischen Quellen, dort ihr Mangel sogar die Ergründung der Thatsachen und deren Verknüpfung zu einem lebensvollen Ganzen. Doch wie mir selbst, als ich es schrieb, wird auch dem Leser die Liebe zu Athen über manche Lücken, Trümmer und Schutthaufen, und über manche öde Region in der Geschichte der edelsten aller Städte der Menschheit hinüberhelfen."

Es bedarf kaum einer besonderen Erinnerung, daß dem Verfasser der Geschichte Athens im Mittelalter die vieljährige Erfahrung des Verfassers der Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter zu Gebote stand. Das Resultat ist ein ungewöhnlich reiches, großartiges Werk der Geschichtschreibung, in Bezug auf den Inhalt wie auf die Form. In vier Büchern behandelt Gregorovius die Geschichte Athens: zuerst den Uebergang aus der römischen in die byzantinische Herrschaft, aus dem Heidenthum in's Christenthum; dann seine Verwandlung in ein fränkisches Herzogthum, nach dem Falle des byzantinischen Reichs durch den Ansturm der lateinischen Kreuzfahrer im Jahre 1204; und das geschichtliche Leben dieses Herzogsthumes unter französischen, spanischen, italienischen Herrschen; endlich seine Eroberung durch die Türken, die der Eroberung Konstantinopels Jahre 1453 rasch nachfolgte. Als Epilog schließt er an diese von den außerordentlichsten Contrasten belebten Ereignisse die Darstellung der Renaissance, der humanistischen Bemühungen, besonders der Franzosen und der Engländer, um die Archäologie Athens im 17. und 18. Jahrhundert und die Erneuerung der wunderbaren Stadt als Hauptstadt des Königreichs Griechenlands in unseren Tagen, woran naturgemäß Betrachtungen über die großen Probleme der Zukunft Konstantinopels, der fortschreitenden Umgestaltung des türkischen Reichs und der Aussichten der griechischen Nation sich knüpfen.

Innerhalb der uns gesetzten Grenzen des Raumes ist es unmöglich, näher auf den Zusammenhang dieser Fülle von Begebenheiten einzugehen. Doch können wir nicht umhin, an das ganz besondere Interesse zu erinnern, welches die Geschichte und die Aussichten Athens im Hinblick auf die nahe bevorstehende Verbindung des deutschen Kaiserhauses mit dem griechischen Königshause gegenwärtig für unser Vaterland gewonnen haben.

Zum Schluß sei uns gestattet, aus den Urtheilen des Verfassers über die orientalische Frage, sofern diese Athen und die Zukunft des Königreichs der Hellenen betrifft, hier eine Stelle anzuführen. „Wie Rom", bemerkt er, „in der Gegenwart als die vaterländische Hauptstadt der Italiener das Zurückweichen der großen kosmopolitischen Ideen vor den nationalen bezeichnet, so ist auch die Stadt Athen als das Haupt und die Seele des eigentlichen Landes der Hellenen. Ihr Schicksal hat diese natürliche Lösung gefunden, während dasjenige Konstantinopels noch ungelöst ist. In der byzantinischen Zeit, selbst noch unter der Herrschaft der Sultane, pulsirte das Leben der großen griechischen Familie wesentlich in den Adern der Weltstadt Konstantins. Jetzt ist dasselbe von dort hinweggeströmt, um sich wesentlich in Athen zu sammeln, dem alten legitimen Gefäß der griechischen Cultur. Die Stadt der Pallas und der Musen wird dies wohl

geraume Zeit bleiben, und in dem Maße als Hellas wieder zu neuer Kraft gelangt, wird sie eine immer reichere Entwickelung haben. Allein es droht ihr nochmals eine Gefahr von Byzanz her, derjenigen Stadt, die sich nicht in nationale Schranken verweisen läßt. Der am Horizont der Geschichte neu aufsteigende Stern Athens kann wiederum durch Konstantinopel verdunkelt werden, wenn nach dem Abzuge der Osmanen vom Bosporus das griechische Kreuz auf der Hagia Sophia wieder erscheint und ein neues hellenistisches Culturreich mit dem Mittelpunkt Byzanz entsteht, welcher dann die Lebensgeister Griechenlands mit magnetischer Zugkraft an sich ziehen würde. So giebt es heute keine Frage, die mehr aufregt, als diese nach der Zukunft Konstantinopels, der gegenwärtig geheimnißvollsten und wichtigsten aller Städte der Erde, von deren dämonischem Fatum nicht nur das Schicksal Athens und Griechenlands, sondern vielleicht die künftige Gestaltung zweier Welttheile abhängig ist!"

London. F. Althaus.

Musikalische Literatur.

Neuestes und vollständigstes Tonkünstler- und Opern-Lexicon, herausgegeben von E. Kastner. I. Bändchen. Berlin, Brachvogel & Ranft.

Das vorliegende Bändchen umfaßt den Buchstaben A und enthält in gedrängter Kürze die dahin gehörigen ca. 1400 Namen von Componisten, Virtuosen, Sängern, Musikschriftstellern und Dirigenten mit Angabe der Geburts- und Sterbedaten, Aufzählung aller größeren Werke und Namhaftmachung der gesammten musikalischen Literatur. Das beigegebene Register über die in dem Hefte erwähnten musikalischen Werke (1296) halten wir für nicht ganz praktisch; ein Generalregister am Ende des Buches würde die Uebersicht über den ungeheuren Stoff mehr erleichtern. eb.

Stimmen und Sänger oder Betrachtungen über die Stimme und den Gesang von H. Panofka. Nach dem Italienischen frei bearbeitet von Eduard Engel. Hamburg, Verlagsanstalt (J. F. Richter).

Berufssänger wie Dilettanten werden in dem populär geschriebenen Büchelchen manche Anregung, manchen beherzigenswerthen Fingerzeig finden. Der wissenschaftlich gebildete Musiker wird freilich hin und wieder den Anschauungen des Verfassers nicht beipflichten können. Was Panofka im ersten Capitel über den Gebrauch der Solmisation bemerkt, wird jeder vorurtheilsfreie Gesanglehrer mit gutem Gewissen unterschreiben können. Anderes hingegen, wie z. B. die Auslassungen über die Kunst der Athmeneintheilung wird man nicht unbeanstandet passiren lassen können. eb.

Lexikon der musikalischen Harmonieen. Als Hülfsbuch der praktischen und theoretischen Grammatik für den Unterricht und das Selbststudium von Ludwig Bußler. Berlin, Carl Habel (K. G. Lüderitz).

Wer sich über die mannigfaltigen Vorkommnisse auf dem weiten Gebiete der Harmonie leicht und sicher orientiren will, dem wird das Bußler'sche Lexikon ein sicherer und zuverlässiger Rathgeber und Führer sein. Es umfaßt alle denkbaren Accorderscheinungen von den ältesten Zeiten bis zu Wagner; um es richtig und mit Nutzen gebrauchen zu können, bedarf es allerdings einer gewissen Summe musikalischer Vorkenntnisse. eb.

Bibliographische Notizen.

Deutsche Encyklopädie. Ein neues Universallexicon für alle Gebiete des Wissens mit zahlreichen Abbildungen und Specialkarten im Text. 1. und 2. Band. Berlin, Wiegandt u. Grieben.

Diese groß angelegte, in der 31. Lieferung bis zum Beginn des Buchstabens C. geführte Encyklopädie kann nach ihrem wissenschaftlichen Standpunkte unter den Werken ähnlicher Art eine bevorzugte Stellung beanspruchen. Die — durchweg genannten — Mitarbeiter sind fast sämmtlich auf ihrem Gebiete hervorragende Fachmänner. Das Princip der Quellenangabe ist mit größter Consequenz durchgeführt, und die bibliographischen Daten zeichnen

sich durch große Genauigkeit, Mannigfaltigkeit und Zuverlässigkeit aus. Die Etymologie der einzelnen Stichworte ist folgerichtig und eingehend berücksichtigt; kein anderes Werk hat eine größere Reichhaltigkeit aufzuweisen, auch in Bezug auf Biographien bedeutender Männer. Die Haltung ist würdig, streng, sachlich und — trotz bestimmter Wahrung der gemäßigt conservativen Tendenz — immer gerecht; der sprachliche Ausdruck durchweg sorgfältig und rein. Nach dem angekündigten Plane ist das ganze Werk auf 100 Lieferungen (zu 60 Pf.) berechnet. R.

Musterstätten persönlicher Fürsorge von Arbeitgebern für ihre Geschäftsangehörigen. Von Dr. Julius Post, Professor an der technischen Hochschule zu Hannover. Bd. I. Mit 44 Abbildungen. Berlin, R. Oppenheim.

Seit Karl Marx und Friedrich Engels zum ersten Male die elenden Zustände der arbeitenden Klassen an's Licht zogen, hat sich die sociale Forschung und Darstellung mit Vorliebe den Nachtseiten der socialen Verhältnisse zugewandt und sich mehr oder minder in Ausmalung der aus der modernen kapitalistischen Productionsweise entsprungenen Mißstände gefallen. In erfreulichem Gegensatz zu den Schriften dieser Art, welche in dem Leser hauptsächlich Empörung oder Mitleid und das beklemmende Gefühl der Ohnmacht des wohlwollenden Einzelnen gegenüber der übermächtig zwingenden Gewalt allgemein wirkender wirthschaftlicher Mächte hervorrufen, hat das obenbezeichnete Buch sich einen sympathischeren Gegenstand erwählt, nämlich die Schilderung harmonischer Beziehungen zwischen Arbeiter und Arbeitgeber, wie sie glücklicherweise denn doch noch vielfach sich erhalten haben oder neu begründet worden sind. Man weiß im Allgemeinen äußerst wenig von diesen zerstreuten Oasen socialen Friedens, welche meist im Verborgenen blühen. Ebenso mühevoll wie dankenswerth erscheint daher die Arbeit des Verfassers, der auf seinen, großentheils mit Unterstützung des Herrn Cultusminister v. Goßler unternommenen Studienreisen durch die industrielle Welt reiches Material über Wohlfahrtspflege zusammengetragen hat und nunmehr zunächst einen Theil derselben, nämlich die für Kinder und jugendliche Arbeiter bestehenden Einrichtungen in einem stattlichen Bande veröffentlicht. Derselbe enthält eine große Anzahl eingehender Beschreibungen, die zum Theil von den Inhabern und Leitern der betreffenden Fabriken selbst herrühren, wohl durchweg auf Zuverlässigkeit, Vollständigkeit und Unparteilichkeit Anspruch erheben und vielfach durch Illustrationen eine anschauliche Ergänzung finden. Er bringt Beispiele der Fürsorge für Säuglinge und Wöchnerinnen, Schilderungen von Kindergärten, Kinderheimen, Fabrikschulen, Fabrikherbergen, Waisenhäusern; er behandelt die verschiedenen Formen des Handfertigkeits- und Hauswirthschafts-Unterrichts, die Lehrlingsverhältnisse, das Sparkassenwesen, die geistige Ausbildung, die Bibliotheken, die Pflege der Leibesübungen, der Musik, des Gesanges, die Veranstaltungen für Spiel und Erholung u. s. w. Ueberall wird auf die concrete Ausgestaltung aller wesentlichen Detailpunkte in minutiösester Weise eingegangen. Statuten, Baupläne, Schulpläne, Fabrikordnungen, Lehrverträge, ganze Bücherverzeichnisse, sogar Festspiele u. dergl. werden abgedruckt. Die Kostenfrage findet überall gebührende Berücksichtigung. Vorangeschickt ist dem eigentlichen Hauptstück des Werkes eine Einführung in Form von Briefen des Verfassers an einen Arbeitgeber, worin jener gleichsam einen orientirenden Ueberblick über die später im Einzelnen dargestellten patriarchalischen Zustände giebt und die für die allgemeine Beurtheilung derselben wesentlichen Gesichtspunkte andeutungsweise zur Sprache bringt.

Wir wünschen dem eigenartigen Buche, namentlich in den Kreisen der Arbeitgeber, weite Verbreitung und wirksamen Erfolg. Nicht als ob sich die geschilderten Mustereinrichtungen überall ohne Weiteres copiren und übertragen ließen! Dazu will auch der Verfasser wohl selbst kaum anregen. Zweck der Lektüre kann vielmehr nur sein, den Leser mit dem Geist selbstlosen Wohlwollens und wahrer Humanität zu erfüllen, welcher allein im Stande ist, die Eintracht zwischen Arbeiter und Arbeitgeber zu gewährleisten und die Gefahren zu bannen, welche aus dem verhängnißvollen Gegensatze dieser beiden Klassen für Staat und Gesellschaft zu entspringen drohen. Dr. H.

Gesammelte Werke von Alfred Graf Adelmann. Band I. Biographie und gesammelte Aufsätze. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Graf Adelmann, Sprößling eines alten katholischen Adelsgeschlechts, hat sich

in dem kurzen Leben, das ihm zugemessen war (er starb im 39. Lebensjahre!), als Belletrist und Politiker mit Glück schriftstellerisch versucht. Das elegant ausgestattete und mit dem Porträt des Autors versehene erste Bändchen seiner gesammelten Werke enthält eine Reihe schon früher gedruckter Essays, darunter „Die moderne Jagd nach dem Glücke", „Streiflichter auf Gesellschaft, Parlament und Literatur"; ferner „Frei von Rom! Manifest eines deutschen Katholiken", ein energischer Protest gegen den Ultramontanismus, sowie „Der edle Liberalismus und sein gefährlichster Gegner", ein scharfer Angriff auf die Fortschrittspartei. Diese Aufsätze verrathen warmes patriotisches Gefühl, doch kann ihnen der Vorwurf der Oberflächlichkeit nicht erspart werden. In allen herrscht die volltönende Phrase; Neues, Tiefes, Bedeutendes sucht man vergebens. Eine vorangeschickte biographische Skizze giebt ein Bild von der ideal angelegten und liebenswürdigen Persönlichkeit des Grafen. ph.

Zeit und Menschen. Tagebuchaufzeichnungen aus den Jahren 1863—1884. Von Feodor Wehl. Erster Band. Altona, A. C. Reher.

Nach dem Goethe'schen Recepte: „Wer Vieles bringt, wird Manchem Etwas bringen" hat der Verfasser Tagebuchnotizen, Anekdoten, Nekrologe, Briefe, Zeitungsartikel, Aphorismen u. dergl. zu einem bunten Simmelsammelsurium durch einander gemengt, das zur Kenntniß der geschilderten Zeiten immerhin ein Scherflein beitragen mag. Die erwähnten Personen gehören meist der Theaterwelt oder Schriftstellerkreisen an, und mancher charakteristische Zug wird uns in Wehl's Aufzeichnungen erhalten, der ihr Bild ergänzt und abrundet oder auch wohl in ganz neuem Lichte erscheinen läßt. So bietet das Buch nicht allein eine angenehme Unterhaltungslektüre, sondern es kann auch einen gewissen literarhistorischen Werth in Anspruch nehmen. ph.

Schauspiel und Theaterwesen der Griechen und Römer. Von Dr. Richard Opitz. Mit Illustrationen. Leipzig, Verlag des literarischen Jahresberichts (Arthur Seemann).

Dieses fünfte Bändchen der „Culturbilder aus dem classischen Alterthume" behandelt ein äußerst interessantes, aber in vielen Punkten noch nicht völlig aufgehelltes Stück antiken Lebens. Der Verfasser hat nicht nur die feststehenden Resultate der älteren Forschungen übersichtlich zusammengestellt, sondern auch zu den noch schwebenden Fragen reichliches Material mit anerkennenswerther Objectivität mitgetheilt. Die Darstellung des sehr umfangreichen Stoffes, der durch zahlreiche gute Abbildungen erläutert ist, bleibt überall klar und durchsichtig, die Sprache ist frisch und lebendig gehalten. Namentlich gilt dies auch von dem letzten Capitel, in welchem der Verfasser, über das engere Gebiet der sogenannten „Alterthümer" hinausgehend, die Theorie des Dramas im Alterthum bespricht. Das Buch ist ebenso zu empfehlen, wie die früher erschienenen Bändchen der Sammlung, welche 1. den Handel und Verkehr, 2. die Spiele, 3. die religiösen Gebräuche, 4. das Kriegswesen der alten Culturvölker behandelten. p.

Die Tracht der Culturvölker Europas. Von A. v. Heyden. (Kunstgewerbliche Handbücher. Bd. IV.) Leipzig, Seemann.

Der Verfasser, welcher zugleich mit Feder und Zeichenstift an der Entstehung des Buches betheiligt war, giebt auf 256 Seiten mit 222 Abbildungen eine klare und knappe Uebersicht der Wandlungen in Tracht und Mode von Homers Zeiten an bis zum Beginne des 19. Jahrhunderts. Im ersten Capitel beschäftigt er sich hauptsächlich mit der griechischen und römischen Kleidung, während die ägyptische, assyrische und etruskische nur gestreift werden. Das zweite Capitel behandelt das Mittelalter. Zunächst wird die byzantinische Kleidung geschildert, dann die der Völkerwanderungszeit bis zu den Karolingern. Alsdann folgt die Betrachtung der Costüme während der Kreuzzüge, das bunte phantastische Gemisch der Kleiderformen im 14. und 15. Jahrhundert; dieselben werden bis zur Herrschaft der französisch-burgundischen Mode in Wort und Bild vorgeführt. Nachdem der Autor in einem besonderen Abschnitt ein Bild der kriegerischen Ausrüstung des Mittelalters entrollt hat, geht er zur Charakterisirung der Neuzeit über, welche er in sechs Abschnitten erledigt: das 16. Jahrhundert, die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts, die zweite Hälfte des 17. und das 18. Jahrhundert, die Revolution, die Bewaffnung der Neuzeit, die Tracht der Schotten und Iren. Ein Anhang über den geistlichen und weltlichen Ornat bildet den Schluß. Das Werk bringt auch dem

Fachmann manches Neue und weicht auf Grund neuerer Forschungen vielfach von den üblichen Darstellungen der großen Costümwerke ab. Es darf seiner übersichtlichen Gestaltung und klaren Darstellung wegen willkommen geheißen werden.

p.

Neue literarische Volkshefte. Berlin, Richard Eckstein Nachfolger.

Aehnlich wie einst Lessing in seinen Literaturbriefen hat Verfasser die Form eines Briefwechsels gewählt um die neuesten literarischen Erscheinungen zu besprechen; und zwar ist es ein invalider Offizier in Berlin, der seine Gedanken mit einem deutschen Marineoffizier in Ostafrika austauscht. Wenn auch naturgemäß manches allgemein Bekannte vorkommt, so ist doch der Standpunkt neu und interessant; auch wird man vielen Urtheilen, z. B. dem über Wildenbruchs „Quitzows", zustimmen können. Was in der Ankündigung versprochen ist, eine vornehme, völlig unparteiische Haltung, ist in den ersten Heften erfüllt, namentlich auch in dem dritten, welches die französischen, nordischen und deutschen Dichter der Gegenwart nach ihrer Stellung zum gesellschaftlichen Leben betrachtet.

rj.

Elf Jahre Balkan. Erinnerungen eines preußischen Offizieres aus den Jahren 1876—87. Breslau, J. U. Kern.

Je aufmerksamer die ganze Welt die Vorgänge auf der Balkanhalbinsel verfolgt, je näher für uns die Gefahr liegt, daß Unruhen, welche dort ausbrechen, uns einen Krieg mit Rußland bringen, um so werthvoller müssen die Aufzeichnungen eines Mannes sein, der elf der ereignißreichsten Jahre nicht als Zuschauer, sondern in thätiger Theilnahme dort zugebracht hat. 1876 Offizier im serbischen Heere, im folgenden Jahre bei den Türken, dann Adjutant beim Statthalter von Ostrumelien, endlich im Dienste des Fürsten von Bulgarien, hat der Verfasser doch sein deutsches Herz bewahrt und betrachtet die Ereignisse auch nach ihrer Bedeutung für unser Vaterland. Das Buch ist fesselnd geschrieben, und manche Dinge, namentlich das Auftreten der russischen Offiziere und das Leben der Räuber im Rhodopegebirge, kamen uns so romanhaft vor, daß wir sie nicht glauben würden, wenn uns der Verfasser nicht wiederholt versicherte, daß er nur erzähle, was er selbst erlebt hat. Militärisch gebildete Leser werden auch an den Schlachtenschilderungen, die den Berufssoldaten verrathen, ihre Freude finden.

rj.

Der Rhapsode der Dimbovitza. Lieder aus dem Dimbovitzathal, aus dem Volksmund gesammelt von Helene Vacaresco; in's Deutsche übertragen von Carmen Sylva. Bonn, Emil Strauß.

Helene Vacaresco hat diese Lieder auf den väterlichen Gütern gesammelt, aus dem Munde der Bäuerinnen, in Spinnstuben, bei der Ernte, bei den Todten, an den Wiegen, von Zigeunern und Wahrsagern. Durch die Uebertragung in's Deutsche sind sie der Weltliteratur zugeführt worden, wofür wir Carmen Sylva zu großem Danke verpflichtet sind. Freilich theilen wir die Ansicht der königlichen Dichterin nicht, daß das Laienpublikum denselben großen Geschmack abgewinnen dürfte; der Schwerpunkt der Bedeutung dieser Volkslieder ist unseres Erachtens vielmehr ein wissenschaftlich literarischer, da sie einen Beitrag bieten zur Kenntniß des Volkscharakters eines uns noch wenig bekannten Volksstammes.

Die Lieder sind fast alle reimlos, ihre Grundstimmung ist schwermüthig und düster. Sie gehören einem Volke an, welches unter Jahrhunderte langer Knechtschaft das Lachen verlernt zu haben scheint.

mz.

Zur Biographie Pestalozzis. 4. Theil. Von H. Morf. Winterthur, Ziegler.

Mit diesem Bande schließt das vor 26 Jahren begonnene, in pädagogischen Kreisen sehr beifällig aufgenommene Werk ab. Verfasser hat mit großem Fleiße die Quellen gesammelt, die über das Leben Pestalozzis und die Geschichte seiner Anstalt vom Jahre 1805 an Auskunft geben, und läßt sie zum großen Theile selbst sprechen, so daß der Leser sich ein eigenes Urtheil bilden kann. Allerdings leidet darunter die Einheit der Darstellung einigermaßen.

rj.

Die Mannheimer Bühnenbearbeitung des „Götz von Berlichingen" vom Jahre 1786. Nach dem Mannheimer Soufflirbuch mit Einleitung zum ersten Male herausgegeben von Dr. Eugen Kilian. Mannheim, J. Bensheimer.

Wie sehr auch das Goethe'sche Erstlingsdrama gleich bei seinem Erscheinen bewundert wurde — an eine Aufführung des gegen alle Gewohnheiten der damali-

gen deutschen Bühne revoltirenden Stückes hatte damals weder der jugendliche Dichter gedacht, noch hielten die meisten Leser und Kritiker sie für möglich. Dennoch wurde der „Götz" schon 1774 in Berlin, bald darauf in Hamburg, sodann 1786 in Mannheim und Frankfurt a. M. aufgeführt, ohne daß Goethe selbst etwas dazu gethan hätte, welcher vielmehr erst seit 1804 den Götz, und zwar mehrfach in verschiedener Weise, für die Bühne bearbeitet hat.

Ueber die Beschaffenheit der bei jenen ersten Aufführungen gebrauchten Texte war man bisher nur ganz ungenügend unterricheet. Es ist daher höchst erfreulich, daß Dr. Kilian das 1786 in Mannheim nnd dann auch in Frankfurt gebrauchte Soufflirbuch aufgespürt und herausgegeben hat. Die im Ganzen geschickte, obwohl manchmal recht einschneidende Thätigkeit des Bearbeiters (vermuthlich des Regisseurs J. L. Rennschüb) hat der Herausgeber in der Einleitung gut charakterisirt.

dr.

Lord Byron. Drama in einem Vorspiel und 3 Aufzügen. Von Rudolf Golm. Wien, M. Breitenstein.

Unter den Versuchen, die Gestalt Byrons für das Drama zu gewinnen, dürfte der Golm'sche der talentloseste sein. Daß der Verfasser die Chronologie der Ereignisse in Byrons Leben behufs dramatischer Concentration in einer Weise umstürzt, welche den Biographen Byrons Elze schaudern machen würde, wollten wir ihm gerne als ein Recht des dramatischen Dichters hingehen lassen, wenn er verstanden hätte, durch Aufopferung der äußeren Wahrheit die innere zu erhöhen. Die Gestalten sind Schemen — Byron selbst nicht ausgenommen —, der schärfer hervortretende Jeffrey, das eigentlich dramatische Agens, ein unglaubhafter Theaterbösewicht. Auch die Form ist mangelhaft. Die 5füßigen Jamben sind aus Nachlässigkeit oder Willkür mit 4- und 6füßigen durchsetzt. Elisionen wie in Krit'ker für Kritiker, das sich mehrfach, an einer Stelle sogar in drei aufeinander folgenden Versen findet, wirken geschmacklos.

ow.

Im Lande des Goldes. Dramatisches Zeitbild in fünf Aufzügen von Curt Abel. Freiburg, F. E. Fehsenfeld.

Curt Abel, der uns schon durch sein vor kurzer Zeit erschienenes Buch „Offiziere ohne Epauletten" bekannt geworden, läßt sein nicht unbedeutendes Talent in diesem Werke in einem neuen Lichte erscheinen. Er hat augenscheinlich Land und Leute des Goldlandes Californien selbst studirt: seine Schilderungen tragen durchaus den Stempel der Wahrheit und sind mit der Feder eines scharfen, geistreichen Beobachters und genauen Menschenkenners gezeichnet. Glücklich getroffen sind die deutschen Offiziere und Studenten, die ihr Glück in der neuen Welt suchen, sowie die Amerikanerin Miß Mackay, die verkörperte Emancipation. Es fehlt diesem dramatischen Zeitbild weder an echt moderner Weltauffassung noch an einem wohlthuenden Hauche edler Menschenliebe. Nur der Sprache gebricht es noch an Durchbildung; hier hätte der Verfasser etwas mehr feilen können. Doch wird dem Werke die verdiente Anerkennung nicht versagt werden.

ps.

Nubia. Erzählung von Richard Voß. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Dieses neueste Werk von Richard Voß muthet uns ungemein sympatisch an. Nicht nur der sonnige Himmel Italiens, unter dem sich die Erzählung abspielt, trägt sein Theil dazu bei; auch die ganze Art in der hier Künstler- und Volksleben dargestellt ist, und die Ausführung der einzelnen Züge ist durchaus maßvoll und frei von der Unruhe, welche dieses Dichters Schöpfungen sonst meist eigen war. Die Gestalt der „Nubia" selbst, der Heldin dieser Erzählung, erhebt sich wie ein hellbestrahltes Marmorbild über die gewöhnlichen Romanheldinnen unserer Zeit. Keusch und rein waltet sie im Hause, streng und anmuthend zugleich ist ihr ganzes Wesen, gefeit allen Verführungen gegenüber. Die Einzelheiten der Handlung analysiren wir nicht, um dem Leser die Freude an dem Werke nicht zu schmälern, das mit verständigem Sinn und offenem, warmem Herzen gelesen sein will.

ps.

Weshalb? Neue Novellen von Adalbert Meinhardt. Braunschweig, Georg Westermann.

Adalbert Meinhardt ist einer der feinsinnigsten Novellisten der Gegenwart; die drei Novellen, welche der vorliegende Band enthält, sind dichterisch und psychologisch gleich werthvoll. Die erste derselben behandelt das Problem, wie schwer, ja wie fast unmöglich es ist, das Seelenleben eines anderen Menschen ganz zu verstehen und zu begreifen; mit außerordentlichem Geschick läßt der Verfasser dabei nationale Unterschiede mitwirken, den Gegensatz zwischen

ernstem, norddeutschen Wesen und leichtem Wiener Blut. Auch die beiden anderen Erzählungen sind äußerst ansprechend in ihren Motiven; Form und Behandlung befriedigen selbst den gewähltesten Geschmack. mz.

Die Verheiratheten. Zwölf Ehegeschichten von August Strindberg. Aus dem Schwedischen übersetzt von H. Ortenburg. Budapest, G. Grimm.

A. Strindberg ist einer der bedeutendsten Vertreter der realistischen Schule des Nordens. Echt zolaisch sind diese Ehegeschichten, und wenn auch in ihnen ein gut Stück Wahrheit und richtige Lebensauffassung zu finden ist, so können dieselben doch gefährlich auf jugendliche Gemüther wirken, die der packende Titel anziehen dürfte. ps.

Fantasio. Geschichten und Lebensbilder. — **Pumpanella.** Ein Buch für geistreiche Leute, die abseits gehen. Von M. G. Conrad. Leipzig, Friedrich.

Beide Bücher sind für die Richtung und Haltung der „jungdeutschen" Schriftsteller bezeichnend. Sie enthalten Plaudereien feuilletonistische Skizzen, Gespräche, Essay's über alles Mögliche: Literatur, Politik, Colonialpolitik, Theater, Kunst, Musik, Naturalismus, sociale Frage, Professorenroman, Richard Wagner u. s. w. Im „Fantasio" sind auch drei Geschichten frei nach Zola enthalten, welche an Stilhärten und groben Flüchtigkeiten nichts zu wünschen übrig lassen, im Uebrigen aber nichts von Zola'scher Kraft und Genialität haben. Die Essays zeigen Conrad als belesenen Schriftsteller, den man gerne plaudern hört, wenn man auch oft über eine schiefe Ansicht, Flüchtigkeit und Oberflächlichkeit den Kopf schütteln muß. ss.

„Die rothe Laterne." Roman von Ewald August König. 2 Bände. Breslau, S. Schottlaender.

Es wird uns mit diesem Romane ein nachgelassenes Werk des dahingeschiedenen Schriftstellers dargeboten, welches beweist, daß August König, der doch immerhin ein Alter von fast 60 Jahren erreichte, bis zu seinem Tode im Schaffen sich gleich geblieben ist. Ja, die uns vorliegende, vielleicht seine beste Schöpfung ist so unterhaltend und spannend geschrieben, wie nur seine gelungensten früheren Werke es waren. Der gesunde Realismus der Schilderung läßt uns völlig den trockenen Ton vergessen, der allerdings auch hier des Schriftstellers Art ist. Ueber die geschickt erfundene criminalistische Combination hinaus interessiren uns die frappant lebenswahren Schilderungen von Menschen und Verhältnissen, so daß wir meinen: Ewald August König hat sich gerade mit diesem seinem letzten Buche ein dauerndes Denkmal errichtet! W.

Cyllene. Historische Erzählung von Henry Sueyd. In's Deutsche übertragen von Ludmilla Reynolds. 2 Bde. Breslau, S. Schottlaender.

Ob wohl der Verfasser mit der für den Umfang des Buches außergewöhnlichen Bezeichnung „Erzählung" andeuten wollte, daß es ihm mehr um die historische Staffage und die Darstellung des Geistes einer bestimmten Zeit zu thun war, als um das Walten seiner Dichtkunst? Gleichviel — die Erzählung „Cyllene" enthält viel Schönes und Bedeutendes und ist zur Lectüre bestens zu empfehlen. Sie führt den Leser in die Zeit der hochgehendsten Kämpfe des sieghaften Christenthums gegen die Götterlehre der Römer. Einzelne Figuren treten in plastischer Charakteristik vor uns; mit lebhaftesten Farben, wirkungsvoll und Stimmung gebend, ist das Zeitcolorit geschaffen, und jene uralten und ewig jungen treibenden Mächte, die Liebe und der Haß, haben ergreifende Darstellung gefunden. Vor Allem aber interessirt uns die Gestalt der Heldin Cyllene, der Tochter des Stoikers Cethegus, voll echtester Weiblichkeit, liebreizend und muthig zugleich; ihre Gestaltung allein legt ein vollgültiges Zeugniß von der Dichterkraft Henry Sueyds ab. Die Uebersetzung ist ihrer Aufgabe trefflich gerecht geworden. W.

Im Schlößchen. „Cyane" von M. Corvus. Breslau, S. Schottlaender

Beide Novellen erachten wir als Unterhaltungslectüre im besten Sinne. Sie sind stofflich interessant und in leichter eleganter Sprache geschrieben. Ob der Dichter sich wohl bewußt war, daß die erste Erzählung: „Im Schlößchen" ganz unwiderstehlich an Schillers „Menschenfeind erinnert? W.

Zu häßlich! Roman eines Kindes von Eugen Salinger. Breslau, S. Schottlaender.

Die kleine rührende Geschichte wirkt in ihrer schlichten Einfachheit wahrhaft herzergreifend. Sie behandelt den grausamen Conflict eines heißen, liebesbedürftigen Herzens in einer äußeren Miß-

gestalt und endigt mit dem selbstgewählten Tod jenes Unglücklichen, als ihm unwiderleglich zum Bewußtsein gebracht wird, daß ihm durch eine Laune der Natur für immer versagt bleiben würde, was seinen begünstigten Mitmenschen ungesucht entgegenkommt. Besonders bewundern wir das dichterische Feingefühl des Verfassers in der Schilderung des Seelenlebens der Kinder und des heranwachsenden Jünglings. mz.

P. K. Roseggers Ausgewählte Werke. Pracht-Ausgabe. Mit 600 Illustrationen von A Greil und A. Schmidhammer. In 75 Lieferungen, Lexikon-Octav à 50 Pf. Wien, A. Hartleben.

Die Hefte 40 bis 56 dieser Ausgabe von P. K. Rosegger's Werken beschließen deren dritten Band, welcher das „Buch der Novellen" enthält, darunter: „Der Waldstreit", „Der Baumnarr", „Der Zehrkäfer", „Der Herrensepp", „Die Pfingstnacht" und andere bewährte Schöpfungen des beliebten Autors. Unter dem Gesammttitel „Sonderlinge aus dem Volke der Alpen" folgen sodann ausgewählte Charakterbilder, in denen Rosegger, der gottbegnadete Schilderer des Volkslebens in den Alpen, so recht in seinem Elemente ist. Die stimmungsvolle Erzählung „Wie der Obersteirer Hochzeit hält" schließt den Band ab. r.

Rudolf Schmidt's Novellen. Deutsch von M. v. Borch. (Nordische Bibliothek. Bd. II). Berlin, S. Fischer.

In allen diesen Novellen — mit Ausnahme der „beiden Pastoren" — steht jedesmal eine Frau im Mittelpunkte der Handlung, soweit man von einer solchen reden kann; denn zum Theil sind sie, wie „Die Kammerherrin" und „Beide Pastoren", vorwiegend Charaktergemälde, und zwar mit stark satirischer Färbung. Während die beiden ersten Erzählungen: „Die Kammerherrin" und „Die Wittwe" in ihren Sujets etwas gesucht sind und in der realistischen Ausführung im Einzelnen an französische Muster erinnern, sind die beiden letzten „Ein glückliches Ehepaar" und „Eine Roseubraut" sehr einfach in Erfindung wie Darstellung. In der Mitte — räumlich wie ästhetisch — stehen „Die Schwiegertochter des Bischofs" und „Beide Pastoren". Der Verfasser ist ein scharfer Beobachter, der die Schwächen der menschlichen Natur durch alle Hüllen anscheinender Vortrefflichkeit durchschaut und ironisch aufdeckt. In einer Weise, die jede künstlerische Wirkung zerstört und in dem Leser nur Widerwillen erzeugt, geschieht dies in der ersten Erzählung, in welcher eine auf hoher geistiger wie gesellschaftlicher Stufe stehende Frau, die mit Dichtern und Künstlern ästhetische Fragen tractirt, sich schließlich als die heimliche Buhlin eines tief unter ihr stehenden Menschen, eines taubstummen Tischlers entpuppt! Dagegen liegt den beiden folgenden Erzählungen eine tief sittliche Anschauung zu Grunde, die trotz verzwickter und unliebsamer Einzelheiten in ergreifender Weise zum Durchbruch kommt. Entsagungsvolle, strenge Selbstzucht übende Frauencharaktere, wie sie uns hier entgegentreten, scheint der Verfasser mit Vorliebe zu schildern, und hierfür zeigt er eine ungewöhnliche, tiefe Wirkungen erzielende Begabung. ow.

Auteurs modernes. Un petit cours littéraire pour la jeunesse par H. Gotthelf. Stuttgart, J. Engelhorn.

Das Büchlein bietet gut gewählte kleine Erzählungen moderner Schriftsteller wie Joseph Beetal, Ernest Daudet, Pierre Decourcelle u. A. Befremden wird es viele, auch Sacher Masoch unter den französischen Jugendschriftstellern zu finden. Der von ihm gelieferte Beitrag geht freilich keineswegs über den Rahmen des Büchleins hinaus; dagegen hätte die Herausgeberin bei der biographisch-literarischen Skizze des Autors etwas mehr Zurückhaltung beobachten können. Die Jugend, für welche diese kleinen Erzählungen berechnet sind, mit der Idee des „Vermächtnisses Kains" bekannt zu machen und so paradoxe Ideen wie die von der Liebe als einem Kampfe der beiden Geschlechter zu berühren, ist zum Mindesten höchst überflüssig. Die Biographieen dürfen insofern Anspruch auf Zuverlässigkeit machen, als ihnen eigene Angaben der Autoren zu Grunde liegen. ow.

Steeple-Chases. Novellen von Hans Hermann. Breslau, S. Schottlaender.

Schon die Ueberschriften der drei in dieser Sammlung vereinigten Erzählungen („Hindernisse" — „Reugeld" — „Ausgebrochen") deuten auf ein kühnes und verwegenes Reiterleben hin. Die Männer und Frauen, welche uns hier begegnen, sind freie und stolze Naturen, die beim Jagd- und Rennsport nicht nur die Kräfte des Leibes, sondern auch alle edelsten Eigenschaften des Charakters geschult haben und

fähig sind, die „Hindernisse" der Lebensbahn zu überwinden oder ihnen standhaft und ungebeugt zu erliegen. Das gesellige Leben der Offizierskreise und der aristokratischen Grundbesitzer ist mit einer Lebendigkeit und Frische erfaßt, welche erkennen läßt, daß der Verfasser — oder sollte es eine Verfasserin sein? — diese Verhältnisse aus eigener Anschauung kennt. Oeiters, am meisten in der zweiten Novelle „Ausgebrochen", zeigt sich auch in ergötzlicher und doch stets feiner Humor. Jeder, der für die in diesen Novellen berührten Lebenskreise Verständniß hat, wird sie mit Interesse lesen. O.

Aus den Fluthen des Lebens. Novellen von Luise Ernesti (M. von Humbracht). Breslau und Leipzig, S. Schottlaender.

Die Novellen sind zuerst für Familienblätter verfaßt und können zur Lectüre für junge Mädchen empfohlen werden, da sie ohne die Phantasie durch Ueberschwänglichkeit zu überreizen, Anregung und Unterhaltung mannigfaltiger Art gewähren. Im Anhang befindet sich die Beschreibung einer Winterfahrt in's Riesengebirge, die vielen Lust machen dürfte, die Schönheit unserer heimischen Berge auch zur Winterzeit kennen zu lernen. mz.

Die blonden Frauen von Ulmenried. Familiengeschichte aus vier Jahrhunderten von Eufemia Gräfin Ballestrem. Dresden, E. Pierson.

Die Geschichte eines thüringischen Adelsgeschlechts aus vier Jahrhunderten ist von der Verfasserin spannend und unterhaltend erzählt; nur muß sich der Leser viel Romantik und noch mehr Mystik gefallen lassen. Im Mittelalter zur Zeit der Hexenprocesse und ein Jahrhundert später während des dreißigjährigen Krieges paßt derartiges in das Colorit der Zeit; jemehr wir uns aber der neuen Zeit und nun gar der unmittelbaren Gegenwart nähern, um so befremblicher berühren uns diese Ahnungen, Prophezeihungen, Träume und namentlich der noch nach vier Jahrhunderten wirksame Fluchcheiner in ihrer Ehre beleidigten Frau, welcher allen blonden Frauen derer von Ulmenried gilt und dem letzten Freiherrn besonders verhängnißvoll wird, da mit seiner Selbstvernichtung das Geschlecht ausstirbt. Wenn wir nun auch dieser Mystik wenig Geschmack abzugewinnen vermögen, so bekennen wir doch gern, daß die Verfasserin die „Kunst zu fabuliren" im hohem Maße versteht; auch weiß sie mit richtigem Verständniß jedem Zeitalter ein charakteristisches Gepräge zu verleihen. Nur mit der neuesten Zeit ist ihr dies weniger gelungen; denn selbst wenn wir das Uebernatürliche kritiklos hinnehmen wollen, werden wir doch durch die Unwahrscheinlichkeit der geschilderten Vorgänge zur Opposition gereizt. mz.

„Sport". Roman von E. Bely. Breslau, S. Schottlaender.

Wir freuen uns stets, wenn wir einem neuen Buche von E. Bely begegnen, denn wir sind dann sicher, ein Dichtwerk kennen zu lernen, das Kraft und Muth zugleich geschaffen hat. E. Bely besitzt nicht nur ein entschiedenes Talent, sie besitzt auch jenen hohen Muth ihrer Meinung, der sich nicht scheut, eine Wunde bis in ihre Tiefe bloßzulegen. Und um eine Wunde der sogenannten Gesellschaft handelt es sich in der That in dem vorliegenden Buche, oder vielmehr noch um die Wunden, welche eben diese Gesellschaft unbarmherzig schlägt. Sport! Alles Sport heutzutage in der Gesellschaft: die Liebe und das Ansehen, das Genie und die Barmherzigkeit, die Tugend und die Unschuld! — Freilich, es klingt oft sehr bitter in dem Buche wieder; aber deutlich fühlt man heraus, wie wehe es der Dichterin selbst um das Herz ist ob der Wahrheit ihrer Schilderungen! Daß sie auch den Edelsinn in reicher Entfaltung zu zeigen versteht, das beweist ja die überaus anmuthende Gestalt der Heldin des Buches. E. Bely schafft nicht nur mit dem Geiste, sondern auch mit dem Herzen; das ist's, was ihren Büchern besonderen Reiz verleiht. W.

In der Welt verloren. Roman von F. von Zobeltitz. 2 Bände. Jena, Costenoble.

Der Roman schildert des Treiben der schweizerischen Anarchisten. Die Fabel ist recht verwickelt, aber mit Klarheit dargelegt. Die Probleme sind zwar nicht sonderlich vertieft, doch ist die Erzählung trefflich dispouirt und stets fesselnd, die Charakteristik gut gelungen. Die Personen sind effectvoll gezeichnet, die Situationen packend und interessant. Angenehm berührt die volle Sprache, welche durch einen reinen poetischen Hauch warm belebt ist. Das Buch kann mit gutem Gewissen empfohlen werden, nicht nur zum Lesen sondern auch zum Kaufen. ss.

Vier Novellen. Von Emil von Moll. Dresden und Leipzig, E. Pierson.

Die in diesen Novellen behandelten Probleme sind weder an sich neu, noch auf originelle Weise behandelt. Der Verfasser oder die Verfasserin thäte gut, sich auf das leichtere Genre zu beschränken, wie in der Erzählung „Kätzchen"; es wären dann vielleicht späterhin anmuthige Gaben zu erwarten. Für größere Aufgaben und ernstere Conflicte, wie sie die erste Novelle zu bewältigen versucht, reicht diese poetische Kraft bei Weitem nicht aus. Der Stil bedarf sorgfältiger Feile. ow.

„Der Gladiator". Roman aus der Zeit Caligulas von Wilhelm Walloth. Leipzig, W. Friedrich.

Wilhelm Walloth gebietet über eine Kunst der Darstellung, die uns oft lebhaft bewegt ihm lauschen ließ. Sein neuestes Buch aber ist fast durchweg ein ästhetischer Irrthum! Der Held selbst, Marcus, ist eine, gelinde gesagt, unsympathische Gestalt: schwächlich und feige, treulos und undankbar. Seine Jugendgeliebte, Marcella, erinnert deutlich an die Grisetten des quartier latin, nur daß sie nicht die natürliche Liebenswürdigkeit besitzt, die man bei jenen häufig finden soll. Der Freund des Marcus, der Gladiator Oalerius, ist, trotz einiger schön-menschlichen Regungen, im Grunde ein roher, sinnlicher Geselle; einzig für die Schauspielerin Pyrallis, die der Dichter, obgleich er ihre verführerische Schönheit fortwährend betont, ihrer 30 Jahre wegen für alt erklärt, die sich selbst eine Verworfene nennt, und die dennoch allein das Edle in dem Buche verkörpert, vermögen wir Theilnahme zu empfinden. Wie aber Wilhelm Walloth den Kaiser Caligula vor uns treten läßt, das überschreitet Alles, was mit der Aufgabe eines Kunstwerkes in Verbindung gebracht werden kann, und auch Alles, was innerhalb der Grenzen des guten Geschmackes liegt. Uns hat jene Darstellung und auch sonst manche Details der Schilderung nur durchaus peinlich berührt. W.

Der Pegasus. Eine tragikomische Geschichte von F. Mauthner. Dresden, H. Minden.

Gegen das üppig emporwuchernde Unkraut des unbegabten Dilettantismus geht der Verfasser scharf vor. Mit beißender Ironie und unbarmherzigem Spotte schildert er uns das Treiben jener Leute, die, ihre elenden Machwerke auf eigene Kosten druckend, die Literatur der unfreiwilligen Komik vergrößern. Man liest das Buch mit um so größerem Behagen, wenn man oft Gelegenheit hat, die Auswüchse dieser berüchtigten dilettantischen Goldschnittspoesie durchzublättern. Die Sprache des Buches erinnert uns oft an Frau Buchholz. Wirkliche Vertiefung von Charakteren hat der Verfasser in Anbetracht des Zweckes seiner Geschichte wohl gar nicht versucht; aber manche feine, treffliche Bemerkung entschädigt uns dafür und vor Allem die schier unversiegbare Quelle des Humors. Der gebildete Leser wird seine Freude daran haben. ss.

Wind und Wellen. Neue Geschichten und Bilder aus dem See- und Kaufmannsleben. Von Ph. Kniest. Oldenburg, Stalling.

Diese Geschichten schildern lebendig und anschaulich das Leben auf der See. Es fehlt dem Verfasser nicht an Talent, wohl aber an Ausreifung. Die Composition ist theilweise mangelhaft, und der Fortgang der Handlung wird vielfach durch nebensächliche Momente aufgehalten. Auch sauberere Durchfeilung des Ausdruckes wäre manchmal zu wünschen. Doch weiß der Verfasser für seinen Gegenstand und die kräftig geschilderten Personen zu erwärmen und das Interesse bis zum Schlusse wach zu halten, so daß das Büchlein eine recht angenehme Lectüre bietet. ss.

Aus der Fremde. Gedichte von Conrad Telmann. Minden, J. C. C. Bruns.

Ernste, schwermüthige, tiefmelancholische Töne, das düstere Leid des Siechthums und die bitttere Enttäuschung in der Liebe, durchklingen die Lyrik Telmans. Er schildert seine Empfindungen und Seelenkämpfe in lebhaften, ja glühenden Farben; er ergreift, aber er ermüdet auf die Dauer und man vermißt die Versöhnung mit der sittlichen Weltordnung. Es fehlt das Gepräge einer markigen, männlichen Kraft, welche es auf sich nimmt das Geschick zu ertragen. Diese ewigen Klagen berühren am Ende doch peinlich, trotz der vollendeten Formenschönheit und der gesättigten Sprache. Einzelne Gedichte, wie z. B. die „Heimatslieder" und die kleineren Epen und Balladen sind ganz ausgezeichnet. Rhythmische Härten sind uns ebenso selten begegnet, wie unglücklich gewählte bildliche Aus-

drucksweisen und Spuren bekannter Lyriker. Das Buch ist eine sinnige schöne Gabe und ernsterer Beachtung durchaus würdig. ss.

Buch der Liebe. Von Max Hochstädt. Berlin, Kempner.

Ein Fonds wahrer leidenschaftlicher Empfindung, dazu jugendliches Renommiren, etwas kokette Sinnlichkeit, eine Dosis Heinescher Ironie — das sind die Hauptingredienzen dieser Liebeslyrik, die auch in der häufig epigrammatischen Zuspitzung und im Tonfall den Einfluß des „ungezogenen Lieblings der Grazien" verräth. Die Gedichte sind inhaltlich wie formell sehr ungleichwerthig; in manchen spricht sich ein freilich noch nicht abgeklärtes Talent aus, dem aber strenge Selbstzucht und Selbstkritik anzurathen ist. Wenn bei neunzig unter hundert Gedichtsammlungen heute die Ausstattung das Werthvollste ist, so macht das vorliegende Büchlein eine Ausnahme, da das äußere Gewand desselben gar zu dürftig ist. ow.

Deutsche Kaiserlieder von Albert Möser. Dresden u. Leipzig, G. Klemm.

Auch der gute Zweck, für den dieses Buch bestimmt ist, rechtfertigt das Erscheinen nicht, da die Gedichte weder nach ihrem Inhalt, noch in der Sprache, noch auch im Versbau an den Durchschnitt heranreichen. R. J.

Vor Tagesanbruch. Roman von Eugen Salinger. Berlin, Otto Janke.

Auf dem culturgeschichtlichen Hintergrunde der Abschaffung der Leibeigenschaft in Rußland, unmittelbar nach dem Regierungsantritt Kaisers Alexander II., spielen sich die Ereignisse ab, welche den Inhalt dieses Romanes bilden. Wir können demselben viele Vorzüge nachrühmen; in erster Reihe genaue Kenntniß der damaligen Zustände und des russischen Volkscharakters, so wie anschauliche Darstellung aller Strömungen und Gegenströmungen, die sich in schroffstem Gegensatz gegenüberstanden. Auch die Fabel des Romans flößt Interesse ein und bekundet die Begabung des Verfassers für die Schilderung psychologischer Vorgänge, deren Charakteristik durch nationale Eigenthümlichkeiten ein besonders scharfes Gepränge aufweisen Aber diese Vorzüge werden erstickt in einer geradezu unerträglichen Weitschweifigkeit und einer Unbeholfenheit der Diction, die dem Buche zum Schaden gereichen dürfte. Wir bedauern, daß der Verfasser durch solche Mängel der Technik seine vielen Vorzüge in den Schatten stellt. mz.

Gedichte von L. Rafael. Mit Einleitung von Felix Dahn. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Eine bessere und würdigere Recension als die schönen Verse, welche Dahn dem Büchlein beigegeben hat, kann Niemand schreiben. Der „Weihekuß des Schönen" ruht auf diesen Gedichten, welche, den reichen Kreis menschlicher Freuden und Leiden durchmessend, in edler Form ernsten Inhalt würdig gestalten. Die Verfasserin (denn augenscheinlich rühren die Gedichte von einer Dame her!) beherrscht die metrischen Formen mit vollendetem Tactgefühl, und die Sprache hält sich von Ueberschwänglichkeit wie von gereimter Prosa gleich fern; sie ist getragen von dem Strome eines reichen dichterischen Empfindens. Wir hoffen auf baldiges Wiedersehen mit diesem erfreulichen Talente! ss.

Aus dem Süden. Neue Gedichte von Stephan Milow. Stuttgart, Adolf Bonz & Co.

Diese Sammlung enthält nur wenige halbwegs das Mittelmaß der Goldschnittlyrik erreichende Gedichte; die meisten sind gereimte glatte Prosa und dazu noch recht unbeholfen, voller rhythmischer Härten und sprachlicher Nachlässigkeiten. Schade um die hübsche Ausstattung des Büchleins! ss.

Illustrirter Führer durch Ober-Italien. Mit den Alpentouren in der Carnia, im Codore und in den Sette comuni; den Alpenseen (Garda-, Iseo-, Como-, Lecco-See und Lago maggiore) und der Riviera. Von J. Oberosler. Mit 60 Illustrationen, 11 Karten 8 Stadtplänen und Reisekarte. Wien, A. Hartleben.

Dieses schön ausgestattete Reisewerk, dem sich später noch zwei selbständige Bände: „Mittel-Italien" und „Süd-Italien mit Sicilien" anschließen sollen, nimmt nicht nur auf die Sehenswürdigkeiten der einzlnen Städte, sondern auch auf die Naturreize und Sehenswürdigkeiten ihrer Umgebungen Bedacht; auch enthält es detaillirte Beschreibungen der lohnendsten Bergtouren sowie der oberitalienischen Seen. Es wird den Besuchern Italiens als nützlicher und thatkräftiger Rathgeber zur Seite stehen.

Deutsche Schlachtendenkmäler. (Deutsche Zeit- und Streitfragen 50/51.) Von Jansen. Hamburg, Verlagsanstalt.

Der Verfasser hat eine große Menge Schlachtfelder bereist und die Beobachtung gemacht, daß die Denkmäler meist nicht an den bedeutsamsten Punkten errichtet sind und auch nicht genügende Auskunft geben. Dem gegenüber stellt er allgemeine Grundsätze für die Errichtung und Aufstellung auf und wendet dieselben auf die Schlachtfelder von Metz und Leipzig an. Die Einleitung des lesenswerthen Büchleins bildet ein Schreiben Moltkes an den Verfasser. R. J.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Adamy, R., Architektonik des Mittelalters. Band II. Abthlg. 3. Hannover, Helwing.

Alanus. Die Heilung der Schwindsucht auf diätischem Wege. Berlin, M. Breitkreuz.

Berg, L., Gottfried Keller oder Humor und Realismus. Berlin, Brachvogel & Ranft.

Berger, W., Aus stillen Winkeln. Novellen. Berlin. Gebr. Paetel.

Blum, H., Geheimnisse eines Vertheidigers. Berlin, Gebr. Paetel.

Bogler, Ph., Erzählungen aus dem Wiener Wald. Danzig, C. Hinstorff.

Bormann, E., Das Büchlein Komm mit mir! 7. Aufl. Min. Ausg. Leipzig, E. Bormanns Selbstverlag.

Brandt, M. G. W., Caroline Perthes, geb. Clandius. Vierte Auflage. Gotha. F. A. Perthes.

Brennwald, A., Am Vierwaldstätter See. Malerische Ansichten. 32 Aquarellen nach Original-Aufnahmen. Unter Mitwirkung von W. Grothe herausgegeben von Fr. Schleicher. Luzern, J. Fr. Schleicher u. Co.

Briefe von Goethes Mutter an die Herzogin Anna Amalie. Neu herausg. u. erläutert von R. Heinemann. Mit zwei Bildnissen. Leipzig, Verl. d. litterarischen Jahresberichts.

Bruno, Giordano, Reformation des Himmels (lo spaccio della bestia trionfante). Verdeutscht und erläutert von Ludwig Kahlenbeck. Leipzig. Renner & Rocco.

Cölln, E. v., Odovakar, ein Charakterbild aus der Völkerwanderung. Danzig, C. Hinstorff.

Daudet, A., Numa Roumestan. Autoris. Uebers. a. d. Französischen. 2 Bd. (Engelborns allg. Roman-Bibliothek. V., 25. 26). Stuttgart, J. Engelhorn.

Deutsche Encyklopädie. Lieferung 33—35. Berlin, Wiegand & Grieben.

Dreher, E., Der Hypnotismus, seine Stellung zum Aberglauben und zur Wissenschaft. Neuwied, Heuser'e Verlag.

Ebner-Eschenbach, M. v., Ein kleiner Roman. Zweite Auflage. Berlin, Gebr. Paetel.

Hack, D., Arabesken & Grotesken. Einfälle in Vers und Prosa. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Helimund, G., Anthari-Sage. Leipzig, Verlag des litterar. Jahresberichts.

Ein Stück Leben. Blätter der Erinnerung an eine Entschlafene. Gotha, F. A. Perthes.

Kirchhoff, A., Länderkunde von Europa. Lief. 68. 69. Prag u. Leipzig, F. Tempsky.

Langen, M., Ihr und ich. Lieder und Gedichte. Köln u. Leipzig, Albert Ahn.

Merbot, Dr. R., Forschungsweisen der Literaturwissenschaft, insbes. dargelegt an den Grundlagen der Liedertheorien. Frankfurt a. M. C. Koenitzer.

Meyer, O., Culturgeschichtliche Bilder aus Göttingen. Linden-Hannover, C. Menz.

Morf, H., Zur Biographie Pestalozzis IV. Theil: Blüthe und Verfall des Instituts zu Yverdon. — Pestalozzis letzte Lebenstage. Winterthur. Geschw. Ziegler.

Möbius, P. J., Rousseau's Krankheitsgeschichte. Leipzig, F. C. W. Vogel.

Möser, A., Singen und Sagen. Neue Gedichte. Vierte Sammlung. Hamburg, Verlagsanstalt.

Müller-Bohn, H., Graf Moltke. Ein Bild seines Lebens und seiner Zeit. Lief. 6. Berlin. P. Kittel.

Müller-Guttenbrunn, A., Gescheiterte Liebe. Ein Novellenbuch. Leipzig, Wilh. Friedrich.

Pfundheller, H. Peter von Cornelius u. d. campo santo in Berlin. Berlin, Woidmann.

Polybiblion. Revue bibliographique universelle. Aout 1889. Paris, 2 et 5 rue St.-Simon.

Preußische Jahrbücher, Bd. LXIV, Heft 3. Berlin, G. Reimer [enthält S. 306—344 einen sehr lesenswerthen Aufsatz von P. Caner über „formele Bildung" auf Gymnasien].

Prieger, E., Echt oder Unecht? Zur Lucas-Passion. Berlin, C. F. Conrad.

Proclus, Joh., Der heilige Amor. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Revue de l'enseignement des langues vivantes. Aout 1889. Directeur-gérant A. Wolfromm, professeur. Havre, 9 rue Casimir-Périer.

Rosenzweig, A., Der politische und religiöse Charakter des Flavius Josephus. Berlin, Stahr'sche Buchh.

Schmidt, M., Gesammelte Werke. Bd. 10. „Der Primiziant", „Die Pfingstel-Braut", „Die Schergelgeiger". Leipzig, A. G. Liebeskind.

Titze, August, Kriegstagebuch eines einjährig-freiwilligen Ulanen aus dem Feldzuge 1870 bis 71. Rathenow, Max Babenzien (A. Haase.)

Willatzen, P. J., Nordlandsharfe. Ueberblick über die neuere Lyrik des Nordens in Uebersetzungen. Bremen, M. Heinsius.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

KARLSBADER
Natürliche Mineralwässer

1889er. Frische Füllung. 1889er.

Täglicher Versand

Quellen
und
eren Wärmegrade.

prudel . .	58[20]	R
ühlbrunn .	40	=
chlossbrunn	41[8]	=
heresienbrunn	47[1]	=
enbrunn . .	47[3]	=
arktbrunn .	34[5]	=
lsenquelle .	47	=
iserKarls-Qa.	33[4]	=
iserbrunn.	39[1]	=

Karlsbader
TRINKKUR
im
Hause

Quellen-Producte.

KARLSBADER
Sprudel-Salz
pulverförmig
und
krystallisirt.

KARLSBADER
Sprudel-Seife.

KARLSBADER
Sprudel-Pastillen.

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad i/Böhmen
sowie durch
alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

"SECURUS JUDICAT ORBIS TERRARUM."

Apollinaris

NATÜRLICH
KOHLENSAURES MINERAL-WASSER.

Die Füllungen am Apollinaris-Brunnen (Ahrthal, Rhein-Preussen) betrugen im Jahre 1887

11,894,000

und im Jahre 1888

12,720,000

Flaschen und Krüge.

THE APOLLINARIS COMPANY, LIMITED,
LONDON,
UND REMAGEN A. RHEIN.

Band 51. — Heft 152.
November 1889.

November 1889.

Inhalt.

Seite

Auguste Hauschner in Berlin
Magdalena. Novelle. 155

Heinrich Ehrlich in Berlin.
Giuseppe Verdi 197

Erich Marcks in Berlin.
Ludwig XIV. und Straßburg 221

August Schmarsow in Breslau.
Nikolaus und Johannes von Pisa 234

Karl Gjellerup in Dänemark.
G-Dur. Eine Kammermusik-Novelle 245

Ernst II., Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha.
Leopold I., König der Belgier 275

Hedwig Bender in Eisenach.
Die erste deutsche Uebersetzung von Giordano Bruno's Reformation des Himmels 281

Bibliographie. 285
Moderne Kunst (mit Illustration).

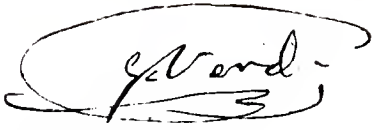
Bibliographische Notizen. 287

Hierzu ein Portrait von Giuseppe Verdi.
Radirung von L. Kühn in Nürnberg.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd" Breslau.
Siebenhufenerstr. 25.



Verlag von S. Schottländer in Breslau.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

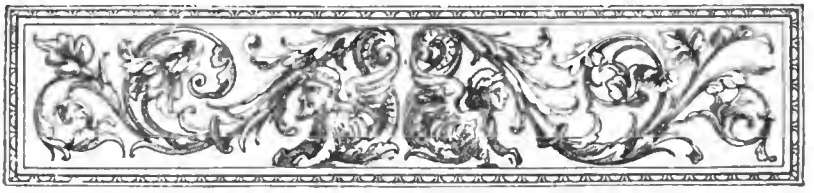
von

Paul Lindau.

LI. Band. — November 1889. — Heft 152.

(Mit einem Portrait in Radirung. Giuseppe Verdi.)

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.



Magdalena

Novelle.

Von

Auguste Hauschner.

— Berlin. —

Und so mögen die trostlose Wittwe, die liebenden Verwandten sich an dem Gedanken aufrichten, daß es ein Wiedersehen giebt. Ein Wiedersehen im Geiste, wo sie abgestreift ist die irdische Hülle, mit ihren Fehlern und Schwächen, — ein Wiedersehen in Jesu Christo! Sein Name sei gepriesen, in Ewigkeit. Amen!"

Der Prediger schwieg. Noch ein Schlußvers des Chorals, der die Trauerfeier eingeleitet — dann wurden die Balken, die, über das offene Grab gelegt, den Sarg trugen, hinweggezogen. Langsam senkte er sich in die Grube. Die Stricke ächzten unter der Last, die Erde fiel abbröckelnd, mit dumpfem Geräusch auf den Metalldeckel. Ein jäher Ruck — der Sarg war in der Tiefe angelangt. Rasch füllte sich die gähnende Oeffnung. Die Freunde traten heran, jeder warf eine Hand voll Erde hinab und begleitete den letzten Gruß mit einem leisen Wort.

Die trauernde Wittwe, eine schlanke Gestalt, von ihrem schwarzen Schleier ganz eingehüllt, stand am Grabesrand und blickte hinab. In Gedanken oder tiefen Schmerz so versunken, daß sie beinahe das Gleichgewicht verloren hätte, und hinabgestürzt wäre. Ihr Schwager sprang herbei, und legte den Arm um sie. Aber sie hatte sich schon wieder zurechtgefunden. Mit einer abwehrenden Bewegung gegen ihn, und einem letzten Blick auf den sich mählich wölbenden Hügel, wandte sie sich mit langsamen Schritten zum Gehen. Allein, wie sie gekommen war, verließ sie den Kirchhof.

Die anderen Leidtragenden sahen sich fragend an. Der Aufenthalt auf dem Friedhof hatte nichts Verlockendes. Ein feiner Regen, den der Herbstwind in schrägen Streifen vor sich herpeitschte, drang erkältend durch Mark und Bein. Die frühe Dämmerung hüllte die Marmorkreuze und Trauerweiden in ein düsteres Grau und dünne Nebel schwebten gespenstisch durch die Gänge. So überließen sie es denn fremden Händen das Grab mit den mitgebrachten Kränzen zu schmücken, und folgten der Vorangegangenen in das Trauerhaus, wo für die nächsten Verwandten ein Imbiß vorbereitet war.

Das Cranz'sche Haus, am Marktplatz gelegen, und nach dem Schild über der Ladenthür „Zum weißen Bären" genannt, war eines der ältesten im Städtchen Remburg. Zwischen zwei neue Gebäude gezwängt, schien es der Anlehnung an die rüstigen Nachbaren zu bedürfen. Die Verzierungen an dem hohen Giebel waren lückenhaft; die Dachrinne, in phantastische Löwenköpfe auslaufend, sandte bei Regenwetter von ihrem Ueberfluß stetige Tropfen herab, die den Stein vor der Eingangsthür bereits ausgehöhlt hatten, und die Eintretenden zu ausweichenden Sprüngen zwangen. Aber die Stufen, das Eisengitter der Straßentreppe, der Thürklopfer und die Klingel glänzten in tadelloser Sauberkeit, und aus den altersgeschwärzten Mauern leuchteten die blinkenden Fenster, mit den blüthenweißen Gardinen, wie ein Paar helle Augen aus einem verwitterten Matronenantlitz. Im Erdgeschoß, in dem sich die Geschäftsräume befanden, waren, des Todesfalls wegen, alle Läden geschlossen. Die braune, schiefgetretene Holztreppe trug noch den Teppich, der sie bei feierlichen Gelegenheiten schmückte, und auf dem sandbestreuten Steinfußboden des weißgetünchten, mit hohen Eichenschränken bestellten Vorflurs, waren die Spuren zahlreicher Fußtritte sichtbar.

In dem viereckigen, nach dem Hofe gelegenen Speisezimmer brannte die Messinghängelampe. Sie beleuchtete die großgeblümte Tapete, die vergilbten Kupferstiche, das gradlinige Buffet mit seinem Schmuck von unechtem Porzellan, Vasen und Milchglasbowlengläsern, — den ledernen Sorgenstuhl mit der gehäkelten Schutzdecke in der Fensternische, und die hochlehnigen Rohrsessel, die den Tisch umstanden. Ueber die Tafel war eine rothe Damastdecke gebreitet. Eine dickbäuchige Kaffeekanne, der wohlriechende Rauchwolken entstiegen, thronte in der Mitte, umgeben von altmodischen, lückenhaft vergoldeten Tassen, und appetitlichen Kuchen und Weißbroden. Für die Herrn stand in einer Ecke Glühwein und belegtes Butterbrot.

Mit einem Gefühl aufathmender Behaglichkeit setzte sich die Trauergesellschaft um den gedeckten Tisch. Die Wirthschafterin, Fräulein Reckhausen, eine untersetzte Person mit einem rothen Gesicht, schänkte den Kaffee ein. „Trinken Sie, so lange er heiß ist," sagte sie zu der Schwester des Verstorbenen; „auf dem kalten Kirchhof konnte man sich rein das Fieber holen, und der Kummer zehrt auch am Menschen."

„Ja wohl," seufzte die Angeredete, Frau Inspector Wulkow, eine

magere Frau, mit schwarzgefärbten Haaren, die sie in gepufften Scheiteln über den Ohren trug, stechenden Augen und einem boshaft geknissenen Mund. „Mir ist, als hätte man mich inwendig ausgenommen, so leer und kalt. Es ist auch zu hart einen Bruder zu verlieren, und so ein goldenes Herz, wie mein Albert hatte.“ Und sie tauchte ein Stück Semmel tief in die braune Flüssigkeit in ihrer Tasse.

„Na, was das goldene Herz anbetrifft,“ brummte ihr Mann, ein Riese mit kurzgeschorenem, viereckigem Schädel und einem mächtigen Gebiß, das eben das dritte Butterbrod vertilgte. „Man soll den Todten nichts Böses nachsagen; aber für uns hatte er verteufelt wenig übrig.“

„Das war einzig und allein die Schuld seiner Frau,“ zischte seine Ehehälfte, mit einem Blick nach dem Nebenzimmer; „die hatte ihn ja ganz unter dem Pantoffel, die hochmüthige Person.“

„Und wie sie sich heute wieder benommen hat,“ mischte sich Fräulein Anna Wulkow, das älteste, stark verblühte Inspectorstöchterchen, in's Gespräch; „unerhört! Allein zum und vom Friedhof gefahren, was gegen alle Sitte ist! Und nicht ein Wort hat sie mit uns Allen gesprochen!“

„Der Schmerz um den verlorenen Ehegatten,“ begütigte Frau Gutsbesitzer Klenzig, die Tante des Hauses, eine wohlbeleibte Dame, mit einem fettig glänzenden Gesicht unter der schwarzen Spitzenhaube.

„Das ist doch Ihr Ernst nicht?“ knurrte Wulkow. „Die und Schmerz! Hochmuth ist es, reiner Hochmuth! Wir sind ihr nicht fein genug, der gnädigen Prinzessin.“

Frau Klenzig wog nachdenklich den silbernen Kaffeelöffel in der Hand. „Ob Albert wohl ein Testament gemacht hat?“ flüsterte sie Fräulein Reckhausen zu.

Gespannt lauschten die Anderen. „Ich weiß es nicht,“ bekannte die Gefragte. „Der Justizrath war wohl ein paar Mal hier, aber Herr Cranz haben sich nie darüber geäußert.“

„Es wäre himmelschreiend, wenn er seine Geschwister nicht bedacht hätte,“ grollte Frau Wulkow; „aber das traue ich ihr schon zu, dieser Person.“

„Sieh doch Mama, was ich gefunden habe!“ So unterbrach Martha, die jüngere Tochter, das Gespräch. Sie hatte während der Unterhaltung der Anderen im Zimmer umhergestöbert. Die Tante Cranz mit ihren abweisenden Manieren war für sie stets der Gegenstand des höchsten Neides, — ihr Haus, in das die Familie nie geladen wurde, das interessanteste Studium gewesen. In einer Ecke des Büffets hatte sie jetzt eine Visitenkartenschaale entdeckt, und in den verstaubten Kärtchen gewühlt. „Sieh doch, wer hier Alles verkehrt hat! Stadtrath Webers, Director Sublanz — und auch Künstler! — Der Maler Gebel, Fräulein Amanda vom Stadttheater“ —

„Schmarotzer, die meinen armen Bruder aufgegessen haben,“ eiferte die Mutter.

„Das hatte in den letzten Jahren ganz aufgehört," beschwichtigte die Wirthschafterin. „Herr Cranz war stets ein Freund der Ruhe. Nur seiner jungen Frau zu Liebe, der er ja jedes Opfer brachte."

„Was er nur an ihr gefunden hat," fragte Anna, „an der rothblonden Hopfenstange."

„Eingebildet und dabei arm wie eine Kirchenmaus," ergänzte ihr Vater.

„Wenn ich noch an den Tag seiner Verlobung denke," — Frau Wulkow sprach undeutlich, denn sie kaute eben ein großes Stück Apfelkuchen — „so dreht sich mir das Herz im Leibe um."

„Mir ist es wie heute," stimmte Fräulein Reckhausen zu. „Ich sitze hier am Fenster und stopfe die Tüllgardinen aus der guten Stube. Da kommt Herr Cranz herein, und läuft in allen Ecken umher, als suche er Etwas, stellt sich dann plötzlich vor mich hin und sagt: Fräulein Reckhausen, ich habe mich eben verlobt — mit der Tochter von Frau Blank. Aber unser Verhältniß ändert sich dadurch nicht. Im Gegentheil, ich werde Ihre Unterstützung noch nöthiger brauchen, denn meine Braut ist noch so zart und unerfahren."

„Eine nette Unerfahrenheit," höhnte der Inspector, „die war mit allen Hunden gehetzt!"

„Es hätte mich eigentlich nicht überraschen sollen," fuhr die Erzählerin fort. „Seitdem Frau Blank in unserem Haus wohnte, war Herr Cranz ganz verändert. Aber ich war wie mit Blindheit geschlagen. Erst später fiel es mir ein, wie oft ich ihn mit Fräulein Magdalena plaudernd auf der Treppe getroffen; daß er die Miethsquittung stets selbst in den dritten Stock trug, und daß er sich auch einen neuen schwarzen Rock hatte machen lassen und drei weiße Westen."

Die ganze Gesellschaft lauschte gespannt dem interessanten Vortrag, und bemerkte nicht den Eintritt des einzigen Bruders des Verstorbenen, des Doctor Hubert Cranz, der an den Tisch trat, ein Glas Wein hinunterstürzte, und dann, mit auf dem Rücken gekreuzten Armen, in der Stube auf und ab schritt.

„Verliebt wird sie sich wohl nicht in ihn haben," spöttelte Wulkow.

„Ein ungleiches Paar," meinte auch Frau Klenzig, die Tortenkrümel auf ihrem Schooß sammelnd. „Wenn ich an den ersten Besuch denke, den sie bei uns machten! Den ersten und den letzten. Sie hat uns den Bruder entfremdet, sie hat kein Herz. Und wer weiß, hätte sie ihn nicht eingefangen, er lebte vielleicht noch, der gute Albert!"

Hubert trat an den Tisch. — „Glaubt Ihr sein Andenken zu ehren, indem Ihr seine Wittwe verlästert?" rief er. „Und Sie, Fräulein Reckhausen, thäten auch besser Ihre Herrin nicht zu schmähen. Ihre Unerfahrenheit kam nur Ihnen zu Gute. Und — auch ohne Magdalene Blanks Verführungskünste, Sie wären doch nie die zweite Frau Cranz geworden!"

Wie eine Schaar aufgescheuchter Sperlinge stoben die Angeredeten auseinander. Ein böser Blick der Frauen traf den Arzt, aber sie verstummten. Erst als er das Zimmer verließ, rückten sie enger zusammen, um das unterbrochene Gespräch im Flüsterton wieder aufzunehmen.

Doctor Cranz trat in das Nebenzimmer, die „gute Stube", in welcher der Sarg aufgebahrt gewesen war. Die rothen Plüschmöbel standen noch alle in einer Ecke zusammen; auf dem Fußboden lagen Tannenzweige und abgerissene, weiße Blüthen. Ein widriger Geruch von Chlor, Moschus und welken Blumen erfüllte den Raum, den eine Lampe nur nothdürftig erhellte.

Erst nach einigen Secunden erkannte Hubert seine Schwägerin, die in der Fensternische in einem Sessel lehnte. In demselben Anzug noch in welchem sie den Kirchhof verlassen. Den Hut hatte sie neben sich auf den Tisch gelegt, das Cachemiretuch war ihr von den Schultern geglitten, und schleifte an der Erde. Hubert konnte nicht unterscheiden, ob sie schlafe, oder mit halbgeschlossenen Augen träume.

„Du wirst Dich erkälten, Lena," sagte er nähertretend, indem er sich bemühte den rauhen Klang seiner Stimme zu dämpfen. „Du solltest Dich umziehen und etwas Warmes genießen."

Die junge Frau schreckte auf. Doch als er nach ihrem Tuch griff, um es ihr wärmer um die Schultern zu legen, stand sie rasch auf, mit derselben abwehrenden Bewegung, wie vorher, als er sie vom Grabe hinwegriß. „Ich bin in der That angegriffen," antwortete sie mit leiser Stimme, „ich werde mich niederlegen." Und langsam, mit müden Schritten durchschritt sie das Gemach, den feuchten Kleidersaum nach sich ziehend.

Sie durchschritt einen engen Gang und trat in ihr Zimmer. Da warf sie Hut und Tuch von sich, verschloß die Thür mit Schlüssel und Riegel, trat dann in die Mitte der Stube und streckte beide Arme in die Höhe, wie ein Mensch, der eine schwere Last niedergelegt hat.

Frei! sie war frei! Die Ketten waren gefallen, die sie seit Jahren gedrückt hatten. Sie war nicht mehr abhängig von den Launen und Wünschen eines Anderen. Sie gehörte sich selbst an, ihre eigene Herrin!

Sie schaute um sich: Hier war ihr eigenstes Reich!

Die neugierigen Augen ihrer Nichten hätten hier mehr von ihrer Eigenart ausspüren können, als in den ausdruckslosen Wohnräumen. So gut es ihre künstlerische Unkenntniß, und die Sparsamkeit des Gatten erlaubt, hatte sie sich hier ein behagliches Nest gebaut. In einer Nische, durch blaßblaue Cretonnevorhänge fast verdeckt, stand ihr Bett. Davor, auf einem selbstgestickten Teppich mit Rosenmuster, ihre Sammetpantoffeln. An das Fenster, das nach dem Hof ging, über die niedrige Mauer jedoch in grüne Gärten blickte, war ein lehnenloser, mit nachgemachter, persischer Decke überbreiteter Divan gerückt. Darüber an der Wand ein Bücherschränkchen. Davor ein Tisch mit allerlei Tand, einem Fächer, Metallbüchsen, Glas-

flaschen mit wohlriechenden Wassern. Auf dem blumendurchwirkten Teppich, der einen großen Theil des Fußbodens bedeckte, standen niedrige, blaubezogene Möbelstücke in absichtlichem Durcheinander. Dazwischen ein Schaukelstuhl aus gebogenem Holz, ein Blumentisch mit künstlichen Blattpflanzen. Den kleinen Schreibtisch schmückten französische Bisquitfiguren, und aus einer bunten Vase auf schwarzem Sockel erwuchs ein mächtiges Makartbouquet. Ihr Lieblingsplatz jedoch, von ihr mit besonderer Sorgfalt geschmückt, war ihr Kamin. Ihre ganzen Ersparnisse hatte seine Anschaffung verschlungen. Die Umrahmung von unechtem Marmor, das Spiegelglas, das ihn, in hellblauer Einfassung, krönte, die zierlichen Messinggegenstände, Holzkorb, Zange, Blasebalg, die seine Flammen anfachten und unterhielten. Vor Allem aber das mächtige schwarze Bärenfell, das sie davor gebreitet, und das ein Paar weiche Kissen leicht zum bequemen Lager wandelten!

Heute prasselten die Scheiter hell auf und ihr Licht mischte sich mit dem matteren Schein der rosaverschleierten Hängelampe. Dicht vor der Gluth, durch einen gestickten Ofenschirm vor der Hitze geschützt, stand ein niedriges weißgedecktes Tischchen, mit Theegeschirr. Lena erkannte die Hand ihres Mädchens Dore, das mit rührender Treue an ihr hing, und dem allein sie die Sorge um ihr kleines Heim anvertraute. Sie streifte rasch die schwarzen Gewänder ab, wusch Hände und Gesicht mit duftendem Wasser und zog einen weißen Flanellschlafrock über. Dann zündete sie die Spirituslampe unter dem Kessel an, goß das kochende Wasser auf die Theeblätter in der zierlichen Kanne und stellte eine Tasse Thee neben sich auf die Erde.

Auf das Bärenfell gestreckt, die Arme hinter dem Haupt gekreuzt, starrte sie in die Flammen.

Sah sie in den Gluthen Gestalten der Vergangenheit aufsteigen?

Die immer klagende, abgehärmte Mutter und sich selbst? Das achtzehnjährige, hochaufgeschossene Mädchen, mit den unzufriedenen, begehrlichen Gedanken unter den rothblonden Locken? Gedachte sie des Tages, da sie, von einem Besuch zurückgekehrt, die Mutter zum ersten Mal freudestrahlend fand? Kaufmann Cranz, der Besitzer des Hauses, in dessen drittem Stockwerk sie zwei bescheidene Stübchen bewohnten, hatte um Lenas Hand angehalten. Welches Glück! Wie würden sie alle Bekannten beneiden!

Erinnerte sie sich, mit welchem Stolz sie, die kaum erblühte Jungfrau, ihre Hand in die des alternden Mannes legte, der ihr Vater sein konnte? Wie freudig sie das „Ja" vor dem Altar sprach? Es brachte ihr ja Alles, wonach sie sich so lange gesehnt hatte: eine geräumige Wohnung, schöne Kleider, Dienstboten, ein sorgenloses, arbeitsfreies Leben." —

Es dauerte Jahre, ehe ihr all der neue Besitz ganz gleichgültig wurde. Ein Aufenthalt in der Hauptstadt, in der ihr Mann, von seinen Geschäften in Anspruch genommen, sie der Führung seiner Freunde überließ, trug dazu bei sie aus dem Zustand behaglicher Zufriedenheit aufzurütteln. In die klösterliche Stille ihres Heims zurückgekehrt, glaubte

sie plötzlich zu fühlen, daß sie bisher nur vegetirt habe, und daß ihre Wunschlosigkeit nichts gewesen war, als Unkenntniß des Wünschenswerthen!

Damals versuchte sie Bekanntschaften anzuknüpfen, ihre Häuslichkeit zu beleben.

Aber ihr Gatte sah scheel zu diesen Aenderungen. Er war an gleichmäßige Lebensweise gewöhnt und konnte sich zu einer anderen nicht mehr bequemen. So gab Lena ihre Aenderungsversuche bald auf. Ihre neuen Freunde schienen ihr bei näherer Bekanntschaft ohnehin nicht interessant genug, um für ihre Erhaltung zu kämpfen. Die alte Stille zog wieder in ihr Haus ein. Nichts schien verändert, und doch war sie eine ganz Andere geworden!

In ihrer Seele war etwas erwacht, das sich nicht wieder beruhigen wollte. Eine Unbefriedigtheit ein Sehnen — ganz anderer Art als das ihrer Mädchenjahre, das nur den praktischen Dingen des Lebens gegolten! Es fehlte ihr an Beschäftigung, um die innere Unruhe zu betäuben. Die Leitung der Wirthschaft ruhte in Fräulein Reckhausens Hand, und öffentliche Wohlthätigkeit interessirte sie nicht.

Sie schmeichelte ihrem Manne die Erlaubniß ab, sich ihr Zimmer einrichten zu dürfen. Kein Fremder sollte es betreten. Wie eine verzauberte Prinzessin erschien sie sich darin. Stundenlang regten sich die geschickten Finger zum Schmuck der eigenen Person. Nach ihren Modebildern schuf sie Hüte, Häubchen, Kleider, in denen sie oft kein anderes Auge sah, als das eigene. Wenn sie des Abends, nach der letzten Partie Piquet, den Gutenachtkuß ihres Mannes hingenommen, flüchtete sie in ihre Einsamkeit.

Stundenlang las sie französische Romane, in denen unverstandene Frauen lebten und liebten. Und dann trat sie wohl vor den Spiegel, löste die goldenen Haare, entblößte die weißen Schultern und fragte sich, ob sie nicht auch werth sei angebetet, begehrt zu werden? Warum es ihr bestimmt sei ihre Jugend zu vertrauern, ihre Schönheit ungesehen verblühen zu lassen?

Und in phantastische Gewänder gehüllt, deren Schnitt sie selbst ersunden, streckte sie sich auf das Bärenfell, blickte in die flackernden Holzscheite, und träumte!

Nicht von Liebe, — nur von leidenschaftlicher Bewunderung, von glänzendem Leben, rauschenden Vergnügungen!

Immer brennender wurde die Sehnsucht nach der Verwirklichung dieser Träume. Oft, wenn sie sich mit ihrem Mann im alltäglichen Gespräch unterhielt, äußerlich das Bild vollkommenster Seelenruhe, hätte sie am Liebsten aufgeschrieen: „Schon wieder ein Tag vorbei, ein Tag verloren! Meine Jugend schwindet; ich will leben, genießen!"

Ihr Mann merkte nichts von Lenas Doppelleben. In seinen Augen war sie ja, im Besitz von Allem, was eine Frau beanspruchen kann, vollkommen glücklich. An ihre kühle, träge Gleichgültigkeit hatte er sich

gewöhnt und hielt sie für ihr innerstes Wesen. Ueberdies war er, in Folge eines plötzlich hervortretenden Herzleidens rasch gealtert und kränkelte häufig, bis ihn eine starke Erkältung auf das Krankenlager warf, — von dem er sich nicht wieder erheben sollte.

Lena, wohl um die Stimme in ihrem Innern zu betäuben, pflegte ihn mit pünktlicher Pflichttreue. Mit einer grauen Schwester theilte sie die Nachtwache. Es war in der Nacht vor seinem Tod, als sie aus leichtem Schlummer, zu dem sie in den Lehnstuhl zurückgesunken, von der Stimme des Gatten geweckt wurde.

„Verzeih, mein Kind, daß ich Deine Ruhe störe, Du mußt sehr müde sein.“ Und er legte seine fleischlose, matte Hand auf ihre kühlen, weißen Finger.

„Ich fühle, es geht mit mir zu Ende. Bald kann ich vielleicht nicht mehr sprechen und ich hätte Dir noch so viel zu sagen.“

Er sah sie lange an, wie sie vor ihm stand, im weißen Nachtgewand, die blonden Flechten vom Schlaf gelöst, die Wangen leicht geröthet.

„Wie schön Du bist, Lena! Schöner noch, als an jenem Tage, da ich Dir zum ersten Male auf der Treppe begegnete.“ Er seufzte. „Du bist sehr jung, zu jung, um allein in der Welt zu stehen, Lena! Aber ich weiß, Du bist ernst und verständig. Und Hubert wird Dir zur Seite stehen. An ihn wende Dich in allen Fragen des Lebens!“

Er konnte nicht weiter sprechen, ein Hustenanfall erstickte ihn beinahe. Zur Erleichterung seiner Athembeschwerden war eine besonders starke Morphiumdosis nöthig. Sie beruhigte ihn — aber aus dem Schlaf, in den sie ihn versenkte, erwachte er nicht mehr zu klarem Bewußtsein.

* * *

Die Träumerin am Kamin war eingeschlafen. Laute Stimmen auf dem Gang schreckten sie auf.

„Adieu, liebes Fräulein,“ hörte sie die fette Stimme der Tante Klenzig sagen, „empfehlen Sie uns der Hausfrau. Es war nicht sehr höflich von ihr, uns ohne eine Wort des Abschieds zu verlassen!“

„Mit gemeinen Leuten, wie wir sind, macht man keine Umstände,“ höhnte der Fabrikinspector. Und seine Frau fügte hinzu: „Sie ist wirklich unerhört, diese Ungezogenheit.“

Aber Schwager Hubert schnitt ihr die Rede ab. „Seid Ihr noch nicht fertig mit Lästern, dann macht es außerhalb des Trauerhauses ab.“ Die Thür fiel zu; sie waren gegangen.

Ein verächtliches Lächeln umspielte die Lippen der Lauscherin. Sie hatte stets eine grausame Freude daran gefunden, die Verwandten ihres Mannes zu beleidigen. Sie fand sie ungebildet und boshaft. Und konnte sie den Verkehr nicht haben, den sie wünschte — einen unerwünschten ließ sie sich nicht aufdrängen. Ihr Mann, nur mit losen Banden an seine

Familie geknüpft, nöthigte sie nicht dazu. Nur mit seinem Bruder Hubert machte er eine Ausnahme. Trotz der schroffen, abweisenden Kühle der Schwägerin, war Hubert stets ein häufiger Gast des Cranz'schen Hauses gewesen. Lena konnte ihn unmöglich seinen Angehörigen gleichstellen. Zu oft hatte ihr Mann ihr erzählt, mit welchem eisernen Fleiße Hubert sich die reichen Kenntnisse angeeignet, die ihn zu einem der gesuchtesten Aerzte gemacht hatten; auch von Charakterzügen, die von des Bruders rauher, aber gerechter Güte sprachen, berichtete er mit Vorliebe.

Trotzdem wuchs Lenas Abneigung gegen den ungern gesehenen Schwager von Jahr zu Jahr. Der geheime Groll, der sich, mühsam bewacht, in ihrem Herzen mehrte, wandte sich weniger gegen den alternden, schwachen Gatten, als gegen den scharfen, ironischen Hubert. Sie haßte seine durchdringenden Blicke, die ihre verborgensten Gedanken zu lesen schienen; sie haßte das spöttische Lächeln, mit dem er ein neues Kleid, eine kokette Haartracht an ihr betrachtete, deren Erfindung ihr ein paar müßige Stunden verkürzt hatte. Sie haßte die unverhohlene Verachtung, mit der er ihre Romane, wenn sie sich einmal in das Wohnzimmer verirrten, bei Seite warf; sie haßte die sarkastische Galanterie, mit der er ihre Schwächen geißelte — ihre Eitelkeit demüthigte. Und an ihn hatte sie der Verstorbene gewiesen! O, über den Scharfblick der Männer! Mit besonderer Genugthuung wollte sie gerade seine Hilfe schroff zurückweisen! — —

* * *

Am Tage nach der Beerdigung ihres Mannes fühlte sich Lena krank. Die anstrengende Krankenpflege, und eine Erkältung auf dem Kirchhof hatten ihr ein leichtes Fieber zugezogen. Es war ihr ein willkommener Vorwand allein zu sein, alle neugierigen lästigen Besuche abzuweisen. Sie verlebte eine wonnige Woche trägen Hinträumens, von keiner Pflicht gestört.

Wie ein Kätzchen rollte sie sich in ihrem Bett, an ihrem Kamin zu behaglichem Ruhen zusammen, von ihrer Dore gepflegt und gehätschelt. Sie dachte nichts, sie plante nichts — sie fühlte sich müde und abgespannt und doch innerlich beruhigt; war sie doch frei und Herrin ihrer Zukunft! Auch ihren Verwandten, ihnen vor Allen, war ihre Thür verschlossen geblieben.

Aber heute, vierzehn Tage nach Alberts Tod mußte sie mit ihnen zusammentreffen. Das Testament sollte verlesen werden, ihre Anwesenheit wurde dringend verlangt.

Sie erschien im letzten Augenblick.

In ihren Trauergewändern, mit den ruhigen Bewegungen und den undurchdringlichen, bleichen Zügen, stach sie vornehm ab von den lauten aufgeregten Menschen, die sich in dem kleinen Bureau des Justizraths Sefon zusammendrängten. Mit stummem Gruß, ohne die ausgestreckten Hände der sie begrüßenden Verwandten zu beachten, zog sie sich in eine

Ecke zurück, und hörte, unter dem herabgelassenen Schleier, die Verlesung des Aktenstückes an. Sie war die Universalerbin, „als Dank für die glücklichen Jahre, die ich mit ihr verlebte," so stand es in dem Testamente des Gatten. Die ärmeren Verwandten waren mit kleinen Legaten bedacht, die wohlhabenden gingen ganz leer aus.

Es war keine große Erbschaft. Das Geschäft des Verstorbenen hatte unter dessen Kränklichkeit gelitten, die letzten Jahre hatten Verluste gebracht, und der Haushalt war für die Verhältnisse der kleinen Stadt kostspielig gewesen. Siebzigtausend Mark baares Vermögen waren bei dem Berliner Banquier in guten Papieren deponirt. Aber das Haus war stark belastet; das zurückgegangene Geschäft brachte kaum einen Ueberschuß.

Lena war nicht habsüchtig. Nur Mittel zum Zweck war ihr das Geld. In ihrer Unerfahrenheit schien ihr diese Summe baaren Geldes unerschöpflich. Glänzende Luftschlösser bauten sich in ihrer Phantasie auf, während ihre Verwandten, zornig flüsternd, ihre Entrüstung nicht verbargen.

Die Verlesung des Testamentes war beendigt. Die Wittwe erhob sich, um das Zimmer zu verlassen. Da vertrat ihr Hubert den Weg.

„Ich muß Dich für ein paar Minuten belästigen," sagte er mit seiner scharfen Stimme; „darf ich bitten?" — Und er öffnete, einen Blick mit dem befreundeten Justizrath tauschend, die Thür zu dessen Privatzimmern.

Lena mußte sich fügen, aber ihr ganzer Trotz erwachte. Wie eine Fürstin schritt sie an dem Schwager vorüber, setzte sich weit entfernt von ihm auf einen Lehnstuhl, und lehnte den Kopf, wie ermüdet, gegen das Polster.

Hubert ging einige Mal auf und ab, als wollte er eine Erregung niederkämpfen. Dann fuhr er sich durch das buschige, ergrauende Haupthaar und sagte mit demselben schneidenden Ton wie vorhin:

„Ich habe vergeblich gesucht Dich in Deiner Wohnung zu sprechen, ich wurde stets abgewiesen."

„Ich war krank," kam es hochmüthig von Lenas Lippen. Er warf einen raschen Blick auf ihre feinen, blassen Züge.

„Ich wollte Dich nicht mit verwandtschaftlichen Gefühlen belästigen. Nur eine Pflicht glaubte ich erfüllen zu müssen. Dein Mann hat auf seinem Sterbebett die Sorge um Deine Zukunft in meine Hände gelegt."

Lena warf abweisend den Kopf zurück.

„Ich weiß es, Du theilst seinen Wunsch nicht; ich weiß auch," seine Stimme klang stahlscharf, „Du bedarfst meiner Fürsorge nicht. Aber ich muß doch versuchen mein Wort zu halten, ich muß Dich doch ein Mal fragen: Was gedenkst Du zu thun?"

Die junge Frau hatte sich aufgerichtet. Mit unverhohlener Abneigung blickte sie den Sprecher an.

„Mein armer Bruder ist nicht ohne Sorge gestorben. Er fürchtete seiner geliebten Frau die Zukunft nicht genügend geebnet zu haben. Den Unterhandlungen, die er begonnen, um das Geschäft vortheilhaft zu verkaufen,

hat der Tod ein Ende gesetzt. Auch das Haus muß schleunigst veräußert werden. Es ist alt und wird von Jahr zu Jahr werthloser. Ich habe Albert mein Wort gegeben, mich redlich zu bemühen, Dir aus Beidem noch eine kleine Rente zu verschaffen. Aber es wird schwer halten, und vor der Hand wirst Du Dir eine andere Wohnung suchen, ein Mädchen entlassen müssen. Die Zinsen von 70000 Mark reichen auch in unserer kleinen Stadt nicht weit."

Lena biß sich die Lippen wund, um ihre Erregung zu bekämpfen. Waren nur darum ihre Ketten gefallen, um neuen, noch schwereren Platz zu machen? Sollte sie wieder einen neuen Herrn anerkennen müssen? Anstatt des alternden Gatten — den eisernen, herrschsüchtigen Schwager? Sie richtete sich zu ihrer vollen Höhe empor.

„Mache Dir keine Mühe mit meinen Angelegenheiten. Der alte Hellwig, unser Procurist, und Justizrath Seson werden alle diese Dinge vortrefflich ordnen."

„Und Du?"

„Ich werde für's Erste reisen." Plötzlich, wie eine Eingebung, war ihr dieser Gedanke gekommen.

„Wohin?"

„Nach dem Süden. Meine Gesundheit ist sehr angegriffen, ich brauche eine Erholung."

„Allein nach dem Süden? Du bist so unerfahren —"

„Mein Mädchen wird mich begleiten."

„Und womit willst Du all die Kosten bestreiten?"

„Ist in dem Testament eine Klausel, die Dich zu meinem Vormund einsetzt? Bin ich genöthigt Dir Rechenschaft zu geben?"

„Nicht im Geringsten!" Huberts Ton gab dem ihren an kaltem Hohn nichts nach. „Es war nur eine Pflicht des Herzens, wenn Du eine Ahnung hast, was diese beiden Worte bedeuten."

„Dann sage ich Dir Adieu," antwortete sie, als hätte sie seine Worte gar nicht gehört. „Wir werden uns wohl vor meiner Abreise nicht mehr sehen."

Sie zog das Tuch fester um die Schultern und wandte sich zum Gehen. Hubert machte eine Bewegung, als wollte er ihr den Ausgang verschließen. In seinen Augen flammte es auf. Aber sie erwiderte den Blick eisig kalt, verächtlich.

„Glückliche Reise," sagte er und trat von der Thür zurück, die sich hinter ihr schloß.

* * *

Mit raschen Schritten eilte Lena nach Hause. Der Gedanke an eine Reise, der durch trotzigen Widerspruch in ihr erwacht war, gefiel ihr vortrefflich. Weg, nur weg aus dieser Stadt, von diesen Menschen! Die Welt sehen, leben, etwas erleben!

Ihre Vorbereitungen waren in wenigen Tagen beendet.

Mit dem Leichtsinn der Weltunkenntniß gab sie dem Justizrath Vollmacht über Haus und Geschäft, — der Wirthschafterin, über Geräthe und Einrichtung zu verfügen. Sie wollte nichts davon behalten, nur die Koffer, die ihre, der Trauer halber, nicht zahlreichen Anzüge enthielten.

Mit einem Creditbrief ihres Berliner Banquiers versehen, von ihrem Mädchen Dore begleitet, verließ sie leichten Herzens die Heimathstadt.

Ihr Ziel war die Riviera, die ja in so vielen der Romane, die ihre Phantasie erhitzt hatten, eine so große Rolle spielte.

Nizza — das Wort war ihr gleichbedeutend mit Vergnügen, Abenteuern — Erfolgen!

An einem trüben Decembertage kam sie in der Blumenstadt an. Kalter Wind peitschte das Meer auf und wirbelte den Staub auf der promenade des Anglais vor sich her. Auch durch Mauern und Fensterritzen drang er und machte das schlechtgeheizte Zimmer im Hotel de l'Europe, das Lena aufgesucht hatte, ungemüthlich und frostig.

Lena fieberte. Die Reiseanstrengung und das schlechte Wetter hatten sie krank gemacht. Sie mußte ihr Lager aufsuchen und sah acht Tage lang nichts von den Reizen des Südens, als die vier nüchternen Wände ihres Schlafzimmers.

Endlich hielt es sie nicht länger in der Einsamleit. Sie raffte sich auf und ging zum ersten Mal an die gemeinschaftliche Tafel des Hotels. Eine plötzliche Schüchternheit faßte sie an der Thür des Speisesaals. Am Liebsten wäre sie umgekehrt! Verlegen nahm sie ihren Platz ein und wagte erst nach einigen Minuten um sich zu sehen.

Eine Gesellschaft von ungefähr 50 Personen war in dem geräumigen Saale versammelt. Lebhaftes Gespräch schwirrte hin und her, hauptsächlich in englischer Sprache, auch etwas französisch und italienisch. Die Deutschen hatten sich in diesem Jahr von der Cholerafurcht zurückhalten lassen. Lena war in den fremden Sprachen nicht sicher genug, um an der Unterhaltnng Theil zu nehmen. Auch wurde ihr keine Gelegenheit dazu gegeben. Die blonde bleiche Frau in der dunklen Kleidung wurde nicht beachtet. So blieb es auch in den nächsten Tagen. Lena mußte die Erfahrung machen, daß ihre Trauerkleidung sie in unwillkommener Weise vor Bekanntschaften schützte. Als aber durch Dores Schwatzhaftigkeit bekannt geworden war, daß ihre Herrin vor Kurzem den Gatten verloren, den sie in langer Krankheit getreu gepflegt, da wurde sie eine zeitlang ein Gegenstand des Interesses für sämmtliche — alte Damen.

„Poor dear," flüsterten die englischen Misses. Und eine Matrone mit der dichten Wittwenhaube auf dem weißen Scheitel versuchte eines Tages ihr Trost zuzusprechen, indem sie ihre eigenen traurigen Erlebnisse mit vielen Thränen und Seufzern mittheilte. Lena wies das Vertrauen der alten Dame ziemlich schroff zurück und war in Folge dessen noch vereinsamter als vorher.

Nizza wurde ihr bald verleidet. Sie packte ihre Koffer und ging nach Monaco.

In den ersten Tagen war sie geblendet.

Der Park von Monte Carlo — wie eine phantastische, auf den Effect berechnete Theatercoulisse an das blaue Meer gerückt, entzückte sie. Das Casino mit seinem Treiben in Foyers und Lesezimmern, die goldüberladenen Spiel- und Concertsäle — das Alles muthete sie an, wie eine Seite aus einem ihrer heißen französischen Bücher!

Aber auch dort blieb die Enttäuschung nicht aus.

Lena liebte die Natur nicht um ihretwillen.

Sie sah unter den Palmen nur die Pariser Kleider der Spaziergängerinnen. Auf der reizvollen Straße, an der grauen Klippe über dem weiß aufspritzenden Meer nur die kühnen Reiter und glänzenden Fuhrwerke.

Der herrliche Sonnenuntergang, der die keck gezackten Felsen roth färbt, die Rosen durchglühte, das Wasser verklärte, und die Umrisse der Farren und Pinien märchenhaft schön gegen den klaren Himmel zeichnete, beleuchtete ihr nur die vergnügten Menschen, die plaudernd zur table d' hôte eilten; und als unbetheiligte Zuschauerin dieses heiteren Schauspiels fühlte sie sich doppelt einsam, verlassen.

Ihr fehlte die Gabe Bekanntschaften zu knüpfen. — Mit dem brennenden Wunsch im Herzen, bemerkt zu werden, zu gefallen, trug ihr Gesicht, Fremden gegenüber, den Ausdruck sprödester Zurückhaltung. Ihr haftete noch die Schwerfälligkeit der Umgebung an, in der sie bisher gelebt, und ihre Bewegungen folgten nicht ihren Gedanken.

Sie hatte noch nicht einmal zu spielen gewagt. So oft sie in die blendend erleuchteten Säle eintrat, fühlte sie sich, allen Blicken so schutzlos ausgesetzt, unsicher und kehrte wieder um.

Doch eines Abends faßte sie Muth. Ein langer Spaziergang hatte ihr Blut in Wallung gebracht; ein Blick in den Spiegel sagte ihr, daß der glitzernde Jetschmuck, mit dem sie ihr düsteres Kleid geziert, das Federbarett, mit dem sie das Crêpehütchen vertauscht, ihr gut kleide. — Mit raschem Entschluß trat sie an einem Spieltisch — und setzte!

Spielsäle sind kein Boden, auf dem die Ritterlichkeit gedeiht. Der leidenschaftliche Spieler hat nur Sinn für das rollende Gold, für die hüpfende Kugel. Aber Lenas Unkenntniß der Spielregeln machten ihren Nachbar auf sie aufmerksam.

„Madame spielen zum ersten Mal?" fragte er sie in französischer Sprache. Lena nickte.

„Ich sehe das an der Art, wie Madame setzt, auf rouge und noir zu gleicher Zeit. Das hat keinen Zweck. Gestattet Madame, daß ich ihr einige Rathschläge ertheile?"

„Ich werde Ihnen dankbar sein, mein Herr." Sie war sehr roth geworden; ihr war als seien alle Blicke auf sie gerichtet.

Der Angeredete sah sie näher an. Seine flackernden Augen musterten keck ihre Züge, ihre Gestalt, mit einem Ausdruck, der ihr wieder das Blut in die Wangen trieb.

„Was für eine Art von Weib ist das?" fragte er sich. Eine Deutsche offenbar! Das verrieth ihre Aussprache und ihr Aeußeres. Nicht pikant genug für seine erschlafften Sinne. Ohne Puder und Schminke, die Ohrenmuscheln ohne blitzenden Steine, die Büste nicht straff genug geschnürt, die Hände, wenn auch weiß und wohlgeformt, doch nicht mit genügender Sorgfalt gepflegt. — Aber immerhin fesselnd, schon durch den Gegensatz zwischen ihrem unverfälschten Erröthen und dem kühnen Spiel der Augen, denen, für seinen Geschmack, nur ein Paar Pinselstriche fehlten, um gefährlich zu erscheinen. — „Und was ist sie, eine Dame von Welt? Bah! — eine Frau ohne Begleitung im Spielsaal und im Gespräch mit dem ersten besten Herrn!"

Er rückte näher zu ihr. Sein Fuß streifte den ihren. Beim Auswerfen und Einziehen des Goldes beugte er sich über sie, und seine Hand blieb wie zufällig auf ihrer Schulter ruhen.

Sie athmete schwer. Auf ihren Lippen lag eine Zurückweisung. — Doch sie bezwang sich. Endlich ein Abenteuer. Und sie wollte den Ausgang abwarten!

Was konnte ihr auch zustoßen, inmitten von Hunderten von Menschen! Und er war ein Fremder, den sie niemals wiederzusehen brauchte! — Er sah vornehm aus. Nachlässig aber tadellos gekleidet; ein verlebtes dunkles Gesicht, sichere, wenn auch nervös unruhige Bewegungen.

„Sie haben mir Glück gebracht, Madame. Ich hatte eben auf die Farbe Ihrer unvergleichlichen Haare gesetzt; jetzt auf das Schwarz, das Ihre schöne Gestalt verhüllt — und beide Mal gewonnen! — Nun möchte ich aber verlieren! Sie kennen doch das alte Sprüchwort?"

„Ein Franzose und abergläubisch?"

„Nur in der Liebe, dieser unberechenbarsten aller Religionen."

„Was ist für einen Spieler unberechenbar?"

Sie wußte nicht, was sie sprach, ihr fiel nichts Geistreiches ein; die fremde Sprache hinderte sie. Er nahm ihre Nachsicht für ein Zugeständniß.

„Es wird heiß hier. Wollen wir nicht aufstehen und ein Wenig plaudern?"

Sie erhoben sich. Er begleitete sie zu einer Seitenbank unter dem prunkvollen Wandleuchter und ließ sich an ihrer Seite nieder.

„Erlauben Sie, daß ich mich vorstelle, Gaston de Champfleury aus Brüssel. Und Ihr Name, schönste Frau?"

„Magdalena" — sie zögerte mit einer Scheu, die halb dem bürgerlichen Klang ihres Namens galt, halb der Empfindung, daß sie ihn in dieser Umgebung nicht nennen dürfe. Er drang nicht in sie.

„Madeleine — das ist entzückend. Ich fürchtete schon, Sie würden Gretchen heißen."

„Wieder ein Aberglaube!"

„Nur Ihre Schuld. Warum sind Sie so bloud und erröthen so reizend? Aber ich ziehe Madeleine bei Weitem vor. — Ein Name, der so angenehme Aussichten bietet! Madeleine, die unbußfertige, noch nicht zum Wüstenleben geneigte, nicht wahr? Da ist jede Sünde, die man mit ihr begeht, noch eine gute That, die sie dem Himmel näher bringt!"

Er neigte sich vor, und sah ihr voll und begehrlich in die Augen.

Die Antwort wurde ihr erspart. Denn ein Herr und eine Dame, die an dem zweiten Spieltisch gesessen hatten, näherten sich ihnen.

Gaston erhob sich, verließ Lena mit einem kurzen „Pardon!" und trat auf das Paar zu.

„Tiens Gaston, mit einer neuen Eroberung?"

„Riecht nach Provinz, he?"

„Sie verspricht. Ich bin im Begriff, sie zu bilden. Mäßige Dich etwas, Blanche, und verscheuche sie mir nicht!"

„Man wird es versuchen. — Was für Faxen um so eine Gans!" —

„Darf ich Ihnen meine Freunde vorstellen?" sagte Gaston zu Lena. „Baronin Blanche de Montigny; Alphonse de Montigny, ihr Schwager aus Paris — Madame Madeleine" — — er murmelte etwas, das als Zunamen gelten konnte.

Die Neuangekommenen setzten sich, die Baronin neben Frau Cranz. Sie lehnte den üppigen, von dunkelgrünem, goldgesticktem Atlas straff umspannten Oberkörper gegen die Polster, und kreuzte die Beine, daß die hochstelzigen Goldkäferschuhe unter dem Saum hervorschauten.

„Ob Madame schon lange in Monte Carlo sei?" fragte sie in näselndem Ton, das Lorgnon an die schwarzumränderten Augen haltend, und die junge Frau von oben herab betrachtend. „Und ob sie auch die Gesellschaft so gemischt finde, so spießbürgerlich, so mauvais genre! Sie zöge vor, morgen nach Cannes zurückzukehren, auf das Schloß ihrer Freundin, der Gräfin Bellecour."

Und während Lena, halb eingeschüchtert, keine Antwort wußte, drehte sich die Dame um und rief mit ganz verändertem Ton:

„Sieh' nur die lange Henriette, hat die wieder einen Gimpel gefangen! Und gestern hatte sie nicht auf die Nacht. Die Männer müssen blind sein, stockblind."

Sie unterbrach sich plötzlich, murmelte etwas von „unerträglichem Zwang" und stand auf.

„Waren das Pariser Manieren?" fragte sich Lena, „oder war die Fremde das, wonach sie aussah?"

„Es ist heute wirklich auffallend voll," sagte Gaston. „Wollen wir nicht einen kleinen Spaziergang machen und erst zurückkehren, wenn es leerer geworden?"

Er hüllte seine Nachbarin in ihren Mantel, und führte sie aus dem

Saal. Sie fühlte sich unbehaglich und zugleich erregt, gereizt. Prickelnde Neugierde erfüllte sie. Ihr war, als träume sie, mit dem Bewußtsein jeden Augenblick erwachen zu können.

Sie stiegen die Treppe hinab. Vor ihnen ging das Paar Montigny. Die Baronin schürzte ihr Kleid hoch auf, so daß das feine Bein im schwarzen Seidenstrumpf zwischen einem Gewirr von Spitzen hervorsah.

„Welch eine herrliche Nacht," flüsterte Gaston. „Dunkel und verschwiegen! Wie geschaffen für Liebesglück."

Sie wich etwas zurück, worauf er den Freunden zurief: „Nicht so schnell, wir verlieren Euch sonst. Laßt uns in die Anlagen gehen, wir wollen Madame die reizenden Heckenrosen zeigen, die heute Abend aufgeblüht sind."

Er zog seine Gefährtin mit sich fort. In den kiesbestreuten Gängen des Palmengartens war es still. Gegen den Lichtkreis, den die Gaslaternen um sich verbreiteten, erschien die Finsterniß noch schwärzer. Wie schwach umrissene Schatten sahen die einzeln Spaziergänger aus. Man hörte das Rauschen seidener Kleider, das Klirren neumodischer Armbänder, gedämpftes Plaudern, leises Kichern. Die blühenden Pflanzen mischten ihren Duft mit dem Geruch von französischen Parfums. — — Lenas Herz klopfte, — ihre Begleiter waren verschwunden. Sie stand mit Gaston allein im Dunkel der Nacht.

„Wie die Rosen duften," flüsterte er ihr zu. „Wäre es heller, Sie könnten sie blühen sehen, rosig und lockend wie Ihr Mund. Wissen Sie, daß Sie reizend sind, Madeleine, und daß ich Sie anbete?" Sie fühlte seinen heißen Athem auf ihren Lippen.

Da riß sie sich los, und ehe der Ueberraschte zu sich kam, war sie über die Straße hinweggestürzt, in die offene Thür ihres Hotels, die Treppen hinauf.

Sie hörte den Fremden hinter sich herrufen: „Madame — Madeleine, fliehen Sie doch nicht" — sie hörte ihn in das Hotel eintreten, und über das Treppengeländer gebeugt, suchte sie zu verstehen, was er mit dem Portier verhandelte. Er fragte wohl nach ihrem Namen, nach ihren Verhältnissen, denn sie hörte ihn höhnisch auflachen.

„Eine Unschuld vom Lande also, die nicht den Muth ihrer Gelüste hat, bah," — er schnippte mit dem Finger, „es hätte sich wohl auch nicht der Mühe gelohnt."

In ihrem Zimmer warf Magdalene sich zornig auf ihr Bett. Pfui, was für ein häßlicher Anfang! Das war nicht die Art, wie sie in die Welt eintreten wollte! Sie weinte vor Wuth, und fand in der Nacht keinen Schlaf.

Am nächsten Tage beeilte sie sich den Ort zu verlassen, an dem sie eine Wiederbegegnung mit dem Belgier fürchten mußte. Sie ging nach San Remo.

Noch ganz unter dem Eindruck ihres Abenteuers, wählte sie einen Gasthof, der wie Bädeker betonte, „ausschließlich von Familien aufgesucht wurde."

So war es auch! Wie eine große Familie lebten die Insassen zusammen.

Wie eine Familie, in der stets einige Mitglieder sich in Lebensgefahr befanden! Wie die ganze Einrichtung zeigte, die luftdicht verschlossenen Fenster, die matratzengefüllten Thüren, die mit Gummi belegten Gänge, diente das Haus hauptsächlich als Krankenaufenthalt. Und diesen Gästen zu Liebe, die jede Erregung, jeden Luftzug scheuten, war das Leben, alle Beschäftigungen und Vergnügen auf die gedämpfteste Tonart abgestimmt.

In dieser einschläfernden Luft verlebte Lena den Winter.

Anfangs hatte sie täglich an Abreise gedacht. Aber wohin? Und würde sie es anderswo besser finden? Vielleicht war die Rivierareise überhaupt ein Fehlgriff gewesen, und sie hätte besser gethan, gleich eine große Stadt zu wählen! Aber da war sie nun einmal, und so blieb sie.

Wie einst zu Hause, vergingen ihr die Tage freud- und ereignißlos, im Verkehr mit gleichgültigen Menschen. Wie zu Hause fragte sie sich oft verzweifelt: „Waren denn die Träume auf dem Bärenfell vor meinem Kamin eitle Hirngespinste? Ist mein Leben, meine Jugend dahin?"

Die Wochen vergingen. Das Frühjahr kam, und allmählich entvölkerte sich die Meeresküste. Lena ließ sich von der rückwärts weichenden Fremdenwoge mit forttragen. Nach Norditalien, nach den Seeen, nach der Schweiz! Ueberall blieb sie nur kurze Zeit. Eine innere Unruhe trieb sie weiter.

Als sie Anfang Juni in Baden-Baden anlangte, nach halbjähriger Abwesenheit wieder in Deutschland, fragte sie sich, was ihr diese Monate eigentlich Ergötzliches gebracht? Wenig genug!

Sie war sicherer geworden, gewandter, sie hatte die kleinstädtische Schwerfälligkeit und Schüchternheit abgestreift. Wenn ihr heute ein Abenteuer begegnete, wie jenes in Monte Carlo, sie würde ihm eine andere Wendung zu geben wissen!

Aber es hob sich vereinzelt aus der Gleichförmigkeit ihrer Erinnerungen.

Und hier? konnte sie hoffen in Baden-Baden etwas zu erleben?

Die Gesellschaft der ersten, stillen Saison war ebenso gewählt, als langweilig. Lena las in der Kurliste volltönende Namen; sie sah abgespannte, hochmüthige Gesichter. Es bedurfte eines besonderen Glücksfalls, um sie, die bürgerliche Frau, mit diesen hochgeborenen, hochmögenden Herrschaften zu befreunden! Und sollte sie weiter wandern Vom Thal in die Berge, wieder in die Einsamkeit, sie, die sich nach Bewegung, nach Lärm sehnte?

Sie hatte die Absicht, den nächsten Winter in Berlin zu verleben. Seit jenen Tagen, da es einst ihr unerfahrenes Herz entzückt hatte, war es das Ziel ihrer Sehnsucht geblieben.

Nun denn! warum nicht gleich hingehen?

Warum die Erfüllung ihres Wunsches noch hinausschieben? Weil es Mode war im Sommer der großen Stadt, ihrer Unruhe zu entfliehen? Das mochte für die gelten, die darunter litten, für die Nervösen,

vom Vergnügen übersättigten. Aber nicht für sie, deren Nerven stählern, deren Genußfähigkeit ungeprüft!

Und Alles, was sie um sich her sah und hörte: die unverkennbare Müdigkeit der erschöpften Großstädter, die in der ruhigen Umgebung aufathmeten, ihre Klagen über das geräuschvolle Straßenleben daheim, die unaufhörlichen Feste, das Hasten und Treiben der nimmermüden Geselligkeit — Alles bestärkte sie in der einen Idee: Nach Berlin; „da wirst Du finden was Du bisher vergeblich gesucht hast!"

Der Gedanke verließ sie nicht mehr. — Und eines Morgens, als sie aus einem Traum, der sie mitten in das Gewühl der Residenz geführt, von der lachenden Sonne und den zwitschernden Vögeln geweckt wurde, beschloß sie sofort abzureisen.

Dore, deren Anhänglichkeit längst einen schweren Kampf mit ihrem Unmuth über das „Vagabundenleben" kämpfte, mußte schleunigst einpacken; ihre Herrin konnte die Zeit zur Abfahrt nicht erwarten.

Ihr war, als stände ihr etwas besonders Freudiges bevor, und die langen Stunden im heißen Coupé vergingen ihr rasch, ausgefüllt von erwartungsvollen Träumen.

Schon eine Stunde vor Berlin (es war Sonntag und herrliches Sommerwetter) fluthete ihr großstädtisches Leben entgegen. — Auf allen Haltestellen festtäglich geputzte, heitere Menschen, die den rasch vorbeirollenden Schnellzug mit Zurufen und Tücherschwenken begrüßten. Rauschende Orchestermusik erklang aus den Restaurationsgärten der Vororte, eine dichte Wagenburg umgab sie, und aus einigen stiegen zischende Raketen, farbige Feuerkugeln in den klaren Abendhimmel empor.

Lena fühlte ihr Herz schneller schlagen. Alles berührte sie sympathisch, das Gewühl auf dem Bahnhof bei der Ankunft, der Lärm in den Straßen! Selbst die schwüle, stauberfüllte Luft schien ihr angenehmer, als die Seebrise der Riviera.

Sie stieg im Hotel de Rome ab.

Unter den Linden wogte das Leben.

Vor dem Café Bauer, dessen Fenster in die Erde gesenkt waren, saßen die Menschen bis auf die Straße; die Balkons waren dicht besetzt, ebenso die Kranzler'sche Terrasse und alle Bänke der Lindenallee.

Blumen, Obst, Zeitungen wurden feilgeboten, ein Extrablatt eben mit schallender Stimme ausgerufen. Man lachte, plauderte, zankte, kokettirte.

Wie gebannt stand Lena am Fenster und nahm das bewegte Bild in sich auf. Am Liebsten hätte sie sich unter die Spaziergänger gemischt. Aber Dores Augen blickten so schlaftrunken, daß sie nicht wagte der Ermüdeten noch einen nächtlichen Gang zuzumuthen.

Sie suchte ihr Lager auf und erwachte am Morgen aus tiefem Schlaf, mit dem Erwartungsgefühl eines Kindes vor Weihnachten.

Ihr erster Gang war in ein Modewaarengeschäft, wo sie sich, mit

raschem Entschluß, von Kopf zu Fuß neu ausstattete. Diese Aufgabe erforderte viel Zeit, Mühe und Sorgfalt, aber sie ermüdete sie nicht. Die Schmeicheleien, die man ihr über ihre Gestalt, ihre Haare, ihren Teint sagte, thaten ihr unendlich wohl. Auch die Bewunderung der Herren, die ihr auf der Straße keck in die Augen blickten, den Kopf nach ihr umwandten, war ihr hochwillkommen.

„Ich bin also noch nicht zu alt," sagte sie sich; „es war kein Wahnsinn, vom Leben noch eine Rolle zu erwarten. Nur die Bühne war bisher nicht richtig gewählt!" Und sie richtete sich höher auf, ihre Augen blitzten, ihre Lippen lächelten, sie war um zehn Jahre jünger geworden, als an der Riviera!

Einige Tage lang machte es ihr Vergnügen, in Berlin umherzustreifen, Museen und Gallerien zu besuchen, in feinen Restaurants zu speisen und Abends in's Theater zu gehn. Erst als sich auch bei ihr, der Unermüdlichen, eine leise Mattigkeit einstellte, legte sich ihre fieberhafte Schaulust, und sie fing an zu bedenken, daß sie einer Anlehnung, einer Empfehlung bedürfe, um auch das innere Leben der Großstadt kennen zu lernen.

Nur für die ersten Schritte; dann wollte sie ihren Weg schon allein finden! Aber an wen sich wenden?

Die Freunde ihres Mannes, die sich damals ihrer angenommen hatten, wurden, als viel zu kleinbürgerlich, entschieden verworfen; und sonst kannte sie keine Menschenseele!

Aber wie! Daß ihr das Nächstliegende immer zuletzt einfiel! Hatte sie nicht oft gehört, daß ihr Banquier, den sie damals ebenfalls flüchtig kennen gelernt, eine schöne Frau habe, ein großes Haus führe? War es nicht sogar ihre Pflicht, sich ihm als Geschäftsfreundin vorzustellen?

Und daß sie ihn zu diesem Zweck in seiner Privatwohnung, anstatt in seinem Bureau aufsuchte, konnte ihr höchstens als Unkenntniß der großstädtischen Gebräuche ausgelegt werden!

Um 1 Uhr Mittags fuhr sie vor dem schönen Hause in der Behrenstraße vor.

„Die gnädige Frau ist verreist," sagte das öffnende Mädchen, „aber Herr Möllburg ist zu Hause, und eben beim Frühstück. Wenn die Dame einen Augenblick hier herein treten wollen?"

Sie führte den Besuch in einen verdunkelten Salon, dessen Möbel bezogen, dessen Bronzen und Bilder verhangen waren, der aber trotz seines Sommerschlafes einen vornehmen Eindruck machte.

Der Hausherr, der mit einigen Freunden im Speisezimmer saß, las stirnrunzelnd die überreichte Visitenkarte. „Frau Magdalena Cranz, (aus Remburg, hatte Lena dazu geschrieben) — wer kann das sein? Gewiß eine Bettelei!"

„So sah die Dame nicht aus," wagte das Mädchen einzuwenden.

„Hat sie nicht gesagt, in welcher Angelegenheit, ob zu mir oder zu meiner Frau? Aus Remburg, — weiß gar nicht, wo das Nest liegt! Halt,

da fällt mir ein — Cranz — Cranz — wir hatten ja wohl einen Kunden dieses Namens — dessen Wittwe — na, das ist aber doch ein bischen stark von der guten Kleinstädterin, mich in meiner Wohnung zu belästigen! Sie soll nach meinem Bureau kommen zwischen 10 und 12!"

„Aber Möllburg, seien Sie doch nicht so ungastlich! In ein paar Minuten ist die Sache abgethan."

„Sie sind doch sonst galanter gegen das schöne Geschlecht."

„Schönes Geschlecht, eine Wittwe aus Remburg — ich kenne meine Provinz! Wenn Ihr aber durchaus wollt, meinetwegen!" Er trank sein Glas aus, und warf die Serviette mißmuthig auf den Tisch. „Aber, wenn ich in zehn Minuten nicht zurück bin, so müßt Ihr mich losreißen, mich in einer dringenden Frage herausrufen."

Er ging verdrossen nach dem Salon. Wie mit einem Zauberschlage aber änderte sich sein Gesichtsausdruck, als er Frau Cranz erblickte. Diese schlanke Frau in dem kostbar einfachen Spitzenkleid, den dunkeln Federhut auf dem hellen Haar, sah nicht aus wie eine Provinzialin!

Lena hatte sich des Hausherrn verzögerten Eintritt richtig gedeutet, die Veränderung seiner Züge wohl bemerkt. Ihr Muth hob sich.

„Verzeihen Sie diesen Ueberfall; aber da ich Sie in ihrem Bureau nicht getroffen —" die Nothlüge floß ihr leicht von den Lippen — „ich weiß nicht, ob Sie sich meiner erinnern."

„Wer könnte Sie vergessen, gnädige Frau, der Sie einmal gesehen!" Und ohne zu erröthen fügte er hinzu: „Nur daß Sie mir um 10 Jahre verjüngt erscheinen."

Lena lächelte, um gleich darauf mit Halbtrauermiene fortzufahren: „Ich stehe jetzt allein in der Welt und habe in Berlin keinen Freund oder Berather! Das gab mir die Kühnheit, mich an Sie zu wenden. Wissen Sie mir Niemand zu empfehlen, der mir meine eigenen geschäftlichen Angelegenheiten erklären könnte? Alle diese Briefe (sie entfaltete einige Actenstücke), in denen mein Justizrath mir von Hypothekenzinsen, Procenten, Terminen schreibt, sind für mich Hieroglyphen."

„Darf ich Sie Ihnen entziffern helfen?" sagte der Banquier.

„Wie, Sie wollten selbst — oh, welche Güte! Und auch um die Aufstellung meiner bei Ihnen deponirten Papiere möchte ich Sie bitten — wie geschäftsmäßig ich mich ausdrücke — sowie um Zusendung von 1000 Mark."

„Ich werde Ihnen Beides morgen selbst bringen. Darf ich um Ihre Adresse bitten?" Es klopfte leise an die Thür. Getreu dem gegebenen Auftrag erschien einer der Freunde, um den Hausherrn abzurufen.

„Nur herein, mein Lieber; Sie stören nicht," rief Möllburg, und auch die Mienen des Neueingetretenen drückten eine angenehme Ueberraschung aus, als er die Wittwe aus Remburg erblickte. Es dauerte nicht lange, so wurden auch die anderen Genossen geholt, um die Bekanntschaft der jungen Frau zu machen.

„Dr. Gunzhausen, unser vortrefflicher Parlamentsredner; Professor Wachter, die Leuchte unserer Facultät; Herr Hans Paul, dessen Werke Sie jedenfalls schon in der Nationalgallerie bewundert haben; Freiherr von Hartwig vom Generalstab —" so stellte der Banquier Einen nach dem Andern vor.

Und Lena, deren Herz hoch aufschlug beim Hören all dieser vielversprechenden Namen, hatte für Jeden das ruhige Lächeln der gewandten Weltdame. Ein neuer Geist schien über sie gekommen! sie hatte das Gefühl „angelangt" zu sein!

„Sie sehen in uns, den zukünftigen Moltke ausgenommen, lauter Strohwittwer," rief Dr. Gunzhausen, „die sich in ihrer Verlassenheit gegenseitig zu trösten suchen. Unsere Frauen fürchten an der Sonne zu schmelzen, wie der selige Icarus, und entfalten ihre Flügel, um sich im Schatten der Wälder, der Kühle des Strandes zu bergen! Auch Sie, meine Gnädige, sind wohl nur auf der Durchreise in Berlin?"

„Durchaus nicht, ich bin aus Baden-Baden direct hierhergekommen, um hier den Sommer zu verleben."

„Das ist originell! Und Sie gefallen sich hier?"

„Ueber alle Maßen! Hier finde ich, was ich auf meiner ganzen Reise vergeblich suchte: Unterhaltung, Bequemlichkeit, angenehme Bekanntschaften!"

„Und die Hitze?"

„Dringt nicht in meine kühle Hotelwohnung. Ich habe mich nirgends so erfrischt gefühlt."

„Wenn unsere Frauen Sie hören könnten, die schon im Juni die Berliner Luft nicht mehr athmen wollten!"

„Vergessen Sie nicht, meine Herren, ich habe weder Nerven, noch Migräne! Ich bin nicht saisonüberdrüssig, gesellschaftsübersättigt. Ich habe mich in meiner kleinen Stadt lange ausgeruht, jetzt sehne ich mich danach aufzuwachen, zu leben!" Sie sah reizend aus, als sie das scheinbar so harmlos hinsagte. Ihre Augen funkelten, die Zähne schimmerten durch die Lippen, die Wangen waren leicht geröthet.

„Ebenso geistreich als schön," murmelte der Maler, laut genug, um von ihr gehört zu werden. Und Professor Wachter fügte hinzu: „Also eine Art Vergnügungscur, die Sie durchmachen wollen? Jedenfalls angenehmer, als all der Enthaltsamkeitsschwindel, der jetzt Mode ist."

„Und welchen Arzt haben Sie mit der Leitung der Cur betraut?" fragte Möllburg.

„Noch gar keinen. Ich bin ja noch so fremd hier, und weiß nicht, wem ich mein Vertrauen schenken soll."

„Wenn ich mich empfehlen könnte," — riefen alle fünf Herren wie aus einem Munde. Alle lachten.

„Ich schlage eine Consultation vor," meinte Gunzhausen. „Die Patientin wird uns ihre Beschwerden vortragen; dann wird es sich zeigen, wer von uns die schnellste Hilfe weiß."

Eine lustige Berathung folgte. Lena mußte beichten, an welchen Vergnügungen es ihr am meisten gefehlt habe, und die Herren schrieben danach ihre Recepte.

Morgenspazierritte im Thiergarten, Frühstück im Grünen, Bootfahrten, Gartenconcerte, Theaterabende.

Sie versprach von Allem etwas zu nehmen und für jeden Theil der Behandlung einen der Herren als Specialisten zu wählen. Wenig fehlte und der Hausherr hätte den interessanten Gast an den verlassenen Frühstückstisch genöthigt, um ein Glas Wein auf den glücklichen Erfolg der Cur zu leeren.

Doch Lena fürchtete noch weiter zu gehen. Sie erhob sich und, von allen Cavalieren an den Wagen geleitet, entfernte sie sich ebenso triumphirend als sie bescheiden gekommen war.

* * *

Nun begannen für sie die langersehnten Freudentage.

Endlich schien das Schicksal ihr seine Schuld zu zahlen.

Ihre neuen Freunde überboten sich an Aufmerksamkeiten, so daß sie oft gezwungen war, ihre kühnen Pläne zu beschränken.

Wie sie scherzhaft angedeutet, theilten sie sich gewissenhaft in ihre „Behandlung". Gunzhausen hatte die Führung durch Berlin übernommen; Paul läuterte ihren Kunstgeschmack, während Hartwig sie in die Geheimnisse des Sports einweihte.

Er lehrte sie reiten, fahren, Pistolenschießen und spornte ihren Eifer mit der Aussicht auf herbstliche Jagdeinladungen bei einem befreundeten Gutsbesitzer.

Möllburgs Amt war die Anordnung von Landpartieen und die Besorgung von Theaterbillets, während Wachter, durch seine angestrengte Thätigkeit von einer bestimmten Pflicht befreit, bei allen Unternehmungen nach Möglichkeit „hospitirte".

Alle Vergnügungsärzte waren voll des Lobes über die folgsame „Patientin".

Der Abgeordnete fühlte nicht mehr die Beschwerden der Sommersession, wenn ihr blonder Kopf ihm von der Reichstagsgallerie zunickt; Paul betheuerte, daß sie die alten Meister von einander unterscheide trotz des geübtesten Museumsdirectors; und Hartwig schwor, sie sei die famoseste Reiterin Berlins und würde bald einen Sperling im Fluge treffen! Alle erfreuten sich an ihrer unermüdlichen Genußfähigkeit, an ihrer unverhohlenen Bewunderung; und jeder lächelte halb ungläubig, halb geschmeichelt, wenn sie ihm versicherte, Berlin sei der herrlichste Ort der Welt, und alle Reize des Südens und der Schweiz wögen seine Schönheit nicht auf.

Sie hatte nach und nach einen großen Bekanntenkreis gewonnen, der aber, irgend ein ältliches Fräulein, das den Anstand repräsentirte, ausgenommen, nur aus Herren bestand. Die Berliner Gesellschaft, so viel davon nach

und nach in die Stadt zurückkehrte, fing an sich mit ihr zu beschäftigen. Man nannte sie „Strohwittwertrost.“ Die Frauen sammelten kleine Steinchen, in Form von „man sagt“, „haben Sie gehört?“ die sie ihr nachwarfen. Hätte sie es gewußt, es hätte sie nicht bekümmert! Sie war glücklich — sie genoß ihr Leben in vollen Zügen.

Und jetzt zudem, beim Herannahen des Winters, war sie so beschäftigt, daß selbst ihr zuweilen die Kräfte fehlten.

Sie wollte das Hotelleben aufgeben, und hatte zum October eine Wohnung gemiethet. Auch das mit seltenem Glück. Ihr Freund Paul hatte ihr ein wahres Juwel ausgekundschaftet: eine Gartenhäuschen inmitten eines großen Parks.

Ursprünglich als Atelier mit einer Junggesellenwohnung gedacht, verdankte es seine Entstehung der Laune des Besitzers, eines berühmten Bildhauers, der sich damit einen Schmollwinkel für die Sturmtage der Ehe erbaut hatte.

Es hatte nur wenige Räume, kein Wirthschaftsgelaß, und bedurfte einiger baulicher Veränderungen.

Auch die Wahl der Einrichtung war eine zeitraubende, da Frau Cranz Alles künstlerisch, eigenartig haben wollte, und Alles verwarf, was Andere vor ihr gewählt hatten.

Endlich war das Werk vollendet.

Ein kalter Herbstregen näßte die Straßen, durch welche Lena fuhr, um in ihr neues Heim einzuziehen. Sie hatte sich jede Begleitung, jeden Empfang verbeten. Allein wollte sie ihre Schöpfung zum ersten Mal vollendet sehen, unbelauscht die Wirksamkeit des Rahmens prüfen, der ihre Person künftig einschließen und zur Geltung bringen sollte.

Sie konnte einen Schrei der Bewunderung nicht unterdrücken, als sie die festlich beleuchteten, wohlig durchwärmten Räume durchschritt. Ihre Erwartungen waren übertroffen.

Dem Atelier hatte man drei Räume abgewonnen. Das große Nordfenster, bis auf die Erde verlängert und zur Nische vertieft, enthielt einen kleinen Wintergarten mit plätscherndem Springbrunnen. Von dort führten Stufen auf das einstige Modellpodium, das den Saal in zwei gleiche Theile theilte und jetzt das Eßzimmer bildete. Nicht groß, aber von behaglichstem Reiz, mit Teppichen, alten und neuen Waffen ausgehängt, und mit seltenen Gefäßen von Stein und Glas geschmückt. Durch eine zusammenschiebbare Glaswand davon getrennt, schloß sich das Wohn- und Musikzimmer an, während ein kleines, rechts anstoßendes Rauchzimmer in dem angebauten Wirthschaftsflügel lag.

Die Perle der Einrichtung jedoch war das Boudoir, das Lena dem ihren im Hause des Gatten möglichst gleich gewünscht hatte. Der Architekt hatte an diesem Thema festgehalten, es aber so phantastisch verändert, daß nur noch die Grundtöne an den Ursprung erinnerten. Die Wände waren mit einer chinesischen Seidentapete bedeckt, gegen deren

gelblichen Ton sich die schwarzrothen Plüschfalten der Gardinen schimmernd abhoben. — Möbel, von den verschiedenartigsten Stoffen überzogen, standen auch hier, ein Gemisch aller Formen und Arten, in scheinbarer Unordnung umher. Alte Stickereien, dunkle Brokate, stumpfe Teppichstücke, — ein Gewirr von Farben, und doch harmonisch miteinander verschmolzen!

Auf dem tiefrothen Teppich, mitten im Gemach, stand ein niedriges Ruhebett, mit schwarzem Bärenfell belegt; ein eben solches von weißer Farbe lag vor dem Kamin, dem veredelten Ebenbilde seines Remburger Originals. Der schöngeformte schwarze Marmor trug einen Schmuck von altem Delfter Porzellan, hohe Leuchter und Vasen, die sich in glänzendweißem, venetianischem Glas wiederspiegelten.

Mächtige Holzscheite prasselten in der Oeffnung, von einem japanischen Riesenschirm halb verdeckt. Zur Kühlung der Gluth lagen mächtige Pfauenwedel an der Erde, neben orientalischen Kissen, die dem Bärenfell gegenüber, ein zweites Lager bildeten.

Und überall auf den Tischchen, in den Vasen duftende Blumen, zwischen dunklen Bronzen und mattleuchtendem Elfenbein.

Wie ein Feeenmärchen muthete das Alles die Beschauerin an, farbensatt und doch geheimnißvoll gedämpft durch das rosige Licht der verschleierten Lampen! Ein mitleidiges Lächeln überflog Magdalenas Lippen, als sie an das Zimmer dachte, das sie einst so entzückt.

Es glich ihrem neuen Reich, wie ihr damaliges Leben ihrem jetzigen, wie eine Oellampe dem Sonnenlicht; wie sie selbst, die schlanke, vornehme Frau im schwarzen schleppenden Sammetgewande der unbeholfenen Kleinstädterin von damals in den selbstgefertigten Wollfähnchen.

Nebenan in dem mattbeleuchteten Schlafzimmer ordnete Dore, die in alter Treue Ergebene, die spitzenumsäumten Kissen, aus dem Badezimmer drang der Laut plätschernden Wassers.

Aber Lena konnte noch keine Ruhe finden. Wieder und wieder durchschritt sie die Zimmer, immer neue Ueberraschungen entdeckend.

„Wie schön ist es hier, wie glücklich werde ich hier sein!“ So sagte sie sich stets auf's Neue; und erst zu später Nachtstunde entschloß sie sich ihr Lager aufzusuchen.

* * *

Mit den Freuden des Sommers war es endgültig vorbei.

Concerte, Premièren, Abendgesellschaften traten wieder in ihr Recht — für Lena lauter unbekannte Genüsse, die sie mit der Empfänglichkeit des Neulings kostete.

An Familienanschluß fehlte es ihr allerdings immer noch. Einige Künstler, denen der Ruf ihres Reichthums imponirte, öffneten ihr ihr Haus. Dort lernte sie einige Mädchen kennen, von jener Art, die sich gern an gefeierte Frauen drängen; ältliche Jüngerinnen schöner Künste,

die stets bereit waren, sie in der Loge oder im Wagen zu „beschützen", wenn sie weibliche Gesellschaft für wünschenswerth hielt.

Aber innigeren Verkehr suchte und fand sie nicht.

Als Frau Möllburg von ihrer Sommerreise zurückkehrte, war sie nicht abgeneigt, mit dem Schützling ihres Gatten Freundschaft zu schließen.

Die oberflächliche Banquiersfrau lebte nur für die Geselligkeit, das Vergnügen. Sie brauchte neue Erscheinungen für ihre unzähligen Gesellschaften und prüfte sie nicht streng auf den sittlichen Werth, wenn sie nur bestechende äußere Eigenschaften mitbrachten. Lenas genußsüchtige, ermüdungslose Natur hatte etwas der ihrigen Verwandtes, und der Hang zu „zigeunerhafter Ungebundenheit", den Frau Cranz, um ihr spießbürgerliches Vorleben zu verschleiern, mit Vorliebe betonte, verlieh ihr in den Augen der an strengere Formen gebundenen Großstädterin einen pikanten Anstrich.

Aber Lena verstand es nicht, sich diese Freundschaft zu erhalten. Sie fand die Möllburg'schen Gesellschaften langweilig, — die endlosen Mittagstafeln, die musikalischen Theeabende, die lebensarmen Bälle.

Sie fand die Hausfrau nicht glücklich in der Wahl und Zusammenstellung ihrer Gäste. Die lustigen, genialen Elemente wurden durch die schwerfälligen, geistlosen zu Boden gedrückt, in ihrer Entwickelung gehemmt!

Um mit der Frau eines geheimen Regierungsraths die beste Art von Puddingbereitung, mit der Frau eines Majors a. D. die Vorzüge der frühzeitigen Abhärtung kleiner Kinder zu besprechen, um mit einem wohlbeleibten Börsenmann, bei endlosen Tafelgenüssen, sämmtliche neue Bücher, Theaterstücke zu kritisiren, und die politische Meinung seiner Zeitung anzuhören, — dazu hatte doch sie nicht Haar- und Kleidertracht tagelang überlegt; dazu waren ihr die Stunden, die sie für Jahre verlorener Lebensfreude entschädigen sollten, zu kostbar!

„Wie kann eine so unabhängige, vorurtheilslose Frau wie Sie sich mit so steifleinenen Menschen umgeben?" fragte sie die neue Freundin. „Warum wählen Sie nicht nur die interessantesten Männer, die heitersten Naturen, und laden Frauen dazu, die ihnen ähnlich und ebenbürtig sind?"

„Weil ich auf meinen Ruf, auf die Stellung meines Mannes Rücksicht zu nehmen habe," war die Antwort der durch die abfällige Beurtheilung ihrer Gesellschaft Beleidigten. „Eine anständige Frau thut nicht bloß, was sie will, sondern vor Allem, was sie soll."

„Wenn anständig sein sich langweilen heißt, so warten wir doch damit bis wir alt sind! Unser Ruf leidet mehr von einem fremdartigen, auffallenden Kleidungsstück, das wir öffentlich tragen, als von einer heimlich begangenen Sünde! So viel gebe ich auf das Urtheil der Welt."

Sie schnippte mit dem Finger.

Diesem Gespräch entwuchs eine Verstimmung, die sich steigerte, als Lena ihre Theorien durch die That verwirklichte.

Sie entzog sich rückhaltlos der ihr lästigen weiblichen Unterhaltung,

wählte eigenmächtig ihren Tänzer, ihren Tischnachbar; sie lachte und scherzte im Nebenzimmer, wenn im Musiksaal klassische Musik gemacht wurde, und durchbrach die Schranken des Herkommens so weit, daß sie den Herren in das Rauchzimmer folgte und sich selbst eine Cigarette ansteckte, um „in dem Dampfolymp eine kleine Privatwolke zu haben, auf die sie sich zurückziehen könne, falls die Herren Götter etwa zu übermüthig werden sollten!"

Alle diese Aergernisse wurden noch durch den Uebermuth übertroffen, mit dem sie eines Abends, gereizt durch hämische Bemerkungen, ihre Ansichten über Liebe und Ehe entwickelte. In Gegenwart einiger orthodoxen adelsstolzen Matronen und ihrer strengerzogenen Töchter, erklärte sie für „freie Liebe" zu schwärmen, sie für die einzige sittliche, beglückende zu halten, und nie eine andere selbst anzuerkennen.

Verlegen und entrüstet zogen sich die Damen von ihr zurück, und der Abschiedsgruß der Hausfrau war so kühl, daß er einer Verabschiedung glich. —

Berauscht von den Huldigungen, die man ihr darbrachte, stolz auf ihr selbstgeschaffenes Heim, war sie weniger als je geneigt, sich bevormunden zu lassen.

„Ich passe nun einmal nicht zu den sogenannten ‚anständigen Frauen', die kleinlich und eifersüchtig sind, und nicht um ein Haar besser als ich, die ich nicht dem Schein opfere," erklärte sie; und sie fand Schmeichler genug, die sie in ihrer Ansicht bestärkten.

Ihr Hauswesen war nun vollständig geregelt. Sie hatte bestimmte Besuchstage, und für die Intimen eine Nachmittagstheestunde, in der die Herren in allen Zimmern rauchten, plauderten, musicirten, wie in einem Club.

Nur die Bevorzugtesten durften mit der Herrin in dem rosig beleuchteten Boudoir plaudern.

Sie auf ihrem Bärenfell, vom Kaminfeuer sanft bestrahlt, — der Freund ihr gegenüber auf niedrigem Stuhle, oder auch auf die Kissen gestreckt, die Cigarette im Munde, den duftenden Thee zur Seite.

Auf der Straße stets von der unauffälligsten Einfachheit, hatte sie sich für ihr Haus eine exentrische Tracht erfunden. Sie trug nur schwarz oder weiß, stumpfen Sammet oder weiche Wolle. Lange Falten, schlank an der Gestalt herabfließend, mit Gold gegürtet, am Halsausschnitt und den langen offenen Aermeln goldumsäumt. Dazu das Haar hochgesteckt, von goldenem Pfeil gehalten, wie sie es im Museum an der Diana von Versailles gesehen hatte. Ein berühmter Maler malte sie so, und zur nächsten Ausstellung stand sie einem Bildhauer zu einer Cleopatra.

Berlin fuhr fort von ihr zu sprechen. Wenn sie sich im Theater, in Concerten zeigte, tadellos gekleidet, wie eine Fürstin von ihrem Gefolge umgeben, nach rechts und links anmuthig grüßend, so flüsterten die Frauen, und ihre Männer lächelten mit jenem vertheidigenden Lächeln, das eine doppelte Anklage birgt. Und doch hatte sich die junge Frau weniger vorzuwerfen, als manche der strengen Sittenrichterinnen, die um keinen Preis „diese Person" über ihre Schwelle gelassen hätten!

Wohl hatte sie ihr Haus zu einem Minnehof gestaltet, dessen Mittelpunkt sie selbst war; wohl war es stillschweigende Bedingung für jeden Neueingeführten, ihr zu huldigen.

Sie lauschte nachsichtig lächelnd dem feurigsten Werben; das freieste Wort war erlaubt, wenn es sich in Geist hüllte; sie duldete manch heißen Kuß auf Hand und Arm, manche kühne Annäherung beim Zwiegespräch, bei Tanz und Ausfahrt.

Aber so gütig ihr Mund lächelte, so vielversprechend ihre Augen flammten — sie gewährte Keinem die Gunst, um die Alle offen oder verhüllt warben. Sie fühlte sich wohl in der schwülen Atmosphäre, die sie umgab, und fürchtete kein Unterliegen. Das war es ja, was sie sich ersehnt hatte: bewundert zu werden! Nach Liebe verlangte sie nicht — auch ihre Sinne blieben kalt, nur ihre Phantasie war heiß und schwelgte in den Gefahren, die sie umgaben, und mit denen sie, stolz auf ihre Unnahbarkeit, spielte.

Sie wähnte, daß sie eine Närrin wäre, von der Höhe, von welcher aus sie sie Alle beherrschte, die eitlen, sinnlosen Männer, herabzusteigen, um Einem anzugehören, der sich dann rasch vom Sklaven zum Tyrannen verwandeln würde!

Hier und da wurde ihr ein Freund untreu. Der Eine, weil der Verkehr mit ihr nicht dem entsprach, was er sich davon erhofft hatte; der Andere wieder, weil ihm dieser Verkehr zu frei und ungebunden erschien. Sie achtete dessen nicht. Der Kreis der Männer, die sich in diesem merkwürdigen Haus wohl fühlten, war immer noch groß genug; in diesem Hause, das eine verführerische Frau mit ihrem Reiz füllte, in dem alle Sinne umschmeichelt wurden, und in dem jeder Einzelne die Erfüllung seines geheimen Wunsches erhoffte!

Der Hausfrau war Jeder willkommen, der sich irgend welcher hervorragenden Eigenschaften rühmen konnte, war es Rang, großer Reichthum, geistige Begabung, oder besondere persönliche Liebenswürdigkeit.

Nur recht viel Sklaven vor dem Triumphwagen der Herrscherin, ihrem Herzen waren doch Alle gleichgültig!

So glaubte sie wenigstens.

Vor einigen Wochen hatte ihr Herr Möllburg, der seine interessante Kundin, trotz der Entfremdung der beiden Haushalte, noch ab und zu besuchte, einen jungen Mann zugeführt, Carlos Villarez, den Sohn eines amerikanischen Millionärs, der, unter dem Vorwande das deutsche Geschäft kennen lernen zu wollen, sein Leben in Berlin genoß.

Von französischer Mutter und spanischem Vater entsprossen, in Amerika groß geworden, vereinigte er die Eigenschaften dieser Nationen in seinem Aeußeren und seinem Charakter. Die dunkeln scharfgeschnittenen Züge, die brennenden Augen, die schlanke, sehnige Gestalt verriethen den Spanier; den liebenswürdigen Mund mit dem kindlichen Lächeln und das wohlklingende Organ hatte er wohl von der Mutter geerbt; und trotz seiner 23 Jahre war er schlau und berechnet wie ein echter Yankee.

Seine Kameraden liebten es, ihn als Kind zu behandeln. Ein gefährliches Kind, halb Cherubin, halb Don Juan!

In Lenas Hause nahm er bald eine Sonderstellung ein. Er nannte sie „kleine Mama" und nahm sich allerhand Freiheiten heraus, wie sie einem Sohn erlaubt sind. Er zupfte ihr Haar zurecht, band eine losgegangene Schleife, legte zutraulich den Arm um ihre Schulter, um ihr ein Geheimniß in's Ohr zu flüstern, und nannte sie zuweilen wie selbstvergessen, „Du".

Bald war er der häufigste Gast des Boudoirs, und er liebte es, zu den Füßen seiner „kleinen Mama" hingekauert, den Kopf auf ihre Kniee zu legen und seine Sünden zu beichten. Es war meist von Frauen die Rede, und sie stellte sich oft sehr erzürnt. Nur weil es gar zu reizend war, wie seine feuchten Blicke dann baten, seine weiche Stimme schmeichelte, und er sie so lange liebkosend bestürmte, nicht böse zu sein, „denn er würde es sicher niemals wieder thun," bis sie dem Reuigen verzieh.

Eifersüchtig wurde sie dadurch nicht, gewiß nicht! Diesem „Kinde" gegenüber war sie ja eine gereifte Frau, und die Freude, die sie bei seinem Anblick empfand, die Unruhe, die ihr sein Ausbleiben verursachte, hätte ihr gewiß auch ein eigener geliebter Sohn eingeflößt.

Sie konnte darum bei den Neckereien der Freunde, die zu der steigenden Bevorzugung des Jünglings scheel sahen, recht böse werden. Wie unfreundschaftlich, ihr gerade dieses reine Verhältniß zu mißgönnen!

Wie zwischen Mutter und Sohn in ihren französischen Romanen, in denen auch selbst in diesem zartesten aller Bündnisse, die Galanterie so wichtig blieb!

Darum war es doch ganz harmlos, daß sie sich nach seinem Geschmack schmückte, nach seinen Launen Vergnügungen annahm oder abschlug, und ihm Plauderstunden schenkte, in denen sie für Niemand sonst zu Hause war.

„Er ist so einsam in der großen Stadt, ich muß ihm Heimat und Familie ersetzen," meinte sie.

Carlos war eine Woche verreist gewesen. „In Geschäften," hatte er gesagt, und in der ganzen Zeit nichts von sich hören lassen. Heute war ein Brief von ihm gekommen.

„Ich komme heute Abend 8 Uhr zu Ihnen; aber um des Himmels willen kein fremdes Gesicht bei unserem Wiedersehen! Wie sehne ich mich nach meiner süßen kleinen Mama; nach dem duftenden Zimmer, in dem sie als schönste Blume blüht; nach dem Blick ihrer guten Augen, nach dem Druck ihrer rosigen Finger! Ich lebe nicht mehr bis zu der Stunde, wo ich den Kopf in ihren Schooß legen, und ihr Alles erzählen kann, was ihr leichtsinniger Sohn in der langen Zeit erlebt hat."

Lena hatte ihr Heim für den Langentbehrten festlich geschmückt. Alle Zimmer waren hell erleuchtet, nur im Boudoir waren die Lampen wie immer rosig verschleiert. Das flackernde Kaminfeuer warf phantastische Lichter in die halbdunklen, von ungewissem Flimmer erfüllten Ecken und kreuzte sich mit der hellen Flamme der Spirituslampe, die unter dem

silbernen Samovar, auf dem niedrigen Theetisch, sang und summte. Veilchen und Tuberosen, Carlos Lieblingsblumen, füllten Vasen und Schalen; auch Lena's Gewändern entströmte ein feiner Veilchenduft. So viel Zeit und Sorgfalt sie auch heute auf ihren Anzug gewendet, sie war nun doch zu früh fertig, und ungeduldig durchschritt sie die Räume, fragende Blicke auf die Uhr werfend.

Wieder im Boudoir angelangt, warf sie sich auf das Ruhebett. Sie dachte an Carlos, wie sie all die Tage her immer an ihn hatte denken müssen. Sie hatte sich unbegreiflich heftig nach ihm gesehnt. Sein schönes Gesicht, seine knabenhafte Heiterkeit, seine ungestüme Zärtlichkeit hatten ihr gar sehr gefehlt. Wo war er denn gewesen? Die „Geschäftsreise", bei seiner bekannten Trägheit ohnehin schwer glaublich, wurde von den Freunden lustig bespöttelt. Welche neuen Liebesabenteuer hatten ihn verstrickt? was würde sie ihm Alles zu verweisen haben?

Sie nahm sich vor, diesmal nicht so nachsichtig zu sein, wie sonst; sehr streng und ernst, wie es der mütterlichen Freundin geziemt; aber nicht zu streng, um sein Vertrauen nicht zu verscheuchen — um ihn nicht wieder entbehren zu müssen, lange, endlos öde Tage! Darum hatte sie auch ihr Haus und sich selbst so reizvoll geschmückt. Er sollte erkennen, daß er kein trauteres Heim, keine anmuthigere Gefährtin finden könne; er sollte sich gefesselt fühlen, um nicht wieder von ihr zu fliehen!

Sie blickte in den Spiegel, der ihr gegenüber hing und sie ganz wiedergab. Wie sie so dalag in dem weißen Wollgewand, die entblößten Arme hinter dem Haupt gekreuzt, glich sie einem klassischen Bildwerk. Von dem schwarzen Bärenfell hoben sich die schlanken Umrisse der biegsamen Gestalt scharf ab, im goldig flammenden Haar blinkte der silberne Halbmond. Rosig schimmerte die Haut durch die Maschen des Seidenstrumpfes, von dem der Goldpantoffel halb herabgeglitten war. Das dämmernde Halblicht verwischte alle verrätherischen Spuren, die das unruhige Leben, die rastlose Vergnügungsjagd ihr aufgeprägt. Nur vergeistigt, verfeiert erschienen ihre Züge. Das dunkel umränderte Auge schmachtete sehnsüchtiger und heiß brannte der Mund in der zarten Blässe des Gesichts.

Aus dem geheimnißvollen Halbdunkel, aus den gebrochenen Farben des Hintergrundes leuchtete sie hervor marmorhaft und doch voll feurigen Lebens. Sie lächelte sich zu, sie schwelgte in der eigenen Schönheit.

So wird sie Carlos sehen, bald, in wenig Minuten! Und er wird sie bittend umschmeicheln, seinen Kopf reuig auf ihren Schooß legen, seine Arme zärtlich um ihre Schultern schlingen! Ein wonniges Beben erfaßte sie bei dem Gedanken; ihre Augen verschleierten sich, der Mund athmete hastig.

Draußen ertönte die Klingel, sie hörte eine gedämpfte männliche Stimme. Das war er! Aber sie rührte sich nicht. Er sollte sie so sehen, in ihrer sieghaften, ihren Reiz wie unabsichtlich darbietenden Stellung. — — —

Ein paar Herzschläge lang lag sie still. Dann wendete sie den Kopf.

Vor ihr, die Kleider vom Schnee genäßt, die Stiefel beschmutzt, Haar und Bart vom Wind zerweht, stand ihr Schwager Hubert.

Sie starrten sich an, Beide sprachlos, — sie von einem jähen Schreck erfaßt; er wie gelähmt von dem überraschenden Anblick. Das Blut stieg ihm heiß in die Schläfen, die Hände preßten krampfhaft den weichen Hut zusammen.

Plötzlich erwachte die Frau zum Leben. Sie sprang auf. Halb unbewußt griff sie nach der seidenen Decke, die den neben ihr stehenden Tisch bedeckte und hüllte sich in ihre Falten. Da fand auch er die Sprache.

„Guten Abend, Schwägerin," sagte er, und seine Stimme klang heiser und rauh. „Wir haben uns lange nicht gesehen. Dich gelüstete es bis jetzt nicht nach einem Wiedersehen mit Deiner Familie." Er reichte ihr die Hand hin, aber sie that, als bemerke sie es nicht.

„Du heißest mich nicht willkommen; ich komme Dir ungelegen, in einem Augenblick, wo Du, wie es scheint, einen Anderen erwartest."

Sie antwortete nicht. In die Falten des Tuchs gewickelt, glich sie einer zürnenden Göttin, die Lippen fest zusammengepreßt, die Stirn gerunzelt. Welch ein Zwischenfall! In ihrem Kopfe summte nur der eine Gedanke: „Wenn er nur ginge, bald, gleich, ehe Carlos kommt!"

„Du fragst mich nicht, wie ich Dich gefunden habe, was mich herführt. Daß Du Dich nicht brennend nach mir sehnst, konnte ich wohl vermuthen. Aber da mich gerade Geschäfte nach der Stadt führten — Geschäfte die eigentlich die Deinen sein sollten. — Das Grab Deines Mannes entbehrt noch immer des Schmuckes. Ich wollte Dir nicht vorgreifen" (er lachte bitter auf). „Aber nachdem der Jahrestag seines Todes vorbei war, hielt ich es doch für unpassend länger damit zu zögern. — Das Denkmal ist fertig; allein dem Künstler genügt meine Zufriedenheit nicht, er wünscht es auch der trauernden Wittwe zu zeigen. So machte ich mich denn auf, die ‚trauernde Wittwe' zu suchen. Allzuschwer ist mir das nicht geworden. Du bist ja eine Art Berühmtheit in Berlin geworden, Magdalena: ich gratuliere zu dem raschen Erfolge."

Sie warf den Kopf zurück. Aus ihren halbgeschlossenen Augen schossen haßerfüllte Blicke nach dem Sprecher.

„Ich habe Auskunft über Dich gesucht," fuhr er fort; „sie ist mir überreichlich geworden. Magdalena" (er senkte die Stimme, als fürchte er, sie die Schwelle des Zimmers überschreiten zu lassen), „was habe ich Alles über Dich hören müssen! Daß Du schön bist, verführerisch und auf Verführung ausgehend, darüber sind Alle einig. Nur in einem Punkte gehen die Meinungen noch auseinander. Die Einen halten Dich für fabelhaft reich, und glauben die Quelle dieses Reichthums nur allzu gut zu kennen. Die Anderen, wie Dein Banquier und seine Freunde, sehen in Dir eine Abenteurerin, die ihr eigenes Vermögen so lang aus dem Fenster schleudert, bis sie genöthigt ist, das der Fremden in Anspruch zu nehmen. Welche Auffassung gefällt Dir besser?"

Sie wurde leichenblaß unter den Worten, die sie wie Geißelhiebe trafen; aber sie schwieg.

„Du schweigst? Du blickst nach der Thür und überlegst, ob Du vermagst mich hinauszuweisen, ohne Deine Leute zu rufen. Und doch weißt Du, daß ich ein Recht habe —"

„Welches Recht?" rang es sich keuchend von ihren Lippen. „Schon einmal fragte ich Dich, welches Recht hast Du, mich zu demüthigen, zu bevorwunden?"

„Das Recht des Mannes, der den Namen trägt, den Du entehrst."

„So will ich ihn von mir werfen! Was willst Du dann noch von mir? Deinen Bruder habe ich glücklich gemacht, so lange er lebte. Nach seinem Tode bin ich ihm nichts mehr schuldig."

„Vor dem Gesetz allerdings nicht, aber vor der Sitte, die Du mit Füßen getreten! Wie, wenn ich mich nun zum Rächer seiner Ehre berufen fühlte? Wenn ich hier bliebe, um den Mann zu erwarten, für den Du Dich so schamlos geschmückt hast? Heute ihn, und morgen die Anderen, bis ich das ganze Gelichter Deiner Liebhaber verjagt habe?"

Sie starrte ihn an. Er erschrak vor dem Ausdruck der Angst, der ohnmächtigen Wuth, der sich in ihren Augen malte.

„Magdalena," sagte er weicher, „Du hassest mich. Wären Deine Blicke Dolche, ich stünde nicht mehr lebendig vor Dir. Und doch, weiß Gott, wenn ich auch die Worte nicht zu wählen weiß, wenn der Zorn mich hart und roh erscheinen läßt, ich bin nicht Dein schlechtester Freund, vielleicht Dein einzig getreuer. Höre auf mich, Magdalena! Du warst immer klug und vernünftig, trotz Deiner begehrlichen Wünsche. Welcher Wahnsinn hat Dich jetzt erfaßt, daß Du Deinem Untergang entgegentaumelst? Du weißt, wie ich, wie es mit Deinem Reichthum bestellt ist. Ueber die Hälfte Deines Vermögens hast Du schon vergeudet, und wenn das so fortgeht, so bist Du bald eine Bettlerin. Was dann, wenn Deine Mittel zu Ende sind? Wenn Du, an dieses von Dir stets ersehnte Leben der Ueppigkeit gewöhnt, nur die Wahl hast zwischen Armuth und Schande? Wach' auf, Magdalena! Du bist berauscht, betäubt von dem Weihrauch, den man Dir spendet. Du glaubst Dich erhaben über die Menschen, die Dich verachten, über die ehrbaren Frauen, die Dich verurtheilen. Aber wenn Du von Deiner trügerischen Höhe herabfällst, wenn Du nicht mehr die Herrin bist, sondern die Beherrschte, wenn Du Deine Gunst verkaufen mußt, anstatt sie zu verschenken — dann wirst Du empfinden, was es heißt, von der Welt verstoßen zu sein! Dein Stolz wird aus tausend Wunden bluten, Du wirst die brennend beneiden, die Du jetzt hochmüthig geringschätzest. — Und dann bedenke: Du bist nicht mehr jung! Noch bist Du schön. Schöner vielleicht, als Du je gewesen. Aber noch ein Paar Jahre so wild gelebt, und Du bist alt, mußt Dich mit geborgten Reizen schmücken, mußt Dir die Neigung der Männer erbetteln, die jetzt bewundernd zu Deinen Füßen liegen!"

Lena war außer sich. Mit grausamer Hand zerpflückte der harte Mann alle ihre Freuden. In der Stunde der süßesten Erwartung überfiel er sie, und hielt ihr das Medusenhaupt einer entsetzlichen Zukunft vor! O nur diese Stimme nicht mehr hören, diese Gestalt nicht mehr sehen! Daß sie so schutzlos war, so ohnmächtig! Mitleid mit sich selbst erfaßte sie, verzweiflungsvolle Wuth.

„Was habe ich Dir gethan," schrie sie, „daß Du mich so marterst? Habe Erbarmen mit mir; gehe, gehe!!"

Und sie warf sich auf das Lager, den Kopf in die weichen Felle gedrückt, um ihr Schluchzen zu ersticken.

Ihr greller Schrei, ihr trostloses Aufweinen trafen ihn in's Herz. Langsam näherte er sich dem Ruhebette und sah auf die zuckende Gestalt herab. Seine Schläfen rötheten sich, er rang nach Worten.

„Ich bin zu weit gegangen, Lena, verzeihe mir." Und als sie von krampfhaftem Schmerz geschüttelt sich noch tiefer in die Kissen drückte: „Weine doch nicht so, beruhige Dich."

Sie hörte die Wandlung in ihres Verfolgers Stimme. Er war gerührt.

Wie, wenn es nur einer List bedurfte, um ihn vollends zu erweichen, um ihn von der Schwelle zu entfernen, die er dann nie, nie wieder überschreiten sollte? Mit gewaltiger Anstrengung bezwang sie sich. Sie faßte seine Hand, und flüsterte so leise, daß er sich tief über sie beugen mußte, um sie zu verstehen. „Ich bin nicht so schlecht, wie Du glaubst. Aber nicht heute kann ich mich vertheidigen. Ich bin krank, tief verwundet. Geh' jetzt, komm morgen wieder!"

Sie sah flehend zu ihm auf. Er war ihr so nahe, daß ihr Haar seine Wangen streifte, ihr Athem seinen Mund. Er hatte sie nie so gesehen. Die Stolze, Spröde lag vor ihm, ein willenlos ergebenes Weib. Ein verführerischer Zauber lag in dem feuchten Blick ihrer Augen, in dem thränendurchzitterten Klang ihrer Stimme, in den schmerzgelösten schönen Gliedern. Der starke Mann zitterte. Seine Brust arbeitete, kalter Schweiß trat auf seine Stirn. Er preßte ihre weichen Finger zwischen die seinen, daß sie schmerzten.

„Was machst Du aus mir, Magdalena?" So stöhnte er. „Wäre es denn möglich? — wenn Du wüßtest — wenn ich Dir sagen könnte —."

Und plötzlich, wie von einem Blitzschlag gefällt, sank er zu ihren Füßen, und stammelte, in die Falten ihres Kleides gedrückt, wilde Worte.

„Nicht der Haß ist es ja, der aus mir spricht, Lena! Liebe ist es, gierige, verlangende, zerfleischende Liebe. Ja Lena! Ich liebte Dich schon als meines Bruders Weib. Mit bitterem Vorwurf zwar, und tiefster Selbstverachtung, denn meine Liebe war nicht nur Sünde, sie war auch Erniedrigung. Ich sah ja, wie gering Du uns achtetest; wie Du Dich nach Befreiung aus dem drückenden Joch sehntest. Zähneknirschend mußte ich es dann später mit ansehen, wie Du Deine Freiheit nutztest, wie Du eiltest Deine geheimen Träume zu erfüllen. Aber es nagte an mir Tag und Nacht. Ich redete mir ein, es sei nur der Zorn über Deinen gewissenlosen Leichtsinn, der mich nicht zur Ruhe kommen ließ.

Noch jetzt, auf dem Wege zu Dir, machte ich mich glauben, ich folge nur der Stimme der Ehre, der Pflicht gegen den Bruder. Feigling, der ich Deinem verführerischen Zauber nicht widerstehen kann! der ich um die Liebe des Weibes bettle, an das ich nicht glaube, und das ich doch liebe mit heißem, zehrenden Verlangen! Ich weiß nicht, was ich spreche, verzeihe mir; o, erhöre mich. Fliehe diese Stadt, in der Du untergehst. Komm mit mir, sei mein Weib! Ich bin reich, Lena, viel reicher als mein Bruder war. Und ich will rastlos für Dich arbeiten, will alle Deine Wünsche erfüllen, und nie, ich schwöre es Dir, soll Dich ein Wort an die Vergangenheit erinnern. Nichts verlange ich dafür, als daß Du mein wirst, mein ganz allein. Denn den würde ich tödten, dem Du einen Blick, einen Gedanken schenktest neben mir!"

Sie hatte sich längst aufgerichtet. Ihre Augen flammten, ihr Busen wogte. Jetzt sprang sie auf mit so jäher Bewegung, daß der Knieende zurücktaumelte.

„Also das ist Deine vielgerühmte Tugend," rief sie, „das ist die strenge Ehrbarkeit, die ich durch meine leichten Sitten beleidigt habe! Ein wehrloses Weib zu überfallen, es zu beschimpfen! Nicht aus heiligem, wenn auch ungerechtem Zorn; nein, aus boshafter Eifersucht, aus unreiner Leidenschaft für die Frau, die Du wie die Niedrigste beschimpfest! Wie erbärmlich, wie gemein! Und Du meinst, ich sollte niederfallen, Deine Gnade in Demuth hinnehmen! Ich, die ich wählen könnte zwischen den Besten, Edelsten, ich sollte mein Schicksal in Deine grausamen, harten Hände legen? In die Hände des Mannes, der stets meine harmlosesten Freuden getrübt hat, der mein trauriges Leben noch verdüsterte, den zu fliehen mein erster Gedanke war, als meine Ketten fielen?! Nein, lieber in den Tod, lieber in Schande und Elend, als in Deine Arme!!"

Er stand vor ihr, erdfahl, bebend. Alles Blut, das ihm vorhin in den Schläfen brauste, drängte nach dem Herzen, daß er zu ersticken glaubte. Ein Krampf schüttelte ihn, er tastete nach einer Stütze.

„Ich danke Dir," sprach er dumpf, „Du hast meine Ehre gerettet."

Sie hob den Arm, von dem die Hülle wieder abgefallen war, drohend nach der Thür.

„Hinaus, aus meinen Augen! Ich hasse Dich."

„Ich gehe schon," — seine Stimme hatte wieder denselben tonlosen Klang — „obgleich ich bleiben möchte, um Deinem Liebhaber die Lust zu vergällen. Aber ich will nicht länger Deinen Schutzengel spielen. Falle nur, versinke in dem Schlamm, mit dem Du liebäugelst. Werde, was Du der Welt längst bist, eine feile, mißachtete Dirne! — Närrin Du, Du glaubst, die Männer, die Dich umgeben, streben nach Deiner Hand! Nach Deinem Besitz wohl, für Monate, Tage, Stunden, je nach der Hitze ihrer verliebten Gluth! Aber merke es Dir; wenn Du, gealtert, verlassen, von Leben und Menschen angeekelt, einen Schlupfwinkel suchst, so denke

nie an die Familie, für die Du, von heute an, gestorben bist. Und wenn Du meine Kniee umklammertest, wie ich heute die Deinen umklammert habe — mit dem Fuße würde ich Dich hinwegstoßen, wie Du es mir gethan hast!"

Er wandte sich; die Thür fiel hinter ihm zu. Langsam verhallten seine Schritte.

Lena sah um sich. Es war Alles unverändert. Die Blumen dufteten, die Flamme sang, es war traulich, friedlich wie vorher. Und doch war ihr, als füllten dunkle Schatten das Gemach; als durchtöne es noch die düstere, zornbebende Stimme!

Lange Zeit saß sie regungslos. Dann suchte sie, auf und abschreitend, ihre Gedanken zu klären. Welch ein Glück, daß Carlos nicht gekommen war! Welch ein Glück, daß er nun wohl nicht mehr kommen würde, denn sie hätte ihn doch nicht annehmen können, jetzt in dieser Stimmung!

Da ertönte auf's Neue die Klingel — und ehe sie einen Entschluß fassen konnte, stürmte der Jüngling in's Zimmer. Im tadellosen Gesellschaftsanzug, eine Tuberose im Knopfloch, einen großen Strauß Veilchen in der Hand.

„Endlich, einzigste Freundin," rief er, auf sie zustürzend, und ihre Finger mit Küssen bedeckend, „endlich bin ich wieder bei Ihnen. Wie lang, wie ewig lang habe ich Sie nicht gesehen! Und wie schön Sie sind; noch viel schöner, als ich Sie in meinen Träumen erblickte!"

Sie entzog sich ihm. In ihr zitterte noch die Erregung. Ihre Glieder bebten, und sie ließ sich in einen Lehnstuhl sinken, um nicht umzufallen.

„Was ist Ihnen, meine kleine, goldene Mama?" schmeichelte Carlos, vor sie hinkniend, und den Arm um ihre Knie legend. „Sie sind so blaß, so verstört, und wahrhaftig — Sie haben geweint. Sind Sie mir böse?"

Sie sah ihn mit einem langen Blick an, da er so kindlich zutraulich zu ihr aufschaute. Auch er war blaß. Um die großen dunklen Augen lagen tiefe Ringe, an den Schläfen traten blaue Adern hervor, und seine Hände brannten fieberheiß durch ihr Gewand.

„Sie haben mich lange warten lassen," murmelte sie, nur um etwas zu sagen.

„Ohne mein Verschulden, und zu meinem größten Kummer. Aber denken Sie mein Erlebniß. In dem Blumenladen, aus dem ich meinen Willkommengruß holte, treffe ich Hartwig, der in der größten Aufregung ein Dutzend Tafelsträußchen für den Abend bestellt.

„‚Sie in Berlin, Carlos?' ‚Eben angekommen!' ‚Und ich Glücklicher muß Ihnen begegnen. Es lebe die Zerstreutheit, die mich meinen Tafelschmuck vergessen ließ! Ich nehme Sie mit mir. Wir geben heute unsere erste Gesellschaft. Olesia war verzweifelt, Sie missen zu sollen!'

„Vergebens wehrte ich mich. Er faßte mich unter den Arm, zog mich in den Wagen, schleppte mich die Treppe hinauf, überlieferte mich seiner Frau — und eine volle Stunde verging, ehe ich mich ihrer Liebenswürdigkeit entreißen konnte."

„Hartwig ist verheirathet?"

„Seit vier Wochen! Wußten Sie das nicht?"

„Ich hatte es wieder vergessen."

Hartwig, einer ihrer ältesten Hausfreunde, hatte sich verheirathet, ohne es ihr mitzutheilen! Oft hatte er ihr von seiner Braut erzählt, einer vornehmen Polin, so daß sie auch für diese schon Freundschaft gefühlt; und nun ihr nicht vorgestellt, sogar die Hochzeit verheimlicht, um jede Annäherung zu vermeiden!

„Was für eine Frau ist sie?"

„Frau v. Hartwig? Ein hübsches Provinzgänschen, scheu wie eine Klosterschwester und dem Herrn und Gebieter ganz ergeben."

„Und haben Sie ihr gesagt, daß ich Sie erwarte?"

„Ich werde mich hüten! Sie soll entsetzlich eifersüchtig sein. Und gute Freunde haben ihr gewiß schon von ihres Gatten einstiger Flamme berichtet."

Solch leichtfertiges Geplauder war die junge Frau gewöhnt und es behagte ihr sonst. Heute aber traf sie jeder Satz wie ein Messerstich in's Herz. Huberts finstere Töne summten zu jedem Wort die drohende Begleitung, und jeder Scherz wurde zur Beleidigung.

„Was ist denn heute mit Ihnen, süße Freundin? All die endlosen Minuten, die ich bei jenen langweiligen Menschen verbringen mußte, sagte ich mir ja: Bald bin ich bei ihr, der Herrlichen, Gütigen! Bei ihr, die alle Sinne entzückt, durch ihren Geist, ihren Geschmack, ihre Anmuth! Und nun bin ich hier! Alles ist noch schöner, als ich es geträumt. Mein Lieblingslicht, meine Lieblingsblumen, mein Liebling selbst, so entzückend, so reizend — und doch so ganz anders als sonst, so kalt, so fremd?"

„Ich fühle mich krank, nervös. Gehen Sie, lassen Sie mich allein!"

„Sie schicken mich weg, Lena? Und ich hatte mich so maßlos auf den heutigen Abend gefreut. So sicher war ich Ihrer Gastfreundschaft, daß ich es sogar gewagt habe, über Ihre Person zu verfügen."

„Wie das?"

„In einer lasterhaften Ecke bei Hartwigs wurde beschlossen, sich für die erlittenen Gesellschaftsfreuden zu entschädigen und nach Mitternacht noch bei Hiller zu soupiren. Fräulein Gertraut vom Schauspielhause und die schöne Sängerin Alma sollten noch geworben werden. Mich beauftragte man, Sie mitzubringen."

„Da machten Sie also aus Ihrem Besuch bei mir kein Geheimniß?"

„Im Gegentheil. Ich versprach alle Mittel anzuwenden, um Sie zu ungestörter Plauderei für mich zu behalten. Im Nothfall sogar die Thür zu verrammeln."

„Und Sie fürchteten nicht, mich zu compromittiren?"

„Sie Lena? die vorurtheilsfreieste aller Frauen? Gehen Sie, Böse, Sie sind heute nicht Sie selbst! Was hat Sie mir in den acht Tagen so verändert?"

„Und wenn ich Sie nun fragte: Was haben Sie in dieser Zeit begonnen? Welche Art von ‚Geschäften' hat Sie Müßiggänger von hier weggetrieben?"

„Ihnen das zu erzählen bin ich ja eben gekommen! Aber nicht diesen strafenden Blicken, diesem strengen Mund kann ich beichten! Kommen Sie, kleine Mama, strecken Sie die schönen Glieder auf Ihr Bärenfell — so. — Wie sanft das Feuer ihr süßes Gesicht beleuchtet! Wie berauschend schön Sie aussehen, halb Göttin, halb Bacchantin! Und nun lächeln Sie auch wieder ein Wenig, das macht mir Muth! Ich will zu Ihren Füßen kauern und Ihnen eine Geschichte erzählen, ganz heimlich, ganz leise, daß sie außer uns Niemand hören kann."

„Es war einmal ein Jüngling, unter einer Sonne geboren, deren Strahlen das Blut erhitzen, Geist und Körper frühzeitig reifen. Er wuchs in Reichthum und Fülle auf; jeder Laune ward Erfüllung, ihm ward Alles, was er begehrte, Lebenslust und Frauengunst. — Und doch war er nicht glücklich. Er träumte von einer großen Leidenschaft, wie sie sein Herz noch nie wirklich erfüllt hatte, fesselnd ohne zu übersättigen, sinnenreizend und doch vornehm. — Er fand sie nirgends. Da wanderte er in ferne Lande, unter einen kälteren Himmel — und da — führte ihm das Geschick ein Weib entgen, das alle seine Phantasieen noch weit übertraf. Voll irdischen Reizes und zugleich seelisch schön, hingebend und abstoßend, unberechenbar eigenartig in all ihrem Thun und Lassen. Aber ach — sie stand hoch über ihm! — Reich, verehrt, umschmeichelt, war sie seinen Wünschen entrückt. Und er träumte von ihr, Tag und Nacht, mit fieberhaftem Verlangen. Da sagte er sich: Ich will ihr entfliehen. Eine Andere soll mich die vergessen machen, die zu besitzen ich nur im Wahnsinn zu hoffen wagen darf. Er flüchtete mit der Anderen. Vergebens! Ihr Bild verfolgte ihn, nur sie küßte er, wenn er die Andere in den Armen hielt! Muthlos gab er den Kampf auf. Er kehrte zu ihr zurück, zu der Einzigen, die er doch so hoffnungslos liebte — Sie schweigen — darf ich weiter sprechen, meine süße goldene Mama — nein! — meine angebetete, heißgeliebte Freundin?"

Regungslos hatte Lena gelegen. Ihre Augen trugen einen leeren Ausdruck, als verstünde sie nicht, was sie hörte. Jetzt richtete sie sich auf und seine Annäherung von sich abwehrend, sagte sie langsam:

„Sie haben eine wirkliche Mutter, Carlos? Würden Sie auch ihr eine solche Geschichte erzählen?"

„Wie meinen Sie das? — Meiner Mutter? — Ach, was hat meine Mutter mit dieser Beichte zu thun?"

Er wurde unhöflich, so hatte ihn die seltsame unerwartete Frage aus der Fassung gebracht.

„Sie haben mir überhaupt nie von Ihrer Mutter erzählt, von Ihrer Familie. — Von Anderen weiß ich, daß eine Ihrer Schwestern in der Nähe Berlins lebt und die Hauptstadt oft besucht. Sie ist sehr schön, nicht wahr?"

Immer bestürzter wurde der Jüngling. Was sollte diese Wendung? War das Koketterie, um sein Geständniß zu verzögern?

„Jawohl," sagte er. „Aber was kann Sie das interessiren?"

„Was mich das interessiren kann? Sie bedenken wohl nicht, was

Sie sprechen? Bin ich nicht Ihre beste Freundin? Nennen Sie mich nicht Ihre kleine Mama? Nehme ich nicht Theil an Allem, was Sie betrifft? Sie wissen, ich meide sonst die Gesellschaft der Frauen; ich weiß nichts mit ihnen anzufangen. Aber Ihre Schwester kennen zu lernen, das habe ich in letzter Zeit oft gewünscht. Wenn sie Ihnen gleicht, so muß ich sie schnell lieb gewinnen. Wollen Sie sie mir zuführen?"

Carlos war sprachlos. Also das war es! Seine Leidenschaft wollte sie nutzen, um sich den Weg in die ihr verschlossene Gesellschaft zu bahnen. Und die sittenstrenge Schwester, die seinen Umgang mit der „berüchtigten" Frau scharf verdammte, der er längst als Lenas Geliebter galt, sollte er in dieses Haus bringen?

„Sie könnten mir keinen lieberen Auftrag geben," stammelte er; „aber meine Schwester ist leider unpäßlich. Kommende Familienfreuden — — sie geht voraussichtlich in den nächsten Monaten gar nicht aus."

„Und das wagen Sie mir zu sagen, da ich erst gestern die Beschreibung der glänzenden Toilette gelesen, die sie auf dem Ball des amerikanischen Gesandten trug?" Sie war aufgesprungen. Ihre Augen sprühten.

Aber auch sein Zorn regte sich. — Ihn, der voll übermüthigen Siegesgefühles gekommen, wie einen Schulknaben zu behandeln!

„Was für eine seltsame Scene spielen Sie mir da vor? Woher dieses plötzliche Interesse für Menschen und Dinge, die Sie sonst verachten? Wollen Sie mich verscheuchen, weil Sie einen Anderen erwarten?"

Sie erblaßte, und er milderte rasch den scharfen Ton zu bittender Weichheit.

„O, verzeihen Sie mir! Ich weiß nicht, was ich rede; der Schmerz verwirrt mich. Warum sind Sie auch so kalt heute? Warum wollen Sie mich nicht verstehen? Allzugut wissen Sie ja, wer der Jüngling ist, und die Frau, die er anbetet. Ja Lena, wozu die Maske? Sie wissen, daß ich Sie liebe, glühend, namenlos! Sie müssen es wissen. Ihre scharfen Augen haben längst gesehen, daß es nicht die Gefühle eines Sohnes sein können, die ich für Sie, Verführerin, hege. Meine Finger bebten, wenn sie Ihre Gestalt berührten; und wenn ich Ihnen meine Sünden, meine Abenteuer beichtete, so war es nur, um Ihnen von Liebe zu sprechen, die doch nur einzig und allein Ihnen galt. — Und Sie ließen mich gewähren — — Sie ließen mich hoffen — — — O Lena," flüsterte er, heiß den Arm um sie schlingend, und sie dem Ruhebett zuführend, „wirf den spröden Stolz hinweg! Gestehe, daß auch Du mich liebst. — Wohl ist es wahr, daß ich Dich geflohen! Ich wehrte mich gegen Deine Macht! Ich wollte der erschreckenden Kraft widerstehen, die mich mit unwiderstehlicher Gewalt zu Dir riß. — Aber auch Du hast gelitten durch meine Abwesenheit. Ich sah es sofort an Deinen blassen Wangen, Deinen heißen Händen, Deinem unruhigen Wesen. Du liebst mich! Hätte ich es nicht schon gewußt, dies Zimmer, das Du mir so

festlich bereitet hast, hätte es mir gesagt; Du selbst, Deine bräutlich geschmückte, geängstigt schöne, doppelt berückende Gestalt!" — Er beugte sich tief über sie; wie zärtliche Liebkosungen umschmeichelten sie seine leisen Worte: „Sei mein, Geliebte! Entflieh mit mir, weit weg von den kalten, gewöhnlichen Menschen. In meiner Heimat weiß ich einen Ort, da ist es ewiger Frühling. Da duften die Blumen, da singen die Vögel, da rauschen die Bäume! Dort sollst Du als Königin herrschen; mit Brillanten und Perlen will ich diesen weißen Hals schmücken, zu Deinen Füßen will ich liegen und einen langen seligen Liebestraum träumen! — Sei mein! Geliebte!" — —

Er faßte ihre Hand. Weich und brennend wanderten seine Lippen von ihren schlanken Fingern, den schönen Arm entlang, um lange und durstig auf ihrem Munde zu weilen. —

Sie lag wie betäubt. Wild klopfte sein Herz an dem ihren. Heiße Schauer durchbebten sie. Ihr Mund öffnete sich lechzend, die Wimpern schlossen sich — — —

Da sprang ein Stück Holz prasselnd aus dem Kamin. — Lena fuhr auf. — Hatte da nicht eben eine dumpfe Stimme gerufen: „Dirne! feile, ehrlose Dirne!!" Der Zauber war gebrochen. Sie sah Carlos' zitternde Gestalt, sein geröthetes Gesicht, seine in Trunkenheit schwimmenden Augen. Ein Ekel erfaßte sie. Sie stieß ihn von sich.

„Gehen Sie," rief sie, „Sie sind schlecht, und Ihre Liebe ist eine Beschimpfung! So gehen Sie doch," wiederholte sie außer sich, und stampfte mit dem Fuß. „Bei den Frauen, die mich verachten, können Sie mit Ihren Perlen und Brillanten vielleicht erlangen, was Sie bei mir vergeblich suchen!"

Er hörte nicht auf sie. Die Küsse, die er auf ihre Lippen gedrückt, hatten die ganze südliche Wildheit in ihm erweckt.

„Ich lasse Dich nicht, schönes Weib; mein mußt Du werden und sollte Gewalt" — — Ein Stoß vor die Brust ließ ihn zurücktaumeln. Wie eine kampfbereite Löwin stand sie vor ihm.

„Was wagst Du, Knabe? Soll ich meine Leute rufen, daß Dir die Züchtigung werde, die Du verdienst?"

Sie sahen sich an. Die Augen, die eben so begehrlich in einander getaucht waren, maßen sich zornerfüllt. Ein böses Wort schwebte auf seinen Lippen. Aber er bezwang sich. Sie war so begehrenswerth! Und nun erst recht wollte er sie besitzen. Dann sollte sie büßen für die Schmach, die sie ihm angethan!

„Ich gehe," sagte er, „und ich würde den nächsten Tag nicht erleben, müßte ich fürchten, Sie auf immer verloren zu haben. Aber Sie werden morgen anders denken; man hat mich bei Ihnen verleumdet."

Noch ein Mal versuchte er, sich ihr zu nähern. Ein Blick scheuchte ihn zurück. Da zuckte er die Achseln, und verlegen, wie ein Schauspieler, der sein Schlußwort vergessen, trat er den Rückzug an.

* * *

Auch hinter ihm schloß sich die Thür. Auch seine Schritte verhallten. Lena war wiederum allein. —

Sie strich mit der Hand über die Stirn. Die Kraft, mit der sie sich eben noch vertheidigt hatte, verließ sie.

Hilflos sank sie an die Erde, das Gesicht in die Hände vergraben. Aber ihr Bewußtsein schwand nicht; und sie fand keine Thränen.

Klar und greifbar, als hätten sie Leben gewonnen, standen die Worte, die Bewegungen ihrer beiden Besucher vor ihr; der beiden Männer, die ein Hohn des Schicksals ihr an einem Abende hintereinander zugeführt, die sich ablösten, wie um sich zu ergänzen, deren Stimmen zusammen die entsetzlich harmonische Disharmonie bildeten, die ihr so schrill in den Ohren dröhnte! Die beiden Männer, von denen ihr der Eine so verhaßt, der Andere so theuer gewesen! Und von denen doch gerade der Letzte ihr die tausendmal schimpflichere Beleidigung angethan! Er, dem sie nur Liebes gethan, den sie bei sich aufgenommen, freundschaftlich, mütterlich!

Sie lachte grell auf. Mütterlich! Wozu noch die jämmerliche Komödie!

Hatte er ihr nicht gesagt, daß sie es von Anfang gewußt, was sie von seinen Gefühlen zu halten habe, und daß auch sie, von der gleichen verlangenden Leidenschaft erfüllt, die Freundschaft nur als Deckmantel für das heiße Liebesspiel genommen! Und daß es kaum seiner schlauen List bedurft habe, dieser Entfernung, die ihre Sehnsucht steigern sollte, um sie in seine Arme zu führen, mühelos, fraglos! Bei dem Stelldichein des heutigen Abends, „zu dem sie ihm die Wohnung so festlich bereitet!“ So also dachte er, so dachten alle die ritterlichen Freunde, die sie ihrer Verehrung versicherten! Da war auch nicht Einer, der an sie glaubte; nicht Einer, der sie in Gefahr meinte, und sie zu warnen eilte; nicht Einer, der sie für gut genug hielt, um sie mit seinem Namen zu schützen! Alle verachteten sie, Alle schätzten sie einer Dirne gleich! —

Wie sie sie verabscheute, in diesem Augenblick; wie sie sich vornahm, ihnen ihre Thür zu verschließen, sie aus diesen Räumen zu verjagen, Alle, Alle!

Sie verjagen? Aber was sollten diese Räume dann? Was sollte sie denn allein? Eine Königin ohne Hofstaat?

Sich andere Vasallen suchen, einen anderen Schauplatz für ihre Triumphe? Aber wie? wo? — Würde es ihr noch einmal gelingen? Die einzige Stütze ihres Lebens, ihr Vertrauen zu sich selbst, war unter ihr zusammengebrochen. In dem grellen Lichte, das ihr plötzlich Gegenwart und Zukunft beleuchtete, sah sie ihr eigenes Ich zum ersten Mal in grausamer Klarheit, und sie beurtheilte sich wie eine Fremde mit schonungsloser Härte.

Was war sie, daß sie sich berechtigt glaubte, eine Sonderstellung einzunehmen; daß sie verlangte, angebetet zu werden, zu herrschen? Nicht reich, nicht vornehm, nicht begabt und nicht schön! Auch nicht schön? Sie riß die Schleier von den Lampen und die brennende Kerze in der Hand stierte sie ihr Spiegelbild an. Was für scharfe Linien um den

verblaßten Mund; welche Falten um die glanzlosen Augen, und an den Schläfen, nun die kunstvolle Frisur zerstört war, graue Haare!

Nein, sie war auch nicht mehr schön!

Anderer Reizmittel hatte es bedurft, um sie begehrenswerth zu machen. Der entblößten Arme, der wie unabsichtlich verrathenen Weichheit der Linien, des berechneten Anzugs, der ganzen geheimnißvoll erregenden Umgebung.

Und wenn sie gezwungen war aus dem Rahmen zu treten, der sie erst zum Bilde machte, was war sie dann? — — —

Mitternacht war lange vorüber. Wiederholt hatte die geängstigte Dore ihre Herrin gemahnt, die Ruhe zu suchen. Aber sie wies sie schroff zurück. Schlafen gehen, vielleicht einschlafen, vergessen — um morgen wieder zu erwachen zu dem elenden Bewußtsein ihres veränderten Lebens! Wie sollte sie es ferner ertragen? Werthlos lag es vor ihr, wie die zerbrochene Puppe vor dem weinenden Kind. Ein zerstörtes Spielzeug, inhaltlos!

Sie irrte durch die Zimmer, die leblosen Zeugen ihrer Niederlage. Sie hätte sie von den Wänden reißen können, alle die Kostbarkeiten; hätte Alles zertrümmern mögen und unter diesen Trümmern und Scherben sich selbst begraben — sterben. Eiskalt überrieselte es sie bei diesem Gedanken. Wie konnte sie an Sterben denken, sie, die immer nur dem Leben, dem Genuß nachgejagt?

War denn ihre Lage wirklich so verzweifelt? Gab es keinen anderen Ausweg aus der Finsterniß, die ihre Seele umnachtete?

Nicht eines Athems Länge gedachte sie ihres Schwagers und seiner ehrlichen, ihm wider Willen abgerungenen Werbung.

Der Verabscheute! Er hatte ihr einen schlechten Dienst erwiesen mit seinem Kommen, mit seiner finsteren Predigt, die Alles in ihr aufrüttelte, was noch von alten Vorurtheilen in ihrem Gewissen schlief. Was sollte ihr der Verurtheilten, Verdammten, dieser Fetzen bloßer Tugend, an die doch Niemand glaubte?

Wäre er nicht gekommen, hätte er sie nicht aufgeweckt aus der süßen Beklommenheit, mit der sie Carlos erwartete, sie wäre jetzt vielleicht glücklich.

Aber war es denn dazu zu spät?

Ein Wort und der Verscheuchte lag wieder zu ihren Füßen!

Schon näherte sie sich dem Schreibtisch — doch die Feder entfiel ihrer Hand. Sie konnte nicht. Derselbe Ekel, der sie erfaßt, da sie Carlos trunkenes Gesicht gesehen, packte sie jetzt wieder.

Sie, die alternde Frau und der unreife Knabe! Und nach ihm wieder ein Anderer, und wieder Einer, bis sie zu den Frauen gehörte, die man verleugnet, meidet; zu Zeiten eine Herrscherin, in Wahrheit eine erniedrigte Sklavin!

Mit wilder Selbstverachtung sagte sie sich, daß sie nichts mehr habe, nicht einmal warme Sinne. Zu schlecht, um gut zu sein, hatte sie die Erbärmlichkeit nicht einmal, schlecht werden zu können!

Sie trat an's Fenster und hob die Gardine. Draußen stürmte der Nachtwind durch die Bäume; an dem sternenlosen Himmel jagten finstere Wolken. Und sie gedachte ihrer freudlosen Jugend, ihrer liebeleeren Ehe; der kurzen Monate, in denen sie das Glück zu genießen glaubte. Ein falsches Glück, dessen Nachgeschmack wie Asche und Galle in ihrem Inneren brannte. Sie liebte Niemand und Niemand liebte sie! Die geringste der Frauen, die sie einst verlacht, besaß mehr Lebenswerthes als sie!

Sie starrte in den Garten — der Wind hatte sich gelegt, leiser Regen rieselte herab. Auch in ihr folgte erschöpfte Müdigkeit dem wilden inneren Kampfe. Eine weiche Stimmung regte sich, die Sehnsucht, sich an eine andere Menschenbrust zu lehnen, ihren Schmerz auszuweinen.

Sie mißtraute dieser Rührung.

Was sie heute erlebt, durchkämpft hatte, das war unerbittliche, unveränderliche Wahrheit! Nur verzögern ließ sich ihr Geschick, nicht abwenden.

Wohlan denn! Wenn sie ihr Spiel so jämmerlich gespielt, daß sie als Bettlerin vom Tisch der Freude aufstehen mußte; wenn sie nicht verstanden hatte zu leben — durch ihren Tod wenigstens wollte sie zeigen, daß sie nicht zu den Gewöhnlichen ihres Geschlechts gehörte! Freiwillig wollte sie von dem Schauplatz ihrer Erfolge verschwinden, ehe Jemand die Noth ahnte, die sie zwang. Nicht Blatt um Blatt sollte ihre Schönheit welken und Schande und Elend ihren Namen trüben! Wie eine Blume, die der Sturm in voller Blüthe knickt, wollte sie hingehen. Und folgte ihr dann auch keine liebevolle Trauer, so doch wenigstens ein fragendes Bedauern, die Sehnsucht eines ungestillten Wunsches.

Blaß und fahl wie der dämmernde Tag, der sich durch die Scheiben stahl, ging sie, aus ihrem Waffenkasten ein Pistol zu holen. Noch einmal durchschritt sie die Wohnung und beseitigte die Unordnung, die ihre erregten Hände angerichtet.

Dann verschleierte sie wieder die müde brennenden Lampen ihres Boudoirs, streckte sich auf das Bärenfell, hüllte sich dicht in die Falten ihres Gewandes und legte mit ruhiger Hand die Waffe auf ihr pochendes Herz.

* * *

„So ist sie denn hingegangen in der Blüthe ihrer Jugend! Sie, die ihrem Gatten eine treue Gefährtin, eine unermüdliche Pflegerin gewesen, sie ist ihm auch bald gefolgt in jenes Reich, in dem es keine Trennung mehr giebt; in jenes Reich, das nicht von dieser Welt ist, und in dem himmlische, ewige Freuden der Wiedervereinigten harren. Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, sein Wille sei gepriesen in Ewigkeit, Amen." —

Der alte Pastor, der seine Rede an Lenas Grab mit diesen Worten schloß, wußte nichts von den Umständen, die ihren Tod herbeigeführt hatten. Er kannte keinen Klatsch, und in seine Gelehrtenstube drangen

keine böswilligen Gerüchte. Er hatte Frau Cranz als Wittwe gesehen, bleich in sich versunken; er senkte auch sie nach wenigen Monaten in die Erde. Das hatte ihm den Text zu seiner Predigt angegeben.

Das kleine Trauergefolge, das ihn umstand, flüsterte wohl heimlich und warf sich vielsagende Blicke zu, und doch hätte auch von ihnen Keins etwas Bestimmtes behaupten können. —

Die treue Dore, die allein in ihrer Herrin Nähe schlief (Diener und Köchin wohnten im Seitenflügel) hatte in jener Schreckensnacht, von dem Geräusch aufgestört, trotz ihres Schmerzes die volle Fassung bewahrt. Sie beseitigte jede Spur des verhängnißvollen Schusses, und der befreundete Arzt, den sie des Morgens herbeiholte, fand die Entseelte, wie schlafend, auf ihr Lager gebettet. Die Hoffnung ihn über die Todesursache zu täuschen, wurde der treuen Dienerin freilich nicht erfüllt. Doch ihre rührenden Bitten, der geliebten Herrin Andenken zu schonen, bewogen ihn zu einer Rundfahrt nach den Redactionen der bedeutendsten Zeitungen, wo er das Versprechen erhielt, das Ereigniß zu verheimlichen oder doch wenigstens den Namen zu verschweigen. So war die Wahrheit noch nicht nach Remburg gedrungen.

Nur Hubert kannte sie in ihrem ganzen Umfange.

Dore, der sein Besuch in Lenas Haus nicht entgangen war, wußte ihn aufzufinden; seinen ahnungsvollen Fragen hielt ihre Schweigsamkeit nicht Stand.

Ein gramvolles Wiedersehen und eine gramvolle Fahrt, da er sie mit sich führte, nach der er im Leben einst so heftig verlangt — als Leiche!

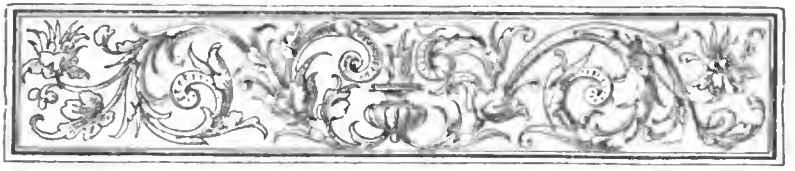
Neben ihren Gatten wurde sie gebettet, in der kleinen Stadt, der sie zu entfliehen trachtete; und nichts erinnerte an die Zeit ihrer großstädtischen Triumphe, als eine Anzahl kostbarer Kränze, die aus Berlin für sie eingetroffen.

Der Segen war gesprochen, das Grab gefüllt; die wenigen Leidtragenden, die eigentlich nur Neugierige gewesen waren, hatten sich entfernt.

Nur Hubert stand noch vor dem frischen Hügel. Seine Gestalt war gebrochen, sein Haar vollends gebleicht. Immer sah er sie vor sich, die jetzt allen Kämpfen entrückt war.

Aber nicht mit dem stillen Lächeln auf dem ruhigen Gesicht, wie sie damals in ihrem Lieblingszimmer zwischen ihren Blumen gelegen! Nur mit dem Zornesblick in den dunkeln Augen, die verführerische Gestalt hoch aufgerichtet, den entblößten Arm drohend zur Abwehr ausgestreckt.

Er bückte sich. Einem großen Strauße von Veilchen und Tuberosen, der die Luft rings umher mit herrlichem Duft erfüllte, entnahm er einige Blüthen. Dann verließ auch er den Friedhof. Seine Vaterstadt hat ihn nie wiedergesehen.



Giuseppe Verdi.*)

Von

Heinrich Ehrlich.

— Berlin. —

Die Entwicklungs-Geschichte der dramatischen Musik in Italien wäre eine zwar mühsame, aber höchst dankbare Aufgabe für den gründlichen Musikforscher. Denn in Italien ist die Oper entstanden, als ein Versuch der Wiederbelebung des antiken Dramas; von da aus verbreitete sie sich über Europa. Bis in die Mitte des verflossenen Jahrhunderts war sie allein maßgebend in der Musikwelt, und Italien war das Land, in dem die größten deutschen Componisten ihre ersten Opern-Lorbeeren holten. Gluck, Händel, Mozart haben zuerst nur italienische Opern componirt; und an deutschen Hoftheatern wurden fast ausschließlich solche Opern gegeben. Die italienische Gesangskunst übte ihre Macht allenthalben, selbst als die Macht jenes Opernstiles zu sinken begann, als Händel**) vom Theater zum Oratorium überging, als Gluck seine Umwandlungen durchführte, als Mozart die „Entführung" und die „Zauberflöte" schuf und in der deutschen Nation das Bewußtsein erwachte, daß ihr

*) Es ist uns eine große Freude, gerade in der Zeit, wo sich Italien und die ganze musikalische Welt rüstet, das Jubiläum des gefeierten Componisten (17. November 1889) festlich zu begehen, zugleich mit seinem Bildniß — welches Verdi nach einem Stich aus dem Jahre 1879 darstellt — diesen Artikel unseres verehrten musikalischen Freundes und Mitarbeiters veröffentlichen zu dürfen. Die Redaction.

**) Händel hat zwar im Anfange seiner hohen Mission ein paar deutsche Opern für den Hamburger Director und Componisten Reinh. Kaiser componirt; aber sie waren nach der damaligen Mode mit italienischen Arien vermengt. Dann hat er dreißig Jahre für das Theater nur italienische Opern geschaffen, bis er sich ganz dem Oratorium widmete.

Genius auch auf dem Gebiete der Oper Großes zu erzeugen vermag. Viele Arien Händel'scher Oratorien tragen ganz und gar das Gepräge der damaligen italienischen Moderouladen; die Arien der Constanze in der „Entführung", der Königin der Nacht in der „Zauberflöte" geben untrügliches Zeugniß, daß der himmlische Mozart der „welschen Bravour"*) gar manches Zugeständniß bewilligt hat.

Eine spätere Forschung — die oben angedeutete Geschichte der dramatischen Musik in Italien — wird die Linien der Grenzscheiden festzustellen haben, an welcher die Wendungen der verschiedenen Richtungen sich vollzogen: wie Gluck den französischen declamatorisch-dramatischen Stil Lullys und Rameaus mit deutschem Geiste erfüllte und zur höchsten Kraft entfaltete; wie Mozarts Genius den deutschen dramatisch-lyrischen Stil schuf; und wie die Vorläufer Rossinis jenen Weg einschlugen, auf welchem der geniale Componist des „Barbier", „Moise", der „Semiramide" zu jenen Triumphen gelangte, vor denen alle anderen gleichzeitigen erblaßten, und die seither nur von denen Verdi's überstrahlt worden sind.

Gar viel ist geschrieben worden über die culturhistorische Bedeutung der Rossinischen Musik. Daß sie als die tönende Verkünderin des Geistes der damals herrschenden Gesellschaft zu betrachten sei, die, jeder höheren geistigen, ihr revolutionär erscheinenden Regung abhold, im momentanen sinnlichen Genusse ihr Lebensziel suchte, und in Rossinis Musik den angenehmsten und verfeinertsten Kunst-Genuß fand. Das ist ja wahr; in Rossinis Musik waltet der Geist der Congreß- und Restaurationszeit, wie in den Beethoven'schen Symphonieen der Geist der Sturm- und Drangperiode und der französischen Revolution**). Aber man darf nicht außer Acht lassen, welche musikalischen Mittel jene Zeit dem Componisten Rossini bot, auf welcher vor und nachher unerreichten Höhe die italienische Gesangskunst stand, wie Rubini, Donzelli, David, Lablache, die Fodor, Lalande, Colbran und Andere den Hörer in Begeisterung versetzten; und nicht etwa nur die „elegante", die Congreß- und Restaurations-Gesellschaft, sondern noch ganz Andere, deren Geist sich gewiß nicht von der herrschenden Strömung mitreißen ließ. Grillparzer besang 1825 die Fodor und den Lablache in überschwänglichen, recht schwachen Versen***). Hegel schrieb 1827 an seine Frau: „Das ist herrlich unwiderstehlich, daß man nicht von Wien wegkommen kann!" Und Carl M. von Weber, der 1823 in Wien

*) „Die Arie der Constanze habe ich ein wenig der geläufigen Gurgel der Dlle. Cavalieri aufgeopfert. ‚Trennung war mein banges Loos' habe ich, soweit es eine welsche Bravourarie zuläßt, auszudrücken versucht." So schreibt Mozart an den Vater.

**) Ich verweise auf meinen Artikel „Der Musikwinter" 1888/89 im Augustheste von „Nord und Süd".

***) Ich fand sie in der Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode, Nr. 35 vom 22. März 1827. Hier ein Pröbchen:

Nachtigall, flöte nicht mehr; du giebst deine Seele den Tönen,
All dein Leben dem Lied; was bleibt Dir, daß du lebst?

weilte, um seine Euryanthe vorzuführen, auf dessen künstlerische Wesenheit Rossini'sche Musik abstoßend wirken mußte, schreibt an seine Frau: „Ein paar Künstler wie die Fodor und Lablache sind mir noch nicht vorgekommen. Hier ist die höchste reinste Vollendung, das Herrlichste, Grandioseste, was die Natur an Stimme geben kann, und Alles, was nur als Künstler verlangt werden kann; ich war unendlich ergriffen, und eine eingelegte Arie sang die Fodor so herrlich, daß ich überzeugt bin, wenn sie die Euryanthe sänge, man könnte toll werden; dieses tiefe, leidenschaftliche Gefühl und dabei die nie vergessene Herrschaft und Besonnenheit über alle Mittel." Und in einem anderen Briefe: „Ja wenn so gesungen und gespielt wird, da muß Alles wirken!" Solche Ausspüche entheben mich jeder weiteren Beweisführung; nur das Eine mag hier bemerkt werden, daß auch noch heute italienische Opernmusik von guten italienischen (oder in italienischer guter Schule gebildeten) Sängern vorgetragen, eine entschieden viel tiefer eingreifende Wirkung erzeugt, als wenn selbst die besten deutschen Künstler ihre Mühe daran wenden; daß also die Rossiniische Musik in demselben Maße durch die unvergleichliche Wiedergabe der Sänger bezauberte, als durch ihren Zusammenhang mit der geistigen Richtung der herrschenden Gesellschaft.

Rossini trat in voller Manneskraft vom Schauplatze seiner Triumphe zurück, nachdem er noch im „Tell" gezeigt hatte, welch geniale Schöpferkraft in ihm lebte*) und wie er auch ernstlich gründlichen Arbeitens fähig war. Aber die Herrschaft der italienischen Musik dauerte fort, und die weichen süßen und oft wahrhaft edlen Weisen Bellinis — aus dem Munde Rubinis, Lablaches, Tamburinis, der Grisi, Alboni, Lalande, Malibran u. s. w. ertönend — übten auf die Hörer fast größeren Zauber, als vordem die brillantesten Arien Rossinis.

Gegen Bellini ist vielleicht noch mehr geschrieben und declamirt worden als gegen seinen genialen Vorgänger, der nunmehr in Bologna behaglicher Ruhe genoß. War diesem spectaculöse Instrumentation vorgeworfen worden, so hieß es von Bellini, er behandle das Orchester wie eine Guitarre, die zum Gesange Begleitung zupfe; seine Melodien seien weichlich kraftlos, süßlich, übersentimental u. s. w. in infinitum. Die deutschen Musikzeitungen überboten sich in derartigen Aussprüchen; ich erinnere mich einen Artikel gelesen zu haben, in welchem Rossinis „Othello" mit Bellinis „Norma" verglichen ward, und die letzten Arien der Desdemona weit über Alles gestellt wurden, was Bellini je geschaffen hatte. Die Zeit hat diese falschen Urtheile berichtigt. Daß Bellinis Compositionstechnik eine schwächliche war, ist nicht zu bestreiten; aber ebenso fest steht, daß

*) Es sind nicht bloß die allbekannten Schönheiten dieser Oper, welche vom Genie Rossinis zeugen: da ist ein wenig beachteter Brautchor im ersten Act, als der alte Melchthal die Paare segnet, der besten Meister würdig; ebenso das Frauentrio im letzten Acte.

manche seiner Melodieen die schönsten sind, die unter Italiens schönem Himmel geschaffen wurden. Und sie haben ihre Dauerkraft siegreich bewahrt. Welche Opern Rossinis werden heute noch gegeben? Der unverwüstliche „Barbier" und der mehr im französischen als italienischen Stile gehaltene „Tell" — und dieser doch meistens nur, wenn irgend ein reisender Tenor-Arnold sein hohes b und h hören lassen will. Aber die „Nachtwandlerin", „Norma", „Puritaner" sind auf allen Bühnen heimisch geblieben. Sie entstanden in der Zeit, da die empfindsame Lyrik herrschte, in Frankreich durch Lamartine, in Deutschland durch Heine; und manche ihrer Melodieen sind den schönsten Gedichten der Beiden gleichzustellen. Das Finale der „Norma" („qual cor tradisti") die letzte Traumarie der „Nachtwandlerin", die beiden Tenorarien in den „Puritanern" werden jedes Herz rühren, das für weichere Empfindungen empfänglich geblieben ist, das jedem Schönen in der Kunst warm entgegenschlägt, das nicht in trockener Gelehrsamkeit verknöchert, oder in allermodernster teutonischer Berserkerwuth verwildert ist. Bellinis früher Tod — er starb im 34. Jahre — war ein großer Verlust; sein letztes Werk „die Puritaner" bekundete so große Fortschritte nach jeder Richtung, daß man noch manches sehr Schöne mit Sicherheit von ihm erwarten durfte. Mit ihm war der am edelsten empfindende Musiker Italiens gestorben; und erst nach seinem Tode konnte Donizetti die Oberherrschaft über die italienische Oper gewinnen.

Ein flüchtiger Rückblick auf die Opern Donizettis, ein Vergleich derselben mit denen Rossinis, Bellinis und Verdis zeigt, daß er in ursprünglicher Begabung, in eigenthümlicher Erfindung unter allen Dreien stand, dagegen in der Geschicklichkeit der Mache und in musikalischem Wissen sie überragte. Er hatte vortrefflichen Unterricht genossen, war sehr fleißig gewesen und in allen Musikformen bewandert. Im Jahre 1843 am Charfreitage ließ er als Kaiserlich Oesterreichischer Hofkapellmeister und „Kammercomponist" in der Hofkapelle ein „Miserere" und ein „Ave Maria" aus seiner Feder aufführen, deren correct strenge Form selbst vor den Augen der Wiener Hoforganisten und sonstiger Kenner und Bekenner des Contrapunktes Gnade fanden. Auch giebt die Stimmführung in manchen mehrstimmigen Nummern seiner Opern Zeugniß, daß er tüchtigen Studien obgelegen hatte. Wahrhaft Originelles, Bleibendes hat er nur in den beiden komischen Opern „Elisir d'amore" und „Don Pasquale" geschaffen, in denen der heiterste Humor und Fluß der Melodie waltet; besonders „Don Pasquale" verdiente öfter gehört zu werden (freilich nur von italienischen Sängern); die meisten Nummern sind wahre Cabinetstücke feiner, geistreicher und melodischer Musik. Von Donizettis ernsten Opern — er hat deren über sechszig geschrieben — ist eigentlich nur die „Lucia" auf den Bühnen geblieben als die Paradepartie aller Coloratursängerinnen; hie und da taucht „Lucrezia Borgia" auf. Beide enthalten manche sehr wirksame Nummern, beide sind Werke eines Componisten, der keine eigentliche künstlerische In-

dividualität, aber ein sehr begabter und ungemein geschickter, den Sängern ganz besonders zu Danke schreibender Eklektiker war. Und eben weil er*) keine ausgeprägte Individualität besaß, bildete er den Uebergang zu Verdi, der das was Jener ahnte und anstrebten, die dramatische Charakteristik in der italienischen Opernmusik, zur Vollendung brachte und bis zu dem Punkte führte, über welchen sie nicht hinausgehen darf, wenn sie ihren nationalen Charakter behalten soll; ich werde auf diesen Ausspruch später zurückkommen.

Giuseppe Verdi ist am 9. October 1813 in Roncole, einem ganz kleinen Dorfe nahe bei Busseto, im ehemaligen Herzogthum Parma geboren. Seine Eltern hielten ein kleines Wirthshaus und einen ebenso kleinen Kramladen; sie nährten sich redlich und kümmerlich. Der Vater ging alle Wochen mit zwei Körben zu Fuße nach Busseto, um dort seinen Waarenbedarf einzukaufen. Dieses Städtchen genoß von jeher eines besonderen Rufes wegen der Vorliebe für Musik und des Wohlthätigkeitssinnes seiner Bewohner. Es war (und ist noch heute) der Sitz einer „Philharmonischen Gesellschaft"; Präsident und eifriger Beschützer dieser Gesellschaft, ihr erster Flötist, Clarinettist, Hornist und Ophicleidist war der Spezereihändler und Liqueurfabrikant Barezzi, von dem Verdis Vater seine Vorräthe kaufte. — Im kleinen Giuseppe offenbarte sich von Kindheit an ein leidenschaftlicher Hang zur Musik. Den ersten Unterricht gab ihm der arme Organist des kleinen Dörfchens, dann kaufte ihm der Vater mit großen Opfern ein kleines, vollständig abgenütztes Spinett; ein Mechaniker Cavaletti setzte es „in einigermaßen brauchbaren Stand, unentgeltlich, um der guten Anlage und des Fleißes willen, den der kleine Giuseppe zeigte". So lautet ein Theil der Inschrift, die Ghislanzoni, einer der vielen italienischen Biographen Verdis, unter der Tastatur gefunden hat.

In seinem elften Jahre war der Knabe schon so weit vorgeschritten, daß er als Stellvertreter des Organisten in Roncole verwendet wurde; dann brachte ihn der Vater nach Busseto, wo er die Schule besuchen und seine musikalischen Studien weiter führen sollte. Die erste Unterkunft fand er im Hause eines Schuhflickers, für dreißig Centesimi täglich. Das Organistenamt in Roncole — mit 36 Franken jährlichem Gehalte — versah er noch immer und ging jeden Sonntag zu Fuße dahin, um die Pflicht zu erfüllen. Bald ward er in das Haus des Spezereihändlers und Präsidenten der Philharmonischen Gesellschaft, Barezzi, eingeführt und nun änderte sich Manches. Erst copirte, dann componirte er für die Gesellschaft; deren Director, zugleich Kapellmeister der Kathedrale, Provesi,

*) Wenn ich Mercadante — dessen „Giuramento" und „Elisa e Claudio" ihrer Zeit sehr gefielen — sowie Ricci nur hier nenne, so geschieht dies, weil ihre Werke keine Phase der Entwickelung der dramatischen Musik bezeichnen.

ein tüchtiger Musiker, gewann ihn lieb, unterrichtete ihn und überließ ihm manchmal den Tactstock bei den Uebungen und Concerten der Philharmoniker, zuletzt sogar die Stellvertretung an der Orgel. Barezzi aber, der Präsident, ward der eifrigste und thätigste Beförderer des jungen Genies. Er bot ihm an in seinem Hause auf einem Wiener Flügel die Studien fortzusetzen, denen das arme aus Roncole mitgebrachte Spinettchen nicht mehr genügen konnte; und nach einigen Jahren verschaffte er ihm eine Unterstützung der Gemeinde und fügte von dem Seinen bei, auf daß der Schützling nach Mailand gehen konnte, um dort seine Studien zu vollenden und dann sein Glück zu versuchen; empfahl ihn auch einem sehr befreundeten Gymnasialprofessor so warm, daß dieser ihm sofort in seinem Hause Unterkunft gab.

Kaum in Mailand angekommen, stellte sich Verdi der Prüfungscommission des Conservatoriums vor, um als zahlender Schüler aufgenommen zu werden. Der berühmten Lehranstalt Director (Censor) war damals ein alter Maestro Francesco Basily (geb. 1766), von dessen künstlerischem Wirken heute fast nichts mehr bekannt ist. Er hat einige Opern componirt, kam dann 1837 als Capellmeister der Peterskirche nach Rom, wo er 1850 gestorben ist. Sein Name würde längst vergessen sein, knüpfte sich nicht die Erinnerung daran, daß unter seiner Direction des Mailänder Conservatoriums Verdis Ersuchen um Aufnahme zurückgewiesen ward. Ueber die Gründe dieses seltsamen Beschlusses sind viele Lesarten im Umlaufe. Fetis in seiner Biographie giebt das sonderbare, fast lächerliche Motiv an, Basily hätte in der Physiognomie des jungen Verdi nichts gefunden, was eine künstlerische Begabung erkennen ließ. Andere weisen mit viel verständigerer Ansicht der Dinge darauf hin, daß nach den Statuten des Conservatoriums nur Knaben vom 9. bis 16. Jahre angenommen werden und nicht länger als bis zum zwanzigsten die Anstalt besuchen durften, und daß Verdi bereits das neunzehnte Jahr erreicht hatte. Endlich ist noch Verdis eigene Angabe vorhanden, in einem Briefe an Caponi, den italienischen Uebersetzer der Pougin'schen französischen Biographie. Nach dieser Angabe ist Verdi nicht von dem alten Basily allein, sondern von sämmtlichen Mitgliedern der Aufnahme-Commission sowohl als Componist wie als Clavierspieler geprüft worden, und ohne jeglichen officiellen Bescheid geblieben. Nur Professor Rolla, dem er von Provesi, dem Organisten in Busseto, empfohlen war, und an den er sich wandte, gab ihm den Rath, „nicht mehr an das Conservatorium zu denken, und einen Lehrer aus der Stadt, Lavigna oder Neri zu wählen." Man kann also als feststehend annehmen, daß einerseits nicht die physiognomischen Studien des alten Basily den Entschluß der Commission herbeigeführt haben, sowie daß diese andrerseits sich nicht correct benommen hat, als sie den jungen Bewerber ohne Antwort ließ. Dieser nahm Unterricht bei Lavigna.

Im zweiten Jahre nach den eben erzählten Zwischenfällen starb der

Organist der Kathedrale und Capellmeister der Philharmoniker in Busseto, Provesi, Verdis Lehrer; und dieser ward von seinen Freunden sofort aufgefordert sich um die freigewordene Stelle zu bewerben. Er that es, aber ohne Erfolg; ein von zwei Bischöfen empfohlener frommer, als Musiker ganz unbekannter Mann, Giovanni Ferrari, ward als Organist berufen. Die Philharmoniker geriethen in solche Wuth, daß sie in die Kirche drangen und alle der Gesellschaft gehörige Musikalien vom Chore gewaltsam wegnahmen. Dann setzten sie es durch, daß Verdi von der Stadt als deren Capellmeister bestätigt und besoldet wurde. In dem kleinen Städtchen von 2000 Einwohnern bildeten sich zwei Parteien, die einander in jeder Weise und mit allen Mitteln befehdeten. Und übel wäre es den Philharmonikern und ihrem Capellmeister bekommen, daß sie sich mit der Geistlichkeit und deren Anhang verfeindeten, hätten sie nicht in dem Bürgermeister (Podestà) einen energischen Beschützer gefunden. Außerdem gewann Verdi selbst unter den Frommen zahlreiche Freunde; er componirte Messen und andere kirchliche Stücke und ließ sie in der Capelle des Franziscanerklosters, das dem bischöflichen Probste nicht unterstand, aufführen; auch spielte er manchmal die Orgel, und so oft das geschah, blieb die Kathedrale leer, Alles strömte in die kleine Capelle. Alle Kirchen der Umgegend bewarben sich bald um die Ehre, daß der junge Maestro bei ihnen einkehrte, und seine Compositionen aufführen ließ.

Im Jahre 1836 ehelichte Verdi die älteste Tochter Barezzis, seines edlen Freundes und Beschützers, in dessen Hause er wohnte. Margarethe war hübsch, liebenswürdig und spielte oft vierhändig mit dem Gaste — und so entspann sich das Freundschaftsverhältniß, das in der Ehe einen glücklichen Abschluß fand. Zwei Jahre darauf ging das junge Paar nach Mailand, wo Verdi seine erste Oper auf die Bühne brachte. Dieses Erstlingswerk steht in einer gewissen weitläufigen Beziehung zu Haydns „Schöpfung", und es wird unsere deutschen Leser interessiren, wenn wir hier Verdis eigene Erzählung, wie der Verleger Ricordi sie aus dem Munde des berühmten Mannes vernommen und Herrn Caponi sofort mitgetheilt hat, in gedrängter Kürze wiedergeben.

Im Jahre 1834 hatte Lavigna seinen Schüler zu den Proben der Mailänder Philharmonischen Gesellschaft geführt, die gleich der in Busseto aus Dilettanten bestand, aber viele singende Mitglieder zählte, und vom Maestro Masini und drei Concertmeistern geleitet wurde. Man studirte die Schöpfung, um sie im Teatro Filodrammatico aufzuführen. Bei einer Hauptprobe fehlten die drei Concertmeister, und Masini wandte sich an Verdi mit dem Ersuchen, die Begleitung am Clavier zu übernehmen. Der junge „Maestrino" entledigte sich der Aufgabe mit viel Geschick und Umsicht; das spöttische Mißtrauen, mit dem die Damen und Herren den mageren, ärmlich gekleideten Jüngling empfingen, verwandelte sich in laute Lobeserhebungen, und es ward ihm die Stelle der Concertmeister bei

der Hauptaufführung übertragen. Eine zweite fand im adeligen Casino statt, in Gegenwart des österreichischen Statthalters, Erzherzog Rainer, und aller Spitzen der Gesellschaft.

Masini, der auch die Capellmeisterstelle im oben benannten Theater versah, zog den Maestrino zu manchen Hilfeleistungen im Orchester bei Opernvorstellungen heran; als Beweis der Zufriedenheit und Dankbarkeit für die unentgeltlichen Dienste gab er ihm die Anregung, für sein Theater eine Oper zu schreiben, und überreichte ihm die Skizzen eines Libretto, aus denen der Dichter Solera den „Oberto di San Bonifacio" bildete. So war also jene Probe von Haydns Schöpfung der mittelbare Anlaß zu der ersten Oper Verdis. Aber nicht im Teatro Filodrammatico wurde sie aufgeführt, sondern in der altberühmten Scala, die unter dem Impresario Merelli stand. Dieser, ein Mensch ohne die geringsten musikalischen Kenntnisse, besaß einen wahrhaft bewunderungswürdigen Instinct, Talent in Componisten und Sängern zu wittern, und verstand es, sie gleichzeitig zu übervortheilen, und bei guter Laune zu erhalten*).

Das Erstlingswerk Oberto di San Bonifacio wurde am 17. November 1839 zum ersten Male aufgeführt; der Operncomponist Verdi feiert also in diesem Monate sein 50jähriges Jubiläum. Die Oper hatte günstigen Erfolg, manche Kritiker begrüßten „das neue Genie"; ein Beweis, daß die Italiener ihre Musik mit anderen Ohren hören, als alle Nationen diesseits der Alpen. Merelli schloß sofort einen Contract mit dem so hoffnungsreichen Componisten; er sollte drei Opern hintereinander von acht zu acht Monaten liefern. Er bekam zuerst das Textbuch „Proscritto" (der Verbannte), das ihm nicht gefiel, das Nicolai componirte, und mit großem Mißerfolge**) auf die Scala brachte. Dann wandte er sich auf Merellis Anregung der komischen Oper zu und componirte „Un giorno di Regno", die ein so ganz heilloses Fiasco machte, daß er sich verschwor, niemals

*) Er war später auch Pächter der Wiener Oper im Vereine mit dem alten Balochino. Dieser, ein Geizhals aber ein Ehrenmann, der seine Verflichtungen strenge einhielt, und Zweizüngigkeit nicht kannte, blieb immer unbeliebt. Merelli dagegen fühlte sich am behaglichsten, wenn er im Trüben fischen konnte, dem Wiener Oberstkämmerer Graf Lanczkoronsky fingirte Conctracte zu enormen Gehalten mit Sängern zeigte, denen er die Hälfte zahlte (die andere strich er ein), und dergleichen Kunststückchen mehr ausführte. Aber er zeigte immer gute Laune, selbst bei Beleidigungen — wenn er den Beleidiger brauchen konnte. Dabei liebte er die Kunst und Künstler nach seiner Weise, zog ihnen das Geld aus der Tasche, und bewirthete sie mit Champagner. Ein berühmter und edler italienischer Sänger sagte mir in den 40er Jahren: „Dieser der — Merelli! Uns Alle betrügt er; und dennoch gehen wir gern mit ihm um!"

**) Dieser war nicht ganz gerechtfertigt. Ich habe den „Verbannten" in deutscher Sprache auf der Wiener Hofoper aufführen hören, und kann versichern, er war nicht schlechter, als viele andere italienische gut aufgenommene Opern. In einem Concert Nicolais sang Jenny Lind mit Staudigl u. A. ein Quartett aus dem „Verbannten" und erregte „furore" und da capo-Ruf.

mehr eine Oper zu componiren, und Merelli ersuchte, ihn seiner Verpflichtung zu entbinden. Der schlaue Impresario willfahrte dem desperaten Maestro ohne Gegenrede; er wußte wohl, daß diese Stimmung nicht lange dauern, daß die Anziehungskraft des Theaters in Bälde wirken würde, und nur der rechte Moment abzuwarten wäre.

Verdi hat in der Mittheilung an den Verleger Ricardi — den Mißerfolg der Musik zum großen Theile aus der unbeschreiblich trüben Stimmung hergeleitet, in welcher das Werk entstanden war. Zuerst befand er sich in so bedrängten Verhältnissen, daß er nicht 50 Scudi (etwa 220 Mark) besaß, um die Wohnungsmiethe zu bezahlen, und daß seine Frau ihre wenigen Schmucksachen in das Leihhaus trug, um ihn von der Sorge zu befreien. Und kaum war dies Unheil abgewendet, da kam noch viel härteres über ihn, er verlor die zwei Kinder, zuletzt das brave Weib im kurzen Zeitraum von zwei Monaten, und stand allein! Unzweifelhaft mußten solche grausame Schicksale jede schaffende Kraft lähmen, und jede Heiterkeit der Stimmung für eine komische Oper verunmöglichen. Aber man kann, ohne dem Genie Verdis Abbruch zu thun, fest behaupten, daß er auch unter günstigeren Verhältnissen den „giorno“ nicht besser componirt hätte. Denn Humor hat ihm die Natur versagt, das beweisen unwiderleglich die komisch sein sollenden Scenen in der sonst bedeutsamen Oper „La forza del destino“, die er von Ruhmesglanz und Reichthum umstrahlt geschrieben hat*).

Merelli hatte richtig berechnet. Nach einem Jahre traf er — quasi zufällig — Verdi in der Gallerie Christofori, nahm ihn nach dem Theaterbureau, zeigte ihm das Libretto von „Nabucco“, das Nicolai zurückgewiesen hatte, und zwang es dem Widerstrebenden, auf seinen Schwur Pochenden auf. Verdi fühlte sich von dem Textbuche mächtig angeregt; in einer Nacht durchflog er es; am andern Morgen ging er zu Merelli.

„Nun?“ fragte dieser, „wie gefällt's Dir?“

„Sehr schön.“

„Also wirst Du es componiren?“

„Ich habe schon einmal gesagt und wiederhole es, ich will keine Oper mehr schreiben.“

„So? das wollen wir sehen.“

Merelli steckte das Buch in die Rocktasche Verdis, schob diesen zur Thüre hinaus, die er verschloß, und rief ihm zweimal nach: „Du wirst es in Musik setzen!“ Und so ist Nabucco entstanden!

Wenn man heute die italienischen Berichte über die erste Aufführung dieser Oper (9. März 1842) liest, über die Spannung, mit der sie er-

*) Auch Bellini wäre nie im Stande gewesen, eine opera buffa zu schreiben.

wartet*), über den beispiellosen Enthusiasmus, mit dem sie aufgenommen wurde, so gelangt man zur Ueberzeugung, daß gewisse Kunsterscheinungen nur vom italienischen Publikum erfaßt und bewundert, von jedem anderen aber sehr gleichgültig betrachtet, wenn nicht abgewiesen werden. Selbst heute, wo die Opern Verdis in allen Welttheilen ertönen, hat Nabucco nirgends einen Halberfolg errungen; in Mailand wurde er als Verkündiger einer neuen Aera begrüßt. Auch die „Lombardi alla prima crocciata", die in Italien fast gleiches Furore erregten, haben anderswo nirgends bleibende Stätte gefunden, obwohl sie für Paris eigens neu bearbeitet und in der großen Oper mit dem Titel „Jerusalem" vortrefflich aufgeführt wurden. Dagegen erregte „Ernani", obwohl gerade diese Oper in Italien nicht überall mit gleichem Enthusiasmus aufgenommen ward, in Deutschland die Aufmerksamkeit derjenigen Hörer, die nicht von vornherein alles Italienische verwarfen. Ich erinnere mich „Ernani" in Wien gehört zu haben (Mitte der vierziger Jahre), und daß schon damals das Duett des Königs mit dem alten Sylva, der Schwur Ernanis an Sylva, die Arie Carl V. im Grabgewölbe und das darauf folgende Finale als Schöpfungen einer sehr bedeutenden Kraft erkannt wurden, wogegen allerdings die Bravourarien und manche Allegri, damals wie noch jetzt, den deutschen Empfindungen zuwider sein mußten. Bei der Composition dieser Oper hatte Verdi auch den ihm ganz zusagenden Textdichter gefunden, Piave, der sich jeder Anforderung unterzog, jede verlangte Aenderung sofort gehorsam ausführte, jede Laune des Meisters ertrug und jeden Gang, jeden Auftrag willig übernahm. Der Textdichter der drei ersten Opern, Solera, hatte zwar auch Alles gethan, was Verdi von ihm wollte, aber nur aus Gefälligkeit, als Concession, und nicht ohne eine gewisse brummige Selbständigkeit. Seine anfangs glänzende Laufbahn endigte traurig. Mit neunzehn Jahren hatte er einen Band Gedichte veröffentlicht, die mit ungemeiner Gunst aufgenommen wurden. Dann dichtete er die drei Texte für Verdi, die ebenfalls großes Lob gewannen, obwohl sie superlative Albernheiten enthielten, die selbst von den heutigen italienischen Biographen nicht weggeleugnet werden. Dann dichtete und componirte er selbst drei oder vier Opern. Eine davon ließ er in Madrid aufführen und gewann die Gunst der Königin Isabella in hohem Maße. Dann verschwand er aus der Kunstwelt und tauchte in Agypten auf, als — Polizeichef des Khedive. In den 70er Jahren starb er in Paris als Antiquitätenhändler, verarmt und vergessen. Auch seinem Nachfolger bei Verdi war kein glückliches Loos beschieden; der arme Piave, der eine

*) Wochen vorher war die Stadt erfüllt von den Erzählungen der großen Aufregung, welche diese „ganz neue Musik" bei den Proben erzeugt hatte, wie selbst die Statisten und die Handwerker ihre Bewunderung laut äußerten. Und das war vollkommene Wahrheit, kein Impresariokniff. Die kunstvolle Reclame ist ein Product späterer Zeiten.

Masse Libretti für den Maestro geschrieben (unter ihnen „Rigoletto" und „La Traviata"), verfiel einer langwierigen unheilbaren Krankheit; aber von Sorge für die Existenz ward er von dem dankbaren Componisten bewahrt, der ihm eine Pension aussetzte, auch dessen kleine Tochter reichlich bedachte wie er denn immer ein edles Gemüth bewährt hat.

Zwischen dem Ernani, der am 9. März 1844 zuerst auf dem Teatro Fenice in Venedig erschien, bis zum Rigoletto, der am 11. März 1851 an derselben Stelle hervortrat, hat Verdi nicht weniger denn elf Opern geschrieben, die alle mehr oder weniger Mißerfolg brachten: „I due Foscari", „Giovanna d'Arco", „Alzira", „Attila", „Macbeth", „I masnadieri" („die Räuber", in denen sogar Jenny Lind und Lablache auf der Londoner italienischen Oper die Hauptpartien sangen), „Il corsaro", „La battaglia di Legnano", „L' assedio d'Arlem", „Luisa Miller" und endlich „Stiffelio", der später zum „Aroldo" umgearbeitet, nur ein neues Fiasco erzielte. Also volle sieben Jahre der Mißerfolge! Welcher nicht italienische Componist wäre da nicht vollständig entmuthigt worden, und welches andere Publikum hätte sich so geduldig erwiesen, daß es jeder neuen Oper mit vollem Vertrauen entgegenkam! Allerdings, der Erfolg des „Rigoletto" rechtfertigte das Vertrauen der Italiener zu ihrem Verdi in vollem Maße: er gab ihnen diesen, dann „Trovatore" und „La Traviata" in unmittelbarer Folge nacheinander, drei Opern, die noch jetzt, nach mehr als dreißig Jahren, auf allen Bühnen oft gegeben werden.

„Rigoletto" ist dem famosen Sensationsstück von Victor Hugo „Le roi s'amuse" nachgebildet, in welchem der Dichter den König Franz I. als einen vollendeten Lumpen, dessen buckligen Hofnarren Triboulet dagegen als einen nur äußerlich boshaften, aber innerlich höchst edlen Menschen darstellt, der zwar seinem Könige bei allen Nichtswürdigkeiten gern mithilft, aber im Busen poetische Gefühle bewahrt! Nur als der König auch seine Tochter verführt, wirft Triboulet alle Gefühle über Bord, behält allein die Rachsucht. Doch anstatt diese zu befriedigen, verliert er die geliebte Tochter, die sich für den elenden Verführer opfert und den Mörderhänden liefert, die der Vater für Jenen gedungen hatte. Das Stück ist eine geschickte Zusammenstellung aller möglichen aufregendsten Nichtswürdigkeiten; selbst die Regierung Louis Philipps durfte es wagen, die weitere Aufführung zu verbieten (1832) und das Verbot aufrecht zu erhalten trotz der Verwahrungen und Declamationen des Dichters, der sich an den König wendete. Man kann also die österreichische Polizei in Venedig nicht eines besonderen Verbrechens beschuldigen, wenn sie den Text, der ursprünglich den Titel „La maledizione" (Der Fluch) trug, entschieden verwarf. Die Direction des Theaters wollte verzweifeln, denn eine neue Oper Verdis war für die Stagione verkündet, und dieser mochte von einer Aenderung des Stoffes, ja nur des Titels, nichts hören. Einem Polizeicommissar war es vorbehalten, die glückliche Lösung aller Schwierig-

keiten zu finden. Er gehörte zu den schlimmsten Augendienern und Spionen der gehaßten österreichischen Regierung, aber er besaß einige Bildung und verehrte Verdi; er schlug vor, die Handlung von Frankreich in ein kleines italienisches Ländchen zu verlegen, den König zum Herzog herabzusetzen und endlich statt irgend eines Titels, der in moralischer Beziehung zur Handlung stände, einfach den Namen des Helden auf den Zettel zu stellen. Verdi zeigte sich geneigt auf den Vorschlag einzugehen — und so ist „Rigoletto" entstanden. Diese Oper wird noch heute von manchen Verehrern Verdis, selbst von manchen italienischen Musikkritikern, als sein Meisterwerk betrachtet, weil in ihr die stärksten Gegensätze mit großer Kraft gezeichnet sind. Es liegt etwas Wahres in dieser Behauptung, nur kann der deutsche Musikkenner nicht vergessen, daß diese Kraft sich zu oft in Rohheiten gefiel und auch schwächliche Gemeinplätze, Trivialitäten, nicht vermied. Doch wollen wir betonen, daß einige Nummern zu den bedeutendsten Inspirationen der italienischen dramatischen Musik gehören: das Quartett im letzten Acte, das Duett zwischen Rigoletto und dem Banditen, sein Monolog, auch der Anfang der Scene, als er seine Tochter in den Gemächern des Herzogs vermuthet; das Lied „La donna é mobile" ist allbekannt.

Der „Trovatore", der zwei Jahre nach dem „Rigoletto", 1853 in Rom gegeben ward, hat fast noch größeren Erfolg errungen und wird entschieden auch heutzutage noch öfters gegeben. Doch dieser größere Erfolg ist nicht dem höheren Werthe zuzuschreiben; die Oper enthält mit Ausnahme des höchst wirksamen „Miserere" im letzten Acte keine Nummer, die einen Vergleich mit den oben angeführten Scenen des „Rigoletto" bestehen könnte. Dabei ist das Libretto (einem spanischen Drama nachgebildet) von einer so unglaublichen Ungereimtheit, daß selbst Verdis begeisterter Biograph, Caponi*), der Pariser Correspondent der „Perseveranza", das Geständniß ablegt, er habe nun seit Jahren den „Trovatore" gehört und noch nie den eigentlichen Inhalt der Handlung zu entdecken vermocht. Aber diese Oper enthält eine sehr große Anzahl Paradearien für verschiedenartigste Sänger und Sängerinnen: für die Sopranheldin Leonore, für die unverständliche alte Zigeunermutter Azucena, für den Bariton-Wütherich Luna; und nun erst für den Troubadour selbst, welche Ausbeute! Dieser Manrico mit seinem Verzweiflungswalzer: „O meine Mutter, ich seh Dich sterben!" war und ist die unvermeidliche Hauptrolle jedes „Heldentenors", der ein hohes C in seinem Brustkasten beherbergt. Jeder ist ja unzähliger Hervorrufe sicher, wenn ihm dieses C gut gelingt. Die „Italiener" Tomberlick bis Mierzwinski, die Deutschen Wachtel bis Bötel, haben mit diesem C die größten Triumphe gefeiert; und selbst Niemann, der große echte Deutsche, der Wagnersänger, hat den Manrico öfters dar-

*) Er hat eigentlich keine selbständige Biographie Verdis geschrieben, jedoch die französische von Pougin übersetzt und mit vielen wichtigen Zusätzen versehen.

gestellt. Was vermögen alle ästhetischen Bedenken gegen derartige Erfolge?! Als einst in Berlin in der Vogelausstellung des Abends die elektrischen Lampen angezündet wurden, fingen alle Hähne zu krähen an und viele Vögel sangen; sie hielten das elektrische für Tageslicht; wer vermochte ihnen beizubringen, daß nicht die, wahres Licht und Wärme erzeugende, die schöpferische Sonne leuchtete? Und wer will dem jubelnden Haufen begreiflich machen, daß aus solcher Kraftanstrengung, wie die oben bezeichnete, nicht die Sonne der Kunst leuchtete, sondern ein künstlicher Schein?

Viel bedeutender als der „Troubadour" ist „La Traviata", die kaum sechs Wochen nach dem ersten Erscheinen des erstgenannten am 6. März 1853 in Venedig gegeben wurde und — — durchfiel. Verdi schrieb an seinen Freund Muzio:

„Lieber Emmanuel! Gestern Traviata — Fiasco! Ist's meine Schuld, war's die der Sänger*)? Die Zeit wird richten."

Er behielt Recht. Die Oper hat auf allen Bühnen Heimatsrecht erlangt und die Hauptrolle ist noch immer eine Paradeleistung aller bedeutenden italienischen Sängerinnen. Daß die Handlung eigentlich anwidernd ist, werden wohl nur noch Wenige bestreiten. Daß eine „Traviata", nachdem sie sich in großmüthiger Aufopferung von dem heißgeliebten Manne trennte, doch wieder mit einem anderen Herrn zweifelhafte Bälle besucht, mag vielleicht psychologisch richtig sein; edleren Empfindungen entspricht es nicht. Aber Verdi hat aus diesem Stoffe mit wahrhaft genialer Auffassung musikalische Anregungen geschöpft und manches Schöne geschaffen. Der erste und der letzte Act enthalten sehr wirksame Nummern, und das Finale des dritten ist in seiner Art ein Meisterstück.

Nach der „Traviata" brachte Verdi zwei Jahre lang kein Werk auf die Bühne. Dann trat er mit den „Vêpres Siciliennes" in der großen Pariser Oper hervor. Diese „Académie Impériale (oder Royale oder Républicaine) de musique", wie das Institut je nach der bestehenden Regierung benannt wird, ist von jeher fremdländischen Componisten sehr schwer zugänglich; und ihre Aufforderung an Verdi, für sie eine Oper zu componiren, galt als eine ganz besondere Auszeichnung**). Das Textbuch war von Scribe verfaßt und behandelte den bekannten blutigen Aufstand der Sicilianer gegen die Franzosen am Ostermontage 1282 mit dem großen Bühnengeschicke, das jener Allerwelts-Dichter immer siegreich bewährt hat. Aber die Musik gefiel nicht. Verdi war

*) Einigermaßen war es wohl die Schuld der Sänger; die Darstellerin der Violetta, die an der Schwindsucht stirbt, war eine der fettesten Theater-Damen und erregte allgemeine Heiterkeit.

**) Seit Rossini — der Capellmeister des Königs Karl X., also in französischen Diensten war — den Tell für die große Oper componirt hatte, ward nur noch einem Italiener, Donizetti, die Ehre zu Theil, daß die Académie royale ein Werk von ihm aufführte: „La favorite".

nie glücklich, wenn er beim Schaffen seiner Tonbilder den Rahmen der großen französischen Oper im Auge hatte. Ich bin weit entfernt, darob einen Vorwurf gegen ihn zu erheben; in meinen Augen ist es ein Vorzug, daß er am besten componirte, wenn er ganz seiner italienischen Wesenheit treu blieb. Die „Vêpres Siciliennes," in welchen die Cruvelli*) die Hauptrolle hatte (die Pariser nannten sie rôle à bras, Armrolle, weil die Dame ihre schönen Arme zeigen konnte) wurden für Italien als Giovenna da Guzman umgewandelt, gefielen aber auch dort nicht. Ein noch schlimmeres Schicksal, einen totalen Mißerfolg hatte die nächste Oper, „Simon Boccanegra", dessen Textbuch von Piave, nach dem Schiller'schen „Fiesco", recht schlecht gearbeitet war. Das Fiasco blieb sich bei einer Wiederaufnahme, 25 Jahre später, ziemlich gleich, obwohl der geniale Dichter-Componist Boito, von dem in der Folge noch gesprochen wird, dem Textbuche eine ganz andere Gestalt gegeben hatte und auch vom Componisten Aenderungen und Erweiterungen angebracht worden waren. Aber alle diese Schatten schwanden vor dem Glanze, den 1859 „Il ballo in maschera" um sich verbreitete. Die Oper war für Neapel geschrieben, sollte schon 1858 aufgeführt werden. Aber die Censur verbot das Libretto, das eigentlich nur eine Uebersetzung des Scribe'schen, von Auber componirten, genannt werden konnte, da es ihm Scene für Scene folgte. Das Orsinische Attentat gegen Ludwig Napoleon hatte alle Polizeibehörden und nun gar die italienischen in höchste Aufregung versetzt. Diese durften nicht erlauben, daß ein Königsmord auf der Bühne dargestellt wurde**). Sie bestanden auf Veränderung des Textes, Verdi verweigerte es, der neapolitanische Intendant verlangte Schadenersatz, Verdi antwortete heftig; das Publikum nahm Partei für ihn; wo er sich zeigte, wurde er mit dem Rufe" Evviva Verdi! begrüßt†). Schließlich entband ihn die Regierung der Verpflichtung und der „Ballo" ward im nächsten Jahre in Rom gegeben, allerdings in der Veränderung, daß die Handlung in Amerika spielt und der Getödtete ein Gouverneur ist. Verdi genoß jedenfalls die Genugthuung, seinen Willen durchgesetzt zu haben, und gewährte dem Römischen Impresario

*) Sophie Cruvelli, eigentlich Crüvell aus Bielefeld, war mit einer wunderbar schönen und kräftigen Stimme begabt, aber vollständige Naturalistin. In London gefiel sie nicht, erregte dagegen Enthusiasmus, in Paris, wo sie zuerst in der italienischen Oper Verdi'sche Partien sang, dann aber 1854 von der Academie Impériale mit glänzendem Honorare angeworben ward. 1856 heirathete sie den Baron Vigier und lebte meistens auf ihrer Villa in Nizza.

**) Ich habe den Auber'schen Maskenball in Wien gesehen, in den 30er Jahren. Dort war nicht blos der König in einen Herzog verwandelt worden — er wurde auch gar nicht ermordet! in dem Momente, als Ankarström die Pistole gegen ihn losdrückte, erschien die Wahrsagerin des zweiten Actes, und gab dem Arm des Mörders eine Richtung nach oben, das Pistol schoß in die Luft! Wer will da noch die italienische Polizei lächerlich finden?

†) Dieser Ruf hatte damals eine tiefe politische Bedeutung: **V**ittoro **E**mmanuelo **R**e **d'I**talia! Das ahnten die Polizeiorgane allerdings nicht.

Jacovani das Zugeständniß, das er dem neapolitanischen Intendanten verweigert hatte.

Wohl in keiner Oper Verdis tritt seine dramatische Gestaltungskraft, und in so echt nationaler Eigenthümlichkeit, hervor, als im „ballo in maschera". Dabei ist sie mit anerkennenswerther Sorgfalt gearbeitet und instrumentirt, und ziemlich frei von Trivialitäten. Das Motiv der Verschworenen im ersten Acte, das schon in der Einleitung als Fugato erschien, und oft wiederkehrt, ist sehr charakteristisch und originell; der zweite Act enthält einige Nummern, die unbedingt als die besten Erzeugnisse der italienischen dramatischen Musik bezeichnet werden können: so das Duett zwischen Amalie und der Wahrsagerin, und besonders das Quintett zwischen dem verkleideten Gouverneur, dem Pagen, den beiden Verschworenen, der Wahrsagerin, in welchem jedem Einzelnen eine ganz charakteristische Melodie zugewiesen ist, die dann im Zusammenflusse eine sehr schöne Wirkung erzeugen; in diesem Stücke tritt auch die Instrumentation bedeutsam hervor. Auch der dritte Act bringt Manches in Erfindung und geschicktester Ausführung gleich Werthvolle. Aber auch das vom künstlerischen Standpunkt aus betrachtet Unbedeutende ist ungemein wirksam; so z. B. das leidenschaftliche Allegro in A-moll 6/8 Tact in Terzett, da die Stimmen in Octaven auf- und abrollen. Das Finale, der Spottchor der Cavaliere, ist ein kleines Meisterstück der Charakteristik, jedenfalls ein Musterstück des Bühneneffects. Allerdings muß ich bemerken, daß dieser dritte Act nur von echt italienischen Sängern in ihrer Sprache zur rechten Geltung gebracht wird. Den Deutschen, auch den besten, fehlt der „brio", das nur auf den Effect losgehende Temperament, die Geläufigkeit der Zunge, die mit der weichen italienischen Sprache und den beim Gesange zusammengezogenen Endvocalen innig zusammenhängt, die pathetische Declamation, Eigenschaften, welche auch die prime Donne und primi Uomini zweiten Ranges besitzen, und mit welchen sie bei Musikstücken, wie die obenerwähnten, das Richtige treffen.

Meine Bemerkung darf die deutschen Künstler nicht beleidigen. Ist es ihnen recht, wenn ich sage, daß die Italiener die „Zauberflöte", „Fidelio", „Freischütz" u. s. w.*) niemals richtig singen werden, so muß ihnen billig sein, daß ich andrerseits den Italienern ihr größeres Recht auf den dritten Act des „ballo" zuerkenne. Der vierte Act ist recht schwach; aber die große Bariton-Arie ist ein Paradepferd aller berühmten Sänger, auf dem auch die Deutschen gerne reiten; Reichmann hat sie selbst in einem „Liederabend" bei Kroll vorgetragen. Im fünften Acte bringt die Schlußscene eine gute Wirkung hervor. Alles in Allem genommen, ist der

*) Man sagt, Richard Wagners „Lohengrin" sei in Bologna vortrefflich wiedergegeben worden. Die Aufführung in der Mailänder Scala, die ich im April d. J. gehört habe, war eine sehr schwache.

„ballo in maschera“ eine bedeutende Erscheinung in der italienischen Opernentwickelung; und es ist eine Frage, die nur die Zeit lösen kann, ob „Aida“, die künstlerisch bedeutend höher steht als der „ballo“, dieselbe dauernde Lebenskraft bewähren, in gleichem Maße als echt national italienisches Werk wirken wird.

Die „Aida“ war nicht für Italien geschrieben. Nach dem „ballo“ componirte Verdi siebzehn Jahre lang nur im Auftrage ausländischer Bühnen; „La forza del destino“ für Petersburg (1859 zum ersten Male gegeben), „Don Carlos“ für die Pariser große Oper (März 1867) und endlich die „Aida“ für Cairo (1871). „La forza del destino“ hatte weder in Petersburg, noch in Italien einen rechten Erfolg aus verschiedenen Gründen: der Text ist greulich, die Handlung haarsträubend, die Musik nicht recht Verdisch; dennoch verdient sie in vieler Hinsicht Anerkennung; die Behandlung der Recitative, die Declamation, das Orchester zeugen von eben so großer Sorgfalt als Begabung. Als die Oper in Berlin von einer ziemlich mittelmäßigen italienischen Gesellschaft bei Kroll ausgeführt wurde (nur die Primadonna Saurel war eine vortreffliche Sängerin), erregte sie die Aufmerksamkeit und Theilnahme der gesammten Kritik. Aber Theater-Erfolg konnte sie nicht erzielen, und die komisch sein sollenden Episoden, die Erscheinung des belfernden Klosterbruders zeigten nur, daß in Verdi nicht die Spur einer humoristischen Ader vorhanden ist.

Im „Don Carlos“ hat Verdi den Versuch angestellt, seinen Stil ganz nach der Tradition der Pariser großen Oper à la Meyerbeer und Halevy umzuformen, und ein Zwitterwerk zu Stande gebracht, mit großartigen Einzelheiten, ohne Wirkung als Ganzes. Dagegen gelang es ihm, in „Aida“ ein ganz einheitliches Werk zu schaffen, seine besten Kräfte zusammen zu fassen und in so prächtig wirksamer Weise zu entfalten, daß diese Musik in der That in vielen Hörern den Gedanken erweckte, Verdi habe einen neuen Stil geschaffen. Aber dem war nicht so, und das Verdienst des Werkes soll darob nicht im mindesten geschmälert werden. Der Stoff gab dem Componisten Gelegenheit zu neuen originellen melodischen und harmonischen Wendungen, und Fremdartiges mit seiner Wesenheit künstlerisch zu verschmelzen. „Aida“ war auf die Anregung des „kunstliebenden“ (und die Fella schindenden, alle möglichen Schulden machenden, aber) höchst eleganten Vicekönigs von Egypten, Ismail Pascha, gedichtet und gesetzt, dem es nicht darauf ankam, 150 000 Franken (6000 Pfund Sterling) zu zahlen, damit die „première“ der Oper des berühmtesten italienischen Componisten in seinem Opernhaus in Cairo ein paar Wochen vor der in der Mailänder Scala stattfinde. Der französische allgemein bekannte hochgeachtete Egyptologe Mariette schrieb den Entwurf der Handlung, der italienische Dichter Ghislanzoni faßte ihn in Verse, Herr de Locle übersetzte diese später in's Französische. Verdi, der bei der Annahme des vicekönigliche Antrags die Vorbedingung

gestellt hatte, daß ihm der zu unterbreitende Stoff anstehe, fand an der tief tragischen Handlung großes Gefallen*) und componirte die Oper mit Liebe und Sorgfalt. Die ihm eingesendeten altegyptischen Melodieen verwendete er mit großer Meisterschaft und Bühnenkenntniß, und verstand auch seinen Originalmelodieen eine gewisse eigenthümliche Färbung zu geben. Hierdurch ist die Idee entstanden, daß er in „Aida" einen neuen Stil geschaffen habe. Es liegt hier derselbe Fall vor wie in „Carmen", da Bizet den spanischen Localton fast überall in Melodie und Harmonie so zu sagen mitklingen läßt, und doch seine eigene künstlerische Wesenheit vollständig bewahrte. „Aida" enthält einige sehr schöne Nummern von tiefer Empfindung und großer dramatischer Wirksamkeit. Gleich die erste Arie der „Aida", dann die im dritten Acte und ihr Duett mit Rhadames, die Gerichtsscene und die Schlußscene sind Meisterwerke echt italienischen Stiles. Die Oper hätte wohl verdient, daß der Text von einem dichterisch begabten Manne in deutsche Sprache übersetzt und nicht von einem Pfuscher verstümmelt wurde**). Daß sie trotz dieser abscheulichen Macherei doch auf allen Bühnen sich erhält, und nicht bloß Erfolg beim großen Publikum, sondern auch dauernde Anerkennung ernsterer Beurtheiler gefunden hat, giebt beredtes Zeugniß für ihren Werth. Auch sei ganz besonders hervorgehoben, daß in der ganzen Oper kein eigentliches Paradestück für die Sänger vordringlich erscheint, daß alle Arien vornehm und im dramatischen Stile entworfen und ausgeführt sind.

Nach der „Aida", die Ende December in Cairo zum ersten Male aufgeführt wurde, hat Verdi vierzehn Jahre lang keine Oper mehr auf die Bühne gebracht, dagegen ein kirchliches Werk geschrieben, ein „Requiem"†) das von der Mailänder St. Marcuskirche, wo es zuerst (Mai 1874) erklang, nach dem Teatro della scala und dann in alle Concertsäle Europas wanderte. Ich muß mich gleich von vornherein zu einer gewissen Vorliebe für

---

*) H. Caponi, der italienische Biograph, den ich schon im Anfange dieser Studie genannt habe, versichert, daß eine Hauptscene von Verdi allein, zuerst in Prosa geschrieben war: das unterirdische Gericht und die Verurtheilung Rhadames, während Ammeris, die ihn liebende Königstochter im oberen Tempelraume ihre Klagen mit den düsteren, aus der Tiefe erschallenden Tönen vereinigt.

**) Hier ein Pröbchen:

Die Worte der Thörin, o Götter, schlagt nieder (!!),
Dem Busen des Vaters die Tochter gebt wieder,
Die Horden, die Horden, die Horden vernichtet, zerstreuet den Feind!

Der wißbegierige Leser mag im deutschen Textbuche weiter nachforschen; er wird derartiges noch in Fülle finden.

†) Es war für die Todtenfeier Alessandro Manzonis, des berühmten Dichters, geschrieben, dessen „Promessi sposi" in ganz Europa bekannt sind. Weniger bekannt ist es, daß Goethe über Manzonis „Carmagnola" zwei sehr lange Besprechungen veröffentlichte und von dem Dichter einen langen Dankbrief erhalten hat.

dieses „Requiem“ bekennen; mag sie manchem gestrengen Herrn „undeutsch“ erscheinen, ich fühle aber nicht die leiseste innere Mahnung sie zu verhehlen. Die Leser von „Nord und Süd“ werden sich vielleicht meiner Studie über „Johannes Brahms“ erinnern, meiner Gefühle für sein „Deutsches Requiem“, sein „Schicksalslied“ u. s. w.; sie werden daher auch nicht erwarten, daß ich Vergleiche anstelle, mich aber verstehen, wenn ich sage, dieses Verdi'sche ist als katholische Kirchencomposition die beste der letzten fünfzig Jahre; sie steht im Ernste und im Schwunge weit höher als Rossinis „Stabat Mater“, ja in wahrhafter warmer Empfindung überragt sie das Cherubini'sche „Requiem“ das freilich den contrapunktischen Vorbedingungen des Kirchenstils in ungleich bedeutenderem Grade entspricht. Es erklingen aus Verdis Composition Stellen, die von wahrhaft religiöser Stimmung zeugen; und hätte er nicht geglaubt, auch Fugen anbringen zu müssen, so wäre an dem Werke fast nichts auszusetzen, es stände — immer vom romanisch-katholischen Standpunkte beurtheilt — als ein vollständig einheitlich gelungenes da. Aber contrapunktischen Versuchen sollte Verdi fern bleiben; für Fugen giebt es keinen nationalen Standpunkt, sondern nur den einen allgemeinen des künstlerischen Gesetzes, das die alten italienischen Kirchencomponisten in schönster Weise festgestellt haben; und vor diesem können die Verdi'schen Versuche keine Prüfung bestehen. Doch für diese nur seltenen Ausweichungen auf fremdes Feld entschädigen die reichen Schönheiten des ihm heimischen.

Nach dem „Requiem“ schwieg Verdi gänzlich. Zwar begannen eingeweiht-sein-Wollende gegen Ende der 70er Jahre zu flüstern, daß er an einem neuen großen Werke arbeite oder wenigstens darüber brüte; aber er hatte allen Anfragen gegenüber nur ein bestimmtes Nein. Von jeher war es ihm Gewohnheit, seinen Landsitz, Sant Agata, als den Ruheort darzustellen, in welchem er gar nicht an Musik dächte, nur Ruhe genießen wolle, und in dem der Besucher ein Clavier fände, das nicht allein ganz verstimmt, sondern auch ohne Saiten wäre. Im Allgemeinen sprach er die volle Wahrheit; denn eigentlich componirte er meistens in Genua, wo er den Winter zubrachte; doch wenn ihn die Muse in Sant Agata besuchte, hielt er ihr die Thür nicht verschlossen, besonders seitdem neben dem verstimmten unbesaiteten Instrument ein prächtiger Erard-Flügel sich eingestellt hatte.

Mit dem „Otello“ hatte es allerdings eine eigene Bewandtniß. Verdi, dessen musikalische Phantasie von den düstersten tragischsten Handlungen am lebhaftesten angeregt wird, trug sich schon lange mit dem Gedanken einer Oper nach dem gleichnamigen Drama Shakespeares. Daß eine solche bereits von Rossini geschrieben worden, konnte ihm keine besondere Bedenken erwecken, denn der Rossini'sche „Otello“ ist in Text und Musik noch weiter von Shakespeares Drama entfernt, als der Fischmarkt in Bologna, von Venedig und Cypern. Zwar gehören die zwei letzten Arien der

Desdemona zu den schönsten Eingebungen der italienischen Tonmuse, die selbst von gestrengen deutschen Kunstrichtern*) anerkannt wurden; dagegen sind „Othello" und „Rodrigo" und alle Nebenfiguren Carricaturen; die Ouverture könnte als sehr wirksame Einleitung einer komischen Oper verwerthet werden. Verdi jedoch war der rechte Mann, die Shakespeare'sche Tragödie richtig zu erfassen. Aber er bedurfte auch des richtigen Mannes, der sie ihm zum Operntexte umwandelte, und dabei der Dichtung treu blieb, und diesen fand er in Arrigo Boito, einem der genialsten Künstler des neuen Italien, geboren 1842. Er hat als Dichter sehr Schönes geschaffen, noch mehr aber als Componist. Seine Oper „Mefistofele", deren Text er den beiden Theilen von Goethes „Faust" mit Helena und der letzten Verklärungsscene nachgedichtet hat, ist reich an genialen Momenten: einzelne Nummern sind hochbedeutend; und man muß sehr bedauern, daß Boito anstatt auf der musikalisch dramatischen Laufbahn rüstig weiter fortzuschreiten, den Schwierigkeiten, denen er begegnete**), nicht die zuletzt gewiß siegreiche Ausdauer und Energie entgegensetzte, den Dichter in ihm über den Musiker stellte, und anstatt für sich, für andere Componisten†) Texte dichtete. Er kennt die deutsche Musik genau, besonders Bach und — Wagner, dessen Einfluß in seinem „Mefistofele" oft erkennbar ist; und er würde, wenn er sich wieder zu einer musikalischen That entschlösse, jetzt nach der Klärung Bedeutendes und Erfolgreiches schaffen.

Die Frage, wann Verdi den „Otello" begonnen, wie lange er daran gearbeitet hat, wurde in italienischen Zeitschriften und Büchelchen öfters behandelt, ohne daß deswegen eine sichere Angabe zu Tage kam. Festgestellt ist nur das Eine, daß Boito das Textbuch spätestens Anfang der achtziger Jahre dem Componisten übergeben hat, und daß dieser jeder Anfrage dieselbe Antwort ertheilte, er dächte nicht mehr daran, eine Oper zu schreiben. Aber trotz dieser Versicherung war „Otello" im Jahre 1886 vollendet††), und kam am 5ten Februar 1887 in der Scala zur ersten Aufführung.

Diese Oper ist entschieden die mit größtem Ernste und edelstem

*) Ich erinnere an das zu Anfang dieses Artikels erwähnte Urtheil der Musikzeitung.

**) „Mefistofele" wurde zuerst 1868 in Mailand aufgeführt, wo damals merkwürdigerweise mehr und einflußreichere Gegner Wagners wirkten, als im südlicheren Theile Italiens. Es genügte, daß von Boito, als von einem Anhänger Wagner'scher Principien gesprochen wurde, um seiner Oper von vornherein Feindschaft zu erwecken. Sie ward bei der ersten Aufführung in der scala mit heillosem Lärm zu Fall gebracht. Bologna und Venedig dagegen ließen ihr verdiente Anerkennung widerfahren, und 1881 hörte ich sie selbst in Mailand mit großem Beifalle aufführen.

†) So hat er für Ponchielli den Text zu „Gioronda" gedichtet.

††) Eine Zeit lang hieß es, die Oper würde „Jago" heißen und auf dieser Rolle ruhe der Schwerpunkt. Dem Südländer erscheint Jago, der eine ihm unzweifelhaft angethane Unbill Otellos an diesem fürchterlich rächt, nicht so ganz als der abschen-

Willen geschaffene des Componisten. Schon der Text Boitos ist ja ein ganz anderer als der aller vorhergehenden; ist auch dem der „Aida" eine poetische Grundidee und geistreiche Ausführung zuzuerkennen, so treten doch im Shakespeare'schen Drama Charaktere und Verhältnisse hervor, vor denen die moderne dramatische Dichtkunst zusammenschrumpft. Boito ist mit gewissenhafter Treue dem Vorbilde gefolgt, nur daß er die Oper gleich mit Ankunft des Ehepaars in Cypern (also mit dem zweiten Acte des Shakespeare'schen Dramas) beginnt; auch hat er am Schlusse dieses ersten Actes ein Liebesduett Otello's mit Desdemona hinzugedichtet, was ihm der rigoroseste Beurtheiler nicht verübeln darf; denn im englischen Originale bricht Othellos Liebe erst in der letzten Scene nach dem Tode Desdemonas in voller Kraft hervor. Die Musik durfte mit dem Ausdrucke tiefster sanfter Regung nicht so lange warten, dieses Duett war also ein glücklicher Gedanke Boitos. Der Text ist jedenfalls der beste, der je für eine italienische Oper gedichtet ward.

Betreffs der Musik sind vor Allem zwei anscheinende Widersprüche festzustellen. Es erklingt in „Otello" kein Ton, der an Richard Wagnersche Musik erinnert; und es existirt keine Scene, ohne Einfluß Wagnerischer Musik. Zwar war vielfach behauptet, daß Verdi von Wagnerscher Musik absolut nichts kenne, und ein Gegenbeweis läßt sich nicht erbringen. Aber ich behaupte mit vollster Bestimmtheit: die Wagnerschen Prinzipien kennt Verdi ganz genau*). Dieses Ineinanderfließen des Recitativs und der Arien, diese dialogisirende Behandlung der Duette, diese rein dramatische Scenenfolge ohne irgend einen Abschluß, und dann das Zuspitzen der Charakteristik jeder einzelnen Phrase, dieses offenbare Streben nach Tonfärbung im Orchester, Alles das ist nicht denkbar ohne den so zu sagen imponderablen, aber unleugbaren Einfluß der Wagner'schen Musikdramen, ohne die nach entferntesten Zonen wirkende Ausstrahlung seiner Ideen. Doch nochmals sei es stark betont: in Verdis Melodieen ist nichts, was nicht ihm gehörte, was Wagnerisch genannt werden dürfte. Das erste Duett zwischen Otello und Desdemona, das Duett zwischen Jago und Otello im zweiten Acte, im dritten Acte das Duett Otello-Desdemona, dann eine Art Monolog

liche Verbrecher wie dem Nordländer. Macaulay hat in seinem Essay über Machiavelli einige tiefsinnige Anmerkungen über Verschiedenheit der nationalen Auffassung niedergelegt. Er spricht freilich von der italienischen Gesellschaft des 15ten Jahrhunderts, doch mich dünkt, manches findet noch heute Anwendung.

*) Er weiß überhaupt ganz gut, was in der deutschen Musikwelt vorgeht. Ein italienischer Musikschriftsteller, Leopoldo Mastrigli, sandte ihm ein Buch über große Musiker mit der Bitte um sein Urtheil. Er antwortete: „In Bezug auf Musik und alle über sie sprechenden Werke gebe ich nichts auf mein Urtheil noch auf das Anderer. Erinnern Sie sich an die Meinungsäußerungen Webers, Schumanns, Mendelssohns über Rossini, Meyerbeer und Andere, und sagen Sie selbst, ob man dem Urtheile eines Componisten über einen Anderen vollen Glauben schenken kann." Und der Schreiber dieses Briefes sollte nichts von Wagner kennen?!

Otellos von wahrhaft ergreifender Wirkung, ein meisterhaft gearbeitetes Septett mit vierstimmigem Chor, endlich im letzten Acte das Gebet der Desdemona und das Duett mit Otello: das sind Tonwerke Verdischen Geistes, die mit Hochachtung für das Genie eines Mannes erfüllen, der mit 73 Jahren derartiges zu vollbringen vermochte. Aber als Ganzes hinterläßt die Oper doch vielmehr den Eindruck eines sehr geistreich erdachten, mit großem künstlerischem Ernste und edelstem Wollen, selbst mit warmer Empfindung gearbeiteten Werkes als einer aus frischer, unmittelbar zeugender Phantasie hervorgegangenen Schöpfung. Man vermißt die Hauptgrundlage der echten italienischen Musik, die im Wohllaut fließende Klangreihe, die freie Schönheit des Gesanges, die bestrickende Melodie, die uns in „Traviata", „ballo in maschera" und „Aida" entgegentönt, und doch auch des Charakteristischen nicht entbehrt. Und von dem Augenblicke, in dem die italienische Musik sich der Melodie entkleidet und den breiten Faltenmantel des französischen declamatorischen Pathos umhängt, opfert sie ihr schönstes nationales Vorrecht. Man mag von Richard Wagners Richtung im Wort- und Tondichten denken wie man will, — daß sie deutsch d. h. aus der Entwickelung deutscher Musik hervorgegangen ist, kann Niemand leugnen. Ob sie die richtigen Grenzen weit überschreitet oder nicht, ist hier nicht zu erörtern; nur daß sie national ist, muß festgestellt werden. Webers „Euryanthe" ist unbestritten die Vorläuferin von „Tannhäuser", „Lohengrin", „Meistersinger"; aus Beethovens „Missa solemnis", aus dem Finale der „Neunten" ist Richard Wagners Behandlung der Stimmführung und des Orchesters hervorgegangen. Aber Verdis Otello ist bei allen Schönheiten doch mehr „international", nicht italienisch. Ich halte das nicht für einen Fortschritt, und muß immer an den Witz denken, den ich irgendwo gelesen habe: Verdi habe sich im „Otello" verbessert — zu seinem Nachtheile! Die echten Vollblutverdianer behaupten allerdings, dieses letzte Werk des Meisters sei sein höchstes; gerade wie die Bayreuthianer in „Parsifal" den Höhepunkt Wagnerscher Kunst erblicken, und über Jeden herfallen, der bei aller Verehrung für Wagners kolossales Genie die „Meistersinger" und den „Ring des Nibelungen" höher stellt. Wer kann sich mit Fanatikern verständigen? Ich wende mich an die Unbefangenen.

Verdi ist jedenfalls der bedeutendste dramatische Componist des neuen Italien. An Gestaltungskraft, Vielseitigkeit der Erfindung, charakteristischer Zeichnung und Tonfärbung überragt er seine Vorgänger Bellini und Donizetti; und hätte Rossini nicht den „Tell" geschrieben, so brauchte er auch vor ihm nicht zu weichen. Allerdings ist seine Kraft eine oft rohe, grelle, gewaltthätige; seinen Melodieen fehlt der herrliche Wohllaut, die süße Melancholie Bellinis; seine Allegri und Chöre sind besonders in den Opern der ersten und zweiten Periode oft trivialer als die Donizettis, und die Instrumentation und Harmonisation kann — bis zur „Aida" — greller und lärmender nicht gedacht werden; selbst im „Otello" tritt nach

dieser Richtung Gewaltsames hervor. Dennoch üben seine Opern die größte Wirkung auf das Publikum, nicht bloß auf das exclusiv italienische. Unsere Generation ist nervös aufgeregt, sie will auch in der Kunst nicht blos angenehm belebt, sondern gepackt und dominirt werden — und das kann Verdi besser als die anderen. Man darf auch bei der Prüfung seiner Stellung in der Kunstwelt die Beschaffenheit des Publikums, für welches der italienische Operncomponist schreibt, nicht außer Acht lassen. Das Opernhaus Italiens darf mit dem anderer Nationen durchaus nicht verglichen werden. Deutsche, Engländer, Franzosen, Russen u. s. w. hören eine Oper immer mit äußerlicher Aufmerksamkeit an; lautes Gespräch ist eine sehr seltene und nicht gut angesehene Erscheinung. Ganz anders in Italien. Hier gilt nur die „Première" als die Vorstellung, in der man aufmerksam sein muß, um über das Urtheil schlüssig zu werden, um die begünstigten Nummern zu bestimmen, bei deren Beginn in allen folgenden Vorstellungen Stille eintreten muß. Während dieser herrscht nunmehr ungezwungene Conversation. Die Logen sind kleine Salons, in welchen die Damen ihre Bekannten empfangen; man plaudert ganz ungenirt, bis eine Favorite-Nummer beginnt, lauscht dieser mit Andacht und knüpft dann den Faden des Gesprächs wieder an. Und in welcher Weise sich die günstige Aufnahme eines Opern-Tonstückes kundgiebt, davon habe ich bei der ersten Aufführung von „Otello" in Mailand zwei Beispiele erlebt, deren einfache Erzählung dem Leser bessere Einsicht in das Wesen des italienischen Publikums geben wird, als alle Betrachtungen. Im letzten Acte betet Desdemona in Todesangst und legt sich zu Bette; sie mußte aufstehen, wieder auf den Betstuhl knien, wieder ihr Ave Maria absingen und nochmals zu Bette gehen. Sie schläft; Otello tritt durch eine Tapetenthür ein, legt sein Schwert ab; den stieren Blick auf sein Weib richtend, schleicht er sich nach dem Bette. Das Orchester begleitet diese stummen Bewegungen mit einem sehr effectvollen Zwischenspiel, das offenbar inneres Wühlen der heftigsten Leidenschaften ausdrücken soll. Das Publikum tobt, schreit unaufhörlich „bis"; Otello muß wieder hinter die Tapetenthüre treten, wieder heranschleichen, wieder wildes Mienenspiel vollführen!

Ich äußerte meine Meinung über diese unsinnigen, alle dramatische Handlung vernichtenden Wiederholungen ganz laut in italienischer Sprache; die Herren um mich im Parquet gaben mir Recht — aber die nächste Vorstellung brachte denselben Spectakel. Das geschah in Mailand, dem Sitze der bezaubernd-liebenswürdigsten, elegantesten Italiener, wie mag es erst im lebhafteren Süden*) zugehen? Ist's da verwunderlich, wenn

*) Man sagte mir, das Publikum der gelehrten Stadt Bologna („La dotta") wäre ruhiger; ich wiederhole das Gesagte, ohne die mindeste Gewähr, kann aber nicht umhin, auf den bemerkenswerthen Umstand hinzuweisen: das große italienische Publikum kann auch aus den Schriften seiner gelehrten Aesthetiker keine richtigen Anschauungen der Tonkunst gewinnen. Tommaseo, Dizionaro estetico; Gioberti Del buono e del

der Operncomponist vor Allem dahin trachtet, für jeden Act seines Werkes ein paar effectvolle, Applaus und bis erregende Nummern hervorzubringen und sich um Einheitlichkeit wenig kümmert? Und muß man nicht Verdi sehr hochachten, daß er in „Aïda" und „Otello" kein einziges gleichgiltiges Stück anbrachte, keines, das zur eleganten Logen-Plauderei Anlaß geben könnte?

Ich habe jetzt nur noch einige Zeilen über die Persönlichkeit des berühmten Componisten beizufügen.

Ein junger italienischer Schriftsteller war beauftragt, Verdi's Biographie zu verfassen; er wandte sich an Boito, den Textdichter und Freund des großen Meisters mit der Bitte um einige interessante Mittheilungen und erhielt die Antwort: „Geehrter Herr! Als das Pikanteste am Leben Verdi's kann ich bezeichnen, daß nie irgendwelches Pikante darin vorgekommen ist." Das ist größtentheils wahr. Der berühmte italienische Tondichter hat vom ersten Momente seiner Laufbahn Alles vermieden, was die Aufmerksamkeit auf seine Person gelenkt hätte; er war niemals zu einem Schritte zu bewegen, der einer Reclame ähnlich sah*), und ist seit Jahren bei keiner ihm zu Ehren veranstalteten Festlichkeit erschienen. Als er zu Reichthum gelangte, kaufte er das Gut Sant Agata in der Nähe von Busseto, der Stadt, wo er seine Jugend verbrachte, und wandelte es ganz um. Ein großer Park umgiebt das Landhaus, Pflanzungen aller Art, Pferdegestüte, Viehställe und sonstige landwirthschaftliche Einrichtungen liegen in unmittelbarer Nähe; und deren Producte gelten als die besten weit und breit. Auf diesem Gute lebt Verdi mit seiner Gattin im Sommer, steht regelmäßig um fünf Uhr des Morgens auf, geht um 10 Uhr zu Bett. Den Winter verbringt er gewöhnlich in Genua im Palast Doria. Sein Umgang beschränkt sich auf wenige intime Freunde, im Uebrigen ist er sehr schwer zugänglich.

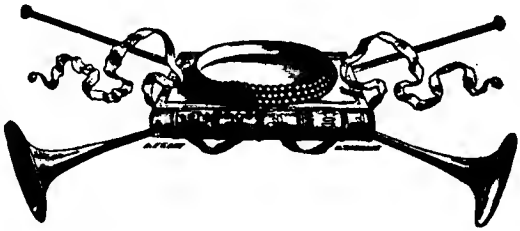
In früheren Jahren öfters leidend, hat er durch seine regelmäßige Lebensweise eine eiserne Gesundheit gewonnen und ist noch heute im 76ten Jahre geistig und körperlich rüstig und frisch. Obwohl die Italiener seinen Namen als politisches Geheimwort gewählt hatten (wie ich bereits erzählte), blieb er selbst aller Politik fern und verhehlte nie, daß sie ihm nur Abneigung

---

bello; Chiosi, discorso estetico; Antonio Tari, estetica ideale; Canello; saggie; Monti, il bello nel vero; Trezza, Studii: sie Alle sprechen von der Musik in den feurigsten Worten, mit höchster Verehrung, besonders der edle Gioberti; aber sie alle sprechen nicht von ihren großen Meistern Palestrina, Gabrieli, Durante, Lotti, Marzello u. s. w., sondern von Rossini's „stabat mater" und von Mercadante's und Donizetti's Opern. Mazzini, der in seinen Schriften „D' un Italiano vivente" der Tonkunst ein eigenes Capitel widmet, und sie als ein Hauptmittel für die Wiedergeburt des Vaterlandes preiset, weist unter andern auf ein Duett aus Verdi's „I due foscari." Freilich beginnt er das Capitel mit der Erklärung, daß er von Musik gar nichts verstehe.

*) Im December 1871, kurz vor der ersten Aufführung der „Aïda" in Cairo schrieb er einen ganz merkwürdigen Brief über „Reclame" an den trefflichen Kritiker der Perseveranza Filippi († 88). Die Schlußworte lauteten: „A la grâce de Dieu, so habe ich meine Laufbahn begonnen, und so will ich sie enden."

einflößt. Als er auf Cavour's Andrängen einen Sitz im neuen Parlamente annahm, sagte er dem großen Staatsmann geradezu, wie ihn das in all seinen Gewohnheiten störte, und legte auch sein Mandat bald nieder. Als ihn später der König Vittorio Emanuele zum Senator ernannte, kam er einmal in das hohe Haus, um den Eid zu leisten, und ward nicht mehr gesehen. Dennoch giebt es in Italien keinen populäreren Mann als Verdi, keinen, der eine so allgemeine, ganz widerspruchslose Verehrung genießt wie er. Wer von ihm spricht, rühmt seine stille Wohlthätigkeit, seinen Antheil an Allem, was der Allgemeinheit Nutzen bringen kann, seine Dankbarkeit für Jeden, der ihm in früheren Jahren Freundliches erwiesen, seinen Unabhängigkeitssinn. Und Alle sagen: Er ist nicht bloß unser Ruhm (la nostra gloria) als Künstler, er ist auch ein ganzer Ehrenmann!



Ludwig XIV. und Straßburg.

Von

Erich Marcks.

— Berlin. —

Der Streit um das Recht auf Straßburg ist nicht zur Ruhe gekommen von jenem 30. September 1681 an, an welchem die Truppen Ludwigs XIV. in die alte Reichsstadt eingezogen sind. Die Klage und die Anklage, welche Volkslieder und Flugschriften sofort zu erheben begannen, hat neuen Wiederhall erweckt, seit dem nationalen Bewußtsein unseres Jahrhunderts aus Straßburg die deutsche Schicksalsstadt geworden ist: aller Jammer und alle Schmach des tiefsten nationalen Elends hat in diesem Namen den Ausdruck und schließlich die Versöhnung gefunden; die historische Thatsache wurde zu typischer, idealer Bedeutung gesteigert. Die Form, in welcher der französische König die deutsche Stadt mitten im scheinbaren Frieden an sich riß, war diejenige des Processes gewesen: so hat denn die fortdauernde Rivalität der beiden Nationen den Streit um Straßburg literarisch als einen Rechtsstreit fortgeführt: die Juristen des heiligen römischen Reiches, die Diplomaten haben die Rechtswidrigkeit der Usurpation verfochten; noch heutigen Tages tritt die Streitfrage in der Geschichtforschung im staatsrechtlichen Gewande auf: noch in den letzten Jahren hat sie der neueste und gründlichste Bearbeiter, Legrelle, in einem stoffreichen Buche, das doch an allen Stellen der Nachprüfung und Ergänzung bedarf, in diesem Sinne behandelt. Dem deutschen Forscher also, der an das Verhältniß Ludwigs XIV. und Straßburgs mit wissenschaftlicher Absicht herantritt, stellt sich, neben der Pflicht einer verdoppelt ruhigen Vorsicht, die uns heute nicht schwer fallen darf, eine zwiefache Aufgabe dar: er kann die Rechtsfrage nicht unbesprochen

lassen; er wird aber über die Form den Thatbestand, die Entwickelung der Ereignisse selber die Darlegung der Machtfrage, deren Gegenstand Straßburg gewesen ist, zu stellen haben.

Nach Auffassung der Franzosen ist ihnen Straßburg zugesprochen worden im westfälischen Frieden.

Richelieu hatte in der zweiten Hälfte des 30jährigen Krieges das Elsaß militärisch unter die Macht Frankreichs gebracht: seinem Nachfolger Mazarin blieb die Aufgabe, das Land diplomatisch festzuhalten, seine Abtretung von Kaiser und Reich zu erlangen. In den endlosen Verhandlungen von Münster haben seine Abgesandten jahrelang darum gekämpft; man gelangte zu dem Abschlusse, daß Habsburg seine elsässischen Besitzthümer und Rechte an Frankreich abtreten, die Reichsunmittelbaren des Landes aber im vollen Reichsverhältnisse bleiben sollten. Denn wie sah dasjenige im Jahre 1648 aus, was wir heute knapp und klar Elsaß nennen? Genau so bunt wie irgend ein anderes Stück deutscher, gar rheinischer Erde. Vom Elsaß zu sprechen, stand in Wahrheit keinem Reichsjuristen zu: diese Einheit gab es nicht; correct war lediglich die Aufzählung einer Vielheit von vier Dutzenden einzelner Reichsglieder, deren Summe die Landschaft zwischen Basel und Weißenburg ausfüllte. Zwei große Gruppen scheiden sich. Den Süden bildet eine compacte Masse habsburgischen Besitzes: einmal der Sundgau, zweitens die sogenannte Landgrafschaft Oberelsaß. Diese bezeichnet ein Gebiet, in welchem die Habsburger durchaus Territorialherren sind. Anders war es im Unterelsaß. Auch hier giebt es eine habsburgische Landgrafschaft: aber nur zwei Herrschaften bilden dieselbe. Im Uebrigen setzt das Elsaß sich zusammen aus zwei Bisthümern, aus Reichsstädten mit ihrem Gebiet und einer Reihe anderer Reichsstände geistlicher und weltlicher Art, Klöster, Pfalzgrafen, Grafen, Freiherrn, Ritter; nur an einem Punkte noch findet sich hier habsburgische Macht: zehn kleine reichsunmittelbare Städte, durch die ganze Länge des Elsasses hingestreut, Hagenau, Colmar, Schlettstadt und andere, sind zur „Landvogtei Hagenau" vereinigt; ein Vogt, welcher sein Amt unmittelbar vom Kaiser hat, übt in diesen zehn Städten einige ganz minimale Schutzrechte aus und bezieht dafür einige Einkünfte: irgend welche Gerichtshoheit oder gar Herrscherbefugniß über die Städte besitzt er nicht. Diese Vogtei lag seit hundert Jahren in habsburgischen Händen; sie war Nichts, als ein Amt. Dieses Amt und den ober- und niederelsässischen Hausbesitz tritt nun das Haus Oesterreich 1648, gemäß einer Stipulation, die seit zwei Jahren feststand, im Friedensinstrumente an Frankreich ab und zwar als souveränen Besitz der französischen Krone, nicht etwa, wie man erst gewollt hatte, als ein Lehen, welches diese Krone vom deutschen Reich zu nehmen hätte. Der Vertrag drückt es scharf und genau aus, daß es sich nur um Habsburger Gut handelt. Und er fügt noch ausdrücklich einen Paragraphen bei, welcher in klaren Worten sämmt-

lichen Reichsunmittelbaren des Elsasses, einschließlich jener zehn „kaiserlichen Städte" der Landvogtei Hagenau, den vollen Fortbesitz ihrer Unmittelbarkeit zusichert: nur die österreichischen Rechte erhalte hier der französische König. Welche Rechte aber hatte Oesterreich innerhalb dieser Unmittelbaren? lediglich die Vogtei der zehn Städte. Auf diese Vogtei allein bezieht sich also der Schluß des Paragraphen: an der Souveränetät des französischen Königs über seine neuen Erwerbungen ändere der Paragraph Nichts. Natürlich: die Vogtei ging, wie gesagt, als souveräner Besitz, nicht als Lehen in Ludwigs Hände über. Die Vogtei, das Amt — nicht etwa die zehn Städte selbst!

Das Alles ist vollkommen klar und in der Folge der Gedanken eindeutig und unmißverständlich; nimmt man eine Interpretation von Wort zu Wort vor, so bleibt keine Schwierigkeit übrig.

Trotzdem war der Vertrag dazu angethan, Mißverständnisse zu erzeugen. Sie lagen gerade in jenem Nachtragsparagraphen vorbereitet, welcher so ausdrücklich die Reichsstände vor Frankreich sicher stellen sollte. Man brauchte nur diesen einen Absatz aus dem Zusammenhang herauszureißen. Zuerst constatirt er die Fortdauer der Reichsfreiheit der Stände; am Schlusse wiederholt er, hierdurch werde an der französischen Souveränetät Nichts geändert. Ist das nicht ein Widerspruch? Wir sahen, daß sich die Schlußklausel, den früheren Paragraphen entsprechend, einzig und allein auf das Vogtamt bezieht. Aber wie viel konnte eine willkürliche Deutung mit einer Isolirung dieses Paragraphen und seiner Klausel anfangen! wie leicht zudem konnte, bei der Complicirtheit reichsrechtlicher Begriffe, aus dem souveränen Besitze der Vogtei ein Besitz der Souveränetät über die zehn Städte, wie leicht schließlich aus der österreichischen Landgrafschaft Unter-Elsaß, die Ludwig erhielt und die nur zwei Herrschaften umfaßte, das Unterelsaß als Gesammtlandschaft gemacht werden! All dies gegen Geist und Buchstaben des Gesammtvertrages — aber ausgeschlossen war solcher Mißbrauch nicht. Die Stände mühten sich, sofort eine präcise Erklärung zu erlangen, in welcher Frankreich sich selber die Möglichkeit dieses Mißbrauches ausdrücklich abschneiden sollte: sie wurde verweigert. Es läßt sich nachweisen, daß die französische Diplomatie bewußt darauf ausging, diese Möglichkeit offen zu halten. Frankreich war nicht stark genug, um die Abtretung des ganzen Elsasses, wie es sie wünschte, zu erzwingen: so richtete es den Friedensvertrag dergestalt ein, daß ihm offen und klar zwar nur das habsburgische Gut zugesprochen wurde, daß aber im günstigen Augenblick die französische Regierung im mißbrauchten Wortlaute des Vertrages stets die Handhabe fände, weitere Ansprüche scheinbar mit juristischem Rechte zu begründen.

Aller Welt war dieser Sachverhalt sofort klar. Wir besitzen zwei Briefe, in denen die Diplomaten Ludwigs den Plan offen eingestehen. Der wichtigere stammt aus der Zeit der Friedens-Unterhandlungen selbst; der

eine der zwei französischen Bevollmächtigten ist sein Verfasser; hier tritt es so offen wie möglich zu Tage, daß diese Diplomatie vom eigenen Unrecht vollkommen überzeugt war: der Rechtsanspruch, der später zum Dogma wurde, war damals noch eine bewußte Lüge, ein absichtsvoller Kniff. In ihm liegt der Urgedanke der Reunionen bereits enthalten. Es waren Gründe der Zweckmäßigkeit, welche die Geltendmachung der Ansprüche noch drei Jahrzehnte lang hinausschieben ließen. Man war noch nicht mächtig genug, sie durchzuführen, aber man ließ sie je länger um so sichtbarer durchblicken. Im Nimweger Frieden von 1678 bemühten sich die Deutschen auf's Eifrigste, durch klare Concessionen auch den Franzosen eine klare Begrenzung ihrer Ansprüche aufzuzwingen: damals antworteten die Unterhändler Ludwigs nur mit der steten Berufung auf den westfälischen Vertrag. Zu einer klaren Interpretation ließen sie sich nicht drängen, aber sie verhehlten ihre Auffassung nicht: sie waren jetzt soweit, daß sie die Macht hatten, Alles, was sie durch ihre, wie wir sahen, falsche Deutung jenes Paragraphen von 1648 juristisch begründen zu können meinten, auch in Wirklichkeit durchzusetzen. In den dreißig Jahren aber, welche zwischen den Verhandlungen von Münster und denen von Nimwegen liegen, hat Ludwig XIV. oft in ausdrücklichen Worten anerkannt, daß Straßburg reichsfrei, Reichsglied und für ihn Nichts sei als ein Nachbarstaat; er bestritt das erst mit Scheingründen, als er sicher war, seinen Argumenten den Nachdruck der wirklichen Eroberung verleihen zu können.

Das juristische Unrecht also war auf französischer Seite: daran ist gar kein Zweifel. Den Deutschen blieb in voller Wahrheit die Genugthuung, den Gegner widerrechtlicher Gewalt zeihen zu dürfen. Eine jammervolle Genugthuung freilich! Proteste, deren sittliche Entrüstung, nach J. G. Droysens scharfem Worte, der Niederlage die lächerlichste Albernheit hinzufügt: statt der eigenen Ohnmacht klagt man die Gewissenlosigkeit des Feindes an! Gewiß, die Rechtsfrage enthält nicht den Kern der Sache. Ist sie darum werthlos? Auch das darf man schwerlich behaupten. Nicht nur, daß der deutsche Forscher verpflichtet ist, die Behauptung des modernen Franzosen von Ludwigs XIV. juristischem Rechte zu prüfen und, da sie falsch ist, zu widerlegen: wichtiger noch ist es, daß dieser Rechtsstreit doch den moralischen Charakter der Zeitgenossen, den Geist der Formen, in welche sie die Gegenstände zu gießen liebten, kennzeichnet. Immer wird die Art und Weise, in welcher der große König und sein Minister Louvois die Wegnahme Straßburgs motivirten, als solche ihre geschichtliche Bedeutsamkeit behalten; immer wird sich das Urtheil auch auf das Verfahren erstrecken müssen, auch wenn man recht gut weiß, daß es sich in Wahrheit nicht um's Staatsrecht handelte, sondern um die Macht, daß internationale Verträge niemals dazu da sind, unverrückbare Normen für eine weite Zukunft zu bilden, sondern nur den Abschluß für Kämpfe, den Ausdruck für den Stand der Kräfte im Augen-

blicke des Friedens. Das ist ja sicher: was auch die Parteien mit dem westfälischen Abkommen anfangen mochten in Recht oder Verdrehung, die Fortentwickelung wurde durch realere Dinge bestimmt als die feierlichsten Paragraphen des Instruments.

Wie sahen diese realen Mächte aus? Um ihrer drei handelte es sich: hier das Frankreich Ludwigs XIV., dort das deutsche Reich, wie es der 30jährige Krieg geformt, in der Mitte, ein Gegenstand ihres Ringens, die Stadt Straßburg.

Zuerst Frankreich. Es war die größte Zeit des Jahrhunderts, das die Franzosen als das große bezeichnen, in welcher das Land damals stand. Alle Früchte, welche die Lebensarbeit dreier großer Staatsmänner gepflanzt und gepflegt hatte, reiften jetzt dem Enkel Heinrichs IV., dem Erben Mazarins entgegen, sie fielen dem Könige in den Schooß. Aus der schmerzlichsten Krise, in welcher alle Kräfte eines sich umbildenden Staats- und Volkswesens in tiefer Verwirrung und Erregung wider einander gewirkt hatten, hatte die Einheit sich gewaltiger als zuvor erhoben; ihr Träger war die Macht, die allein den inneren Frieden geschaffen und erhalten hatte, das Königthum. Alles verdankte man ihm: die ständischen Gewalten, die so blutig sich gegen den Absolutismus aufgelehnt hatten, deren unklarem Drängen schließlich nur Unheil über Unheil entsprossen war, sie lagen jetzt machtlos am Boden; auch sie ordneten sich dem allgemeinen Zuge zur Mitte hin ein; alle Anstrengungen der vergangenen Menschenalter, alle lebendigen Kräfte einer starken Gegenwart mündeten ein in das große Becken der Monarchie Ludwigs XIV. Und noch strebte das Königthum, seinem Volke, das ihm jetzt blindlings nachfolgte, zu immer höheren Zielen wahrhaftigen politischen Segens voranzuschreiten; indem es in seinen Händen die ganze Nation zusammenfaßte, wollte es dieselbe emporheben auf eine neue Stufe staatlich fester Zustände und volkswirthschaftlicher Entfaltung. Noch fehlte dem Frankreich Ludwigs XIV. viel dazu, ein moderner Staat im vollen Sinne zu sein; aber es rang, ein solcher zu werden. Der Kampf um Straßburg fällt in die Jahre, da die Regierung zur Durchführung des wahrhaften Staatsgedankens so mächtige Schritte that, in die Jahre der Wirksamkeit des großen Colbert. Daß es auf den Bahnen der politischen Pflichterfüllung nicht beharrte, ist später das Verhängniß des französischen Königsthums geworden; aber wie weit stand es gerade damals durch die Höhe seiner Ziele, das Bewußtsein seiner Kraft, die Macht seines Einflusses auf das eigene Volk, durch die straffe Zusammenfassung aller Elemente desselben in der eigenen Hand jeder auswärtigen Macht voran! denn der einzige Staat, den wir Heutigen als ein zukunftvolles Gegenbild des absolutistischen Frankreich erkennen, der Staat des großen Kurfürsten, konnte in den Augen der Zeitgenossen doch niemals dem Reiche Ludwigs XIV. an die Seite treten. — Die auswärtige Politik des geeinigten Frankreich zeigt in der einen großen Richtung ihres Strebens die gleiche Idee volks-

wirthschaftlichen Interesses, welche die gesammte Politik Colberts beseelt; längst hat man darauf hingewiesen, wie sehr die Kämpfe der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts Handelskriege gewesen sind. Im engsten Verein mit dieser wirthschaftlichen Tendenz aber stand die andere, die historisch bestimmende, die eigentliche Grundtendenz der auswärtigen Politik Frankreichs seit mehr als anderthalb Jahrhunderten, die auch das Zeitalter Ludwigs XIV. am sichtbarsten beherrscht und den König zum Siege wie zum Niedergange geleitet hat: der Kampf gegen Habsburg. Im Widerstand gegen die umfassende und erdrückende Weltmacht der burgundisch-österreichisch-spanischen Dynastie hatten Franz I. und Heinrich II. ihr Leben verbracht, hatte Heinrich IV. das Mittel gefunden, sein Volk zu einigen, hatte Richelieu den 30jährigen Krieg geleitet und Mazarin, dem großen Vorgänger nacharbeitend, das gebrochene Spanien endgültig gebeugt. Aus der Vertheidigung war das einst von seinen Feinden eingeschlossene Frankreich längst zum Angriff übergegangen; in der Politik Ludwigs XIV. wachsen Defensive und Offensive ineinander: das Prinzip der militärischen Sicherung Frankreichs beherrscht seinen Kampf gegen Habsburg. An jeder Grenze, wo er dem Feinde begegnet, schiebt er, in den Niederlanden, in Lothringen und Elsaß, am Jura und in den Alpen, den eignen Waffengürtel vor, so lange, bis er eine militärisch vollendete Situation erreicht hat; wenigstens ist das sein Bestreben; den Außenstehenden schien es ein Vordringen Frankreichs, den Franzosen nur der naturgemäße Abschluß des eigenen Gebietes gegen die Offensive des Auslandes. Der westfälische Friede und sein Nachfolger, der pyrenäische von 1659, hatten den französischen König noch nicht bis an die Grenze geführt, deren er zur Vertheidigung seines Gebietes — etwa auch zur Vertheidigung durch den Ausfall! — bedurfte, weder in Belgien noch in der Freigrafschaft noch gar im Elsaß; zerstückelt, schlecht geordnet, schlecht geschützt, durchaus unvollendet und vorläufig lag gerade im Elsaß der französische Neuerwerb neben und zwischen dem Besitzthume des Reiches, dieses bedrohend, aber auch von ihm bedroht. Er war hineingeschoben, ein Keil, in die zerfallene Menge der elsässischen Stände und kleinen Staaten: daß es bei dem Zustande von 1648 nicht bleiben konnte, das forderte jede Consequenz eines jahrhundertalten europäischen Gegensatzes, das erkannten die Zeitgenossen allerorten, das drängt sich dem Blick des Historikers als klare Nothwendigkeit auf.

Eine Veränderung würde geschehen — soviel war gewiß; welcher Art sie sein würde, konnte dem nicht zweifelhaft sein, der das heilige römische Reich deutscher Nation kannte.

Es braucht hier nicht geschildert zu werden. Die volle Auflösung der Reichsverfassung war im westfälischen Frieden legalisirt worden; tief griff das Ausland in jedes deutsches Interesse, in das Getriebe der deutschen Kleinmächte hinein; in Regensburg ging das Spiel auswärtiger und ein-

heimischer Intrigue, der Kampf um die kleinen Dinge und großen Formen, in trüber Wiederholung von Jahr zu Jahr. Was den Zeitgenossen wichtig erschien und oft gewiß so erscheinen mußte, vermögen wir nur mit Selbstüberwindung zu betrachten und zu würdigen; uns versöhnt mit dem labyrintischen Gewirr der damaligen Politik nur, was manchem ehrlichen Manne damals blos ein neues böseres Element des Verderbens scheinen mochte, das Aufsteigen Brandenburgs. Den treibenden internationalen Anstoß aber verlieh dieser Staatenwelt, und insbesondere der südlichen und westlichen, derjenige Gegensatz, der ursprünglich mit dem Reiche gar nichts zu thun hatte, der Gegensatz des Hauses Habsburg gegen Frankreich. Stets wurde in ihn das Reich hineingezogen; es half ihn auskämpfen — freilich mit einer Hülfe, deren Werth oft recht zweifelhaft war —; es hat nie in ihm gewonnen, vielmehr stets beitragen müssen, in ihm zu zahlen an Geld und Blut und an eigenen Gliedern. Die Niederlagen der Habsburger büßte es mit, von ihren Erfolgen hat es keinen Segen gehabt. Unsere Kenntniß der Politik Leopolds I. ist vielleicht noch immer zu gering, um ein Urtheil zu rechtfertigen; daß der Erfolg aber dem entsprach, was eben gesagt wurde, dafür ist Straßburgs Schicksal der sprechendste Beweis geworden. Ludwig XIV. selber hat sich einmal in gleichem Sinne geäußert. „Wie sehr auch," entwickelte er 1680 seinem Wiener Gesandten, „das Reich im französischen Kriege zu leiden haben könnte, die Minister des Kaisers erhoffen für ihn uud für sich doch immer einen Vortheil.".

Ein Trümmerwall, dem großen Trümmerhaufen des Reiches vorgelagert, ist die elsässische Staatenwelt; ein Trümmerstück, trümmerhaft außen und bis in den Kern hinein, ist auch Straßburg, die Reichsstadt.

Leibhaftig genug steht das Straßburg des XVII. Jahrhunderts vor unseren Augen. Im Jahre 1697 wird die Einwohnerzahl auf 28,000 Seelen angegeben: wir haben Anlaß, für die vorhergehenden Jahrzehnte ungefähr eine gleiche Summe anzunehmen. In jenem Jahre schilderte ein französischer Beamter die Straßburger so, wie sie noch heute sind: arbeitsam, nüchtern, philiströs; es gebe, sagt er, wenig große Vermögen und nicht viel Armuth: eine gewisse mittlere Höhe genüge den Bewohnern durchweg; fast alle seien sie Lutheraner; der eigentliche Großhandel liege meist in der Hand reformirter Schutzverwandten. Der Handel war die Hauptquelle des Erwerbs; auf dem Rheine besaß die Schiffsleutzunft ein weitgedehntes Monopol; „das Handelsinteresse," der französische Minister sagte es klar heraus, „ist die Handhabe, an der man die Stadt zu bewegen hat." Die Stadtverfassung hatte sich normal im Geleise der allgemeinen deutschen Entwicklung fortbewegt: noch bestanden die Formen, wie die abschließenden inneren Kämpfe des fünfzehnten Jahrhunderts sie geschaffen hatten; aber die Bewegung war in's Stocken gerathen, das stehende Wasser der munizipalen Oligarchie fiel langsam der Fäulniß anheim. Man hatte angeblich demokratisches Regiment, die Patrizier waren nicht besonders

einflußreich, aus den Zünften ging die Versammlung der Schöffen, aus ihnen der Rath hervor. Drei engere Körperschaften, die drei geheimen Stuben, bildeten in Wahrheit die Verwaltung; an der Spitze standen die Ammeister, die eigentliche Gewalt hatte das Collegium der XIII. Es war übrigens gleichgültig, wer im Amte war: ein Anzahl von Familien regierte doch nur. Wir sehen die Vorgänge innerhalb der alten Stadt mit lebendiger Klarheit vor uns in dem Tagebuch, das von 1667 bis 1710 der Ammeister Franciscus Reißeißen geführt und das R. Reuß in Straßburg herausgegeben hat: Wahlen, Formfragen, kleine und um so giftigere Gegensätze treten wieder und wieder auf: die Männer, welche im Amte stehen, sind gewönhlich Schwäger Reißeißens oder dergleichen; ein junger Straßburger aus gutem Hause studirt Humaniora und Rechte, reist in's Ausland, besucht Paris, tritt in eine Zunft ein, wird Schöffe; dann fallen ihm die kleinen Aemter mit ihren mancherlei oft recht wunderlichen Vergünstigungen zu, später eine Stelle in der Finanzverwaltung, schließlich in der politischen Verwaltung. Große Dinge tragen sich nicht zu; ein drakonisches Verbot des Tragens von Spitzenhauben bringt einmal die ganze Bürgerschaft in Hader; Reißeißen klagt dabei „wie man (d. h. der Rath) anjetzo ohnnöthiger weiß solche semina discordiae causirt und annoch zu keinem Temperament schreitten will, welches doch endlich würd seyn müssen."

Es gab Parteien; da wir aber fast nur Quellen aus den regierenden Kreisen haben, so wird uns das Bestreben der Opposition nicht ganz deutlich; im Ganzen war die Volksmasse schroff antifranzösisch, die Regierung diplomatisirte mehr. Wir hören, daß einige Monate lang giftige und teuflische Pasquillen, gegen den regierenden Ammeister ausgestreut, die Stadt in die furchtbarste Erregung versetzen; schließlich verräth sich der Verfasser unvorsichtigerweise, es ist ein Jurist von Namen: o bone deus, jammert Reißeißen, in quae nos tempora reservasti! Der Sünder bereute; aber der Kopf wurde ihm doch abgeschlagen. In den kleinen Verhältnissen der Stadt ging eben jeder sachliche Gegensatz rasch in einem persönlichen auf; um große Fragen konnte es sich niemals handeln; woher hätte ein großer Antrieb kommen sollen? Der alte Bürgerstolz war erstorben, ein Vaterland hatte man nicht, aus dem Reiche wehte nur eine dumpfe Kellerluft herüber; kein Wunder, wenn Straßburg nicht besser war, als die übrigen kleinen Stände des Reiches! Auch in der näheren Umgebung Nichts als haltloses Kleinleben. Der Verfasser jenes Tagebuches findet einmal, als es sich um die Frage handelt, ob Straßburg am Reichskriege gegen Frankreich theilnehmen soll, die Formel für die Stellung seiner Stadt: „etliche herren . . . incliniren sehr" zur Aufhebung der Neutralität; „ich aber halte darvor, es seye besser, etwas auf dem landt (ringsum standen nämlich die gegnerischen Heerhaufen!) ia alles, welches Gott verhütte!, verlohren, alß sich auß der neutralitaet zu setzen und damitt dem äußersten ruin durch hemmung der commercien thür und thor zu eröffnen. Sed non omnes

capiunt hoc.“ Non omnes! Noch gab es Reminiscenzen an die große Zeit der Straßburger Politik — aber man sieht, wie sie ersterben mußten. Und neben diesem verfallenden Wesen die Großmacht Frankreichs! Nothwendig und sicher entwickelte sich aus dem Nebeneinander von Reich, Straßburg und Frankreich, in tragischem Fortgange, der Fall der Stadt.

In Beziehungen auch politischer Art stand die Stadt längst zu dem westlichen Nachbar. Sie war mit ihm verbündet seit der Reformation; sie hatte sich ihm auch da nie rückhaltlos hingegeben. Damals zuletzt spielten ja unsere Städte eine selbstständige, bedeutsame Rolle in der Entwickelung der deutschen, ja der europäischen Angelegenheiten. Matt wurde der Antheil bereits im 30jährigen Kriege; seit 1648 sucht sich Straßburg der Umklammerung der französischen Freundschaft, die es doch nicht verletzen mag, nur eben noch zu erwehren. Nun faßte Frankreich allgemach festen Fuß in seinen neuen Gebieten; in wunderlichem Ringen unterwarf der Staat Ludwig's XIV. sich langsam, auf die Schonung der Regensburger Sympathien bedacht, die widerstrebenden kleinen Städte der Hagenauer Vogtei: höchst eigenartig stießen dabei die monarchischen Staatsanschauungen der königlichen Beamten mit der reichsrechtlichen Libertät dieser winzigen Ortschaften zusammen. Das Königthum konnte diese Libertät nicht dulden: es schlug sie in Scherben. Als nach 24jährigem Waffenstillstande 1672 die allgemeinen europäischen Gegensätze im holländischen Kriege von Neuem auf einander trafen, zeigte es sich bald, daß auch Straßburg Nichts mehr sein könne in sich, daß es nur noch ein Gegenstand und ein Kampfmittel des großen habsburgisch-bourbonischen Widerstreites sei. Aeußerlich zwar umwarb man es wie eine selbstständige Macht; seine Neutralität sollte es, je nach dem Interesse der kriegführenden Mächte, aufrecht erhalten oder opfern; seine Rheinbrücke wurde ihm von den Franzosen verbrannt, von den Kaiserlichen benutzt; in hilflosem Schwanken sahen die Bürger zu, bis sie schließlich doch den Krieg an Frankreich erklären mußten. Viele Freude haben sie in diesem Kampfe nicht erlebt: die trostlose Zerfahrenheit des Reiches war ihnen in den stets wiederholten Mißerfolgen der Reichsheere aus nächster Nähe recht greifbar vor's Auge gerückt worden. Dann führte der Friede von Nimwegen 1678 den glänzenden König auf den Gipfel seiner europäischen Uebermacht; es zeigte sich, daß Europa noch nicht im Stande war, derselben zu widerstehen, gedemüthigt mußte jeder Gegner Ludwigs sich beugen, und triumphirend beschrieb im Spiegelsaale des Versailler Schlosses der farbenprächtige Pinsel Lebrun's die Siege, die Herrlichkeit, die gottähnliche Allmacht, die Schrankenlosigkeit seines königlichen Herrn, wie der Krieg von 1672 bis 1678 sie zu Tage gefördert.

Wie aber war die Bedeutung des neuen Friedensschlusses für Straßburg? Zweierlei war ganz deutlich: erstens, daß die Libertät Straßburgs für Frankreich ganz unerträglich geworden war; zweitens, daß dieses den

klaren Entschluß ausgedrückt hatte, seine angeblichen Rechte von 1648 jetzt durchzuführen. Beides muß hier etwas näher dargelegt werden.

Erstens die Unentbehrlichkeit des Besitzes für Ludwig XIV. Der vergangene Krieg hatte sich zum guten Theile in Baden und Elsaß abgespielt; mehrmals hing der Erfolg der Operationen am Besitze des Rheinüberganges. Ganz unverkennbar war es geworden, daß die Beherrschung des strategisch bestimmenden Platzes, eben der Stadt Straßburg, das einzige Mittel war, das Elsaß festzuhalten: Straßburg in kaiserlichen Händen lassen, hieß auf die strategische Ausnutzung, auf die ruhige Verwerthung der elsässer Erwerbungen ein für alle Male verzichten. Louvois und Ludwig waren aber entschlossen, ihre europäische Uebermacht zum Abschluß ihrer Machtstellung am Oberrhein zu benutzen, sie durch diesen Abschluß erst zu festigen. Das Benehmen der Straßburger selbst kam, da es sich um so große internationale Fragen handelte, thatsächlich nicht in Betracht: es ist das Schicksal solcher Grenzprovinzen, daß sie sich nicht selber bestimmen können, daß sie den Bedürfnissen größerer Körper einmal geopfert werden; so war es und so ist es noch. Aber blickte nun ein Franzose auf das Auftreten der Reichsstadt im letzten Kriege, mußte er sich nicht fast berechtigt fühlen zur Gewaltthat durch die schwankende Zweideutigkeit der Straßburger Politik? Die armen Straßburger hatten nicht anders gekonnt; aber ein Großstaat hatte keine Veranlassung, ihnen ein so bedenkliches Spiel auch künftighin frei zu lassen. Militärisch und politisch mußte Straßburg in eine feste Stellung gebracht werden; die Logik der europäischen Lage forderte es. Das Reich war zu schwach, es an sich zu ziehen; es war Niemandem zweifelhaft, daß Frankreich es annectiren mußte und wollte.

Denn zweitens: thatsächlich hatte die französische Diplomatie in Nimwegen ja erklärt, daß sie es nehmen würde. Es ist oben angedeutet worden, wie die deutschen Unterhändler den französischen Ansprüchen durch klare Abtretungen eine klare Grenze auferlegen wollten und wie die Franzosen Nichts davon annahmen, unter der Erklärung, sie beharrten auf dem Rechte, das ihnen der westfälische Frieden gegeben habe. Was sie damit meinten, wußte alle Welt. Kaiser und Stände erließen einen Protest; sie blieben juristisch in vollem Rechte; aber sie schlossen Frieden. Damit war für die Thatsachen, wie sie kommen mußten, Alles entschieden. Zweifelhaft konnte nur die Art und Weise sein, in welcher Louvois vorgehen würde.

Auch hierfür waren die Grundlinien bereits vorgezeichnet. Einen Rechtstitel wollten sie geltend machen, sagten die Franzosen: sie wandten die Rechtsform dabei an. Das war seit Münster vorbereitet. Freilich, die specielle Form, die der Minister Ludwigs, der in jenen Jahren die Politik seines Herrn bestimmend vertrat, Louvois, in seiner grobzufahrenden, skrupellosen, aber machtvollen Gewaltthätigkeit, wählte, war neu und schließlich doch überraschend. Die Kammern, die er in Metz und Breisach einrichtete, gingen vom Rechtsstandpunkte aus, scheuten vor dem entlegensten, dem un-

wahrsten Argumente nicht zurück, griffen über die Grenzen ihres Staates rücksichtlos hinaus, entdeckten überall alte Lehnsansprüche Frankreichs, die der Anfall der drei lothringischen Bisthümer und des Elsasses ihm eingebracht habe, und verfügten ohne wirklichen Prozeß, ohne Berufung, den Vollzug ihrer Entscheidungen durch französische Regimenter. In die Wunden, die sie schlugen, träufelte gerade die Rechtsform, welche die Gewalt umhüllen mußte, ätzendes Gift hinein; der Mißbrauch des feierlichsten Verfahrens wirkte auf die Welt, welche die Thatsachen selber hatte erwarten müssen, wie der cynischeste Hohn. „Wer bürgt dafür," rief der große Kurfürst, „daß Frankreich morgen nicht Magdeburg oder Berlin reuniren wird?"

Für Straßburg waren es leidvolle Jahre, die zwischen dem Nimweger Abschlusse und dem Einmarsche Louvois' lagen. Daß „dieser Frieden allein ein Interimsfrieden schiene und man sich mit Zittern freuen müsse," sprach man sofort aus im Rathe der Dreizehn. Bald schlug die französische Politik einen herrischeren Ton an als bisher, es folgten die Reunionen, die Landbezirke Straßburgs wurden weggenommen, der Handel unterbunden; „wenn Gevatter Ludwig Ammeister sein wird," — so hatte man sich wohl hier und dort ausgesprochen — „dann wird Alles sich bessern." Aber im Allgemeinen überwog Abneigung, Bedrücktheit, dumpfe Erwartung. Bitter bemerkt Reißeißen zu einer königlichen Verfügung: „Ratio: le Roy le veut." Proteste der Stadtregierung waren ohnmächtig. Und die Masse des Volkes schrie über Verrath.

Es ist eine alte Anklage gegen das Straßburger Regiment, daß es sich habe von Ludwig XIV. kaufen lassen. Louvois selbst hat sie verbreitet, um seine Gewaltthat minder gewaltsam erscheinen zu lassen. Man hat von einer französischen Partei, von Corruption sonder Gleichen gesprochen. Mit Unrecht: eine Bestechung wenigstens in einem für jene Zeit irgend erheblichen Maßstabe oder von einer entscheidenden Bedeutung, das darf man heute versichern, hat nicht stattgefunden; selbst die Wirksamkeit des Fürstenbergischen Bischofs, der im französischen Solde stand, begann in Wahrheit erst nach der Einnahme; gerade Legrelle hat ausgeführt, wie weder Geld noch Sympathie Louvois die Thore geöffnet habe: er erschloß sie mit Waffengewalt. Ein kaiserlicher Gesandter wirkte in der Stadt für seinen Herrn: daß er irgend etwas erreicht, gethan hätte, sehen wir nicht; seine Anwesenheit aber, die an sich ganz legitim war, gab der französischen Diplomatie eine neue Waffe in die Hand: ein Rundschreiben konnte der Welt verkünden, Ludwig habe eilen müssen, um die Stadt, die ihm gehöre, nicht in Habsburgs Hand fallen zu lassen.

Der Hergang der Einnahme soll hier nicht erzählt werden. Louvois hatte Alles vortrefflich vorbereitet; die Stadt war ohne Truppen, die auflodernde Wuth des Volkes brach bald in sich zusammen; man ging an's Unterhandeln. Im Straßburger Stadtarchiv liegt eine Abschrift des Berichtes, welchen die Stadtregierung der Versammlung der 300 Schöffen

vorlegte, damit diese sich über Ausharren oder Uebergabe entscheide. Da werden erst in langer Reihe die Ursachen entwickelt, welche für tapferen Widerstand sprachen: tiefes Mißtrauen gegen Frankreich, all die schlimmen Folgen, die dem Verluste der Selbständigkeit entspringen mußten, die Trennung vom alten Vaterlande, zu dessen Feinden man sich nun gesellen sollte; Scheu vor dem Urtheile der Berufenen; die Gerechtigkeit ist für Straßburg, die heilige Schrift bezeugt es, wie oft „die göttliche Allmacht den Stolz einer großen Macht durch einen kleinen Hauffen gestürzt und zu Schanden gemacht habe." Noch einmal berauschte man sich so an großen und vollen Worten; wie mögen die Handwerker der alten Reichsstadt ihren Beifall gejubelt haben, da solche Sprache zu ihnen erklang! Aber sie waren verständige Leute. Die Reihe der Gründe wider den Kampf war kürzer als die vorhergegangene; ihr Ton war trockner — aber ihre Wucht entscheidend. Frankreichs Uebermacht ist riesengroß und vor Aller Augen, die Stadt unbewehrt, Hülfe nicht zu erwarten; selbst eine kürzere Gegenwehr, welche Pflichterfüllung gegen das alte Vaterland mit rechtzeitiger Klugheit des Nachgebens verbände, schien dem Rathe allzu gefährlich; rasche Ergebung — und Ergebung war doch unvermeidlich — sicherte am Ehesten gute Bedingungen. Und auch hierfür wußte die Schriftkunde der Staatsjuristen Straßburgs einen biblischen Grund in's Feld zu führen: zur Strafe für Sünden hatte Gott sein eigen Volk ja oft genug dessen Feinden in die Hände gegeben und ihm „nicht erlaubt sich zu defendiren." So soll man sich drein schicken „in christlicher Gelassenheit."

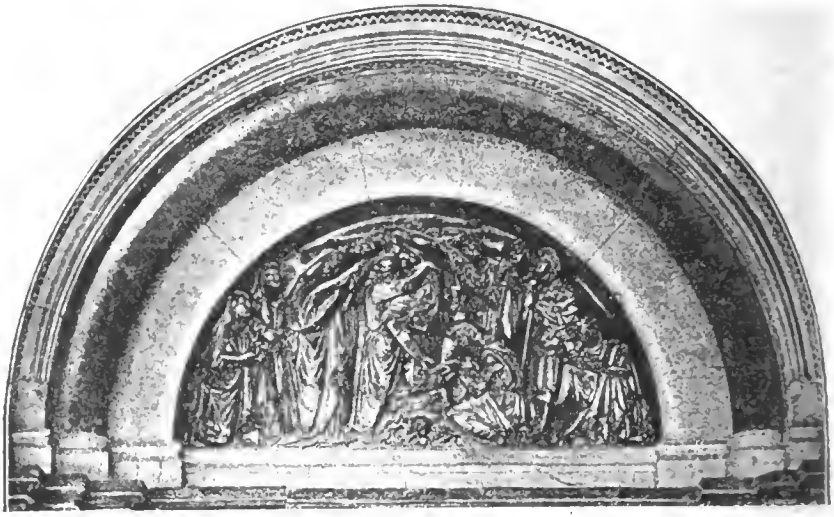
Dies Schriftstück, das so pedantisch und hülflos einherschreitet! in dem barocken Faltenwurfe seines Für und Wider, ist das bezeichnende Testament der Straßburger Unabhängigkeit. Die Capitulation sicherte den Fortbestand der alten Verfassung, der Privilegien, auch der Confession; Reißeißen schrieb einer Vergangenheit von Jahrhunderten die nüchterne Grabschrift: „Es verbleibet alles im alten stand, und verhoffe ich, wir werden ahne statt der libertaet widerumb den flor der commercien, welche gaentzlichen erliegen, bekommen." Und Reißeißen war ein guter Straßburger, ein achtungswerther Mann.

Im Reiche war die Erregung groß; sie blieb ohne Thaten. Der große Kurfürst gestand seufzend, daß man Nichts ausrichten könne. Straßburg war nicht zu retten gewesen. Man war froh, daß Frankreich versprach, jetzt wenigstens Halt zu machen. Erst in den nachfolgenden Jahren trug die Wegnahme der Reichsstadt fortwirkend dazu bei, den siegreichen Weltbund gegen die Uebergriffe des Königs zu begründen.

Das Verhältniß Ludwigs XIV. zu Straßburg hat nach den Septembertagen von 1681 noch eine lange Geschichte von vierunddreißig Jahren gehabt: für die innere Entwicklung nicht die interesselosere Hälfte dieser Beziehungen. Hier soll nur noch die Frage berührt werden, welcher Richtung von Ludwigs XIV. Politik die Einnahme Straßburgs angehört. Derjenigen

der nationaler Abrundung, der commerzieller Ausbreitung nicht: denn die Nationalität des Elsasses hat das französische Königthum, mit Consequenz wenigstens, nicht angetastet. Das Verhältniß zu Straßburg blieb ein Vertragsverhältniß auf Grund der Capitulation von 1681, und der Verkehr der Handelsstadt wurde keineswegs in die Bahnen französischen Lebens hineingezwungen: die Hauptzollgrenze lief nicht zwischen Straßburg und dem Reiche, sie schied Elsaß und die lothringischen Bisthümer vielmehr als provinces étrangères effectives vom französischen Gesammtkörper ab. Vielmehr ist diese Annexion der militärischen, der antihabsburgischen Richtung der Politik einzuordnen: sie schloß, wie eine Münze feiernd besagte, Gallien vor den Germanen ab, sie sicherte Elsaß und machte Baden zum „Glacis der französischen Grenzfestung". Der Historiker — Louvois', Camille Rousset, hat in glänzender psychologischer Entwicklung den Einfluß hervorgehoben, den, neben allen politischen Berechnungen, die Eroberungslust des Volkes selber und des Königs, der sein Volk verkörperte, auch auf alle diese Kriege gerade in Ludwigs XIV. guter Zeit ausgeübt hat.

Spurlos natürlich ging die Zugehörigkeit zu dem großen Staatskörper an Straßburg nicht vorüber. Eine Ausnahmestellung behielt es freilich, aber die Verwaltung des französischen Königthums griff auch in die Verfassung und Lenkung des Stadtwesens von Straßburg im Guten und Bösen umgestaltend hinein. Bezeichnend ist es, daß bereits Ludwigs erster Intendant die deutsche Frauentracht bekämpfte, daß aber erst die Abgesandten des Convents „den Bürgerinnen von Straßburg" die „modes allemandes" dauernd verbieten mußten, „da deren Herzen französisch sind", — mit dem stillschweigenden Hinweis auf die Guillotine! An der Zwitterhaftigkeit, die seitdem sein Schicksal geworden ist, krankt das elsässische Volksthum noch heute im Tiefsten.



Nikolaus und Johannes von Pisa.

Von

August Schmarsow.*)

— Breslau. —

Kaum irgendwo erquickt den Erforscher der Vergangenheit so fühlbare Genugtuung, als wenn nach langem Werben um ihr Verständnis ein Denkmal nach dem andern sich ihm erschließt, um das Denken und Empfinden eines längst begrabenen Geschlechtes ihm persönlich zu offenbaren. Einst redeten die Werke der Kunst eine Allen verständliche Sprache; denn Auffassung und Sinnesart ihrer Zeit kam ihnen auf halbem Wege entgegen, und was sie zu sagen hatten, lag gleichsam in der Luft, die Künstler und Mitwelt gemeinsam atmeten. Heute dringen wir nur langsam zu dem Kern ihres Wesens durch; die Erscheinungsformen nehmen unsern Blick zu sehr gefangen, die Unvollkommenheiten stören, die Eigenheiten befremden uns; oft bringt erst umfassendes Vergleichen die charakteristische Note zur Unterscheidung. Haben wir aber einmal erfaßt,

*) Der Herr Verfasser beginnt eine Folge von Studien herauszugeben unter dem Titel: „Italienische Forschungen zur Kunstgeschichte" (Breslau, Schottlaender). Es ist uns eine große Freude, aus dem demnächst erscheinenden ersten Bande dieses Sammelwerkes, welcher den Titel trägt: „St. Martin von Lucca und die Anfänge der toskanischen Skulptur im Mittelalter" eine bedeutungsvolle Probe den Lesern von „Nord und Süd" schon jetzt bekannt machen zu dürfen. Die Redaction.

worauf es ankommt, so fällt es wie Schuppen von unsern Augen. Wir sehen ein, daß alle Merkmale des Stiles, die wir so sorgsam beachten und schildern, doch nur Nebensache sind oder der vielfach bedingte Ausfluß des Wollens; daß der Urquell all dieser Aeußerungsweisen stets im innersten Seelenleben des Künstlers, seines Volkes und seiner Zeit zu suchen ist, und daß all unsere historische Charakteristik an Aeußerlichkeiten hangen bleibt, so lange die Empfindung selber uns nicht aufgegangen ist.

So sind uns die beiden bedeutendsten Bildhauer Italiens, welche die Skulptur des Mittelalters emporgeführt, gar lange ein Rätsel geblieben, wie sehr auch das eifrige Studium der Antike bei dem Einen, das leidenschaftliche Temperament bei dem Andern ins Auge fielen. Nikolaus und Johannes von Pisa sind Vater und Sohn. Unsere historische Betrachtung ist gewohnt, sie deshalb nahe miteinander zu verbinden. Der Eine blüht von 1260—1280, der Andre von 1277—1320; sie gehören also einer zusammenhängenden Periode an, die wir als „gotisch" zu bezeichnen pflegen. Der Sohn ist gar unter den Augen des Vaters aufgewachsen, arbeitet seit 1265 schon, aktenmäßig genannt, gemeinsam mit andern Gehilfen in der väterlichen Werkstatt und ist an der Kanzel des Domes zu Siena wie an dem Brunnen auf dem Domplatz von Perugia so stark mit dem Hauptmeister beteiligt, daß es Manchem unmöglich scheint, das Eigentum des Einen von dem des Andern zu scheiden.

Und doch — betrachten wir die eigensten Werke des Nikolaus und die des Johannes nach einander, ohne des engen Familienbandes zu achten, das ihre Urheber verknüpft, so könnte nach gewöhnlichem Bedünken ein Jahrhundert zwischen ihnen verflossen sein. Nach dem Zeugnis der Denkmäler ist Nikolaus der spätgeborene Sohn einer alten Zeit, Johannes der erstgeborene einer neuen. Und unseres Erachtens sollte dieses Zeugnis der Werke in der historischen Darstellung Recht behalten, auch gegen den Ausweis des Kirchenbuchs!

Die Marmorkanzel im Baptisterium zu Pisa von Nikolaus und die Marmorkanzel in St. Andrea zu Pistoja von Johannes sind die beiden wichtigsten Belegstücke; denn sie bieten die nämliche Reihe von Darstellungen und bestätigen so Schritt für Schritt den weiten Abstand, eine Kluft in der kurzen Spanne Zeit zwischen 1260 und 1301, wo sie entstanden. Bis jetzt aber hat die Betrachtung des ersteren Werkes sich immer durch die Nachahmung der Antike, die unleugbar darin auffallen muß, vom Erfassen der Hauptsache und so vom eigentlichen Verständnis des Meisters ablenken lassen. Deshalb stellen wir eine andere Arbeit an die Spitze: die Kreuzabnahme im Bogenfelde des Nebenportales am Dome zu Lucca. Da ist enthalten, was Nikolaus von Pisa selber war nach dem glühenden Wunsche seines Herzens; da ist die Triebkraft, die ihn angespornt hatte, die herrlichen Ueberreste antiker Skulptur mit emsigem Bemühen anzueignen, in ihrem Wesen erkennbar.

Aus rohen Stämmen ist ein niedriges Kreuz errichtet, mit aufgeschütteten Steinblöcken, aus denen der Schädel Adams hervorblickt, zur Sicherung am Fuße, und der Querbalken erscheint in natürlicher Krümmung abwärts gebogen, der Linie der umfassenden Wölbung gemäß. Von links her kommend tritt Joseph von Arimathia mit dem rechten Fuß noch auf den Erdboden, mit dem linken gegen den Steinhaufen, und umfaßt mit kräftigen Armen den entseelten Leib, dessen Hände schon vom Holze gelöst sind. In lebendiger Bewegung sich selber Halt schaffend, stützt er zugleich mit Brust und Schulter, die sich aufwärts drängen, die Last des Körpers welcher am Kreuzesstamm herabgleitet, so daß das Haupt, der eigenen Schwere folgend, seitwärts auf die Achsel des rechten Armes sinkt. Auf der andern Seite des Kreuzes, rechts gegen das Geröll, kniet Nikodemus, bemüht in dieser kauernden Haltung mit einer Zange den Nagel auszuheben, der beide Füße auf dem Brettchen festhält. Das rechte Bein des Gekreuzigten ist über das linke geschlagen, und so die Beugung der Knie nach vorn und links, zu Joseph herüber, geschickt motiviert, während sonst in allen Crucifixen jener Zeit der schlanke Körper eine weit ausladende Bogenlinie bildet. Maria und Johannes haben die beiden Arme Christi erfaßt, der Jünger rechts hinter Nikodemus, die Mutter gegenüber dicht neben Joseph, — an ihren gewohnten Plätzen unter dem Kreuz, — und jeder netzt sein Teil mit Thränen. Maria trägt den ganzen Arm, wie einst das Kind, auf ihren Händen, und neigt, darauf niederschauend, ihr gramerfülltes Haupt, während der Scheitel des Toten sich dem ihren nähert. Johannes faßt nur die Hand mit der seinen uud lehnt die Wange an den Arm, wie er einst an des Meisters Brust gelegen. Das sind die Hauptgestalten. Dann folgt der Hauptmann Longinus in römischer Kriegertracht. Auf die Lanze gestützt, das Schwert an der Seite umspannend, blickt er gläubig auf zu dem Gottessohn. Ganz rechts in der Ecke kniet ein bärtiger Mann, der auf verhüllten Händen einen Korb hält. Die blutige Dornenkrone, die man vom Haupt genommen, und die Nägel aus den beiden Händen sind darin; der Träger wartet auch den letzten Nagel zu empfangen, der soeben gelöst wird. Drüben zur Seite Marias steht eine andere der Frauen, wol Magdalena, in wehmütiges Schauen verloren, und in der Ecke kniet eine Dritte mit einem Tuch über dem Arm und einem Salbölfläschchen in der Hand, den Toten für das Grab zu bereiten.

So bildet das Ganze in dem engen Rahmen, der das Bogenfeld umschließt, einen wolduchdachten Organismus, der nach eigenem Bildungsgesetz in diesem Raum gewachsen scheint. Alle Bewegungen sind klar erfaßt und greifen wirksam in einander. Alles ist echt plastisch in körperliche Aktion aufgelöst, und diese entwickelt sich nicht hastig und bunt, sondern ruhig und fühlbar vor unsern Augen. Wir haben das Werk eines Meisters vor uns auf der Höhe seiner Kraft. Die glücklichste Wahl eines Bewegungsmotives, das den Keimtrieb des ganzen Bildwerkes enthält, hat diese

Leistung über die vorgeschriebenen Bildercyklen an den Kanzeln hinausgehoben und ihr die hohe Anerkennung gesichert, die sie verdient. Einsichtige Forscher müssen dieses Marmorrelief in Lucca als die Krone der künstlerischen Tätigkeit des Meisters Nikolaus betrachten. Der wahrhaft bildnerische Gehalt auch im christlichen Stoffe, der hier zu Tage gefördert ist, die grandiose Kraft, mit der sich physische und psychische Bewegung verbinden, Handeln und Empfinden zugleich in sichtbarer Gestaltung erscheinen, — dies Gelingen setzt das eine Werk in Zusammenhang mit den größten Meistern der italienischen Skulptur, mit Donatello und Michelangelo.

Solch eine Schöpfung gelingt nur als Ausdruck der eigensten Sinnesart, wenn die Flamme der Begeisterung aus der Tiefe des Künstlerherzens hervorbricht. Haben wir an der Kanzel zu Pisa vom Jahre 1260 die Nachahmung antiker Vorbilder in den biblischen Geschichten, am Marmorschrein zu Bologna 1267 in der Legende des heiligen Dominikus den ersten Versuch der Gestaltung zeitgenössischen Lebens, so offenbart sich hier in Lucca in glücklichstem Einklang der Ausdruck des eigenen Empfindens.

* * *

„Wo ein Aufschwung im Gebrauch der Technik stattfindet", — schreibt Herman Grimm bei Gelegenheit der Pisanofrage — dürfen immer Ideen vorausgesetzt werden, zu deren Darstellung es den Meister drängte, die er jedoch mit der vorhandenen Technik nicht wiederzugeben vermochte, die ihn also zu suchen zwangen. Das allein hätte Nikolaus bewegen können, sich die Mittel der antiken Meister anzueignen. Welche Ideen aber waren es, die ihn diese höhere Fertigkeit zu gewinnen drängten? . . . Die Ideen fehlten offenbar. Es wäre also nur der unbestimmte Reiz der vortrefflicheren Arbeit gewesen, die Schönheit." —

Ja, die Schönheit, und sie allein! müssen wir antworten. Freilich nicht die äußerlichen Vorzüge der technischen Vollendung, der Wert überlegenen Verfahrens, die dem ausübenden Künstler, der die Kräfte seiner Hände täglich erprobt, allerdings Veranlassung genug zu andachtsvollem Wundern und sehnsüchtiger Einkehr gaben, — besonders dazumal, wo von gleichmäßig geübter Technik sehr wenig als gemeinsames Besitztum überliefert ward. Nicht der unbestimmte Reiz vortrefflicherer Arbeit, den auch ein Steinmetz noch am Kunstwerk wol empfinden kann; sondern die Schönheit, die aus allen Gestalten der antiken Ueberreste immer klar und lebendig hervorleuchtet, die Schönheit des Menschenbildes vor allen Dingen, in ihrer mannichfaltigen Offenbarung, wie sie den geringsten Abkömmlingen hellenischer Kunst noch gelang.

Giebt es denn damals, auch mitten im christlichen Mittelalter, nur christliche Ideen, die den Bildhauer bestimmen konnten? Sollte ihm, dem Künstler, sei es in natürlichem Einverständniß mit seiner besten Anlage und liebsten Betätigung, oder im bewußten Gegensatz zu den asketischen

Dogmen der Staatsreligion, nicht der Wert des menschlichen Leibes aufgegangen sein, in dem wir nun einmal leben und weben? Sollte er, wo christliche Lebensformen diesen Wert entrücken und verdunkeln mochten, nicht beim Anblick der bacchischen Vase und des Hippolytos-Sarkophages zu Pisa, wie so manches andern antiken Beutestückes, das seine seefahrenden Landsleute heimgebracht und als Schmuck bei den Heiligtümern der Stadt, im Umkreis des Domes selber aufgestellt, in dieses edelste Mysterium hellenischen Natursinns eingeweiht sein, ohne daß er sich verstandesklar darüber Rechenschaft gab, wie er darob zum Heiden werden könne?

Es geht ein stolzes Bewußtsein von der eigenen Kraft des Individuums durch das Jahrhundert, in dem er lebte; der Hohenstaufenkaiser, mit dessen Musenhof man auch diesen antikisierenden Bildner so eifrig zusammenzubringen versucht hat, war nicht der Einzige, der dieser Gesinnung huldigte. Gewaltige Männer und stattliche Frauen, ausgerüstet mit allen Gaben, die das Dasein bieten und erfordern kann, übermütige Jünglinge und frische Knaben, energisch häßliche Weiber selbst und wolgenährte Mönche, ja strotzende Kinder auf dem Mutterarm sind die Freude der besten und vornehmsten Kreise damals, die Lust der Künstler vollends im Norden wie im Süden. Nur Italien gelangt spät, in letzter Stunde gleichsam, zum bildnerischen Ausdruck dieses Fühlens.

Und Nikolaus von Pisa ist der Träger dieses Wollens. Es ist die allerheiligste Idee des bildnerischen Schaffens überhaupt, die ihn beseelt. Solche Menschen zu machen begehrt er mit der Glut eines echten Künstlerherzens, und das anfängliche Unvermögen seiner armselig geschulten Hände mußte dies Verlangen nur steigern, wie unbefriedigte Leidenschaft. Deshalb giebt er sich in die Schule der antiken Kunst, wo er solche Erscheinungen findet, und ringt in dem sichtbaren Zwiespalt zwischen Wollen und Können. Ein herrliches Weib, das er auf etrurischer Aschenkiste ruhen sah, begeistert ihn, den Wert solches Daseins noch einmal zu gestalten, und sie wird ihm zum Ausdruck des hohen Ideales der Kirche: zur Gottesgebärerin. Der Anblick eines vollbärtigen Mannes, der in weinseligem Zustand noch die großartige Fülle seiner Kraft bewahrt, bestimmt ihn, den indischen Bacchus zum Hohepriester Jehovas selber zu weihen. Vor der nackten Schönheit hellenischer Jünglinge und den bemähnten Häuptern des edelsten Tieres, das dem ritterlichen Geschlecht der Kreuzfahrer der liebste Gefährte war, betet er den Psalmenvers: „Ich habe Wolgefallen an des Rosses Stärke wie an Jemandes Beinen," mit Unterschleif eines einzigen Wortes, der asketischen Verneinung, und in vollstem Einverständniß mit dem Schöpfer, der nach Moses sich am siebenten Tage eingestand, seine Kreaturen seien gut gemacht. Selbst die Juden noch, die er — als elende Spötter unter dem Kreuz — in den Augen seiner Gemeinde brandmarken soll so arg es geht, werden ihm mit ihren langen Bärten und breiten Kapuzen lieber als er denkt, und sie spielen gar unerlaubt auf

seiner Kreuzigung eine prächtige Figur. Und nun sein Christus vollends am Kreuzesstamm! Ist es nicht ein Heldenleib, den man schmählich an das Holz genagelt, ein Mann in der Vollkraft seiner Jahre von herkulischer Bildung in allen Gliedern — gerade so wie bei Donatello! Der Sohn der Jungfrau ist ihm unversehens zum Sohne des Jupiter geworden. Und er liefert uns gar den Nachweis dieser Herkunft an der Kanzel zu Pisa selbst; denn da steht die christliche Tugend „Fortitudo" in der leibhaftigen Gestalt des nackten Herakles mit Löwenfell und Keule.

Kann es noch zweifelhaft sein, wo die Ideen zu suchen sind, die in diesem Bildner nach Ausdruck ringen? Und doch ist es unbillig, ihn als Heiden und Ketzer zu steinigen, oder auch nur ihm vorzuwerfen, das religiöse Gefühl versage bei ihm durchaus. Das Urteil freilich darf allein bei einer Aufgabe gefällt werden, wo auch das bildnerische Schaffen sein Genüge findet, wo die christliche Empfindung nicht rein passiv verharrt, und was die Herzen innerlich bewegt, nicht in untätigem Beharren nur sich offenbaren darf. In diesem Sinne wird uns die Kreuzabnahme in Lucca zum wertvollsten Zeugnis seines eigensten Wesens, in diesem Sinne zum Höhepunkt seiner Künstlerlaufbahn. Das religiöse Gefühl dieses Mannes ist freilich nicht sentimental, etwa wie das des heiligen Franciscus, nicht nervös und aufgeregt; aber welche Tiefe des Nachempfindens setzt eine Erfindung voraus, wie diese Abnahme vom Kreuze! Es ist der große objective Schöpfergeist des echten Künstlers, den wir vor uns haben; er denkt wie die Antike, nur im Gedankenkreis seines eigenen Jahrhunderts. Das war für den Plastiker der höchste Triumph.

Damit aber ist Nikolaus von Pisa als der frühe Vorläufer einer neuen Glanzzeit erwiesen, die länger als ein Jahrhundert auf sich warten ließ, bis Donatello kam, und kein Jahrhundert dauerte, bis Michelangelo die Menschenform mit Geist erfüllte, daß sie sprang, — zugleich aber als der Letztling einer Kunstperiode, die mit ihm dahin sinkt. Denn sowie Nikolaus die Augen schließt, ist auch das Trecento in Italien erwacht, und alle stolzen Ideale des Bildners von Menschenwert und Leibesschönheit zerstieben wie die Marmorspreu unter dem genialischen Meißel — des eigenen Sprößlings.

* * *

Schärfer scheiden sich wol nirgends die beiden Weltanschauungen, die aus der sogenannten spätromanischen und frühgotischen Kunst so sprechend sich auch uns noch offenbaren, als zwischen Nikolaus von Pisa und seinem eigenen Sohn Johannes. Nichts ist lehrreicher als ein vergleichender Blick auf die Darstellung des Kreuzestodes an der Kanzel von S. Andrea zu Pistoja, Giovannis Meisterwerk von 1301. Bis auf wenige Zutaten giebt er die selbe Komposition wie sein Vater an der Kanzel zu Pisa. Aber welch ein Unterschied in allen Teilen!

Der Christus seines Vaters war ein Göttersohn, eine Hünengestalt, die man ans Kreuz genagelt ohne ihre Schönheit und Manneswürde zu verletzen. Und ein König bleibt es, der gestorben. Der Christus des Sohnes hat für das Leben schon von Mutter Natur nur spärlich die Gaben entliehen, — nur soviel, scheint es, um unter den Erdenkindern zu wandeln und ihnen die Nichtigkeit alles Fleisches zu predigen. Im Tode vollends erscheint der nackte Körper, der am Holze hängt, nur wie ein armes gebrechliches Gefäß aus Haut und Knochen — ein Jammerbild. Die Brust ist eingefallen, der Leib geknickt, der ganze schwache Bau zusammengesunken. Nur das Haupt, das zur Seite geneigt vornüber fällt, bewahrt in seinen edlen durchgeistigten Formen selbst im Elend noch ein Hoheitszeichen. Die große Seele, die mit ihrer Liebe die Welt umfaßt, entfloh aus diesem dürftigen Gehäuse, — das sagt der Anblick, und das will er eben. Doch nicht genug; der Kriegsknecht mit der Lanze ist gerade im Begriff das Eisen in die Seite des Gekreuzigten zu stoßen, und links und rechts hängen auch die Sünder, die mit ihm ans Kreuz gebracht, und blicken, hier mitleidig und fromm, dort hadernd und verstockt, auf den Dulder, der nun ausgekämpft, in ihrer Mitte. Das ist die Zutat, die Johannes von Pisa zur Steigerung der Schmach und Not hier einführt, um seine Gläubigen noch stärker zu erschüttern. Und Entsetzen erfaßt die versammelten Juden, wie unter dem Anblick des Mordes. Wie vom Sturme gejagt stürzen sie hinaus; nur betroffen, furchtsam oder schaudernd blicken einige sich um, zu schauen, ob er tot sei, den sie hassen. Zum Gehen gewandt, streckt auch der Hauptmann Longinus die Hand empor, zu bekennen: dieser war Gottes Sohn. Drüben aber, wo die Seinen bei einander stehen, erhebt sich der Schmerz in seiner ganzen Stärke. Wie ein schneidig Schwert durchdringt er die Mutter, die hier wie tödtlich getroffen zusammenbricht. Bebenden Kniees sinkt sie in die Arme der Frauen, die sie sorgend umgeben, und haltend zugleich zum Kreuze emporblicken. Johannes faßt ihre Hand, bemüht an Sohnesstelle tröstend teilzunehmen; aber das eigene Weh verzerrt sein Antlitz, das sich zum Herrn herumwendet, mit dem auch er seinen Halt verloren. Lauter denn alle jammert Magdalena, mit aufgehobenen Armen, und richtet ihre Klage wie völlig selbstvergessen an den Toten hin.

So vertiefen sich alle Züge, beleben sich innerlich alle Beziehungen und steigert sich das Ganze unter dieses Künstlers Hand zu hochgradiger Erregung. Alle Ruhe der Personen ist vergessen, alle Schönheit der Formen wie des Angesichts geopfert, nur der Ausdruck dessen, was die Seele bewegt, wird hervorgetrieben und wirksam so auch dem Betrachter zu Gemüte geführt.

Durchgehends sind die Gestalten in kleinerem Maßstab gegeben, schlanker und feiner gebildet. Nirgends überwiegt mehr die Freude an der Erscheinung des stattlichen Leibes, sondern überall nur Bewegung und Anteil bis zu

pathetischer Gestikulation, als dringe der Wehlaut aus ihrer Kehle und stelle das Wort sich vernehmlich ein. Der Körper ist diesem Bildhauer nichts mehr als das ausdrucksfähige Gefäß der Seele, die gewaltsam hervorbricht und ungeduldig an dem Gefängniß rüttelt, das ihr volles Ausklingen noch einschränkt. Deshalb wird von dem Knochengerüst und Gliederbau des Leibes unter der Gewandung nur soviel angedeutet oder durchgeführt, als zum Verständniß seiner eingreifenden Bewegung oder seiner sprechenden Gebärde notwendig gefordert wird.

Damit freilich eröffnet sich der Künstler die Darstellungsfähigkeit der ganzen Tragik christlicher Stoffe, erschließt er die ganze hinreißende Poesie seelischer Schönheit, und beginnt in genialischem Gebahren mit seinen Marmorgebilden zu dichten, so reich und so innig wie kaum ein Zweiter in Italien. Nicht breit gelagert entfalten sich patriarchalische Propheten, sondern wie in sich hineingeschlungen kauern sie, nur noch mimetische Symbole des Gedankens. Nicht hochragend erheben sich stolze Sibyllen als persönliche Verkünderinnen der Wahrheit, sondern erbebend empfangen sie die Kunde; zitternden Leibes horchen sie wie angedonnert der inneren Stimme, oder winden sich wie ein schwankes Rohr unter dem Sturm der Begeisterung. Aber wie energisch redet der Engel im Traum zu den Königen; wie bezeichnend hat er den linken Arm auf die Brust des Schlafenden gestützt und erhebt die Rechte hinausweisend in die weite Ferne! Wie gutmütig rührt er den schlummernden Joseph an der Schulter und rät ihm freundlich zu dem Rettungsweg! Ganz Demut und Verehrung ist der greise König, der seine alten Glieder vor dem Kinde beugt und das Füßchen des Kleinen zum Kuß an seine Lippen führt. Welch innige Holdseligkeit erfüllt die Mutter bei dieser Huldigung durch alle Glieder ihres schlanken Leibes bis hinein in den Blick der Augen, deren seelenvolle Tiefe wir zu sehen glauben! Das ist die Kunst dieses wunderbaren Mannes, dem wir statt des Meißels manchmal den Pinsel oder Zeichenstift gegeben wünschten, oder daneben alle Mittel der Sprache gönnten, nur voll zu sagen was er im Menschengebilde geschaut und empfunden.

Wer möchte leugnen, daß wir damit weit entfernt sind von dem natürlichen Ausgang und dem eigentlichen Wesen der plastischen Kunst, daß diese Seelenbildnerei in Marmor nur noch an wenigen Banden mit der leibhaftigen Körperlichkeit zusammenhängt, aus deren freudiger Wertschätzung und gesunder Entfaltung die Gestaltenbildnerei einst hervorgegangen, aus der sie in glücklichem Gelingen zur Zeit hellenischer Blüte ihre besten Kräfte empfangen, und zu der auch jetzt wieder Nikolaus von Pisa, wie zum echten Quickborn sich zurückgewendet hatte!

Man betrachte nur einmal die jämmerliche Figur, die aus dem antiken Herakles geworden, wo Giovanni ihn als Vertreter der Stärke an der Kanzel des Domes zu Pisa (jetzt als Fragment im Camposanto) verwendet, also sein Ideal eines nackten Mannes in vollster Kraft, — und ver-

gleiche sie mit dem nächsten Vorbild, dem Herkules an der Kanzel seines Vaters im Baptisterium. Sonst ist es überall die christliche Entfremdung von der irdischen Grundlage der menschlichen Existenz, eine weit getriebene Durchgeistigung der realen Natur, die wir vor uns haben. Und sollten wir das Wesen dieser Bildnerkunst Giovannis charakterisieren, so müßten wir im Hinblick auf verwandte Erscheinung in der Architektur wol sagen: ganz ähnlich wie dort die Auflösung des Massenbaues in einen Gliederbau systematisch vollzogen wird, ist es hier die Auflösung der Körpermasse in ihre Glieder, ja bis in ihr Knochengerüst, die Darstellung des Construktiven mit möglichster Verringerung aller nur füllenden und umhüllenden Teile.

Die mimische Funktion jeder Figur in der Oekonomie des Ganzen läßt sich vielfach — gerade so wie in den ergreifendsten Malereien des Giotto — auf ein paar Linien zurückführen, etwa wie in flüchtiger Andeutung des Skelettes, oder so, wie Villard de Honnecourt seine Gestalten entwirft. Diese Runen aber, richtig herausgezeichnet, diese geraden Linien, die sich hoch aufrecken oder in sich zusammenknicken, die sich beugen und winden, mit den Hebelarmen in mannichfaltiger Stellung zu einander, mit den Ovalen auf der Spitze, die sich zurück oder vorwärts oder nach einer Seite neigen, — diese Symbole menschlicher Gebärdensprache geben als Gesamtbild das ganze ausdrucksvolle Wesen, das leidenschaftliche Pathos seiner Schöpfungen wieder.

Doch wäre es unrichtig, den Charakter der Kunst Giovanni Pisano's allein aus seinen Reliefskulpturen bestimmen zu wollen, oder nur die Statuetten herbeizuziehen, die an den Ecken und Trägern seiner Kanzeln in fühlbarer Abhängigkeit vom größeren Ganzen erscheinen. Auch die Freifiguren müssen zu Worte kommen. Sie sind unstreitig durch entschiedene statuarische Haltung ausgezeichnet. So die herrliche Madonna im Bogenfelde des Hauptportals am Baptisterium zu Pisa oder am Scrovegni-Grabmal der Cappella dell' Arena zu Padua, ja selbst die kleine Elfenbeinstatuette der Cappella della Cintola im Dom zu Prato. Und doch verdanken auch sie ihre Wirkung nicht dem eigentlich plastischen Prinzip, der befriedigten Entfaltung des ganzen Leibes in seiner ausdrucksvollen Bedeutung, als vielmehr einer fremden Potenz, deren Erkenntniß wiederum bezeugt, was wir herausstellen möchten. Johannes von Pisa ist trotz der Gestaltenfülle, die er in überströmender Schaffenslust hervordrängt, durch und durch Architekt, — eben als gotischer Baumeister geschult. Seine Statuetten an den Kanzeln haften mit dem Rückgrat in dem architektonischen Gliede, das sie schmückend vertreten, und beugen sich in Ausübung dieser besonderen Funktion unter das Gesetz des Baues, dem sie dienen. Das verrät ganz deutlich noch die kleine Madonnenfigur im Museum zu Berlin, die mit ihren auffallend kurzen Proportionen und ihrer abhängigen Haltung unzweifelhaft einst dem Zwischenpfeiler einer Brüstung vortrat.

An gewisser Stelle geht die organische Form gleichsam in die unorganische über, und der beseelte Madonnenleib wird wieder zum Marmorblock. Dagegen befreit sich die Auffassung beinahe ganz in der würdigen Priestererscheinung am Eckpfeiler der Kanzel zu Pistoja, wo der Meister sich offenbar fast ebenso unbeirrt der Natur selbst gegenüber befindet, wie in der Porträtfigur des Scrovegni zu Padua, die unabhängiger für sich bestehend, noch architektonischer befangen bleibt. Statt des biblischen Aaron oder eines jüdischen Leviten giebt Johannes das persönliche Abbild eines Geistlichen aus eigener Umgebung in Pistoja.

Auch aus den freistehenden Statuen des Giovanni Pisano spricht stets die architektonische Grundform. Sie steigen von viereckigem Sockel zu einem Höhepunkte empor, verjüngen sich konisch nach oben, gipfeln im Kopf fast wie in einer Spitze mit Kreuzblume darauf; — sie sind organisch aufgelöste Fialenrisen. Oder, geht unser Auge von der Betrachtung des ausdrucksvollen Hauptes der Madonna, der Arme mit dem lebendig bewegten Kinde aus, so nimmt die Beseelung fühlbar ab, je weiter wir abwärts blicken, und der Marmorblock als vierkantige Pyramide macht sich schon im reichen Gewande, das den Boden berührt, als tektonische Masse kenntlich. Enthält nicht die Halbfigur im Camposanto zu Pisa alles, was das Frauenbild als solches zu sagen hat?

Genug, wir finden in diesen Einzelgestalten des Meisters Johannes nur bestätigt, was wir den Reliefgeschichten bereits abgewannen: der Sohn des Nikolaus von Pisa gehört der strengen architektonischen, auf konstruktive Berechnnng gerichteten Künstlergeneration; er ist ein entschiedener und eifriger Vertreter der „Gotik.“ Aber spricht denn nicht deutlicher, als dieser Einfluß des Architekten auf den Bildhauer in einer und derselben Person; seine Auffassung der menschlichen Gestalt in mannichfaltiger Beziehung, sein Drang nach Abstreifung des Fleisches zu Gunsten des mimischen Apparates aus Knochengerüst und Sehnenbändern, — spricht nicht deutlicher als alles Uebrige die grundverschiedene Empfindung, die wir beim Vergleich mit seinem Vater überall hervorbrechen sehen? In seinem eigensten Innern allein giebt es eine Antwort auf die Frage, weshalb sich der Sohn vom Vater losgesagt und die Formen der Antike, in denen er geschult war, die teuerste Errungenschaft seines Lehrers, wieder aufgab? Mit der ganzen Leidenschaft religiöser Begeisterung wirft er die Schönheit des kraftvollen Menschenleibes von sich, um nach dem Ausdruck der Seele, der Schönheit des innern Menschen allein zu ringen.

Ist es erlaubt zwei so verschiedene, so gründlich entgegengesetzte Erscheinungen in der Geschichte der Bildnerkunst zusammenzujochen, weil sie zeitlich, örtlich, persönlich so nahe stehen? Nur das enge Familienband rechtfertigt einigermaßen die gewohnte Verbindung beider Künstler in unserer historischen Betrachtung; aber auch nur, so lange sie eben biographisch bleibt. Sobald uns die Kunst als notwendige Aeußerung des Menschengeistes ihre

Geschichte als ein unveräußerlicher Teil der Menschheitsgeschichte erscheint, werden Nikolaus und Johannes von Pisa zu zwei vollständig durchgebildeten Typen verschiedener Entwicklungsphasen. Der Vater gestaltet aus einer in sich befriedigten Weltanschauung heraus, der vollen Bedeutung des eigenen Leibes wol bewußt, und bezeugt so das selbe Daseinsgefühl in Italien, das eine Reihe glücklicher Meisterwerke französischer und deutscher Skulptur uns für den Norden außer Zweifel stellt. Der Sohn, im Vollbesitz dieses Könnens, gerät in offenen Zwiespalt mit diesem Ideal der spätromanischen Kunst, und wirft sich mit Eifer der kirchlichen Auffassung in die Arme, welcher dieser irdische Leib nur als eine vergängliche, wertlose, ja hassenswerte Hülle gilt, die, so lange wir in ihr hausen, nur als ausdrucksfähiges Gefäß der unsterblichen Seele Bedeutung empfängt. Wie die Kirche den Einzelmenschen nur als Glied des strenggeordneten Gottesreiches anerkennt, so gestaltet dieser Architekt seine Menschengebilde nur in Abhängigkeit vom strenggegliederten Aufbau und wird so zum ausgeprägten Vertreter des gotischen Empfindungslebens. Der Bruch zwischen Vater und Sohn bedeutet die Scheidung zweier Menschenalter, zweier langen großen Kunstperioden, in die das ganze Mittelalter sich auseinanderlegt.

G-Dur.

Eine Kammermusik-Novelle.*)

von

Karl Gjellerup.

— Dänemark. —

Ist kein Brief für mich da?

„Doch, es kam einer mit der Nachmittagspost. Er ist auf das Zimmer des Herrn Doctor gebracht worden. Nr. 11; haben Sie die Güte."

Wilhelm Herz nahm den Schlüssel und stieg die finstere Treppe des „Weinhauses" hinauf. Im ersten Stock trat er in ein Zimmerchen, das nach dem Marktplatze zu lag.

Auf der schief herunterhängenden Tischdecke lehnte gegen den angelaufenen Messingleuchter ein kleiner Brief. Wilhelm suchte aus der Tasche einer Weste in seinem Reisesacke ein Federmesser hervor und schnitt sorgfältig das Couvert auf. Als er den Brief entfaltete, fiel ein Bild auf die Decke nieder.

Es war das Brustbild eines jungen Mädchens.

Sie mußte schon über die Mitte der Zwanzig hinaus sein; aber die einfache, bürgerliche Anmuth, welche über ihrem heiter-offenen Gesichte ausgebreitet lag, ließ die Bezeichnung „junges Mädchen" richtiger als die „junge Dame" erscheinen. Ihr Gesicht war nicht eigentlich schön, die von dem dünnen, glatten Haar gleich wie von einem polirten Rahmen eingefaßte Stirn ein wenig zu hoch, die Brauen allzumächtig, der Mund nicht fein gezeichnet. Aber dieser Mund war charaktervoll, und die ge-

*) Aus dem Dänischen von Wilhelm Wolters. Einzige autorisirte und vom Verfasser selbst durchgesehene Ausgabe.

schlossenen Lippen lächelten so kindlich-arglos, so vertrauend, daß Wilhelm ganz gerührt auf ihn herniederblickte, ehe er begann, den Brief seiner Verlobten zu lesen.

Der Brief plauderte von ihrer Mutter, welche Zahnschmerzen gehabt, und von den kleinen Knaben in der Vorbereitungsschule. Da hatte z. B. einer von den Jungen angezeigt, daß ein anderer den verwegenen Wunsch ausgesprochen, Fräulein Ingerslev gerade auf den Mund küssen zu dürfen — und die schelmische Frage war hinzugefügt, ob er solch einen thörichten Wunsch begreifen könne — so daß es fast so aussah, als sei die ganze Geschichte nur um dieses Zusatzes willen erzählt worden, wie die Fabel wegen der Moral. Und zum Schlusse kam dann endlich der eigentliche Hauptpunkt, ob er Sonntag, an ihrem Geburtstage, zurück sein werde. Sie hätten die Absicht, eine Fahrt in den Wald zu unternehmen; wenn er aber nicht kommen könne, wolle sie doch lieber zu Hause bleiben.

„Natürlich kann ich kommen, selbstverständlich fahren wir in den Wald, du süßes Mädchen," sagte Wilhelm vor sich hin, indem er seine Briefmappe öffnete und sich zum Schreiben bereit machte. Er sei nicht sehr erbaut von der Lehrerstelle auf Herlufsholm und glaube, er müsse den Plan, sich um sie zu bewerben, aufgeben. Doch wolle er noch den nächsten Vormittag mit einem der Adjuncten sprechen. Dann habe er nichts mehr in Naestved zu thun, und wenn sie also am Sonnabend um 9 Uhr Abends auf dem Bahnhofe sein würde, könne sie dort umarmen

ihren

getreuen

Wilhelm.

Durch das offene Fenster, nahe beim Sopha, blähte der Wind den dünnen, weißen Vorhang auf, dessen gestopfte Stellen sich vergeblich in den Falten des großblumigen Musters zu verstecken suchten. Während Wilhelm ein Couvert hervorholte, wurde der Brief vom Tische geweht, und der flatternde Zipfel des Vorhanges fegte das Bild auf den Boden hinunter.

Wilhelm erhob sich, um das Fenster zu schließen, blieb aber an demselben stehen, beugte sich über die Brüstung und sah auf den kleinen Marktplatz hinab.

Das holperige, krummlinige Pflaster lag fast ganz im Schatten des „Weinhauses" und der Kirche, deren rother Thurm in das Sonnenlicht hineinragte. Aus den Schornsteinen stiegen langsam dünne Rauchstreifen empor und schienen in den kleinen, weißen Wolken zu zerfließen, die über den eingesunkenen Firsten der Ziegeldächer aufeinander geschichtet lagen. Schräg gegenüber zwitscherte ein Kanarienvogel im Fenster der Bandhändlerin; um das Dachgesims klappte der Flügelschlag von Tauben; ein Hund bellte; auf die hohe, schrille Stimme des Hausknechtes, welcher ihn

neckte, antwortete verdrossen die grollende eines Sattlers, der in Hemdsärmeln auf der obersten schrägen Stufe der kleinen Vortreppe seine Pfeife rauchte. Ab und zu rumpelte von der Kirchgasse her ein Wagen über eine Ecke des Marktes, und gerade unter ihm, wo ein Landauer auf seine Herrschaft wartete, erklang das ungeduldige Scharren von Pferdehufen und das leise Klatschen der Peitsche.

Es schien als hätte der Anblick dieses einsamen Marktes mit den Aeußerungen seines kleinstädtischen Lebens den Gedanken Wilhelm's eine andere Richtung gegeben. Er drehte sich plötzlich um, hob den Brief vom Boden auf und steckte ihn mit einer hastigen Bewegung in das Couvert. Dann nahm er seinen Hut und verließ das Zimmer.

Das Bild blieb neben einem Tischbein auf der Diele liegen und starrte mit seinem gutmüthigen Lächeln nach der fleckigen Stubendecke hinauf.

II.

Unter all den vielen, wunderbar mannigfaltigen Stimmungen, welche den Menschen ergreifen, giebt es wohl keine, die ihn so ganz und gar zu beherrschen im Stande ist, wie jene, die sich seiner bemächtigt, wenn er nach Jahren eine kleine Stadt wiedersieht, in der er einst geliebt hat!

Sie scheint dort auf ihn gelauert zu haben, diese Stimmung, Kraft gesammelt zu haben in den überwucherten, feuchten Gärtchen, unter Feuerlilien und in Jasminlauben hinter schwarzen Bretterzäunen — scheint sich verkrochen zu haben in den Kaufmannshöfen zwischen Fässern und Ballen, unter Wagenschuppen, in Taubenschlägen — sich hingeschlichen zu haben an den schiefen Häusermauern der grünen, grasbewachsenen Gäßchen — ausgespäht zu haben von den Kirchthürmen und all den windbewegten Mühlen der Hügel — ob er nicht einmal wiederkommen werde, daß sie sich auf ihn stürzen könne wie ein Vampyr und sagen: „Hier bin ich noch. Ich habe Dich erwartet, nun bist Du mein und ich lasse Dich nicht mehr. Du sollst mich mit Dir forttragen, und weil Du das Fleisch und Blut, das Du hier geliebt hast, nicht mehr finden kannst, sollst Du mich lieben, mich Dein Herzblut saugen, mich festklammern lassen an jede Faser Deines Lebensnervs!"

Ein Städtchen! — In der Großstadt hat das ewig treibende Leben zu viel von jener verflossenen Zeit zwischen seinen Mahlsteinen zermalmt, zu viele der kleinen, theueren Erinnerungsmerkzeichen unter seinen tausend Sohlen glattgetreten, jene Stimmung in seinen ruhelos arbeitenden Polypenarmen erdrosselt . . . Und auf dem Lande fegt der Wind gar zu frisch über das Feld und durch den Wald, die Pflanzen von damals sind vermodert, andere stehen an ihrer Stelle, ja selbst die Schnitte ihres Namenszugs im dicken Baumstamm sind verwachsen oder die Rinde zeigt nichts mehr als eine verschwollene Wunde. Und dann ist das Wetter nicht wie damals,

und die Gegend schaut anders drein. Oder die Jahreszeit ist nicht dieselbe: Blätterfall statt Blumensprießen, Lilien statt Schnee . . .

In dem kleinen Städtchen aber sind die Steine noch dieselben; ist auch eine Straße neu gepflastert, so ist sie doch nur ein wenig ebener und regelrechter geworden, wie es ja unser Leben mit den Jahren auch geworden ist. Und im Uebrigen findet er Alles in der alten Weise, in dem alten Geleise: den Marktplatz, auf dem das Denkmal Friedrich VII. seinen Schatten auf dem sonnigen Pflaster um sich herumdreht, in Ermangelung eines besseren Zeitvertreibs — die Hauptstraßen, in denen ein paar weißgetünchte, zweistöckige Mauern zwischen den bunten Häuserchen hervorragen, mit gähnenden Kaufmannslehrlingen in den Ladenthüren, mit blankgeputzten Fensterscheiben, die von Augen und plattgedrückten Nasen wimmeln, wenn ein Federwagen über das Pflaster rollt, mit Spiegeln vor den Fenstern, welche die Geheimnisse von anderthalb Straßen verrathen würden, wenn es solche gäbe — Gäßchen, die den Hügel hinanklettern, mit Rinnsteinen so grün wie die Gräben der Landstraße, mit eingesunkenen, von rostigen Eisengeländern eingefaßten Treppchen vor den Hausthüren und mit einem Fliederbaume, der eingezwängt zwischen zwei gelben Giebelwänden über einen vermoderten Zaun herüberlugt. . .

Es ist alles so beisammen, gerade als ob es besonders für ihn bestellt wäre.

Die kleine Stadt hat vielleicht in Augenblicken des Rausches einen stolzen Traum geträumt von einem eigenen Theater mit Decorationen, welche die des Casinos übertrumpfen und sich mit denen des Königlichen Theaters messen könnten. Sie hat aber sicher nie gedacht, daß sie selbst eine Bühne sei mit so stilvoller Scenerie, wie sie kaum anderswo zu finden wäre, alles so fertig und bereit, als ob man nur auf die Primadonna warte, damit das Stück beginnen könne.

Aber die Primadonna ist verhindert . . . Die Primadonna ist gestorben und begraben, die Primadonna ist nach der Residenzbühne gegangen und unter den Choristinnen verschwunden . . . Die Primadonna giebt Gastrollen in der Welt und wird von Triumph zu Triumph getragen . . . Die Primadonna hat der Kunst den Rücken gekehrt, sie ist verheirathet und hat Kinder und Pflichten bekommen . . . Die Primadonna ist — gleichviel was — sie kommt nicht.

Und da geht der erste Liebhaber allein zwischen den stilvollen Coulissen umher und singt die Stelle des Duetts vor sich hin, nach der immer der große Applaus kam — aber der Sopran fällt nicht ein, und ihm bleiben die Töne im Halse stecken; verstummend steht er still und schaut die alte Gasse hinunter, an deren Ecke sie bei ihrem Auftreten erscheinen mußte oder auf den Altan hinauf, wo sie sich einander beim Licht des elektrischen Mondes zu umarmen hatten.

So stand jetzt Wilhelm Herz an der Ecke und sah die Gasse hinunter und starrte nach einem grauen Hause, als ob er etwas architektonisch Merk-

würdiges an diesem Bau fände, der freilich unter seinen Nachbarn der ansehnlichste war, aber auch derjenige, welchen ein Künstler am wenigsten stimmungsvoll gefunden haben würde.

Gott weiß, dachte er, ob jetzt wieder ein Dragonerrittmeister im zweiten Stock wohnt? ob er Töchter hat? ob wohl eine von ihnen so schön ist wie Harriet Schultz? . . . Aber nein, das wäre zu viel, daß so ein Nest wie Naestved mehr als ein solches Wesen während eines Menschenalters beherbergen sollte!

Wirklich zeigte sich in einem der Fenster ein jugendliches Mädchengesicht, sei es nun, daß es einer Rittmeistertochter oder einer gewöhnlichen Civilistin angehörte. Es zog sich wieder in das Dunkel zurück und wurde bald darauf in dem nächsten Fenster sichtbar, wo einige Blumen sich sehr langsam mit Wasser begießen lassen mußten. Dann fand sich etwas Unordentliches an dem Vorhang; und als dies zurecht gemacht worden war, stellte sich die Nothwendigkeit heraus, das Fenster zu öffnen, sich hinauszulehnen und sehr angestrengt erst die Gasse hinauf und dann nach der Brücke hinzusehen, bis zuletzt auf dem Rückwege der Blick zufälligerweise auf ihm verweilte, der ja auch ein Gegenstand so gut wie jeder andere war.

Aergerlich darüber, daß man ihn bemerkte, und sehr wenig zum Kokettiren aufgelegt, drehte er sich um und studirte, ehe er weiter ging, eine Concertanzeige, die an der Ecke angeklebt war.

Sie erinnerte ihn an einen Sonnabend, an dem er mit Harriet zusammen zu einem solchen Kunstgenuß gegangen war. Eine Kopenhagener Pianistin, welche Ruhm und Geld in der Provinz suchte, hatte ein Concert gegeben, und dem Rittmeister Schulz waren als einem der vornehmsten Honoratioren ein paar Billete zugeschickt worden. Der Rittmeister aber wollte nach Ravnstrup zum Herrenessen und seine Frau hatte Migräne, so daß Harriet und er allein gehen mußten. Während er nun damals in seinem Gastzimmer auf und abschritt und sich ankleidete, war es ihm eingefallen — er erinnerte sich nicht mehr wie — durch das Schlüsselloch in's Speisezimmer hineinzugucken. Die Thür von diesem nach der Wohnstube stand aber offen, und ganz an der anderen Seite der letzteren erblickte er Harriet, welche so saß, daß man ihr Gesicht sehen konnte. Es war ein wenig niedergebeugt, sie schien zu lesen. Und so blieb sie die ganze Zeit über sitzen, während er sich anzog und alle Augenblicke wieder hinein sah. Plötzlich erhob sie den Kopf und schaute gerade nach ihm hin, so daß er verwirrt einen Schritt zurücktrat. Indem er mit der Hand nach seinem leidenschaftlich klopfenden Herzen fühlte — was um so leichter geschehen konnte, als er ohne Weste war — gestand er sich, daß er verliebt sei. Und er sah einen Fingerzeig des Himmels in dem merkwürdigen Zufall, daß sie sich gerade in den Sehkreis seines Auges gesetzt hatte, den ihr Gesicht beinahe ganz ausfüllte . . . Und wie hatte er sich dann an ihrer Seite

in dem halbleeren Saale während des mittelmäßigen Clavierspiels ergötzt! Kein Gewandhausconcert hätte einen tieferen Eindruck machen können.

In der Nähe der Brücke ging er zu einem Kaufmann hinein, um seinen Brief frankiren zu lassen. Der Commis, welcher die Marken durch einen Faustschlag festklebte, während er zugleich den Lehrling ausschalt, war derselbe, welcher damals so oft in der Ladenthüre gestanden; und als der Kaufmann seinen Kopf durch das kleine Contorfensterchen hinter dem Ladenraum steckte, um zu sehen, was es gebe, erkannte Wilhelm auch dessen vergrautes Gesicht wieder. Er war es gewesen, der ihn und Harriet so eifrig unterhalten hatte, als sie eines Vormittags vor dem Regen zu ihm herein flüchten mußten. Nein, wie es damals gegossen hatte! Auf der Hauptstraße draußen konnte man vor Wasser das Pflaster nicht sehen, und das Gäßchen herunter, welches gerade gegenüber nach der Kirche hinaufging, kam ein wahrer Bergstrom herabgestürzt, wirbelnd und schäumend um die kleinen Treppen vor den Häusern herum. Die Pferde eines Bauernwagens, welcher aus dem Thor des Kaufmannshauses herauswollte, wurden scheu, als sie statt einer Straße, einen Fluß sahen, und ein Mann fiel, so lang er war, in den Rinnstein, nachdem er auf ein Brett getreten, das schon längst wie ein Floß nach dem Flusse hinunter geschwommen war. Harriet hatte gelacht; denn sie war ebenso leicht zu Gelächter und Scherz bereit wie zum Ernst, und er wußte selbst nicht, was ihm am meisten an ihr gefiel . . . Dann mußten sie sich zuletzt das kleine Stück nach Hause durch Höfe und Küchen schleichen, durch Stuben und Hinterthüren; denn es war nicht daran zu denken, durch die Straße zu waten. Und er sah noch im Geiste, wie geschickt sie sich zwischen den Pfützen hindurch zu finden wußte und wie anmuthig sie darüber erröthete, daß sie sich so hoch schürzen mußte — denn sie wurde roth über nichts . . .

Die Brücke war grell roth angestrichen, das war eine Neuigkeit für ihn; die einzige außer dem Pflaster der Brückenstraße und dem Theater, die er in der guten conservativen Stadt Naestved entdeckt hatte. Unverändert aber war das kleine anheimelnde Haus, welches mit seinem steinernen Sockel im Wasser stand und in dessen fast nur ellenbreitem Gartenstreifen auch heute alle die hochstämmigen Rosen blühten. Harriet und er waren einmal darüber einig geworden, daß in diesem Hause eine gute alte Pfarrerswittwe vom Lande wohnen müsse, welche sich nicht hatte entschließen können, nach der lärmenden Residenz überzusiedeln, sondern die ihre kleine Pension hier genießen wollte, an derselben Brücke, über welche sie mit ihrem Manne so oft in der alten Kutsche mit den kleinen Braunen gefahren war, wenn sie nach dem Städtchen kamen, um Einkäufe zu machen. Harriet hatte gemeint, daß auch eine Tochter, die einen Kindergarten besäße, da sein müsse — ein paar Menschen wie Frau Ingerslev und Marie, hatte Wilhelm gedacht. Er wäre schon damals sehr verwundert

und enttäuscht gewesen, wenn man ihm gesagt hätte, daß er neun Jahre später als Mariens Verlobter diese Brücke betreten sollte!

Der Gedanke an seine Braut fand keinen freundlichen Widerhall in seinem Herzen bei der Stimmung, welche ihn zu beherrschen begann. Und er verließ ihn auch bald wieder, als er den Fußweg nach Herlufsholm hinabschritt — denselben Fußweg, welchen Harriet und er so oft gewandelt waren, wenn der Schatten der hohen Eichen sich über das schmale Sommerbett des Flüßchens breitete und seinen zackigen Saum über das frische Wiesengras und auf die Büsche des anderen Ufers legte, dort wo das bunte Laub des Stadtparks in den schrägen Strahlen der Abendsonne erglänzte.

Bei jedem Schritte auf diesem Wege wurden neue Erinnerungen geweckt; kleine, zufällige Begebenheiten, an die er jahrelang nicht gedacht hatte, schienen von dem Orte, an dem sie sich abgespielt, festgehalten worden zu sein und von ihm selbst erzählt zu werden.

Dort war ein Halbrund von mächtigen Bäumen, deren Stämme an einem glücklichen Abende sich wie ein dunkles Gitter vor der Lichtfluth eines goldenen Sonnenunterganges abgehoben . . . Bei jenem Försterhause hatte er ihr ein Glas Wasser bringen müssen, und seine Hand zitterte vor Erregung, so daß sie besorgt gefragt hatte, ob er krank sei . . . Vor einem der Gehöfte Herlufsholms sah er einen alten Hund, der in seiner Jugend immer sehr bissig gegen ihn gewesen war und selbst die muthige Harriet bang gemacht hatte — und dort graste auch ein weißes isländisches Pferd, jenem dummen Thiere merkwürdig ähnlich, welches sich von Harriet nicht streicheln ließ und auf dem ihre Schwester Tony durchaus hatte reiten wollen . . . Mitten auf der alten Steinbrücke hatten sie oft gestanden und sich über ihre verzerrten Spiegelbilder gefreut, die auf dem schnellströmenden Wasser schwammen: jetzt aber sah er nur große Steine und halbfeuchten Sand um die Füße der dicken Brückenpfeiler, und das Flüßchen sickerte langsam unter dem Herlufsholm zunächst gelegenen Bogen hindurch — es war Trockenzeit!

Er durchblätterte während dieses Spaziergangs ein Tagebuch der Liebe, geschrieben mit Sonnenstrahlen auf zitterndes Laub und rinnendes Wasser — auf verwelktes vom Winde verwehtes Laub und auf Wasser, das vor Jahren zum Meere hinabgelaufen . . .

Schon von Herlufsholm aus hatte er gehört, daß im Stadtparke Concert war. Auch das gehörte mit dazu, und er konnte sich nicht entschließen, einen anderen Weg einzuschlagen, obwohl er fürchtete, auf irgend einen Bekannten der alten Tage zu stoßen, welcher ein Recht auf mehr als einen flüchtigen Gruß im Vorübergehen besaß. Da waren z. B. Doctor Storch's, alte Freunde seines Vaters, in deren Hause er oft verkehrt hatte, als er bei Rittmeister Schultz wohnte — ihnen hätte er eigentlich

einen Besuch machen müssen; und wenn er sie traf, entging er seinem Schicksale nicht.

Doch das Glück war mit ihm, und er fühlte sich bald beruhigt, als er unter der Menge um die weißen Notenpulte der Regimentsmusik, welche pflichteifrig eine Polka von Lumbye herunter spielte, nur den Tabakshändler und den Barbier erkannte. Das junge Mädchen, welches mit ihm vom Fenster aus kokettirt hatte, spazierte Arm in Arm mit einer Freundin. Die Beiden steckten die Köpfe zusammen und kicherten, als sie vorübergingen; sie waren die Einzigen, die ihn bemerkten.

Aber vom Ausgange des beschatteten Waldwegs her sah er richtig unter ein paar hohen Eschen Dr. Storch angestiegen kommen mit seiner Frau und ein paar jungen Damen. Mann und Frau bewegten sich vorsichtig über einen kleinen Steg, während die jungen Mädchen zum Bache hinunter liefen und über die nassen Steine hüpften, die unter den hohen Absätzen ihrer Stiefelchen wackelten. Wilhelm bog schnell ab, ging am Saume des Waldes entlang und setzte sich auf eine einsame Bank.

Dort hatte er am letzten Morgen gesessen, den er in Naestved zugebracht. Er war allein hinausgegangen, ganz früh. Die Bank war noch naß vom Thau gewesen. Auf dem Stamme einer alten Eiche gegenüber, wo die Aeste sich theilten, hatte damals ein Specht gesessen und mit seinem spitzigen Schnabel auf die Rinde geklopft, tick, tack, wie eine Uhr. Es war gewesen, als hätte die Natur selbst ihn daran mahnen wollen, wie unerbittlich die letzten Minuten schwinden.

Und die Zeit war dahin geeilt, ohne Stillstand, unaufhaltsam. Wie war das alles so wunderbar lange her!

Plötzlich fiel es ihm ein, daß er doch die Gelegenheit benutzen sollte, seine Karte bei Storch's abzugeben; er war ja sicher sie nicht zu treffen und dann hatte er doch seine Pflicht gethan. Sie hatten ihn gewiß nicht gesehen, der Doctor war gar zu kurzsichtig und die Frau zu sehr dadurch in Anspruch genommen, daß sie mit dem Sonnenschirme winken und die Mädchen ermahnen mußte, sich keine nassen Füße zu holen.

Die Idee gefiel ihm; sie hatte etwas Praktisches nnd Berechnendes, was in wohlthuendem Gegensatze zu den Träumereien stand, denen er sich hingegeben — nutzlosen Träumen — vielleicht gefährlichen Träumen . . .

Nein, dachte er, während er das letzte Stück des Waldes durchschritt, nein, ich will mich nicht hier festsiedeln! — Die Luft auf Herlufsholm ist nicht gut für mich, das hat alles noch zu viel Macht über mich . . . Und wer weiß, vielleicht war es eben darum, daß ich Lust zu dieser Anstellung bekam, oder ich benutzte sie gar nur als Vorwand, um einmal hierher zu reisen . . . Aber damit muß es nun genug sein . . . . Ich könnte eigentlich ebenso gut mit dem Morgenzuge nach Hause reisen ohne den Adjunkten getroffen zu haben; denn ich darf nicht, ich will nicht . . .

Schnell ging er über die Wiese nach der Stadt. Der Moorgrund gab nach unter seinen Schritten und machte seinen Gang elastisch. Nicht als der wehmüthige Träumer kam er wieder zurück, als der er nach Herlufsholm hinausgeschlendert war.

III.

Doctor Storch wohnte an dem einen Ende von Naestved. Er besaß eine Villa, deren langer, schmaler Garten sich bis an die Wiese zwischen Stadt und Stadtpark hinauserstreckte.

Als Wilhelm klingelte, wurde ihm von einer fremden jungen Dame geöffnet.

Er bedauerte außerordentlich, die Familie nicht zu Hause zu treffen und wollte seine Karte abgeben; das Fräulein bat ihn jedoch einzutreten und zu warten, bis Doctors zurückkämen. Es würde ihnen sehr leid thun, wenn sie erführen, daß Herr Herz wieder weggegangen wäre; denn sie wüßten, daß er in der Stadt sei und hätten davon gesprochen, daß er sie wohl besuchen werde.

Ein rechtes Nest, dachte Wilhelm, in dem Jeder die mit dem letzten Zuge Angekommenen an den Fingern herzählen kann: auch sie weiß gleich, wer ich bin!

Er wollte eben irgend eine Ausflucht gebrauchen, als sein Blick auf den grauen Augen des Mädchens haften blieb. Etwas Eigenthümliches in diesen Augen nahm seine Gedanken gefangen und verwirrte die Worte auf seinen Lippen. Er fühlte, daß er seine Entschuldigung sehr ungeschickt vorbringen werde, ließ sie in einen bescheidenen und halbwiderstrebenden Dank übergehen und trat in die Wohnstube ein, in der die junge Dame ihn sogleich allein ließ.

Merkwürdig — dachte er, von der Veranda auf die abendlich beleuchtete Wiese hinausschauend — sie kommt mir so bekannt vor, ich weiß nicht ... Eine Melodie, welche er leise vor sich hin summte, beunruhigte ihn, er konnte die Worte zu ihr nicht finden, gerade so, wie er sich nicht zu entsinnen vermochte, wem die junge Dame ähnlich sehe.

Während er vergeblich sein Gedächtniß anstrengte, kam sie herein und setzte einen Teller mit Kuchen auf den Tisch; gleich darauf brachte die Magd Wein und Selterwasser. Er fing ein alltägliches Gespräch über Ort und Wetter an, indem er aufmerksam dies junge Mädchen betrachtete, deren geheimnißvolle Anziehungskraft er wieder zu fühlen begann, ohne sie sich erklären zu können.

Sie war durchaus keine Schönheit, nein!

Sie war noch nicht einmal völlig entwickelt, ihre Büste kindlich, nur der Kopf und der starke, ungewöhnlich lange Hals der eines Weibes. Die Schultern hatten etwas mädchenhaft Eckiges, sie glich einer Marmorstatue, deren Kopf und Hals Meißel und Feile schon vollendet haben,

während Schulter und Brust noch im halbgeformten Steine nur angedeutet sind.

Das blonde Haar kräuselte sich an den Schläfen und fiel unter den Flechten in kleinen Locken über den steilen Nacken hinab. Die großen grauen Augen traten ein klein wenig hervor und bekamen dadurch etwas eigenthümlich Träumerisches, die Nase war energisch gebogen. Bei jedem Mienenspiel zeigten sich tiefe Grübchen in den blassen Wangen; und wenn sie lächelte, so lächelte Alles, selbst das Grübchen am Kinn.

Der etwas große Mund aber war das Merkwürdigste dieses Gesichts. Sein nachdenklicher Ausdruck beruhte auf der ein wenig über die Unterlippe hervortretenden Oberlippe, seine Linien waren stark geschweift. Man konnte sich dieses bleiche Gesicht von einem hohen Haaraufsatz gekrönt denken, auf langem Halse von entblößten schmalen Schultern getragen, über einer hochgeschnürten, nackten Büste — eines jener Portraits aus der Zeit unserer Großeltern, auf denen Alle denselben, nach dem Cupidobogen stilisirten Mund besitzen.

Als sie, mit ihrem ganzen beweglichen Gesicht lächelnd, sich zu ihm neigte und ihm den Teller anbot, da fanden sich bei ihm die Worte zu der Melodie, welche er vorhin gesummt hatte. Es war eine Stelle aus dem fliegenden Holländer:

„Wie ein Gebild aus längst vergang'nen Zeiten
„Spricht dieses Mädchens Blick zu mir." —

„Sie sind zu Besuch hier bei Doctor Storchs, mein Fräulein?"

„Ja, Friederike ist eine Freundin von mir aus der Kinderzeit."

„Sie sind aus Kopenhagen?"

„Ja; wie es scheint, erkennen Sie mich nicht?"

„Nein, ich muß gestehen — ich . . . Freilich ist mir die ganze Zeit über etwas an Ihnen bekannt vorgekommen — aber —"

„Nun, es ist ja auch ganz begreiflich, daß ich mich mehr verändert habe als Sie sich . . . Denn ich erkannte Sie gleich . . . Erinnern Sie sich denn nicht mehr an die kleine Antonie Schultz?"

„Tony?"

„Ja freilich — die bin ich.

„Nein, das hätte ich nicht gedacht . . . Sie haben sich allerdings sehr verändert . . . Aber es ist ja kein Wunder. Sie waren damals ein kleines Mädchen, das umherlief und mich in den Arm zwickte, wenn ich über einem Romane einschlief, damit ich mit ihm Haschen spielen sollte."

„Haha, war ich so schlecht?"

„Bisweilen sogar sehr — boshaft. Ich erinnere mich z. B. an ein Mal — es war an dem Abende, als der Stiftungsball auf Herlufsholm sein sollte. Ich kam in die Wohnstube im schwarzen Frack, mit weißer Binde u. s. w. Kein Mensch war darin, sie hatten alle noch mit der Toilette zu thun. Ich besah mich im Spiegel, zog meine Handschuhe an —

die ich mißtrauisch auf dem Marktplatze bei der Hauptwache gekauft hatte . . . Da kamen Sie hereingeschlüpft im vollsten Putz; Sie sollten zum ersten Male mit den kleinen Schülerinnen tanzen."

„Ich entsinne mich des Abends sehr gut, es war mein erster Ball."

„Wissen Sie auch noch, was Sie mir damals sagten?"

„Nein, das freilich nicht."

„Sie kamen zu mir her, ganz kokett, entschuldigen Sie — ‚Sie müssen leider mit mir vorlieb nehmen, Herr Herz, meine Schwester' — Sie waren plötzlich so raffinirt, daß Sie nicht einmal Harriet sagten! — ‚meine Schwester ist nicht ganz wohl und kann nicht mitfahren' . . . Ich war, aufrichtig gesagt, nicht sehr erfreut darüber; ich antwortete nichts und zerrte an meinen Handschuhen, daß selbst ihre Naestved'sche Festigkeit beinahe nicht widerstanden hätte . . . da aber kam Ihre Schwester herein in strahlendem Ballstaat, und Sie steckten den Kopf zwischen den Gardinen hervor und lachten."

„Ja, der Streich sieht mir ganz ähnlich, nach alledem, was ich über mich gehört habe."

„Jetzt aber sind Sie nicht mehr so boshaft?"

„Nun — das kann ich Ihnen doch nicht versichern."

Sie neigte, indem sie dies sagte, den Kopf auf die Seite und machte eine abwehrende Bewegung, welche Wilhelm wie von Harriets Hand gethan erschien.

„Wie Sie doch Ihrer Schwester ähnlich sehen!" rief er unwillkürlich.

Antonie lachte laut auf.

„Ich der Harriet? . . . Sie werden schwerlich für diese Ansicht viele Stimmen auf Ihrer Seite haben . . . Ich glaube, man kann nach Schwestern suchen, die sich einander weniger ähnlich sehen als wir!"

„Nun, so etwas bemerkt wohl ein Fremder am besten."

Und doch mußte er ihr halb und halb recht geben. Das Aeußere war wirklich ziemlich verschieden, kaum ein Zug derselbe. Trotzdem aber herrschte zwischen Beiden eine echte Geschwisterähnlichkeit, eine Aehnlichkeit tieferer Art, als jene in die Augen springende, die man auch zwischen Fremden finden kann — jene Einheit im Ausdruck und in den unwillkürlichen Bewegungen, durch welche eine gemeinsame Natur der verschiedenen Formen zu spotten scheint, in denen sie sich äußerlich darbietet. Aber selbst in diesen anscheinend so verschiedenen Formen derselben Gattung herrscht eine eigenthümliche Art von Gleichheit, eine Gemeinschaft, die nicht auf der gleichen Zusammensetzung verschiedener Elemente, sondern auf der verschiedenartigen Zusammensetzung der gleichen Elemente beruhen mag. Es ist keine zufällige Aehnlichkeit der Linien, so wie Roms Sorakte dem Pilatus von Luzern ähnelt, sondern es ist derselbe Stoff, nur in verschiedenartiger Bildung, so wie die Frucht der Eiche die Verwandtschaft mit dem Eichenblatte zeigt.

Und je länger er sie anschaute, umsomehr wurde er davon überzeugt, daß jenes unbestimmte Gefühl nicht das Gefühl des Wiedererkennens gewesen, keine Erinnerung an das Kindergesicht von Tony. Nein, es waren die unbewußt in seinem Geiste auftauchenden Züge Harriets, welche Antonien den Schein von etwas Bekanntem gegeben hatten — so mag ein Nebenmotiv einer Sonate halb und halb bekannt erklingen, wenn man das Hauptthema auswendig weiß.

„Es ist doch hübsch, daß ich hier in Naestved noch eine von — daß ich Sie hier treffen mußte," verbesserte er sich.

Es lag ihm auf der Zunge, seine Freude darüber auszusprechen, Jemanden aus dem Schultz'schen Hause getroffen zu haben, an demselben Orte, welcher einst ein scenenreicher Schauplatz für ihn gewesen und der ihm jetzt so leer, so öde wie eine Ruine vorkam.

Antonie, welche jenem Zauberhause angehört hatte, war ein lebendes Verbindungsglied zwischen damals und jetzt. Die ganze Anmuth und zarte Schönheit jener Zeit lebte durch ihre knospende Jugend in ihm wieder auf, und alle Bitterkeit verschwand bei der Erinnerung an ihr Kindergelächter und ihre übermüthigen Mädchenstreiche . . . Er fühlte sich in ihrer Nähe gleichsam von einem Drucke befreit.

Seitdem er den Gasthof verlassen, hatte er nur ein paar Mal vorübergehend an Marie gedacht. Jetzt bedurfte es nur der leisesten Frage von Seiten Antoniens, daß er sich weitläufig über seine Braut aussprach, was sie für ein gutes Mädchen sei, mit welch gesunder Anschauungsweise und wie ausgezeichnet sie für einander paßten mit ihren gemeinsamen Interessen und verschiedenartigen Temperamenten, welche sich einander ergänzten. Sie war ja seine Halbcousine, und sie kannten sich seit ihrer Kindheit. Es sei keine Enttäuschung möglich. So müsse ein Verhältniß aufwachsen, festgewurzelt und langsam, wenn es zu einer glücklichen Ehe führen solle!

Mit dem letzten Satze konnte Antonie sich nicht einverstanden erklären. Sie glaubte nicht an eine angewöhnte Liebe; sie wollte etwas Plötzliches, etwas Leidenschaftliches — oder jedenfalls — sie wußte selbst nicht was, nur nicht das Ruhige, nicht das Ebene, lieber Unglück! Als er über ihre mangelhafte Erklärung lachen mußte, fühlte sie sich gekränkt darüber, so wenig beachtet zu werden wie ein Kind, welches das Leben nicht kennt, sondern sich nur in den gewöhnlichen, romantischen Träumen wiegt. — Und das um so mehr, weil sie im Innersten sehr gut wußte, daß sie die Liebe nur aus Romanen und aus den Gedichten Christian Winters kannte, und aus dem Geschwätz, welches unter jungen Mädchen über dieses sie am meisten berührende Thema geführt wird.

„Ich merke recht gut, daß Sie mich überspannt und altmodisch finden," sagte sie verletzt. „Sie sind wohl auch der Ansicht, wie so viele Männer der Jetztzeit, daß sowohl die Romantik wie die Religion veralteter Kram sei."

„Ich? Nein! Warum glauben Sie das? . . . Im Gegentheil, ich

habe den größten — Respect vor dem Religiösen im Allgemeinen, wenn ich auch nicht selbst — . . . Und ich halte sogar sehr viel von der Romantik — in der Poesie — freilich glaube ich, daß man im Leben sich nicht zu viel Romantik wünschen darf, sie greift gar zu störend in dasselbe."

„Ach, störend! . . . Was nützt es denn, wenn Alles so ordentlich ist, wie in einem frisch gerechten Garten, in dem man kaum auf den Wegen gehen darf, geschweige denn auf den Grasplätzen. Wenn alle Romantik aus dem Leben verbannt wird und auch kein zukünftiges Leben existiren soll, dann kann man ja eben so gut hingehen und sich morgen aufhängen."

„Morgen, morgen, nur nicht heute —"

Antonie lachte, dazu bereit, dies Gespräch, in dem sie sich schon zu weit gewagt zu haben fürchtete, in Scherz übergehen zu lassen. Auch Wilhelm war nicht besonders geneigt, es fortzusetzen. Er ärgerte sich darüber, daß er sich so spießbürgerlich vernünftig ausgesprochen hatte.

Deshalb war es ihm auch nicht unangenehm, als die Rückkehr der Familie sie von der Schwierigkeit, einen Uebergang zu einem neuen Thema zu finden, befreite.

Wilhelm wurde mit der überströmenden Gastfreundschaft willkommen geheißen, welche in einer kleinen Stadt wohlfeil ist, in der man sich so ziemlich langweilt. Sie hatten in der Zeitung gelesen, daß er im „Weinhause" abgestiegen war, und fast zu fürchten angefangen, daß er sie ganz vergessen habe. Auch warum er Naestved besucht, war ihnen kein Geheimniß, denn sie hatten mit einem Adjuncten von Herlufsholm gesprochen. Aber Wilhelm mußte bald ihre Hoffnung auf eine angenehme Vergrößerung der intelligenten Gesellschaft Naestveds zu Nichte machen.

Fräulein Storch konnte sich keinen angenehmeren Aufenthalt denken, als das Waldkloster Herlufsholm an den Ufern des Süßbachs. Antonie fand im Gegentheil es höchst begreiflich, daß man sich nicht dort begraben möchte, so lange man in Kopenhagen sich durchzuhelfen im Stande wäre. Dort wohne ja auch seine Verlobte, und er könne sich doch nicht auf das Lehrergehalt von Herlufsholm hin verheirathen.

Ja, mein Gott, richtig, er wäre ja verlobt, das hätten sie natürlich auch gehört! Die Frau zeigte sich sehr eifrig, etwas von seiner Braut zu erfahren, aber Wilhelm war jetzt weniger mittheilsam, und gab nur die nothdürftigsten Antworten.

„Wie geht es denn mit Deinem Kopfschmerze, Tony?" fragte Fräulein Storch.

„Der ist ganz vorüber. Und er war doch zu etwas gut; denn wenn ich nicht zu Hause geblieben wäre, würde Herr Herz auch wieder fortgegangen sein."

„Du solltest doch Eisenpillen nehmen," sagte der Doctor, der schon in Schlafrock und Pantoffel geschlüpft war; „zu dünnes Blut und zu schwache Nerven, das ist das ganze Elend. Geht es nicht Ihrer Braut

auch so, Herr Herz? Nun, natürlich. Nein, da solltet ihr Muttern gesehen haben, als sie ein junges Mädchen war! Ein Prachtexemplar! — Meiner Seel, nicht mehr nervös, als ein junges Eichenbäumchen . . . aber jetzt müssen ja alle Frauenzimmer Nerven haben . . . die dümmste Mode, die der liebe Herrgott erschaffen hat."

„Aber mein Gott, Vater, mußt Du denn immer wieder das alte Lied leiern!"

„Bleiben Sie den Sonntag noch hier in Naestved?" fragte Frau Storch.

„Nein, ich reise morgen mit dem Nachmittagszuge," antwortete Wilhelm, seinen letzten Entschluß, den Morgenzug zu benutzen, vergessend.

„Das ist schade; wir wollen Sonntag eine Tour nach Gaunö und Lönnede machen, und ich hoffte schon, daß wir Sie mitbekommen könnten... Aber jedenfalls müssen Sie morgen bei uns zu Mittag essen. Heute Abend ist so wie so nicht viel mehr anzufangen. Die Uhr ist bald neun, und um halb zehn ist die ganze Familie schläfrig, wir sind altmodische Leute, wissen Sie."

Als Wilhelm nach Hause gekommen war, und seine Brusttasche herausnahm, fiel ihm der Brief an Marie in die Hände, welchen er vergessen hatte, in den Postkasten zu werfen. Es war ja dadurch nichts versäumt. Jetzt wollte er doch die Gelegenheit benutzen, eine vergessene Bemerkung hinzuzufügen und ein paar Zeilen darüber, wie er den Nachmittag zugebracht: dann würde der Brief auch fast vier Seiten lang sein, das gewöhnliche Maß, welches seine Feder diesmal nicht erreicht hatte.

Als er aber den Brief durchlas, gefiel er ihm nicht. Er fand ihn trocken, er war nicht mit der stürmischen Sehnsucht nach dem Wiedersehen auf das Papier hingeworfen, welche einen jungen Mann inspiriren muß, wenn er an seine ferne Geliebte schreibt.

Er hatte keine Lust, diesen Brief abzuschicken. Andrerseits war es ihm aber ganz unmöglich, einen besseren zu schreiben; denn obgleich die Uhr von St. Peter eben erst halb elf schlug, war er doch so schläfrig, als sei er von dem Storch'schen Hause angesteckt worden.

Aber eigentlich war ein Brief ja auch gar nicht nöthig; er kam ja selbst, und konnte direct nach seiner Ankunft mit dem Abendzuge zu ihr hinausgehen! Und wenn er sich's überlegte, war es sogar ganz gut, sich nicht gebunden zu haben: vielleicht bekam er Lust, den Abend hier zu bleiben, da er ja doch mit dem Sonntag-Frühzuge zeitig genug anlangte.

Er zerriß den Brief und fing an sich auszukleiden.

IV.

Als Wilhelm am nächsten Morgen den Fußweg am Gartenzaun der Storch'schen Villa entlang ging, sah er Antonie in einer Laube am Wege sitzen und lesen.

Sie hatte ein hellrothes Morgenkleid an, dessen zarte Farbe den dünnen Stoff noch leichter machte, und unter dessen nachlässigen, ein wenig zerknitterten Falten die jugendlichen Formen ihres schlanken Leibes wie durch einen Schleier mit jener rührenden Anmuth des kaum Entwickelten hindurch zu schimmern schienen. In diesem Kleide gefiel sie ihm noch besser als gestern: sie kam ihm so ganz und gar vor wie ein Wesen, das eben zum Bewußtsein erwacht, dessen Gedanken und Gefühle sich noch nicht der vorgeschriebenen Modetoilette des Lebens unterworfen haben.

Gerade vor ihm wiegte sich auf langem Stengel eine blaßrothe Mohnblume. Ihre feinen Blätter legten sich halbgeöffnet, noch faltig von dem engen Lager, um einen Thautropfen herum, der in ihrem Kelche zitterte . . . Ihm dünkte, daß sie dem Mädchen ähnelte, und er pflückte sie.

Antonie ließ das Buch auf den Schooß sinken und lachte laut auf, indem sie sich zurückbog und den Knoten ihres Haares in das Grün der Gaisblattlaube drückte. Als sie darauf ein wenig nach der Seite blickte, entdeckte sie Wilhelm und stieß einen leichten Schrei der Ueberraschung aus.

„Guten Morgen, Herr Herz. Das ist aber nicht nett, so dazustehen und Jemand zu beobachten!"

„Ich bitte sehr um Entschuldigung. Ich war eben noch unentschlossen, ob ich eintreten und Sie in Ihrer poetischen Morgenandacht stören sollte . . . Nun, es scheint wenigstens eine weltliche Lectüre zu sein."

„Ziemlich weltlich . . . Die Kinder der Welt' von Paul Heyse."

„So? Gehört er zu Ihren Lieblingsdichtern?"

„Ich weiß wirklich nicht, ob er noch einmal dazu gehören wird; denn ich habe ihn erst hier angefangen zu lesen."

„Aber Sie besitzen ihn ja doch auch zu Hause. Er steht in Ihrem Bücherschrank, ich erinnere mich dessen von alten Ferienzeiten her, als ich zu ihm Zuflucht nahm."

„Ja . . . a — dort ist er aber verbotene Frucht . . . Vater sagt, das sei noch nichts für mich."

„Und Sie sind eine gehorsame Tochter, wie ich sehe!"

Antonie zuckte mit den Schultern und machte ein trotziges Gesicht:

„Die Eltern glauben auch immer, daß man noch so ein reines Kind sei, das von nichts in der Welt einen Begriff hat . . . und das bin ich doch wirklich nicht mehr!"

Als sie in demselben Augenblick Wilhelm ansah, wurde sie ein wenig verlegen über dieses Zwischending von einem Bekenntnisse und einem Monologe und fügte lächelnd hinzu:

„Ja, darüber können Sie freilich schwerlich eine Meinung haben."

„O doch! Bei wem die Lust zum Fliegen erwacht ist, der ist eben schon ein Vogel."

Antonie lachte. Sie machte eine kleine Flügelbewegung mit den Armen und sang: „Wenn ich ein Vöglein wär'."

Dann wurde sie plötzlich wieder ernst.

„Aber es ist freilich Vieles hier darin, was ich nicht verstehe," fuhr sie fort, indem sie auf das Buch zeigte. „Es ist so philosophisch . . . und ich habe gar nichts derartiges im Institut gelernt — natürlich, davor nehmen sie sich dort wohl in Acht . . . Hören Sie, Sie könnten mir das erklären, Sie sind ja Philosoph."

„Ich? Nein. Das ist zu viel Ehre."

„Auf Ihrer Visitenkarte steht doch, daß Sie Doctor philosophiae sind."

„Das ist nicht so zu verstehen. Ich habe über ein geschichtliches Thema disputirt."

„So? . . . Ja, aber Sie wissen das gewiß alles, davon bin ich überzeugt . . . Dr. Storch kann ich nicht fragen, das nützt mir nichts; denn er antwortet immer, das sei erst nach seiner Zeit aufgekommen . . . Und zu Hause bin ich von allem Derartigem ganz ausgeschlossen . . Von den Herren, die bei uns verkehren, sowohl den älteren als den jüngeren, von denen sind nicht viel Aufschlüsse zu bekommen; es fällt ihnen überhaupt gar nicht ein, daß man mit mir über solche ernste Dinge sprechen könne . . . Uebrigens haben sie kein anderes Urtheil über alles Moderne. als daß es unreligiös, unmoralisch und lächerlich sei. Doch ich merke sehr gut, daß sie es eigentlich gar nicht kennen . . . Es wäre sehr schön, wenn Sie mir etwas darüber erzählen wollten. Aber es ist ja wahr, Sie reisen schon heute Nachmittag und müssen jetzt wohl weiter? Gehen Sie nach Herlufsholm?"

„Ja wohl, aber es hat keine Eile! . . . Was wollen Sie denn eigentlich wissen?"

„O, viel . . . z. B. was diese Neuerer, der Fortschritt, diese . . . Freigeister — nennt man sie nicht so? — was sie eigentlich wollen?"

„Hm, ja wie meinen Sie das? Meinen Sie in der Politik?"

„Nein, Gott bewahre, was geht mich die Politik an! Nein, was sie über Natur und Menschen denken, über Leben und Tod und — ja was sie wollen, was sie bezwecken?"

„Nun, erstens giebt es unter denselben wohl ebenso viel verschiedene Zwecke, als es Menschen giebt."

„Aber es muß doch etwas vorhanden sein, was die Meisten wollen."

„Die Meisten wollen wohl hier wie überall nichts anderes als überhaupt dabei sein."

„Dann will ich wissen, was die Besten sagen; denn darauf kommt es schließlich doch an."

„Ah, jetzt ist die Aufgabe bedeutend mehr begrenzt! Aber trotzdem bleibt es immer noch eine ziemlich verwickelte Frage, die nicht leicht schon so am frühen Morgen zu beantworten ist."

„Ich merke wohl," sagte sie verletzt, indem sie sich wegwendete, „daß

Sie mich für ein Gänschen ansehen, mit dem man nicht ernsthaft sprechen könne."

„O, wie können Sie so etwas denken?" rief er mit der ganzen Entrüstung eines unschuldig Angeklagten. Und so gut er es unvorbereitet vermochte, versuchte er ihr eine Erklärung des Monismus, der Entwicklungslehre nach modern-wissenschaftlicher Anschauung zu geben, von welcher er freilich selbst fühlte, daß sie ziemlich mangelhaft sei. Und es schien auch nicht, als ob Antonie dieselbe besonders interessant fände; denn als sie einige Minuten zugehört hatte, rief sie plötzlich:

„Aber was haben Sie denn da gethan, Herr Herz? Sie haben ja meine Mohnblume gepflückt!"

„Ach, gehörte Sie Ihnen? Das wußte ich nicht."

„Ja allerdings; ich hätte sie schon längst pflücken können. . . . Ich habe mich schon vor ein paar Stunden über sie gefreut, als sie gerade eben die Hülle gesprengt hatte . . . Aber ich brachte es nicht über's Herz, sie zu brechen; dann ist es doch so schnell vorbei mit ihr, und sie hätte ja noch viele Tage die Menschen erfreuen können . . . Auch kommt es mir immer vor, als ob so eine Blume lebte und fühlte und den Sonnenschein und Thau genösse — und warum sollte man sie da nicht stehen lassen?"

„Es thut mir wirklich leid. Darf ich sie Ihnen geben? Sie wird Ihnen gut stehen."

„Nein; da ich sie als mein Eigenthum betrachte, will ich sie lieber Ihnen schenken . . . Aber jetzt müssen Sie weiter, nach Herlufsholm, sonst raube ich Ihnen Ihre ganze Zeit . . . Freilich wird es ja doch nutzlos sein; denn ich bin sicher, daß Sie die Stelle nicht annehmen."

„Ich auch — aber der Ordnung halber — Adieu!"

„Adieu, wir sehen uns ja zu Mittag wieder."

„Es ist doch wunderlich mit diesem Mädchen", dachte Wilhelm, während er schnell den Weg nach dem Stadtparke ging. Wie sie mich immer und immer wieder an Harriet erinnert, bald durch ihre Aehnlichkeit, bald durch ihre Verschiedenheit! . . . Als sie sagte, ‚ich will wissen, was die Besten sagen; denn darauf kommt es schließlich doch an' — das war ganz und gar Harriet . . . Sie ist nicht so schön und wird es auch nicht . . . Aber sie scheint eine reichhaltigere Natur zu sein . . . Ist sie begabter? . . . Sie ist lebhafter . . . Doch ihr fehlt die Ruhe und Sicherheit, jene stille Größe, die man so zeitig bei der Schwester fand . . . Auf alle Fälle ist sie nicht nur eben erwacht . . . sondern sie ist wach — ganz wach!"

V.

„Aber können Sie denn wirklich nicht hier bleiben und uns morgen bei der Landpartie Gesellschaft leisten?" fragte Frau Storch nach Tische, „Sonntags haben Sie doch wohl keinen Dienst in Kopenhagen? Da Sie

jetzt einmal nach den Ferien auf's Land gekommen sind, so sollten Sie doch auch das schöne Augustwetter genießen so lange wie möglich! Am Montag könnten Sie dann mit Antonien zusammen mit dem Frühzuge zurückfahren."

„Sie sind sehr freundlich und es klingt sehr verlockend — aber nein, ich muß morgen in Kopenhagen sein."

„Die Braut wartet!" sagte Antonie neckend.

Dies Wort traf ihn an einer empfindlichen Stelle. Er fühlte sich in diesem Augenblicke gebunden, unfrei, und ärgerte sich darüber.

„Herr Herz bedenkt sich, folglich giebt er nach," sagte Fräulein Storch.

„Sie brauchen auf keinen Fall eher als morgen früh zu reisen," fuhr Frau Storch fort. „Dann können wir noch diesen Nachmittag einen schönen Spaziergang machen und Sie haben Zeit sich zu entschließen . . . Unser Gastzimmer steht ja leer, wir lassen Ihre Sachen holen — nicht wahr?"

Nach einem höflichen Sträuben ging Wilhelm auf diesen Vermittlungsvorschlag ein, welcher ihm schon deshalb gefiel, weil er selbst am vorigen Abend eine solche Möglichkeit in Betracht gezogen hatte.

Zum Kaffee kam eine Freundin von Fräulein Storch, dieselbe junge Dame, welche er am Tage vorher mit der Familie zusammen gesehen hatte. Sie mußte jetzt auch an dem Spaziergang theilnehmen, und da sie sich die ganze Zeit an Fräulein Storch hing, so konnte Wilhelm ungestört mit Antonien gehen und sich mit ihr unterhalten.

Das Gespräch hatte sich schon lange um Antoniens Familie gedreht, als Antonie es plötzlich abbrach und sagte:

„Um auf etwas anderes zu kommen, auf etwas von heute Vormittag; — sagen Sie mir, wenn es keinen persönlichen Gott gäbe — ich meine, wenn die Menschen nicht an einen solchen glaubten, und auch nicht an Strafe und Belohnung im Jenseits — dann könnten sie ja thun und lassen was sie wollten!"

Wilhelm überraschte diese Frage; er hatte nicht gedacht, daß sie besonders auf das, was er heute Morgen gesagt, aufgepaßt hätte, und geglaubt, daß ihr Wissensdrang nur die Laune des Augenblicks gewesen. Es war aber offenbar, daß sie darüber später nachgegrübelt und diese Frage für ihn zurecht gelegt hatte.

„Nun und wenn z. B. Sie selbst thäten was Sie wollten, meinen Sie denn, daß Sie dann so viel Schlimmes thun würden?"

„Jetzt verspotten Sie mich wieder! . . . Können Sie mich nicht verstehen? Ich meine, daß dann kein Unterschied mehr zwischen gut und böse vorhanden wäre."

„Können Sie mich denn aber nicht verstehen? Ich meine, Sie würden nichts besonderes Böses thun, weil in ihrer Natur wahrscheinlich nicht viel Böses steckt."

„Nun, wenn man es nur nicht thut, weil es nicht in unserer Natur liegt, dann ist ja kein Verdienst dabei! Dann scheint es mir, als ob die

Guten durchaus nicht besser seien als die Schlechten — und das kann ich nicht begreifen."

„Ach," dachte Wilhelm, „jetzt sind wir wahrhaftig mitten in der Frage über Determinismus, über welche ich mir selbst niemals habe recht klar werden können ... Das ist ja ein gefährliches Mädchen; wenn man mit ihr spricht, ist es gerade, als stünde man noch einmal vor'm philosophischen Examen!"

„Ja, wissen Sie, Fräulein, das ist wirklich eine sehr schwierige Frage, welche Sie da berührt haben, und Sie müssen einen armen Historiker nicht verachten, wenn er sie nicht so mir nichts Dir nichts beantworten kann... Sie sollten ein wissenschaftliches Werk darüber lesen, wenn sie sich für diese philosophischen Dinge interessiren."

„Ist das Philosophie?"

„Ja freilich, und überdies gehört es zu den schwierigsten Theilen derselben. Es giebt sogar große Philosophen, welche meinen, daß der Menschenverstand diese Frage überhaupt nicht zu lösen vermag."

„Nun da sehen Sie, was nützen denn dann diese Grübeleien und die Wissenschaft, wenn die menschliche Vernunft das doch nicht fassen kann!" rief Antonie, froh, in ihrer Unschuld den Feind in eine Sackgasse hineingelockt zu haben.

Sie schritten durch die große Lindenallee, die nach Herlufsholm führt; auf der alten Steinbrücke blieben sie stehen und sahen den Fluß hinunter, der die dicke Buchenwand des Waldes von den schrägen Grashängen des alten Klostergartens trennte, mit seinen atlasstämmigen Birken, seinen glänzenden Pappeln und fremden Nadelbäumen. Der eingetrocknete Fluß schien sich in dem breiten Bett nicht zurecht finden zu können; nachdem er sich den nördlichen, kleinen Brückenbogen bescheiden zum Durchgang gewählt, schämte er sich plötzlich, in seiner Dürftigkeit dem stolzen Garten so nahe gekommen zu sein und zog sich wieder durch Schlamm und Geröll quer nach dem Walde hinüber, dessen braunes Laub seine Schatten verhüllend über ihn legte und ihm hier und da ein paar im Sonnenlicht goldig-roth leuchtende Blätterdukaten zuwarf. Selbst mitten in dem schmalen Flußlaufe zogen sich noch lange Sandbänke hin, um die das Wasser sich herumschlängelte oder über welche es wie ein dünner Firniß halb hinüberglitt. Diese Stellen sahen recht traurig aus, wie Flecken auf der lasurblauen Haut der Najade.

„Ich erinnere mich nicht, jemals so wenig Wasser im Flusse gesehen zu haben," sagte Wilhelm.

„In ein paar Wochen wird Hochwasser sein."

„Sind Sie eine zuverlässige Prophetin?"

„Vergessen Sie nicht, daß ich eine Eingeborene des Landes bin."

„O, gerade das vergesse ich nicht so leicht!"

„Wissen Sie, wozu ich eine fast unwiderstehliche Lust bekomme, wenn ich so in das fließende Wasser hinunter sehe?"

„Hinunter zu — spucken?"

„Ach, wie haben Sie das errathen können?"

„Ihre Schwester besaß genau dieselbe Schwäche, und gerade hier hat sie mir das einmal unter vielem Gelächter vertraut — sie lacht ganz wie Sie jetzt lachen."

„Sollte das vielleicht eine erbliche Neigung sein? Dr. Storch spricht so viel davon, daß dies und jenes erblich sei, was ich aber wieder nicht begreifen kann."

„Gehört das nicht unter die Dinge, die nach seiner Zeit erst aufgekommen sind? Das ist doch merkwürdig . . . Man beschäftigt sich doch erst in neuerer Zeit so viel mit der Erblichkeit . . . es ist auch eine Modesache."

Er sagte dies eigentlich nur, um nicht gleich wieder in tiefsinnige Untersuchungen hineinzugerathen. Zwar langweilten ihn diese Gespräche durchaus nicht; im Gegentheil, es lag etwas eigenthümlich Reizvolles darin, die ernsten Schatten der schweren Gewitter des Menschengedankens über diese glatte Stirn hinziehen zu sehen, die gleich wieder in der hellsten Frühlingssonne strahlte; zu sehen, wie diese zarten, jungfräulichen Finger spielend an dem großen gordischen Knoten nestelten, zu dessen Lösung das Cherubschwert der Kirche sich keinen besseren Rath wußte als das Durchhauen. Er fühlte sich geschmeichelt durch das naive Zutrauen, mit welchem dieser junge Wissensdrang bei ihm Aufschluß suchte. Aber dann war es wieder um so demüthigender für ihn, sich selbst gestehen zu müssen, daß er nicht im Stande sei, ihr zu helfen; noch demüthigender, es ihr gestehen zu müssen!

Ihr Zwiegespräch nahm übrigens bald ein Ende. Antonie schloß sich den Freundinnen an; Wilhelm unterhielt sich zuerst mit Fräulein Storch über seinen verstorbenen Vater, mit welchem er sie zum ersten Male besucht hatte; und endlich plauderte die ganze Gesellschaft lustig durcheinander über nichts, während man zwischen den mächtigen grauen Buchenstämmen des „Kuhgartens"*) dahinging.

Man nahm Platz auf einem Aussichtspunkte, von dem man einen freien Blick nach Westen über das Land hatte. Wilhelm stand abseits allein und schaute nach der überhängenden Laubdecke des „Steinwaldes"**), über deren bläulichem Schimmer sich ein durchsichtiger Schleier von Abendroth zu legen begann. Lautlos sprach er im Geiste die Verse Christian Winters vor sich hin:

*) Wald um Herlufsholm.
**) Gleichfalls.

„Wo Fensmark[1]) erhebt sein Gotteszelt
Mit dem rothem Thurme zum Himmel,
Und lächelt hinüber nach Gisselfeld[2])
Und des Städtchens frohem Gewimmel;

„Und hinunter nach dem torfigen Moor,
Nach Broxö[3]) am waldigen Hauge — —"

Dort lagen sie hinter dem Steinwald, all' diese Orte, welche der Dichter zu den klassischen Stellen Seelands gemacht und welche die Strahlen seiner jungen Liebe vergoldet haben! . . . In Rom war Wilhelm an einem heißen Sirokko-Tage nahe daran gewesen zu weinen, als er im skandinavischen Verein diese Verse aufgeschlagen . . . Und als er durch Norddeutschland reiste, hatten die endlosen Birkenreihen der Chaussee ihn an die Birkenallee von Haesede[4]) nach Gisselfeld erinnert, und er war plötzlich so stumm geworden, daß sein Nachbar, der dicke Bremer Kaufmann, nicht eine einzige vernünftige Antwort mehr von ihm hatte bekommen können . . . Und der Moor . . . o, wie oft hatte er nicht mit Harriet zusammen über seine wunderliche Fläche hinausgeschaut! Schattenlos, sonnengebadet, von duftigblauen Waldessäumen umgrenzt, hatte er sich vor ihnen um das alte Holmegaard[5]) mit seinen Fachwerksbauten und binsengefüllten Burggraben gebreitet — oder er hatte bäuerlich finster dagelegen, Nebelstreifen in seinem Birken- und Erlengebüsch, über ihm ziehende Wolken, welche den Rauch der thurmhohen Glashüttenschornsteine mit sich fortführten . . . Auch auf Broxö war er mit ihr zu Besuch gewesen; er erinnerte sich noch einer alten Dame, die für Harriet sehr eingenommen war. Eine liebenswürdige seine alte Dame! Viele Jahre lang hatte er nicht an sie gedacht — wo sie wohl jetzt sein mochte? — Gewiß war sie todt, es war schon lange her . . . Es war Zeit genug seit jenen Tagen gewesen zum Sterben für den, dem vom Schicksal das Loos der Ruhe zugefallen — Zeit genug, sich unsterblich zu machen für den, der dazu die Kräfte gehabt — Zeit genug zu Allem — nur nicht zum Vergessen!

„Woran denken Sie, Herr Hertz?" fragte Antonie, welche sich ihm genähert, ohne daß er es bemerkt hatte. — „Ueberlegen Sie, ob Sie bleiben wollen und die Partie mitmachen?"

Und als er nicht gleich antwortete, fügte sie hinzu:

„Ich hätte noch über Vieles gern mit Ihnen gesprochen."

Sie erröthete leicht bei diesen Worten, weil sie fühlte, daß sie vielleicht zu entgegenkommend gewesen sei. — Aber er war ja ein Bräutigam!

„Dann bleibe ich," antwortete Wilhelm.

---

[1]) Geburtsort Christian Winters, des klassischen dänischen Lyrikers.
[2]) Gut, welches dem Grafen Moltke gehört.
[3]) Ein Gut.
[4]) Ein Wald.
[5]) Rittergut.

Es war ihm in dem Augenblicke ganz unmöglich, der Aufforderung zu widerstehen. Ihm war so behaglich zu Muthe gewesen diesen ganzen Nachmittag, an dem er mit der Schwester seiner einstigen Geliebten nach den Orten seiner ersten Liebe wanderte; eine so wunderbare Stimmung war über ihn gekommen, eine Stimmung, von der so schwer sich loszureißen, die so leicht, so verlockend war, zu erneuern! Gaunö und Lönnede, welchen die morgige Partie galt, gehörten auch zu den verzauberten Plätzen, welche ihn auf einmal mit so geheimnißvoller Sehnsucht anzogen. Als er mit Antonien die alten Stellen wieder betreten, war es ihm gewesen, als ob auf ihnen eine neue Zeit für ihn auflebte, als ob er noch ein blutjunger Bursch wäre, dessen Schritten jeder Weg, dessen Herz allen Träumen offen stünde . . . Was lag denn eigentlich so viel daran, ob er morgen komme oder nicht? Ein Geburtstag war doch schließlich wie jeder andere Tag und kehrte alle Jahre wieder — wann aber kam der morgige Tag für ihn wieder? . . . Ehe er sich unter das beständig-schwere Joch des Alltagslebens beugte; ehe er — o, wenn es doch bald geschähe! — in die Fesseln der Ehe geschlagen würde, — Rosenfesseln, liebe Fesseln, aber Fesseln! — vorher müßte es ihm doch erlaubt sein, noch einmal seine Freiheit und seine Jugend zu umarmen und ihnen ein Lebewohl zu sagen — nur ein Lebewohl!

VI.

Als Wilhelm am Abend auf seinem Gastzimmer an Marie schreiben wollte, fing er schon an, sein Versprechen zu bereuen. Es kam ihm nicht mehr so gleichgültig vor, ob er an ihrem Geburtstage bei ihr sei oder nicht; wie bestimmt mußte sie ihn nicht erwarten, besonders da er nichts hatte von sich hören lassen! . . . Er stellte sich vor, wie sie morgens mit den Vorbereitungen zur Landpartie beschäftigt sein und dann diesen Brief empfangen werde, welcher ihr alle Lust zu dem Vergnügen nehmen und den Tag, auf welchen sie sich so gefreut hatte, doppelt leer machen würde.

Und nun erst der Brief! . . .

Was in aller Welt sollte er schreiben! Den wirklichen Grund konnte er doch nicht angeben, so unschuldig er auch sein mochte. Er mußte sich mit einer kleinen Nothlüge helfen, das war schon an und für sich bedenklich . . . . und dann die Schwierigkeit, einen Vorwand zu finden! Er entschloß sich endlich, zu sagen, daß er vergeblich versucht, den Adjunkten zu sprechen, daß er keinen endgiltigen Entschluß fassen dürfe, ehe er hinreichende Erkundigungen eingezogen hätte, und daß er sich deshalb genöthigt sehe, noch den Sonntag in Naestved zu bleiben.

Als er aber den Brief durchlas, fand er, daß er ihn nicht so abschicken könne. Es kam ihm vor, als ob die Falschheit dieser Entschuldigungsgründe zwischen den Zeilen zu lesen sei. Es war Alles so breit auseinandergesetzt, als ob es darauf ankäme, zu überzeugen; er war so

schwerfällig und steif wie ein Geschäftsbrief, dieser Geburtstagsbrief, und vor lauter ängstlichem Verstand war kaum ein Stückchen Herz hineingekommen. Und einen besseren zu schreiben, einen derjenigen Briefe, die fast ebenso willkommen sind, wie ihre Absender — unmöglich!

Wäre er noch im Hôtel gewesen, er hätte die ganze Sache aufgegeben. Mit dem Morgenzuge wäre er in die Arme seiner Braut geeilt und hätte sich bei Storchs mittelst einer Postkarte entschuldigt.

Eine Postkarte, das war eine Idee! Die offene Karte überhebt der Herzlichkeit wie der Ausführlichkeit. Ein paar Sätze in einem scherzenden Lapidarstil, und er war Herr der Situation! Aber selbst diese wenigen Zeilen konnte er nicht zu Wege bringen, so verdummt war er schon von den geschraubten Wendungen seines Briefes. Nun, das Beste wird sein, es zu beschlafen — mit einem morgenfrischen Gehirn muß es gelingen.

Als die sorgfältig gestellte Weckeruhr am Sonntag Morgen ihr Gewicht mit furchtbarem Lärm herunterfallen ließ, sprang Wilhelm schnell aus dem Bett. Während des Anziehens überlegte er, schrieb eine Postkarte ziemlich voll und — zerriß sie wieder. Er hatte nur noch eine übrig. Einen Augenblick dachte er daran, doch lieber noch Storchs eine Entschuldigung zu schicken, und mit seiner Tasche nach dem Bahnhofe zu gehen. Aber das wäre doch zu dumm gewesen!

Endlich bekam er vier Zeilen mit großen Buchstaben zu Stande, und mit diesem bescheidenen Resultate seiner epistolaren Thätigkeit begab er sich auf den Weg nach der Station.

Waren aber seine productiven Kräfte noch nicht erwacht, so war doch sein Urtheil ein krittlicher, verdrießlicher Frühaufsteher. Selbst an eine Postkarte konnte man doch größere Forderungen stellen! Allein es gab keinen Ausweg mehr — niedergeschlagen ging er das letzte Stück der Straße an den Geleisen entlang.

Es war ein schöner Morgen; lose, ziehende Wolken am Himmel; ein frischer Wind trug auf seiner munteren Flucht all' das Geräusch frühe Thätigkeit mit sich: Rollen und Rufen vom Güterschuppen, Hufschläge und Rasseln von Wagen, die nach dem Bahnhofe fuhren, Rauschen von Windmühlenflügeln, Pfeifen und Dampfstöhnen vom Zuge hinter dem Hügel. Aber durch alle diese Laute zog sich ein langer, summender Tonr steigend und fallend wie die geschwungenen Drähte, welche die Luft durchschnitten.

Das war es — der Telegraph!

Im Telegramm sind alle Forderungen aufgehoben; da handelt es sich nur darum, die kürzesten Worte zu finden, und dann liegt etwas Außergewöhnliches, Feierliches in so einem Telegramm — so recht passend für einen Geburtstag! . . . Es wirkt zwar erschreckend: „Sollte ein Unglück passirt sein?“ — Mit zitternden Händen wird es geöffnet: „Nein, Gott, sei gelobt, er kann nur heute nicht kommen.“ — Milde Resignation,

wohlthuend nach der Spannung! Und dabei hat man noch Zeit gewonnen, sich auszudenken, was man sagen könne, welche Vorwände, welche Phrasen.

Er betrat das Büreau mit dem erhabenen Bewußtsein, endlich wie ein praktischer Mann zu handeln, und zugleich mit einem feierlichen Gefühle, etwas Außerordentliches zu thun; denn in seinem ganzen Leben hatte ihn das Geschick erst ein einziges Mal zu telegraphiren veranlaßt — vor einigen Jahren, als er seinen seligen Eltern mittheilte, daß er das Kandidatenexamen cum laude bestanden.

Hm! hm! hm! räusperte er sich, um die Aufmerksamkeit des Beamten auf sich zu lenken, welcher hinter seinem Verschlag fleißig mit der Morgenpfeife und dem Naestveder Tageblatt beschäftigt war. — „Kann ich ein Tele —"

„Was können Sie?" fuhr der Beamte mit mürrischem Gesichte auf eine ungeheure Dampfwolke von sich blasend.

„Guten Morgen! Ich möchte gern telegraphiren."

„Na, bitte . . . dort liegen ja die Formulare."

„Ach, es ist ja wahr." Es dauerte einige Zeit, ehe Wilhelm sich darin zurecht fand, wie das Formular ausgefüllt werden mußte; dann schrieb er: „Unvorhergesehene Hindernisse. Unmöglich zu kommen. Morgen. Tausend Glückwünsche. Dein getreuer Wilhelm."

„Muß die Adresse auch bezahlt werden?" fragte er, als der Telegraphist zu zählen anfing.

„Ja, glauben Sie vielleicht, daß sie sich selbst bezahlt?" brummte der Beamte, verdrießlich sowohl an und für sich wie Jeder am frühen Morgen, wie ärgerlich über die Unwissenheit der Leute . . . Als er aber fühlte, daß er dem Armen doch vielleicht zu hart begegnet sei, machte er Wilhelm wohlwollend darauf aufmerksam, daß er den halben Preis sparen könne, wenn er ein Wort weglasse.

Wilhelm sah das Telegramm durch. Nun, „getreuer" war ja im Grunde genommen ganz überflüssig; das gehörte nicht in den Depeschenstil — etwas so Selbstverständliches! Aber jetzt stand es einmal da, und er war freigebiger Laune.

„Ach, das thut nichts," antwortete er, schob das Papier durch das kleine Fenster zurück und bezahlte.

Die glückliche Vollendung dieses Morgengeschäftes versetzte ihn in die heiterste Gemüthsstimmung. Alle Dinge zeigten ihm ihre beste Seite. Der Obelisk auf dem Marktplatze mit dem Medaillon Friedrich VII, welcher ihn sonst gewöhnlich ärgerte als eine Verherrlichung des Gebers der demokratischen Verfassung, erschien ihm plötzlich wie ein schönes Symbol des treuen Royalismus des Volkes . . . Er labte förmlich seinen Blick an den munteren Sonnenblitzen, die am Säbel im Arme des Dragoners funkelten, welcher, vor der Hauptwache hin und her marschirend, durch das Trampeln seiner dicken Sohlen das Echo des Marktes erweckte. Als er

einen anderen Dragoner sich gähnend aus dem geöffneten Arrestfenster hinauslehnen sah, jauchzte seine Freiheitsfreude doppelt auf, voll Sehnsucht danach, sich ganz dem Genusse des Tages hinzugeben, der jetzt sein eigen war.

Er ging in eine Rasirbude hinein, deren kleine, sonnige Stube voll war von eingeseiften Naestvedern, die an der Nase gefaßt wurden, zeitungslesenden und rauchenden Naestvedern und Naestvedern, die sich wuschen. Die letzte Stadtneuigkeit circulirte. Der Arrestant auf der Hauptwache hatte lange Zeit seine Kameraden im Spiel betrogen — man stritt sich darum, ob um hundert oder tausend Kronen. Er wäre aus guter Familie Einige meinten sogar aus vornehmer.

„Sie haben alte Bekannte hier wieder getroffen, Herr Doctor?" sagte der Barbier, indem er das Messer über die Wange Wilhelms gleiten ließ.

„Wie?"

„Ich sah Sie gestern Nachmittag mit Fräulein Schultz spazieren gehen."

Ein Ladendiener, welcher sich duschte, blickte über seine Schulter hinweg, um zu sehen, wer das wäre, der die Tochter des vornehmen Rittmeisters bekommen sollte.

„Erinnern Sie sich wirklich noch daran, daß ich beim Rittmeister Schultz gewohnt habe?"

„Das will ich meinen . . . Schmerzt das Messer? . . . Ja, ja, ich habe Sie damals manches liebe Mal rasirt . . . 's ist lange her; er muß doch jetzt wohl Oberst sein . . . Am ersten Tage habe ich Sie mit der Frage beleidigt, ob Ihr Schnurrbart stehen bleiben solle . . . Haha! Jetzt ist er schmuck, weiß Gott! . . . ein wunderschön geformter Schnurrbart."

VII.

Antonie saß, als Wilhelm zurückkehrte, allein am Theetisch in ihrem hellrothen Morgenkleide. Sie stand auf und schenkte ihm den Thee ein. Der Doctor war schon zu seinen Patienten gefahren. Frau und Fräulein Storch hatten sich noch nicht gezeigt.

Wilhelm vermißte sie nicht.

Eine zarte, bedienende weibliche Hand des Morgens giebt dem ganzen Tag seine Weihe. Der Morgenthee bekommt für den Junggesellen einen eigenen aromatischen Duft, wenn er ihn ausnahmeweise einmal in der Gesellschaft einer jungen Dame genießt. Diese Mahlzeit des Tages, welche für ihn sonst stets die absolut einsame ist, die der Morgenverdrießlichkeit, dem Schlafrocke und der Morgenzeitung trübselig geweihte, strahlt ihm plötzlich im Festesglanz des eigenen Heims, soweit seine Unerfahrenheit sich ein solches vorzustellen vermag. Wilhelm hatte diesen Genuß nicht wieder gekostet, seitdem er seine Sommerferien in dem Schultz'schen Hause zugebracht, wo er gewöhnlich den Thee allein mit Harriet getrunken. Er

war immer sehr zeitig aufgestanden — meistens hatte er schon einen Spaziergang nach Herlufsholm gemacht und sich erfrischt von Thau und Vogelgesang an den Tisch gesetzt, mit jener angenehmen Müdigkeit, die man nach so früher Bewegung im Freien empfindet — ganz so wie jetzt.

Es war ihm, als ob die Stimmung extra für ihn da an diesen Theetisch hingesetzt worden sei und auf ihn warte, die Stimmung, die bis zum Rausche zu genießen er erpicht war — gleichwie man in einer berühmten Weingegend nicht genug von dem köstlichen Traubensafte trinken kann, dem unnachahmbaren Producte des Ortes. Sehr oft bekommt der Fremde eine geringere Sorte, weil die gute versendet wird. Wilhelm benahm sich wie ein Kenner, dem dieser Umstand sehr wohl bekannt ist, der sich aber einmal vorgenommen hat, den Wein an Ort und Stelle zu trinken, sich bei der richtigen Etikette beruhigt und seiner erinnernden Einbildungskraft dem Tranke, den er vor sich hat, den unvergleichlichen Duft hinzusetzen läßt — bis ein seliger Rausch den Unterschied zwischen Selbstbetrug und Wirklichkeit ausgleicht.

„Ist Ihr Vater noch immer solch ein passionirter Schachspieler?" fragte Wilhelm.

„Freilich."

„Und citirt er noch immer den merkwürdigen Fall aus dem berühmten Springergambit zwischen Anderssen und Heydebrandt von der Lasa?"

Antonie blickte über die Tasse hinweg, da ihr die Frage ein wenig ironisch vorkam. Aber Wilhelm sah so gutmüthig schalkhaft aus, daß ihre kindliche Pietät sich nicht verletzt fühlen konnte, und lachend antwortete sie:

„Ja, von der Art kann Vater Vieles anführen, er treibt es wirklich, als wäre es eine Wissenschaft .... In seinem Zimmer steht immer ein Schachspiel, an das man nicht rühren darf. Es ist mir und Harriet ein Dorn im Auge, weil es so staubig ist und wir es nicht abwischen dürfen."

„Haben Sie das Spiel nicht gelernt, um Ihrem Vater Gesellschaft leisten zu können?"

„Ich? nein, dazu bin ich zu dumm .... Harriet aber versteht es .... Sie spielen auch, nicht wahr? ... Ja, ich erinnere mich, Sie spielten damals mit Vater. Wenn ich kam und gute Nacht sagen wollte, saßen Sie gemüthlich am Schachbrett und Harriet sah zu. Vater hatte kaum Zeit, mich zu bemerken und schielte nach den Figuren, während er mich küßte .... o, wie langweilig das aussah!"

„Aber das Cello langweilt Sie wohl nicht?"

„Nein, Vater spielt wenigstens eine halbe Stunde jeden Tag ... er spielt sehr schön ... Und dann haben wir Quartettabende ... Vater kennt von alter Zeit her mehrere Musiker, und sie kommen alle vierzehn Tage, wenn nicht eine Oper oder ein Concert sie verhindert, und spielen dann drei Quartette ... Es ist herrlich, wie Sie sich denken können, solch einen Genuß in seiner eigenen Stube zu haben statt im Concertsaal."

„Und Sie spielen wohl auch selbst?"

„Ja, Clavier ein wenig . . . Harriet spielt aber viel besser, sie spielt auch Duos mit dem Vater."

„O, spielen Sie mir etwas vor!"

„Nein, das kann ich wirklich nicht . . . und gar noch so am frühen Morgen, wie können Sie das verlangen? Nein, wir wollen lieber ein wenig spazieren gehen."

Sie schlugen den gewöhnlichen Weg ein, den Fußweg nach dem Stadtparke hinaus. Der Thau blinkte auf dem Wiesengrase, und die Sonnenstrahlen glitten glänzend über unsichtbare Spinnenfaden dahin, ein leichter blauer Morgennebel hing noch über den herbstlich-braunen Kronen des Waldes. Von den hohen Schornsteinen der Papiermühle rollte ein rußiger, wolkiger Rauch durch die blaue Luft hin und zog seine Schatten über die äußersten Spitzen der gelblichen Baumwipfel.

„Finden Sie nicht, daß Harriet sehr schön ist?" fragte Antonie plötzlich.

Sie hatten fast noch gar nicht über die Schwester gesprochen.

Gott weiß, ob die Kleine etwas von unserem Verhältnisse erfahren hat, dachte Wilhelm.

„Ihre Schwester war ein schönes junges Mädchen, als ich sie kannte . . . jetzt habe ich sie mehrere Jahre nicht gesehen."

„Auch auf der Straße nicht? . . . Nun, es ist wahr, sie ist ja lange auf dem Lande gewesen — wegen ihrer Gesundheit. Sie macht nämlich die dümmste Mode mit, wie der Doctor es nennt, Nerven zu besitzen . . . Aber jetzt sollten Sie sie sehen; jetzt ist sie gesund und strahlend, sie wird mit jedem Tage schöner!"

„Nun, wenn Sie es sagen, muß ich's wohl glauben; denn es ist ebenso selten, daß eine Dame die Schönheit ihrer Schwester, wie daß ein Poet die Verse seines Collegen lobt."

„Ach, Sie meinen, ich müsse neidisch sein . . . Nein, ich denke gar nicht daran mit Harriet zu rivalisiren, so eingebildet bin ich nicht . . . Besonders da sie ja, wie gesagt, mit jedem Jahr schöner wird, ich sie also unmöglich einholen kann," fügte sie lachend hinzu.

„Wie alt ist Ihre Schwester jetzt?"

„Vierundzwanzig Jahre."

„Vierundzwanzig Jahre, so schön und hat noch Niemanden glücklich gemacht? . . . Dann hat sie wohl eine kleine Sammlung von Körben ausgetheilt?"

„Das weiß ich nicht; von so etwas würde Harriet nie sprechen, nicht einmal mit mir."

„Und wie alt sind Sie denn, wenn ich fragen darf?"

„O, Sie dürfen schon, besonders weil sie so einen glücklichen Tag dazu gewählt haben . . . Erst aber müssen Sie rathen!"

„Nun, vielleicht kann ich es ausrechnen . . . Warten Sie, Sie müssen sein — ungefähr siebzehn Jahre.

„Genau; es ist nämlich heute mein Geburtstag."

„Ach! Mariens auch!"

„Mariens, Ihrer Braut?"

Wilhelm nickte. Die Worte waren ihm entflohen, ohne daß er bedacht hatte, daß sie etwas verriethen, was ihn in ein sonderbares Licht stellen mußte.

„Aber warum haben Sie denn das nicht früher gesagt? — Dann hätten wir Sie ja doch nicht gequält . . . Wissen Sie, daß es gar nicht hübsch von Ihnen ist, den Geburtstag Ihrer Braut zu versäumen?"

„Marie legt kein besonderes Gewicht auf so etwas Aeußerliches wie einen Geburtstag — außerdem ist sie über das Alter hinaus, in dem man sich freut ein Jahr älter geworden zu sein . . . Und dann bekam ich plötzlich eine solche Lust, Gaunö wieder zu sehen. Wer weiß, wann ich wieder in diese Gegend kommen werde . . . Nun, und schließlich haben Sie selbst mich ja dazu verleitet."

„Das Letztere war wohl von ganz besonderem Einflusse?" antwortete Antonie spottend. „Und über alledem vergessen Sie ganz, mir Glück zu wünschen . . . Aber jetzt müssen wir eilen! Friederike wird schon aufgestanden sein und sich sehr wundern mich nicht zu finden. Das hat sie davon, so ein Siebenschläfer zu sein! . . . Dieser Fußpfad hier ist bedeutend kürzer; kommen Sie nur, ich kenne den Weg!"

Sie bog in einen schmalen Waldpfad ein, der bald so verwachsen war, daß die Zweige der Büsche sich über ihm kreuzten. Er rief ihr zu, sie solle umkehren oder aber ihn vorausgehen lassen. Antonie jedoch, welche sich umgewendet hatte und einen Zweig zurückgebogen, stampfte in's Gras und antwortete, er möge sich beeilen, sie sei müde. Als er ganz nahe bei ihr war, ließ sie den Zweig wie vor Müdigkeit los, daß ihm die thaunassen Haselblätter in's Gesicht schlugen.

„Ich danke. Ist das der Lohn dafür, daß ich zu Ihrem Geburtstage da geblieben bin?"

„Nein, es ist ein Geburtstagsgruß von Ihrer Braut — mit den Thränen, welche sie weint, weil sie allein ist!" rief sie lachend, indem sie sich einen Weg durch das Gebüsch bahnte.

„Da haben Sie eine schöne Morgentoilette gemacht," sagte er, als sie wieder in's Freie hinauskamen; „Sie sind sowohl gewaschen als auch frisirt!"

Um ihr aufgegangenes Haar hingen flatternde Schleierfäden von Spinnengewebe; ihr Morgenkleid war voller Flecken und mit Kletten übersät und hing schlaff, mit durchnäßtem Saume herab.

„Dann ist es ja wie es sein soll!" antwortete sie, Athem schöpfend und sich den Thau von den mit ihren tiefen Grübchen lächelnden Wangen

wischend. ‚Ländliches Negligée‘, fügte sie hinzu, indem sie mit dem Fuße einen Zweig wegstieß, der sich in ihrem Unterrock verwickelt hatte, und an sich hinunter sah mit der Freude eines Kindes, das beim Anblick des verdorbenen Sonntagskleides seine muthwilligen Streiche im Geiste noch einmal durchgeht.

VIII.

„Es ist aber doch furchtbar hochmüthig . . . Wie darf man denn etwas so verwerfen, woran alle Anderen glauben . . . Ich begreife nicht, woher die Menschen den Muth dazu nehmen!“

„Besitzen Sie denn wirklich nicht den Muth, irgend eine Meinung zu haben, welche die Meisten nicht theilen?“

„Ja, die Meisten — aber solche Männer wie Paulus und Johannes — soll ich denn glauben, daß ich klüger wäre als die?“

„Warum nicht? . . . Es giebt viele Dinge, von denen wir Bescheid wissen und welche jene nicht ahnten.“

„Dann haben wir doch aber auch die eigenen Worte des Erlösers.“

„Ja — wer weiß — gerade von ihnen meinen die Kritiker, daß wir deren sehr wenige besitzen.“

„Wie dürfen sie das sagen, wenn so viele hundert Jahre lang es Alle geglaubt haben!“

„Daß es Alle geglaubt haben, kann wohl nicht entscheidend sein . . . Denken Sie nur daran, auf welchem Wege Sie selbst dazu gekommen sind, es zu glauben — und beurtheilen Sie dann ehrlich, wie viel Werthes hat.“

Dieses argumentum ad hominem setzte Antonien in Verlegenheit. Sie biß sich in die Unterlippe, neigte sich vor, schlang die Arme um die Kniee und starrte vor sich hin durch eine Dachlücke hinaus, in deren Rahmen man die äußersten Gipfel einiger Bäume erblickte, ziehende Wolken unter tiefblauem Himmel und ab und zu plötzlich erscheinende dünne Linien, von fliegenden Schwalben gezogen.

Sie saß auf der obersten Stufe der Treppe, einen schottischen Sommershawl auf dem Schooße haltend; er stand, den Ueberzieher über dem Arme, ihr zur Seite und lehnte sich über das Geländer.

In demselben Augenblicke, als er aus seinem kleinen Gastzimmer auf dem Boden hinausgetreten war, um in die Wohnstube hinunter zu gehen, wo die Familie sich zu der Landpartie versammelte, war sie aus ihrer Stube nebenan herausgekommen und hatte ihn sogleich mit einer dieser religiösen Fragen angefallen, welche sie in diesen Tagen fort und fort zu beschäftigen schienen. Reisefertig, den Fuß auf der Treppe, hatten sie sich in ein Gespräch vertieft, dessen hochehrwürdiger Inhalt einen neuen pikanten Reiz bekam durch den unpolirten Rahmen des Dachbodens.

„Nun ja, Sie können vielleicht nicht ganz Unrecht haben,“ antwortete sie endlich, „gerade das hat freilich keinen großen Werth.“ „Sehen Sie

doch," rief sie plötzlich, indem sie nach dem Dachfensterchen zeigte, „wem meinen Sie wol, daß dieses ähnelt?"

„Die Aussicht dort? Nicht, daß ich wüßte."

„Sie ähnelt ganz und gar den Vignetten in den gewöhnlichen Ausgaben der englischen Klassiker — Wissen Sie —"

„Ich habe gar zu wenig englisch gelernt, ich lese es nicht mehr."

„Dann will ich sie Ihnen nachher zeigen; ich habe heute Longfellows Werke von Harriet geschenkt bekommen. Es ist so stimmungsvoll, daß man nur die Wolken- und Baumwipfel sieht, es erregt eine so wunderbare Sehnsucht, eine Lust zum Fliegen — Erinnern Sie sich, Sie sagten gestern selbst, daß diese Lust in mir erwacht sei . . . Ach, die Poesie und freie Natur, das ist etwas besseres, als seinen armen Kopf mit Fragen zu quälen, die man ja doch nicht lösen kann . . . Bei Ihnen ist es freilich ein anderes Ding . . ."

„O, sagen Sie das nicht, ich bin noch lange nicht klar über manche dieser Fragen . . . Eben deshalb wird mir Ihre Bekanntschaft von so großem Nutzen gewesen sein, weil Ihre Worte mich anspornen werden, über das nachzudenken, was ich außerhalb meines eigentlichen Berufs aus Trägheit habe liegen lassen."

Antonie lachte.

„Dann sind Sie wahrlich der Erste, der Nutzen von meiner Gesellschaft gehabt hat . . . Aber fragt Sie Ihre Braut denn nicht auch manchmal über dergleichen Dinge?"

„Nein, darüber sprechen wir nicht . . . Sie ist ungefähr ebenso religiös, wie ich es nicht bin."

„Dann haben Sie ja aber nicht dieselbe Anschauung."

„Nein, aber was thut das, wenn keiner von uns besonderen Werth darauf legt? . . . Vielleicht hofft Marie mich zu bekehren — ich weiß wirklich nicht . . . Ich aber gebe mir jedenfalls keine Mühe, ihre Ueberzeugungen zu ändern, im Gegentheil — im Grunde genommen, scheint mir, steht es einem Weibe am besten, ein wenig religiös zu sein."

„Das will in Ihrem Munde wohl ungefähr so viel sagen, als daß man von uns nicht viel Nachdenken verlangen könne?"

„Nein, durchaus nicht . . . Ich weiß wirklich selbst kaum, warum ich es finde . . . es ist Gefühlssache — ungefähr wie die, daß ich es nicht leiden mag, wenn Damen rauchen.

„Ich habe vorgestern eine halbe Cigarette geraucht, davon bekam ich aber auch Kopfschmerzen . . . Da rollt der Wagen vor die Thür."

Antonie lief mit kleinen, schnellen Schritten die Treppe hinunter lächelnd und kopfschüttelnd folgte er ihr.

(Schluß folgt.)

Leopold I. König der Belgier.*)

Aus dem unter der Presse befindlichen III. Bande von „Aus meinem Leben und aus meiner Zeit“

von

Ernst II. Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha.

Für mich und mein Haus sollte das alte Jahr nicht ohne einen unersetzlichen Verlust endigen, den ich seit meines Vaters Tode als einen der schwersten zu empfinden hatte.

Am 10. December 1865 starb König Leopold I. von Belgien. Es war, wie wenn sich das alte europäische Staatssystem nicht bloß in seinen Grundsätzen, sondern auch in seinen hervorragendsten Vertretern persönlich aufzulösen im Begriffe wäre.

---

*) Den zahlreichen Lesern des bedeutsamen Memoirenwerkes Herzog Ernsts ist bekannt, mit welcher Meisterschaft der fürstliche Autor, bald in scharf gezeichneten Charakterbildern, bald in geistvoll skizzirten Umrißlinien, hervorragende historische Persönlichkeiten so zu gestalten weiß, daß sowohl die künstlerisch ausgeführten Portraits wie auch die leicht aber prägnant hingeworfenen Silhouetten dauernd in der Erinnerung haften. Dabei treten sie nicht, wie etwas Besonderes, aus der Erzählung heraus, sondern begleiten, erklären und ergänzen dieselbe. Selten aber hat Herzog Ernst mit solcher Liebe die Feder geführt, wie in dem abschließenden Bilde seines väterlichen Freundes und Oheims König Leopolds I., das wir mit huldvoller Genehmigung des hohen Autors hier unseren Lesern bringen dürfen.

Wir bemerken zugleich in Bezug auf den III. Band, daß der Verfasser in vier Büchern („An der Schwelle des großen Jahrzehents“, „Fahrten und Abenteuer“, „Bundesstreit und Dänenkrieg“, „Gründung des neuen Bundes“) die Geschicht seiner Zeit bis zum Norddeutschen Bunde führt und dann in dem inhaltreichen letzten Abschnitt mit einem Ausblick bis auf unsere Tage das große Werk beschließt.

Die Trauerbotschaft von Brüssel war mir noch am selben Abend zugekommen. Ganz außerordentlich zeigte sich die Antheilnahme an dem Verluste unseres Hauses, nicht nur in dem kleinen Ländchen, wo die Wiege des seltenen Fürsten gestanden, sondern überall in Europa, wo man einen zuweilen überschätzten Einfluß auf die constitutionelle Entwickelung der Staaten ihm zuschrieb. Die Persönlichkeit des Königs, der durch fast sechszig Jahre an allen wirklich großen Begebenheiten Europas, oft durch einen verwunderlichen Zusammenhang der Dinge, in näherer oder entfernterer Beziehung mitbetheiligt und interessirt war, hat noch niemals eine geschichtlich treue Schilderung erhalten. Was man in England und Belgien über ihn schrieb, beschränkte sich meist auf die dortigen Verhältnisse; in Deutschland war nur in einem kleinen Kreise eine volle Kenntniß des Königs zu finden. Darüber hinaus begegnete man den mannigfaltigsten Vorurtheilen und falschen Auffassungen seines ganzen Wesens. Seit dem Tode des Fürsten Metternich sah man den König Leopold da und dort für ein politisches Orakel des alten Europa an, aus welchem man sich über die populären und liberalen Strömungen der gebildeten und besitzenden Klassen die besten Aufschlüsse verschaffen könnte.

Seine kluge und ruhige Art, die Ereignisse zu besprechen, sicherte ihm überall einen Einfluß von mehr moralisch als politisch eingreifender Natur. In den letzten Jahren machte er gegen Niemand ein Hehl daraus, daß ihm der Gang der Dinge höchst widerwärtig und besorgnißerregend erschien. Aus den Differenzen zwischen den deutschen Mächten sah er das steigende Uebergewicht des Imperialismus erwachsen; es verursachte ihm fast eine persönliche Kränkung, wenn in den letzten Monaten, selbst in ernsten Blättern, von einer Theilung Belgiens zwischen Frankreich und Preußen die Rede war. Der König hatte von Natur aus in allen Angelegenheiten einen Zug zur Vermittelung; aber er verlangte die entschiedene Anerkennung der Grenzen des Rechtes und der Billigkeit von vornherein und konnte sich über Einzelne wie über die Gesammtheit erzürnen, wenn dagegen gefehlt wurde.

Mein Oheim hatte nichts weniger als eine innerlich hohe Achtung vor dem, was die wandelbare öffentliche Meinung mit dem Tage hervorzubringen pflegt; und wenn ihn jene gekannt hätten, welche gewöhnlich meinen, daß sich in der Unterwerfung unter das allgemeine Urtheil die liberale Gesinnung des Staatsmannes zeige, so würden sie ihn ohne Zweifel für einen der illiberalsten Fürsten Europas gehalten haben.

Er war sehr geneigt, das, was als das sogenannte allgemeine Urtheil in politischen Dingen an der Oberfläche zu erscheinen pflegt, zu belächeln und in milder Form zu verspotten. Immer war er ein Feind aller extremen Ansichten und Maßregeln und gleichsam die Personification des Aristotelischen Maßes in allen Dingen. Seine Abneigung gegen die ultramontanen Wiederbelebungsversuche vergangener Zeiten ist bekannt genug; aber in der letzten Zeit war er eben so sehr über die belgischen

Liberalen erzürnt und tadelte ihr hartes Vorgehen gegen die katholischen Gefühle der Bevölkerung. „Hier habe ich mich furchtbar" — so schrieb er mir im November 1864 — „über meine Minister geärgert, die unter dem Einfluß der radicalen Clubs Dinge thun, die der Zukunft des Landes nur verderblich sein können. Sonderbar! daß die Menschen sehr glückliche Zustände schwer ertragen." Er beschwerte sich besonders darüber, daß man die „wirklich anhängliche katholische Bevölkerung sans rime et sans raison drangsalire. Die Tollheit hiervon übersteige alle Begriffe."

Man konnte behaupten, daß der König neben einem scharf ausgeprägten Rechtsbewußtsein auch von dem vieldeutigen Worte der Freiheit einen lebendigen Begriff besaß, durch welchen er die Parteien von rechts und links wahrhaft beschränkte. In einem Artikel, den ich selbst bei dem Tode des Königs für eine heimische Zeitung geschrieben habe, glaubte ich meine Ansicht über die politische Bedeutung desselben in folgende Worte fassen zu sollen:

„Das war des Königs Größe, daß er, zum Schirm und Hüter eines eben erstehenden Staates bestellt — eines machtlosen, politisch und religiös gespaltenen Staates — mit sicherem Blicke das einzige Heil in dem Fundament des Rechtes und der Freiheit erkannte. Er verstand seine Zeit und ihre Forderungen. Gewissermaßen der Träger des modernen constitutionellen Lebens, hat er durch die Aufrichtigkeit seiner Hingabe an die Institutionen des Landes, wie durch die nach rechts und links bewährte Festigkeit des Charakters seinen jungen Staat zu jenem Musterstaat erhoben, auf den die anderen Völker des Continents mit sehnsüchtigem Neid schauten, und der in gewaltigen Katastrophen, als hundertjährige Throne zitterten, unberührt und in sich gefaßt dastand."

Diese Denkweise des Königs hatte indessen nichts mit jenen despotischen Beglückungstendenzen gemein, welche zuweilen ein bestimmtes System philosophischer Anschauungen den Völkern aufzwingen möchten. Der Sinn des Königs war allem Doctrinarismus fremd. Er konnte diejenigen Leute am wenigsten begreifen, die sich und Anderen durch endloses Verbessern, Reformiren und Revolutioniren die größten Leiden zu verursachen vermögen. Denn er war, nach allen Richtungen betrachtet, eine freie und freisinnige Natur, welche, mit dem größten Wohlwollen gepaart, die Freiheit jedes Andern bis an die äußerste Grenze des Möglichen zu respectiren vermochte.

Er hatte sehr viel Sinn für häusliches Leben, und es ist ganz wahr, daß er nach dem Tode seiner ersten Gemahlin eine Reihe von Jahren trübseligster Art verlebte, ehe er den belgischen Thron bestieg. In dieser Zeit verhältnißmäßig geringer politischer Thätigkeit mochte sich das eigenthümliche contemplative Wesen ausgebildet haben, von welchem in einigen romanhaften Schriften, die von dem Könige handeln, eine carrikirte Zeichnung gegeben worden ist. Er war ein Mann ohne starke Leidenschaften; er

pflegte zu sagen: „Man hat gemeiniglich keinen Feind für das ganze Leben, aber auch selten einen Freund, mit dem man in Allem übereinstimmt.“ So verbreitete er sich gerne mit philosophischer Ruhe und mit einem Anfluge von Humor über Menschen und Dinge der Welt. Er imponirte durch solche Gespräche den verschiedensten Politikern, Gelehrten, Künstlern; und gerade solchen am meisten, die im Wesentlichen anderen und besonders prononcirten Anschauungen huldigten. Allen flößte der König eine nicht zu verweigernde Sympathie ein, welche zwischen hoher Verehrung und aufrichtiger Liebe schwankte. Er besaß sehr viel Sinn für die Kunst, besonderes Verständniß für die Malerei, deren Blüthe in Belgien mit seinem persönlichen Antheil an dem künstlerischen Streben Hand in Hand ging. Für die Musik hatte er viel natürliche Anlage; auch verfügte er über sehr ansehnliche Kenntnisse auf den mannigfachsten Gebieten des Wissens und noch mehr über eine ungewöhnliche Masse von Erfahrungen, die er wohlgeordnet in seinem Gedächtniß allzeit bereit hielt, um sie auf neue Erscheinungen anzuwenden.

Seine unendlich reiche Lectüre bezog sich mit Vorliebe auf Memoiren und politische Schriften wie auch auf die gesammte moderne, insbesondere englische schöne Literatur. Eine so starke geistige Durchbildung gab ihm, obwohl der Unterricht seiner Jugend in den Kriegsjahren der französischen Revolution nicht der sorgfältigste genannt werden konnte, eine außerordentliche Sicherheit in der Kenntniß anderer Menschen. Die Personen, mit denen er in Berührung kam, durchblickte er bis in die tiefsten Falten des Herzens, wobei er fast niemals gegen irgend Jemand ein Vorurtheil oder ein feindseliges Gefühl hegte. Sein Interesse an den Personen war stets vor Allem ein menschliches und erst in zweiter Linie ein politisches.

Die militärischen Erinnerungen gehörten zu dem werthvollsten Inventar seines Lebens. Er bewahrte sich auch das volle Verständniß für militärische Dinge, und er hat in seiner Armee, so weit es nach den gegebenen Mitteln nur irgend möglich war, nicht geringes Organisationstalent an den Tag gelegt. Mit großer Freude verfolgte er in dem letzten Jahre seines Lebens die Schicksale seiner Kinder in Mexiko. Er war es, der die Idee der Bildung einer belgischen und einer österreichischen Legion aufgebracht hatte, und er hielt durch diese das Kaiserthum für die schlimmsten Fälle gesichert. Es war ein wahres Glück für ihn, den raschen Zusammenbruch dieser Hoffnungen nicht erlebt zu haben.

Und wenn ich endlich über mein persönliches Verhältniß zu dem theuren Oheim noch Einiges sagen soll, so darf ich es wohl das zärtlichste nennen, das sich in einer Familie nur denken läßt. Ich bewahre mit inniger Freude die reiche langjährige Correspondenz, aus welcher in den vorstehenden Blättern wohl zum ersten Male wirklich bezeichnende Mittheilungen über sein Denken und Empfinden gegeben werden konnten. In den letzten Monaten seines Lebens schrieb mir der gute Onkel in seiner treuen Liebe: „Du stehst mir

am nächsten von allen Verwandten, und ich sehe im Geiste Deine lieben braunen Augen, die so treu und herzlich im Ausdruck sind."

Er war mir, wie der freundlichste und redlichste Rathgeber, den ich jemals hatte, so auch der nachsichtigste Beurtheiler. Er vermochte meine Lebensanschauungen wie ein väterlicher Freund zu verstehen und theilte meistens dieselben. Indem er, was uns so selten im Leben zu Theil wird, niemals die Mühe sich verdrießen ließ, die Motive meiner Handlungen zu suchen und zu finden, war es ihm durch seine herzliche Liebe zu mir fast immer möglich, mich auf meinen Wegen und in meinen Ideen treulichst zu begleiten. Der schriftliche Verkehr mit ihm, von welchem der Leser zahlreiche Proben erhalten hat, giebt kein volles Bild des außerordentlich tiefen und eingehenden Verständnisses, welches er durch den persönlichen Verkehr sich zu verschaffen wußte. Denn so kurz und aphoristisch, wie meistens seine Briefe waren, eben so lang und gründlich waren seine Unterredungen, bei denen er nicht ruhte, bis er durch endloses Fragen gleichmäßig docirend und forschend die speciellsten Dinge zu ergründen gewußt hatte.

Charakteristisch für seine Fürsorge wie auch für seine politische Denkart war, daß er in seinen letzten Tagen sich mit dem Gedanken beschäftigte, in Coburg für seine Familie ein Fideicommniß zu gründen. Er wollte dieselbe in ihren Eigenthumsverhältnissen von den Bestimmungen des Code Napoléon unabhängig machen, da er den Werth dieses vielgerühmten Privatrechts, besonders in Fragen dieser Art, bezweifelte.

„In neuester Zeit" — so schrieb er mir — „bedauert man in Frankreich so sehr, es versäumt zu haben, nach dem Coup d'Etat dem Code nicht etwas abgeholfen zu haben. Noch zu Compiegne sprach mit mir der Kaiser Napoleon davon."

Ein langes und schweres Steinleiden trübte den Lebensabend des starkmüthigen Königs durch Jahre hindurch; aber Schmerzen und Operationen ertrug er mit außerordentlichster Geduld und unverwüstlicher Lebensfreudigkeit. Seine gerechten Klagen über die eigene Gebrechlichkeit lösten sich meist in eine Art von selbstlosem Bedauern der menschlichen Natur und ihrer Schwäche auf. Seine Umgebung wußte nicht genug davon zu erzählen, wie er auch in den letzten Stadien seiner Krankheit bei ungetrübtem Bewußtsein ruhig und muthig dem Tode entgegenging. Er starb so sanft, daß seine anwesende Familie und sein alter Freund Jules van Praet, dem er noch noch einmal die Hand zu drücken gewünscht hatte, es kaum bemerkten, da er den letzten Athemzug that.

In einem nicht ärztlichen, aber speciell an mich gerichteten Berichte heißt es: „Der Hauptkrankheitscharakter des Königs war zuletzt eine stets fortschreitende Schwäche, verursacht durch die nicht zu verdrängende ruhrartige Diarrhoe und erhöht durch den wassersüchtigen Zustand des Königs. Seine Majestät wollte in den letzten vierzehn Tagen Niemand vorlassen und zeichnete am 4. dieses zum letzten Male. Seit Donnerstag erst blieb er an das Bett gefesselt, bis dahin kämpfte er hartnäckig gegen den Gedanken drohender Gefahr. Erst

Samstag erkannte er diese und sprach sich in diesem Sinne gegen Herrn Dr. Wimmer aus. So sagte er mehrmals: ‚Ich bin recht elend, und ich bin sehr krank und werde langsam hinscheiden, der Tod ist mir nicht unerwünscht.‘ Während der letzten 24 Stunden stöhnte er viel, der Tod aber war sanft.

„Der König war bis zu Ende bei Bewußtsein, konnte aber Verständliches schwer vorbringen; überhaupt war es in den letzten Tagen schwer, seine Aeußerungen klar zu verstehen. Die Gedanken schweiften oft unzusammenhängend herum, und Wortverwechslungen gestatteten nur das Errathen manches Verlangten.“

So weit dieser Trauerbericht!

Nichts war mir schmerzlicher, als daß ich durch ein eigenes, ernstes Unwohlsein verhindert war, dem Leichenbegängnisse des theuren Onkels beizuwohnen. Während man den edlen Todten zu Brüssel in der Gruft des von ihm begründeten Coburgischen Königsgeschlechtes beisetzte, gaben wir auch in Coburg der aufrichtig empfundenen Landestrauer durch das Geläute der Glocken und durch eine würdige Todtenfeier Ausdruck.

Die erste deutsche Uebersetzung von Giordano Bruno's „Reformation des Himmels."

(Lo spaccio della bestia trionfante).

Von

Hedwig Bender.

— Eisenach. —

Vor einigen Monaten habe ich an dieser Stelle den Versuch gemacht, in wenigen großen Zügen ein, wenn auch nur unvollständiges und skizzenhaftes, so doch einigermaßen zutreffendes und übersichtliches Bild der wissenschaftlichen und allgemeinen kulturhistorischen Bedeutung des großen Mannes, den man mit vollem Recht als den hervorragendsten Denker Italiens und der Renaissance bezeichnen kann, zu entrollen. Seitdem hat das weltgeschichtliche Ereigniß, das sich am 9. Juni d. J. in Rom vollzog, den Namen Giordano Bruno's durch alle Lande getragen, und in zahllosen gleichgestimmten Gemüthern klingen heute noch die begeisterten Jubelrufe der vieltausendköpfigen Menge nach, die an jenem Tage das eben enthüllte Standbild des todesmuthigen Vorkämpfers und Märtyrers der Geistesfreiheit begrüßten. Als eitel und ohnmächtig haben sich alle Bemühungen von gegnerischer Seite erwiesen, die darauf abzielten, die Bedeutung dieser über alles Erwarten großartigen und imposanten Huldigung abzuschwächen und das Andenken desjenigen, dem sie dargebracht ward, auf alle erdenkliche Weise zu verunglimpfen und zu beschimpfen. Der Eindruck, den die in jeder Beziehung so überaus würdig und harmonisch verlaufene Denkmalenthüllungsfeier in Nähe und Ferne hervorrief, ist ein ebenso tiefer als nachhaltiger gewesen, und man wird ihrer noch lange Zeit erhobenen Herzens und freudig bewegten Sinnes als einer wahrhaft internationalen Verbrüderungsfeier frei gesinnter Geister gedenken.

Unter solchen Umständen ist es doppelt erfreulich, daß gerade gegenwärtig auch denjenigen deutschen Lesern, die der italienischen Sprache nicht mächtig sind, Gelegenheit geboten wird, sich mit einem der berühmtesten und eigenartigsten Werke Giordano Bruno's durch eigene Lektüre bekannt zu machen und aus erster Hand ein selbständiges Urtheil über den Werth desselben und über das, was es thatsächlich bedeutet und will, zu gewinnen.

Das Werk, um das es sich handelt, ist der „Spaccio della bestia trionfante" („die Vertreibung der triumphirenden Bestie") — ein vielgeschmähtes Buch, das vermöge der hartnäckigen Verfolgungen, die es von protestantischer wie katholischer Seite zu erdulden hatte, Jahrhunderte lang fast verschollen war, das schließlich nur noch in einigen wenigen, überaus kostbar gewordenen Exemplaren existirte, und das gegenwärtig zum ersten Mal in deutscher Sprache von Ludwig Kuhlenbeck übersetzt und mit zahlreichen erläuternden Anmerkungen versehen, vollständig und unverkürzt zum Abdruck gelangt.*) „Giordano Bruno's Reformation des Himmels" hat nach dem Vorgange

*) Verlag von Rauert und Rocco in Leipzig. Beigegeben ist dieser Ausgabe ein Wiederabdruck zweier Vorträge desselben Verfassers, die in übersichtlicher und instructiver Weise das Leben und die Weltanschauung G. Bruno's behandeln.

eines französischen Uebersetzers Kuhlenbeck in freier Abänderung des von Bruno selbst gewählten italienischen Titels sein Werk benannt. Beide Benennungen sind charakteristisch, denn sie deuten unmittelbar auf den Inhalt des Buches, auf den symbolisch allegorischen Charakter desselben und auf den mythologischen Ausgangspunkt seiner tiefsinnigen Ausführungen hin. Ungewöhnlich, wie ihr Titel, ist auch die ganze Schrift. Obwohl das Product eines in eminentem Grade spekulativ beanlagten Denkergeistes, ist sie doch kein wissenschaftliches Werk im eigentlichen und engeren Sinn. Weit eher läßt sie sich mit Kuhlenbeck bezeichnen als ein „philosophisch allegorisches Gedicht". Sie richtig zu klassificiren hält aber überaus schwer. Bruno selbst versichert in seinem Erklärungs- und Widmungsschreiben, daß er das Buch lediglich als Skizze oder Vorspiel eines von ihm geplanten größeren moralphilosophischen Werkes betrachtet wissen will. Auf alle Fälle ist es in erster Linie eine Schöpfung seiner reichen, dichterisch gestaltenden Phantasie.

Dies documentirt sich sogleich in der poetisch-phantastischen Einkleidung, die er seinen spekulativen Ideen im Spaccio zu geben weiß, und die er in ungezwungenster Weise durch die Anknüpfung an die von Alters her gebräuchlichen Sternbilderbezeichnungen und ihren ohne Ausnahme mythologischen Ursprung gewinnt. Diese Bezeichnungen sind bekanntlich zum größten Theile dem Thierreiche entlehnt und ihrer ursprünglichen Bedeutung nach beinah sämmtlich zur Verherrlichung von fabelhaften Personen und mythischen Vorgängen, die an und für sich betrachtet einer derartigen hohen Auszeichnung sehr wenig würdig erscheinen, bestimmt. An dieser bedauerlichen Thatsache aber — so hören wir im ersten Dialog des „Spaccio" die Vertreterin der Weltweisheit Sofia ihrem andächtigen Zuhörer und Verehrer Saulin berichten*) — an dieser bedauerlichen Thatsache tragen lediglich die alten olympischen Götter die Schuld. Denn diese haben in unverantwortlichem Leichtsinn in der allerwillkürlichsten und sinnlosesten Weise über die himmlischen Ehrensitze, die dem Verdienst gebühren, verfügt und ohne Rücksicht an Recht und Gerechtigkeit, so oft sie gerade die Lust angewandelt, Personen und Dinge von unwürdigster Art an's Firmament, unter die Sterne versetzt. Sie haben in unbegreiflicher Verblendung gleichsam die Geschichte ihrer eigenen Verirrungen, ihrer Laster und Thorheiten und Jugendsünden mit Flammenschrift an den Himmel geschrieben und dadurch den strahlenden Himmelssaal, der „ein Sitz der Glorie und Erhabenheit" sein sollte, mit allerhand Bestien und Ungeheuern und thörichten Sinnbildern der nichtigsten Art bevölkert und erfüllt. Aber die Strafe für diesen Frevel blieb nicht aus. Weil sie von der Macht, die ihnen anvertraut war, einen so schlechten und unwürdigen Gebrauch gemacht haben, ist ihnen dieselbe entrissen worden und durch den Willen des allwaltenden Fatums sind sie des Ansehens, das sie vordem auf Erden besaßen, eines großen Theils ihrer früheren Herrlichkeit, und schließlich selbst der Jugendkraft und Jugendfrische, dieses scheinbar unverlierbaren Eigenthums der Himmlischen, beraubt.

Früher als sämmtlichen anderen Göttern geht endlich dem Göttervater selber das Bewußtsein der traurigen Veränderung, die mit ihm vorgegangen ist, auf. Er wird ganz tiefsinnig über dieser Entdeckung, wirft einen wehmüthigen Rückblick auf sein vergangenes Leben, beklagt, daß er den übrigen Himmelsbewohnern in mehr als einer Beziehung ein so unrühmliches und unwürdiges Beispiel gegeben, bedauert, was er Uebles gethan, und möchte wieder gut machen, was er gefehlt. So beschließt er denn nach reiflicher Erwägung, um sogleich die Hauptsache in Angriff zu nehmen, den Himmel sowohl innerlich als auch nach außen hin zu reformiren und die triumphirende Bestie der Unwürdig-

*) Der „Spaccio" ist in Dialogform geschrieben; Saulin ist Bruno selbst, der Name, den er sich beilegt, wohl eine Anspielung auf den Familiennamen seiner Mutter: Savolina. Er wird durch Sofia, die ihrerseits durch den Gott Merkur davon Mittheilung erhält, über die Vorgänge, die sich im Himmel abspielen, und über die Beschlüsse der Götterversammlung, die Vertreibung der triumphirenden Bestie betreffend, unterrichtet.

keit, die nur allzulange daselbst gehaust, sowohl aus den Gemüthern der Himmelsbewohner als auch von den strahlenden Ehrensitzen des Sternenfirmaments zu vertreiben. Am Jahrestage der Gigantenschlacht, der im Himmel als höchster Festtag gilt*), theilt er den Göttern sein Vorhaben mit. Diese sind überrascht aber einverstanden, und sagen ihre Mitwirkung zur Ausführung des großen Werkes bereitwillig zu. Man vereinigt sich dahin, daß in feierlicher, himmlischer Volksversammlung über das Schicksal der alten Sternbilder verhandelt und über einen würdigen Ersatz derselben Beschluß gefaßt werden soll.

Wie man sich's vorgenommen hat, so geschieht's. Der große Tag kommt heran. Die Versammlung wird mit allem ihr gebührenden himmlischen Pomp vom Göttervater in Person eröffnet; die Verhandlungen werden mit aller wünschenswerthen Gründlichkeit geführt; alles, was sich des Himmels unwürdig erweist, wird aus demselben ausgewiesen, die Wahrheit wird auf den höchsten Thron im früheren Sternbild der „kleinen Bärin" erhoben;**) und alle die übrigen himmlischen Ehrensitze, auf denen vordem in Gestalt der alten Sternbilder und Himmelszeichen „die triumphirende Bestie" des Lasters und der Niedertracht gethront hatte, sie werden nun, wie sich's gebührt, je nach ihrer besonderen Bedeutung den Repräsentantinnen der verschiedenen Tugenden zugesprochen und mit den Personificationen alles dessen, was gut und schön und würdig ist, was das Leben schmückt und adelt und ihm wahren und dauernden Werth zu verleihen vermag, besetzt.

Dies ist in Kürze die frei erfundene Fabel des Bruno'schen Gedichts. Die Allegorie desselben ist durchsichtig und ihre Bedeutung ohne Weiteres klar. Die Götter, die der „Spaccio" uns vorführt, sind in Wahrheit keine Götter, sondern veränderliche und sterbliche Menschen; und der Sternenhimmel, den sie zu reformiren unternehmen, ist das Sinnbild und Spiegelbild ihres eigenen, d. h. eben des menschlichen Gemüths. In diesem, und nur in diesem allein, hat die triumphirende Bestie, die ausgetrieben werden soll, ihren Sitz. Unter ihr versteht Bruno die Gemeinheit und Niedrigkeit der Gesinnung, die Unwürdigkeit und Niederträchtigkeit, die Verderbtheit in jeder Gestalt. Ihr erklärt er in seinem „Spaccio" den Krieg. Denn unter dem Vorgeben, den Himmel reformiren zu wollen, weiß er die Laster und Thorheiten der Menschen zu geißeln; und im Barockrahmen seiner phantastischen Dichtung tritt ein Spiegelbild irdischer Zustände, zu dessen Schöpfung sich die Spottlust des geistvollen Satirikers mit der Begeisterung und schöpferischen Kraft des Poeten und dem Ernst und Tiefblick des Weltweisen verbunden hat, vor unsere Seele hin.

Und was bringt Bruno nicht alles in diesen Rahmen hinein! Seine Fabel ist überaus glücklich gewählt, denn in den Mythen, die sich an die alten Sternbildernamen knüpfen, steckt eine Fülle von Poesie. Sie bieten nach den verschiedensten Richtungen hin Gelegenheit zu allerhand Anspielungen und tiefsinnigen Betrachtungen, und Brunos beweglicher Geist hat diesen Umstand vollauf benützt. Sein „Spaccio" ist in der That nicht die „moralische Plattitude", die nach Dühring's treffendem Ausdruck gewisse Leute in ihm erblickt. Er ist auch mehr als ein bloßes satirisches „Vorspiel" eines zukünftigen „Systems der Ethik", obwohl man ihn allerdings in gewissem Sinne (nach Brunos eigenem Vorgange) als ein solches bezeichnen kann. Er ist eine Schöpfung, die vom höchsten philosophischen Standpunkte aus beurtheilt werden muß, weil sie nicht bloß moralphilosophische Gedanken, sondern nebenbei fast alle wesentlichen Grundgedanken der großartigen metaphysischen Weltanschauung ihres Verfassers zum Ausdruck bringt. Er ist, wie Berti in seiner „Vita di Giordano Bruno" hervorhebt, ein Werk, das „phantasievoller, ideenreicher, unerschöpflicher an Anspielungen und Allegorieen aller

*) Der Erinnerungstag der berühmten Schlacht, in welcher die olympischen Götter einst ihre mächtigsten und gefürchtetsten Feinde, die alten Giganten, besiegt hatten.

**) Dieser Platz gilt als der „vornehmste" des Firmaments, weil zu dem genannten Sternbild der Polarstern gehört, der „feste Pol" der Himmelskugel, um den das Sternengewölbe sich dreht.

Art, eigenartiger und seltsamer erscheint als irgend ein anderes, das die philosophische Literatur Italiens, und fast möchte man sagen der Welt aufweisen kann" — ein Werk, das von Geist und Laune sprüht und das Genie seines Autors ebenso sehr in der Anmuth und attischen Feinheit des Witzes, durch die es uns gelegentlich überrascht und bezaubert, wie in der ätzenden Schärfe seiner Satire, in der Unerschöpflichkeit an originellen Einfällen ebenso sehr wie in der Kraft und Kühnheit des Denkens und in der gluthvollen Energie des Empfindens, von denen es Zeugniß ablegt, verräth.

Dennoch darf nicht verschwiegen werden, daß auch der „Spaccio" von den Mängeln und Schwächen nicht frei ist, die der Bruno'schen Schreibweise im Allgmeinen anhaften, und für sie fast ebenso sehr wie die eben erwähnten bewunderungswürdigen Vorzüge fast aller seiner Schriften bezeichnend sind. Es ist viel Gesuchtes, Gemachtes in dem Buche; es fehlt nicht an Maßlosigkeiten der Form wie des Inhalts, nicht an Derbheiten, die unser modernes Empfinden beleidigen, nicht an Aeußerungen einer zu weit getriebenen Naivität. Ueberdies leidet das Ganze an Ueberladung. Der geistige Reichthum des Autors, die Gedanken- und Bilderfülle, die er vor uns entfaltet, sind allzu groß. Die Anspielungen und geistreichen Einfälle überstürzen sich oft förmlich; die Gleichnisse und rhetorischen Figuren häufen sich gelegentlich in geradezu unschöner Weise, und das „Zuviel" in materialer und formaler Beziehung beeinträchtigt den ruhigen, freien und unbefangenen Genuß. Dazu kommt der allegorische Charakter des Werkes, der dem modernen Geschmacke so wenig conform ist, und der halb wissenschaftliche, halb dichterische Grundton desselben, der den Effekt des Ganzen schädigt, weil er die Einheitlichkeit der Stimmung, diese conditio sine qua non jeder harmonischen Wirkung, zerstört. Alles in allem genommen ist der „Spaccio" wohl dasjenige Produkt seines Autors, das uns im eminentesten Grade an das berühmte Goethe'sche Wort von den ungleich begabten Erzgängen des Bruno'schen Geistes und von der Schwierigkeit, das Gold derselben aus den Schlacken, mit denen es untermischt ist, rein auszuscheiden, gemahnt. Tritt uns doch aus dem Rahmen desselben der ganze Bruno mit all seinen Vorzügen und Schwächen entgegen, blicken wir hier doch auf den Grund seiner Seele, fühlen und begreifen wir doch, daß es kein müßiger Einfall von ihm ist, wenn er die Wahrheit symbolisch als den festen Pol und Angelpunkt jedes wohlgeordneten „geistigen Universums" bezeichnet, indem er ihr den Pol des Sternenfirmaments (im Sternbild der kleinen Bärin) zum Wohnsitz anweist und sie, die ihm frühe zum Leitstern ward, der er sich voll und ganz zu eigen gegeben, auf den höchsten, erhabensten Himmelsthron, dahin, „wo die Klauen der Verkleinerung sie nicht erreichen können, wo der blasse Neid sie nicht zu verschleiern vermag, wo die Finsternisse des Irrthums außer Stande sind, sie zu umwölken," erhebt! Sein wahrstes und tiefstes Empfinden, sein eigenstes, innerlichstes Erleben ist es, was er in dieser symbolischen Handlung, was er in der Grundtendenz und Grundanschauung des „Spaccio" zum Ausdruck bringt. Die Wahrheit war ja recht eigentlich seine Gottheit; ihrem Dienste hatte er sein Leben geweiht; ihr wollte und sollte er Treue halten, feste Treue bis zum Tode!

Es ist sicherlich kein geringes Verdienst, ein Werk von dieser Bedeutung auch solchen Lesern zugänglich gemacht zu haben, die der Sprache des Originals nicht mächtig sind. Hoffen wir, daß der Uebersetzer, der sich dieser schwierigen und mühevollen Aufgabe mit Glück und Geschick unterzogen hat, in weiten Kreisen derjenigen Anerkennung und sympathischen Theilnahme begegnet, die sein Unternehmen an und für sich betrachtet ebenso sehr wie seine tüchtige und wohlgelungene Leistung verdient! Für die zahlreichen erläuternden Anmerkungen, die das Verständniß des Textes erleichtern helfen, gebührt ihm besonderer Dank. Sie werden auch solchen Lesern willkommen sein, welche die persönliche Anschauungsweise Kuhlenbecks keineswegs in allen Punkten theilen, und die, bei aller warmen Verehrung für den Genius Giordano Brunos, doch auch die hervorragende wissenschaftliche Bedeutung der großen Männer, die nach ihm kamen, die Bedeutung eines Leibniz und Benedict Spinoza, nicht verkennen

---

Illustrirte Bibliographie.

Moderne Kunst. Illustrirte Monatsschrift mit Kunstbeilagen in Meisterholzschnitten. 1889/90. Jahrgang IV, Lieferung 1. Berlin, Verlag von Richard Bong.

Das Heft, mit dem die „Moderne Kunst" den neuen Jahrgang eröffnet, zeichnet sich ebensowohl durch die Mannigfaltigkeit und geschmackvolle Auswahl der dargebotenen Bilder wie durch ihre durchweg ganz vortreffliche Ausführung aus; es giebt uns vollauf Gelegenheit, uns an dem hohen Grade der Vollendung, den die Technik der Holzschneidekunst erreicht hat, zu erfreuen. Die Redaction ist in dankenswerther Weise bestrebt, den internationalen Charakter der Kunst zu wahren und neben den Werken unserer vaterländischen Meister uns auch hervorragende Erzeugnisse der fremländischen Kunst vor Augen zu stellen.

Unter den Gaben deutscher Künstler sei zunächst ein reizendes Bild von Ludwig Knaus, „Reigen" betitelt, hervorgehoben. Es zeigt uns vier nackte Kindergestalten, die sich unter der leitenden Obhut eines größeren, leicht bekleideten Mädchens an einem Ringeltanz im Freien ergötzen. Dieses Bild strahlt den ganzen erfrischenden Zauber kindlich unschuldigen Frohsinns wider. Eduard von Blaas läßt eine liebreizende Tochter der Lagunenstadt unser Herz durch den lockenden Blick ihrer schönen Augen gefangen nehmen. Joseph Lieck's Gemälde „Liebestraum", dem ein kleines Gedicht Ernst von Wolzogens beigegeben ist, führt uns an das Lager einer holden Schläferin, deren von dunklen Locken umwalltes, durch ein sanft seliges Lächeln belebtes Antlitz uns Kunde giebt von dem süßen Traume, der durch ihre jugendliche Seele zieht. Einige Studien aus dem Balletleben lenken unsere Aufmerksamkeit auf den jungen, äußerst talentvollen bairischen Maler Friedrich Fehr (geb. 1862). Das von uns wiedergegebene sehr fein charakterisirte Bild „Vor der Balletprobe" erzählt eine ganze Geschichte: eine vollerblühte, im Liebeswesen offenbar wohl bewanderte Balleteuse liest der neben ihr sitzenden jüngeren, schüchternen und unerfahrenen Collegin einen Liebesbrief vor, den diese erhalten und den sie ihr zagend und zweifelnd übergeben hat. Der Gesichtsausdruck der Vorleserin verräth deutlich genug, in welchem Sinne sie der Freundin die glänzenden Anerbietungen ihres reichen Liebhabers zu beantworten räth, und es sieht so aus, als würde die ängstliche Sittsamkeit der Andern vor der Versuchung nicht Stand halten. G. v. Maffei's Bild „Kämpfende Auerhähne" gehört zu einer Reihe von Bildern, in denen der Künstler die vier Jahreszeiten durch die Verbindung von Thier und Landschaft zur Darstellung gebracht hat.

Vor dem Ballet.
Aus: Moderne Kunst Berlin, Verlag von Rich. Bong.

Die fremdländische Malerei ist vertreten durch M. Stone („In Liebe": ein junges Paar in der Tracht des vorigen Jahrhunderts, das auf einer Bank unter schattendem Baume einander gegenübersitzt und eben mit der zärtlichen Frage: „Hast Du mich lieb?" beschäftigt zu sein scheint); J. Schena („Simson und Delila") und K. E. Makowski („Der Zar wählt die Braut").

Von Werken der Plastik finden wir Abbildungen der zu Ehren des Besuches des Königs Umberto in Berlin errichteten Hundrieserschen Statue der Berolina und eines von E. Werner modellirten verliebten Fauns, dessen bizarr häßliches Gesicht sich eben zum Kusse rüstet und dadurch zur lächerlichen Grimasse wird.

In dem neuen Jahrgang soll auch für erweiterten Umfang des Textes Sorge getragen werden. So bietet uns bereits das erste Heft u. A. die Anfänge zweier Noveletten von A. von Klinckowstroem und Hermann Heiberg. h.

Bibliographische Notizen.

Die politische und militärische Correspondenz König Friedrichs von Württemberg mit Napoleon I. (1805—1813). Herausgegeben von A. v. Schloßberger. Stuttgart, W. Kohlhammer.

Wie der Verfasser bereits in den Beilagen zum Württembergischen Staats-Anzeiger von 1887—1888 näher ausführte, so geht auch aus dieser nunmehr veröffentlichten Correspondenz zur Evidenz hervor daß das Bündniß König Friedrichs mit Napoleon nur aus dem gewaltigen politischen und militärischen Druck einer Zwangslage hervorgehend erfolgte, und daß die rheinbündische Politik der süddeutschen Staaten überhaupt nicht etwa vom Standpunkt des Nationalitätsprinzips unserer Tage als ein Verrath am Vaterlande angesehen werden darf, sondern daß in ihr vielmehr vorzugsweise ein trauriges Symptom der damaligen Lage Deutschlands erkannt werden muß. In der That schloß König Friedrich „der Noth gehorchend, nicht dem eigenen Trieb", um Land und Krone zu retten, den Bund mit dem Usurpator und sagte sich erst, nachdem er acht Jahre hindurch auch in Zeiten schwerer Unglücksschläge treu zu demselben gestanden, in eine gleiche Nothlage gerathen, von ihm los. Er handelte so als kluger Haushalter seines Landes und seiner Dynastie, und die politische Treue jener Tage muß unseres Dafürhaltens nicht mit dem sonst üblichen Maßstab gemessen werden.

In dem intimen geistigen Verkehr, welchen Napoleon mit dem talentvollen Könige pflegte, und der in der nunmehr veröffentlichten Correspondenz seinen beredten Ausdruck fand, liegt ein glänzendes Zeugniß für die hohe politische Begabung dieses Fürsten, welches nur dazu beitragen kann, die Lektüre des Briefwechsels beider Monarchen aus jener weltbewegenden Epoche zu einer höchst anregenden zu gestalten.

R. v. B.

Das hellenische Land als Schauplatz der althellenischen Geschichte. Von Dr. Dondorff. (Virchow-Holtzendorff, gemeinverst. wissensch. Vorträge, N. F. III. 72). Hamburg, Verlagsanstalt (vormals J. F. Richter).

Der Gedanke, aus der Natur Griechenlands den Charakter und die Geschicke des hellenischen Volkes zu erklären, ist nicht mehr neu; auch für die einzelnen griechischen Landschaften ist derselbe oft genug angeregt worden. Trotzdem war es vielleicht nicht unzweckmäßig, ihn noch einmal in ganz gemeinfaßlicher Weise für einen größeren Leserkreis durchzuführen. So schildert denn Dondorff im vorliegenden Aufsatze zunächst die Bodenstructur des griechischen Festlandes unter Hervorhebung der Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten der einzelnen Theile, vor Allem der Unterschiede zwischen der östlichen und westlichen Hälfte, und bespricht alsdann die wichtigsten physikalischen Einflüsse des Landes auf Leben, Sitten und politische Geschichte der Griechen. Einige neue Gesichtspunkte bietet der zweite Abschnitt, in welchem die drei Binnenlandschaften: das innere Thessalien, Böotien und Lakonien, ebenso weiterhin die drei vorgelagerten Küstengebiete Magnesia-Phthiotis, Attika und Argolis ihrer Beschaffenheit und historischen Entwickelung nach mit einander verglichen werden. Die eingehende Behandlung Attikas bildet den Schluß.

In populären Werken sollen unserer

Ansicht nach nur die gesicherten Resultate der Forschung niedergelegt, alle zweifelhaften Hypothesen aber möglichst vermieden werden. Als Thatsache können wir es aber nicht betrachten, daß Athen „ähnlich wie Rom" aus der Vereinigung von vier „ursprünglich getrennten Gemeinden" entstanden sei: nämlich aus den Pelasgern, welche die Akropolis besetzt hatten, aus einer jonischen Niederlassung auf dem Hügel Agra, aus Thrakern auf dem Museion und phönikischen und karischen Kolonisten auf Melite (S. 32). Wir halten im Gegentheil diese Anschauung für verfehlt. sb.

Pädagogische Episteln von Orbilius Empiricus. Wiesbaden, C. G. Kunze's Nachfolger.

Der Verfasser gehört zu den wenigen Lehrern, die sich in ihrem Berufe von Einseitigkeit und Verknöcherung frei gehalten und in dem wirren Streite der Meinungen über unsere Schulen einen unbefangenen Blick bewahrt haben. Was ihn leitet, ist die Liebe zur Jugend. Es wäre zu wünschen, daß recht viele Lehrer sich die Rathschläge im letzten Briefe zu Herzen nähmen und ihre Hauptaufgabe darin sähen, die Schüler zu tüchtigen Menschen zu bilden! Aber nicht nur Lehrern ist dieses Buch zu empfehlen; auch manchem Vater, der seine Söhne auf eine höhere Schule schickt und zuweilen verzweifeln möchte, werden diese von horazischem Geiste erfüllten und in vollendeter Form geschriebenen Episteln eine wahre Erquickung bereiten! rj.

Briefe von Goethes Mutter an die Herzogin Anna Amalia. Neu herausgegeben und erläutert von K. Heinemann. Mit zwei Bildnissen. Leipzig, Verlag des lit. Jahresberichts (A. Seemann).

Vollständiger und — auch in allen Einzelheiten der Schreibung — genauer Abdruck des ganzen erhaltenen Briefwechsels (auch die vier Briefe der Herzogin an Frau Rath Goethe sind mit abgedruckt!) der beiden berühmten Frauen, welcher den unmittelbarsten Einblick in die Art ihres Verkehres, ihre Denkweise und Weltanschauung eröffnet. Beigegeben ist eine Einleitung und sachliche Erläuterungen (zum Theil aus der ersten Ausgabe der Briefe von Burkhard herübergenommen, zum Theil neu hinzugefügt); überall zeigt sich, daß der Herausgeber aus reicher Sachkunde schöpft und ein warmes Interesse daran hat, dem Leser jene beiden Frauengestalten, die eine Zierde ihrer Kreise und ihrer Zeit waren, anschaulich zu machen und gemüthlich nahe zu bringen. Leider sind die beiden interessanten Bildnisse der Frau Rath nur in Zinkdruck wiedergegeben, der — namentlich bei der ersten Tafel — entsetzlich abgeblaßt ist. Derartige Nachbildungen können dem gebildeten Publikum den Geschmack an illustrirten Werken gründlich verleiden. dr.

Ein Fest auf der Bastille. Schauspiel in 2 Akten von Franz Held. Berlin, Rosenbaum & Hart.

Held will die französische Revolution dichterisch gestalten — ein Vorwurf würdig eines Shakespeare. Das vorliegende Schauspiel betrachtet er als Vorspiel zu seiner beabsichtigten „Revolutionstrilogie". Es verräth ein dramatisches Gestaltungstalent im Keime. Aber über Ansätze ist der Dichter nicht hinausgekommen; ihm fehlt augenscheinlich die Leichtigkeit der Bewegung für größere Massen. Der hier geschilderte sociale Hintergrund für die Trilogie wird durch aufdringliche Obscönitäten und Verzerrung kulturgeschichtlicher Momente trotz des bemerkbaren dichterischen Talentes verwischt. Das Nackte, Uebertriebene und Geschraubte überwuchert, die in's Vulgäre ausgeartete derbe Realistik der Sprache wirkt oft abstoßend und beleidigend. ss.

Annie Brasseys „Letzte Fahrt" an Bord des Sunbeam. Nach dem Englischen. Mit 188 Holzschnitten im Text und 20 Einzeldrucken in Lithographie ausgeführt. Leipzig, Ferd. Hirt & Sohn.

Die muthige Weltumseglerin Lady Annie Brassey ist im Herbste 1887 in Folge eines Tropenfiebers auf einer Kreuzfahrt im Indischen Ocean verschieden; auf dem Grunde des Meeres, welches ihr eine zweite Heimat geworden war, fand sie für immer Ruhe. Entschlossen, in Indien, Borneo, Australien keinen Fleck unbesucht zu lassen, der erreichbar war und ihrem Vermuthen nach etwas Lernens- oder Sehenswerthes bot, hatte sie ihren Reisen innerhalb der Tropen eine Erweiterung angedeihen lassen, welche nicht ohne üblen Einfluß auf ihre Gesundheit gewesen war. Wie der Gemahl der Entschlafenen in dem kleinen Lebensbilde derselben, welches die Einleitung des Buches bildet, mittheilt, verdanken die Werke der Lady Brassey ihre Entstehung der Gewohnheit, jedesmal nach dem Erwachen am frühen Morgen die schmucklose Erzählung

der Vorgänge des vergangenen Tages aufzuschreiben. Daß diese Entstehungsart bei dem vorliegenden Werke, dessen endgültige Ueberarbeitung der Verfasserin nicht vergönnt war, besonders kenntlich ist, und daß daher dasselbe einen etwas skizzenhaften unfertigen Charakter hat, ist erklärlich. Im Uebrigen kann man dem Urtheil des Lord Brassey — von dem auch die Ergänzung des Tagesbuches durch einen kurzen Schlußbericht herrührt — über die schriftstellerische Qualität seiner Gattin beistimmen. Ihre Schriften sind nicht tief wissenschaftlichen Inhalts, aber nützlich und spannend für Jedermann. Der Werth des gediegen ausgestatteten Buches wird durch die zahlreichen zum Theil recht hübschen Illustrationen nicht unwesentlich erhöht.

ow.

Verbrauchte Waffen. Roman von Philipp Bogler. 2. Aufl. Danzig, Carl Hinstorffs Verlag (Gustav Ehrke.)

Ein Agrarroman, der für die Kreise der Grundbesitzer und Alle, die für landwirthschaftliche Fragen Neigung haben, von Interesse sein wird. Diese Fragen sind nicht etwa oberflächlich gestreift, sondern sie bilden den Hintergrund, von dem sich die Handlung, mit interessanter Charakteristik der Personen und mit lebhaft empfundenen schönen Naturschilderungen durchwoben, wirkungsvoll abhebt. Die verschiedenen socialen Stufen der vorgeführten Gesellschaft sind trefflich geschildert. Die Probleme sind jedoch nicht auf das angedeutete enge Gebiet beschränkt, sondern durch Betrachtungen mannigfaltiger Art vertieft und erweitert. ss.

In stillen Winkeln. Skizzen und Stimmungsbilder von P. G. Heims. Kiel, Haeseler.

Unter diesem anspruchslosen und bescheidenen Titel verbirgt sich eine Sammlung von sechs kleinen novellistischen Erzählungen, welche zum Theil flüchtig hingeworfen, zum Theil fein ausgearbeitet sind. Sie bekunden eine ungewöhnliche Kraft poetischer Gestaltung, eine geradezu hinreißende, plastische, ja fast dramatische Darstellung; die schöne gesättigte und fein abgetönte Sprache, die scharfe psychologisch vertiefte Charakteristik, die lebendige Frische und der Hauch reiner Poesie nicht minder als der göttliche, köstliche Humor erheben diese Skizzen hoch über das Durchschnittsmaß der Eintagsliteratur. Mit urkräftigem Behagen dringt es dem Dichter aus der Seele und packt den Leser. Wenn man auch ab und zu eine bekannte Figur antrifft, so erkennt man doch eine kräftige und selbständige dichterische Individualität, welche in Schilderung der Natur ebenso groß ist, wie in der Schilderung von Scherz und Ernst des Lebens; und so herzlich wir an manchen Stellen lachen müssen, so wahr ist auch die Rührung, welche der Dichter an anderen in uns erregt. Hoffentlich begegnen wir ihm recht bald wieder. ss.

Gedichte von Detlev Freiherr von Liliencron. Leipzig, W. Friedrich.

Der Verfasser greift seine Probleme aus dem vollen Menschenleben, aus dem harten Kampfe um's Dasein, um die Ideale und um die Wahrheit. Er gaukelt nicht wie ein Schmetterling auf der Oberfläche der Erscheinungen, sondern er dringt tiefer ein und greift derb zu, oft allzu derb, und dieser realistische Zug ist für ihn charakteristisch. Man fühlt den kräftigen Pulsschlag einer gesunden Dichternatur, aber die Phantasie wird nicht immer gezügelt. Liliencron weiß kräftig zu gestalten, aber nicht genügend poetisch abzutönen und abzurunden. In der vorliegenden Sammlung ist gereimte und ungereimte Prosa; nicht Alles hätte gedruckt werden dürfen. Das dichterisch Ausgereifte wird durch Bizarres und Geschmackloses unterbrochen. Doch finden wir noch genug des Schönen, und es verlohnt sich wohl dem Fluge des Dichters zu folgen. ss.

Das Lied von der weißen Lotos. Niedergeschrieben von Mabel Collins. Uebersetzt aus dem Englischen. Leipzig, Th. Griebens Verlag (L. Fernau).

Eine gedankentiefe, symbolische Dichtung, deren allegorische Einkleidung geschickt und effectvoll ist. Leider wird die Wirkung des Werkes durch seine Länge beeinträchtigt, so daß das anfangs sehr lebhafte Interesse des Lesers gegen den Schluß hin bedeutend abnehmen muß. Die Uebersetzung ist im Allgemeinen mit Sorgfalt gearbeitet; doch finden sich unter den fünffüßigen Jamben viele Verse, die einer Feile noch bedürftig sind. O.W.

Im Jahre 1845 erschien: „Der Einzige und sein Eigenthum" von Max Stirner (Kaspar Schmidt, 1806—1856.) Noch leben Viele, welche sich erinnern, welches Aufsehen dieses Werk zu jener Zeit erregte, und gewiss noch Manche, welche mit seinem Verfasser in entferntere oder nähere Berührung gekommen sind.

Alle diese bittet Herr John Henry Mackay, z. Zt. Saarbrücken, Rheinprovinz, Herrengartenstrasse 4, ihm aus ihren Erinnerungen mitzutheilen, was sie über Max Stirner wissen. Vor Allem ersucht er Alle, welche sich etwa noch im Besitze von Handschriften, Briefen oder Bildern Stirners befinden, ihm solche für kurze Zeit freundlichst zur Verfügung stellen zu wollen.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Andersen, H. C., Die Dryede. Ein Märchen. Deutsch von A. W. Peters. 3. Aufl. Norden, H. Fischer Nachf.

Arendt, O., Der Streit um die Deutsche Emin-Pascha-Expedition. Berlin, Walther und Apolant.

Arnus, A., Sainte-Nitouche. Paris, Ernest Kolb.

Beck, M., Allerhand kleine Geschichten. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm I. F. Richter).

Blum, H., Aus geheimen Acten. Heitere und ernste Erzählungen aus dem Rechtsleben. Berlin, Gebr. Paetel.

Brunn, A., Aspasia. Lustspiel in fünf Aufzügen. Dresden, R. Petzold.

Der Schwarzwald. Von Wilhelm Jensen. Mit Illustrationen von W. Hasemann u. A. Lief. 4—7. Berlin, H. Reuther.

Der Zeitgeist. Monatsheft f. d. soziale Leben der Gegenwart. Jahrgang I. Hamburg, E. Jensen & Co.

Diesterweg's populäre Himmelskunde und mathemetische Geographie. 11. Aufl., neu bearbeitet von Dr. M. W. Meyer, Direktor der „Urania", und Prof. Dr. B. Schwalbe, Direktor des Dorotheenstädt. Realgymnasiums. Mit Abbildungen und Sternkarten. Berlin. E. Goldschmidt.

Ebner-Eschenbach, M. v., Neue Erzählungen, 2. Aufl. Berlin, Gebr. Paetol.

— Lotti, die Uhrmacherin. Erzählung. 2. Aufl. Berlin, Gebr. Paetel.

— M. v., Zwei Comtessen. Zweite Aufl. Berlin, Gebr. Paetel.

Engel, Ed., Ueber den Stimmumfang sechsjähriger Kinder und den Schulgesang. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter.)

Eschstruth, N. v., Verbotene Früchte und andere Erzählungen. Jena, Herm. Costenoble.

Hauptmann, G., Vor Sonnenaufgang. Sociales Drama. Berlin. C. F. Conrad

Illustrierte Geschichte von Bayern. Lieferung 6—21. Stuttgart, Süddeutsches Verlags-Institut.

Jahn, Otto, W. A. Mozart. Dritte Aufl., bearbeitet von H. Deiters. Bd. I, Mit Bildnissen und Facsimiles. Leipzig, Breitkopf und Härtel.

Jokai, M., Das todte Herz. Sage, Roman und Wirklichkeit. (1886). Deutsch von Ludwig Rother. Wien, M. Breitenstein.

Kalle, F. u. O. **Kamp,** Die hauswirthschaftliche Unterweisung armer Mädchen. Wiesbaden, I. F. Bergmann.

Kammer, Ed., Ein ästhetischer Kommentar zu Homers Ilias. Paderborn, Ferd. Schöningh.

Ludwig, H., Deutsche Kaiser und Könige in Strassburg. Blätter a. d. Geschichte der Westmark des Reichs. Strassburg, C. F. Schmidt's Univ. Buchh.

Mayer, R. v., Ueber die Erhaltung der Energie. Briefe an Wilhelm Griesinger. Herausg. von W. Preyer. Berlin, Gebr. Paetel.

Monteton, O. v., Carmagnuola Histor. Roman Hannover, Schmorl & v. Seefeld.

Münchener Stadtzeitung. Pionier für die grossstädtische Entwickelung Münchens. Jahrgang. I.

Orbilius Empiricus, pädagogische Epistela. Wiesbaden, C. G. Kunze's Nachf. (Dr. Jacoby).

Ott, A., Agnes Bernauer. Histor. Volksschauspiel. Stuttgart, A. Bonst & Co.

Pierson, W., Preussische Geschichte. 5. verbess. u. vermehrte Auflage. 2 Bände. Berlin, Gebr. Paetel.

Polybiblion. Revue bibliographique universelle Septembre 1889. Paris, 2 et 5 rue St.-Simon.

Raydt, H., Silva Mariae. Erzählung aus der Reformationszeit. Hannover-Linden, C. Manz.

Rosegger, P. K., Ausgewählte Werke. Mit Illustrationen. Lieferung 57—65. Wien, A. Hartleben.

Schack, Adolf Friedrich Graf von, Pandora. Vermischte Schriften. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Schubin. O., Boris Lensky. Roman in sechs Büchern. 2. Aufl. 3 Bände. Berlin, Gebr Paetel.

Schönbach, A. E, Ueber Lesen und Bildung. 3. Aufl. Graz, Leuschner und Lubensky.

Serao, Matilda, Blüthe der Leidenschaft. Uebers. von A. Friedmann. Breslau, Schottlaender.

Speyer, O, Italienische Vegetationsbilder. Vortrag. Kassel, A. Freyschmidt.

Sturm, A., Lied und Leben. Gedichte. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. I. F. Richter).

Teguer, Esaias, Frithjofs-Sage. Bearb. von Heliughaus. Münster. Aschendorff.

Treu, E., Erlebtes und Erträumtes. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. I. F. Richter).

Weiten, O., Buch der Unschuld. (Auch nicht für Kinder.) 2. Aufl. Berlin, Wilh. Issleib.

Zacharias, O., Bilder und Skizzen aus dem Naturleben. Mit 49 Illustrationen. Jena, H. Costenoble.

Zeitschrift, deutsche für Geschichtswissenschaft. Herausg. v. L. Quidde. Band I. Heft 1. 2. Freiburg i. B, I. C. B. Mohr.

Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Band. 24, Heft 4. Berlin, D. Reimer.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

KARLSBADER
Natürliche Mineralwässer

1889er. Frische Füllung. 1889er.

Täglicher Versand

Quellen
und
deren Wärmegrade.

Sprudel . .	55,20 R
Mühlbrunn .	40 „
Schlossbrunn	41,8 „
Theresienbrunn	47,1 „
Neubrunn . .	47,3 „
Marktbrunn .	34,5 „
Felsenquelle .	47 „
KaiserKarls Qu	33,1 „
Kaiserbrunn .	39,1 „

Karlsbader
TRINKKUR
im
Hause

Quellen-Producte

KARLSBADER
Sprudel-Salz
pulverförmig
und
krystallisirt.

KARLSBADER
Sprudel-Seife.

KARLSBADER
Sprudel-Pastillen.

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile

"SECURUS JUDICAT ORBIS TERRARUM."

Apollinaris

NATÜRLICH
KOHLENSAURES MINERAL-WASSER.

Die Füllungen am Apollinaris-Brunnen
(Ahrthal, Rhein-Preussen) betrugen
im Jahre 1887

11,894,000

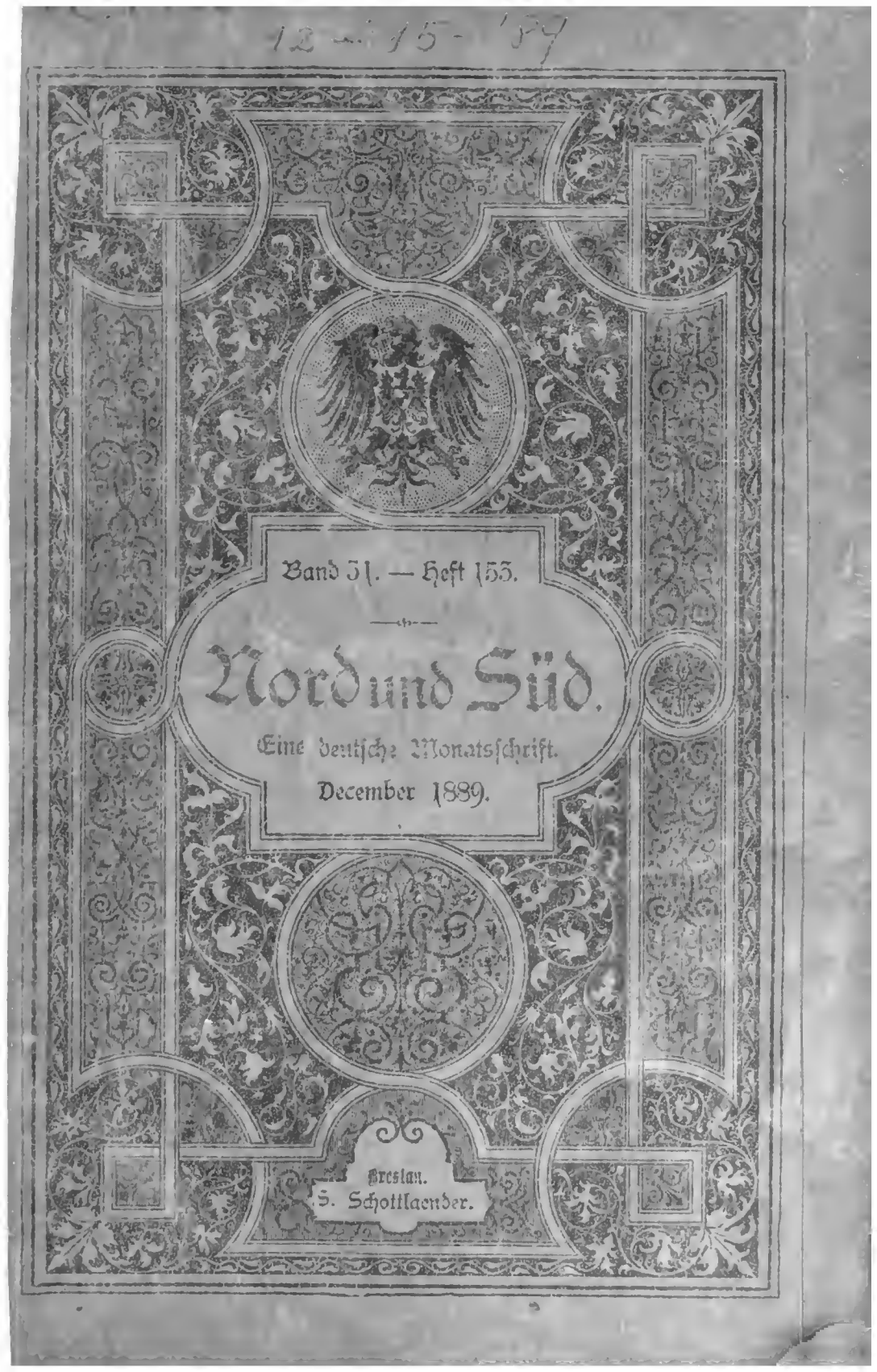
und im Jahre 1888

12,720,000

Flaschen und Krüge.

THE APOLLINARIS COMPANY, LIMITED,
LONDON,
UND REMAGEN A

12 - 15 - 189


Band 51. — Heft 153.
Nord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.
December 1889.
Breslau.
S. Schottlaender.

December 1889.

Inhalt.

Seite

Alite Kremnitz in Bukarest.
War es Liebe? Novelle 291

Gustav Karpeles in Berlin
Ludwig Pfau 323

K. G. Andresen in Bonn.
Die deutschen Imperationamen 336

E. v. Sacher-Masoch in Lindheim-Oberhessen.
Russische Secten 347

Karl Theodor Gaedertz in Berlin.
Goethe Erinnerungen einer Jenenserin 370

Karl Gjellerup in Dänemark.
G-Dur. Eine Kammermusik-Novelle. II 390

Bibliographie. 438

Joseph Kürschner, Deutsche National-Literatur (mit Illustrationen). — Felix Dahn's „Weltuntergang".

Philosophische Literatur 447

Bibliographische Notizen 448

Hierzu ein Portrait von Ludwig Pfau.
Radirung von L. Kühn in Nürnberg.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd" Breslau.
Siebenhufenerstr. 2/3.

Beilagen zu diesem Hefte
von
Verlags-Anstalt für Kunst und Wissenschaft in München. (Geschenkwerke).
R. Oldenbourg in München. (Die Begründung des Deutschen Reiches).
Carl Hinstorff in Danzig. (Die Kultur der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft).
Schottlaender, S. in Breslau, (Weihnachts-Katalog).
Süddeutsches Verlags-Institut in Stuttgart. (Empfehlenswerte Festgeschenke).
T. O. Weigel in Leipzig. (Bücher für den Weihnachtstisch).

An unsere Abonnenten!

Die bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd"

können entweder in complet **broschirten** oder fein **gebundenen** Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand, und stehen solche zu Band LI (October bis December 1889), wie auch zu den früheren Bänden I—L stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Die Verlagsbuchhandlung von S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend)

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

.....

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd"

herausgegeben von Paul Lindau.

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Expl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII., XLIV., XLV., XLVI., XLVII., XLVIII., XLIX., L

elegant broschirt zum Preise von M. 6.—
pro Band (= 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von M. 8.— pro Band.

..... Expl. Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100, 101, 102, 103, 104, 105, 106, 107, 108, 109, 110, 111, 112, 113, 114, 115, 116, 117, 118, 119, 120, 121, 122, 123, 124, 125, 126, 127, 128, 129, 130, 131, 132, 133, 134, 135, 136, 137, 138, 139, 140, 141, 142, 143, 144, 145, 146, 147, 148, 149, 150, 151, 152

zum Preise von M. 2. — pro Heft.

Einbanddecke zu Band LI. (October bis December 1889)

.. Expl. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII., XLIV., XLV., XLVI., XLVII., XLVIII., XLIX., L

zum Preise von M. 1.50 pro Decke.

Wohnung: Name:

....

Nichtgewünschtes bitte zu durchstreichen.

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.

Verlag von J. Schottländer in Breslau.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

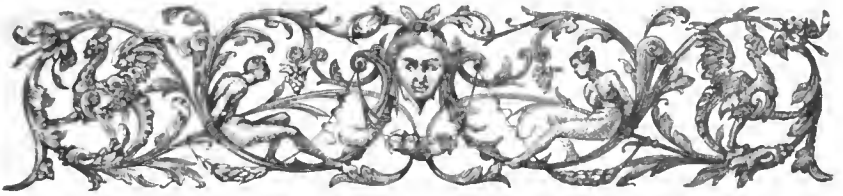
von

Paul Lindau.

LII. Band. — December 1889. — Heft 153.

(Mit einem Portrait in Radirung: Ludwig Pfau.)

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.



War es Liebe?

Novelle

von

Mite Kremnitz.

— Bukarest. —

Draußen schneite es, obgleich der Märzmonat vor der Thür war. Drinnen brannte ein Holzfeuer, das aber den großen eleganten Raum nicht genügend erwärmte und nur in seiner nächsten Nähe ein Gefühl der Behaglichkeit aufkommen ließ. Darum war augenscheinlich das lange Sopha und auch ein runder Tisch, der sonst in der Mitte des Zimmers stand, dicht an den Ofen gerückt. Auf dem Tische brannte eine verhängte Lampe, welche das Gesicht der auf dem Sopha ruhenden Frau im Dunkeln ließ, aber das Buch in ihrer Hand grell beleuchtete. War es Absicht, daß sie sich geschützt hatte, während ihr Gegenüber der ganzen Helle ausgesetzt war?

Dieses Gegenüber, ein blonder Mann, saß auf einem niedrigen Polsterstuhle und blickte gedankenlos durch die geöffnete Ofenthür in's Feuer. Fühlte er durch die schweren Lider hindurch, daß er beobachtet wurde, oder war er so fern mit seinen Träumereien, daß er die Umgebung vergessen hatte? Sie fragte sich das, und schließlich, als er garnicht aufblickte, sagte sie:

„Haben Sie Heimweh?"

Er wandte sich ihr ruhig zu, wenn auch eine leichte Röthe ihm bis unter die Augen stieg, und entgegnete lächelnd:

„O nein! Ich bin es ja gewohnt, fern von den Meinen zu sein."

„Woran dachten Sie denn?"

„Ich glaube, an nichts."

Es lag etwas Abweisendes in den letzten Worten, und die ruhende Frau, durch lange Hülflosigkeit doppelt empfindlich gemacht, zuckte leise zusammen. Als sie aber dem lächelnden Blick aus blaugrünen Augen begegnete, der noch auf ihr haftete, nahm sie das Gespräch wieder auf.

„Wollen Sie mir etwas aus Ihrem Elternhause erzählen?"

„Was möchten Sie wissen?"

„Alles!"

Dabei lachte sie auf, und wenn sie lachte, schien sie um zehn Jahre jünger. Aber ihre Züge behielten nicht lange diesen Ausdruck, sondern verfielen rasch wieder dem gewohnten Ernst.

„Ich weiß wohl, daß Sie sehr zahlreich zu Hause sind, und darum war mir bange, es würde Ihnen hier zu einsam sein; wir sind zwar nicht immer so still wie in dieser Woche, aber munter ist es nie mehr bei uns!"

Er erwiederte nichts; so fuhr sie fort: „Mir ist das leid, der Kinder wegen; ich hatte immer gehofft, sie würden in einem glücklichen Hause aufwachsen."

Da sie schwieg, so meinte er, ihm schienen beide Kinder sehr glücklich zu sein, besonders der Knabe.

„Gefällt er Ihnen?" fragte sie mit mühsam unterdrücktem Stolze.

Er blickte zur Decke auf, als ob die tanzenden Putten droben ihn besonders interessirten. „O, gewiß — —" entgegnete er.

„Sie stimmen etwas zögernd zu; er gefällt Ihnen wohl nicht, oder nicht ganz?"

„Verzeihen Sie, gnädige Frau, um ein richtiges Urtheil abgeben zu können, bin ich noch zu kurze Zeit hier — er scheint in der That ein kluger und gutherziger Knabe, vielleicht aber — — —"

„Nun, vielleicht?"

Er stockte und schaute zu ihr hinüber, wie um den Ausdruck ihres Gesichts zu erspähen. „Vielleicht merkt man ihm an, daß er hauptsächlich unter Frauen aufwuchs: er ist weich von Gemüth und gar zu leicht gekränkt."

Sie seufzte und legte das Buch, aus dem sie gelesen, in den Schooß: „Sie haben recht; wie sollte der Knabe auch anders sein? Dem Kinde fehlt der Vater — — doch unter Ihrer Leitung wird er, hoffe ich, diese kleinen Fehler, diese mehr mädchenhafte Art verlieren. Ich habe großes Zutrauen zu Ihnen; woher eigentlich, weiß ich nicht, wir kennen uns ja garnicht! Begegnen Sie nun auch mir mit demselben Zutrauen und sprechen wir stets offen und ohne Scheu über Ihre Zöglinge; denn ich gehöre nicht zu den Müttern, welche meinen, ihre Kinder seien reine Engel. Aber jetzt rede ich immer nur von mir und den Meinen, während Sie mir von Ihnen und Ihrem Heim erzählen wollten, nicht wahr?"

„Es ist so schwer, davon zu erzählen, gnädige Frau, denn an meinem Elternhause war Alles einfach, Alles alltäglich! Mein Vater ein Landgeistlicher, meine Mutter eine vielbeschäftigte Frau — das ganze

Hauswesen ruhte auf ihr, die Knechte und Mägde, die vielen Kinder — über dem Ganzen der Druck sehr beschränkter Mittel, oft peinlich beschränkter Mittel — das Alles macht dem Erzähler keine Freude, dem Hörer auch nicht. Aber was schön war, unvergleichlich schön an unserer Kindheit, das läßt sich nicht beschreiben: den Duft einer Blume muß selbst einathmen, wer sich daran freuen will; er läßt sich nicht fixiren und übertragen, weder durch Worte noch durch den Pinsel . . ."

„So waren Sie glücklich zu Hause und haben nur angenehme Erinnerungen an Ihre Kindheit? Ich glaube, das ist selten!"

„Im Gegentheil, das ist die Regel — in unseren Kreisen wenigstens!"

„Ihre Kreise sind auch die meinen!"

„O nein!"

„Warum nicht?"

„Weil Sie im Luxus aufgewachsen sind."

„Nun, ich denke, Geld macht nicht den Unterschied, sondern die Bildung!"

„Hauptsächlich Geld," entgegnete er.

Sie betrachtete ihn eine Weile, dann fragte sie lächelnd: „Sie meinen wohl, wenn man Geld hat, dann gebe es keine Sorge, kein Leid mehr?"

„Jedenfalls sehr viel weniger!"

„Und Krankheit und Tod, zählen die nicht?"

„Auch Krankheit kann man sich durch Geld erleichtern; und den Tod können Sie doch nicht zu den Lebenssorgen rechnen?"

„Und das Leid, das Menschen unter einander sich zufügen?"

„Ich verstehe Sie nicht. Wenn mir Einer ein Leid anthäte, vergölte ich es ihm; aber trauern würde ich nicht darüber!"

„Wenn Sie aber den lieb hätten, der Sie beleidigte?"

„Das würde ich nicht, einen Feind kann man nicht lieb haben!"

„Das ist sehr unchristlich! Sonst aber haben Sie recht: das Schrecklichste auf der Welt ist gewiß Hunger und Elend; aber sie schützen doch, so hoffe ich, vor den Seelenqualen der Reichen."

„Ich möchte wohl wissen, was Seelenqualen sind," erwiderte er mit größerer Lebhaftigkeit. „Sollten es nicht Einbildungen der Reichen sein, die bei etwas Arbeit vergehen würden?"

„Haben Sie nie welche empfunden?"

„Ich? Gewiß nicht! Wie sollte ich?"

Sie sah ihn groß an. „Dann haben Sie nie geliebt!" schwebte ihr auf der Lippe, sie sagte es jedoch nicht. „Aber Ihre Schwestern?"

„Auch die nicht, die haben keine Zeit dazu!"

„Sind sie alle verheirathet?"

„Zwei."

„Und mit wem? Mein Gott," lachte sie, „wie Sie sich die Worte aus dem Munde ziehen lassen!"

Er lachte auch, so daß er die ganze Reihe seiner blitzenden Zähne zeigte. „Es kann Sie ja nicht interessiren, gnädige Frau," antwortete er. Warum aber versuchte er, wenn er der Ueberzeugung war, trotzdem zu beschreiben und zu malen? Es war ihm ja offenbar nicht allzubehaglich in diesem Gegenüber; er fühlte deutlich jene leise Verlegenheit, die ihn immer befiel, wenn er mit einer Dame redete. Was für Damen kannte er überhaupt? Seit seinem zwölften Jahre hatte er einsam für sich hingelebt, außerhalb jedes Familienkreises, zuerst auf der Schule, dann auf der Universität. Er hatte sich selbst erzogen, in schwerer Arbeit; ein Wunder, daß er nicht noch unbeholfener war und eckiger, als er wirklich war oder sich vorkam! Woran er mit den Männern war, pflegte er meist zu wissen, das hatte er gelernt, lernen müssen; aber mit Frauen? Hatte ihn, als Studenten, die Vermietherin vernachlässigt oder übervortheilt, so war er ausgezogen; war er mütterlich und sorgsam von ihr behandelt worden, so hatte er es sich gern gefallen lassen, ohne ihr oder etwa ihrer heirathslustigen Tochter näher getreten zu sein. Seine Abende waren verstrichen über Büchern und Heften oder aber in der Rauch- und Bieratmosphäre der Kneipe bei Skat- und Billardspiel, seltener im Parterre des Theaters.

Deshalb fühlte er sich fremd, fast unbehaglich in der neuen Umgebung, in dem eleganten Salon der vornehmen Frau, die so ruhig und überlegen zu ihm hinübersah; er merkte, wie sie ihn, den neuen Hauslehrer, beobachtete, und von Zeit zu Zeit machte eine aufsteigende Blutwelle ihn erröthen bis unter die Haarwurzeln. Und doch sprach er so gern und zum eigenen Erstaunen beinahe fließend zu ihr von seinem Leben und Treiben; stockte er einmal, so half sie ihm wieder ein, durch eine freundliche Frage, durch eine geistreiche Bemerkung, die er von Frauenlippen nie erwartet hätte. Was er sprach, war eigentlich keine Salonplauderei. Es war ja der erste Salon, in dem er gesessen — unschwer merkte man in ihm den Menschen, der niemals geplaudert, aber in der Einsamkeit seiner Stube sich laut zu denken gewöhnt hatte. Seine Befangenheit verflog im Verlauf des Abends; was ihm noch nie eingefallen war, sah er jetzt: daß man sich nicht nur mit Büchern, daß man sich auch mit Menschen gut unterhalten könne. Er vergaß, daß er fremd hier war und blickte wie verzaubert auf die gelähmte Frau, auf das Spiel ihrer wunderbar schlanken, bleichen Finger. Existirte sie wirklich oder war sie ein Phantasiegeschöpf, das seine Augen in das Halbdunkel des Zimmers hineintrugen? Sicherlich, es war Alles nur Traum; er lag gewiß noch in seiner kahlen, kalten Studentenstube. Es würde verschwinden, sobald er erwachte, und bleiben nur seine froststeifen Glieder und sein dumpfer Kopf — deshalb nur nicht erwachen; weiter schlafen und träumen und plaudern!

Und auch sie — hatte sie Anfangs ihn reden machen aus Neugierde, so jetzt aus Interesse. Wie kam sie dazu, vor ihm, dem wildfremden

Menschen, von Dingen zu erzählen, über welche sie sonst kaum mit dem eigenen, verschwiegenen Ich zu sprechen wagte? All die Gedanken, welche in den langen Jahren ihrer Krankheit unter ihrer blassen Stirn sich gejagt und gehetzt hatten — warum sprudelten sie jetzt hervor, wie der Quell, den die Hacke des Bergmanns geweckt und erlöst hat, unaufhaltsam und uneindämmbar?

Die Uhr schlug zehn — und Frau von Wendelow blickte unwillkürlich auf das Zifferblatt; er mißverstand diese Bewegung und erhob sich.

„Ich glaube bemerkt zu haben, daß Sie sich stets so früh zurückziehen?" meinte er zögernd. Sie wußte nicht, ob er den Vorwand ergriff, um sich ihrer Gesellschaft zu entziehen. Ihr bangte davor, eines Anderen Freiheit zu beschränken; sie sagte deshalb: „Gute Nacht!" Er nahm die dargereichte Hand, ohne den leisen Druck zu erwidern, verbeugte sich und ging mit regelmäßigen, volltönenden Schritten aus dem Zimmer.

Sie war nun allein und wollte, wie sie allabendlich that, ihr Tagebuch weiterführen; aber als sie es aufgeschlagen hatte — es lag stets neben ihr — konnte sie den Blick nicht von dem Blatte abwenden. Es war sehr merkwürdig, daß ihr das Herz gar nicht so voll war wie sonst; daß ihr der Seufzer, den sie gestern hineingeschrieben, nur noch in der Erinnerung, nicht im Bewußtsein lebte. Freilich war ihr auch heute noch unbegreiflich, weswegen sie auf dieser Erde auszuharren habe, sie, deren Lebensinteresse längst erstorben war! Aber brauchte sie deshalb unaufhörlich an dem Unabänderlichen zu rühren? Es mußte so schön sein, wie andere Menschen zu leben, nur dem Augenblick, den kleinen Leiden und Freuden, nicht stets im Bewußtsein aller Tragik des Schicksals!

Sie klappte das Buch zu, sie wollte nicht einmal darin blättern. Sie wußte ja genugsam, was darin stand: ihr ganzes Herz, die große Bitterkeit und die noch größere Liebe, die sie sich vorwarf, weil sie ihr ein Unrecht gegen die eigenen Kinder schien. Ach ja, sie kannte nur zu gut all die Selbstquälereien, die Spitzfindigkeiten ihres Herzens und Kopfes, welche die einzige Abwechselung in ihrem gleichmäßig mit ihren Kindern verbrachten Leben waren. War sie nicht, dem Scheine zum Trotz, eine schlechte Mutter gewesen? Sie hatte immer nur an den Vater gedacht, an ihn, der auch jetzt noch den Inhalt ihres Lebens bildete!

Unterdeß war die Wirthschafterin, das sogenannte Fräulein, eingetreten, die nach verschiedenen Kleinigkeiten für den folgenden Tag fragte

„Wollen gnädige Frau nicht, daß ich Anna rufe? Es ist schon spät."

„Nein," entgegnete die Herrin, „ich bin nicht müde!" Plötzlich aber fiel ihr ein, daß sie die Leute ja unnöthig lange aufzubleiben nöthigte.

„Es ist doch recht peinlich, so abhängig zu sein," dachte sie und griff an ihr Bein. „Ich glaubte, mir müßte die Lähmung gleichgültig sein, weil ich wunschlos bin. Der Doctor meinte immer, es könne einmal wieder besser werden, wenn ich nur wolle. Was kann er damit ge-

meint haben? Jeder möchte doch lieber gesund sein! Herr Mark Rieger schien zwar zu denken, daß ich mir in der Krankenrolle gefiele! Junge Männer werden jetzt dazu erzogen, die Frauen zu verachten, seit Schopenhauer an der Mode ist. Ich werde ihm aber eine bessere Meinung beibringen. Allein wozu? Es ist ja viel besser, wenn wir ungekannt an einander vorbeiziehen! Wenn ich nur wüßte, was hinter diesem angenehmen Aeußeren steckt? Hermann sagte, der stärkste Zug im Menschen sei die Neugierde; es wird wohl Neugierde sein, daß ich immer durch Herrn Rieger's Augen hindurch sehen möchte, während ich mir vorrede, daß es der Kinder wegen wichtig sei, ihn zu ergründen. Er ist drei Tage hier; mir scheint es schon viel länger. Dabei hatte ich heute Abend, als ich so lange mit ihm sprach, Angst, daß ich es thäte, um mich vor ihm zu zeigen; ein Franzose sagt einmal: ‚Man will die Anderen nicht kennen lernen, sondern von ihnen gekannt sein!' Wer so viel liest wie ich, wird ein Stückwerk fremder Gedanken. Mein Gott, wie gern möchte ich in der Atmosphäre gelebt haben, aus welcher er kommt, in welcher Alles so normal und einfach, nichts unnatürlich ist — in und an mir war stets Alles unnatürlich!"

„Doch nein, ich wollte mich nicht vor ihm zeigen; wirklich nicht, ich habe gar nicht daran gedacht, wie ich ihm erscheinen könnte, nur hat er mich interessirt, wie lange nichts. Warum nur? Mir ist doch sonst die Außenseite der Dinge gleichgültig. Ist es nur die augenerfreuende Form des Mannes, oder —"

Damit schlief sie ein.

Der „neue Hauslehrer" hatte seine Kerze in die Hand genommen, war die Treppe hinaufgestiegen und tappte nun mit der Unsicherheit eines Fremden durch die Finsterniß, welche das in der Zugluft flackernde Licht fast noch verstärkte, nach seinem Giebelzimmer. Mechanisch zündete er seine Lampe an, blies die Kerze aus und befreite seine Hand von ein paar Wachströpfchen, die darauf gefallen waren; gleichfalls mechanisch öffnete er ein Cigarrenkästchen — er hatte es vorgefunden bei seiner Ankunft und sich darüber gefreut als über eine unerwartete Aufmerksamkeit. Mit der Sorgfalt eines raffinirten Rauchers schnitt er die Spitze der Cigarre ab, entzündete dieselbe und begann, mit starken Schritten auf und abgehend, zu rauchen.

Sein Zimmer hatte nichts Merkwürdiges, und sein Blick ruhte auch nicht auf einem der in ihm vorhandenen Gegenstände, sondern starrte leer in's Weite, durch die Wände hindurch. Ob er in Gedanken versunken oder gänzlich gedankenlos umherwanderte, war ihm nicht anzumerken.

Es war ein richtiges „Candidaten-Zimmer" in typischer Ausstattung: eher zu groß als zu klein; der Hausrath ein wenig schäbig, umsomehr als die meisten Stücke desselben ein gewisses prätentiöses Aussehen hatten, als ob sie sich besserer Tage erinnerten und nur gezwungen in der Giebel-

stube auszuharren sich herabließen. Da war der Schreibtisch, ein geradezu unglaublich mit Tinte beschmiertes Möbel; ferner der krachende und seufzende Schaukelstuhl, welcher in den Tagen seiner Jugend den Glanz schwarzer Lackirung und prunkender Vergoldung besessen zu haben behauptete; an der langen Wand entlang drückten sich einige verlegen aussehende Ledersessel, alle mit einer charakteristischen Vertiefung im Polster; ein Bücherbord, das sich erfolgreich in der Nachahmung des schiefen Thurmes von Pisa versuchte, und schließlich hinter dem durchsichtigen, verschossenen Vorhange, dessen Farbe bei Lampenlicht nicht mehr zu eruiren war, das Bett.

Der junge Mann rauchte träumerisch weiter und traf dabei seine Vorbereitungen zum Schlafengehen.

Aber bald sah er, daß er sich getäuscht hatte — er war noch nicht müde und konnte nicht einschlafen, so lange sein Geist noch so eingenommen war von der gelähmten Frau.

Ist sie schön? — Nein, nicht eigentlich. Hübsch? — Auch das nicht recht. Aber was in aller Welt fesselte ihn denn so, warum hatte er ihr Bild überall vor sich? Ja, sie war doch schön, nur ganz anders als alle anderen Frauen! Sie war schön, wenn sie sprach, schön, wenn sie ihn so wunderbar ansah, während er sprach, und schön vor Allem, wenn sie lachte! Ja, sie war schön, trotz ihrer — sollte er sagen dreißig Jahre? Sie imponirte ihm mehr als irgend eine andere Frau, die er bisher gekannt hatte. Er hätte sich überhaupt nicht gedacht, daß eine Frau ihm würde imponiren können, nein, niemals!

Ja, wenn sie nicht gelähmt wäre, wenn sie keine Kinder hätte, wenn er von ihrem Stande wäre und reich und klug — er fuhr auf aus dem Halbschlaf. Die Cigarre war seinen Lippen entfallen, und ein leiser brenzlicher Geruch stieg ihm in die Nase: ja, da war der kleine geschwärzte Fleck auf dem Leintuch. Er drückte das Feuer des Cigarrenrestes aus und schleuderte ihn in's Zimmer hinein; dann suchte er den Faden seiner Gedanken wieder anzuknüpfen, wo er gerissen war. Allein es ging nicht, in seinem Hirne verwirrte sich Alles, er drehte sich auf die andere Seite, und alsbald befiel ihn tiefer, traumloser Schlaf.

* * *

Frau Luisa von Wendelow pflegte frühmorgens zu erwachen; dann hatte sie ihre schlimmste Zeit: der Tag sah so grau aus, wenn er so lang vor ihr lag; sie fühlte sich so müde, als könne sie ihn und alle ihm noch folgenden nicht durchleben. Nie kam sie sich so hülflos vor, als wenn das erwachende Leben ihr all die Pflichten in Erinnerung brachte, welche sie nicht mehr zu erfüllen im Stande war. Wie ein Alp lag ihr dann die Sorge um ihrer Kinder Erziehung auf der Brust; so auch heute morgen. Gestern Abend war ihr plötzlich so leicht zu Sinn geworden — aber das

war ein Traum unter der Lampe gewesen, der im nüchternen Licht des anbrechenden Tages verflog.

Warum sollte der Mann, dem sie ihre Kinder anvertraut hatte, nun gerade etwas Besonderes sein? Sie besaß ja die leidige Angewohnheit des Idealisirens: hatte sie nicht Anfangs selbst das unausstehliche Fräulein Schulz reizend gefunden, welche doch zwei Jahre lang die Kinder geplagt und dem ganzen Hause das Leben verbittert hatte? Durch Fräulein Schulz' Kleinlichkeiten war sie zu dem Entschluß gebracht worden, einen Lehrer zu suchen. Die beschränkte, gezierte Person hatte ihr Töchterchen so eingeschüchtert, daß es die Augen nicht mehr aufzuschlagen wagte; und der Junge war ganz umbändig geworden, immer mißmuthig und unlustig zur Arbeit. Sie hatten aufgeathmet, als sie dann sich selbst überlassen waren. Herr Rieger sah jedenfalls besser aus als Fräulein Schulz! Frau von Wendelow wurde nun förmlich von einem wehen Gefühl durchzuckt, als sie daran dachte, daß sie nie, wie ihre Tochter, von des Lehrers intelligenten Augen durchschaut, von seinen festen Händen geleitet werden konnte. Denn müde und schwach, wie sie frühmorgens sich fühlte, sehnte sie sich nach einem Halt.

„Hoffentlich haben meine Kinder nicht meinen Charakter," seufzte sie halblaut; aber als sie darüber nachdachte, ob dieselben mit dem Charakter ihres Vaters glücklicher sein würden, ward sie nur noch trüber gestimmt.

Endlich regte es sich im Hause, die Dienerin trat ein, und die umständliche Toilette begann, während die Kinder von beiden Seiten an die Thür pochten und bald diese, bald jene Auskunft verlangten.

Beim Frühstück sah Frau von Wendelow den neuen Hausgenossen prüfend an, ob er noch wüßte, was sie gestern Abend Alles geredet; und ob er auch gemerkt, wie schnell sie einander vertraut geworden, — und ob er sich vielleicht darüber gewundert habe? Sein schönes, ruhiges Gesicht sah aber so fremd drein wie am vorigen Morgen, und er hatte augenscheinlich weder an sie noch an die gemeinsame Unterhaltung gedacht. Warum sollte er auch? Ihm schien es vielleicht ganz natürlich, daß sie so lebendig nach so vielem gefragt und ihm so vieles gesagt hatte; für ihn war es vielleicht nichts als eine der Unannehmlichkeiten seiner Stellung, daß er mit der Mutter seiner Zöglinge so und so viel Stunden des Tages zusammensein und sprechen mußte!

Die Kinder gingen mit dem Lehrer in's Schulzimmer, und sie schrieb Briefe; zuerst an ihren Bruder, der wegen der Gesundheit seiner Frau den Winter in Italien zubrachte. Sie wollte ihm auch über den neuen Lehrer schreiben, unterließ es aber, weil sie meinte, doch noch kein richtiges Urtheil abgeben zu können. Gerade als sie den Brief vollendet hatte, kam Herr Rieger in's Zimmer. Noch nie war er ungerufen zu ihr eingetreten; es war das erste Mal, daß er es aus eigenem Antrieb that, und sie hatte darüber eine so große Freude, daß sie roth wurde.

„Das Wetter ist heute herrlich," meinte er und blieb an der anderen Seite des Ofens stehen.

„Sind wir so verlegen um ein Gesprächsthema, daß wir zum Wetter greifen müssen?" fragte sie schalkhaft.

„Wie so?" entgegnete er, und ein Lächeln erleuchtete seine kaltfarbenen Augen. „Warum sollte man nicht auch einmal über das Wetter reden?"

„Ich habe leider keine meteorologischen Kenntnisse," meinte sie und betrachtete dabei sein hübsches Gesicht, während sie dachte, wie stolz sie als Mutter solch eines jungen Mannes sein würde. Vielleicht ahnte er ihre Gedanken, denn sein Colorit wurde wärmer und in seine Augen kam ein gelbes Licht, über welchem Frau von Wendelow ganz und gar vergaß, weiter zu sprechen.

Da wurde der Arzt gemeldet, und der junge Mann am Ofen entfernte sich wortlos. In der Thür begegneten sich die beiden Männer; der Doctor warf dem Anderen im Vorübergehen einen prüfenden, scharfen Blick zu, den dieser jedoch nicht beachtete.

„Die neue Acquisition?" fragte er nach den ersten Begrüßungen, indem er sich zur Thür umwandte.

„Sie meinen den Lehrer meiner Kinder?" entgegnete sie kühl.

„Wie macht er sich?"

„Darüber läßt sich noch nicht urtheilen," antwortete sie, das Thema abbrechend.

Die Art und Weise der Frage hatte sie offenbar verletzt, so daß sie nicht mehr Lust hatte, dem Doctor mitzutheilen, was sie sich am Morgen ausgedacht, nämlich, daß sie durchaus gesund werden wolle, und daß er das Unmögliche an ihr versuchen müsse.

Sie sagte statt dessen: „Und wie geht es bei Ihnen?"

„O, viele Sorgen, wie immer. Die Aelteste hustet, meine Schwester liegt mit ihrer Migräne schon seit drei Tagen; Sie wissen gar nicht, wie gut Sie es haben, so ein ruhiges, behagliches Haus!"

„O, Doctor," sagte sie verletzt, „ich bin wohl die Letzte, welche Sie beneiden dürften!"

„Warum? Weil Sie einmal Unglück gehabt haben? Aber die meisten Menschen haben mehr als eins!"

Sie schwieg, und er fuhr fort, über sein Haus zu klagen, und griff dann nach seinem Hut.

„Also Alles beim Alten?" fragte er beim Fortgehen.

Sie erwiderte: „Ja," ohne alle die Fragen an ihn zu richten, die sie auf dem Herzen gehabt hatte, und er trat hinaus. Draußen aber mußte er sich eines anderen besonnen haben, denn er wandte sich um und fragte an der Thür das Mädchen, wo der neue Hauslehrer sei? Sie wies ihn in's Schulzimmer. Hier traf ihn der Doctor, wie er auf und abgehend, seinen Schülern ein deutsches Gedicht dictirte. Nachdem er sich ihm vor-

gestellt hatte, fragte er ihn etwas brüsk: „Könnten Sie den Kindern nicht eine kleine Pause gewähren?"

„Ach ja!" rief Erich und sprang schon auf.

„Wie Sie wünschen," antwortete der junge Mann zögernd.

„Dann vorwärts, Kinder, in den Garten auf eine Viertelstunde," rief der Doctor, nahm ohne weiteres Platz und wies auf einen zweiten Stuhl mit einer so bewußten Herablassung, daß der jüngere Mann, dessen Gesicht sonst so unbeweglich war, leise die Augenbrauen zusammenzog.

„Sie sind hier in keiner leichten Stellung," begann der Arzt.

„Ich finde sie angenehm," entgegnete der Angeredete kühl.

„Weil Sie kaum angekommen sind. Frau von Wendelow ist im Grunde eine ausgezeichnete Frau, aber höchst nervös und reizbar."

Der junge Mann schwieg.

„Darauf müssen Sie Rücksicht nehmen, sie ist eben krank, oder glaubt es wenigstens zu sein."

Er erwiderte noch immer nichts, obgleich er gern gefragt hätte, was das eigentlich für eine Krankheit wäre; aber er wollte dem tactlosen Manne nichts verdanken, nicht einmal eine Aufklärung.

„Sie nimmt immer die Partei der Kinder. Wie hat die frühere Erzieherin, Fräulein Schulz — eine ausgezeichnete Dame, mit der meine Schwester innig befreundet ist — darunter gelitten! Unsertwegen hat dieselbe es zwei Jahre ausgehalten, aber länger ging es eben nicht. Für Sie, einen Mann, ist die Stellung einer nervösen Frau gegenüber allerdings leichter."

„Inwiefern?" fragte er scharf.

„Nun, einem Manne gegenüber sind solche Frauen meist milder."

„Das verstehe ich nicht."

„Er imponirt ihnen mehr. Das war ja auch das Unglück in dieser Ehe, daß sie sich Alles gefallen ließ; sonst wäre es nie so weit gekommen!"

„Von diesen Dingen weiß ich nichts; und sie gehen mich auch nichts an, da ich mich nicht mit der Mutter, sondern einzig mit den Kindern abzugeben habe."

„Das glauben Sie; aber die Schwierigkeiten Ihrer Stellung kommen eben von der Mutter!"

„Nun, ich bin ja nicht gebunden, ich kann jeden Tag mein Bündel schnüren", meinte er leichthin.

„Bei solcher Denkart," fiel der Doctor lachend ein, „werden Sie gut durch die Welt kommen — doch ich will nicht länger stören." Er stand auf; aus diesem Menschen war nichts herauszubekommen, wenigstens nicht so schnell. Darum nahm er seinen Hut und ging fort.

Rieger ging noch eine Weile im Zimmer auf und ab, ehe er die Kinder hereinrief. Was konnte der Doctor gewollt haben? Er hatte ein unbehagliches Gefühl, das er sich nicht erklären konnte. Bald aber schlug

er es sich aus dem Sinn: was ging ihn Frau v. Wendelow und ihr Arzt, ihre wirkliche oder eingebildete Krankheit weiter an? Er nahm sich vor, hinfort die Abende auf seinem Zimmer zu verbringen und zu arbeiten.

Eine Woche hindurch führte er das wirklich aus, bis sie ihn einmal direct aufforderte, ihr etwas vorzulesen.

„Sie halten mich nicht für unbescheiden?" fragte sie und sah ihn prüfend an. „Sie wollen nicht etwa arbeiten?"

„Ich lerne ja auch hier," entgegnete er ausweichend.

„Bitte," sagte sie roth werdend, „thun Sie mir das nicht an, gegen Ihren Willen bei mir zu bleiben; denken Sie nur, wie mein Stolz bei dem Gedanken leiden würde!"

Dabei traten ihr die Thränen in's Auge.

„Ich bin sehr glücklich, wenn Sie mir gestatten, Sie zu unterhalten!" beeilte er sich zu sagen und nahm einen Band Goethe zur Hand. „Sie erwähnten gestern seine Sprüche — soll ich Ihnen einige vorlesen?"

Er sah sie nicht an, damit sie ihre Thränen schnell verschlucken könnte; als sie ihm aber nicht antwortete, blickte er doch auf. Die ersten Thränen waren über ihre Wangen gerollt, aber schon sammelten sich neue in ihren großen Augen. „Verzeihen Sie mir; aber es ist ja so natürlich, wenn ich überempfindlich bin!"

„Gewiß, es muß schrecklich sein, immer krank dazuliegen."

„O nein, nicht darum! Ich meine, wegen der traurigen Erfahrungen, die ich gemacht habe —"

Er sah sie verblüfft an.

„Hat man es Ihnen denn nicht gesagt, ehe Sie die Stellung in meinem Hause antraten?"

„Was denn?"

„Daß ich keine Wittwe bin, sondern eine verlassene Frau!"

Sie weinte nicht mehr, sondern sah ihn gespannt an; aber in seinem Gesichte regte sich nichts, er blickte vor sich herunter, und seine Hände spielten mit dem Buche.

„Hatte man es Ihnen wirklich nicht gesagt?" fragte sie noch einmal.

„Nein," antwortete er kurz.

„Unglaublich, nicht wahr?" sagte sie, und ihr Mund zog sich steif und fest über den kleinen Zähnen zusammen. „Unglaublich, daß eine Frau wie ich verlassen werden kann!" Sie lachte höhnisch auf. „Ich hätte es auch nie geglaubt, aber es ist doch wahr!"

Das Lachen war verschwunden; eine furchtbare Müdigkeit lag auf dem Gesicht, als Rieger sie nach einigen Minuten des Schweigens anblickte. Er wußte nichts zu sagen, und sie schien es auch nicht zu erwarten, denn wieder begann sie, vor sich hin starrend: „Hätten Sie ihn gekannt, so würden Sie begreifen, daß ich daran zu Grunde gehe!"

Plötzlich mußte sein Schweigen ihr auffallend sein. „So sagen Sie

doch etwas! Sagen Sie, daß ich nicht zu Grunde gehen darf, der Kinder wegen! Irgend so einen Brocken, den alle Welt mir vorwirft! — Finden Sie denn kein Wort? Stößt es Sie so sehr ab, erscheint es Ihnen unweiblich, daß ich Ihnen, dem Fremden, dem jungen Manne, mein ganzes Leid vorklage?"

Bei diesen wild herausgestoßenen Worten sah sie so verändert aus, daß er sie wie gebannt betrachten mußte.

„Was soll ich reden über Dinge, die ich nicht verstehe? Ein Mann, der seine Frau verläßt, ist ein Schuft; und wie man an solchem Manne hängen kann, vermag ich nicht zu begreifen!"

„Sie haben ihn eben nicht gekannt," sagte sie weich und leise, „und ich muß doch auch viel Schuld gehabt haben — seit wie vielen Tagen und Nächten grüble ich darüber nach! Worin lag sie nur? Ich finde sie nicht! Aber sie muß dagewesen sein — auf beiden Seiten!"

„Warum? Wenn der Habicht die Taube frißt, was ist die Schuld der Taube?"

„Das verstehen Sie wirklich nicht," entgegnete sie, „und jedenfalls war ich keine Taube."

„Erich glaubt aber, daß sein Vater todt ist."

„Das soll er auch," unterbrach sie ihn. „Wenn Sie wüßten, mit welcher Angst ich in den Zügen meiner Kinder suche, ob auch keine Aehnlichkeit darinnen liegt! Wie oft giebt eine Bewegung des Kopfes, eine Intonation der Stimme mir einen Stich in's Herz, weil sie die des Vaters sind — besonders bei meinem Mädchen! Ach Gott, die Natur kann doch nicht so grausam sein und Aehnlichkeiten mit dem Manne schaffen, der kein Verdienst an meinen Kleinen hat, nur die Schuld an ihrem Sein! Giebt es denn Vaterrechte ohne Vaterpflichten? Aber nicht wahr," brach sie ab, „welche Romangeschichte! Nun graut Ihnen vor mir? Sie wären, hätten Sie das gewußt, nicht in mein Haus gekommen? — — So sprechen Sie es doch aus, ich weiß es, ich sehe es an Ihren Augen! — — Und nun wissen Sie auch, warum und seit wann ich gelähmt bin!"

Er konnte kein Wort herausbringen, es war ihm wirklich, als ob sie eine Andere geworden wäre, als ob sie gar nicht zu seiner Welt gehörte.

„Wie lange sind Sie es?" fragte er schließlich.

„Es sind etwas über drei Jahre vergangen, daß er mich um einer seiner Geliebten willen verließ — er glaubte es ihr schuldig zu sein — eines Bastards wegen," sagte sie kalt.

Mark hätte gern mehr gewußt, aber es war nicht seine Art, zu fragen. So blätterte er in den Goethe'schen „Sprüchen in Prosa". Er las laut: ‚Der Handelnde ist immer gewissenlos: es hat Niemand Gewissen als der Betrachtende.'

„Das verstehe ich nicht," sagte sie, und seine Art und Weise war ihr plötzlich ganz verhaßt.

Ihr war, als habe man sie auf offene Wunden getreten. Wie hatte sie sich nur vor dem Manne solche Blößen geben können? Dabei hatte sie das Gefühl, als könne sie jetzt nicht zurück, als müsse sie mehr sagen, als sei es doch nicht möglich, daß er gar kein Interesse für sie hege. Oder war sie nur so erregt, daß sie ihrer selbst wegen sprechen mußte?

„Eine schöne Frau zog ihn immer an — er hatte ja eine Künstlernatur! Ich war nie schön, obgleich er mich natürlich einmal schön gefunden haben muß; vielleicht war das der Grund, und ich war heftig und meinte, weil wir uns liebten, dürfte ich ihm Alles sagen — verstehen Sie das? Nein, Sie brauchen nichts zu antworten, ich sehe es schon. — Und dann meinte ich, der Mensch könne, was er wolle; er jedoch, er wollte immer Alles, was er irgend konnte, und noch mehr. Das müssen Sie Alles bedenken, wenn Sie den Knaben erziehen," setzte sie hinzu. „Falls er dem Vater ähnlich wird — dann — dannbringe ich ihn um, ihn und mich!"

Sie bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen. Rieger saß da und wußte nicht, wie das Gespräch in ruhigere Bahnen zu lenken sei. War dies dieselbe Frau, die bisher Tag für Tag so ruhig und lächelnd, ihm weit überlegen, mit ihm gesprochen? die mit dem Leben fertig sein, die nur noch für ihre Kinder leben wollte? Wie war das Bild verzerrt, das er sich von der still trauernden Wittwe gemacht! War sie ihm menschlich näher gerückt, nun da er sie in ihrer ganzen leidenschaftlichen Unvollkommenheit gesehen hatte? Er wußte es nicht, er wußte nur, daß er aus der Peinlichkeit befreit sein wollte, sie derart sich gegenüber zu sehen; aber er konnte nicht zuerst sprechen.

„Das heißt man ‚nervös', Herr Rieger," sagte sie plötzlich mit veränderter Stimme. „Haben Sie sich die Nerven so vorgestellt?"

„Ich habe mir überhaupt keine Vorstellung von Nerven gemacht," entgegnete er und stand auf.

„Ich schäme mich so, derart mit Ihnen gesprochen zu haben; können Sie mir denn nicht darüber forthelfen? Scheine ich Ihnen verächtlich?" fragte sie leise.

„Nein; aber so furchtbar unglücklich, daß ich wortlos davorstehe."

„Ich danke Ihnen für die Aeußerung, — und nun wollen wir uns für heute trennen. Uebrigens, warum fahren Sie nie in die Stadt? Reizt das Theater Sie nicht? Oder all die Bierpaläste? Ich wollte Ihnen das schon lange sagen. Sie wissen, die Pferdebahnen fahren bis spät in die Nacht hier hinaus, und junge Männer bleiben doch eigentlich ungern Abends zu Hause!"

Er verbeugte sich und verließ sie.

Als sie allein war, brach sie zusammen.

„Was ist es nur, das Alles wieder lebendig macht, als ob es gestern

geschehen wäre! Ich darf nie wieder den Abend mit ihm allein zubringen; sein Gesicht reizt mich zum Reden, und ich will nicht!"

Mark ging unterdessen in seinem Zimmer auf und ab. Er hatte vergessen, sich seine Cigarre anzuzünden; er dachte nur, daß er den Mann aufsuchen müßte, wo er auch sei in der Welt, und ihn erwürgen.

* * *

Es war Sonntag, und Frau von Wendelow hatte mit ihren Kindern Lotto gespielt um Knallbonbons und andere Süßigkeiten. Mark Rieger, der dazu gekommen war, machte der Mutter Abends den Vorwurf, daß sie die Kinder zu sehr verwöhne. Sie aber meinte lachend: „Ich weiß, wie Sie zu der Bemerkung kommen. Der Doctor hat sie auf dem Gewissen."

Da Mark gerade an des Doctors Ausfälle hatte denken müssen, so nickte er halb lächelnd.

„Dabei ist," fuhr sie fort, „sein Vorwurf nur so eine kleine männliche Rache dafür, daß ich seine Anbetung nicht erwiederte. Und ehrlich gestanden, es wäre doch zu viel verlangt gewesen, daß ich mich für ihn hätte begeistern sollen!"

„Warum?" fragte er, um ihr zu widersprechen. „Ich glaube, es ist ein ehrenhafter Mann."

„Aber bei der Liebe kommt es auf Ehrenhaftigkeit meist nicht an! Liebe schert sich nicht um unsere Einsicht und unseren Willen!"

„Was nennen Sie Willen?"

„Was Jeder so nennt! Bleiben Sie mir mit Ihren philosophischen Spitzfindigkeiten fern! Ich weiß, Sie wollen wieder an unser Tischgespräch anknüpfen; aber ich kann nicht anders — nennen Sie es einen Mangel meiner geistigen Organisation — ich kann nicht an der Freiheit des Willens zweifeln."

„Und mein ganzes ethisches System ist auf der Unfreiheit desselben aufgebaut!" entgegnete er.

„Aber ich weiß doch, daß ich oft im Leben etwas hätte thun mögen, was ich nicht gethan habe, weil meine Vernunft stärker war als mein Wunsch, Trieb, oder wie Sie es sonst nennen!"

„Sehen Sie! Sie konnten also nicht, was Sie wollten; Sie mußten genau so handeln, wie Sie handelten!"

„Es bringt mich aber außer mir, wenn Sie das sagen! Denken Sie sich, jetzt, gerade jetzt hätte ich die allergrößte Lust, eine furchtbare Dummheit zu machen; aber ich mache sie nicht, denn ich darf nicht!"

„Dann haben Sie eben keine Lust!"

Ihr Blick streifte ihn flüchtig; so herausgefordert pflegte sie meist mehr zu sagen, als wahr war. Und doch wäre es in diesem Augenblicke Wahrheit gewesen, wenn sie ihm gesagt hätte, sie stände im Begriff, sich in ihn zu verlieben! „Wahrheit ist aber doch nichts Vorübergehendes; und

Wahrheit, die nur kurze Zeit Stich hält, ist direct Unwahrheit!" Das flog ihr durch den Sinn, während sie den Blick zu ihm zurücklenkte. War es nur die Wirkung ihrer eigenen Gedanken, daß er ihr plötzlich verändert aussah, oder war es wirklich? Seine Augen hatten sich mit einem Schleier überzogen, und statt des klaren Strahls flackerte in ihnen ein unsicheres Licht; er vermied augenscheinlich ihren Blick. Hatte er wirklich, mit der Feinfühligkeit seltener Menschen, das Unausgesprochene verstanden?

Dabei wurde es heißer im Zimmer, von Augenblick zu Augenblick.

„Wir wollten, glaub' ich, etwas lesen," meinte sie beklommen, um das peinliche Schweigen zu brechen. Er reichte ihr wortlos ein Heft, das vor ihm gelegen hatte, über den Tisch; sie schlug es aber nicht auf. Es war ein merkwürdiges Wohlgefühl, ein berauschender Zauber in diesem Schweigen, das sie sich nicht fähig fühlte zu brechen — trotz der eigenartigen Angst, die ihr das Blut in den Kopf trieb und die Brust zuschnürte. Warum aber schwieg er? Er hatte doch nicht genau dieselben Empfindungen?

„Ich kann, was ich will," sagte sie plötzlich laut, wie im Aerger; „und ich will nicht lesen!"

„Wir können ja auch reden," meinte er, und seine Stimme, die gleichgültig klingen sollte, hatte etwas Tonloses.

Reden, wenn so viel Unaussprechbares in der Luft lag! Jeder Gegenstand, der ihr durch den Kopf flog, war ein brennender. Und doch mußte sie, nicht er, diese Atmosphäre reinigen! Nur Ein erlösendes Wort!

Da klingelte es. Statt der Freude über diese Störung legte sich eine große Enttäuschung auf ihr Herz. Sie hatte aus jener Stimmung herausgewollt, aber nun schien es ihr, als habe sie einen Augenblick des Glücks nicht ausgenossen!

Doch es kam kein Besuch; der Diener legte die Zeitung, welche eben abgegeben war, auf den Nebentisch.

„Wollen Sie lesen?" fragte sie und reichte ihrem Gegenüber das Blatt.

„Die Depeschen über Bulgarien möchte ich mir ansehen," entgegnete er zu ihrer großen Enttäuschung.

Nachdem er schnell das Gesuchte durchflogen und die Zeitung vor sich hingelegt hatte, wie sie vorhin das Heft, fragte er: „Interessirt es Sie nicht?"

„Nein, nicht mehr! Früher versuchte ich noch mit meinen Nebenmenschen mitzufühlen; es sind mir aber zu viele geworden, mein Herzschlag reicht nicht mehr aus."

„Meinen Sie, daß sich die Menschheit in den letzten Jahren so abnorm vermehrt hat?" fragte er lächelnd.

„Das nicht, aber mein Herzschlag hat sich vermindert, ich habe mich egoistisch in mich selbst eingesponnen, ein Zeichen des Alters!"

„Meistens ist die Jugend selbstsüchtiger als das Alter."

„Dann ist es vielleicht der Rest Jugend in mir. Ich rede so gern

von meinem Alter, weil ich selbst noch kein Gefühl davon habe — übrigens erst seitdem Sie bei mir sind; vorher kam ich mir immer noch jung vor, da ich nur mit viel Aelteren verkehrte. — Ja," sagte sie, wie zu sich selbst, „ich begreife eigentlich gar nicht, wie ich überhaupt dazu komme, mich mit Ihnen zu messen, zu vergleichen? Man vergleicht doch nur Gleichartiges."

„Es ist eigentlich keine Schmeichelei für mich, daß Sie uns für so verschieden erklären!"

„Und doch beabsichtigte ich eine solche. Ich stelle Sie weit über mich; ja, die Freude, die ich an Ihrer Gesellschaft habe, würde aufhören, sobald ich das nicht könnte! Es war mir immer Bedürfniß, zu Anderen aufzublicken; und da ich keine Götter mehr vorfand — ich bin zu spät geboren, unter Epigonen — so machte ich sie mir selbst. Man sieht ja immer nur im Anderen, was die eigene Natur verlangt, wodurch sie sich ergänzt; und da der meinen viel fehlte, so mußte ich mir viele Götter machen. Sehen Sie Mark, deshalb verstehe ich die Anderen so gut, und obgleich ich bin, was man eine sittenstrenge Frau nennt, so verstehe ich selbst diejenigen, auf welche man sonst herabzublicken pflegt. Dies ewige Suchen und sich im Suchen Verlieren ist nichts Kleines, es ist eins der besten Erbtheile der Menschennatur in ihrer ursprünglichen Anlage, es ist der Ausgang alles unseres Könnens und Wissens! Wie weit sich das Individuum dabei verliert, ist der Natur sehr gleichgültig! Aber ich halte Ihnen einen etwas verwirrten Vortrag, der eigentlich gar nicht in unser Gespräch paßt — wie kam ich nur dazu? Ach, ja, ich wollte Ihnen sagen, warum ich Sie über mich setze: Weil Sie rein sind, und ich schon durch so viel Schlamm gezogen worden bin!"

Er schwieg; aber dunkle Röthe zog ihm bis in das seidige, fast farblos helle Haar. Sie folgte der Blutwelle mit den Augen und erröthete dann auch.

„Als wir einmal von der Männerwelt im Allgemeinen sprachen, und Sie meinten, es gäbe Männer, die zu viel auf sich hielten, um sich je wegwerfen zu können," fuhr sie fort und sah mit den Augen an der Wand entlang, als wollte sie dieselbe mit dem Blick glätten und all die Bilder von ihr abstreifen; „da habe ich das Mädchen beneidet, das einst Ihre Frau werden wird — so beneidet, daß ich es schmerzhaft wie einen Stich in die Brust fühlte. — Ich war ja im Leben meines Mannes doch nur die so und so Vielte, weder die Erste noch die Letzte! — — Jetzt wollen wir uns aber Thee bringen lassen," setzte sie hinzu, „und nicht mehr schwatzen! Es hat ja eigentlich das Alles keinen Werth, oder nur für so eine sentimentale Kranke, die mit der Blendlaterne plötzlich ein Stück Leben beleuchtet und sich einbildet, daß all das Andere, weil es gerade im Dunkel liegt, überhaupt nicht da sei. — Hat eigentlich die Liebe Wichtigkeit im Leben oder nicht? Ist sie wirklich die Axe, um die sich die alte Welt dreht, oder

haben die Anderen recht, die in ihr nur jene fata morgana erblicken wollen, jenes Trugbild, hinter dem die Natur ihre dunkelen Zwecke verbirgt? Sie verstehen mich doch? — Wenn ich von Liebe spreche, meine ich, wie wir Frauen meistens, nur die geistige Liebe, welche an dem rohen Körperlichen ersterben würde, welche nichts mit Schopenhauers Fortpflanzungs-Ideen zu thun hat; die Liebe, deren äußerste Verirdischung ein im Sterben gegebener Kuß wäre — etwas, worüber der gröbere Mann lacht, bis er selbst es einmal empfindet; die Liebe, welche keines Körperlichen zu ihrer Bethätigung bedarf, da sie aus einer anderen Sphäre hinüberleuchtet in diese rohere Welt der Erscheinungen! Sie lachen schon? Selbst Sie — den ich eben noch reiner als mich genannt? Nehmen Sie sich in Acht, daß ich Sie nicht zu den Männern werfe!"

„Werfen Sie mich zu ihnen, das wäre nur richtig!" meinte er. „Und was Liebe bedeutet, ob sie etwas bedeutet, fragen Sie nicht mich; ich habe sie nie erfahren!"

„Wirklich nicht? In keiner Form?"

„Nein, in keiner!" erwiderte er.

Doch sie hielt es für eine Nothlüge: wie konnte man aber auch Fragen stellen, auf die man doch keine aufrichtige Antwort bekam? Das war wieder einer ihrer unausstehlichen Frauenzüge, die sie ablegen mußte! Hatte er nicht erst kürzlich gesagt, derartiges verheimliche man seiner eigenen Mutter, seiner Schwester, seinem Bruder, Allen! Er war gewiß verlobt!

Ihre Gedanken flogen hinüber in seine nordische Heimat, und ihr war, als sähe sie hinter den kleinen Scheiben eines alten Patricierhauses ein rundes Gesichtchen, welches mit seinen großen Kinderaugen über dem reizenden Stumpfnäschen weg sehnend in die Ferne schaute. Ja, das war „Sie", und der ganze Duft des Nordens lag auf ihr. — Wie jedesmal, wenn sie ihren Willen nicht durchsetzen konnte, hatte sie auch damals die kleine Faust geballt und ganz ungehörig mit den Füßchen gestampft, als Mark in die Ferne gezogen war und ihr geschrieben hatte, warum. Sie sah es nicht ein, daß ihr Geld zwischen ihnen stehen sollte, sie war doch weit stolzer auf ihn gewesen als auf ihre Thaler? Ja, sie würde auf ihn warten, und endlich würden sie getraut werden in dem Dome mit der schönen Holzschnitzerei, von der er kürzlich gesprochen, und die Poesie erster Liebe und junger Ehe würde ihn der Erde entrücken! —

Auf wie lange? — Das fragte sich die Frau, deren Augen jetzt nur noch träumerisch auf ihm ruhten. O, nicht auf lange! Die entsetzliche Prosa des Lebens, der entnüchternden Täglichkeit würde den Zauber verschlingen. Nachher, nach einigen Jahren, würde er ein glücklicher Familienvater sein, wie Hunderttausende. Das Maikraut ist nur duftig, ehe es zur Blüthe kommt; aus den reizvollen Heckenrosen reifen Hagebutten! Aber dem Lauf der Entwickelung kann Keiner entgehen, und Entwickelung ist nicht immer Vervollkommnung. Wie schade, wie jammerschade! Auch er mußte

das Alles durchmachen, wie jeder Andere. Er sehnte sich ja nach der abstumpfenden Behäbigkeit des Lebens, er glaubte nicht, daß das wahre Leben dort aufhört, wo so Viele meinen, daß es begänne!

Warum hatte es aber für sie nicht aufgehört? Warum hatte ihr die Prosa des Täglichen das Herz nie ausfüllen können; warum meinte sie, daß nur sie allein an der Quelle des Ewigen getrunken habe?

„Sie sind müde," unterbrach er plötzlich ihren Gedankengang und stand auf. Sie entgegnete nichts, und er ging fort. Nun träumte sie weiter.

Sie wußte wohl, warum sie eine so gute Meinung von sich hegte — weil Er, der ebenso Gehaßte wie einst Geliebte, sie von ihr gehegt hatte. Und jetzt, wo sie allein war, wo vor dem nüchternen Bilde, das sie sich von Marks Zukunft gemacht, die ganze unreale Poesie des Gefühls verraucht war, welches heute Abend zwischen ihm und ihr emporgestiegen war, jetzt dachte sie zum ersten Male wieder mit Haß an den Mann, an dessen unwandelbare Liebe sie einst geglaubt, und der doch nach ihr Anderen gehört, der in ihrem Arm von Anderen geträumt und der sie verrathen und verlassen hatte! Ja, mit ihm hatte es für sie keine Prosa gegeben, sein Zauber war bis zur letzten Stunde unvermindert geblieben — aber wohl darum hatte die Dauer gefehlt!

* * *

„Weshalb bin ich hier immer so müde?" fragte sich Mark am nächsten Morgen, als er den wirren blonden Kopf in das eiskalte Wasser getaucht hatte, um seine brennenden Augen zu kühlen. „Weshalb? Doch wohl, weil ich hier schlecht schlafe! — Aber weshalb schlafe ich nicht wie sonst und anderswo?"

Er beendete seine Toilette und begab sich in's Frühstückszimmer, durch welches sein suchender Blick hastig glitt, um etwas enttäuscht an seinen beiden Zöglingen haften zu bleiben. Diese hatten auf ihren Lehrer gewartet, um mit ihm gemeinschaftlich frühstücken zu können. Jetzt erhoben sie sich, gaben ihm die Hand und wünschten ihm guten Morgen.

„Guten Morgen, Kinder!" antwortete Mark, etwas zerstreut und wie von oben herab — er kam sich ganz neuerdings so unendlich viel älter vor als sie. „Eure Frau Mama schläft wohl noch?" begann er, sich auf seinen Stuhl setzend, aber die Augen und Ohren nach der Thür gerichtet, ob er nicht das Knarren des Rollstuhles vernähme, auf dem die Kranke sich gewöhnlich an den gemeinsamen Frühstückstisch schieben ließ.

„Ja, Herr Rieger," sagte Käthchen, denn Erich hatte bereits den Mund zu voll, um antworten zu können.

„Ich guckte eben in Mama's Zimmer hinein; sie rührte sich noch nicht, sie schläft oft Morgens noch einmal ein, wenn die Nacht schlecht war."

„Natürlich!“ sagte Mark; schweigend trank er seinen Kaffee und stand auf, um in's Schulzimmer zu gehen.

Wie angenehm warm war es dort schon; die Sonne blickte gerade mit ihren ersten Strahlen durch's Fenster, und draußen, im Garten hinter dem Hause, zeigten sich nur noch unter den Sträuchern und Hecken Spuren des vergänglichen Märzschnees. Mark trat an's Fenster, blickte scharf auf das an der Außenseite befestigte Thermometer, nachdem er sein Auge zuvor in die richtige Höhenlage gebracht — aber er that es nur aus Gewohnheit, er sah gar nicht, daß der Endpunkt des Quecksilberfädchens auf 5° über Null stand. Er gähnte, fuhr sich mit der Hand durch die Haare und fragte: „Was haben wir heute Morgen?“

Diesmal war es der Junge, welcher antwortete; das Mädchen schaute gespannt zum Hauslehrer hinüber, für den sie extra eine halbe Stunde früher aufgestanden und in den Garten hinaus gehuscht war. Unter dem Schnee, in der Ecke hinten am Hagebuchenzaun, wußte sie die ersten Schneeglöcklein: die hatte sie für ihn gebrochen, in ein niedliches Sträußlein zusammengebunden und auf seinen Platz hingelegt — und nun — nun hatte er sie nicht einmal angesehen! —

„Zuerst haben wir Rechnen,“ hatte Erich auf die Frage Marks erwidert.

„Aber Erich, wie kannst Du so etwas sagen?“ rief Käthchen, ohne auf das Winken ihres etwas ängstlich aussehenden Bruders zu achten. „Du weißt doch, daß wir am Montag Morgen zuerst immer Religion haben!“

Der Knabe ward roth und schwieg. „Deine Schwester hat recht! — Nun Erich, fange Du an!

Und Erich fing mit beklommenem Herzen und unsicherer Stimme an, den dritten Artikel herzusagen, mechanisch und ohne Rücksicht auf den Sinn, wie Kinder meistens thun. Als er aber an's: „Was ist das?“ kam, verwickelte er sich, gerieth in eine falsche Reihe, merkte es, begann von Neuem, wurde wieder fest, und schließlich, zumal da er das Auge des Lehrers auf sich gerichtet wußte, schwieg er in absoluter Verwirrung.

„Nun Erich?“

Er sah halb trotzig auf. „Aber Fräulein Schulz half uns immer beim Aufsagen — sie sagte uns immer ein Wort — — — bei ihr brauchten wir es nicht besser zu wissen — — —“

„Aber bei mir!“ sagte Mark, und sein Auge war so finster, daß der Junge die trotzige Miene so schnell wie möglich wieder aufgab; er hatte am Sonnabend überhaupt nicht gearbeitet, sondern den ganzen Nachmittag gespielt.

„Käthchen, zeig' Deinem Bruder einmal, wie man lernen muß!

Das Mädchen erröthete vor Stolz und Vergnügen und sagte ihr Pensum ohne Fehler und Anstoß auf. Die Stunde nahm ihren Fortgang:

Käthchen wußte die Fragen immer richtig zu beantworten, Erich fast nie; ihr frisches kleines Kindergesicht strahlte vor Eifer und Vergnügen, und die Religionsstunde ging ihr viel zu früh zu Ende.

Dann kam das Rechnen an die Reihe. Mark begnügte sich damit, die hin und wieder an ihn gerichteten Fragen zu beantworten, und schritt für's Uebrige langsam auf und ab, achtlos die Schneeglöcklein in der Linken drehend und hin und wieder gähnend. Ja, es war zweifellos, das Unterrichten machte ihm nicht mehr das Vergnügen wie in den ersten Tagen. Morgens, wenn er aufstand, lag der Vormittag vor ihm wie eine weite, langweilige Ebene, ohne Baum und Strauch und Haus, und mit bleiernen Wolken drüber; er durchwanderte diese Ebene, weil er eben mußte, weil es sein Geschäft war und weil — ja, weil auf den Tag der Abend folgte, der Abend, den er am Ruhebett jener kranken Frau zubringen durfte! Er lebte nur für diesen Abend — und doch, was hatte er eigentlich davon? Hätte er nicht noch vor wenigen Wochen solches Leben für entsetzlich langweilig und öde gehalten? Hatte ihm nicht gegraust vor der Aussicht, den Tag mit geisttödtendem, halbem Müßiggang zubringen zu müssen? Sicherlich; nur in dem Wunsche seine zwar kleinen, aber ihn doch drückenden Schulden los zu werden, hatte er die ihm dargebotene Stellung angenommen. Die Abende, das war sein tröstender Gedanke gewesen, die Abende würden doch sein bleiben, die würde er verwenden zu seinen Lieblingsstudien oder zu seiner Zerstreuung. Ja, das war anders gekommen. Noch stand seine Bücherkiste unausgepackt da, noch war er keinen Abend ausgegangen, obwohl er die große Stadt Wien, deren Lichterglanz durch die Dunkelheit bis zur Villa herüberschien, noch so gut wie gar nicht kannte, und obwohl dort Vergnügen und Amüsement so leicht zu beschaffen waren.

Er lachte plötzlich leise vor sich hin, so daß seine beiden Schüler ihn verwundert anschauten. Er dachte: Jene wunderbare Frau, die so eifrig die Freiheit des menschlichen Willens zu vertheidigen unternahm, wie würde die mit einem Mal seiner ganz entgegengesetzten Ansicht beipflichten, wenn sie ahnen könnte, wie er unter ihrem Zauber gebannt und gefesselt lag, unfähig, sich davon loszumachen oder nur an irgend etwas Anderes zu denken als an sie, allein an sie! Aber gerade das durfte er ihr ja nicht sagen. „Mein einziger Trost ist," dachte er bei sich, „daß sie nicht ungestraft solche Tyrannei über mich aufrichten kann. Wirkung und Gegenwirkung sind gleich — in ihrer ganzen starken Eigenliebe lacht sie darüber, daß Jemand auf sie sollte Einfluß gewinnen können, ohne oder gar gegen ihren Willen — sie entflieht dem Verhängniß so wenig wie ich — aber was will dieses mit uns beiden, was hat es vor? Verliebt bin ich nicht, das weiß ich; es ist nur, als hätte sie mich hypnotisirt. Ich höre sie zu mir sprechen wie aus weiter, weiter Ferne, ich sehe sie wie durch eine Wolke hindurch und ich lasse sie ruhig sprechen — sie ist so

schön, wenn sie spricht! Soll ich aber, um irgend ein armseliges Wort zu sagen, auch einmal den Mund öffnen, dann muß ich mich gewaltsam dazu aufraffen; und daß es albern ist, was ich rede, ist nicht meine Schuld: sie hat es zu verantworten, sie holt die Worte aus mir hervor. — Wenn ich nur wüßte, was sie will? Fast kommt sie mir vor, diese gelähmte Frau, wie die Spinne im Netz, die auf ihr Opfer wartet. Es soll ja Frauen geben, die mit ihrer dämonischen Macht die Männer an sich locken, um mit ihnen zu spielen und ihnen das Herzblut auszusaugen, oder ihnen wenigstens tief in's Herz, in's innerste Selbst zu schauen und jede Faser ihres Wesens zu zerpflücken. Dann, wenn ihre Neugierde zufriedengestellt, ihre Langeweile für eine Zeitlang zerstreut worden, dann ist auch ihr Interesse verflogen, dann werfen sie uns dahin, wohin sie unsere Vorgänger bereits geworfen, in's Nichts. Sollte sie von diesen Frauen eine sein? Gott weiß! Aber bald werde ich's ja sehen. Und was dann? Unter demselben Dache mit ihr leben und sie nicht mehr sehen, sie nicht mehr sprechen hören, das hielte ich nicht aus, ich schnürte mein Bündel und ginge. — Dieser Doctor muß sie geliebt haben, darum beobachtet er sie so sonderbar, und auch mir warf er gestern so unverschämt forschende Blicke zu, daß mir das Blut zu Kopf stieg. — Die dreiste Vertraulichkeit, mit der er ihr die Hand küßte! Ich weiß wohl, das ist österreichische Sitte und bedeutet weiter nichts — ich habe noch keiner Frau die Hand geküßt in meinem Leben, aber ihr möchte ich sie küssen — nur daß es mir etwas anderes wäre als bloße Höflichkeit und Unterthänigkeitsform — von der Hand zum Munde ist ja kein weiter Weg!"

Sie lag währenddessen noch im Bett; sie dachte an ihn und sprach mit ihm. Wohl wußte sie, daß sie nur aufzustehen brauchte, um wirklich mit ihm zusammen zu sein; aber sie konnte sich nicht von seinem Bilde losreißen, das ihrer Einbildungskraft seine Scheinexistenz verdankte. Dabei ging sie mit sich in's Gericht. Was wollte sie, und was that und fühlte sie? Hatte sie schon einmal in ihrem Leben Aehnliches gefühlt? — Natürlich war es ihr erster Impuls, Nein zu sagen. Aber vielleicht war das acute Gefühl ein so ganz anderes als das nur in der Erinnerung lebende, und sie wollte sehr streng gegen sich sein. Konnte sich das, was jetzt ihr Herz beschäftigte, auch nur vergleichen lassen mit dem Gefühl, welches sie einst für ihren Mann gehegt? Jahre lang hatte sie an seiner Seite in der sogenannten großen Welt gelebt, und sie leugnete es nicht, oft hatte es ihr Freude gemacht, wenn sie Männern gefiel — freilich nicht etwa aus Gefallsucht und Eitelkeit, nur seinetwegen, um seiner würdiger zu erscheinen, denn ihr Herz hatte ihm ganz ungetheilt gehört.

Seitdem aber das Unglück in seiner ganzen Schwere sie heimgesucht hatte, glaubte sie in quälerischer Selbstreflexion ihr ganzes individuelles Sein erstorben — nicht für sich, nur noch für ihre Kinder hätte sie fortan zu leben! Und das sollte nun ein Irrthum gewesen sein?

Er selbst, über den sie zu Grunde gegangen, er selbst war es gewesen, der ihr stets gesagt, sie habe noch nie geliebt, immer nur sich lieben lassen. Sie hatte dazu gelacht und sich gewundert, was er wohl meinen könnte? Und sollte ihr am Ende jetzt das klar werden, was sie früher nie verstanden, sollte sie jetzt, wo sie sich nicht mehr jung nennen durfte, wo sie seit Jahren schon nur für ihr heranwachsendes Mädchen noch geträumt hatte, dem Zauber jener fremdartigen Macht verfallen, sich unter ihre Herrschaft begeben?

Es war ja nicht möglich! Und wer war es, mit dem sie jenen erdentrückenden Traum träumen sollte? Ein Mann, jünger als sie, in dem sie nur einen älteren Bruder ihres Knaben zu sehen geglaubt hatte! Eine förmliche Angst packte sie. Doch vielleicht beschwor sie die Gefahr für sich, nur dadurch herauf, daß sie sich vor ihr ängstigte? Und wovor fürchtete sie sich im Grunde? Vor Leid und Qual? Kannte sie deren nicht schon genug? War nicht durch sie ihr ganzes Herz durchfurcht? Gab es nicht auch Glückseligkeiten in diesem Gefühl, die sie jetzt schon ahnte? War es nicht eine Wonne, so ganz stille dazuliegen und an ihn zu denken, zu denken, wie sein Lachen ihm sonnig das Gesicht erhellte, und daß sie nur sich zu erheben brauchte, um ihn zu sehen? Ja, sie konnte sich vorstellen, daß sie ihm leise mit der Hand über die Haare führe, und sie durfte sogar in Gedanken ganz verstohlen seinen rothen Kindermund mit ihren Lippen streifen, ganz sachte, so daß er es gar nicht merkte. Das durfte sie; gerade, weil es nie geschehen würde. Dazu war ja ihr Wille da, den er nicht anerkennen wollte, weil er dessen Macht nicht ahnte! Vor einer Aeußerung ihres Gefühls fürchtete sie sich nicht, nein, an Selbstbeherrschung hatte es ihr ja nie gefehlt! — Und wenn sie so geistig mit ihm lebte, ohne daß er es ahnte, wenn sie sich ein Glück stahl, indem sie sich vorstellte, es wäre ihr eigen — doch nein, schon das war ein Raub! Nein, sie, die nicht nach dem Thun, sondern nach dem Denken die Menschen beurtheilte, sie durfte nicht einer Gedankensünde nachhängen.

Sie war dunkelroth geworden; diese Träume mußte sie von sich abschütteln! Sie klingelte, sie wollte sich anziehen lassen. Als aber ihr Mädchen kam, schickte sie es wieder fort: schon seit einigen Tagen hatte sie daran gedacht, einmal einen Schritt allein zu gehen; sie wollte den Versuch machen und war überzeugt, daß er gelingen würde, wenn Mark sie stützte — sollte nicht vielleicht die bloße Vorstellung, daß er ihr seinen Arm reichte, helfen können? War ihr doch jedesmal, wenn er ihr die Hand gab, zu Muth gewesen, als könnte sie an dieser Hand sich aufrichten und wandeln, als gäbe es etwas von dem magnetischen Einfluß, an den sie doch nicht glauben mochte! Auch die verlachte Jägersche Geruchstheorie fiel ihr immer in seiner Nähe ein; ihr war, als ob sie auch durch die Nasenflügel Kraft von ihm söge, wenn er ihr gegenüber saß! Er war so gesund und stark, sie so leidend und zart — war es nicht einfach natürlich?

Sie setzte ihre Füße auf und hielt sich mit beiden Händen fest; aber der Muth, sich aufzurichten, wollte nicht kommen. Noch saß sie auf ihrem Bett. „Ich kann doch, was ich will!" murmelte sie vor sich hin und erhob sich, in demselben Augenblicke aber stürzte sie auch zusammen, so daß sie ohnmächtig dalag, als das Mädchen wiederkam. Mit Hilfe des schnell herbeigerufenen Fräuleins brachte sie ihre Herrin in's Bett zurück.

* * *

Mark, der inzwischen seine Stunden beendet hatte, stand am Fenster und blickte hinaus. Als er den Arzt anfahren sah, ging er eiligst in den Garten hinaus, wo die Kinder spielten, um dem neugierigen Manne auszuweichen. Weder er noch die Kinder, mit denen er Springübungen machte, fanden in dem Kommen desselben etwas Sonderliches; erst als sie beim Frühstück nur drei Couverts gelegt sahen, wunderten sie sich. Käthchen stürzte hinaus in die Küche, um zu fragen, was geschehen, und kam mit der Nachricht wieder, Mama dürfte Niemand sehen und in den nächsten Tagen auch nicht aufstehen!

Trübe begannen sie ihr Mahl. Mark fühlte eine unerklärliche, sonderbare Angst, wie noch nie im Leben, ihm wurde heiß und kalt, und er begriff nicht, wie die Kinder gleich nach der Suppe schon wieder schwatzen und lachen konnten! Er hatte nie kranke Leute gesehen, wenigstens so weit er sich erinnerte, und jede Krankheit war ihm gleich mit dem Tode verwandt. Gut, daß der Nachmittag wieder Stunden und damit Arbeit brachte, sonst wäre er ihm gar nicht vergangen. Als er Abends auf seinem Zimmer saß, brachte ihm die Jungfer unerwartet ein offenes Briefchen. Verwundert betrachtete er es, ehe er es las; es enthielt nichts als: „Wollen Sie mir nicht ein wenig Gesellschaft leisten?"

Anfangs verstand er nicht, woher es kam; dann aber fragte er hastig: „Wo ist denn die gnädige Frau?"

„Im Salon; sie ist eben aufgestanden — der Doctor hat's verboten, aber sie wollte nicht hören."

Er antwortete nicht, sondern stand auf und ging.

Als er in den Salon trat, sagte sie: „Nur für Sie bin ich aufgestanden, denn mir war, als müßte ich Sie sprechen; in meinem Schlafzimmer darf ich Sie doch nicht empfangen!"

Sie hielt seine Hand fest, während er nichts zu entgegnen wußte als: „Geht es Ihnen wirklich besser? Sind Sie nicht sehr krank?"

„Wissen Sie, was ich gethan habe — aber nun setzen Sie sich erst! — ich habe zu gehen versucht, und es ging nicht." Sie lachte leise auf.

Er schwieg. „Und wissen Sie auch, warum ich zu gehen versuchte?"

Er schüttelte den Kopf und sah sie träumerisch an. Sie war auch schön anzusehen: über dem glänzenden schwarzen Haar trug sie ein weißes Spitzenhäubchen mit kleinen rosa Schleifen, und der weiße Kaschmir-

Morgenrock, der einen so hohen Kragen hatte, daß der Kopf halb darin stak, kleidete sie ganz besonders gut. Sie sah gar nicht so bleich und leidend aus wie sonst.

„Ja, weil — weil — eigentlich sind Sie daran schuld, — weil ich mir einbildete, Sie würden an die Macht meines Willens glauben, wenn ich plötzlich gehen könnte."

„Ich glaube auch so daran," erwiderte er leise und tonlos, „wenn auch in anderem Sinne als Sie —"

Sie verstand ihn nicht ganz, aber sie nahm seine Hand und maß an ihr die eigene, fast ohne zu wissen, was sie that; plötzlich jedoch wurde sie roth und ließ seine Hand wieder fallen.

„Wissen Sie, wie mein Mann mich immer nannte?" fragte sie. Er schüttelte den Kopf.

„Isa! Finden Sie das hübsch? Ich wünschte, daß Sie einmal Isa sagten!"

Er that es, und Beide schwiegen einen Augenblick.

„Ich glaube, ich könnte gehen, wenn Sie mir hülfen," begann sie wieder. Sie hatte ihre Selbstbeherrschung verloren: sie wußte gar nicht mehr, was sie sagte und that; der Rausch, in den seine Nähe sie versetzt hatte, machte sie willenlos, sie konnte sich seinem Einflusse nicht entziehen. Hätte er, wie es jeder Andere gethan haben würde, ein Wort, eine Bewegung des Entgegenkommens gemacht, der Rausch wäre verflogen; so aber, wo sie um jedes Wort von ihm erst werben mußte, war der Wunsch, ihm von Liebe zu sprechen, stärker in ihr als alle Ueberlegung. Bald hatte sie nur noch ein dumpfes Bewußtsein davon, daß sie etwas höchst Eigenthümliches empfand, daß dieser nicht zurückzudrängende Trieb, ihn anzurühren, Liebe sei; daran, daß er dasselbe empfände, zweifelte sie keinen Augenblick. Wie aber konnte das so urplötzlich in ihr geworden sein?

„Wollen Sie mir gehen helfen?" fragte sie noch einmal. Er sprang auf, umschlang sie und hob sie aus dem Rollstuhl — sie stand, fest an ihn gelehnt, denn er hielt ihre Schultern noch umfangen; sie wandte sich ein wenig mehr ihm zu und küßte ihn auf die Wange.

„Ich danke Ihnen," flüsterte sie.

„Ich hätte nicht gedacht, daß Sie so groß sind," murmelte er befangen.

„Sehen Sie, an Sie gelehnt kann ich stehen und" — sie machte einige Schritte, er folgte ihr — „auch gehen!" Dann aber setzte sie sich schnell, ihr ward schwindelig.

„Wissen Sie, was das ist?" fragte sie ihn, mit zurückgelehntem Kopf zu ihm aufschauend. Wieder nickte er nur wortlos.

„Das ist Liebe," sagte sie. „Hätten Sie sich die so schön gedacht?"

„Nein, Isa," flüsterte er und kniete neben ihr nieder. —

Sie wußte weiter gar nichts die ganze Nacht, als daß er „Nein, Isa" gesagt und neben ihr gekniet hatte. Gleich darauf war die Jungfer ein-

getreten, aber er hatte doch „Ja“ gesagt! Wie hatte es geklungen? Sie wiederholte es sich. Und wie war es gewesen, als er sie umfangen und mit seinem mächtigen Arm aus dem Stuhl gehoben hatte? Mit geschlossenen Augen konnte sie sich das Gefühl zurückrufen. Wunderbar! — Aber nicht er hatte sie geküßt, sondern sie ihn — ob er es wohl morgen thun würde? Er hatte gewiß noch nie eine Frau geküßt! Womit sollte sie es nur verdienen, daß sie seine erste Liebe war? Er hatte es zwar nicht gesagt, aber sie wußte es, daß er sie liebte. Es konnte ja nicht anders sein, sie liebten sich, als ob sie Beide Kinder wären, welche die Liebe erst erfunden hätten; es hatte noch Niemand vorher so lieben können — und damit schlief sie ein.

Er nicht! Lange durchmaß er hin und her wandernd sein Giebelzimmer, dann warf er sich schwer in den Schaukelstuhl. Und als er auch hier keine Ruhe fand, legte er sich, den Kopf auf die Arme gestützt, in die Fensterbrüstung. Draußen wehte kalte Frühlingsluft — er fühlte es nicht, ihm war siedend heiß.

Was sollte nun werden? Keinen Augenblick kam es ihm in den Sinn, die Frau verantwortlich zu machen. Sie war ihm eine Heilige, ein Kind, ein Engel! Aber er, was war er? Ein roher Mensch, der den einen Wunsch nur fühlte, diese Frau in seinen Armen zu zerdrücken, der sie nicht mehr sehen konnte, ohne sie berühren zu müssen! — Ja, nun er es sich überlegte, hatte er vom ersten Tage an den Wunsch gehabt, sie zu küssen. Mußte er sich nicht seiner selbst schämen, war er nicht ein wildes Thier? Wie war nur diese heiße Leidenschaft, vor der er sein Lebenlang keine Furcht gehabt hatte, so plötzlich in ihm erwacht? Sie ahnte ja nichts davon, Kind wie sie war; sie spielte ahnungslos mit dem Feuer, sie meinte, es wäre Jeder so rein wie sie!

Er hielt es im Zimmer nicht aus; so suchte er sich die Hausschlüssel, leuchtete sich vorsichtig die beiden Treppen hinab, ließ die brennende Lampe im Flur und schloß Haus und Gitter hinter sich zu. Er fühlte sich erleichtert, als er auf der Straße stand, und doch war ihm, als müsse er wieder zurück, als dürfe er sie nicht allein lassen in der dunkelen Nacht. Er ging jedoch vorwärts, die Chaussee entlang bis zur Stadt und kehrte erst beim grauenden Morgen gedankenlos vor Ermattung heim.

* * *

Sie konnte jetzt gehen, aber Beide behielten es noch für sich als ihr Geheimniß. Er hatte sie geheilt — durch seinen ersten Kuß oder durch die folgenden? Darnach fragte sie ihn lachend, wenn er, vor ihr knieend, mit ihren Fingern spielte, und sie sein blondes Haupt an ihre Brust drückte. Er schüttelte dann den Kopf, sah sie ganz verloren an und begriff nicht, daß sie lachen konnte, wenn sie vom Küssen sprach. Es war doch etwas Heiliges, und fern von ihr wagte er kaum daran zu denken, daß sich ihr

süßer Mund ihm hingegeben. Wenn er allein in seinem Zimmer war oder den Kindern Unterricht gab, wiederholte er sich immer nur die eine Frage: Was wollte sie aus ihm machen?

War er glücklich oder unglücklich? O, furchtbar unglücklich, wenn sie ihm von ihrem Manne sprach; und das that sie täglich und stundenlang! Schon wenn sie begann: „Hermann sagte immer" — dann schloß er die Augen, und eine Art Uebelkeit stieg in ihm auf, gleichsam vom Leibe her in den Kopf, so daß alles Blut ihm aus den Wangen wich. Auch ihr Tagebuch hatte sie ihm gegeben, er aber gab es zurück, ohne es bis zu Ende haben lesen zu können, so sehr haßte er den Mann, von dem sie ganz erfüllt schien! Was war denn er, Mark, dieser Frau?

Noch aber hatte er die Frage nicht ausgesprochen. Es war, als bannte sie ihn mit dem leisen Veilchengeruch, der sie umgab, als ob seine Gedanken sich in ihrer Nähe verwirren mußten. Wie konnte sie da so viel reden und in so klugen, scharfen Worten, wo ihm der Verstand verloren ging? Hatte sie ihn denn nicht lieb? Doch, sie sagte es ihm ja wieder und wieder, daß sie durch ihn ihr neues Sein bekommen! Es war ja auch richtig, denn sie konnte gehen, sie bewegte sich ganz frei, und seine Liebe hatte das bewirkt! O Gott, wie war sie schön, wie war sie jung und graziös, als sie ihm zum ersten Mal durch das lange Zimmer entgegenschwebte. Er war so demüthig stolz auf das, was er gethan: wirklich, sie war eine Andere, nicht mehr die Frau, in deren Nähe er schon einen Monat gelebt — diese war sein Werk!

„Ich weiß schon nicht mehr, daß ich einmal unglücklich war, Mark, und mir ist zu Muthe, als müßte ich Hermann von meinem Glück erzählen!"

„O, Isa, was hat er damit zu thun? Kannst Du ihn denn nicht aus Deinem Kopfe herausreißen!"

„Gewiß nicht; besonders jetzt nicht, wo mir immer ist, als wäre alles Unrecht auf meiner Seite gewesen; denn, siehst Du, ich habe ihn ja nie so geliebt wie Dich!"

„Bitte, sprich nicht von ihm, ich kann es nicht hören!" stieß er heraus.

Sie sah ihm plötzlich in die Augen. „Wird Deine Liebe auch nicht aufhören, wenn ich erst Deine Frau bin?"

„Meine Frau?" wiederholte er, „aber . . ."

Sie erbleichte und zog ihre Hand aus der seinen, er blickte erschrocken zu ihr auf. Er hatte sich oft genug gefragt, was wohl daraus werden würde, aber daran hatte er noch nicht gedacht. Sie wollte seine wirkliche Frau werden! Aber er konnte sich doch nicht verheirathen! Wie viele Jahre mußten vergehen, bis er eine Anstellung finden würde — und wenn auch, wie sollte er eine Frau erhalten — solch eine Frau! — und die beiden Kinder! Sie konnte überhaupt nicht die Frau eines Gymnasiallehrers werden; sie war nicht dazu gemacht, in einer realen und einer kleinen Welt

zu leben. Ihm schien, als wäre sie aus einem Zauberlande — ihre abgeschiedene Villa glich einem solchen. Sie war gewiß sehr reich und kannte solche Bedenken nicht; aber er konnte und wollte nicht von ihrem Gelde oder gar von dem ihres Mannes leben!

Sie suchte ihm seine Gedanken von dem Gesicht abzulesen. Ihre Stirn lag in tiefen Falten, und mit veränderter Stimme sagte sie: „Ich möchte Sie bitten zu klingeln; die Kinder sollen kommen!"

Er stand auf und vollzog ihren Befehl. „Darf ich hier bleiben?" fragte er leise.

„Wie Ihnen beliebt," entgegnete sie kühl.

„Was habe ich denn gethan?" erwiderte er traurig.

„Gethan?" Sie sah ihn groß und hochmüthig an. „Gethan gar nichts, ich will nur die Kinder sehen!"

„Isa," bat er flehentlich — er hörte schon Tritte vor der Thür.

„Was wünschen Sie, Herr Rieger?"

Er wandte sich ab, als der Diener eintrat und verließ das Zimmer.

Nach einer Stunde sandte sie ihm ein Zettelchen: „Verzeihen Sie mir! ich weiß, ich war im Unrecht. Ich redete mir ein, daß Sie mich beleidigt hätten, während ich genau weiß, daß Ihre Bedenken nur schmeichelhaft für mich sein können. Bitte, kommen Sie!"

Er ging gleich zu ihr. Er war so froh, daß sie nicht mehr zornig war; und sie wunderte sich, fast mit einer Art Bedauern, daß er ihr keine Scene machte, sondern dieselbe unterwürfige Liebe zeigte wie vorher. Es war merkwürdig, daß das sie reizte, gleich wieder von ihrem Manne zu sprechen.

„Er hatte die Gabe wie ein Geisterseher, jede meiner Regungen zu begreifen, ehe ich selbst sie verspürte, und darum war er auch meiner Liebe immer so sicher, weil er meinte, Niemand könne mich verstehen wie er — ich glaube, er hatte Recht!"

Mark schwieg; was hätte er darauf sagen sollen?

„Ueberhaupt giebt es keinen Menschen, der ihm das Wasser reicht. Ich wünschte, Sie kennten ihn!"

„Ich werde ihn kennen lernen!" fiel Mark ein, und ein unheimliches Licht strahlte aus seinen Augen. „Ja, wenn Sie so fortfahren, gehe ich noch heute hin und bringe ihn um!"

Ihr fuhr durch den Kopf, daß das die rechte Strafe für Hermann wäre! Ja, der Mann, der sie liebte, mußte so denken und mußte sie so an dem Verräther rächen! Noch nie hatte Mark ihr so gefallen!

„Ja, Sie müssen ihn kennen lernen; aber ich glaube, er wird Sie so bezaubern, daß Sie mich vergessen."

Er beugte sich über sie und flüsterte: „Glaubst Du das wirklich?"

Sie legte ihm beide Arme um den Hals und sagte leise: „Ich berausche mich an Dir!"

Als sie dann nachher allein war, wunderte sie sich, daß sie jetzt so wenig mit ihm zu reden habe und daß sie nur, wenn sie in seinem Arm läge, noch wüßte, daß sie ihn liebe. Sollte er ihr am Ende vom Himmel nur dazu geschickt worden sein, um ihre Lähmung zu heilen, und dann, nachdem sie geheilt — —

Aber was war sie dann? Wenn sie aufhörte den Mann zu lieben, der sie geküßt, den sie Du genannt, war sie dann nicht eine verächtliche Frau? Ihr wurde ganz schwindelig. Wie hatte sie nur so handeln können, wie war es möglich gewesen, daß jene Empfindungen so übermächtig in ihr geworden? Sie besann sich, sie konnte es sich nicht zurückrufen. Es war wie eine unbezwingliche Gier gewesen, diesen liebefremden Mann Liebe zu lehren, die Sucht, die Erste zu sein, die er küßte; sie hatte es nicht vertragen können, daß er kühl neben ihr saß. Und nun, da er sie liebte, war sie enttäuscht? Nein, enttäuscht nicht; aber der Zauber war verschwunden. Er war so, wie sie ihn sich vorgestellt hatte, so durch und durch gesund, nur vielleicht nicht beglückt genug durch ihre Liebe, wenigstens äußerte er es nicht; da sie die erste Frau war, die er je geküßt, glaubte er gewiß, eine Jede wäre so wie sie, während sie doch überzeugt war, etwas ganz Besonderes zu sein, schon durch ihre krankhaft verfeinerten Nerven! — Es war sehr unrecht von ihr, aber er langweilte sie, und er kam ihr manchmal wie ein großer, ungeschulter Knabe vor, körperlich und geistig, der sie ungeduldig machte: er war zu schlicht und auch zu vertrauensvoll. — Wie würde ihr Mann sie auslachen, wenn er je erführe, daß sie diesen Jungen geliebt habe! — Oder liebte sie ihn etwa doch noch? Wollte sie wirklich seine Frau werden? Sie hatte es sich ja vor acht Tagen ausgemalt, daß sie stolz auf ihn sein würde, wenn sie zusammen ausführen — nein, ausgingen, denn sie hätten natürlich kein Geld zum Fahren, und sie konnte ja jetzt gehen. Armuth mit ihm hatte sie nicht schrecklich gefunden. Und sie würden gewiß eine Fülle von Kindern haben — sehr bequem würde es nicht sein, sie selbst zu pflegen und zu warten; nein, er würde gewiß heftig und streng sein, wenn Geschrei wäre, und sich in sein Zimmer einschließen, und sie würde nicht den Muth haben, solch mühseliges Leben freudig zu ertragen! Und vom Wirthschaften verstand sie nichts, auch nicht vom Kochen; und sie würde es auch nicht mehr lernen, denn sie war viel zu zart dazu. Jetzt war sie reich; aber durch die Wiederverheirathung verlor sie die Rente, welche ihr Schwiegervater ihr ausgesetzt hatte, und behielt nur ihr eigenes, nicht bedeutendes Vermögen. — Und die Kinder? Würde er immer gut gegen sie sein?

* * *

Mark zerbrach sich den Kopf, wie er den verhaßten Mann kennen lernen könnte. Es war doch nicht so einfach, zu einem Fremden zu gehen und ihm zu sagen: „Ich weiß, daß Sie ein Schuft sind, und ich möchte

Sie umbringen!" Man würde ihn auf die Polizei führen und ihn für unzurechnungsfähig oder betrunken erklären lassen! Und doch mußte er ihn sehen, eher hatte er keine Ruhe; er fühlte ein stetes Brennen im Herzen, wenn er nur den Namen hörte. Dabei mußte er sich, sowie er allein war, eingestehen, daß er kein Recht habe, jenem etwas anzuthun, vor seinem eigenen Gewissen nicht. Wollte er etwa den Treubruch des Mannes rächen? Das Gefühl, das ihn dazu trieb, war ja auch ein Treubruch, denn in seines Herzens Grunde galt ihm Isa doch als die Frau eines Anderen, und das Wort der Schrift: „Wer eine Abgeschiedene freiet, der bricht die Ehe" — kam ihm immer in den Sinn; ja, einmal war es ihm, als hörte er es in seines Vaters Stimme dicht an seinem Ohr! Jetzt wußte er auch, warum er es sich nie hatte vorstellen können, daß sie seine Frau würde. Sie war ein Ideal, das er ewig lieben würde, ein Wesen aus einer anderen Welt, aber für ihn keine Frau! Mit einer Anderen würde er sich nie verheirathen können, weil er sie nicht lieb haben würde — aber mit ihr auch nicht!

All diese Gedanken kamen ihm nur, wenn er allein war; in ihrer Nähe dachte und fühlte er nur sie, und das berauschte ihn so, daß nichts Anderes daneben Platz hatte.

So vergingen die Tage; für die Anderen war sie noch krank, für ihn gesund und frisch.

Einmal sann er gerade darüber nach, was für eine merkwürdige Bewandtniß es mit ihrer Lähmung gehabt habe, als unvermuthet an die Thür geklopft wurde, und der Doctor eintrat, ohne sein „Herein" abzuwarten.

„Wenn Sie wüßten, was mir passirt ist!" rief er Mark mit etwas gespielter Aufregung entgegen. „Es ist zu schrecklich!"

Mark war aufgestanden, unangenehm überrascht, drückte aber durch keine Frage sein Interesse aus."

„Er ist todt, bei Tische umgefallen, und ich soll es ihr mittheilen!"

„Wer?"

„Wendelow, Herr von Wendelow!"

„Vergiftet?" fragte Mark erschrocken, so daß ein Argwöhnischer ihn für den Schuldigen hätte halten können.

„Ei was vergiftet — Herzschlag! — Aber wie soll ich es ihr sagen?"

„Nun, was geht das eigentlich Frau von Wendelow noch an?"

„Was es sie angeht? Da sind Sie zwei Monate hier im Hause und wissen noch nicht, daß die Frau nur Einen Gedanken hat, den an ihren ungetreuen Patron? — Oder sollte Fama Recht haben, wenn sie behauptet, seit Ihrer Anwesenheit wäre sie etwas getröstet — —"

Mark stieg das Blut in's Gesicht, er unterdrückte aber eine Aufwallung seiner Heftigkeit und sagte ruhig, wie gewöhnlich:

„Ich verstehe nicht, was Sie meinen."

„Nun, lassen wir das für den Augenblick! Ich komme eigentlich, um Sie zu fragen, ob Sie es ihr nicht mittheilen können?"

„Ich? Gewiß nicht," antwortete er rasch.

„Warum nicht?" entgegnete er, ihn fixirend.

„Ich kenne sie kaum seit zwei Monaten, Sie sind ihr alter Freund."

„Dann vielleicht Eines der Kinder?"

„Erst recht nicht! Die Kinder sollen gar nicht wissen, wer ihr Vater ist!"

„Wer hat Ihnen das aufgebunden? Frau von Wendelow selbst?"

Er lachte. „Was die Frauen alle für Redensarten machen! Vor nicht sechs Monaten sagte sie, das Einzige, was sie anstrebte, wäre, die Kinder im Geiste des Vaters und in der Liebe zu ihm zu erziehen, damit sie sich so an ihm rächen könnte! — Doch wie Sie meinen. Ich muß es ihr also selbst sagen — aber eine angenehme Aufgabe ist's nicht!"

Er verließ das Zimmer. Mark blieb am Fenster stehen. Was würde nun geschehen? Würde sie wieder krank werden? Jetzt trat der Doctor in den Salon — jetzt sagte er es ihr — — Würde sie aufschreien und hinfallen? Aber dies äußere Factum änderte ja nichts an der Innenwelt, in der sie lebte — warum sollte sie es so schwer nehmen?

Nach einer Viertelstunde kam der Arzt wieder bei ihm vor; Mark war ihm höchst dankbar dafür, denn er hatte nicht gehofft, so bald Nachricht über sie zu bekommen.

„Wissen Sie, was sie that?"

Mark sah ihn gespannt an.

„Sie stand von ihrem Stuhl auf, seit drei Jahren zum ersten Mal, ging auf mich zu und sagte: „Das hätte ich wissen können — so mußte es geschehen — das habe ich verdient!" Ihre Ruhe erschreckte mich fast, denn ich kenne die Leidenschaftlichkeit dieser Frau. Sie fragte mich nach den Einzelheiten des Falles: was ich nicht wußte, erfand ich rasch, um etwas zu sagen zu haben, und ging dann fort. Sie rief mir nach, ich möchte sie bei Ihnen entschuldigen. O, diese Frau vergißt nichts! Jetzt überlegt sie, welche Rolle sie spielen soll: die der verzweifelten Gattin, oder der Heldenmutter, oder der stummen trauernden Matrone!"

„Warum haben Sie eine so schlechte Meinung von Frau von Wendelow?" fragte Mark mit erheuchelter Ruhe.

„Ich habe keine schlechte Meinung von ihr; im Gegentheil, ich finde sie sehr anziehend! Sie thaten mir übrigens leid, als ich hörte, daß Sie in die Hände solcher Sirene fielen; hoffentlich sind meine Warnungen nicht umsonst gewesen?"

„Haben Sie Herrn von Wendelow gekannt?" fragte Mark anstatt einer Antwort.

„Wie mich selbst."

„Er muß ein sehr bedeutender Mann gewesen sein."

„Ja, mit dem Munde! Nichts gab es, wofür dieser Mann sich nicht interessirte! Er schwärmte für die sociale Gleichheit, ließ aber seine Bauern — er hatte große Güter in Galizien — durch seine Verwalter zu Grunde richten, während er selbst hier in Musik und Malerei dilettirte. Er hatte Thränen im Auge, wenn er von Kindern sprach, und sah sich nicht um, wenn seine eigenen Kinder an ihm vorbeifuhren; er war begeistert für edle Weiblichkeit und zog seiner Frau jede Kammerzofe vor; er — —"

„Aber woher galt er denn soviel bei seiner Frau?"

„Weil er über Alles spottete, so meinte sie, er könne mehr als Andere; und weil er sich Allen überlegen glaubte, so glaubte sie es auch, Anfangs wenigstens."

„Ich habe nie im Leben einen solchen Menschen getroffen."

„Das sind auch Raritäten, Treibhauspflanzen des Reichthums! — Uebrigens ich muß jetzt fort — Sie thun mir leid, Sie werden jetzt eine Hölle hier im Hause haben — hoffentlich entschließt sie sich zur Heldenmutter!"

Er ging fort.

Was er gesagt hatte, ging, bis auf die letzten Worte, spurlos an Mark vorüber. Wie konnte eine Seele gleich der des Doctors seine Isa begreifen! Ihm kam das vor, als hätte man auf seines Stiefelputzers Meinung über ihn Gewicht legen wollen! Ueber die „Hölle", die ihm voraus gesagt worden, mußte er lächeln. Dann wieder seufzte er auf, halb aus Erleichterung, halb aus Befremdung: Sie war jetzt frei — konnte es doch einmal wahr werden, was sie gesagt? War es nicht zu vermessen, sich in solchen Träumen zu wiegen? War es nicht kleinlich gewesen, daß er bisher auf den Unterschied des Vermögens so großes Gewicht gelegt hatte? Er wollte ja fleißig arbeiten, um in der Welt vorwärts zu kommen — da war es doch keine Schande, wenn die heißgeliebte Frau reich war?

Unterdeß brach der Abend herein, die Tageszeit, die ihm im Lauf der letzten Wochen so lieb geworden war, daß er um diese Zeit schon ein wohliges Gefühl empfand, ohne zu bedenken, warum? Er erinnerte sich, daß der Doctor sie in ihrem Auftrage bei ihm hatte entschuldigen sollen; so machte er sich auf, die Kinder im Garten zu suchen und ihnen an's Herz zu legen, daß sie die Mutter vollkommen in Ruhe lassen möchten. Gewiß hatte sie gar nicht die Absicht, den Kindern zu sagen, welche Nachricht sie erhalten hatte; ihre Aeußerung, daß dieselben nie wissen sollten, wer ihr Vater wäre, fiel ihm wieder ein. Er durchsuchte vergebens den Garten! Zu rufen wagte er nicht, weil Isa's Schlafstubenfenster auf den Garten hinausgingen, und ein lauter Ruf hätte sie stören oder beunruhigen können. So kehrte er unverrichteter Sache in's Haus zurück, wo ihn der Diener erwartete,

um ihm mitzutheilen, daß heute für ihn allein servirt wäre, da die Kinder am Bette der Mutter speisten. Mark fand das schließlich erklärlich, schluckte sein Essen schnell hinunter und ging dann auf sein Zimmer.

Es wurde still im Hause; er saß vor seinem Schreibtische und schrieb Briefe. Zuerst an seine älteste Schwester, dann an seine Eltern und schließlich an seinen Bruder, mit dem er über politische Dinge zu discutiren pflegte.

Da öffnete sich plötzlich seine Thür — Mark hatte keine Schritte auf der Treppe vernommen, kein Knarren auf den Dielen des Corridors — Isa stand vor ihm, in langem schwarzem Kreppgewande. Sie glich darin und in ihren Bewegungen einem Geiste.

Seltsam! Sein erster Gedanke war der: wo hat sie so schnell das Trauergewand gefunden? Hatte sie es für irgend welche Gelegenheit liegen gehabt? Er war aufgesprungen, und sie setzte sich an seinen Schreibtisch, während er vor ihr stehen blieb. Sie war seit Jahren keine Treppe gestiegen, hatte also noch nie den Fuß in sein Zimmer gesetzt. Er ergriff wortlos ihre Hand und küßte sie, worauf sie sie ihm schnell entzog:

„Ich komme, um ein schweres Unrecht gut zu machen," begann sie mit fremder Stimme, setzte aber dann in ihrem alten Tonfall hinzu: „Wenn man es eingesteht, ist es doch schon halb vergeben, nicht wahr?"

Er antwortete nichts, aber seine Blicke hingen mit merkwürdiger Spannung an ihr. „Sehen Sie mich nicht so an, ich denke sonst, Sie lieben mich wirklich, und das ist ja nicht möglich nach so kurzer Bekanntschaft; es war ja ein Irrthum von uns Beiden.."

„Isa!" stieß er heraus, und etwas so Vorwurfsvolles lag in dem Ton, daß sie ihn nicht ansehen konnte, sondern sich die Augen mit der Hand beschattete.

„Mark, es wäre ja solch unerhörter Unsinn gewesen, selbst wenn wir uns wirklich geliebt hätten —" begann sie wieder.

„Wenn —!" unterbrach er sie und trat einen Schritt zurück.

„Ich bitte, lassen Sie mich einmal aussprechen — ich weiß, daß Sie mich verstehen werden, aber lassen Sie es mich Ihnen ruhig und besonnen erklären, nicht so in abgerissenen, unterbrochenen Sätzen . . ."

„Ich habe Sie schon verstanden," sagte er bitter.

„Nein, nein, denn Sie wissen nicht, was ich empfand, als ich heute die Nachricht bekam. — Für mich sollte er ja lange todt sein, aber ich brauchte diese Erschütterung doch, um zu mir selbst zu kommen. Wissen Sie, wenn man eine große Arterie im menschlichen Organismus unterbindet, so bricht sich das Blut durch kleine Nebenwege Bahn; denn es muß kreisen, wie die Meerfluth steigen und fallen muß. Mir hatte das Schicksal die Hauptarterie unterbunden — ich durfte ihn nicht lieben, all mein Stolz, all mein Wollen verbot es mir. Nun ist sie wieder frei — er ist todt — und all mein Blut strömt durch sie durch, und die kleinen Nebenwege sind verlassen! Das klingt furchtbar, ich stelle mir selbst damit das eit-

setzlichste Zeugniß aus; aber meine Natur ist so grausam, so unerbittlich. Ich liebe nur ihn, habe nur ihn geliebt; ich begreife nicht einmal mehr, daß ich je Sie zu lieben glaubte, ich kann es nicht begreifen —"

„Ich dachte, Ihr Wille sei frei?"

„Sie haben mich ja eines Besseren belehrt," versetzte sie sanft. „Aber warum über Worte streiten, Mark? Ich will jetzt nur von Ihrem Standpunkt aus sprechen — Mark, es wäre ja nie gegangen!"

„Was?"

„Daß ich Ihre Frau geworden wäre! Es wäre ja lächerlich gewesen und ein pures Unglück für Sie. Sie müssen ein junges, unerfahrenes Mädchen heirathen — ich glaube sogar zu wissen, daß in Ihrer Heimat Eine auf Sie wartet — nicht mich, eine Frau mit zwei Kindern und so schwerer Vergangenheit!"

Er hatte sich auf seinen Schaukelstuhl geworfen, der dem Lichte abgewandt stand, und bewegte sich langsam, den Kopf hintenüber gelehnt, hin und her. Sie sah seinen blonden Kopf alle Augenblicke vom Lichte goldig erhellt, dann wieder in die Dunkelheit zurückgetaucht; seine Züge aber konnte sie nicht beobachten.

Da er nichts erwiderte, so sprach sie nicht weiter. So vergingen wohl fünf Minuten.

„Was sagten Sie?" begann er plötzlich mit heftiger Stimme.

„Nichts."

„Ach ja, Sie haben nichts mehr zu sagen! Ich auch nicht."

Er sprang auf, holte seinen Ueberrock aus dem Schranke und ergriff seinen Hut.

Sie stellte sich vor die Thür: „So dürfen Sie nicht fort!"

„Warum nicht? Weil wir einen Contract haben?"

Er kramte im Schubfache des Schreibtisches, holte ein Papier heraus, zerriß es und warf es ihr vor die Füße.

„Mein armer Junge," sagte sie. „Mark, seien Sie vernünftig!"

„Ich bin ganz vernünftig, zum ersten Male, seitdem ich hier einzog! Bitte, lassen Sie mich durch!"

„Ich werde ohnmächtig, Mark, wenn Sie mich so foltern!"

„Das glaube ich nicht; die kleinen Nebenarterien sind ja ausgetrocknet, nur in dem Hauptarm strömt Ihr Blut —"

„Haben Sie mir den Vergleich verargt?"

„Den Vergleich nicht, der war ganz gut; aber die Sache!"

„Reden Sie doch nicht so trocken und hart; haben Sie Mitleid mit mir!"

Er maß sie einen Augenblick kalten Blickes, dann schob er sie bei Seite.

„Mark," sagte sie, „wenn es Ihnen so furchtbar schwer wird — ich wußte nicht, daß es Ihnen so tief ging —"

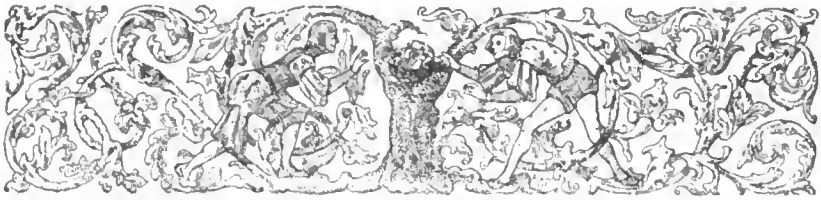
Er lachte bitter auf: „Das wußten Sie nicht? Das ist das Furcht-

barste, was Sie mir heute Abend gesagt haben; es soll aber auch das Letzte sein!" Damit schloß er die Thür.

Sie sank auf einen Stuhl. „Der arme Junge!" seufzte sie. Dann überlegte sie, daß dies unerwartete Ende doch das beste wäre. Nun war die schöne Episode geschlossen; und es war nicht schade, daß sie dagewesen! Nein, sie hatte neue Lebenskraft aus ihr gesogen, und nun konnte sie Hermann ganz gerecht werden, nun verstand sie ihn ganz, nun hatte sie auch einmal etwas empfunden, was sie nicht gebilligt; es hatte jedenfalls zu ihrer Vervollkommnung gedient! Und auch dem jungen Manne würde es nicht schaden, daß er sie geliebt hatte, gewiß nicht! Eine Jugendliebe ist eine Bereicherung für's Leben! — Wie sollte sie es nur den Kindern sagen, daß Mark Rieger sie schon wieder verlassen hätte? Käthchen würde gewiß weinen, sie war so weichherzig wie ihr Vater; aber die Zeit heilt ja Alles! — Aergerlich war des Doctors höhnisches Gesicht, das sie eine Weile würde ertragen müssen; aber sie war ja gewohnt, die Schwächen der Leute zu ertragen.

Und damit begab Frau von Wendelow sich in ihr Zimmer; und als sie am Spiegel vorbei ging, wunderte sie sich selbst über ihre Ruhe und Selbstbeherrschung.

Mark aber fuhr in die Heimat, um sich nach einer neuen Stellung umzusehen.



Ludwig Pfau.

Von

Gustav Karpeles.

— Berlin. —

Die geistige Scheidung zwischen Nord und Süd des deutschen Vaterlandes hat viel früher ein Ende gefunden als die politische. Streng genommen existirt die literarische Mainlinie schon seit einem halben Jahrhundert nicht mehr; süddeutsche Poeten finden im Norden, norddeutsche Romanschriftsteller im Süden des Vaterlandes Interesse, Anerkennung und Theilnahme. Wenn wir die Literatur der Gegenwart überschauen, so sind es im Grunde genommen nur zwei mächtig ausgeprägte Individualitäten, auf welche dieses Gesetz keine Anwendung findet: Theodor Fontane im Norden, Ludwig Pfau im Süden Deutschlands. Und doch hat gerade Fontane etwas von der süddeutschen Gemüthlichkeit, während Pfau viel von der norddeutschen Physiognomie des Empfindens und Denkens an sich trägt. Es kann hier nicht die Aufgabe sein, nach der Veranlassung dieser Thatsache zu forschen; aber sie dürfte sich wohl wenigstens für die eine dieser beiden Individualitäten aus der Betrachtung ihres Lebens und Schaffens von selbst ergeben. Zu einer solchen Betrachtung bietet sich jetzt geeignete Veranlassung. Der siebenzigste Geburtstag und die Gesammtausgabe der Werke sind ja wohl oft die einzigen Feste, die der deutsche Schriftsteller zu verzeichnen hat, und eine sichere Etappe, auf welcher die Kritik ihm gegenüber Stellung nehmen muß.

Von Ludwig Pfau's Leben ist nur wenig zu berichten. Nicht etwa, weil dieses Leben an sich nicht interessant und bewegt genug gewesen wäre, sondern weil es noch nicht an der Zeit ist, dasselbe zu erzählen. Ludwig Pfau ist ein Württemberger. Er gehört also wohl zu den Schwaben

in der Literatur; man weiß, wie viel Geist und Kraft dieser Landstrich der deutschen Bildung seit mehr als einem Jahrhundert geschenkt hat. Er ist geboren am 25. August 1821 zu Heilbronn als Sohn eines Kunstgärtners. Schon in jungen Jahren ging er selbst als Gärtnerlehrling nach Paris. Nach der schwäbischen Heimat zurückgekehrt, entsagte er jedoch diesem Berufe und widmete sich dem Studium auf den Universitäten zu Tübingen und Heidelberg. Seine Neigung führte ihn zur Poesie und Kunstwissenschaft; auf beiden Gebieten leistete er schon damals mehr als Gewöhnliches und wußte die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Die Revolution des Jahres 1848 sah ihn unter ihren vordersten Streitern; in der Zeit der Reaction flüchtete er erst nach der Schweiz, und dann 1852 nach Paris, wo er sich ausschließlich der Kunstgeschichte und Kunstkritik zuwandte. Später wechselte er seinen Wohnort noch oft; er hielt sich zeitweise in Brüssel, Antwerpen und London auf und kehrte endlich amnestirt im Jahre 1865 nach Stuttgart zurück, wo er seither seinen Wohnsitz hat. Seine politische Ueberzeugung hatte sich in den Jahren der Reaction nicht geändert, und er fand bald Gelegenheit, sie journalistisch zu bethätigen. Im Jahre 1848 hatte er das Witzblatt „Eulenspiegel" herausgegeben; und nach seiner Rückkehr betheiligte er sich lange Zeit an dem „Stuttgarter Beobachter", dem bekannten süddeutschen Demokratenorgan, dessen Leiter der jüngst verstorbene Karl Mayer gewesen ist. Aber die politische Richtung übte keinen oder doch nur einen sehr geringen Einfluß auf sein geistiges Schaffen aus; sie hat seine poetische Lebensanschauung gar nicht und seine künstlerische Weltanschauung nur wenig beeinflußt.

Schon als Fünfundzwanzigjähriger gab Pfau seine erste und einzige Gedichtsammlung heraus, deren vierte durchgesehene und vermehrte Auflage in diesem Jahre erschienen ist (Stuttgart 1889). In diese Ausgabe ist wohl auch das Beste aus den „Stimmen der Zeit" (Heilbronn 1848) sowie aus den „Deutschen Sonetten auf das Jahr 1850" (Zürich 1849) mit aufgenommen. Außerdem ist auf poetischem Gebiete nur noch eine in Gemeinschaft mit seinem Freunde Moritz Hartmann unternommene vorzügliche Uebertragung „Bretonischer Volkslieder" (Köln 1859) zu verzeichnen. Wir haben also die poetische Individualität Ludwig Pfau's in einem nicht allzustarken Bande von 450 Seiten abgeschlossen vor uns liegen und können uns danach unser Urtheil bilden.

Es lag nahe, daß man den Dichter ohne Weiteres zu den Schwaben geworfen hat. In unseren Literaturgeschichten ist er mit Eduard Mörike überall als ein Nachzügler der schwäbischen Schule aufgeführt. Aus einer näheren Charakterisirung seiner poetischen Art wird es sich ergeben, ob diese Rubricirung berechtigt ist oder nicht. Die schwäbische Schule zeichnete sich durch den Ernst der Gesinnung, durch die Wärme ihrer Ueberzeugungen, durch die Reinheit ihrer dichterischen Gestaltungskraft vor den anderen poetischen Schulen Deutschlands aus. Ihre Welt ist die des Gemüthes;

in weiser Beschränkung haben sich die Dichter auf ein Stoffgebiet zurückgezogen, in dem die einfache Innigkeit der Empfindung, die klare Anschauung der Natur und das südliche Pathos überwiegen. Die markige Kraft des Ausdrucks, die überschäumende Fülle des Gedankengehalts, die schöpferische Dichterkraft fehlte ihnen; kühne Probleme des Gedankens haben sie stets sorgsam vermieden in den Kreis ihrer Betrachtung zu ziehen; ihre Poesie ist „ganz Hingabe, Sinnigkeit, Innigkeit und Naturandacht." Die Natur selbst, ihre höchste Meisterin, spiegelt sich für sie in den Reizen ihres eigenen Heimatlandes wieder; der Einfluß dieser landschaftlichen Schönheiten auf die Poesie ist die schwäbische Gemüthlichkeit.

Wie steht es nun um alle diese Eigenthümlichkeiten der schwäbischen Schule bei Ludwig Pfau? Seine Gedichte erregen unser Interesse zunächst durch die bestimmt ausgeprägte Individualität des Poeten. Er durchbricht die conventionellen Formen, in welchen sich seine dichterischen Heimatgenossen bewegen. Nichts Menschliches ist ihm fremd und kein Stoff zu spröde. Er weiß jedem eine eigene Seite abzugewinnen; seine Poesie macht den Eindruck des Wahren, und die Originalität in seinen Gedichten erhebt sie weit über das Maß auch der besseren Schöpfungen der älteren schwäbischen Dichterschule. An Zierlichkeit und Formenglätte mögen ihn sehr viele seiner poetischen Landsleute übertreffen — an Kraft, an Gedankenreichthum und an Plastik des Ausdruckes überragt ihn nur ein einziger: Eduard Mörike.

In der That bilden Eduard Mörike und Ludwig Pfau eine neue schwäbische Dichterschule. Die Zeit ist längst vorüber, da man die poetischen Schwaben höhnen durfte:

Andre Dichter haben Geist,
Andre Phantasie, und andre
Leidenschaft; jedoch die Tugend
Haben wir, die Schwabendichter!

Poeten wie Eduard Mörike und Ludwig Pfau haben neben allen anderen nationalen Tugenden auch Geist, Poesie und Leidenschaft in ihren Schöpfungen. Ludwig Pfau ist, wie ich bereits bemerkte, ein Dichter von Originalität in der Empfindung. Damit soll aber durchaus nicht gesagt sein, daß er ganz unabhängig von bestimmten Vorbildern sich entwickelt habe; im Gegentheil: er ist ohne Uhland und Heine nicht zu denken. Von Uhland hat er den volksthümlichen Ton in seinen Gedichten, von Heine die sangbare Melodie. Was ihm aber vor Allem eigenthümlich ist, das ist der Zauber der Stimmung, den er allen seinen Bildern aus Natur und Leben zu verleihen weiß. Stimmung ist in Allem, was er schildert, sowohl in seinen Liebesgedichten, wenn er die Wonnen der ersten Liebe, die Stürme der Leidenschaft, den Schmerz der Trennung, die Freude des Wiedersehens, die Trauerbotschaft von dem Tode der Geliebten oder die Klage über Verrath in der Liebe zum Ausdruck bringt, wie auch in seinen

Bildern aus dem Leben, die im bunten Kaleidoskop alle Freuden und Schmerzen, alle Erfahrungen und Empfindungen des Menschenherzens uns vorführen. Vor Allem aber ist eine Fülle von Stimmung in seinen Burschen- und Mädchenliedern und in seinen Balladen; hier ist Ludwig Pfau ganz ein Zögling der schwäbischen Dichterschule, deren Vorzüge er in reichem Maße vereinigt. Es ist das Volksthümliche, der schlichte Ausdruck der Wahrhaftigkeit, der volle Reichthum innerer Empfindung, der seine Lieder dem Ton des Volksliedes sehr nahe bringt. Die Art, wie er die Natur auffaßt, wie er sein individuelles geistiges Leben in das allgemeine Naturleben aufgehen läßt, oder auch wie er die Einwirkung dieses auf jenes mit wenigen Strichen zu schildern weiß, um dadurch eine nachhaltige Stimmung hervorzurufen, ist geradezu bewundernswerth. Das gemüthvolle Naturgefühl der Schwabendichter feiert in seinen Liedern wahre Triumphe; die Freude an der Natur weiß immer neue Schönheiten an ihr zu entdecken, und diese, mit der poetischen Schönheit vermählt, vermag immer neuen Eindruck auf unser Gemüth hervorzubringen.

Aus der Natur entlehnt er Schmuck, Bild und Gleichniß, um auch das Leben zu schmücken; vor Allem aber bricht in seinem Liebeslied das Naturgefühl mit siegreicher Kraft durch. Die Liebe steigert sein subjectives Empfinden zu jener hohen Stimmung, in welcher es getrieben wird, sich in das Allleben der Natur zu versenken und hier das den eigenen Stimmungen entsprechende Verwandte und Sympathische zu suchen.

Einige Beispiele mögen dieses Urtheil bekräftigen. Ich greife auf gut Glück aus den „Mädchenliedern", in welchen ein armes junges Kind sein Liebesleid den Wäldern und den Blumen klagt, eines heraus:

O Blätter, dürre Blätter!
Wie trauert ihr so sehr!
Als ihr noch gabet grünen Schein,
Da war mein lieber Schatz noch mein,
Den hab' ich nimmermehr.

O Blätter, dürre Blätter!
Ihr habt ihn oft gesehn,
Wann er mir Treu versprochen hat —
Ach! kann denn Liebe wie ein Blatt
In einem Jahr vergehn?

O Blätter, dürre Blätter!
Es war ein falscher Knab';
Euch klag' ich es, ihr schweiget still,
Weil ich sonst Niemand sagen will,
Wie lieb ich ihn noch hab'.

Man kann wohl kaum schlichter die tiefe Empfindung unglücklicher Liebe ausdrücken. Hier ist poetische Unschuld und bescheidene Wahrheit; hier ist Ton und Melodie des Volksliedes, und das Einstimmen und Mitsingen ist nur eine Frage der Zeit und des persönlichen Verhältnisses.

Ein Hauch von dem Geiste Goeth's weht in dem Liede „Nachtbalsam"; hier ist Alles Leben und Empfindung, nirgend Reflexion oder Beschreibung, Alles im unmittelbaren Bezug zum subjectiven Empfinden des Menschenherzens.

Mein Lieb' Du sollst gesunden!
Sieh, kommen ist die Nacht,
Und Alles ist verschwunden,
Was Tags Dir bange macht.

Die stillen Lande liegen
So groß und feierlich,
Und helle Wasser schmiegen
Durch dunkle Thäler sich.

Die bösen Zungen schweigen,
Die Deiner Liebe drohn,
Und milde Sterne steigen
Herauf am Himmel schon.

Und alle Gründe lauschen,
Ein Weh'n geht über's Feld,
Und alle Wipfel rauschen —
Das ist der Geist der Welt.

Der zieht ob dem Getriebe
Des Lebens ernst einher;
Die Herzen voller Liebe,
Die schönen, segnet er.

Liebesgefühl und Naturempfindung haben sich hier zu wundervoller Harmonie vereinigt; die Naturscenerie bildet den geeigneten Hintergrund, aber das rechte Maß in der Darstellung dieser Naturscenerie ist überall in discretester Weise gewahrt. Und diese Discretion versteht Pfau in allen seinen Gedichten anzuwenden; nur als Hintergrund derselben werden mit leichten aber sicheren Strichen Frühling und Morgen, Mondschein und Sonnenpracht, Thau und Regen angedeutet. Dieses rechte Maß in der Naturdarstellung ist einer der größten Vorzüge seiner poetischen Schöpfungen. Ein Beispiel aus den „Volksweisen" mag dieses Urtheil erhärten.

Der Todesengel singt:

Der Abend kommt, der Tag verblich,
Die Schatten wehn und weben.
Schon wächst ein langer Schattenstrich
Dir langsam übers Leben.
Gemach versinkt in Dämmerschein
Gebirg und Thal und Feld und Hain —
Schlaf, müdes Herz, schlaf ein!

So Lust als Leid, dir wohlbekannt,
Verlassen den Genossen;
Und Alles, was Du Dein genannt,
Ist wie ein Duft zerflossen.
Der Tag, er war voll heißer Pein,
Jetzt nahn die Sterne kühl und rein —
Schlaf, müdes Herz, schlaf ein!

Am Himmel flammt die letzte Gluth,
Und flackert trüb und trüber,
Es haucht der Wind, es rauscht die Flut,
Und Alles ist vorüber.

Die Nacht bricht wie ein Meer herein,
Du wiegest auf den Wellen sein —
Schlaf, müdes Herz, schlaf ein!

Derselbe volksthümliche Ton kehrt auch in den Balladen Pfau's wieder. Einzelne derselben, wie „Der Wassermann", „Das Schloß am Rhein", „Jungfer Zimperlich", „Die Nonne", „Kuß" und andere, gehören zu den besten lyrischen Erzeugnissen in dieser Dichtungsart. Ich kann es mir mit Rücksicht auf den eng bemessenen Raum nur schwer versagen, einzelne Beispiele anzuführen; aber die lyrische Vielseitigkeit unseres Dichters erschwert ein Häufen von Beispielen. Denn Ludwig Pfau hat auch dem Zeitinteresse und dem Zeitgeschmack seinen Tribut dargebracht. In seinen „Zeitgedichten" ist er der rechte süddeutsche Demokrat voll Energie des Ausdrucks und politischem Pathos, aber ohne eine bestimmte, scharf ausgeprägte originelle Physiognomie. Er hat etwas von Uhland, etwas von Herwegh und etwas von Heine in seiner politischen Lyrik. Die Bitterkeit des Verbannten hat auch seine Empfindungen getrübt. Nur die ersten dieser Zeitstimmen haben frische Jugendlichkeit und Begeisterung; in den meisten macht sich Unmuth, Verbitterung, ja sogar Haß geltend. Es fehlt nicht an Adel, Kraft und Schwung der Empfindung; aber es überwiegt doch schließlich der Zorn und die Satire. Der Dichter ist ein entschiedener Parteigänger, und seine Poesie hat mehr eine kosmopolitische Färbung, die hinter der nationalen Begeisterung weit zurücktritt. Jedenfalls bildet die politische Lyrik nicht die Stärke unseres Dichters; er zieht vielmehr gerade die Wurzeln seiner Kraft aus dem deutschen Empfindungsleben, und in dem schönen Liede „Abschied", mit dem er von seinen Gedichten und von der Zeit poetischen Schaffens überhaupt scheidet, hat er das mit klarer Selbsterkenntniß zum Ausdruck gebracht:

Geliebtes Lied! In meinen frühen Tagen
Warst Du mir schon ein vielgetreuer Gast;
Du Herzgespiele meiner jungen Klagen,
Du nahmst mir ab des engen Daseins Last;
Die Seele hast Du mir emporgetragen,
Wo sie der Zug der großen Schöpfung faßt —
Und alles Weh, das auf mich eingedrungen,
Es ist durch Dich in sanften Hauch verklungen.

Der Abschied naht, — nur noch ein leises Beben,
Den letzten Ton, Du trostgesandtes Lied!
Wie sich zwei Freunde noch die Hände geben
Und umschaun nach dem Kreuzweg, der sie schied —
So fahre wohl! mich nimmt das ernste Leben;
Die Saiten springen, wo die Jugend flieht —
Wir müssen wandern zu getrenntem Ziele,
Ich mit dem Stab, Du mit dem Saitenspiele.

* * *

Wir haben gesehen, daß das lyrische Element die Jugendperiode Ludwig Pfau's ausfüllt, und daß er am Scheidewege von den heiteren Spielen der Poesie feierlich Abschied nimmt. Die Manneszeit seines Lebens ist durch die Kritik ausgefüllt, die er fast vierzig Jahre mit unbestechlicher Wahrhaftigkeit und seltenem Geschick gehandhabt hat. Seine gesammelten Essays über Kunst und Literatur erscheinen jetzt in sechs stattlichen Bänden (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt), von welchen Band I, II, IV und VI bereits vorliegen, die beiden anderen Bände wohl bald erscheinen werden. Man muß sagen, daß selten ein so dankenswerthes buchhändlerisches Unternehmen erschienen ist; denn diese Sammlung gibt uns Gelegenheit, Pfau's kritische Thätigkeit nach allen Richtungen hin zu controliren und zu beurtheilen. Ludwig Pfau ist einer unserer hervorragendsten Essayisten und einer unserer scharfsinnigsten Kritiker; seine ästhetische Intelligenz hält seinem poetischen Talent die Wage: der Künstler und der Kritiker ergänzen sich gegenseitig.

Der eigenthümliche Vorzug seiner Essays über Kunst und Literatur ist der der Klarheit und Schärfe. Als die erste Bedingung gilt ihm der Satz, daß die Resultate der wissenschaftlichen Forschungen in allgemeinverständlicher Weise vorzutragen seien. Wo sich ihm nur Gelegenheit bietet, eifert er gegen die Baalspfaffen der Wissenschaft, die weder die logische Kraft besitzen, ihre Ideen selbstständig zu bilden, noch auch das sprachliche Vermögen, ihren Gedanken ein eigenes Gewand zu schaffen, und die deshalb nur die hergebrachten Formen der Schule breit treten. Um diese Art wissenschaftlicher Darstellung zu geißeln, braucht Pfau ein drastisches Beispiel. „In China hat bekanntlich die Schrift so viele Zeichen wie die Sprache Worte, so daß dort nur hochgelahrte Mandarinen zum Verständniß des Schriftthums gelangen können. Man denke sich nun einen frechen Zukunftschinesen, der mit einem Abc-Buch in der Tasche aus Abendlanden heimkehrt und zu den Schriftgelehrten des himmlischen Reiches also spricht: ‚Die hunderttausend Drachenschwänze, Drudenfüße und Hühnerpfoten, die ihr euch in's Gedächtniß gekeilt habt, o ihr Schatzgewölbe der Wissenschaft! — die könnt ihr euch wieder ausrupfen, wie man sich einen Dorn [illegible] Fuße zieht oder einen Splitter aus dem Finger; denn eure gan[illegible] mache ich mit zwei Dutzend Buchstaben ab!' Nun stelle man sich die [illegible] gelehrten vor, die ihr ganzes Leben dem Studium dieser ehr[illegible] Krackelfüße gewidmet haben und deshalb für Brunnen der Weishei[illegible] Einstimmig werden sie Zeter schreien über die neue Schrift. [illegible] ihnen nicht gelingt, dem vorwitzigen Abc-Schützen mit Hilfe allerhöchst[illegible] greiflicher Beweismittel den Bauch aufzuschlitzen, so werden sie ihn w[illegible] dem Hasse aller Wohldenkenden empfehlen, klärlich darthuend, da[illegible] Schreibweise nicht, wie die ihre, eine Wissenschaft, sondern ein [illegible] Machwerk gemeiner Empirie sei, einzig erfunden, um jede edlere [illegible] des chinesischen Gedankens zu vernichten und aus dem Reich der

ein Reich des Endes zu machen." Aehnlich verhält es sich nach Ludwig Pfau mit der deutschen Philosophie; sein Bestreben ist nun, anstatt der hieroglyphischen Zeichensprache in der Beurtheilung der Kunst und ihrer Werke die allverständliche Buchstabenschrift einzuführen und das kritische Urtheil aus der Sandwüste des Formalismus herauszuführen. Sein Credo ist sehr einfach, klipp und klar: „Es giebt nur eine Wissenschaftlichkeit, und die besteht darin, die Beziehungen der Dinge richtig zu erkennen und das Erkannte klar auszudrücken. Ohne das angeborene Wort ist der Gedanke nur eine mit Zangen in's Dasein gemarterte Mißgeburt. Wer das, was er sagen will, nicht in gemeinverständlicher Sprache sagen kann, der versteht sich selbst nicht; der hat eine fremde Formel im Kopfe, die vielleicht gesetzmäßig gebildet ist, die er jedoch im Strome des wirklichen Lebens nicht flüssig zu machen wußte, und deren wahren Werth er nicht darzustellen vermag."

Ohne Zweifel liegt beiden Citaten nicht blos ein Credo, sondern auch ein Geständniß zu Grunde. Es scheint mir fraglos, daß Pfau nach seiner ganzen Individualität von den Zunftmeistern der Kunstkritik angegriffen und über die Achsel angesehen worden ist. Aber man muß sagen, daß es allezeit sein heißes Bemühen gewesen ist, dieses Glaubensbekenntniß wahr zu machen; es giebt wenige Kunstkritiker in Deutschland, die so reiche Gedankenbarren in hellblinkender Kleinmünze zu verwerthen wissen. Neben dieser Klarheit, die sich durch alle seine Essays zieht und viele derselben zu Meisterwerken der Gattung stempelt, ist es das redliche Suchen nach Wahrheit, welches aus jeder Zeile seiner kritischen Arbeiten hervorgeht. Wir glauben es ihm am Abend seines Lebens gern, was er in dem Vorwort zu den „Freien Studien" bekennt, daß er weder zeitliche Ehre noch wirklichen Vortheil von seiner kritischen Arbeit je erwartet habe, sondern daß er sich mit dem Bewußtsein bezahlt mache, die Wahrheit redlich gesucht und ehrlich gesagt zu haben. Ihm genügt das Bewußtsein, daß der befreiende Gedanke in wohlgearteten Herzen und hirngesunden Köpfen so viel fruchtbaren Boden findet als er braucht, um seine Saat auszustreuen."

Mit der Klarheit des Ausdrucks und der Wahrhaftigkeit des Gedankens ist bei Pfau auch die Schärfe der Form verbunden. Er ist scharf, aber nicht nicht, oder nur selten, verletzend; in erster Reihe steht ihm immer die Sache, in letzter die Persönlichkeit, und selbst seine demokratische Ueberzeugung verblendet ihn nicht gegenüber der Erkenntniß des wahren Kunstwerks, auch wenn dieses aus anderen Ueberzeugungen hervorgegangen ist. Zu all diesen Vorzügen kommt noch die künstlerische Architektur und die Abrundung seiner kritischen Aufsätze. An diesen ist nichts auszusetzen; es ist Alles fest im Blei, wohlfugig gemauert und gewissenhaft ausgeführt.

Es ist klar, daß mit solchen Vorzügen Pfau auf dem Gebiete der künstlerischen Kritik eine wesentliche Bedeutung gewinnen mußte. Das Beste, was

er geschrieben hat, sind seine ästhetischen Urtheile über Maler und Gemälde, über Bild- und Bauwerke, welche die beiden ersten Bände seiner „Studien" füllen. Manche dieser Essays, die einen Zeitraum von fünfundzwanzig Jahren umfassen, sind ursprünglich für Pariser Zeitschriften französisch geschrieben worden; aber man sieht dies weder dem Inhalt noch der Form an. Die kritischen Berichte Pfau's über Bilder und Maler bilden eine Art moderner Kunstgeschichte und bieten ein umfassendes Gesammtbild der neueren Malerei. Allen in dem letzten Vierteljahrhundert hervorgetretenen Bestrebungen auf diesem Gebiete wird unser Kritiker vollständig gerecht; aber mit Vorliebe verweilt er doch bei der belgischen und französischen Malerei, da nach seiner Ueberzeugung für die gegenwärtige Periode realistisch-coloristischer Entwickelung die französische Malerei tonangebend und wichtiger als die deutsche ist. Sein kritischer Canon ist der, daß die moderne Kunst der Naturwahrheit und Farbenstimmung in alle Lebenskreise dringen und die Herzen des Volkes sich erobern müsse; denn diese Kunst ist eine nationale, deren Wirksamkeit nicht spurlos verschwinden wird.

Von besonderem Werth sind seine Urtheile über die moderne Plastik, welche ja leider seit jeher das Stiefkind der Kritik gewesen ist. In der Beurtheilung der modernen deutschen Skulptur giebt Ludwig Pfau auch einen Abriß seiner ästhetischen Weltanschauung, die sich aus folgenden Factoren zusammensetzt. Die heutige Richtung nach einer greifbaren Wirklichkeit in der Kunst ist zugleich das charakteristische Merkmal einer Zeit, die allen Bestrebungen des Geistes ihr stoffliches Gepräge aufdrückt. Wir stehen an den Thoren einer neuen Weltanschauung. Die freundlichen Parzen des Mittelalters: Glaube, Liebe, Hoffnung befinden sich im Untergang; ihre alten Embleme sind zerbrochen und verrostet, ihre Herrschaft ist vollendet, ihre Zeit ist um. Sie verschwinden, um als verjüngte Schicksalsgöttinnen wiederzukehren, die da heißen Kunst, Wissenschaft und Gerechtigkeit. Aber dieses Interregnum ist die götterlose, die schreckliche Zeit; das schöne Ideal ist in alle Ferne geflohen, und die streitbar gewordene Justitia, die Binde auf der Nase, hat ihre Wage weggeworfen und haut mit dem Schwerte um sich. Sie kann nicht mehr mitzählen unter den Genien des Fortschritts; an ihre Stelle ist die Physica getreten, die Erforscherin der Natur, in der einen Hand das Messer der Section, in der anderen die Wage der Atome. Noch weicht die Menge erschrocken zurück vor der Nackten; aber sie schreitet mit Riesenschritten einher und spricht: „Die Welt heißt Nothwendigkeit, der Gott heißt Vernunft; das Leben ist der Tod, der Tod ist das Leben; weder Gnade noch Willkür, weder Rache noch Barmherzigkeit — ein Wort, ein Weg, ein Gesetz für Alle! Es ist keine kleine Zeit, in der wir leben, sie wird zählen in der Weltgeschichte; aber sie nimmt sich schöner von Weitem aus, und wohl denen, die nach ihr kommen!"

Es ist selbstverständlich, daß Ludwig Pfau bei einer solchen Welt-

anschauung ein entschiedener Realist ist; aber es ist doch auch begreiflich, daß er, wie schon aus dem Stoßseufzer des letzten Satzes hervorgeht, vom Idealismus ausgegangen ist. Er ist keineswegs der Meinung, daß erst die modernen Dichter und Künstler sich direct an die Natur gewendet haben, und er polemisirt immer scharf gegen die Idee, als ob die Kunst erst von heute datirte und nur vom Realismus ausgehen sollte. „Das Ideal, weit entfernt, die phantastische Schöpfung einer übersinnlichen Willkür zu sein, ist vielmehr das treue Bild der Wirklichkeit, die plastische Darstellung der Wahrheit, wie sie nicht aus einer einzelnen und zufälligen Erscheinung, sondern aus dem Wesen einer Gesammtheit regelrechter Thatsachen hervorgeht. Der antiideale Realismus ist daher gerade so willkürlich und so falsch wie der antireale Idealismus. Der erste, indem er die Grenzen künstlerischer Darstellung überschreitet, wird Caricatur oder Cadaver; der zweite, indem er die natürliche Ordnung der Dinge verläßt und den der Kunst unentbehrlichen Lebenshauch der Sinnlichkeit verliert, verwandelt das Ideal in Idol . . . Idealismus und Realismus bezeichnen daher nichts als die zwei Gruppen jener mannigfaltigen Formen des Ideals, welche der mannigfachen Gefühlsweise der verschiedenen Epochen, Rassen und Individuen entsprechen. Diese Vielgestaltigkeit bekämpfen, ist Unsinn; es handelt sich darum, sie zu verstehen."

In seinen „Freien Studien", welche die Kunst im Staat besprechen, das Verhältniß der Kunst zur Philosophie, zur Geschichte, zur Moral, zur Oekonomie und zur Politik, hat Pfau viel für dies Verständniß gethan. In diesem seinem besten Werk hat er ohne Frage die Kunstästhetik um ein ansehnliches Stück weitergebracht. Mit seltener Klarheit weiß er die Betrachtung und Verknüpfung der Dinge darzulegen, mit spielender Leichtigkeit macht er die schwierigsten ästhetischen Formeln seinen Lesern mundgerecht; er steht auf einem freien Standpunkt außerhalb der streitenden Parteien, und mit überlegener Klarheit weiß er den Nerv der Kunstgeschichte und Kunstentwickelung bloßzulegen. Um mich eines Goethe'schen Wortes zu bedienen: es ist die Sachdenklichkeit, welche die charakteristische Eigenart Pfau's bildet, und die uns in seinen künstlerischen Definitionen und kritischen Urtheilen auch da noch anzieht und fesselt, wo unsere Wege sich von denen des Kritikers scheiden und unsere politische und ästhetische Ueberzeugung in Widerstreit mit seiner Welt- und Lebensanschauung geräth.

Auch literarische und historische Skizzen hat Ludwig Pfau geschrieben; einzelne derselben, wie der über Zola,*) sind wohl den Lesern dieser Zeitschrift noch in bester Erinnerung. Aber seine Stärke scheint mir doch nicht in der literarischen Kritik, sondern in der historischen Erkenntniß und Darstellung der ewigen Kunstgesetze zu liegen. Auf diesem schweren

*) Heft 37 von „Nord und Süd."

und vielumstrittenen Gebiet ist er Meister und bleibt es auch, selbst wenn die Zunftkritiker die Klarheit seines Vortrags für Dilettantismus auszugeben geneigt sein sollten.

Der Essay als solcher ist in dem letzten Vierteljahrhundert in der deutschen Literatur viel gepflegt worden; aber nur wenige Schriftsteller haben ihn mit so entschiedenem Geschick zu behandeln gewußt wie Ludwig Pfau. Die Kunst ist seine Liebe; ihr gilt sein Sinnen und Schaffen, und er erhebt sich zu der poetischen Kraft seiner Jugendjahre, wenn er am Schlusse seiner „Freien Studien" noch einmal in einer sinnigen Betrachtung Alles zusammenfaßt, was die Entwickelung der Kunst im Leben der Menschheit bedeutet. Mit diesem Dithyrambus auf die moderne Weltanschauung, deren treuester Jünger Ludwig Pfau sein ganzes Leben gewesen ist, sei diese kurze Darstellung beschlossen; er ist charakteristischer für den Menschen, für den Dichter und Kritiker, als die eingehendsten ästhetischen Untersuchungen über seine literarische Eigenart. Es heißt in dieser Schlußparabase der „Freien Studien": „Wenn ich bedenke, was die Gewalt gegründet hat, die Reiche von Meer zu Meer, die Städte mit hundert Thoren, die Tempel, steinerne Riesen — Herrlichkeiten, davon nichts übrig ist als die paar Scherben, die unter der Sohle des Wanderers krachen —, dann sag' ich mir: Was die Gewalt auferbaut, das zertrümmert der Geist; was im Raume erhöht wird, das versinkt in der Zeit. Wenn ich betrachte, was der Geist geschaffen hat, die Künste, die Wissenschaften, die Satzungen der Gerechtigkeit — heilige Erbschaften, welche die Völker den Völkern überlieferten, die Geschlechter den Geschlechtern —, dann sag' ich mir: das herrliche Ilion ist gefallen, aber Homer ist noch aufrecht; das schöne Griechenland ist untergegangen, aber die Venus von Milo ist auferstanden; das glorreiche Rom ist nichts mehr als ein Schutthause, den das Dogma der Freiheit streitig macht. Aber wenn der Papst geht, so bleibt Virgil, und diese gequälte Stätte bleibt immer die ewige Stadt, denn der patriotische Hauch der Quiriten, welcher den staatlichen Gedanken über die Welt ausgoß, wird ewig von ihren sieben Hügeln wehen; ihr Andenken wird nicht verschwinden, denn sie hat uns mehr als Steine hinterlassen, und der Geist ist ein Brot, das ewig nährt und nimmer verzehrt wird. Alsdann erfüllt eine hohe Freude mein Herz, eine stolze Zuversicht hebt mir die Stirne; und ich ehre den Griffel, dieses bescheidene Sinnbild des Künstlers, das mir edler erscheint als ein königlich Scepter; und ich segne die Feder, dies arme Werkzeug des Denkens, das mir mächtiger däucht als ein kaiserlich Schwert."

Die deutschen Imperativnamen.

Von

K. G. Andresen.

— Bonn. —

Auf dem umfangreichen, kaum zu bewältigenden Gebiete der Namen*) hebt sich ihrer Bildung und Form nach eine besondere Klasse in auffallender Weise ab. Während nach den gewöhnlichen Gesetzen der Sprache Wörter aus Wurzelsilben durch Ableitung oder Zusammensetzung gebildet werden, liegt hier der Fall vor, daß ein ganzer Satz sich zu einem einzigen Worte, welches den Werth eines Substantivs bekommt, zusammenzieht, verschmelzt und verhärtet. Dergleichen Wörter, oder vielmehr Namen, Gattungsnamen sowohl als insbesondere Eigennamen werden Satznamen genannt. Sie treten in verschiedenen Formen und Constructionen auf. Die bei weitem überwiegende Mehrzahl enthält einen Imperativ. Mitunter spricht aber auch der Name ein Urtheil im Indicativ aus, wie in Taugenichts für Taugnichts, vom mittelhochdeutschen touc = taugt (vergl. franz. vaurien aus vautrien), in den österreichischen Geschlechtsnamen Waisnix und Weißgut. Einen Conjunctiv zeigen Gottbehüt, Gotthelf, Gottseibeiuns, euphemistisch für Teufel, Waltigott und Waltsgott. Ein Nebensatz ist zusammengezogen in Wieduwild (wie du willst), Wieswell (es gehe, wie es wolle). Bisweilen fehlt das Verbum ganz, wie in den alten Beinamen Auffdenman, Durchdenpusch, Kopfentzwei, Drab, Russenzan (‚heraus den Zahn'), in den heutigen Familiennamen Dörwandt (‚durch die Wand'), Frischauf, Gleichauf,

*) Wir verweisen auch auf den Aufsatz desselben Herrn Verfassers „Ueber die Namen und die Namengebung der alten Deutschen". Jmniheft 1887, 367—383. Red.

Morgenbesser, Simmergott = (so mir Gotthelfe vergl. Jasomirgott, wie ein österreichischer Herzog Heinrich im 12. Jahrhhundert bezeichnet wurde). Da diese Namen sämtlich einen Ausruf enthalten, ist die Vollständigkeit der Form leicht entbehrlich.

Die folgende Darlegung wird sich ausschließlich mit den imperativisch gebildeten Namen befassen.

Keine andere Gruppe der verschiedenartigen Geschlechtsnamen, welche aus Beinamen entstanden sind, gewährt ein solches culturhistorisches Interesse und zeugt so sehr von der wunderbaren Kraft des Volksgeistes, dem sie ihren Ursprung verdanken, als diese mittelalterlichen, echt humoristisch zu nennenden Namen. Alle mannigfaltigen Erscheinungen des menschlichen Lebens treten uns aus diesen Namen, welche sich ihrem größern Theile nach, in einem gewissen Gegensatze zu den Beinamen im Allgemeinen, als Spitz- oder Uebernamen bezeichnen lassen, lehrreich und bedeutungsvoll entgegen. Vorzugsweise spiegeln sich in ihnen das rohe und wüste Kriegshandwerk, die Streif- und Raubzüge beutegieriger Ritter und deren Genossen, die Trink- und Spielgelage der Schenken und Herbergen; daneben finden auch ordentliche und ernste Verhältnisse, wie die bürgerlichen und bäuerlichen Beschäftigungen des Handwerks und des Feldbaus, ihre theils nüchtern prosaische, theils muthwillige und witzige Bezeichnung. Es verlohnt der Mühe und gewährt eine nicht geringe Befriedigung, im Einzelnen und im Ganzen wahrzunehmen, mit welcher rücksichtslosen Kühnheit und einem wie lebendigen, neck- und spottsüchtigen, zu nicht geringem Theile gewissermaßen poetischen Muthwillen die Mehrzahl dieser Namen in den Kreisen rauf- und saufluſtiger Gesellen, sowie auf den Zügen wandernder Handwerker und fahrender Sänger geschaffen worden ist.

Nachdem romanische Völker schon früher sich der imperativischen Namengebung bedient hatten, scheinen die ersten Anfänge derselben für Deutschland erst in das 12. Jahrhundert zu fallen. Im Verlaufe der folgenden Zeiten häufen sie sich in kaum ermeßlichem Umfange; ein großer Theil derselben, welcher hier keine weitere Berücksichtigung verlangt, kommt auf Rechnung meist vorübergehender Einfälle der Dichter und anderer Schriftsteller. Aus der Menge dieser mittelalterlichen, heute größtentheils nicht mehr erhaltenen Imperativnamen erscheint es angemessen nur eine Anzahl der kräftigsten und in kulturhistorischer Hinsicht interessantesten zur Veranschaulichung herauszuheben:

Suchentrunk, Slintewin (zu slinden, schlingen, schlucken), Drinkebeer und Sluckebeer, Füllenapf und Füllfessl (vgl. Methfessel), Gewsauf und Gysuein (gieß auf, gieß hinein), Raumsglesel (leere das Gläschen), Lernpecher und Lerencruch, Saufsgaraus, Schlickenmost, Früenpeiß (vruo enbîzen, früh am Morgen schwelgen), Frißumsonst, Schlintdenspeck, Leckenprey (Brei), Füllendrüssel (drüzzel = Gurgel, Kehle) und Füllenhals, Eilaufdiestraß, Schaffenlitzel (schaff ein wenig; vgl. Schaffganz), Haudreyn und Hauwenkerl-

Greiffdrauff und Greifintaschen, Raumstaschel und Laerenbiutel, Hödevick (hüte die Tasche), Schreckenwirt, Schinttenwirtt und Zaldenwirth, Zerrenmantel und Zuckenmantel, Würgenpawer (würge den Bauer), Murrdengast (morde den Gast), Slupfindeck (schlüpf in die Ecke), Sengenwalt und Wüstenwalt, Schüttenpogen, Schüttenspieß, Schüttenwürfel (zu schütten, schütteln), Fretendüvel und Kleyenduvel (krau den Teufel), Scheuchengalgen (schiuhen, scheuen), Fürenrayen (führe den Reihen), Fleugimtanz, Springenklee, Wattinschnee, Zwilchenbart (zwilhen, verdoppeln, doppelt drehen), Schutelock (schüttle die Locken), Pleckentzan (die Zähne blecken, d. h. weisen, Zeichen der Feindseligkeit), Tumernit (thu mir nichts), Wendenschimpf (Spaßverderber), Druckenpfennig und Küssenpfennig (Geizhals), Streusgütlein (Verschwender), Fylysen (Eisenfeiler), Bschlagngaul, Bindenkübel, Bintenschuch.

Die Bedeutung und Anwendung des durch den Imperativ bezeichneten Ausrufs entfernt sich in diesen Namen mehr oder weniger von dem Begriffe, welcher dem Imperativ als solchem innewohnt. Wenn Leuten zugerufen wurde: Birnescuttle, Greyffinpewtel, Kliebenschedel, Lericoph, so lag darin nicht sowohl eine wirkliche, ernst gemeinte Aufforderung die (hölzernen) Schüsseln zu verbrennen, in den (fremden) Beutel zu greifen, den Schädel zu spalten, den Becher zu leeren, als vielmehr eine Angabe desjenigen, was diese Leute schon von selbst ohne Aufforderung zu thun pflegen und was man an ihnen wahrzunehmen gewohnt ist. Im gewöhnlichen Leben wird dieser Sinn am einfachsten durch das Präsens dargestellt, wie in dem bereits besprochenen Taugenichts, dessen Begriff dem des imperativischen Thunichtgut nahe verwandt ist. Aber die Bedeutung des Imperativs rechtfertigt sich durch die Ironie, mit welcher dem, an dem eine Eigenschaft oder Gewohnheit haftet, gleichsam zugerufen wird, zu thun, was er ohnehin thut oder durch sein Betragen in Aussicht stellt. Hiervon giebt das tägliche Leben für den, welcher darauf achtet, Beispiele genug. Unbedachten und Leichtsinnigen, insbesondere Kindern, hört man zurufen: Trotz noch! Schneid dich! Fall herunter und brich den Arm! Verfriß dich! und dergleichen, nicht selten mit dem Zusatze: das ist recht!

Es giebt aber auch viele Namen, in denen der Imperativ seinen eigentlichen Sinn behauptet. Einige dieser Namen, deren überwiegende Mehrzahl jüngern Ursprungs ist, fordern ernsthaft zur Frömmigkeit und Rechtschaffenheit auf, oder äußern Wünsche für den Lebensweg. Man vergleiche Besserdich, Dienegott, Keifnicht, Leberecht, Lebsanft, Liebetreu, Schlafmunter, Stelldichwohl, Traugott, Werdeguth. Zuweilen sind Zweifel hinsichtlich der Bedeutung des Imperativs berechtigt. Der Name Bleibimhaus z. B. kann in wörtlicher Auffassung einem, der sich viel außerhalb des Hauses aufhält, wohlmeinend gegeben worden sein; er kann sich aber auch ironisch auf den beziehen, welcher selten oder nie aus-

geht, sondern zu Hause bleibt. Ebenso steht es um Lachnit, worin entweder die wirkliche Mahnung liegt, nicht zu lachen, oder die Eigenschaft und Gewohnheit desjenigen, der nicht lacht, ausgedrückt ist. Aehnlich verhalten sich Fürchtenicht, Haltaus, Schweigstill, Trauernicht. Je älter der Name ist, desto eher wird man die ironische Bedeutung des Imperativs annehmen dürfen.

Obgleich es bei der nun folgenden Zusammenstellung, welche sich mit den als eigentliche Geschlechts- oder Familiennamen imperativisch gebildeten Namen beschäftigen wird, angemessen erscheinen kann, die Eintheilung nach den verschiedenen Gruppen des innern Gehaltes einzurichten, so dürfte doch die alphabetische Folge den Vorzug verdienen, besonders da einzelne Namen, vorzüglich mit Rücksicht auf deren Beziehung, sich nicht ohne Schwierigkeit absondern lassen und jene äußerlich geregelte Folge jedenfalls eine leichtere und bequemere Uebersicht gewährt.

Der Name Abhau zeigt zwar den verhältnißmäßig seltenen Fall, daß die Präposition oder das Adverb den ersten Theil des zusammengesetzten Verbs bildet, er kann aber nicht wohl anders als imperativisch erklärt werden, da es kein Substantiv derselben Form gibt; aus alter Zeit wird Howaf, d. i. Hauab, nachgewiesen. Achtsnick hat ursprünglich Achtesnicht gelautet, aus welchem deutlichen Namen, wie Urkunden berichten, auch Achtzig und Achtzehn, die heute verschollen sein mögen, merkwürdig umgedeutet hervorgegangen sind. Arbeitlang ist vermuthlich neuern Ursprungs.

Unter Bachenschwanz, entstellt Backenschwans, ließe sich Schwanz der Bache oder wilden Sau verstehen, wie man Hasenzahl, Mäusezahl, Rattenzagel, Voszal hat (Zagel, Schwanz); allein weit mehr spricht die Deutung aus „Wachenschwanz" an, bewege den Schwanz, mag damit zunächst die Bachstelze, deren Benennung heute als Bachstelz und Bachstez in deutschen Familien auftritt, gemeint, oder unmittelbare Beziehung auf eine Person (vgl. später Weibezahl) behauptet werden. Beißengroll. Beißenhirtz, beiß den Hirsch, entstellt Beisenherz. Bellut. Besserdich. Beuthan, Beythan und Beuthin, Beythin, zu niederd. anböten, anboiten und inböten, inboiten, einheizen; vgl. Bötefür und Fürböter. Biethahn, beiß an; vgl. Streichhahn. Bindaus. Bitdendüvel, Bietendüwel, beiß den Teusel. Bleibimhaus, Bleibinhaus. Bleibnichtlang. Bleibtreu. Blivernicht, bleib da nicht. Bötefür, Bütefür, Ofenheizer, entstellt Bettführ. Brenneisen, Brenneis, franz. brûle-fer, Schmiedename. Brennewald, Brennwald, Waldbrenner. Bringewath. Bringezu. Bürneschür, verbrenne die Scheuer, jetzt öfters in Bornscheuer verwandelt. Buckup, von niederd. upbucken, = den Kopf aufwärts beugen.

Dempwolf, Wolfbezwinger; vgl. Schindewolf. Dienegott. Drabsanft. Drischaus, Drishaus.

Ehrenfried kann zwar sehr bequem imperativisch gefaßt werden, vergleicht sich jedoch ebenso auch altdeutschem Erinfrid; vgl. Giebfried.

Fahraus. Fallap. Fallum, ursprünglich Wirtshausname. Fangauf. Fassin. Fegebank. Fegebeutel, Fegbeitel, eigentlich Namen von Wirtshäusern; vgl. die Ortsnamen Vegesack und Vegetasch. Fegenteufel. Feghelm, Waffenschmied; vergl. Schwerdtfeger. Feinedegen, von dem veralteten feinen, fein machen, polieren. Fellnast, fälle den Ast. Fickenwirth, Fickewirth, hau den Wirt. Filleusack. Findeisen, Finneisen, Findeis, Fendeis, anscheinend Schmiedenamen. Findekeller, Zechbruder. Findeklee. Flickenschild. Flickschuh. Fliegauf. Fliegaus. Fressenteufel. Frettwurst. Führekranz. Füllbier. Fülleborn, Fülborn, Fileborn. Füllenbüttel, fülle den Beutel. Füllgrabe. Füllkrug und Füllkruß, Füllekrus. Füllmich. Fürchtdichnicht, Fürchtenicht, niederd. Früchtenicht, Fröchtenigt Früchtning. Fürchtegott.

Gerathewohl, Gratwohl, Gerothwohl, Grotwohl; entstellt, d. h. an neue Wörter angelehnt und zum Theil umgedeutet Gradewald, Grotwahl, Grotewohlt. Geweg. Glaubtrei. Greiffentrog, Greiffentroch, Griepentrog. Greifzu. Griepenkerl, Uebername für Häscher, Gerichtsdiener, Bettelvögte.

Habedank, Habdank, Hadank, ehedem Danksagung. Haberecht, Rechthaber. Habenicht, Havenith, Habenichts. Habenschaden. Hablützel, der wenig hat. Hackauf. Hackbusch. Hackdentüfel. Hackenfeind. Hackspan. Hackstroh. Haltanderheide und Haltaufderheide. Haltaus. Haltein. Haschenteufel. Hassenkrug. Hastenpflug, Hassenpflug. Hassenwein. Hassefang. Haßdenteufel, Hastenteufel, Hassenteifel, Hassendeubel. Haßkerl, Hatenkerl. Hatenbur. Haueisen, Haueis, der die Rüstung des Feindes durchhaut, franz. Taillefer. Hauenhut. Hauenrand, Haurand, franz. Talleyrand, Rand als Schildesrand, Schild verstanden. Hauenschild, Haunschild, Hauschild, umgedeutet Hausschildt und Haufschild, letzteres aus dem mittelalterlichen Howeschilt. Hauenstein, Haustein, Steinhauer; doch ist Hauenstein auch Name mehrerer Oertlichkeiten. Haunit. Hauto, Hautau, hau zu. Hebebrand, von heben gleich anheben. Hebeisen, Schmiedename. Hebenkrieg. Hebenschimpf, Spaßmacher. Hebenstein. Hebenstreich. Hebenstreit, Hebestreit. Hebentanz. Hegewald, Heegewaldt, Forstaufseher. Helpup, hilf auf. Hergenhahn, verheere, verwüste den Hagen. Hödenschild, erhöhe den Schild. Hoffendrunk. Hoffesommer. Hohlwein, Hohlwien. Holaus. Holup, halt auf. Höregott. Höruf. Huckauf. Hupfaufdleut. Hupfuf, Hüpop, Hippauf. Huschenbett, husch ins Bett. Hütwohl, Hützwohl.

Jagaus. Jagenmann, Jagemann. Jagenteufel, Jagendeubel. Juckenack.

Kaufauf. Kaufholz. Kehrein. Keifnicht. Kennegott. Kernstein, kehre den Stein, vor Alters Kerumbdenstain, zur Bezeichnung des Brotbäckers. Keruth. Kiekhöfer, Kieckhäfer, entstellt aus niederd. kiköver, kikäver, guck über, zunächst wohl local. Kiesewetter, Wetterspäher, verunstaltet Kiesevetter (vergl. Schiervater neben Schierwater), Käsewieder und wahrscheinlich Küßwieder. Kikuth, auch Ortsname. Klaubauf. Klebesattel, Clebsattel, Klebsadel, Glebsattel, Kleesattel, Beiname kecker Reiter. Klingebeil, Klingebiel, Klingspiel, laß das Beil klingen. Klingspor, Klingspaar, von spor, Sporn. Klinguth. Klöfkorn, Kloevekorn, Kornspalter, Haarspalter. Klopfan. Klophaus, zu klophen, klopfen. Klopperdran, klopf da dran. Kochwohl. Kommallein. Kratzenstein. Kreuchauf, Krichauff. Krichenbauer, krieg den Bauer. Kuckein.

Lachnicht, Lachnit. Ladegast. Ladensack. Langguth, lang ut, lange aus. Laßleben. Lategahn. Lathwesen, Lattwesen, laß sein. Lauffher. Lebegott. Leberecht; aber Liudberaht fordert zugleich Beachtung. Lebfromm. Lebsanft. Legab. Legan. Legenstein. Lehrenkrauß, leere den Krug. Leidemit, Liedemith, Liedemeth, Lidemedt. Leidenfrost, vielleicht daraus entstellt Leibenfrost. Leidenkampf. Leidenkauf. Leidenrost. Lernbecher. Lernpaß, lerne besser. Leruth. Leschbrand, Löschbrand. Leuchtweiß, Leichtweiß. Lickfett, Likkefett, Liekefett. Lickleder, Lückleder, Spottname des Schusters. Liebegott. Liebegut. Liebenwirth. Liebetreu. Liesaus. Lobenwein. Lobwasser. Loopweg.

Machan. Macheleidt, auch Teufelsname im alten Schauspiel. Machemehl. Machenschein. Macherauch. Machetanz, Machedanz, Mackedanz, Magendantz. Machnick; vgl. Achtsnick. Mahlenbrei. Makeprang, Aufrührer, von dem ältern niederdeutschen prank, Unruhe, Mengein. Mengewein. Merkswohl. Mernschatz, mehre den Schatz.

Nagengast. Nagenzaum. Nimmnicht. Nimsgern.

Piplies, pfeif leise. Preußendanz, entstellt aus dem ältern Preisendanz = preise den Tanz.

Rabsilber, Rapsilber, von rapen, raffen. Raffegerst. Raffensack. Ratswohl. Raufenbarth. Reckefuß. Regedanz, Redantz. Reintanz. Regenfuß. Reibeholz. Reibenschuh. Reibenstein, Reibstein. Reibetopf. Reichentrog. Reifenstahl, Riefenstahl, Rieffestahl. Reifenstein. Reifenstuhl. Reimkasten, räume, leere den Kasten, mittelalterlich Raumenkasten. Reißaus. Rennenkampf, Rennekamp, Rönnekamp; vgl. Renninsfelt aus alter Zeit. Richtentisch. Ringseifen, Ringseis, Ringeißen, ringe, schwinge das Eisen. Rininsland. Röckenzaun, errichte den Zaun. Röhrbein, Rohrbein, Rehrbehn, rühre das Bein. Röhrdanz, Rohrdanz; vgl. Hebentanz. Röhrhand. Rowedder, Rohweder, Rohwer, Rohwetter, ruh'

wieder; vgl. den Wirtshausnamen Stawedder, steh wieder, in Holstein. Ruckaber, rück wieder, entstellt Ruckhaber und Ruckgaber. Rückeisen. Ruckenschuh. Ruckenstuhl, Ruckstuhl, vermuthlich einem beliebten Gesellschaftsspiel entlehnt. Rückforth. Rückfür. Ruckmich. Rühmekorb, Rühmkorff, Rumkorff, Ruhmkorf, Rumpfkorf, leere den Korb. Rumbauer. Rümenapf, Rümenapp. Rummfeld, Rumsfeldt, Rumpsfeld, Reimsfeld. Rummelandt, Rumland, Ruhmland, Raumeland. Rumschöttel, Rumschüttel, Reumschüssel, Raumschüssel, Reimschüssel, Ramschüssel. Rumstieg, Reimstieg. Rürup, Röhropp, Rehropp.

Saufaus, Suppus. Saugenfinger. Saumnicht, Sumnicht. Seumenicht, Sümenicht, Saumsnit, Sumsnit. Schaffenicht, Schaffganz, wunderlich entstellt Schafgans. Schaffrath, Schaffrott, Schaffenroth. Schauinsland, Schaunsland, ursprünglich lokal. Scheerbarth. Scheineweiß. Schenkebier. Schenkhut, schenk aus. Scheuchenpflug, Scheinpflug; vgl. Hassenpflug. Scheuchenstuhl, Scheuenstuhl. Schicketanz, Schickedanz, Schicktanz, Schickendans, Tanzordner. Schiebenhöbel, schiebe den Hobel. Schietenduivel, Schiedendüfel. Schindewolf. Schindhelm. Schladoth, schlag todt. Schlafmunter. Schlagdenhausen, Schlagenhauf. Schlagenteuffel. Schlagintweit, schlagins Weite. Schlatau, schlag zu. Schluckebier. Schmeckebier, auch ein ehemals in Königsberg gefeiertes Abendessen und Biertrinken. Schmeckenbecher. Schmeckpeper, Schmeckpepel, Schmackpfeffer. Schmelzeisen, Schmelzeis. Schmieduth, wirf hinaus. Schnappauf. Schneidewind, Schneiderwind. Schneidewin, Schniewind, Schneewind, Schneidewendt, Schnödewind, franz. taillevent, Landstreicher. Schnellenpfeil. Schnüran. Schötensack, schüttle den Sack. Schreckendüvel. Schreckengast, Schreckegast. Schröckenfux. Schuddefell. Schüddemage, Schüddemagen. Schunicht, scheue nicht. Schüthuth, Schüththut, schütte aus. Schüttenhelm, Schittenhelm. Schüttenkopf, Schüttekopf, Schüddekopf Schittelkopf, Schüttpelz, Schüppelz. Schutzbar, verdunkelt aus Schüttesper; vgl. Shakespeare. Schweigstill. Schweisguth, gleich Streusgut, wie man im Mittelalter den Verschwender nannte. Schweisthal. Schwendenwein. Schwenkenbecher. Schwenkros. Schwindenhammer. Schwingenschuh. Schwinghammer. Sengebusch. Sengeholz, Sennholz, Singeholz. Sengelaub, Sennelaub. Sengenwald, Sengewald, Sennewald, Senewaldt, Singewald. Sengenwein. Sengstacke, Sengstack, Sengstock. Settegast. Setzenstock. Setzepfand, Setzpfand. Setzkorn, Sezekorn. Siedentopf, Siedentop, entstellt Seidentopf, Beinamen des Kochs. Singeisen für Sengeisen; vgl. Brenneisen. Singto. Sitzum. Sitzwohl. Spalteholz. Spannan. Spannaus, Spannuth, Spanuth, Spanhut, Spannhut.

Sparbrod. Sparkäse. Sparnicht. Sparschuh. Sparwasser. Spörhase, der den Hasen spürt. Spreizenbart. Springauf, Springob. Springenzaun. Springinreif. Springinsguth, Springsguth. Springsfeld. Standfest, Stehfest. Standop, früher hochdeutsch Standthauff. Staubesand, Stövesand, Stöwesand, vielleicht entstellt Steifensand. Stechmesser, Steckmest, zur Bezeichnung desjenigen, welcher bei Trinkgelagen das Messer in den Tisch am Platz eines Andern steckt, damit der für ihn bezahle. Steigentesch, im Mittelalter deutlicher Steigindtaschen, auf Raub bezüglich. Stelldichwohl. Stichdenteufel. Stichenwirth. Stillschweig. Stoßnach. Streckdenfinger. Streckfuß, auch Beiname des Todes, wie Streckebein. Streichan, Streichhan Streichhahn. Streißguth. Stürzekarn. Suchensteig. Suchenwirth. Suchland, Suchsland, Sökeland. Südekum, Sydicum, sieh dich um, ursprünglich ein Local.

Tanzwohl. Thudichum. Thugut, vorher Thunichtgut. Tilleswein, vertilge Wein. Trauernicht, Trurnit. Traugott. Treckan. Tredup, tritt auf, entstellt Tretopf (vgl. Hotopf, Hut auf). Treffenschedl. Tretrop, tritt darauf. Treubleib. Trinkaus, Trinkhaus, Drinkhut, Trinksaus, Trinksüss, Trinks. Tunkein.

Vollenhals, fülle den Hals. Völlenbaum, fälle den Baum.

Wackerbarth, wahrscheinlich entstellt aus dem urkundlichen Wackebard, von wacken, woher wackeln. Wakenhut. Wakop, Wakup, wach auf. Warnkönig, schütze den König. Warnkros, wahre den Krug. Weckauff. Wegehaupt, bewege das Haupt. Wegemund. Wehrenpfennig, wahre den Pfennig. Weibezahl, Wedelschwanz, Schwanzwedler. Weibezahn. Wendhut. Wendleder. Wendschuh, Wendschuch. Wieschenbart, wische den Bart. Winnenpfennig. Wisbereit, sei bereit. Wüstenwald.

Zeigan. Zickendraht, Spottname des Schusters. Ziechnaus. Ziehensack. Zirngiebel, Ziergiebel. Zuckenmantel, Zuckmantel, Tuckmantel, Tückmantel, völlig verdunkelt Zuckermandel, auf Wegelagerei bezügliche Namen, zum Theil Oertlichkeiten. Zuckschwert, Zugschwert. Zuckseifen. Zwickaus.

Es giebt nun aber neben diesen vielen unzweifelhaft imperativisch zu deutenden auch eine größere Anzahl heutiger Geschlechtsnamen, welche seit längerer, größtentheils bis auf die jetzige Zeit dem Bereiche der Imperativnamen überwiesen worden sind, in der That aber eine abweichende Erklärung verlangen.

So bequem es ist, Glaubrecht und Liebrecht imperativisch zu fassen, so weigern sich dieser Deutung doch verschiedene Nebenformen beider Namen, wie Klauprecht, Glubrecht, Klaubert und Liebert, Leoprecht, Laubrecht. Der Name Glaubrecht ist vielmehr aus Glauperaht (zu glau, scharfsichtig, einsichtsvoll), Liebrecht aus Liutperaht (zu liut, Volk) entsprungen, beide

mit beraht, berht (engl. bright) = glänzend zusammengesetzt. Gangauf bedeutet nicht ‚geh auf‘, sondern gründet sich auf Gangolf (umgekehrt Wolfgang), wie Baldauf, Bitterauf, Thierauf auf Baldolf, Biterolf, Tiurolf, Gebrat und Giebfried lauteten im Altdeutschen, der eine Name buchstäblich, der andere der Hauptsache nach, ebenso wie heute; an imperativische Fassung darf aber bei dem ersten Namen gar nicht, bei dem zweiten (vgl. Ehrenfried) nur vorübergehend gedacht werden. Hauhardt heißt nicht: hau stark, sondern es ist vielmehr, wie Hugart und Hauert, aus Hugihard hervorgegangen; vgl. Haubert, Haubold aus Hugubert, Hugibald. Dem Namen Schmithals, welcher in weit von einander getrennten Gegenden Deutschlands, auch in der Schreibung Schmidthals, angetroffen wird, ist die unannehmliche Erklärung ‚schmeiß (triff) den Hals (des Hirsches)‘ zu Theil geworden; aber wie sich Bierhals, Goethals, Rachhals patronymisch mit eingefügtem h zu Berald, Godoald, Rachold verhalten, so Schmithals zu Smital aus Smidoald. Daß Bockendahl, Buckendahl ‚beug ihn nieder‘ bedeuten sollen, klingt unwahrscheinlich; mehr dürfte die Erklärung als „Buchenthal“ ansprechen. Ebenso wenig wird Hupfeld als „hüpf ins Feld“ zu verstehen sein, wohl aber, wie es bei Hopfeld der Fall ist, als eine Oertlichkeit. In Fahrenholz liegt nicht die Aufforderung ins Holz zu fahren; es giebt mehrere Oerter dieses Namens, welcher an sich Föhrenholz bedeuten kann. Die Erklärung von Tilgenkamp durch „tilge, zerstöre das Feld“ verträgt sich schlecht mit Tellkampf und Telkamp, mit Tillenberg, Tellberg und Telgenhauer; unter Tilgenkamp und Tellkampf ist ein mit „Telgen“ (telge, Zweig, Schößling, Steckling) bepflanztes Feld zu verstehen. Die Frage, ob Mackenthun „mach den Zaun“ bedeute, erledigt sich dadurch, daß es einen Ort gleiches Namens gibt, der anders erklärt werden muß. Dasselbe läßt sich von Stemshorn behaupten, da so ein Ort im Hannoverschen heißt; die imperativische Fassung gewährt überdies kaum einen erträglichen Sinn. Ganz unvorsichtig ist Tolkemit, das ja auf einen gleichlautenden Ortsnamen verweist, als „sprich mit“ verstanden worden; während Spaltenstein, obgleich ein Ort dieses Namens, an dem ohne Zweifel der Familienname haftet, nachgewiesen wird, sich leichter als Imperativ verstehen ließe. Bei Röhrmund, Rührmund liegt es doch näher an den Namen der holländischen Stadt Roermond als an die Aufforderung „rühr den Mund“ zu denken. Daß Springmühl wie Springsfeld und Springsgut zu erklären seien, leuchtet nicht ein; wie Springborn, Springhorn, Springstein mit dem Substantiv Spring, Quelle, zusammengesetzt sind, ebenso Springmühl (eine Springmühle liegt bei Heiligenstadt), deren Besitzer Springmüller, Sprinckmöller heißt. Der Auslaut des Namens Kreidebring hat veranlaßt, daß man einen Imperativsatz mit umgekehrter Wortstellung angenommen hat; aber das auslautende g steht für k wie in Finkenbring, Igelbring, Klebring, Lehmbring, und Kreidebrink (Kreidehügel)

ist selbst ein heutiger Geschlechtsname. Habekost klingt freilich wie ein Imperativ, ohne daß der Sinn vollkommen deutlich wäre; aber ohne Zweifel liegt die aus Havighorst, Havikhorst hervorgegangene Form Havekost, wie 4 Oerter in Norddeutschland heißen, zu Grunde. Wenn es wenig Glauben verdient, daß Mundhenk wie das ältere Hengentriel (Maulhänger) zu erklären sei, zumal da das Object voraufgeht, so läßt sich dagegen der Name, der auch als Mundhenke vorkommt, sehr wohl mit dem mittelalterlichen Beinamen ‚Mittem munde' vergleichen und als Henk oder Henke mit dem Munde verstehen. Keineswegs bedeutet Rennenpfennig „dem Pfennig nachrennend"; um 1300 hießen am Niederrhein gewisse leichte Münzen „Rennepenninge". Ebenso falsch ist die Erklärung von Stichtenoth, Stichnoth als: stiste Noth, Nothstifter; das niederdeutsche Wort entspricht dem hochdeutschen „Stiftgenoß". Schellhase, Schelhase, Schelhas und Scheelhaß enthalten schwerlich die Aufforderung den Hasen zum Weichen oder zu Fall zu bringen; zu Grunde liegt vielmehr das Adjectiv schellec, scheu, vor Furcht aufspringend, wie denn noch heute in der schwäbischen Mundart ein Pferd, welches ausreißt, gleichfalls „schellig", ein überall umherlaufendes Weib „die alte Schell" genannt wird. Hat die weit verbreitete Ansicht, Schlichtegroll sei als Imperativ zu verstehen, wenig für sich, so scheint durch die Form Schlichtkrull so gut wie bewiesen zu werden, daß Entstellung von „Krull" oder „Kroll" (Locke) in „Groll" vorliegt und daß diese Namen mit Schlichthaar, Reithaar, Glatthaar zu vergleichen sind. Nach den neuern Untersuchungen bezeichnen Stürzenbecher, Stürtzenbecker, Sturzenbecker, Störtenbecker, Störtebeker nicht imperativisch den Trinker, der den Becher hinunterstürzt, sondern es ist ein Trinkgefäß mit einer Stürze, ein Deckelbecher gemeint. Der Name Mutzenbecher, welcher den Klang eines Imperativs hat und auch so verstanden worden ist (putze, schmücke den Becher?), dürfte eher demjenigen gelten, der Mutzen oder Mutschen bäckt (vgl. Mutzschler); aber der in Westfalen vorkommende Familienname Mutzenbach, dem ja gewiß eine Oertlichkeit (vgl. Mutzenfeld, Mutzenhausen, Mutzenroth) zu Grunde liegt, weist doch stärker auf die locale Bedeutung auch des Namens Mutzenbecher (vgl. Eschenbecher, Weidenbecher) hin. In Lobedanz steckt kein Imperativ; das schon im Mittelhochdeutschen übliche Wort lobetanz, welches einen Tanz meint, zu dem sich junge Gesellen für gemeinschaftliche öffentliche Lustbarkeiten verbunden und verpflichtet haben, ist mit dem ältern „loben" für „geloben" zusammengesetzt. Auch Lösekann und Lösekrug sind schwerlich imperativisch zu verstehen, die Bedeutung des Verbums wäre ohnehin kaum erklärbar; vermuthlich enthalten beide Namen das in der heutigen Schriftsprache verschollene Substantiv „Lase", Henkelgefäß, dessen a öfters in o übergeht und hierauf, vielleicht durch mißverständliche Zurechtlegung, auch zu ö geworden sein kann.

An die außerhalb des Bereiches der Personennamen vorkommenden

imperativischen Bildungen darf es hier genügen nur mit einzelnen Beispielen zu erinnern. Die ältere Sprache hatte deren weit mehr als die jetzige; insbesondere in der volksthümlichen Literatur des spätern Mittelalters findet sich eine große Menge.

Unter den örtlichen Eigennamen, welche einen Imperativsatz enthalten, können zu denjenigen, die entweder als spätere Geschlechtsnamen oder zur Unterstützung der imperativischen Erklärung bereits genannt worden sind, noch folgende hinzutreten: Schlutup in Mecklenburg nahe bei Lübeck, umgedeutet aus „Slukup", dem ein älteres „Fretup" =, friß auf!' zu Grunde liegt; die holsteinischen Wirtshäuser Jappup (jappen, = nach Luft schnappen, aufatmen), Lurup (laure auf), Krupünner (kriech unter); die süddeutschen Locale Paßauf, Sichdichfür, Traunicht, welche zur Vorsicht gegen Straßenraub mahnen; Luginsfeld und Luginsland; das Forsthaus Steurendieb in der Eilenriede bei Hannover.

Persönliche Begriffe werden bezeichnet durch Habenichts, Haberecht, Saufaus, Springinsfeld, Störenfried, Thunichtgut Wagehals. Bekannte Hundenamen sind Faßan und Packan; ein gewisser Vogel heißt Wendehals, zuweilen Drehhals.

Während es in alter Zeit eine größere Anzahl imperativisch gebildeter Pflanzennamen gab, ist der heutigen Sprache fast nur das Vergißmeinnicht geblieben; das Maiglöckchen wird hie und da Springauf genannt; in niederdeutschen Gegenden kommt Klimop = ‚klimm auf' für Epheu vor.

Das sogenannte Stehmännchen, engl. cork-tumbler, heißt auch Stehauf. Ein rascher Schlußtanz führt den Namen Kehraus, älter Kehrab.

Zu abstracten Begriffen sind geworden: Gerathewohl, Kratzfuß für Verbeugung, Lebewohl, Reißaus für Flucht, Stelldichein als gute Uebersetzung des französischen rendez-vous, Zeitvertreib.

Einige imperativische Benennungen, welche im Niederdeutschen wurzeln, werden in dortigen Gegenden von hochdeutsch Redenden häufig übertragen. So hört man in Holstein das insgemein so genannte Schlucken, das wiederholte laute Aufstoßen, gewöhnlich als Schluckauf, niederdeutsch Sluckup, bezeichnen. Ein kleines Kind, mitunter auch ein unerfahrener, meist etwas vorlauter junger Mensch heißt Kikinnewelt und darnach in hochdeutscher Rede Guckindiewelt. Der Eigensinn, Leichtsinn und der Eigensinnige, Leichtsinnige werden Kehrdiannix und Kehrdichannichts genannt.

Schließlich noch die Bemerkung, daß der Blumenname Reseda und die jedem gebildeten Deutschen bekannten Wörter Facsimile und Factotum von lateinischen Imperativbildungen herrühren.

Russische Secten.

Von

Leopold v. Sacher-Masoch.

— Lindheim-Oberhessen. —

I.

Einleitung. — Die Raskolniki. — Die Lipowaner. — Die Duchoborzen und ihr weiblicher Papst.

Es ist ein dunkles Gebiet, das wir betreten, dunkel in geistiger, in psychischer und physiologischer Beziehung; ein Gebiet, auf dem wir nicht vor einem einzelnen Mysterium, sondern vor einer ganzen Welt von Räthseln stehen. Die Erscheinungen, denen wir begegnen, lassen sich zum Theile, wenn auch nicht erklären, so doch beleuchten und verstehen, der größere Theil derselben bleibt uns aber unfaßbar und berührt uns zugleich unheimlich und märchenhaft.

Ehe wir uns mit den russischen Secten beschäftigen, ist es unerläßlich, sich flüchtig an den historischen Charakter der aus der griechischen Kirche von Byzanz entstandenen orthodoxen russischen Kirche zu erinnern. Keine der christlichen Kirchen ist so sehr in ihren Lehren und Formen gleichsam erstarrt, so in leeres Ceremonien-Wesen ausgeartet und dabei so finster, so unduldsam und so unbarmherzig wie die russische; in keiner Kirche ist der Clerus so entartet, so gesunken wie in dieser; in keiner die kirchliche Allgewalt eine so tyrannische wie hier, wo sie mit der weltlichen vereinigt ist, wo der Czar-Papst Geister, Herzen und Leiber von 80 Millionen Menschen gleich unumschränkt beherrscht.

Druck aber erzeugt Gegendruck, und Tyrannei erzeugt Rebellion. Es ist deshalb leicht begreiflich, daß keine Kirche so viel Abtrünnige, so viel Ketzer hervorgebracht hat, als die russische. Die erste Trennung erfolgte

1666. Heute zählt man über 200 Secten, und es entstehen täglich noch neue. Alle diese Secten wurden seit der Mitte des 17. Jahrhunderts strenge verfolgt, besonders unter Peter dem Großen, und erst unter Katharina II., der Philosophin auf dem Throne, zum Theil erst unter Alexander I. geduldet. Manche werden heute noch von der Staatsgewalt mit aller Strenge bekämpft. Trotzdem haben sie niemals abgenommen, sondern sich stets nur weiter verbreitet, und alle Mittel der Kirche und des Staates haben sich ihnen gegenüber ohnmächtig erwiesen.

Allen diesen Secten sind zwei große Züge gemeinsam. Zuerst greifen sie alle gleich den Reformatoren, die aus der römischen Kirche hervorgegangen, auf die Bibel, die Evangelien, das Urchristenthum zurück. Dies ist das Band, das sie mit dem Westen verknüpft. Dann aber schöpfen sie alle aus dem dunklen Born, aus dem die asiatischen Propheten geschöpft haben, aus dem geheimnißvollen Urquell der Natur, dem die indische Lehre und die düstere Weisheit eines Buddha entstammen; und dies ist das Band, das sie mit dem Orient, seinen Räthseln, Geheimnissen und seinen dämonischen Mächten verbindet.

Ich werde hier selbstverständlich nicht von allen russischen Secten sprechen, sondern nur von den merkwürdigsten und einflußreichsten, und vor Allem von jenen, welche uns den überraschendsten Einblick in die große slavische Welt des Ostens gestatten, die dem Westen vorläufig als eine dunkle Macht stumm und drohend gegenübersteht.

Die erste Trennung innerhalb der russischen Kirche erfolgte, wie ich bereits gesagt habe, im siebzehnten Jahrhundert. Es war Nikon, der Patriarch von Moskau, der Anlaß dazu gab, indem er 1642 verschiedene Neuerungen durchführte. Obwohl er an den Dogmen in keiner Weise rüttelte, nur die Bibel-Uebersetzung einer Revision unterzog, in den Gesang- und Gebetbüchern Aenderungen anbrachte und die Liturgie reformirte, lehnte sich doch ein großer Theil der Gläubigen dagegen auf und sagte sich nach langen Kämpfen auf dem Concil von Moskau 1666 von der orthodoxen Kirche los. Diese Schismatiker nannten sich fortan Starovierzi, Altgläubige, während sie von der russischen Kirche Raskolniki, Ketzer, genannt wurden.

Anfangs repräsentirten sie gleichsam die alte Kirche, und nahmen eine ähnliche Stellung ein, wie heute die Altkatholiken gegenüber der römischen Kirche; doch im Laufe der Zeiten sagten sie sich mehr und mehr von der Kirche und vor Allem von dem Priesterthume los und zweigten sich in Lipowaner und Duchoborzen ab.

Unter Peter dem Großen starben viele Raskolniki den Märtyrertod. Katharina II gab ihnen eine gewisse Religionsfreiheit. Heute existirt diese Hauptsecte der russischen Kirche in drei verschiedenen Zweigen, als Raskolniki, Lipowaner und Duchoborzen, jedoch in zwei Hauptgruppen getheilt: in die Popowtschina, jene Sectirer, welche Popen, Priester, haben und die Bespopowtschina, die keine Priester haben.

Die Altgläubigen halten noch in Vielem an der Kirche fest. Sie feiern ihren Gottesdienst in Kirchen, haben Priester, haben die Sacramente und erkennen außer der Bibel auch noch die griechischen und russischen Kirchenväter bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts an. Zu ihren rituellen Eigenthümlichkeiten gehört, daß sie das Kreuz mit dem Zeige- und Mittelfinger machen, und daß ihr Kreuzbild achteckig ist, sowie daß sie das Halleluja, nur zweimal singen und das dritte Mal: Lob sei Dir Gott!

Die Lipowaner haben keine Priester. Ein erwählter Aeltester, Starik, hält den Gottesdienst ab und taust die Kinder. Alle anderen Sacramente verwerfen sie. Sie verkehren nicht mit Andersgläubigen, erkennen den Czaren als Haupt der Kirche nicht an, leisten weder Eid noch Kriegsdienst und scheeren weder Haar noch Bart. Sie verabscheuen geistige Getränke und den Tabak. Ein Lipowaner, in dessen Hause ein vornehmer Gast ein paar Züge aus einer Cigarrette that, ließ dasselbe vom Dache bis zum Keller reinigen, fegen und scheuern.

Einige tausend Lipowaner kamen unter Joseph II. nach Ostgalizien und in die Bukowina, wo sie heute noch in abgeschlossenen Gemeinden leben. Sie haben sich seit Anbeginn so musterhaft gehalten, daß Kaiser Franz bei seiner Bereisung Galiziens ihren Aeltesten, einen achtzigjährigen Greis, eigenhändig decorirte. Seitdem sie da sind, seit mehr als 100 Jahren, ist kein Lipowaner bestraft worden. Sie waren in Oesterreich früher vom Heerdienst vollkommen befreit. Seit Einführung der allgemeinen Wehrpflicht dienen sie, da sie kein Blut vergießen dürfen, ausschließlich in der Sanitätstruppe. Statt des Eides wird ihnen bei Gericht nur der Handschlag abgenommen. Sie wohnen in hübschen, gutgebauten Dörfern, treiben Ackerbau und Viehzucht, handeln nur mit ihren Producten und sind in jeder Beziehung brave, friedliche und streng sittliche Menschen.

Ganz anders haben sich die Duchoborzen entwickelt. Sie nennen sich zwar Streiter des Geistes; aber bei ihnen hat der sinnliche Mysticismus des Orients schon ziemlich kräftige Wurzeln gefaßt. Sie zweigten sich im 18. Jahrhundert von den Raskolniki ab und haben heute mit denselben fast nichts mehr gemeinsam. Anfangs wurden sie mit großer Härte behandelt und verfolgt; erst 1804 erlangten sie durch den milden Kaiser Alexander I. Religionsfreiheit. Sie wohnen zumeist in Taurien, doch findet man sie im ganzen Süden Rußlands, bis nach dem österreichischen Galizien hin verbreitet.

Ich hatte Gelegenheit eine Gemeinde der Duchoborzen genauer kennen zu lernen.

In dieser geheimnißvollen Secte spielt das Weib zuerst jene mächtige und räthselhafte Rolle, der wir in der slavischen Welt des Ostens auf Schritt und Tritt begegnen; es ist gleichsam die Sphinx, die vor dem Eingange des Tempels liegt. Die Duchoborzen verwerfen die Kirche, die Sacramente, die Priester und den Papst-Czaren; dafür haben sie einen

weiblichen Papst, die sogenannte Gottesmutter, in der Gott sich den Gläubigen verkörpert, und welche zwischen ihm und ihnen vermittelt. Die Gottesmutter, welche ich kennen lernte, war die Tochter eines reichen Bauern, dessen Gehöfte jedem Edelmann Ehre gemacht hätte.

Sie empfing mich vor dem Hause, wo sie eben ihren jüngeren Geschwistern Befehle ertheilte. Es war eine seltsame Erscheinung; hoch gewachsen, majestätisch, mit einem von üppigem blonden Haar umrahmten, schönen, milden Madonnengesicht, glich sie in ihren rothen Bauernstiefeln, dem kurzen bunten Rock, dem langen hellblauen, mit weißem Pelzwerk besetzten und gefütterten Kaftan, den Kopf mit einem weißen Tuche turbanartig umwunden, die Brust mit Korallen und Goldmünzen bedeckt, mehr einer asiatischen Despotin oder einer schönen Sultanin, als einer Heiligen. Sie führte mich in ihre Stube und gab auf alle Fragen bereitwillig Antwort.

„Wir haben keine Geistlichen und keine Kirche," sagte sie, „wir verwerfen die Sacramente und verehren auch die Heiligen nicht; dennoch wird uns Niemand das Zeugniß verweigern, daß wir duldsame, friedliche und arbeitsame Menschen sind. Unser erstes Gesetz ist die Gleichheit aller Menschen, aller Stände, aller Bekenntnisse; wir achten Juden und Mohamedaner, ebenso wie jede Art von Christen. Es giebt unter uns weder Herren noch Knechte, trotzdem sind alle Duchoborzen wohlhabend, rein und gut gekleidet. Unsere Frauen gelten als schön, sie sind alle fleißig, aber dabei stets heiter und hübsch angezogen. Die Gottesmutter ist das Haupt der Gemeinde, das Ebenbild Gottes auf Erden. Durch das Weib ist die Sünde in die Welt gekommen, deshalb kann auch nur durch das Weib die Erlösung kommen.

„Die Gottesmutter wird von der Gemeinde erwählt, wenn dieselbe durch Fasten und Gebet vorbereitet und vom Geiste erleuchtet ist, denn der Geist, das reine Licht ist noch mehr werth als die Bibel. Unser Glaube ist kein trauriger, er verdammt nicht Alles, was den Menschen erfreut, als Sünde. Wir dienen Gott, ohne die unschuldigen Triebe der Natur zu kreuzigen. Es ist Sitte bei uns, daß die Frauen und Mädchen und die jungen Männer sich an den Abenden versammeln, um leichte Arbeiten zu verrichten, zu plaudern und sich zu vergnügen."

„Eure Frauen sollen aber nicht sehr moralisch sein," warf ich ein.

Die Gottesmutter blickte mich mit ihren großen klugen Augen ruhig an. „Eigentlich legen wir der Ehe keine große Bedeutung bei," sprach sie, „denn der Wille zweier erwachsenen Menschen verschiedener Geschlechter genügt, um dieselbe zu schließen. Der Aelteste der Familie erklärt die Brautleute für vereint, und der Bund ist geschlossen. Ebenso leicht ist die Trennung der Ehe. Jene Triebe, welche die Quelle der Sünde sind, müssen an und für sich nicht böse sein, sonst hätte sie uns Gott in seiner Güte gewiß nicht anerschaffen. Statt also diese Triebe zu unterdrücken und

auf diese Weise die Natur zur Empörung aufzustacheln, unterjochen wir sie, indem wir ihnen nachgeben. Wir erleichtern die Ehe, deren Schließung und Trennung, und wir machen aus der Liebe keine Sünde. So nehmen wir derselben den Stachel, hindern sie, jene Leidenschaften zu gebären, welche, wie Eifersucht, Haß und Neid den Menschen Unheil bringen, und helfen dem Geiste zum Siege. Wir gestatten dem Weibe jede Art von Putz, Tand und Vergnügen, sobald es seine Pflichten erfüllt und seine Arbeit gethan hat; deshalb lieben die Frauen unseres Glaubens die Arbeit. In aller Frühe, beim Lichte der Sterne stehen sie auf und bringen schon vor Sonnenaufgang Haus und Wirthschaft in Ordnung. Wenn sie sich dann hübsch angezogen mit Handarbeiten beschäftigen und Abends in Gesellschaft unterhalten, so geschieht Niemand ein Unrecht damit. Da die Trennung der Ehe so leicht ist, so ist es den Frauen leicht gemacht, die Treue zu bewahren; deshalb wird auch der Ehebruch bei uns sehr streng bestraft. „Von wem?" fragte ich. „Von der Gottesmutter," antwortete die schöne Heilige. „Aber es kommen selten Klagen vor, da die Duchoborzen gegen die Fehltritte ihrer Frauen, in Bezug auf Treue, sehr nachsichtig sind, wenn dieselben nur sonst ihren Pflichten nachkommen."

„Die Duchoborzen sind also überzeugt, daß Gott in Gestalt der Gottesmutter lebendig unter ihnen ist?" fragte ich weiter. „Gott ist in jedem Menschen lebendig," gab die Gottesmutter zur Antwort, „denn der dreieinige Gott offenbart sich uns nur in der Seele des Menschen, der Vater in der Gedächtnißkraft, der Sohn in der Weisheit des Verstandes, der Geist im Wollen; die Gottesmutter aber ist von Gott erwählt, um seinen Willen hier auf Erden zu vollziehen."

„Man beschuldigt aber die Duchoborzen, daß sie nicht sehr gottgefällig, sondern im Gegentheil ziemlich frei und weltlich leben," wendete ich ein. „Wir befolgen jene Moral die uns Christus gelehrt hat," erwiderte die Gottesmutter. „Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst, und was Du nicht willst, daß Dir geschehe, thue keinem Anderen. Unser Glaube lehrt uns auch das Ebenbild Gottes in jedem Menschen zu verehren. Erlösung bringt aber nur unsere heilige Lehre. Die ersten Menschen haben durch den Sündenfall das Paradies verloren. Es liegt ein tiefer Sinn in dieser Lehre, ein heiliges Geheimniß, das ich jetzt enthüllen will."

Die Gottesmutter heftete die Augen auf mich und fuhr mit gedämpfter Stimme fort. „Die ersten Menschen aßen die Frucht von dem Baume der Erkenntniß und sahen plötzlich, daß sie nackt waren und schämten sich; das will sagen, sie bemerkten mit einem Male, daß der Geist und die Natur wie Tag und Nacht, wie Feuer und Wasser nichts mit einander gemein haben, und die Menschen schämten sich ihres Fleisches und suchten es seither zu verbergen, zu verleugnen, ja ihr Geist trat in seinem Hochmuth demselben feindlich und verächtlich gegenüber. Dieser Zwiespalt in

uns selbst ist der Fluch, der auf der Welt liegt; und das Paradies, aus dem die Menschen vertrieben worden sind, ist die Natur.

„Wir gewinnen aber das verlorene Paradies wieder, indem wir der Natur und ihren Trieben, statt sie zu kreuzigen, ihre ursprüngliche Unschuld wiedergeben. Derselbe Geist, der die Scham vor dem Leiblichen erzeugt hat, lehrt uns jetzt, sich dessen nicht zu schämen, was natürlich ist; denn Gott hat uns den Geist gegeben, um die Natur zu beherrschen, nicht aber um sie zu mißhandeln. Zur Erlösung ist das Weib daher auch deshalb berufen, weil im Manne mehr der Geist lebendig ist, im Weibe aber die Natur."

„Glaubt ihr an ein Fortleben nach dem Tode und an die Auferstehung der Todten?" lautete meine nächste Frage.

„Wir glauben, daß die Seele schon vor diesem irdischen Dasein gelebt hat und auch nach demselben weiter leben wird. Am jüngsten Tage werden alle Menschen auferstehen, aber nur im Geiste; dann folgt das letzte Gericht."

„Aber hier auf Erden richtet die Gottesmutter an Gottesstelle," warf ich ein.

„So ist es," sagte die seltsame Heilige. „Die Gottesmutter ist an Gottes Stelle zu verehren, weil sie in seinem Namen hier auf Erden regiert, weil Gott sie erwählt hat, um die Menschen in das Paradies zurückzuführen. Sie allein kann die Sünden bestrafen oder erlassen, und ihre Gebote sind Gebote Gottes. Die Duchoborzen glauben weder an die Trinität, noch an die Gottheit Christi; sie erkennen weder den Papst, noch den Czaren als Oberhaupt an, noch die Heiligen. Sie haben keine Geistlichen, keine Heiligenbilder, keine Sacramente; die Gottesmutter allein ist unter ihnen als die Verkörperung des göttlichen Wesens und Willens."

An dem nächsten Sonntage hatte ich Gelegenheit, dem Gottesdienst der Duchoborzen und der Aufnahme zweier Neophyten beizuwohnen. Das Bethaus dieser geheimnißvollen Secte stieß unmittelbar an das Haus, das die Gottesmutter bewohnte und in dem sie Hof hielt. Der große Saal, in dem die Gemeinde ihre Andacht verrichtete, war ein einfach eingerichteter schmuckloser Raum. Es waren über 200 Personen in demselben versammelt, alle gut gekleidet, die Frauen sogar mit einer gewissen Koketterie. Außer mir waren noch mehrere Andersgläubige, und zwar Lutheraner und Katholiken, sowie ein paar polnische Juden anwesend. Die Männer standen links, die Frauen rechts nach dem Alter. Ganz oben befand sich ein hölzerner Tisch, auf dem Salz und Brot lagen. Als die Gottesmutter in einem langen Pelz von blutrothem Sammt mit kostbaren Marderfellen besetzt und gefüttert, goldgestickte Pantoffeln an den Füßen, den Kokoschnik, eine Art silbergestickte Tiara auf dem Haupte, an eine Moskauer Czarin aus der Zeit Iwans des Schrecklichen mahnend, hereintrat, warf sich die ganze Gemeinde vor ihr auf die Knie. Sie segnete sie und nahm dann

auf einer Art Thron Platz. Auf ihren Wink näherte ich mich ihr. „Wie kommt es, daß Ihr Andersgläubige in Eurem Tempel duldet?" fragte ich erstaunt, denn ich wußte, daß die Raskolniki nicht so tolerant sind. Die Gottesmutter erwiderte: „Jeder, ob Christ, Jude, Muselmann oder Heide, kann an unserem Gottesdienste theilnehmen, denn der Mensch kann den Tempel Gottes nicht durch seine Gegenwart, sondern nur durch schlechte Thaten entweihen."

Der Vorsänger trat jetzt an den Tisch und stimmte den Psalm an: „So spricht der Herr, der Gott Israels;" die Gemeinde fiel jedesmal am Schlusse im Chor ein. Als der Gesang zu Ende war, trat der Zweitälteste vor den Tisch und nahm den Aeltesten bei der Hand. Es war rührend anzusehen, wie die beiden Greise mit ihrem weißen Haar und Bart und ihren ehrwürdigen Gesichtern sich zweimal tief vor einander verneigten und küßten. Hierauf trat ein Dritter zu ihnen, und sie verneigten und küßten sich alle drei. Alle Anwesenden folgten der Reihe nach ihrem Beispiel, zuerst die Männer, dann die Frauen.

„Was bedeutet diese Ceremonie?" fragte ich die Gottesmutter.

„Sie bedeutet," erklärte mir die Heilige bereitwillig, „daß man das Ebenbild Gottes in seinem Nächsten verehren muß, da der Mensch Gott auf Erden vertritt". Jetzt ergriff der Aelteste die beiden Neophyten an den Händen und führte sie zu dem Thron der Gottesmutter. Hier fielen sie auf die Knie, schlugen mit der Stirn dreimal zur Erde und küßten dann demüthig die Füße der Gottesmutter, während diese sie segnete. Nun erhob sich der weibliche Papst, richtete die Knieenden auf und führte sie zu dem Aeltesten, Alles mit einer Hoheit, um die sie manche Herrscherin beneiden konnte. „Ich bringe Euch zwei neue Brüder", sprach sie, „nehmt sie freundlich auf und achtet und liebt sie." Der Aelteste gab hierauf den Neophyten die Hand und küßte sie, und nach ihm küßten sie alle Anderen der Reihe nach.

Das eigentliche Mysterium der Duchoborzen erinnert an die sinnlich religiösen Feste der Astarte, der Griechen und der heutigen Drusen im Libanon. In allen diesen Geheimdiensten spukt die mystische Jungfrau des alten Orients, die sich in reinerer Gestalt in der römischen Kirche wiederfindet.

Wie bei den Drusen eine lebendige Jungfrau auf den Altar gesetzt wird und der Gottesdienst zuletzt in eine wüste Orgie ausartet, so erinnert auch das Paradies, in das die Gottesmutter der Duchoborzen die Anhänger ihres Glaubens einführt, mehr an das Paradies des Mahomet, als an das Eden der heiligen Schrift.

Zwei Jahre nachdem ich die Duchoborzen besucht hatte, ließ die Gottesmutter einen treulosen Geliebten an das Kreuz schlagen. Das Gericht war nicht im Stande sie zur Rechenschaft zu ziehen, da sich Niemand fand,

der gegen sie Zeugniß abgelegt hätte. Die Gottesmutter ist jedenfalls einer der überraschendsten Typen des räthselhaften Ostens.*)

Es ist begreiflich, daß eine solche mit despotischer Macht verbundene Stellung für hochfahrende Frauennaturen etwas verlockendes hat; es darf uns daher nicht wundern, daß in Rußland nicht selten vornehme Damen diese Würde bekleiden. So war unter anderen die Hofdame Katharina Tartarinow die Gottesmutter der Chlistowchischen Secte der Adamiten. Sie starb 1856.

II.

Schaloputen — Wanderer — Skopzen — Himmelsspender.

Die Schaloputen, welche vorzüglich im Kaukasus zu finden sind, haben viele Aehnlichkeit mit den Duchoborzen. Ihre Dogmen stimmen mit denen dieser fast ganz überein, ebenso ihr Gottesdienst. Sie haben gleichfalls eine Gottesmutter, als „Erlöserin," als weiblichen Messias; aber neben derselben auch noch einen sogenannten „lebendigen Gott" männlichen Geschlechtes.

Außerdem kommt bei ihnen ein finsterer Zug morgenländischer Askese, eine an die indischen Fakire erinnernde grausame Selbstpeinigung hinzu, welche den Duchoborzen fremd ist. Eine bei den Schaloputen beliebte Marter ist es, sich an das Kreuz schlagen zu lassen. Andere schlafen auf Dornen, stehen barhaupt und barfuß in der Sonne, im Regen und Schnee; und andere lassen sich mit dem Kopf in einen Ameisenhaufen stellen.

Anfang 1883 berichtete die Kaukasische Eparchialzeitung, daß die sehr einträgliche Stelle eines lebendigen Gottes bei den kaukasischen Schaloputen in Folge des hohen Alters des jetzigen Inhabers derselben in Kürze vacant werden dürfte und daß sich zwei Candidaten um dieselbe gemeldet hätten. Einer dieser Candidaten, Antoschu, stammte aus dem Tambow'schen Gouvernement und versicherte den Schaloputen, daß ihn der noch lebende „lebendige Gott" zu seinem Nachfolger ausdrücklich gewählt hätte. Dieser lebendige Gott ließ sich nämlich kurz vorher in Gegenwart seiner Anhänger und mehrerer hohen Personen an das Kreuz schlagen. Während er an diesem hing, standen dem Kreuze der Bewerber Antoschu und die Gottesmutter Awdotja Maximowna am nächsten. Allerdings, sprach Antoschu, sei das Väterchen, der „lebendige Gott," noch lebend vom Kreuze genommen worden; er werde aber ohne Zweifel doch bald in das bessere Jenseits hinübergehen und hoffe, daß die kaukasischen Schaloputen vorher ihn, Antoschu, als seinen Nachfolger anerkennen würden. Die Aeltesten der Schaloputen waren nicht sehr geneigt auf Antoschus Vorschlag einzugehen; aber es ge-

*) Turgenjew hat dieselbe nebenher in seinem „König Lear der Steppe" vorgeführt. Ich selbst habe die Secte der Duchoborzen und deren weiblichen Papst in einer Novelle: „Die Gottesmutter" eingehend geschildert.

lang diesem, sich bald unter den anderen Gläubigen einen Anhang zu verschaffen. Der andere Candidat war Aleschu, ein Schaloput aus einem kaukasischen Dorf; Aleschu behauptete, er sei Christus selbst. Er habe zwar in Petersburg zuerst im Gefängniß gesessen, sei aber dann freigelassen und zum Czaren geführt worden, der seinen Erlöserberuf anerkannt und ihm sogar ein Document ausgestellt habe, in welchen ihm der Titel „Christus" zugestanden worden sei. Welcher von den beiden Candidaten zum „lebendigen Gotte" erhoben wurde, ist mir nicht bekannt geworden.

Als eine neue Incarnation des indischen Büßerwesens erscheint die Secte der Wanderer. Diese haben das Hauptdogma, daß Gott die Herrschaft über diese Welt dem Teufel überlassen habe. Sie verabscheuen folglich alles Irdische als Teufelswerk, sie verwerfen die Kirche, die Sacramente, den Staat, das Eigenthum, die Ehe sowie jede andere Gemeinschaft mit dem Weibe und die Arbeit. Blutvergießen ist in ihren Augen die größte Sünde; sie entziehen sich deshalb dem Kriegsdienst und nähren sich nur von Pflanzenkost. Der Wanderer verläßt Haus und Hof, Weib und Kind, und zieht ruhelos wie Ahasver durch die Welt. Sein Leben ist eine endlose Pilgerfahrt; er übernachtet unter freiem Himmel und stirbt unter freiem Himmel. Häufig beläd er sich noch mit schweren Ketten oder trägt ein Holzkreuz auf dem Rücken. Das russische Volk verehrt die Wanderer als Heilige und macht sich ein Verdienst daraus, ihnen unentgeltlich Speise und Trank zu reichen.

Turgenjew hat einmal einen solchen Heiligen vorgeführt, dessen martervolle Pilgerschaft von einem schwärmerischen Mädchen getheilt wird. Ich selbst habe diese düstere Gestalt in dem Prolog zu meinem „Vermächtniß Kains" und in der Skizze „Zwei Pilger" poetisch verwerthet.

Wir kommen nun zu der häßlichsten unter den russischen Secten, der einzigen, welche der gegenwärtige Czar Alexander III. in dem bei seiner Krönung erlassenen Toleranzedict von der Duldung ausgenommen hat. Es sind dies die Skopzen. Bei dieser Secte wendet sich die Askese direct gegen den Geschlechtstrieb. Im Gegensatz zu den Duchoborzen, welche die Natur zu unterjochen suchen, indem sie die Forderungen derselben befriedigen, wüthen die Skopzen in einer an Wahnsinn grenzenden Weise gegen die Natur. Die Natur ist ihnen das Werk des Teufels, und vor Allem ist Satan im Menschen selbst und zwar in jenen Theilen des menschlichen Körpers, welche zur Zeugung dienen, lebendig. Jeder Mensch hat zwar die Pflicht, ein Kind in die Welt zu setzen, damit das Menschengeschlecht nicht ausstirbt, da sonst Niemand da wäre, um Gott zu loben und anzubeten. Das irdische Dasein hat den Zweck, früher begangene Sünden abzubüßen. Der Skopze darf in der ersten Lebenszeit irren und sündigen; er hat ein so großes Sündenregister von früher her abzubüßen, daß es auf ein paar Sünden mehr oder weniger, die er hier auf Erden begeht, gar nicht mehr ankommt. So weit wäre die Skopzenlehre sehr bequem,

aber nun kommt die entsetzliche Buße, welche jeder Skopze sich freiwillig auferlegt. Jeder Bekenner dieser wahnwitzigen Lehre muß eine Ehe schließen und ein männliches Kind in die Welt setzen. Gelingt ihm dies nicht, so wird es ihm zur Pflicht gemacht, die Ehe zu lösen und eine neue einzugehen, und dies so lange, bis er einen männlichen Nachkommen gezeugt, ebenso das Weib so lange, bis es einen Knaben geboren hat. Sobald der Mann einem Sohn das Leben gegeben, wird er entmannt; sobald die Frau einen Knaben geboren hat, wird sie zur weiteren Zeugung unfähig gemacht. Dieses Axiom ihrer Lehre stützt sich auf den Ausspruch des Evangelisten Mathäus: „Sobald Dich Dein rechtes Auge ärgert, reiß' es aus" u. s. w. (V. 29. 30). Man findet diese russischen Eunuchen vorzüglich unter den Kaufleuten und erkennt sie leicht an der Beleibtheit, welche sie dann erlangen, und an ihrer bleichen Gesichtsfarbe.

Sie sind auch politisch gefährlich, denn sie nennen alle russischen Czaren seit Peter III. Pseudo-Czaren, wie sie den orthodoxen Gott der russischen Kirche einen Pseudo-Gott nennen, und sie beschränken ihre Propaganda nicht auf Rußland, sondern haben sogar einmal den wunderlichen Plan ausgeheckt, alle Völker des Erdballs zu kastriren. Damals waren sie nahe daran, in Rußland die Zügel der Regierung an sich zu reißen. Der eigentliche Czar ist nach ihrer Meinung Peter III., von dem sie annehmen, daß er heute noch unter dem Namen Andrej Iwanoff in Irkutsk in Sibirien lebe, aber als Erlöser zurückkehren und, selbst ein Kastrat, Rußland im Sinne der Skopzen regieren werde.

Doch datirt die Lehre schon aus dem Jahre 1014, wo Arian aus Kiew sie begründete, und wurde um 1770 durch Andrej Iwanoff und Martyn Rodienoff gegenüber den Ausschweifungen der Duchoborzen erneuert. Die Skopzen behaupteten damals, Christus selbst habe in der Person Peters III. den russischen Thron bestiegen; und nach seinem Tode verbreiteten sie die Kunde, daß statt seiner einer seiner Adjutanten begraben worden, er selbst aber nach Sibirien geflüchtet sei. Als Paul I. den Thron bestieg, erschien der Skopze Maßon vor ihm und erzählte ihm das Geheimniß der Skopzen, daß nämlich sein Vater Peter III. in der Gegend von Irkutsk lebe.

Paul I. gab Befehl, denselben aufzusuchen, und schließlich wurde der Skopzen-Messias Andrej Iwanoff dort entdeckt und vor ihn gebracht.

„Wer bist Du?" fragte ihn der Czar.

„Ich bin Dein Vater, Czar Peter III.," antwortete der Skopze.

„Du lügst," rief Paul.

„Ich rede die Wahrheit, so wahr ich Jesus Christus bin," sagte Iwanoff.

Der Kaiser ließ ihn hierauf unter den Namen Neïstwostnji (der Unbekannte) in das Obnichow-Hospital bringen.

Der Regierungsantritt des milden Alexander I. brachte den Skopzen

Befreiung aus den Kerkern, in denen sie schmachteten, und ein neuer Messias ihrer Lehre trat in dem Staatsrath Jelienski auf. Seinem Einflusse gelang es Andrej Iwanoff zu befreien. Das Skopzenthum breitete sich in Petersburg, das Neu-Sion genannt wurde, aus und brütete den wahnsinnigen Plan aus, die Herrschaft in Rußland an sich zu reißen und sodann alle Völker zu kastriren. Bei jedem Amte sollte ein Skopzen-Prophet als geheimer Agent angestellt und Iwanoff dem Kaiser als „Lenker" beigegeben werden. Sein Kabinet sollte den Titel „Göttliche Kanzlei" erhalten. Jelienski legte dies Projekt dem Kaiser vor, der ihn dafür in ein Kloster sperren ließ. Dagegen führte Iwanoff die Propaganda in Petersburg offen fort und errang immer mehr Einfluß in den höchsten Schichten der dortigen Gesellschaft.

Erst 1820 gelang es dem Gouverneur Graf Miloradovitsch den Kaiser zu einem entschiedenen Einschreiten gegen die Skopzen zu bewegen. Iwanoff wurde nun gleichfalls in ein Kloster gesperrt, wo er 1832 starb. Für die Skopzen lebt er aber heute noch und wird so lange leben, bis er seine Mission, alle Völker des Erdballs zu kastriren, erfüllt hat. In Folge der Verfolgungen, denen die Skopzen seither ausgesetzt sind, hat sich ein großer Theil derselben in den Balkanländern, besonders in Rumänien, niedergelassen*). Ihre Zahl beträgt dort über 20 000.

Daß die russische Regierung im Rechte ist, wenn sie diese wahnsinnige Secte mit der größten Strenge verfolgt, läßt sich wohl begreifen. Die Skopzen werden entweder nach Sibirien geschickt, oder als gemeine Soldaten für Lebenszeit in das Heer gesteckt und jenen Regimenter einverleibt, welche in Asien die Grenzen des Kaiserreichs gegen die kampflustigen Nomaden der asiatischen Steppen zu vertheidigen haben. Ihre Lehre krankt an einem großen Widerspruch. Wenn es wirklich ein Gebot Gottes ist, die Natur zu kreuzigen, und ein besonderes Verdienst den Geschlechtstrieb zu bezwingen, so könnte dieses Verdienst nur im fortwährenden Kampfe mit der Natur und den Versuchungen der Sinnlichkeit erworben werden. Wo es keine Versuchung giebt, da giebt es auch keine Tugend. Indem die Skopzen Männern und Frauen jeden geschlechtlichen Verkehr, also jede Sünde unmöglich machen, richten sie sich den Weg zum Himmel doch allzu bequem her. Ebenso wenig ist ihre Lehre consequent. Wäre sie consequent, so würden sie überhaupt keine Kinder mehr in die Welt setzen, sondern gleich mit Büßen und Entsagung beginnen und dieses ganze sündhafte Geschlecht aussterben lassen.

Unbegreiflich ist es, daß gerade Leute aus der besseren Klasse, wohlhabende, ja reiche und gebildete Menschen, dieser abscheulichen Secte angehören. Als im Jahre 1869 in Rußland eine Anzahl Skopzen entdeckt und vor Gericht gestellt wurden, befanden sich unter denselben mehrere

*) Vgl. den Orientartikel im Juliheft, Bd. 50, S. 101. Red.

der reichsten Geldwechsler und Kaufleute, sowie Beamte und Lehrer. Die Skopzen boten Alles auf, um den Fürsten Urussoff, den berühmtesten Vertheidiger Moskaus, zu bewegen, daß er ihre Sache vor den Schranken des Gerichts vertrete, was dieser gleich Anfangs entschieden zurückgewiesen hatte. Zuerst bot man dem Fürsten Urussow eine Million Rubel an, man legte sie ihm sogar auf den Tisch; aber der Fürst blieb fest, obwohl er kein Vermögen besitzt. Nun boten ihm die Skopzen, die das geheimnißvolle Netz ihres Einflusses über ganz Rußland breiteten und deren Fäden hoch hinauf, bis zu der Person des Czaren liefen, Ehren, Würden und Orden an. Als auch dies nicht gelang, wurde Urussoff eines Tages zu einem reichen Mann berufen, der angeblich sein Testament machen wollte. Aber statt zu einem Sterbenden, wurde er in einen Saal geführt, der vollkommen dunkel war, als er eintrat, und in dem sich, als er plötzlich hell erleuchtet wurde, ein ganzer weiblicher Olymp seinen Blicken zeigte. Hundert Mädchen, keine über zwanzig Jahre alt, jede schön und verführerisch, die eine schlank, die andere üppig, diese schwarz, jene blond oder rothhaarig, standen oder lagen in malerischen Gruppen umher; die eine verschämt abgewendet, die andere herausfordernd und eroberungssüchtig. Ein würdevoller Greis näherte sich dem Fürsten. „Sieh hier unsere schönsten Jungfrauen; erwähle unter ihnen, nimm jene, die Dir am besten gefällt, nimm Alle, die Dir gefallen, und wenn Dir Alle gefallen, dann wähle sie Alle — aber vertheidige uns, rette uns!" Aber auch die Reize der schönen Skopzinnen vermochten den Fürsten nicht zu bezwingen. Die Skopzen fanden keinen Vertheidiger und wurden schonungslos verurtheilt und bestraft.

Mehr als eine Tragödie mag sich innerhalb dieser Secte abspielen und den Augen der Welt verborgen bleiben. Ein Fall jedoch, der vor einigen Jahren an die Oeffentlichkeit gedrungen ist, mag dazu dienen, die Schrecken dieser Lehre schärfer zu beleuchten.

In einem Bade des Auslandes erschien eines Tages eine vornehme russische Dame, deren schwermüthige Schönheit Aufsehen erregte und die Männer magisch anzog. Viele huldigten ihr, aber ohne jeden Erfolg; sie schien die Strenge selbst. Da kam ein junger Franzose, dessen leidenschaftliche Liebe sie zu rühren schien; sie verkehrte immer intimer mit ihm, und er wagte zu hoffen, daß das Marmorbild sich für ihn beleben werde. Da, als er zu ihren Füßen lag, ein Wahnsinniger und Verzweifelter, als er sich vor ihr zu tödten drohte, da löste die Sphinx selbst das traurige Räthsel, das auf ihren stummen Lippen gleichsam versteinert war. „Ich kann niemals die Deine werden," sprach sie, „denn ich darf nicht lieben, mein Glaube verbietet es mir; und wollte ich auch dieser schrecklichen Satzung Widerstand leisten, ich wäre doch für Dich verloren, niemals kannst Du die Skopzin besitzen." Noch immer begriff der Unglückliche nicht; da riß die Russin ihr Gewand auf, und zeigte ihm die entsetzlich

verstümmelte Brust. Im nächsten Augenblick machte sie aber mit einem Dolchstoß ihrem Leben ein Ende.

Minder widerwärtig, aber ebenso grauenhaft, ja vielleicht noch entsetzlicher ist die Secte der „Himmelsspender", welche an die „Assassinen", die mörderischen Boten des Alten vom Berge, an die indischen „Würger" und die im vorigen Jahrhundert in England ihr Unwesen treibende „Bande der Ersticker" erinnert.

Es liegt im Wesen dieser Secte, daß sie sich vollständig im Verborgenen halten, jedes öffentliche Auftreten, jede religiöse Handlung, sogar jedes Abzeichen vor den Augen der Welt vermeiden muß, um nicht dem Strafgericht und dem Henker zu verfallen. Gerade dies macht sie so gefährlich und gefürchtet. Es liegt in der Natur der Sache, daß man von ihrer Lehre, ihrer Kircheneinrichtung und ihrem Gottesdienste vorläufig nur Weniges erfahren konnte. Ein Hauptdogma ihrer Lehre ist die mystische Anschauung, daß nur diejenigen zur Seligkeit eingehen können, welche die Sünde des Daseins unter grausamen Qualen mit dem Tode gebüßt haben, sei es freiwillig, sei es durch die rettende Hand Anderer.

Diesem Dogma entsprechend sind die Anhänger der Secte stets bereit, stets bemüht, die Sünder, welche nicht die eigene Bußfertigkeit zum Martyrium führt, unter den merkwürdigsten, erlesensten Qualen in das Jenseits, in das Paradies zu spediren; daher ihr Name „Himmelsspender". Sie sind stets gleichsam auf der Jagd nach Seelen, nach Menschen, die sie dem weichen Pfuhl des Genusses, den Armen der Liebe, dem Glanze der Ehren zu entreißen suchen, um sie unerbittlich dem Tode zu weihen.

Regelrecht, ihrem Ritus entsprechend, findet die blutige Erlösung nur dann statt, wenn es ihnen gelingt das Opfer ganz in ihre Netze zu ziehen und dann auf mystische Art verschwinden zu lassen, indem sie es als sichere Beute wehrlos, jeden Widerstandes unfähig, gefangen fortschleppen und dem Priester überliefern, welcher es vor den versammelten Gläubigen und Angesichts des Altares mit dem Kreuzbilde dem qualvollen Opfertode weiht.

Ehe es zu dieser feierlichen, rituellen Handlung kommt, welche den finstern Cultus asiatischer Gottheiten zurückruft, muß der Sünder eine allgemeine Beichte ablegen, und von dieser, von dem Maß seiner Fehltritte, hängt dann auch das Maß der Qualen ab, die über ihn verhängt werden, ehe er den Gnadenstoß empfängt. Die Himmelsspender scheinen in dieser Beziehung besonders erfinderisch zu sein und eine wahrhaft teuflische Scala von Grausamkeit bereit zu halten. Dieser rituelle Mord ist aber begreiflicherweise mit nicht geringen Gefahren für die ganze Secte verbunden. In Rußland kann man allerdings leichter Menschen verschwinden lassen als anderswo, und wo Entdeckung droht, spricht wohl auch der Rubel sein Wort, und die Himmelsspender haben ohne Zweifel ebenso bedeutende Mittel zur Verfügung wie die Skopzen; aber es giebt trotzdem zahlreiche

Fälle, wo eine Entführung des Opfers zu den Unmöglichkeiten gehört. In solchen Fällen sucht der Seelenjäger sich das Vertrauen des Opfers, das er sich erwählt hat, zu erringen und die Sünden, welche dieses auf dem Gewissen hat, auszukundschaften. Darnach spricht er das Urtheil, welches er zugleich selbst vollstreckt, und zwar dort, wo es nicht angeht, dem Sünder die Wohlthat vorangehender Martern angedeihen zu lassen, durch einen kräftigen Stoß in das Wasser, durch einen Dolchstoß oder Gift. Es darf uns nicht Wunder nehmen, daß auch in dieser Secte den Frauen die Hauptrolle zugefallen ist. Das sarmatische Weib ist hart, unbeugsam, von unglaublicher Thatkraft beseelt, eisig kalt und dort wo es nöthig ist, auch grausam. Es ist sehr begreiflich, daß gerade diese Secte vor Allem die Frauen zu ihren Werkzeugen erwählt hat. Erstens herrscht auch bei den Himmelsspendern die Ansicht, daß das Weib höher stehe, reiner und besser sei als der Mann; das sündhafte männliche Geschlecht ist es daher, das vorzugsweise die Opfer für den blutdampfenden Altar der Secte zu liefern hat. Und zweitens: wer wäre geeigneter, sündige Männer anzulocken, zu berauschen und schließlich gleich Opferthieren dem Messer wahnsinniger Priester zu überliefern, als schöne Weiber mit weichen Gliedern und harten Herzen? Deshalb suchen die Himmelsspender vorzugsweise unter dem weiblichen Geschlechte Proselyten zu machen und ihren blutgierigen Gott mit einer möglichst zahlreichen Leibwache verführerischer Amazonen zu umgeben, denen jede weibliche Schwäche, jedes Erbarmen fremd ist. Diese weiblichen Assassinen theilen sich in zwei Klassen, die Seelenfängerinnen und die Opferinnen.

Die Seelenfängerin betreibt die Menschenjagd mit allen Mitteln und Feinheiten weiblicher List und Koketterie. Sie lebt stets in größeren Städten, wo sie in der Regel als junge Wittwe und Gutsbesitzerin aus einem fernen Gouvernement erscheint; sie tritt mit allen Allüren einer eleganten Dame auf und bewegt sich in der besten Gesellschaft. Sie lockt ihre Opfer durch ihre Reize und Toilettenkünste an sich, umstrickt sie mehr und mehr durch die Hoffnungen, die sie ihnen gewährt. Plötzlich ist sie nach ihrem Gute abgereist. Dies ist der entscheidende Moment. Schreibt der von ihr Umstrickte nur einen einzigen Brief voll Vorwürfe und voll Sehnsucht an sie, so zeigt sie sich sofort erweicht und lädt ihn ein, sie zu besuchen, wobei sie ihm alles irdische Glück verheißt. Folgt er der Lockung, dann ist er verloren; er betritt den einsamen Edelhof, dessen Herrin die Seelenfängerin zu sein vorgiebt, um ihn nicht wieder zu verlassen. Statt in den Armen der Geliebten findet er sich unerwartet in der Gewalt eines hinterlistigen Weibes, die ihn erbarmungslos ihren blutgierigen Schwestern, den Opferinnen überliefert.

Er wird nun in einem unterirdischen Gewölbe durch ewige Nacht, Hunger und Durst erst mürbe gemacht und dann, wenn er vollständig gebrochen ist, dem Priester vorgeführt, der seine Beichte hört. Er gesteht

dann Alles, was er auf dem Gewissen hat, denn er ahnt noch nicht, in wessen Händen er sich befindet, und hofft durch Reue und Buße seine Kerkerhaft abzubüßen. Aber jetzt ist er dem Tode geweiht. Die Gemeinde versammelt sich und spricht sein Urtheil. Die Zahl und die Größe seiner Sünden entscheidet über sein Schicksal. Finden die Himmelsspender, daß es schwer wird, für ihn das Himmelreich zu erringen, dann suchen sie aus der Legende der Heiligen die schrecklichsten Martern für ihn hervor, oder sie ersinnen neue, noch nicht dagewesene Qualen. Er wird hierauf in das hellerleuchtete, unterirdische Gewölbe geführt, in dem die Himmelsspender versammelt sind, von dem Priester förmlich dem Tode geweiht, und dann den Opferinnen überliefert, diesen weiblichen Tigerinnen, deren Augen mordlustig funkeln, während sie an ihre grausame Arbeit gehen. Der Unglückliche wird von denselben zuerst gefoltert, nicht selten mehrere Tage nacheinander, und zuletzt unter den entsetzlichsten Qualen zur höheren Ehre Gottes hingeschlachtet; und während die weiblichen Tigerinnen ihn zerfleischen, singen die übrigen Glieder der Secte Bußpsalmen, welche der Priester vor dem Altare anstimmt.

Manche werden in eine Art Zwinger gesperrt, in dem sie, wie einst die christlichen Märtyrer in der römischen Arena, von wilden Thieren, Wölfen und Bären zerfleischt werden. Andere werden an das Kreuz geschlagen, mit glühenden Zangen gezwickt oder dem Hungertode preisgegeben. Jene großen Sünder, welche erst noch gehörig gemartert werden sollen, hängt man an den Armen oder Beinen auf, man geißelt sie, sticht ihnen die Augen aus, oder hackt ihnen Hände und Füße ab und läßt sie, wie einst Semiramis die rebellischen Könige, gleich Hunden unter dem Tische, an dem die Himmelsspender ihr Liebesmahl halten, die Brosamen auflesen.

Die Himmelsspender selbst retten ihre Seele schon zum Theil durch die grausame Marter und den qualvollen Tod, den sie anderen Sündern zur Rettung ihrer Seele gewähren. Zuletzt machen sie aber trotzdem noch freiwillig durch einen glorreichen Märtyrertod ihrem Leben ein Ende. Das Wenige, das von dem Treiben dieser Secte bekannt geworden ist, verdankt man einem Offizier, der im Jahre 1852 von einem schönen Weibe auf ein Gut in Südrußland gelockt worden ist und dort bereits dem Opfertode geweiht war. Ein Bauernmädchen, dessen Mitleid er erregte, rettete ihn aus den Händen der grausamen Seelenfängerin und flüchtete mit ihm nach Kiew. Die Gerichte stellten, jedoch ganz vergeblich, Nachforschungen an. Man fand in dem betreffenden Hause nichts Verdächtiges und als einzigen Bewohner einen taubstummen Greis, aus dem absolut nichts herauszubringen war. Das Bauernmädchen verschwand bald darauf auf räthselhafte Art. Der Offizier zog es vor seinen Abschied zu nehmen und in's Ausland zu gehen. Mehrere Jahre hindurch schien es, als ob es ihm gelingen sollte, dem rächenden Arm der Himmelsspender zu entgehen. Da fand man ihn eines Tages in Paris, in seinem

Zimmer im Hotel, auf entsetzliche Art ermordet. Er lag halb angekleidet auf seinem Bette, an Armen und Füßen gefesselt, einen Knebel im Munde; Ohren und Nase waren abgeschnitten, der Rücken mit blutigen Striemen, die Brust mit Brandmalen bedeckt, die Füße abgehackt. Den erlösenden Gnadenstoß hatte er mit einem kurzen Messer bekommen, das noch in seiner Brust stak. Man wußte nur, daß eine verschleierte Dame Abends nach ihm gefragt und zwei Stunden später das Hotel wieder verlassen hatte. Ihre Spur war und blieb verloren.

Auch unter den russischen Bauern macht diese Secte zahlreiche Proselyten. Von Zeit zu Zeit treten Propheten oder Prophetinnen derselben unter dem Volke auf, besonders in den nordöstlichen Gouvernements, von Orenburg u. s. w. Sie predigen die Feuertaufe, die Bluttaufe und die Wiedererwerbung des verlorenen Paradieses.

Sie wirken Wunder, indem sie barfuß im Schnee waten und gleich den indischen Fakirs feurige Kohlen in den Händen halten. Sie kündigen an, daß der Antichrist da sei und die Herrschaft der Welt an sich reißen werde. Das einzige Mittel, dem ewigen Tode zu entgehen, sei freiwillig zu sterben. Ganze Gemeinden, von den Aposteln des Todes fortgerissen, ziehen in den Urwald, wo sie sich mit einem Dornenzaun absperren und unter Gebeten und Bußübungen dem Hungertode weihen. Andere Bekenner der grausamen Lehre verbrennen sich in ihren Hütten mit Weib und Kindern. Ein russischer Maler hat unlängst eine Scene dieser Art verewigt. Nicht selten schlachten Väter ihre Kinder. So wurde ein Bauer von dem Gedanken erfaßt, das Opfer Abrahams an seinem siebenjährigen Sohne, den er zärtlich liebte, zu wiederholen. Er warf sich eines Tages vor der aufgehenden Sonne nieder und erwartete die Erleuchtung. Eine Stimme billigte sein Vorhaben. Er band sein Kind auf eine Bank und schnitt demselben den Leib auf. Dann ergriffen ihn Zweifel; aber ein Sonnenstrahl, der auf den kleinen Märtyrer fiel, bestätigte von Neuem seinen Wahn. Der Vater betete hierauf vor den Heiligenbildern, dann näherte er sich dem Knaben, der noch athmete. „Verzeihst Du mir?" fragte er.

„Ich verzeihe Dir," erwiderte das Kind.

„Sag': ‚ich hoffe, daß Gott Dir verzeihen wird.'"

„Ich hoffe, daß Gott Dir verzeihen wird," widerholte das Kind. Es waren seine letzten Worte.

Als die Nachbaren eintraten, fanden sie das Kind todt und den Vater auf den Knieen vor den Heiligenbildern; dies geschah 1871.

M. Prugawie hat berechnet, daß seit Entstehung dieser Secte mehr als 10000 Personen, sei es freiwillig, sei es gezwungen, den Opfertod gestorben sind, jene ungezählt, deren Tod nicht zur Kenntniß der Behörden kam.

III.

Bijtschi — Purificanten — Steuerverweigerer — das Nest der frommen Leute.

Viel weniger schrecklich, aber auch mit einer gewissen asiatischen Grausamkeit tritt die Secte der Bijtschi oder Prügler auf, welche wie eine Verschmelzung der Flagellanten und Adamiten erscheinen.

Daß die Prügel in Rußland überhaupt und speciell in der Liebe eine große Rolle spielen, ist bekannt. Es wird erzählt, daß eine vornehme junge Russin, die zu Anfang dieses Jahrhunderts an einen Franzosen verheirathet wurde, an der Liebe ihres Gatten zweifelte, weil sie niemals von ihm geschlagen wurde. Die russischen Czarinnen, besonders Elisabeth und Katharina II., liebten es zu schlagen und geschlagen zu werden. Zur Zeit der Letzteren befand sich ein sogenannter physischer Club in Petersburg, in dem Amors Geschosse durch die Knute ersetzt wurden.

Wie die Skopzen halten es auch die Bijtschi oder Prügler für unerlaubt mehr als ein Kind in die Welt zu setzen. Daß dieses ein Knabe sein muß, erinnert uns an eine deutsche Anschauung, die uns Professor Weinhold mittheilt. In Steiermark nämlich gilt ein Mädchen als Jungfrau, so lange sie nur Mädchen und keinen Knaben geboren hat.

Das Mittel, welches die Prügler anwenden, um, sobald einem Ehepaare ein Knabe geboren ist, die Geburt weiterer Kinder zu verhüten, ist indeß ein ganz anders, viel harmloseres als bei den Skopzen. Es besteht ausschließlich aus der Peitsche in schöner, kräftiger Frauenhand. Die Geißel und die Ruthe sind jederzeit als Züchtigungsmittel beliebt gewesen, zu allen Zeiten wurden sie aber auch mit ebenso viel Eifer als erotische Reizmittel benützt. Im ersten Sinne wurde die Geißel von den Asketen der ersten christlichen Jahrhunderte, den Mönchen des Mittelalters, von den zu Tausenden umherziehenden Flagellanten und der Inquisition angewendet. Als erotisches Reizmittel wurde die Ruthe, in Verbindung mit Pelzwerk, Katzenfellen schon von den Frauen von Lesbos gebraucht. Die edlen Römerinnen der Cäsarenzeit waren ebenso wie die Damen des Mittelalters mit den Wirkungen der Ruthe sehr vertraut. In unserer Zeit scheint das Schlagen der Männer besonders bei den Polinnen und Russinnen üblich; doch ist auch in Paris, in den Kreisen der höheren Demimonde, ein erotisches Spiel beliebt, daß man an der Seine jouer l'esclave, den Sklaven spielen, nennt. Es besteht darin, daß der verliebte Mann sich für eine bestimmte Zeit vollständig als Sklave in die Hände der Angebeteten giebt, welche ihn ganz wie ihren Leibeigenen mit Fußtritten und Schlägen traktirt. (Siehe Zola's Nana.)

Die russischen Bijtschi werden aber deshalb die Prügel als Mittel zur Seligkeit wohl nicht so leicht aufgeben. Schläge geben und empfangen

scheint diesen Schwärmern verdienstlicher als irgend ein Werk der Nächstenliebe.

Auch hier dominirt das Weib. Es ist das reinere Wesen, dessen religiöse Pflicht es ist, dem unreineren, dem Manne, den Teufel auszutreiben. Ein Weib zu schlagen ist die größte Sünde, die ein Mann nach Ansicht dieser Secte begehen könnte. Die Männer werden von den Frauen geschlagen, die Frauen aber wieder von Frauen.

Sobald ein Mann sich verlobt hat, ist er auch schon der Peitsche der holden Braut ausgeliefert; und diese macht gern Gebrauch von derselben, gilt es doch das Seelenheil des Geliebten. Die meisten Schläge giebt es natürlich in der ersten Zeit der jungen Ehe, so daß bei den russischen Flagellanten die „Flitterwochen" eigentlich „Prügelwochen" heißen sollten.

Jeder Verkehr der Geschlechter außer der Ehe ist Sünde und wird strenge bestraft; ebenso werden jene Ehemänner, welche sich von ihren Frauen nicht bändigen lassen, noch besonders gezüchtigt, und zwar so lange, bis sie sich in ihr Schicksal ergeben. Zu diesem Zwecke werden förmliche Prügelsoireen arrangirt, welche den Charakter einer gottesdienstlichen Handlung haben. Nachdem der Aelteste den Sündern vor der versammelten Gemeinde eine Strafpredigt gehalten und sie zur Buße ermahnt hat, werden dieselben stehend an die hölzernen Säulen gefesselt, welche in dem Vorsaal des Bethauses angebracht sind. Die Männer und die älteren Frauen stellen sich nun an die Wand und singen einen Bußpsalm, während die jüngeren Frauen und Mädchen, jede eine kurze Peitsche in der Hand, paarweise ihren Einzug halten. Sie bilden einen großen Kreis um die Delinquenten, indem sie sich bei den Händen halten, und singen einige Zeit stehend den Bußpsalm mit. Dann beginnen sie zu tanzen, in einem sanften Rythmus, der von Minute zu Minute wilder und leidenschaftlicher wird; und wenn dieser bachantische Reigen seinen Höhepunkt erreicht hat, beginnen sie dem armen Sünder, die Knute schwingend, den Teufel auszutreiben.

Den Tanz als religiöse Uebung finden wir unter anderen auch bei den sogenannten tanzenden Derwischen, dann bei den Adamiten, die man heute noch in Böhmen in lauen Vollmondnächten auf einsamen Waldwiesen tanzen sehen kann. Ganz besonders entwickelt trat die Tanzwuth als religiöser Wahnsinn in früheren Jahrhunderten auf, wo Tausende tanzender Pilger die Lande durchzogen und nicht selten in den sicheren Tod hineintanzten, sei es von Bergeshöhen in tiefe Abgründe hinab, sei es in das Meer hinein.

Wir kommen jetzt zu einer Secte, welche vielleicht die merkwürdigste und interessanteste von allen ist. Es sind dies die Purificanten, welche vorzugsweise in Sibirien ihren Sitz haben, in neuester Zeit aber auch in Finnland und Südrußland aufgetaucht sind. Ihr Hauptdogma ist die Oberherrschaft des Weibes. Das Weib ist hier nicht wie bei den

Duchoborzen die lebendige Göttin, sondern die weltliche Herrin in jeder Richtung.

Das Frauenregiment ist so alt wie die Welt. Von der asiatischen Semiramis bis zur russischen Katharina, die beide ihre Gatten morden ließen, um die Zügel der Herrschaft an sich zu reißen, und weiter hinauf bis in unsere Tage ringt das Weib mit dem Manne um die Herrschaft. Zu ganz besonderer Blüthe war das Frauenregiment im Mittelalter zur Zeit des Frauendienstes gelangt, wo die ritterlichen Helden sich um die Wette zu den Knechten schöner Frauen machten, und ihre Herrinnen in ihrem Uebermuthe so weit gingen, sie in Wolfsfelle zu nähen und auf sie Jagd zu machen, oder ihre Waschbecken von ihnen austrinken zu lassen; und dann nochmals zur Zeit der russischen Katharina, wo eine geniale Frau den Hermelin trug, eine zweite Präsidentin der Akademie der Wissenschaften war und mehrere andere Regimenter commandirten. Eine religiöse Anwendung hat das Frauenregiment indeß vor den Purificanten nur einmal gefunden und zwar im Mittelalter in dem Orden von Fonteraux. Es war dies das einzige Kloster, in dem Frauen und Männer gemeinschaftlich lebten, die Nonnen als die Herrinnen, die Mönche als die Sklaven derselben, welche ihren weiblichen Meistern Gehorsam schwören und denselben jede Art von Diensten, auch die niedersten leisten mußten, wenn sie nicht die härtesten Strafen erdulden wollten. In diesem Orden war die Unterordnung der Männer unter die Frauen indeß nur eine Verschärfung der mönchischen Askese, in dem Sinne der Worte im Buche Judith: „Gott hat ihn gestraft und in eines Weibes Hände gegeben."

Bei den Purificanten ist es umgekehrt; hier soll der Mann durch das Weib zum Guten geleitet, veredelt, erhoben werden; ihm wird keine Strafe dictirt, indem man ihm das Frauenjoch auferlegt, sondern im Gegentheil eine Wohlthat erwiesen. Das Frauenregiment ist in Rußland etwas ganz Natürliches. Ein berühmter Ethnograph sagt: Wenn das Weib bei der romanischen Race dem Manne gleichsteht, so ist es bei der germanischen dem Manne inferior; bei den Slaven dagegen steht das Weib entschieden in jeder Beziehung über dem Manne. Eine russische Sage erzählt, daß, als Gott eine Biene nach Polen sandte, um den Menschen Geist zu bringen, die polnischen Frauen denselben vollständig verschlangen und für die Männer nichts übrig blieb. Man könnte dasselbe Märchen von den Russen erzählen. In der russischen Literatur spukt überall das Gespenst der Weibertyrannei, bei Turgenjew finden wir es vorzüglich in seiner herrlichen Novelle „Frühlingsfluthen."

Die Idee, von der die Purificanten ausgehen, ist folgende.

Durch das Weib ist die Sünde in die Welt gekommen und das Paradies für die Menschen verloren gegangen; aber gerade die Geschichte des Sündenfalles beweist, daß der Mann von Anfang an unter dem Einflusse des Weibes stand, demselben untergeordnet war. Das Weib hat

diesen Einfluß zumeist im bösen Sinn geübt und dafür Jahrtausende hindurch gebüßt, indem es dem Mann unterworfen war. Jetzt ist die Zeit der Buße zu Ende und der Augenblick der Erlösnng da, welche nur durch das Weib erfolgen kann, da diesem Gewalt über den Mann gegeben wurde, mit ihm zu thun, was ihr beliebt. Die Welt wird in Kurzem eine andere, das Verhältniß der Geschlechter umgekehrt werden. Das Weib wird den Mann, den Staat, die Kirche, die Welt regieren; denn das Weib steht über dem Manne. Es ist zur Herrin erschaffen, und der Mann ist bestimmt sein Sklave zu sein, ihm zu gehorchen und zu dienen. Die Regierung des Mannes hat nur Böses gebracht, Unfrieden, Haß, Kriege, Blutvergießen, Elend jeder Art. Die Regierung des Weibes aber wird Segen bringen, Frieden und Eintracht, Versöhnung, Liebe; die Welt wird wieder zum Paradiese werden.

Dieser Idee entsprechend ist das Hauptdogma der Purificanten, wie ich schon hervorhob, die Oberherrschaft der Frau im Staate, in der Kirche, in der Gesellschaft und in der Familie. Die Ehe ist bei ihnen kein Sacrament. Jede Verbindung, die Mann und Weib eingehen, ist heilig; nur wird es ihnen zur Pflicht gemacht, zusammen zu wohnen und zu leben.

Die Bekenner dieser Secte, ob sie nun in einer Ehe oder in einem anderen Verhältnisse mit einem Weibe leben, müssen einen Eid leisten, sich vollständig der Frau zu unterwerfen. Sie regiert das Haus, der Mann ist nur ihr erster Diener, ihr begünstigter Knecht; er muß sie verehren, ihr gehorchen, ihr dienen und ihr ein Mal in der Woche, vor ihr auf den Knieen liegend, seine Sünden beichten. Sie ertheilt ihm hierauf Vergebung oder legt ihm entsprechende Bußen auf, und wenn sie es nöthig findet, bestraft sie ihn. Bei den Purificanten regieren die Frauen die Gemeinde, ebenso gut wie die Familie; sie sprechen Recht, sie allein sind Lehrer und Aerzte.

Sämmtliche Frauen einer Gemeinde erwählen das weibliche Oberhaupt derselben, welches den Titel „Herrin" führt. Bei dieser Wahl geben Schönheit und Hoheit der Erscheinung ebenso sehr den Ausschlag, wie Verstand und Energie des Willens. Die Herrin trägt eine an die päpstliche Tiara mahnende goldgestickte Stirnbinde auf dem Kopfe. Man sieht sie nie zu Fuße, wenn sie öffentlich erscheint, sondern stets zu Wagen oder zu Pferde, von ihrer Leibwache begleitet, welche aus einer Anzahl junger Mädchen besteht, die nichts zu thun haben, als die Herrin zu bewachen und ihre Befehle, sowie die von ihr dictirten Strafen zu vollziehen. Denn eine Hauptaufgabe der Herrin ist es, darüber zu wachen, daß die Männer ihren Eid halten, und die Ungehorsamen zur Rechenschaft zu ziehen. Sie ist zugleich Oberpriesterin und oberste Richterin. Eine Anzahl männlicher Sklaven ist ausschließlich dazu bestimmt, ihr zu dienen und alle

Verrichtungen in dem von ihr bewohnten Hause zu besorgen. Die Wirkungen dieses Frauenregiments lassen sich bis jetzt nur als sehr günstige bezeichnen. Die Männer dieser Secte werden allgemein als musterhaft geschildert, sie übertreffen alle anderen an Mäßigkeit, Friedfertigkeit, Fleiß, Arbeitsamkeit und Moralität. Man findet unter den Purificanten weder Säufer, noch Raufbolde, noch Diebe. Gewaltsame Verbrechen kommen bei ihnen überhaupt nicht vor. Ebenso wenig giebt es Bettler oder Vagabunden unter ihnen.

Es liegt in der Natur der sibirischen Verhältnisse, daß gerade in dieser Secte alle nur erdenklichen Elemente vertreten sind. Wie in jenem Lande, in Folge der massenhaften Verbannungen, alle Confessionen, Nationen und Stände des Czarenreiches durcheinander geworfen wurden, so findet man auch unter den Purificanten Adlige, Kaufleute, Bauern, Juristen und Fabrikarbeiter, ehemalige Priester und Beamte, Gelehrte und Künstler, alle Schattirungen der Gesellschaft und der Bildung. So war eine Gräfin längere Zeit hindurch Herrin der Purificanten. In Folge des Rufes, dessen sich diese Secte erfreut, kommt es nicht allzu selten vor, daß Frauen derselben beitreten, um sich von der Tyrannei oder den Lastern ihrer Männer zu befreien. Diesen bleibt dann nur die Wahl, sich von ihren Frauen zu trennen oder den Glauben derselben anzunehmen. Im letzten Falle kehrt sich die Sache sofort um und die resolute Frau hat das Vergnügen, ihrem bisherigen Tyrannen den Fuß auf den Nacken zu setzen.

Vor Kurzem erst passirte eine ergötzliche Geschichte. Ein Capitän der Infanterie nahm eine reizende junge Frau und zugleich seinen Abschied. Das glückliche Paar lebte einige Zeit friedlich auf seinem Gütchen; dann begann sich der Capitän zu langweilen und in Folge dessen zu trinken, zu spielen und wenn er betrunken war, sein Weib zu mißhandeln. Eines Tages war dieses entflohen und, zwar zu den Purificanten. Der Gatte, dessen Liebe wieder erwacht war, folgte der Flüchtigen, und da sie sich nicht erweichen ließ, so trat auch er zu den Purificanten über und schwur seiner Frau Gehorsam. Bald verfiel er aber wieder in die alten Laster. Seine Frau bestrafte ihn, indem sie ihm jede Art von Liebkosungen untersagte und ihm die niedersten Sklavendienste anbefahl. Als er aber immer renitenter wurde, führte sie bei der Herrin Klage. Diese ließ ihn auf der Stelle durch zwei Mädchen ihrer Leibwache gefesselt in ihr Haus bringen. Hier wurde er so lange gefangen gehalten und mit der Knute tractirt, bis er vollständig gezähmt und reumüthig zu seinem reizenden Weibchen zurückkehrte. „Sie haben mich dressirt wie einen Pudel," pflegte er zu sagen, „es ist nur ein Wunder, daß ich nicht auch apportiren lernen mußte."

In neuester Zeit sind wieder zwei Secten in Rußland aufgetaucht, von deren Dogmen und Gebahren man bisher nur sehr wenig erfahren konnte, ja deren Namen man nicht einmal kennt, obwohl eine derselben

bereits vor Gericht stand und mehrere ihrer Mitglieder nach Sibirien verbannt wurden. Diese letzte nennt man die Steuerverweigerer. Wieder ist es eine Frau, die an der Spitze steht, und diesmal sogar eine, die weder jung, noch schön ist. Die neue Prophetin Domanowa ist fünfzig Jahre alt und macht einen klugen und energischen, aber keineswegs bestechenden Eindruck; dennoch scheint sie große Macht über ihre Anhänger zu haben. Sie behauptet, Gott habe einen Geist zu ihr gesendet, der ihr befohlen habe, diese Lehre zu verbreiten. Ein Hauptsatz derselben lautet: wer bis zu Ende leidet, wird erlöst. Also wieder die indische Büßerphilosophie! Den Hauptwerth legt Domanowa auf die Nächstenliebe; man muß den Armen helfen, Werke sind Alles, Gebete nichts. Man bedarf keiner Kirche und keines Priesters, lehrt sie weiter, das Hauptgebot ist: Niemand etwas zu Leide thun. Deshalb verweigern ihre Anhänger den Kriegsdienst und leben nur von Pflanzenkost. Sie erkennen weder den Czaren, noch den Staat an. Der Kaiser hat nur eine bürgerliche Gewalt, aber auch diese ist mit dem Christenthum nicht vereinbar, da keine Macht über den Menschen ist, als Christus. Die Czaren sind seit Peter dem Großen, der eine Synode bildete und die geistliche Gewalt unter die weltliche stellte, nicht mehr Christen, sondern Heiden, denn die geistliche Gewalt soll über der weltlichen stehen. Deshalb soll man auch dem Czaren keinerlei Steuern oder Abgaben leisten. Es macht fast den Eindruck als sei diese Secte von den Nihilisten in das Leben gerufen, um die geistliche Autorität des Czaren und mit dieser auch die weltliche zu untergraben und die große Masse des russischen Volkes, welche nur religiösen Argumenten zugänglich ist, für die Revolution zu gewinnen.

Die zweite dieser neuen Secten nennt das Volk „Das Nest der frommen Leute.“ Sie existirt seit etwa 10 Jahren und hat ihren Hauptsitz in Bessarabien. Ihre Bekenner sind durchaus Bauern. Dieselben graben sich ein Grab in ihrer Hütte oder ihrem Garten und liegen darin, bis sie von Hunger und Durst überwältigt Visionen bekommen. Sie sehen Heilige, Engel und Dämonen; auch erscheint ihnen Gott, und diesem selbst beichten sie ihre Sünden. Das Grab wird mit einem hölzernen Deckel zugedeckt, in welchem eine Thür angebracht ist. Ein Luftloch bewahrt die Selbstpeiniger vor dem Ersticken. Dichtes Gebüsch umgiebt das Grab, und ein großer Hund dient als Wächter, um alle Profanen abzuwehren. Die Bekenner dieser Secte verkehren weder mit anderen Personen, noch untereinander, so daß sie in jeder Beziehung das Leben von Anachoreten führen.

* * *

Wenn wir am Schlusse die in den herrschenden russischen Secten hervortretenden Tendenzen und Eigenthümlichkeiten resumiren, so ergeben sich folgende Hauptmomente:

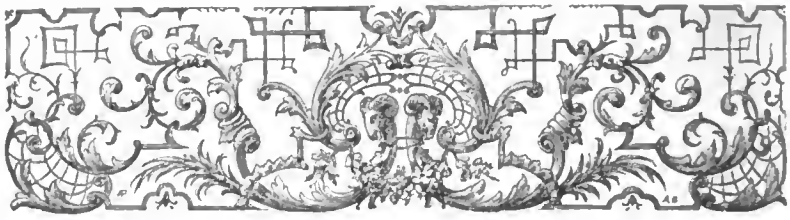
1. In der großen ostslavischen Welt dominirt im Gegensatz zu der materialistischen Weltanschauung des Westens die indische Welt- und Lebensverachtung.

2. In der slavischen Race sind die Volks-Instinkte keine kriegerischen wie bei Germanen und Romanen, sondern entschieden friedfertige.

3. Im Gegensatz zu der aristokratischen Natur der westlichen Welt ist die Natur der slavischen Race eine eminent demokratische; der Gemeinsinn herrscht in derselben ebenso, wie bei den Romanen und Germanen das Streben nach Geltendmachung der Individualität.

4. Während der romanisch-germanische Westen um die Befreiung und Gleichstellung des Weibes ringt, führt das Weib im slavischen Osten heute schon factisch das Regiment.

Wenn wir uns diese vier Punkte, zugleich mit dem steigenden Einfluß der slavischen Race in Europa, in politischer, socialer und literarischer Beziehung, vor Augen halten, so kommen wir zu dem Ergebniß, daß die nächste, große Umwälzung, welche unbedingt aus dem Osten kommen wird und muß, alle unsere Verhältnisse, ja unsere ganze Welt, weit radicaler umgestalten wird, als jede frühere, die französische Revolution nicht ausgenommen, und zwar ohne Völkerwanderung, ohne Weltkrieg, ohne Feuer und Schwert und ohne Guillotine.



Goethe-Erinnerungen einer Jenenserin.

Mitgetheilt von

Karl Theodor Gaedertz.

— Berlin. —

Bei der nachhaltigen Theilnahme, welche die Schrift „Das Frommann'sche Haus und seine Freunde" gefunden, in welcher Fritz Frommann, der Sohn, seinen mit Goethe eng verbundenen Eltern und einem vertrauten Kreise ein schönes Denkmal gesetzt hat, werden Aufzeichnungen von Alwine Frommann, der Tochter und Schwester, allgemeines Interesse erwecken wegen der Persönlichkeit, deren liebenswürdige, geist- und gemüthvolle Erscheinung Vielen unter uns noch in frischer Erinnerung steht, sowie um des Inhaltes willen, durch den Lichtstrahlen fallen auf berühmte Gestalten aus der klassischen Zeit in Weimar und Jena.

Den Rath, Bücher zu schreiben, vor Allem ihre Memoiren, wies sie wiederholt zurück. „Nie war ich ferner solchen Gedanken, nie wußte ich besser, daß ich nicht schreiben kann," erklärte sie im Jahre 1838 einem Bekannten, der bei ihr war, um zu sehen, ob sie noch lebte. Gerade damals führte sie eigentlich ein Leben nach dem Tode, geschieden von der Welt, mit Sonne, Mond und Sternen in Gesellschaft, von guten Geistern unsichtbar umgeben.

Ihre an Varnhagen von Ense gerichteten Briefe, die sich, bisher unbenutzt, im Original in der Handschriftenabtheilung der Königlichen Bibliothek zu Berlin befinden, bieten jedoch mancherlei Material, das neue charakteristische, zartsinnige und lebenswarme Züge zu dem von ihrem Bruder entworfenen Bilde beiträgt, und zwar vornehmlich aus der letzten Epoche Goethe's.

Alwine Frommann, einzige Tochter des Buchhändlers Friedrich Frommann und seiner Frau Johanna, geb. Wesselhöft, kam den 16. März 1800 in Jena zur Welt. Neben ihr und dem drei Jahre älteren Bruder Fritz wuchs in der Familie als Adoptivtochter die holde Wilhelmine Herzlieb auf, welche bei Alwinens Geburt bereits elf Jahre zählte.

Ein Jugendportrait Alwinens hat Karoline von Wolzogen, geb. von Lengefeld, Schiller's Schwägerin, schon 1826 gegeben im ersten Bande ihrer „Erzählungen, von der Verfasserin der Agnes von Lilien." — „Das Stumpfnäschen" betitelt sich dies dichterische Bild, das unter dem Anspruch auf Feinheit und Zartheit nach Varnhagen's Gefühl roh und herb ist, die Erfindung darin widerlich. In der That zeigen ihre Briefe sie als eine tiefinnerliche Natur und von einer weit vortheilhafteren Seite: heiter, oft nicht ohne Humor, schwärmerisch und dabei doch praktisch, von reinster Herzensgüte, wahrem Seelenadel, klar und mild in Auffassung und Beobachtung von Personen und Verhältnissen, durch künstlerische Talente, Umgang und Lectüre hochgebildet, ihr ganzes Wesen verklärt gleichsam durch Goethe's Genius.

Die Jenenser nannten sie im Scherz „die Prinzessin." Nur die Nächsten sahen eben, daß bei dem wogenden Treiben — immer Freunde und Fremde, Musik, Vorlesung — im gastlichen Frommann'schen Hause das engste, strengste Arbeiten war. Sprichwörtlich hieß es „herzliebe" Arbeit, weil Minchen Herzlieb's häusliches Besorgen als Muster galt. Von Alwine sagte die Mutter einmal, sie wundere sich, daß in ihrer kleinen bewegten Seele schon so viel Stille sei, und dann wieder, daß in ihrem Kopfe statt Grillen nichts als Melodien steckten. Gesang wurde der Schmuck und Trost ihres Daseins; die Beschreibung, welche Rahel von Grüneisen's Gesang macht, paßt auch ganz auf den ihren. Außer in der Notenwelt lebte sie in der Malerei; Blumen und Arabesken gelangen ihr vorzüglich. Mit innigster Liebe copirte sie auch aus alten Meßbüchern die Initialen; sie war ganz andächtig dabei; und wenn sie bisweilen geneckt wurde, daß die Mönchs-Arbeit nun Nonnen-Arbeit werde, so erntete sie auch das Lob, es sei fromm gemalt.

Glücklich verfloß ihre Kindheit und Jugend, lebhaft versetzte sie sich noch im hohen Alter dahin zurück und zehrte an ihren Goethe-Erinnerungen. Einst gab es als Weihnachtsgeschenk eine Laterna magica. „Goethe und Riemer erbauten uns Alle damit und trieben es so eifrig wie eine Wissenschaft" *). Unvergeßlich blieb ihr Zacharias Werner neben der edlen Goethe-Erscheinung als Folie. „Ich stahl mich, sein Vorlesen zu hören, oft aus der Kinderstube und wurde doch immer wieder verbannt, weil mein krankes Köpfchen schon mehr als billig von seiner ‚Wanda' verdreht

*) Davon erzählt auch Louise Seidler in „Erinnerungen und Leben" S. 18.

war." Gern dachte sie an jene schönen Zeiten, „wo Goethe lange und doch himmlisch kurze Abende bei uns saß, besonders unter der Messe, wenn ich mit der Mutter allein war, wo er oft von sechs bis zehn fast unausgesetzt allein sprach. Was konnten wir ihm geben, als leises Verstehen, tiefste Ergebenheit und festes Schweigen, worauf er bauen konnte." — „Wie ich Kind war," gesteht sie einmal, „liebte ich Goethe, weil er himmlisch gut gegen mich war, weil ihn meine Eltern verehrten, weil er zu unserem Hause gehörte; dann als strenges scheues Mädchen von fünfzehn Jahren wandte ich mich vor Manchem in seinen Schriften etwas weg; nach und nach wich das, und als die ‚Wanderjahre' kamen, der prosaische Theil des ‚Divan' kam, da gehörte ich ihm ganz und so an, daß es seitdem nur wächst."

Trotz des „Strengen, Scheuen" hegte Alwine damals große Theaterlust und wünschte wohl Opernsängerin zu werden. Ob und wie Goethe über diese Mädchenpassion urtheilte, verschweigt sie, erzählt dagegen, daß er im Hinblick auf ihre vergeblichen Bemühungen die französische Sprache zu erlernen*) den Ausspruch that, nur die Liebe zu einem Franzosen könne ihre Zunge lösen. „Verschone mich der Himmel gnädig mit diesem glücklichen Unglück!" Ihre feste, innigste Neigung war einem wackeren Deutschen zugewandt, den sie durch und durch liebte. Doch kam es zu keinem Bunde für's Leben. Alwine blieb unvermählt.

Am 9. September 1831 verschied ihre treffliche Mutter, der milde gute Geist des Hauses, Licht und Wärme. Noch bis zuletzt wirkte sie liebend, opfernd, frisch für Andere; ein schneller Tod rief sie ab. Der Vater kränkelte ernstlich und lange, erholte sich aber wieder, so daß er am 13. März 1836 sein Handlungsjubiläum unter Theilnahme und Anerkennung von Großherzog, Universität, Stadt und Freunden sehr heiter gestimmt feierte, auch im April seine fünfzigste Messe in Leipzig besuchte. Darnach steigerte sich sein Leiden, Haut- und Brustwassersucht, und auch er entschlief am 12. Juni 1837. „Es war rührend," schreibt Alwine, die treue Pflegerin, „daß er in den letzten drei Tagen wieder nur Goethe lesen wollte, der ein solcher Lebensstern ihm gewesen, und den er doch immer abgewehrt, das letzte Jahr, weil er nur ‚Neues' wollte. Halb bewußt, Einzelnes noch verstehend, saß er da, umgeben von vielen Bänden unseres Helden. So ist mir auch lieb, daß es so still um ihn war, als der letzte

*) Sie stellte die französische Sprache hoch als Mittel und las gern französische Bücher, allein die Abneigung ihrer eigensinnigen Zunge war unüberwindlich. „Alle in Weimar und Jena um mich herum schwirrten in diesem Klang; bei Ottilie von Goethe wußte man freilich nicht, was man sprech, Thurm zu Babel, das Ende des Gewirres war meist, daß sie mich an den Flügel führte und wir in einer Sprache, die alle Geister verstehen, uns vereinigten. — In Jena waren zwei Schweizerinnen, welche sich sehr abquälten, mir diese einzige mangelnde Vollkommenheit noch beizubringen; aber wenn ich sie nur sah, vergingen mir vor Langeweile alle Gedanken, zuerst die französischen."

Hauch entfloh. Der Abend ruhte über dem Garten, den er liebte; ich bat meine Geschwister, sich zu erholen, da wurde der Athem schwächer, und noch ehe sie, gerufen, kommen konnten, hatte er sein Haupt nach einem tiefen Laut in meinem Arm zur ewigen Ruhe gelegt. Die schweren Kämpfe der letzten Jahre waren geendet, ein wunderbar gemischtes Leben für hier beschlossen."

Die Tochter unterzog sich der interessanten und auch wehmüthigen Arbeit, Papiere und Briefe des Verstorbenen zu ordnen, die ihr der Bruder übertragen; es waren viele Briefe darunter von Ebel, dem Schweizer Reisenden, Fichte, Schelling, Steffens u. s. w., und es gereichte ihr zur Beruhigung, Alles nach dem Willen des Vaters durchzuführen. Unbeschreiblich wohl thaten ihr auch Briefe der Mutter an den Vater während dessen Reisen 1826—27, aus denen eine Frische und Liebe, ein geistig immer angeregtes Leben ihr entgegenströmte, daß sie in ihrer warmen Nähe sich fühlte; viel über Goethe aus der Zeit, wo, wenn auch selten Auge in Auge, doch so manche liebe Botschaft noch hin- und herflog, einzelne Stunden bei ihm neues Leben gaben.

Dieser Schatz liegt dem Frommann'schen Buche zu Grunde.

Fritz bekam Handlung und Geschäftshaus, Alwine führte ein eigener Zufall wieder in das alte Frommann'sche Haus, wo sie vom ersten bis zum dreißigsten Jahre gewohnt hatte, und das in andere Hände übergegangen war. Die Besitzer, gute Bekannte, ließen ihr drei kleine Zimmer ab und ein Stück des Gartens.

Schwere Verbindlichkeiten lasteten auf dem Verlag. Nur bei bescheidenen Ansprüchen konnte Alwine unabhängig leben. Aber wenn sie sich ehrlich fragte, ob sie Alles, was an Menschen, Städten, Gegenden in ihre Jugend hineingeleuchtet hatte, nicht gekannt haben wollte und dafür das vom Vater dadurch Ersparte besitzen, so wollte sie doch nicht tauschen und freute sich der reichen Vergangenheit. Oft bereitete sie sich in stiller Seele, sich als Vorleserin der alten Fürstin von Rudolstadt zu denken, einer von den Frauen, denen ein reiches und edles Leben unvergänglichen Schimmer gab, so schlicht auch ihre äußere Erscheinung war.

Nach Verlauf des Winters*) öffnete sich ihr unvermuthet ein Wirkungskreis in der Familie des ersten preußischen Cultusministers, Karl Freiherrn von Stein zum Altenstein, im einsamen, ländlichen Schöneberg unweit Berlin. „Warum gehst Du nur? Du gehörst ja zu uns," hieß es in Weimar und Jena. Oft wünschte man sie zurück, man wollte „Frau Minnetrost," die „Helferin" wieder haben. „Sie können ja eine ähnliche

*) Das Christfest bekam einen sehr ernsten Anstrich durch den Tod des auch Frommanns befreundeten Großherzoglichen Leibarztes und Geh. Hofrathes Johann Christian Stark des Jüngeren, der am 24 December Morgens starb, „schön und ruhig am Schlag im Schlaf, gerade zu rechter Zeit, ehe sein Ruhm sank."

Stelle bei der Universität stiften, wenn Sie nicht ohne mich sein können," scherzte sie, und doch zog dabei Heimweh durch ihr Gemüth.

Die Trennung erfolgte im April 1838; am 23. traf Alwine im Hause des Ministers ein, dessen aufmerksame und verständnißvolle Gesellschafterin sie blieb bis zu seinem Tode, den 14. Mai 1840.

„Besitzen Sie den ‚Taugenichts' von Eichendorff?" schreibt sie im Sommer 1838 an Varnhagen von Ense in Berlin. „Mein Leben hat in guten Tagen so viel Aehnlichkeit mit seinem im Chaussée-Haus, daß ich wohl meinen Doppelgänger einmal durchsehen möchte." An Varnhagen gewann sie den geistigen Beistand, der sie über manche schroffe Kluft zu heben vermochte, wo es dem Einzelnen nur zu leicht schwindelt.

Bereits im September 1833 war die Bekanntschaft mit ihm angeknüpft worden. Bei Frau von Wolzogen sah sie nämlich Varnhagen's Buch über seine Gattin Rahel Levin und trachtete nach einem Exemplar aus der Hand des Autors. „Danken kann ich Ihnen durch nichts als viele glückliche Stunden, die mir dann werden würden; denn wie ein guter und erhebender Hausgeist würde es bei mir wohnen, wie oft mich stärken, aufrichten und trösten, und wie wollte ich es lieben und verehren, das einzige Buch!*) Sie lächeln nicht über meine Bitte oder ungeschickten Ausdruck; wem als lebenslänglich Vermächtniß, als Segen das Gefühl bleibt, dieser Frau ‚die goldene Zeit' gegeben zu haben, von der die Prinzessin im ‚Tasso' spricht, dem können sich Frauen nur mit Vertrauen nahen. Das schmerzliche Gefühl, jener geliebten Gestalt im Leben nie mit stiller inniger Verehrung nahen zu können, steigert sich, wenn ich auch das, was ich so gern mit mein nennen möchte, nicht besitzen soll; mein Vater lebt in beständigen Klagen, daß er, der so viele der Ausgezeichneten kannte, die ihr genaht, ihr nie begegnet."

Nicht nur das Buch, sondern auch das Bild Rahel's wurde ihr, und es entspann sich ein reger, vertraulicher Briefwechsel. „Ich habe mir schon ausgedacht," heißt es in dem Dankschreiben, „wie ich das theure Bild vor manchen Augen und dem Staub schützen will; ich will's wie die Altarbilder mit einem anderen Bild zuschließen, und das soll eins von Goethe sein, was meine Mutter gezeichnet, mir unendlich lieb; kann ich sie besser behüten und beschützen?**) Von Rahel möchte man wohl im vollsten Sinne

*) Mehrere Jahre später: „Heut ist mir mit einmal klar geworden, daß es nur ein Buch giebt, das mich noch in keiner Stimmung verlassen — ‚Rahel'; es giebt Augenblicke, wo ich nicht Goethe, nicht die Bibel lesen kann — Rahel immer;" und über die Briefe von Rahel: „Welch eine Wohlthat waren sie mir, welche Fülle von Güte und Geist liegt da wieder in wenig Worten, wie Herrliches über Goethe, Tieck. Es war mir eine rechte Stärkung."

**) Dies Rahel-Goethe-Bild, umgeben von Vasen, war ihr theuerster Schmuck und Schatz. „Wie ich noch lebte im gemeinsamen täglichen Denken und Empfinden mit der Mutter, hatte sie solchen Blumenschmuck neben dem Heilig-Schönsten, der Madonna della Sedia, aufgestellt."

Goethe's Wort auf Anna Amalia sagen: ‚Das ist der Vorzug edler Naturen, daß das Hinscheiden in höhere Regionen segnend wirkt wie ihr Verweilen auf der Erde; daß sie uns von dorther gleich Sternen entgegenleuchten.' — Sie sagen, Sie hätten nie so auf bestimmte Tage gehalten; ich weiß nicht, an meinem Geburtstag hänge ich gar nicht, so auch nicht an bestimmten Festen, aber ich kann nicht läugnen, daß es Geburts- und Feiertage der Seele giebt, Andenken, die sich an solche knüpfen, an denen ich nur zu sehr hänge: so ist mir der Frühling immer Bewegung des Gemüths, weil sich die Erinnerung eines Frühlings von Neigung, Jugendlust, Wechsel von Gedichten von Gries und einem jungen Dichter, Zeichen von Goethe's Theilnahme, seiner Anwesenheit immer erneut — wenn sonst die Weiden grünten, kam er, wäre es auch nur auf einen Tag gewesen!"*)

Noch in Jena fand ihre erste Begegnung mit Varnhagen statt. „Als Sie damals bei uns waren," schrieb sie ihm später, „reiste ich mit dem Vater gleich nachher nach Schwarzburg, Ilmenau u. s. w. Wie hätte ich Ihnen all die Schatten und Lichter meines Thüringer Waldes zeigen mögen — nur über solchen Wipfeln konnte Goethe dichten: ‚Ueber allen Wipfeln ist Ruh'!" — Auf Varnhagen's Klage, daß man so wenig Sinn für die ‚Wanderjahre' finde, antwortete sie überrascht: „Ich glaubte, nur hier müsse man davon schweigen, denn gerade über so Geliebtes, Verehrtes mit sonst reich Begabten gar nicht sprechen zu können, ist mein Jammer hier; und oft begreife ich es nicht, daß man nicht Trost, Erhebung, Erbauung, Alles darin findet, da es mir so ein heiliges Buch ist. Fast nie mag ich hier Goethe nennen, ich verstehe nicht zu widerlegen, und dann thut mir Vieles zu weh, ärgert mich auch wohl, wenn sie urtheilen und wenig von ihm kennen. Mit Meier**) konnte ich Alles sprechen, diese Bücher mit ihm lesen, und das kam mir wie ein reines Geschenk des Himmels nach der Mutter Scheiden, wo ich ein ähnliches Zusammenstimmen nicht mehr, nicht wieder gehofft."

Solches wurde ihr im reichsten Maße wieder durch Varnhagen zu Theil, vor dem sie bald kein Geheimniß hatte.

So gestand sie ihm auf die Forderung der Wittwe Karl Ludwig von Knebel's, einige an sie gerichtete Poesieen desselben für den herauszugebenden Nachlaß beizusteuern: „Ich will es nicht thun — sie sind nur der dichterisch gesteigerte Ausdruck seines Wohlwollens, ohne sonst charakteristisch zu sein; mir wäre es nach meinem Wesen eine wahre Aufopferung und ganz unnütz, ich neige mich sehr zu den Worten des Dichters: ‚Es geht die Welt nichts an, Du kennst mich gut.' Ich habe aber Frau von Knebel Freiheit gegeben, mich bei Ihnen und Dr. Mundt

*) Eine andere Reminiscenz: Heute am 8. November und gestern kam Goethe — einer der Weimarischen Landesfeiertage.

**) Dieser hatte Jena verlassen und eine Professur in Gießen angenommen.

zu verklagen. Die Auszüge in dem kleinen Hefte, was Mundt herausgegeben, haben uns sehr interessirt; der erste Brief vom Großherzog ist herzerhebend, Einiges aus den Tagebüchern hat mich auch sehr angezogen und erfreut." Ein Jahr darauf, 1835, meldet Alwine: „Knebel's Nachlaß hat hier in Jena viel Redens veranlaßt; besonders will Niemand die Liebe zu der Göchhausen begreifen, da man sich nur erinnert, daß er sie wie alle Anderen wie einen strengen, fast bösen Geist zu Gute zu halten gesucht. Mich interessirte Vieles sehr, und bei der Stelle, wo er das Holz anredet, das er in den Ofen legt, sah ich ihn lebhaft vor mir, den alten wunderlichen Humoristen. In den Briefen liegen recht viele Schätze. Der rothe Faden, der von Goethe ausgeht, ist mir auch da nicht verloren, und an dem hängt doch viel von meinem Leben."

An Karoline von Wolzogen bat Varnhagen 1836 einen Auftrag zu besorgen, wozu Alwine Frommann sich freute: „Die Wolzogen ist so leicht verletzt und wie ein wenig eifersüchtig, wenn es Goethe und Schiller betrifft. Sie ist himmlisch gut für mich, ich liebe sie so, daß ich neulich ganz gefaßt blieb, als sie behauptete, es sei abscheulich, daß die Prinzessin im ‚Tasso' erst durch Koketterie ihn anziehe, um ihn abzustoßen nachher! — Ein solch Gemisch von Weltfrau und Kindes-Reinheit, Jugend und Alter ist gewiß selten oder einzig wie sie mit 72 Jahren." Aus derselben Zeit, 1836, heißt es: „Frau von Wolzogen ist geistig und körperlich erholt von einer Reise glücklich durch den Winter geschifft, ihr Wohlwollen als schönste Krone des Alters bewahrend," und im November 1837: „Schön ist der Schopenhauer Eifer, ihre Memoiren zu schreiben, die Wolzogen ist sehr davon eingenommen; sie selbst kommt selten zu ihrem Roman, ihre Kräfte nehmen sehr ab, so wenig dies in den geselligen Stunden erscheint, so tiefsicher geht es seinen Gang. Sie sieht viel und gerne den Minister von Wangenheim, den wir Ostern verlieren, was bei seiner großen Regsamkeit ein Verlust für Jena; er ist noch eines der seltenen Exemplare der Enthusiasten, die immer sparsamer herumgehn." Ueber den 1840 veröffentlichten Roman ‚Cordelia' urtheilt Fräulein Frommann: „Im Ganzen schwach, im Einzelnen schöne edle Lebensblicke aus reiner Seele." In Bezug auf Johanna Schopenhauer berichtet sie im Lenz 1838: „Die Schopenhauer gab alle Winterabende ein rechtes Bild, beleuchtet von der Lampe eifrig an den Memoiren arbeitend, dicht am Ofen wie auf einer kleinen Oase sich mit dem Glanz der Vergangenheit die matte Gegenwart erhellend; denn welchen Lebenswechsel hat sie erfahren! Mir ist es immer zu traurig, sich im Alter so um die äußere Existenz zu quälen."

Die Uebersiedelung in die Nähe Berlins, Ostern 1838, unterbrach nur räumlich den Zusammenhang mit Weimar und Jena. „Die Fäden sind stark, die mich festhalten, auch an unser Schloß." Obendrein begrüßte Alwine in Berlin Bekannte, und bald hörte sie sich auch wieder „Fräulein Alwine" nennen, was ihr so gut klang, wie eine Ecke Heimat. Froriep,

Seebeck, Passow, Rauch, Bettina Brentano, Charlotte von Kalb und andere den Mittelpunkt des geistigen, ästhetisch-literarischen Lebens bildende Persönlichkeiten wurden besucht, so oft sie aus Schöneberg in die Hauptstadt fuhr. Am häufigsten Varnhagen, dem sie wöchentlich, bisweilen sogar täglich Billette oder Briefe schickte, welche für die Culturgeschichte jener Zeit nicht bedeutungslos sind, interessant auch im Hinblick auf die politischen und kirchlichen Ansichten des Staatsministers Excellenz von Altenstein und eine Quelle für dessen bald zu erwartende Biographie.

Hier seien nur solche Aufzeichnungen abgedruckt, die im engeren oder weiteren Sinne, nach der einen oder anderen Seite hin als „Goethe-Erinnerungen" gelten dürfen. An verschiedenen Tagen schreibt Alwine Frommann an Varnhagen: „Ich erwarte die Doctorin Seebeck, die zum Minister bestellt ist; es hat mir etwas Bewegendes, wie ich diese Familie hier wiederfinde. Meine erste Kindererinnerung, in der Schlacht 1806 waren sie zu uns geflüchtet, *) — ich hatte keine andere Gespielen als die Töchter, das Leben hat ihnen viel aufgegeben zu lösen, alle bestanden's, in ihrer verschiedensten Weise, stark." . . . „Ich hatte ein altes Versprechen zu lösen: Passows ‚Um Mitternacht' vorzusingen; dort ist auch ein beständig stilles Goethe-Feuer, das nie erlöscht, in ihm etwas pedantisch wie er selbst, in ihr durchhaucht von aller Wärme ihrer ganzen Erscheinung. Er brachte auch die Stelle aus der Salzburger Chronik hervor, die mit „Hermann und Dorothea" **) verwandt ist. Endlich löste sich auch durch mein Singen die Scheu von Seebeck, und statt einer rauhen Baßstimme, die ich erwartet, klang mir der weichste Ton entgegen, Lieder, die Alles erschlossen, was er im Leben streng verbirgt. Er dachte wohl an alles vergeblich Erhoffte, an alles doch treu Bewahrte — wie ich, und so sang eins dem anderen die Seele frei und die Thränen in die Augen. Wir sangen erregt durch einander, und doch sang keins für das andere! Warum sind die Augenblicke so selten, wo wir Anderen unser Bestes, Tiefstes zeigen! Ist's Feigheit? ist's Mißtrauen? oder rechte Scheu?" . . . „Und ich war bei Bettina. Sie war sehr gut, sehr freundlich — einzelne Blitze, spricht aber doch zu viel von ihrer Einfachheit, Natürlichkeit und Wahrheit —, über Ottilie von Goethe ist sie zu hart, weil sie Bestimmtes in ihrem Sinn von ihr verlangt, . . . wo ist denn ihre unendliche Güte, wenn sie hier endet? Warum will sie, die Geistvolle, nur, daß man in einer einzigen Sorte Rock gut sein kann? Sehr schön sprach sie über den Großherzog Karl August, wahrhaft großartig über die Heygendorf, wie die sich hätte fühlen müssen, wie nicht jetzt nur immer nach allen Hof-Ehren lechzen und trachten, aber auch ihr Gutes zu tief weggeworfen;

*) Vergl. Goethe's Minchen. Auf Grund ungedruckter Briefe geschildert von Karl Theodor Gaedertz. Zweite vermehrte Auflage. Bremen 1889. S. 24 folg.

**) Vergl. Goethe's Hermann und Dorothea. Erläutert von Heinrich Düntzer. Jena 1855. S. 2.

ich blieb beinah zwei Stunden. Sie kennen ihre Umgebung — die Papiere — den Staub — die untereinander gewürfelten Büsten —, aber man fühlt's doch durch und durch, wenn man eine Treppe herabsteigt, ob die Seele was mitnimmt oder nicht. *) . . . „Bei Edda **) sah Alles ganz festlich aus. Wie ich die Thür öffne, sieht mir ein blauer Kranz entgegen, es war Alles zierlich und freundlich, wenig modisch — sehr eigen ein Zufalls-Arrangement — das Bett von Frau von Kalb weg und der Betthimmel über ihrem Lehnstuhl, sie selbst ganz geputzt auf diesem Thronsessel wie eine Fürstin aus anderer Welt. Vor und nach Tische hatte ich mit ihr Sologespräche, sie war sehr gestimmt und hat Merkwürdiges geredet. Und von wem hat mir Frau von Kalb nach Tisch erzählt? — von Corona! ***) Es soll aber noch das Nähere in einsamer Stunde mir mitgetheilt werden, heute nur, daß sie sie auf's innigste geliebt, Alles verstärkt an ihr rühmt, was Andere andeuten, sie ist in Warschau geboren, ihr Vater ein Sachse; leider ist sie an furchtbarer Krankheit gestorben in Ilmenau — das letzte Scheiden ohne Schmerz, voll Sehnsucht nach Wärme. Der Großherzog hat Alles aufbieten lassen, ihr die letzte Zeit zu erleichtern; wie schmerzlich, das schöne Gebilde zu denken — leidend —, aber sie ist noch die letzten Tage in den grünen Thälern gewandelt." . . . „Heute war ich bei der Majorin Paalzow, fand eine schöne charakteristische Wohnung, gegenüber Monbijou, wie eine Insel, nichts prächtig in der Einrichtung, aber mit Sinn, — schöne Bilder, und die Frau, die mir so sentimental erschienen, — leidend an unheilbar schrecklichem Uebel — voll heiterer Einfälle, so daß auch ich ganz in Lachen und Scherz war, ehe ich es merkte . . . Am Sonntag war die Paalzow bei mir, ich mag ihr weiblich liebevolles Theilnehmen sehr. Alles hat sie mit mir durchwandert, in jeder Sophaecke gesessen, sogar mit mir auf dem Bett, Alles war ihr recht. Scherz herrschte vor, doch auch zum erstenmal ernste Gespräche, über Humboldts viel und tief, mir merkwürdig, wie die verschiedenen bedeutenderen Frauen, die ich kenne, sich solche leidenschaftliche Richtung, wie sie sie hatte, zurechtlegen; viel über sensitive Naturen gesprochen, über die Strafe, daß sie selten gleiche Stimmung halten, den Trost, Anderer Leid und Freud schneller und leichter mitzufühlen, zu verstehen; dazwischen waren wir fröhlich wie Kinder. Was

*) Ueber Bettina's Briefe schreibt Alwine an Varnhagen: „Himmelsgedanken ziehn sich durch halb wahre Selbstbemerkungen, und man möchte all die echten, reinen Strahlen dieses seltsamen Gestirns festhalten."

**) Charlotte von Kalb's Tochter wohnte als Hofdame der Prinzessin Wilhelm mit der Mutter im Schloß zu Berlin.

***) Die Kammersängerin Corona Schröter, Goethe's Freundin. Noch zwei Notizen: „Ich wollte, Frau von Kalb ließe sich bewegen, etwas über Corona aufzuschreiben, wenn auch halbe Phantasieen, doch gewiß nicht unbedeutend." — „Bei Frau von Kalb fand ich keine Corona-Stimmung und warte günstiger Stunde."

uns Beiden davon blieb, paßt selten unter Menschen. — Ihr Geist ist nicht bedeutend, doch läßt ihr selbst die Kalb (die sie gar nicht amüsirt), daß sie immer den edeln starken Sinn bewahrt. Ihr neuer Roman soll viel von der Sevigné handeln — eigen, da sie gar nicht französisch lesen kann, ihr Eigenthümliches doch kaum ganz wiederzugeben." . . . „Frau von Woltmann war sehr freundlich, viel zu gütig und hat mir doch den unangenehmsten Eindruck gemacht; es blieb der Haupteindruck: die arme Frau! Sie sprach von Goethe gerade so, daß sie mich dauerte." . . . „Wie ich Rauch neulich sagte, daß ich bei seiner Erzählung von den Eisengießereien so an Goethe gedacht, war er ganz erschreckt und rief: ‚Ich dachte auch an ihn!' So ist's überall, wo seine Gemeinde Echtes und Rechtes findet, sehen sie zu ihm auf und arbeiten im Sinn an ihn weiter. — Dagegen habe ich wenig Sinn für Stägemanns Sonetten-Denkmal; wie ein kaltes Marmorbild weht es mich an, ich sehe ein, daß viele Sonette schön sind, doch es ist mir fern. Die Liebe, die Goethe und Shakespeare uns geben, die fühle ich warm und frisch im Scherz und Ernst."

Ueber Goethe's Sonette, die Wahlverwandtschaften und Minne Herzlieb *) unterhielt sich Alwine Frommann viel mit Varnhagen, zumal sie schon im Juli 1838 aus Jena hörte, daß ihre ebenso schöne wie unglückliche Ziehschwester noch in demselben Monat zu Verwandten nach Berlin reisen würde. Bettina eignete sich die Goethe'schen Sonette sämmtlich zu. So fragt Alwine an: „Wir sprachen neulich von dem Gedicht von Goethe, was Bettina mittheilt, und ich finde eben das, was ich meine, an Minne Herzlieb (2tes) aus jener Zeit geschrieben. Spricht das ‚phantasiereiche Kind' von diesem? ich entsinne mich's nicht"; worauf der Freund mit „Ja" antwortet.

Am 27. Juli sahen sich die Schwestern in Schöneberg wieder. „Minne Herzlieb war von Morgens neun Uhr bis Nachmittag drei bei mir, und da quoll denn Leid und Freud reichlich aus unseren Herzen hervor; sie fühlte durch meine Erzählungen und Ihr letztes liebes Blatt, was Sie ihr gönnten, sich durch und durch für Sie erregt und meinte, das sei ganz wie Goethe aufgefaßt und ausgesprochen. Ich möchte so gern, daß Sie Minne Herzlieb-Walch sähen, und weiß doch nicht, ob es Ihnen recht wäre und sie Zeit findet, daß ich einmal mit ihr einen Moment zu Ihnen käme!" Dies geschah vierzehn Tage darauf. Alwine schreibt am 8. August: „Ich bin sehr gespannt, ob Sie Minne noch sehen, aber immer froh, daß sie mit mir bei Ihnen war, wollte auch, Sie hätten die Schwestern auf der Treppe reden hören, mag's aber nicht wiedersagen. Das Geschick der drei unglücklichen liebenswürdigen Frauen, von denen wir sprachen gestern, hat

*) Alwine nennt sie stets „Minne", Goethe „Minchen". Ich verweise im Allgemeinen auf meine bereits citirte Monographie.

mich noch sehr beschäftigt; mit zweien*) habe ich ja den höchsten Jammer durchgelitten und durchgekämpft, eben so tief ich sie beklage, so sehr ich ihres Herzens Leid verstehe, muß ich doch sehr an Custine's Wort denken: „et tous deux vont subir leur sort, c'est-à-dire, la dernière consequence de leurs caractères.“ Wenn ich denke, daß Minne, die so viel Leid gegeben und so viel Leid empfangen, noch ruhig heitrem Lebensabschluß entgegenginge, wird mir ganz leicht um's Herz; doch ich fürchte mehr als ich hoffe. An ihr fühle ich recht, wie Liebe und Schmerz eng verbunden sind: der Kummer über sie hat meine Mutter früher in's Grab gebracht, und doch spreche ich so gerne mit ihr von ihr. — Hier den Aloys mit vielem Dank zurück — ich möchte jetzt gleich mit Ihnen davon sprechen können — schön und traurig und den oben erwähnten Gedanken immer tiefer gefaßt; sonderbar daß er gerade gegen die Wahlverwandtschaften spricht**), da er gerade sehr mit Goethe zusammentrifft: ‚ich dächte, ich hätte schon in Eduard's Kindheit gezeigt, daß es mit ihm zu bösen Häusern hinausgehen muß‘.“ — Mitte August reiste Minchen Herzlieb ab. „Vor Mittwoch, wo ich sie noch zum Eilwagen geleiten will,“ meldet Alwine dem Freunde, „komme ich nicht wieder nach Berlin. Da fürchte ich wirklich, daß Sie mich ganz aus den Gedanken verlieren, und sende Einiges, mich darin zu halten. Der kleine Aufsatz ist zwar nicht über die Wahlverwandtschaften, die uns beschäftigen, doch durch ein Gespräch über sie angeregt und möchte Sie einen Moment interessiren. Ottiliens Blätter, glaube ich, hat sie kaum aufgehoben, — ich muß so viel an sie denken jetzt! Minne geht Mittwoch, obwohl sie bis den 25ten Urlaub bekommen, sie sehnt sich aber so hin, daß sie dies den Ihrigen hier nicht gesagt; die liebe Seele ist eins der wunderlichsten Gemische.“

Wieder einmal wurde bei Minchen Herzlieb, verehelichte Walch, in der Ferne die Sehnsucht nach Jena übermächtig, und sie fühlte sich stark genug, um zu ihrem Gatten zurückkehren zu können. Da hielt sie nichts; fürchtete sie doch sonst vielleicht im nächsten Augenblick wankend zu werden. Neue Beiträge zur Beurtheilung des verhängnißvollen Bundes mit Professor Walch bieten nachstehende Stellen aus Briefen Alwinens: „Ueber viel Gutem ist doch ein schwarzer Flor durch den Gedanken an die armen Zwei, die sich quälen. Ich bin wie gelähmt durch einen Brief meines Bruders über Walch's, — nicht helfen können, ist rechte Qual.“ (27. August 1838.) „Gestern kam ein Brief von Walch, es steht schlimm, aber nicht so schlimm, als die schlaflosen Nächte, wo man doppelte Sinne hat, sie zeigten. Sie

*) Minne Herzlieb und Ottilie von Goethe.

**) Ueber Goethe's Ottilien-Roman merke ich hier Folgendes aus einem Briefe Alwinens an: „Sollte denn die Großherzogin die Wahlverwandtschaften nicht verdammen? In Weimar und Jena sind sie wenig geliebt; Freundinnen haben sie gelesen, eigentlich mit Widerwillen. Ackermann kämpfte dafür, da horchten die Damen, Er der Strenge, Ernste!“

wechselt in der Stimmung, und er hält sich fern, sowie die ungünstige vorherrscht, auch ist ihr nichts in den Weg gelegt, als sie reisen wollte, da hat sie es gleich aufgegeben; jeder Moment, wo sie heiter ist, beglückt ihn sehr." (5. September.) „Von Minne Herzlieb-Walch habe ich einen traurigen, aber milden Brief, sie spricht nicht von gehen, aber von der Freiheit und Möglichkeit, wenn es ihr nicht gelinge, sich zu finden. Das ist der bittre Tropfen in der Freude! Die Arme, Liebe, die nicht mehr recht froh werden wird, so oder so." (7. September.) „Heute ist der (50.) Geburtstag der armen Minne Walch — wie schwer wird ihr Herz sein!" (22. Mai 1839.)

Im Sommer 1839 schwebte Fritz Frommann's Tochter Minchen in Todesgefahr, Monate lang. Da war's Minchen Herzlieb, welche nicht von dem Bette ihres Pathenkindes wich. „Minne hat uns in unserer Noth mit einer Treue, Liebe, Freudigkeit und Kraft beigestanden, die wir ihr nie genug danken können," schreibt der Bruder. „Ja, Niemand pflegt wie sie."

Unvermuthet wurde Alwine Mitte September desselben Jahres nochmals durch einen kurzen Besuch Minchens überrascht. „Denken Sie mein Erstaunen," meldet sie an Varnhagen, „als ich dieses Blatt, in's Ministerhaus eintretend, empfange; ich habe sie gebeten, den ganzen Tag zu bleiben, ich weiß nicht, ob sie es kann, und ob Sie sie wiedersehen mögen — ihr und mir könnte Ihr Kommen nur lieb sein — ich werde so wenig als möglich mit ihr von dem Leid reden. Meine Schwägerin schreibt trostlos, sie zu verlieren." Nach der Abreise: „Der arme Walch denkt an ihr Wiederkommen und sie auch zuweilen." (27. Sept.) Obgleich gute Kunde eintrifft, daß Minna wieder ruhiger geworden, so gelangt doch Alwine zu der Ueberzeugung, daß es eine Qual sei, aus der Elend nach allen Seiten hervorgehe, und klagt: „Armes, zerrissenes Leben!"

Dasselbe ist bekanntlich an die Oeffentlichkeit gezogen und ihr Verhältniß zu Goethe und zur Ottilie der ‚Wahlverwandtschaften' sehr verschieden aufgefaßt worden. Nach dem Erscheinen von Lewes' Goethebiographie schrieb Alwine, die sich im August 1856 zu Jena aufhielt, an Varnhagen: „Viel Plage haben wir vor Anfragen in Bezug auf Lewes' Aeußerungen über Minne Herzlieb, und aus einem hingehauchten Anflug lieblicher Neigung wird ein ganz anderes Verhältniß, was nie so existirte." Allerdings nicht so, wie Lewes, Stahr, Hesse u. A. fabeln, aber auch nicht so, wie die obige poetische Auslegung uns könnte glauben machen. Man muß immer bedenken, daß Alwine zur Zeit der vielbesprochenen Liebesepisode erst sieben Jahre zählte, Minchen Herzlieb dagegen verschwiegen und verschlossen war und blieb, nur einer auswärtigen Busenfreundin gegenüber offen. So sind ihre an Christiane Selig gerichteten Briefe, die meiner Schrift „Goethe's Minchen" zu Grunde liegen, einzig maßgebend und würden noch überzeugender, beweiskräftiger sein, wäre nicht ein wichtiger Theil abhanden gekommen.

Neben Minchen Herzlieb taucht Goethe's ältester Enkel Walther in Berlin auf, mehrmals, zuerst im Mai und October 1838. Alwine Frommann war innig beglückt. „Wir haben uns immer gegenseitig auf der Straße wieder zurückbegleitet, so quollen Fragen und Namen übereinander; es ist ein lieber, ernster Leichtsinn!" Walther, damals zwanzig Jahr alt, studirte Musik, anfangs bei Felix Mendelssohn und Weinlig in Leipzig, dann unter Löwe in Stettin, zuletzt in Wien. Bettina sagte von ihm, er hätte wahre Musik in sich, hätte aber nicht zu den Schulmeistern gehen sollen. Im Sommer 1839 wurde seine erste Oper in Weimar beim Theater angenommen. Alwine bedauerte, daß sie dieselbe, sei sie auch mittelmäßig, nicht mit einstudiren und nicht mit zittern könne bei der Aufführung; das sei eine Epoche für sie. Ein günstiges Urtheil aus unparteiischem Munde läßt sie aufjubeln: „Welche Lust, wenn Walther Bedeutendes würde!" — Mitte October kam Walther Goethe abermals. Alwine freute sich, ihn geistig gewachsen zu finden; er war so hingerissen von dem, was sie ihm von den Zigeunern aus dem ‚Gefangenen im Kaukasus' vorlas, daß er gleich die letzte Scene componirte, wie Aleke allein bleibt. Fräulein Frommann schrieb den 23. Oktober an Varnhagen: „Walther's Musik möchte schwer zu senden sein, ich stand bei ihm und las, er sah in's Buch, wir sahen uns an, er sang und so verflog's! Auf keinem Papier steht es, und da möchte es auch wunderlich aussehen, sehr ungeordnet. Dazu ist er noch sehr scheu und will nichts herausgeben. Ich habe Walther ‚den Gefangenen' versprochen, der Gegenstand erfaßte ihn so nach meiner Erzählung, daß ich es ihm versprechen mußte, ihn bald zu schicken; er kann es so nicht componiren, doch träumt er von Zusammenziehen oder nur den Stoff nehmen ‚nach Puschkin.' Es wird verfliegen, aber er soll's haben zum Andenken an den Morgen, an dem er mir noch viel lieber geworden." Dessen erstes Liederheft erschien 1840. Bei seinem dritten Besuch in Berlin, Juli 1841, meldet Alwine ihrem Freunde: „Walther Goethe ist hier, lebendig und etwas wie Monsieur Jaques in ‚Wie es euch gefällt' unter vier Augen, außerdem äußerlich eher wenig von der Natur begünstigt, dies und die Schwere seines Namens unter Menschen schwer fühlend, allein noch glücklich im ewigen Produciren, zu der Welt noch gar keine Stellung. An Walther fühle ich alle Gluth von Weimarischer Luft, und ich denke, er soll hier sich etwas ausruhen, essen, dick werden, abkühlen, ehe er wieder nach Weimar oder Italien geht; — er sieht jetzt aus wie sich selbst verzehren, sein Humor ist nur noch Hintergrund."

Auch über den zweiten Enkel Goethe's, Wolf, geb. 1820, finden sich einige Aufzeichnungen. Im Februar 1837: „Wolf spielt seines Bruders Melodieen hinreißend. Wolf ist tief verletzt, an der Lebenswurzel — ehrgeizig und fleißig — äußerlich kalt, innerlich Feuer. Ich hänge mit allen Herzensfasern an Beiden;" im November: „Ich habe

lange nicht mein Herz für eine Individualität so bewegt gefühlt, ich könnte Alles thun, um Wolf zu heilen; bei großer Neigung zum Arbeiten ist ihm das Verbot dagegen eine große Qual, seine Gesundheit ist aber zu leidend. — Der Arme mit seinen siebzehn Jahren ist tief melancholisch ohne seine Schuld; ich denke aber, seine köstliche Natur soll sich doch durchkämpfen, wenn nicht sein Körper unterliegt"; und drei Jahre später: „Wolf scheint ein tüchtiger Mensch zu werden."

Alwine Frommann charakterisirt selbst ihr Gefühl für Goethe's Enkel als alte und neue Neigung, verschlungen durch tausend Erinnerungen, die durch unlösbare Fäden damit festgekettet sind. — Ja, es liegt ein eigener Reiz in einem so festen, angeerbten Band ohne alle Verwandtschaft, wo jeder Lebensabschnitt neuen Antheil weckt, wo der stärkste Tadel die Liebe nicht ändern kann.

Unter diesem Gesichtspunkt wollen auch ihre Bemerkungen über August und Ottilie von Goethe, des Dichters Sohn und Schwiegertochter, verstanden sein. Die sich leicht und oft aufdrängende Betrachtung, wie Erholung suchen so natürlich ist, und daß, wer nicht Gelegenheit oder Muth hat, gute zu suchen, dann schlechte oder gewöhnliche nimmt, erinnerte Alwine einst recht an die letzten Tage vor August Goethe's Reise, 1830, wo sie im Haus acht Tage einen Blick in sein Inneres that. Nach Tisch mußte ihm Walther immer vorspielen. Da sprach er einmal seine Seele frei, wie ihn das tröste und erleichtere, wie er ganz anders geworden, wenn er diese Hülfe gehabt, wie aber nun Alles so weit gekommen, daß er, um nicht vor den Augen des Vaters zu Grunde zu gehen, fort müsse. Abends spielte er die Mundharmonika, die eben erfunden worden; — ihn konnte nur eine positive Beschäftigung erleichtern, keine betrachtende, kein Studium; fast das Einzige — leider, worin er deshalb mit Ottilie einig war — die Bestimmung, daß beide Söhne bis fünfzehn Jahre Musik lernen müßten, dann erst sich entscheiden dürften, ob es fortzusetzen sei.

Ueber Ottilie, geb. Freiin von Pogwisch, berichtet Alwine 1838 an Varnhagen: „Ottilie, die Arme, Ruhelose, sich und Andere Quälende und doch so schön und reich Begabte — sie ist wieder hier und wieder leidend, sanft, mild und liebenswürdig, mit allen Schatten, die nun auch zu ihr gehören. Hier (in Weimar) ist sie nicht gut, und nie ist mir Jemand vorgekommen, der so wenig vom Leben gelernt in jedem Sinne;" und 1841: „Adele Schopenhauer schreibt mir, daß sie nicht im Stande sei, irgend eine Neigung festzuhalten; Ottilie gab man schuld, sie liebe Alle immer und zusammen, die sie je geliebt. Das verstehe ich sehr wohl; — wo endet der Reichthum solcher Zustände, und wie arm sind die reichsten Bücherbeschreibungen gegen das Leben mit all seinen verschiedensten Schatten und Lichtern!"

Der einzigen Enkelin Goethe's, Alma, brachte Fräulein Frommann keine Sympathie entgegen; von Christiane Vulpius schweigt sie, auch

da, wo sie sich die Persönlichkeiten und Eindrücke aus ihrer Jugend vergegenwärtigt. Und das thut sie häufig, besonders in der ersten Zeit ihres Aufenthaltes im Hause des Ministers von Altenstein, den verwandtschaftliche und freundschaftliche Beziehungen mit Charlotte von Stein, Knebel, Goethe, Staatsrath Schultz u. s. w. verknüpften. Alwine ruft sich alle guten und besten Stunden vor die Seele. Sie scherzt, wie ihre Vorliebe von Kindheit an für alte Herren, zumal Goethe, einst gestraft worden; sie träumt von der Wanderung mit einem Freunde nach Tiefurt durch das kleine Gehölz, das sie vor der Sonne schützte — ein selig ruhiges Behagen schweigend und sprechend — Vergangenheit, Zukunft verschmolzen mit der Gegenwart: Tiefurt in seiner lieben Heimlichkeit, die Bäume, die leise plaudernde Ilm, den Mittag im Anblick von Froriep's Garten, der Teich, die Schwäne, den Nachmittag im Park, lange Goethe's Garten gegenüber auf der Bank, wo Nösels Ansicht desselben genommen ist. Viel mußte sie an Goethe denken bei den unruhigen Steinen in Böhmen, „nur zu denken, wie er das aufgefaßt, giebt Leben." Fest überzeugt ist sie, daß beständig tausend leise Fäden wie stiller Segen als Andenken Goethe's durch das Land ziehen. Sein Bild grüßt sie überall; die verschiedensten Vorfälle, Dinge, Menschen rufen das Gedächtniß an ihn wach, an seine Stellung zum weiblichen Geschlecht, an Ausdrücke von ihm. Das Lesen seiner Werke, das Singen seiner Lieder ist ihr Labsal.

Fritz schickte ihr Billetpapier, das, zuerst durch Goethe bei Frommanns eingeführt, manchen Gruß von ihm gebracht hat. Gern benutzt sie dasselbe und theilt Varnhagen davon mit. Dessen äußerst sauber geschriebene Briefe sah sie immer mit Beschämung an, indem ihr dabei in vieler Beziehung das Vermächtniß des alten Parsen vor die Seele trat:

„Grabet Euer Feld in's zierlich Reine,
Daß die Sonne gern den Fleiß bescheine;
Wenn Ihr Bäume pflanzt, so sei's in Reihen,
Denn sie läßt Geordnetes gedeihen."

Ihm verehrt sie einen gepreßten, auf Pappe geklebten Kranz: „Der Epheu von einem Stamm in Goethe's Garten, den er sehr liebte, die Kornblumen von den ersten Kränzen, die Sie mir gaben; die kleinen blauen Blumen nannte Goethe: Himmelssterne."

Als Varnhagen einmal sagte, daß er Goethe's Gedicht auf die Narzisse nicht kenne, sandte sie ihm eine winterlich erblühte und dazu die Goethe'schen Verse:

„Weiß wie Lilien, reine Herzen,
Sternen gleich, bescheidner Beugung,
Leuchtet aus dem Mittelherzen
Roth gesäumt die Gluth der Neigung."

Eifrig vermehrte sie ihre Goethe-Sammlung, Bücher, Blätter und Bilder, und gab dem Freunde gern ab, welchem sie auch ihr größtes Heilig-

thum, das Rahel-Goethe-Bild mit den Vasen vermacht, sollte sie vor ihm aus der Welt gehen.

Wie er im Juli 1839 Lebewohl sagte, um eine Badekur zu gebrauchen, fand sie es sehr hübsch, daß die Pferde, die ihn wegführten, gerade so aussahen wie die, „welche uns so oft bewegt zu sehen, wenn sie Goethe brachten; ich hatte wahres Zutrauen zu diesem guten Zeichen für Ihre Reise.“ Sie wünschte, daß die Sommermonde ihm eine Begegnung brächten mit einigen der seltensten Frauengestalten, die noch in Weimar und Jena geblieben aus früherer Zeit und mehr Jugend in sich hätten als viele junge Damen; sie zu kennen, rechnete sie unter ihren reichsten Besitz. „Wer endete, wenn er diese Frauen alle entwickeln wollte? sie sind das Leben; und doch sagen so viele Leute, Goethe habe nur schlechte oder schwache Frauen geschildert.“ -- Ohne nähere Angabe heißt es einmal: „Was sagt Goethe? Er müßte leben, sie zu unterwerfen und ihr wieder unterworfen zu sein; die anderen Frauen den Abend bei Goethe waren alle wie Marionetten gegen sie.“ . . . „Mit Mundt ging es mir, wie Goethe mit jener schönen Frau, — er hat mich nicht distrahiren können.“ . . . „Marie v. L. ist eine Erscheinung, für die Goethe volle Aufmerksamkeit und wieder scharfen Tadel gehabt hätte.“ . . . „Von Adele Schopenhauer (die krank gewesen) die besten Nachrichten. Goethe würde sagen: Fischchen, schwimmst Du wieder?“

Gelegentlich citirt Alwine drastische Aussprüche des Dichterfürsten. „Hier ein Nachtrag zu dem ‚grob sein‘, ein Lieblingssprüchwort Goethe's: ‚Wer sich grün macht, den fressen die Ziegen‘. Dies und ‚Stolpern fördert‘ hat er uns in Dornburg einmal höchst launig ausgelegt.“ . . . . „Schluß des Streites mit Wolf. Goethe: ‚Der Kerl hätte es am liebsten, der Mond wäre ein Eierkuchen, da könnte er ihn fressen.‘“

Unerschöpflichen Genuß bereiteten ihr Goethe's Werke und Briefe. Sie bezeichnet Varnhagen besonders merkwürdige Stellen und freut sich, wenn er mit ihr übereinstimmt. Hier seien aphoristisch einige Gedanken aneinander gereiht. „In trüben Tagen hat mich Goethe doch wieder erhoben! — Sein ‚Leben‘, ‚Wilhelm Meister‘, ‚Eckermann‘ — da hat man doch Boden unter den Füßen und Himmel über sich. Die Professorin Zimmern hat durch Carus' Briefe über den ‚Faust‘ entdeckt, daß Goethe auch eine melancholische Ader in sich hat, während sie sich ihn ‚nur in Glanz und Lust‘ gedacht hatte, nun lesen sie plötzlich eifrig den ‚Faust‘!“ . . . „Wohl kenne ich nur zu gut das ‚Möglich — Unmögliche‘, aber halten Sie auch nicht das Mögliche für unmöglich? — Muß man denn nicht immer an Goethe denken! wie bewegte mich immer die Mailänderin! wie kennt er Finden im Scheiden, Bleiben beim Trennen! erinnern Sie sich wohl in den ‚Wanderjahren‘ der Hilarie und der schönen Wittwe, Wilhelm und des Malers auf dem Lago Maggiore, zuletzt auf der Insel? — da ist auch in Worten niedergelegt, was vom Himmel kommt in solchen Be-

zügen." . . . „Wenn Sie sich wohl fühlten, in den ‚Faust' zu gehen, so würde ich doch erst recht genießen; neben den Ideen, die schon mehr als zuviel sind uns zu halten, zu fassen, liegt noch eine Welt von Schmerz und Freude für mich in diesem Dichtervermächtniß; so ist's mir immer wie vieles von Goethe." . . . „Wie Ihnen der gestrige Abend (15. Mai 1839) bekommen sein mag? ich danke es Ihnen sehr, daß Sie mich auch damit geheilt, denn auch in unvollkommener Darstellung hilft mir unser einziger Freund immer, und ich denke, man kann auch ohne Mephisto weggeführt werden auf Faust's oder anderem Mantel über so vieles, was hemmt und drückt. Das Gretchen — war keins, die arme Seele hat sich viel zu viel Mühe gegeben! Schön ist's aber und erwärmend, so ein gedrängt volles Haus zu sehn, was doch gewiß mehr der Kunst zu Ehren war als den glänzenden irdischen Gestirnen, unter denen ich am meisten unser kleines Fürstenhaus suchte*)". . . . „Gestern Abend (21. Juli 1839) kam der Minister auf den Prolog von Goethe zur Eröffnung des Berliner Schauspielhauses, weil ich die Stelle citirte: ‚Und ohne Zeus und Fatum, sagt mein Mund, ging Agamemnon, ging Achill zu Grund.' Ich mußte ihn lesen und that es mit Entzücken; was liegt darin, eine Welt!" . . . „Ich lese mit Lust und Erbauung Zelter und Goethe, es steht so viel noch zwischen den Zeilen für mich. — Wenn ich wüßte, ob Sie ein wenig heiter wären, würde ich Ihnen sehr ‚die Mitschuldigen' als Lectüre vorschlagen und besonders das Schlußwort zu beherzigen."

Einmal wünscht sie: „Ich wollte, Goethe hätte Uhland mehr anerkannt." Dessen Lieder sang sie nicht minder gern, als die Goethe'schen; diese sind ihr darin einzig, „daß mir ein neuer Glanz plötzlich im kleinsten Vers aufgeht, wenn die Seele in den Zustand eintritt, der diese ewigen Wahrheiten eingegeben." Eines Abends beim reinsten, klarsten Mondenschein singt sie Goethe zum Andenken sein himmlisch Lied: „Breitest über mein Gefild lindernd Deinen Blick" und meditirt: „Was bringt der Mond mir, herrlichste Abende mit Goethe; wie schön feiert er ihn ‚Um Mitternacht' bis dann zuletzt! wie liebte er ihn durch alle Lebensalter, sprach es aus, — er konnte auch solch tröstlichen Mondesblick haben, vor dem sich die Gedanken reinigten." . . . Ein andermal plaudert sie von einem wunderlichen Zusammentreffen. Goethes „Wie kommt's, daß Du so traurig bist" hatte sie eine Zeitlang sehr beschäftigt; da bat Karl Werder um den Gesang eines Liedes und nannte das. „Es ist auch himmlisch, und man fühlt immer von neuem, diese Lieder sind für Gesang

*) Aus derselben Zeit die Reflexion: „Heute las ich sehr hübsche Mittheilungen vom Kaukasus, höchst poetische Bilder quellen aus Land und Leuten. Das ist eine Seite unserer Zeit, die ich immer von neuem liebe und freudig sehe, dies Befreunden der Länder, die sich sonst feindlich fremd standen. Fast könnte man zu diesem Näherrücken auch rechnen, daß Goethes ‚Faust' jetzt ganz ruhig in Berlin auf dem Repertoire ist."

gemacht. — Ich lege auch das Lied ein, was Sie nicht kennen wollen; Goethe liebte es so, daß er noch unendliche Varianten der Verse gemacht, die in der Welt herumfliegen, geliebt und heilig gehalten. Selbst wie es Zelter componirt, ist es anders, und ich zeige Ihnen das nächstens."

Matt und äußerlich nennt Alwine ihre Worte Varnhagen gegenüber und sagt sich selbst zum Troste, was Goethe einmal schreibt: „Mag's aussehen, wie ein Amor oder ein Igel, wenn's nur aus dem Herzen frisch kommt."

Im Mai 1840 starb Minister von Altenstein. In den Tagen nach seinem Tode verschwand ihr die Gegenwart vor der Erinnerung ähnlicher bei Ottilie: „Wenn ich die Augen schloß, wollte kein anderes Bild haften, als der letzte Anblick Goethe's; ihm gönnte der Himmel auch noch im Tode den Augen, der Seele wohlzuthun. Noch seh' ich ihn umgeben von Licht und Blumen und reichen Lebens-Insignien. Die Tage hier machte er mir leichter."

Was ihr damals und in jeder Lage blieb, weil es ihr gehörte als ewiges inneres Eigenthum: ihre Liebe zur Malerei und Musik, ihr Leben darin; was still fortwuchs, ohne sich an die Welt zu kehren, aber doch von derselben lernte: ihre Theilnahme an allem Bedeutenden in Kunst und Schrift, ihr Glück in schöner Gegend, Blumen, Farben, eine innerliche Freude am Arbeiten, am Schaffen ihres kleinen Reiches, wie sie es haben mußte, wo sie auch athmen mochte, ihre Lust an jeder eigenthümlichen Menschen-Erscheinung, die ihr ganzes Wesen durchdringende Treue zu den Freunden, namentlich zu Varnhagen, dem „Eckermann so manches Lebens," und — die Erinnerung an eine reiche Vergangenheit, wo Alles sie zurückführte auf Goethe!

Ihr Lieblingsspruch war:

„Was willst auf dieser Station
So breit Dich niederlassen!
Wie bald nicht bläst der Postillon,
Du mußt doch Alles lassen."

Alwine Frommann lebte fortan abwechselnd in Jena und Berlin, zeitweise als Vorleserin der Königin Augusta, der Weimarischen Prinzessin, und entschlief in ihrer Heimat am 2. August 1875; sie hatte bis dahin mit dem Jahrhundert gleichen Schritt gehalten. Unter den vielen mit Goethe's Andenken verknüpften Namen wird auch der ihre in Liebe und Achtung genannt.

* * *

Vorstehendes vervollständigen Varnhagen's „Tagesblätter", die, von Ludmilla Assing nur auszugsweise benutzt, jetzt in der Königlichen Bibliothek zu Berlin bewahrt werden, und aus denen ich demnächst noch unbeachtete Erörterungen über Goethe zu veröffentlichen gedenke.

Hier zuvörderst ein paar bezeichnende Striche zu dem Lebensbilde von Wilhelmine Herzlieb! Welchen Eindruck deren Erscheinung auf den mit Goethe persönlich bekannten Varnhagen gemacht hat, interessirt uns besonders. Die betreffenden Eintragungen lauten, 7. Juli 1833: „Alwine Frommann erzählte von ihrer Verwandten, Minne Herzlieb, an welche mehrere der Goethe'schen Sonette — die sich Bettina fälschlich aneignet — gerichtet sind, namentlich die Charade, deren Lösung der Name Herzlieb ist; auch die wichtigsten Züge zur Ottilie in den ‚Wahlverwandtschaften' sind von diesem liebenswürdigen Frauenzimmer entlehnt. Wir kamen in mancherlei Betrachtungen überein, in anderen blieben wir streitig." 25 Juli: „Minne Herzlieb ist hier." 7. August: „Alwine Frommann und Minne Walch geb. Herzlieb besuchten mich, letztere eine feine, anmuthige Gestalt, und eben solche Physiognomie, und eben solches Wesen; sehr einleuchtend war mir es gleich, daß Goethe seine Ottilie großentheils nach ihr geformt. Kurzes, nicht ganz freies Gespräch, die Zeit zu kurz. — Um 6 Uhr kam Alwine wieder." 9. August: „Mit Alwine besprach ich vorgestern das Schicksal dreier Frauen, denen, bei schönen und reichen Eigenschaften, entschieden gutem Willen und höherem Streben, die Ehe schlecht bekommen ist: Ottilie von Goethe, Minna Walch und Professorin Weiße in Leipzig. Die Männer alle drei gehören auch zu den guten, und die beiden letztern zu den entschieden ausgezeichneten. Keiner von beiden Theilen hat eigentlich Schuld, die Verbindung nur. Da war ein großer Text für Rahel oder die Saint-Simonisten! Wir betrachteten nur das Verhängnißvolle in seinen Lebensbezügen. Traurig, sehr traurig!" — Soviel über Minchen Herzlieb. Varnhagen scheint sie bei ihrem zweiten Besuche in Berlin nicht gesehen zu haben, er macht wenigstens keine diesbezügliche Notiz.

Alwine Frommann im Urtheil Varnhagen's und im Hinblick auf ihr gemeinsames Interesse für Goethe gewinnt unsere erhöhte Sympathie. Er nennt sie „das vortreffliche liebe Mädchen," „das liebe gute Kind, von redlichem Herzen, tapferem Sinn und echter Innerlichkeit," rühmt ihre gute Einsicht, ihren feinen Takt, sagt von ihr: „sie verdient das Beste und bringt es unter jeder Bedingung hervor", wünscht: „Daß es ihr einmal recht vollauf begegnete! sie bestände die Probe, sie ertrüge die Reihe von guten Tagen, wie Rahel sie auch ertragen hätte. Das Sprichwort, wenn es auch Goethisch geworden, redet unwahr, bei den besten Naturen schlägt es fehl." Ueber die meisten Dinge waren Beide ziemlich einverstanden; über Staatswesen, Literatur, Gesellschaft, Menschen, über Welt und Leben im Ganzen doch nicht. Sinn und Erfahrung vereinigte, aber die ursprüngliche Gefühlsweise trennte sie.

Einige der wichtigsten Niederschriften Varnhagen's über seine Freundin und ihren Goethe-Cultus folgen hier. 26. Mai 1838: „Angenehme Ueberraschung gestern, als ich in Schöneberg bei Alwine Frommann das Bild

Goethe's in ungewöhnlich starkem Rahmen an der Wand hängen sah und die Bemerkung machte, dahinter stecke noch etwas. ‚Allerdings', sagte Alwine, hob das Bild aus dem Rahmen und siehe da! Rahel's Gypsbild zeigte sich, auf solche Weise bestens bewahrt und geschützt." 12. Juni: „Gestern besuchte mich Alwine. Viel von Goethe; handschriftliche Blätter von ihm, die mir Alwine mittheilt. Das sind doch nur die wahren Dichter, die uns ernste Lehrer und treue Führer sind! Goethe ist es uns Beiden. — Nach Alwinens Fortgehen fuhr ich durch den Thiergarten, traf sie noch auf der Chaussee, sie trug ihre Bücher und ihren Kornblumenkranz als Trostsymbole, die goldene Abendsonne schien heiter dazu; ich gab dem guten Mädchen stille Segnungen auf den Weg, sie ist alles Besten werth, und es ist ihr nöthig!" 25. Juli: „Alwinens Besuch erquickte mich, lauter Liebes und Freundliches, wahrhafte Ermunterung durch inniges Zusammenstimmen in Erkenntniß Goethe's und Liebe zu ihm." 28. August: „Zu Goethe's Geburtstag bin ich schön beschenkt worden, von Alwine mit einer prächtigen Arabesken-Malerei, aus einem alten Evangelienbuch zu Jena von ihr copirt. Sie besuchte mich Nachmittags; eine stets willkommene Gesellschaft und wohlthätige Mittheilung. Viel inneres Leben quillt hier, auch viel äußeres fließt hier zusammen. Goethen kennt, versteht und genießt sie, wie zu allen Zeiten gewiß nur Wenige. Sie glaubt an ihn, wie Rahel an ihn glaubte." 8. November: „Alwine brachte gestern bei mir eine gute, mir angenehme Stunde zu; der ganze Lebenskreis von Weimar und Jena, in den sie mich immer versetzt, hat doch etwas Edles, Innerliches, Hohes, wogegen vieles Beste von hier fast nur gemein und roh erscheinen muß. Eine ganz andere Welt!"

Seit ihrer Anwesenheit in Berlin führte Alwine Frommann ein Tagebuch, das sie im März 1840 Varnhagen zeigte; er war darin ein Hauptgegenstand, ihm zur Verwirrung, Beschämung, zur Dankbarkeit und zum Aerger. Dies Manuscript gab leider den ersten Anstoß, daß sich allmählich die Wege Beider schieden. Es befindet sich wohl noch im Besitz der Frommann'schen Familie in Jena, welche hoffentlich daraus die Aufzeichnungen und Gespräche über Minchen Herzlieb bekannt machen wird; denn wie auch immer dieselben beschaffen sein mögen, jedenfalls bedeuten sie einen Gewinn für die Goetheforschung.

G-Dur.

Eine Kammermusik-Novelle.*)

Von

Karl Gjellerup.

— Dänemark. —

IX.

„Es muß doch wunderbar sein, so ein Gut zu haben," sagte Fräulein Storch.

„So oft ich ein derartiges Besitzthum sehe, denke ich mir immer, wie schön es sein muß, ein geliebtes Weib hineinzuführen und sich an ihrer Freude zu weiden, wenn alle diese Herrlichkeit ihr zu Füßen gelegt wird . . . Ich erinnere mich, denselben Gedanken gehabt zu haben, als ich zum ersten Mal durch diese Lindenallee schritt . . . Es ist etwas so wunderbar Feierliches, solch ein Laubgewölbe mit seinem kühlen Schatten und den tausend tanzenden Sonnenflecken — diese lange, lange Flucht mit dem Stückchen blauen Himmel am Ende und den weiten gelben Feldern; man wandelt dahin wie durch ein ganzes Leben in festlichem, stillen Frieden . . . Langsam würden wir gehen, Arm in Arm, vom Gärtnerhäuschen aus, in dem sie zuerst die Gärtnerfamile begrüßt hat, bis wir endlich in's volle Sonnenlicht auf das kleine Plateau hinaustreten und über die Felder hinblicken, auf denen unsere Leute arbeiten, und über all die klaren Wasser — und das Städtchen und die Dörfer, die fernen Hügel und die blauen Wälder."

„Nun, Ihre Braut wird wohl auch zufrieden sein, in ein minder glänzendes Glück heimgeführt zu werden," entgegnete Friederike.

Wilhelm erschrak beinahe, daß er eigentlich an Marie dabei gar nicht gedacht. Damals war es Harriet, mit welcher er ging, gewesen, die ihn im Geiste begleitet, und heute — nein, Marie nicht. Auch Antonien war

*) Aus dem Dänischen von Wilhelm Wolters. Einzige autorisirte und vom Verfasser selbst durchgesehene Ausgabe.

es aufgefallen, daß er „ein geliebtes Weib" gesagt und nicht „meine Braut". „Sie haben einander sicher gern," dachte sie, „aber in seinen Luftschlössern scheint sie nicht zu wohnen .... Vielleicht ist sie ein zu schwerfälliges Vernunftwesen, als daß sie dort leben könnte ... Und er ist doch eine so poetische Natur!"

Wilhelm hatte sich ganz in Bewegung geredet; seine Stimme hatte einen weichen, elegischen Klang bekommen, als er diese idyllische Phantasie vortrug. Jetzt schwieg er und sah vor sich nieder. Ein verstimmter, müder Zug lag um seinen Mund, nur in seinen Augenwinkeln haftete noch der Schimmer eines Lächelns. Antonie fand ihn in diesem Augenblicke ungewöhnlich schön.

„Wenn ich mir einbilde, daß ich eine solche Herrlichkeit besäße," sagte Friederike, „dann denke ich daran, wie hübsch es sein müßte, in der Sommerzeit Verwandte und Bekannte einzuladen, die sonst nicht auf's Land kommen können ... hier ist so viel Platz, sie könnten ganz ungenirt leben ... Nur müßten sie pünktlich zu den Mahlzeiten kommen, wenn ich die große Glocke ziehe."

„Ganz als ob ich Marie hörte", dachte Wilhelm — und gleich darauf fügte er in Gedanken hinzu: „Wenn die gute Seele nur schon wieder auf dem Bock säße; es ist ein Glück, daß sie das Rückwärtsfahren nicht verträgt!"

„Eine Art Familien-Hôtel," bemerkte Antonie.

„So kann man es ja nennen ... Und was sagst denn Du, Geburtstagskind? Wenn Du das alles zum Geburtstage geschenkt bekämest — oder zum Hochzeitstag?"

Antonie antwortete nicht gleich. Sie blickte zur Erde nieder und stieß mit dem Schirm in die Sonnenflecken, an denen sie vorübergingen. Plötzlich schüttelte sie heftig den Kopf:

„Ich will lieber gar nicht daran denken; ich bekomme sonst viel zu viel Lust danach!"

„Mein Gott!" rief Frau Storch. „Wir haben ja ganz vergessen, das niedliche Kinderhäuschen im Gute anzusehen; da müssen wir noch hin!"

„Aber dort hält ja schon der Wagen am Ende der Allee," wendete der Doctor ein, seine Stirn mit dem rothcarrirten Taschentuche trocknend.

„Ach, ich muß auf alle Fälle erst hin!" rief Antonie, „ich kann mich noch so gut auf das Häuschen besinnen .... ich muß es unbedingt wiedersehen!"

Wilhelm lächelte. Auch er erinnerte sich daran, wie die siebenjährige Tony auf den Zehen gestanden, ihre wunderlichen Lippen gespitzt, die großen Augen sich fast aus dem Kopfe herausgeguckt und in die kleine Stube hineingestarrt hatte, in der die winzigen Stühle und Tisch und Sopha so ordentlich dastanden und der Spiegel an der Wand hing, als wartete die ganze Wohnung nur darauf, daß eine Zwergfamilie einziehen solle. Harriet

hatte ihn zugelacht und gesagt: „Wenn sie groß sein wird, dann wird Fräulein Antonie wahrscheinlich mit eben einem solchen heißhungrigen Blicke auf das ganze Gut sehen."

X.

„Hören Sie, es donnert," sagte Antonie. „Es ist auch so schwül und still geworden . . . Und jetzt blitzt es."

Am Horizonte, auf dem dunkeln Wolkengrunde hinter dem kleinen Mastenwalde im Hafen von Karrebäksminde zitterte ein bläuliches Licht. Davor aber lag Alles im Sonnenglanz. Die weiße Kalkwand des Kirchthurms von Karrebäk drüben warf einen langen Spiegelstreifen in die unbewegte See, die Mühle streckte ihre Flügel regungslos in die blaue Luft hinauf, das Wasser des Bachs glitzerte, und auf dem grünen Wiesenteppiche schimmerten die frischgemähten Heuschober, kurze Schattenschleppen hinter sich breitend. Unschuldsweiße Sommerwölkchen zogen in langem Zuge über die finster-blauen Fichtengipfel und die bräunlichen Laubkuppeln der Buchen hin; leise gurgelten die Wellen am Fuße des schroff abfallenden Hügels und raschelnd strichen die Blätter der Binsen an einander hin und her.

„Es ist doch schade, daß Friederike die ganze Zeit drinnen sein und Chokolade kochen muß; ich sollte wirklich hingehen und ihr helfen."

„Nein, bleiben Sie nur hier . . . Sie haben ja gehört, das sie es nicht will . . . Kommen Sie, soll ich Sie einmal schaukeln?"

„O ja, und recht hoch!"

Antonie sprang in die Schaukel, er faßte den Strick.

„So hoch Sie können, ich werde nicht schwindlig!"

Und hinauf schoß sie — nach vorn in die blaue Luft und rückwärts in die Kronen des Waldes, als ob sie wie eine wilde Dryade in ihnen verschwinden wollte. In leichten Linien wogten die Falten des Kleides ihr um die Füße, die sie fest übereinander gekreuzt vorgestreckt hielt. Sie freute sich an dem kühlen Lufthauche, der sie liebkosend und streichelnd umwehte, und schrie oft unwillkürlich auf, wenn das steile Abwärtsgleiten aus der Höhe ihr den Athem benahm, bis sie zuletzt wie trunken sich ganz dem Rausche der Bewegung hingab, die Füße hinuntersinken ließ und den Nacken so weit zurückbog, daß die lange Linie ihres Halses in gestrecktem Bogen bis zu dem Grübchen des Kinns hinauflief. Ab und zu drehte sie den Kopf ein wenig nach der Seite und sah lächelnd auf Wilhelm, der dadurch zu immer größerer Anstrengung angespornt wurde. Er warf den Hut in's Gras und fuhr fort, an der Leine zu ziehen, obgleich die leiseste Handbewegung genügt hätte, die sausende Schaukel in Schwung zu erhalten. Es fiel ihm gar nicht ein, daß dies gefährlich werden könne, er dachte nicht nach, er fühlte nur die Begierde, immer und immer wieder diese leichte Last zu beflügeln, und hätte es auch mit seinen letzten Kräften geschehen müssen.

„Um Gotteswillen, Kind, wie schaukelst Du da!“ rief Frau Storch, die mit Theegeschirr auf der Veranda erschien.

Sie hörte es nicht. Ringsumher fingen die Baumwipfel an zu rauschen. Plötzlich sah er, daß sie ihm Zeichen machte. Sie bat ihn einzuhalten. Einer der schwankenden Zweige hatte sie in's Gesicht getroffen.

Ehe noch die Schaukel ganz still stand, sprang sie, ohne seine Hülfe anzunehmen, herunter und lief nach dem Geländer am Hügelrand, dessen vom Seewind zerzauste Buchenkronen sich jetzt noch stärker landeinwärts bogen. Der Wind blies ihr das Kleid fest um die Beine und zerrte in seinen Falten, eine lange, von den Zweigen aufgerissene Strähne ihres blonden Haares flatterte wie ein Wimpel hinter ihr her.

„Nehmen Sie doch etwas um, Sie erkälten sich sonst,“ sagte Wilhelm, der ihr gefolgt war.

„Ich? O nein!“ antwortete sie mit dem der Jugend eigenen naiven Zutrauen auf die unverletzliche Festigkeit ihres Körpers. — „Aber Sie sehen erhitzt und angestrengt aus . . . Was für eine schlechte kleine Egoistin bin ich doch, Sie so arbeiten zu lassen und Ihnen nicht einmal zu danken . . . Bin ich wirklich so schwer?“ fügte sie mit einem schelmischen Lächeln hinzu.

„Nein, das wäre Sünde zu behaupten! Aber ich weiß nicht, ich habe es zu ungestüm getrieben, und es ist wirklich heiß . . . Jetzt bekommen wir Erfrischung durch diesen Schauer.“

„Wenn es nur nicht ganz schlechtes Wetter wird . . . Aber sehen Sie, das ist doch schön!“

Die Masten drüben im Hafen fingen an leise zu schaukeln und ein paar Segel, die zum Trocknen aufgehängt waren, blähten sich auf . . . Ueber die glatte Fläche des Haffs begannen dunkle, gespenstische Schatten dahinzufliegen, bis das Ganze zu einer gekräuselten stahlblauen Fläche wurde. Dann tauchten draußen am Ausgange der Bucht einzelne kleine glänzende Punkte auf und schaumweiße Streifen kamen hereingesegelt, einer Schaar von Seevögeln gleich, welche den Hafen suchen. Auch das rauschende Laub des Lönnede-Waldes vor ihnen wogte, finster und glanzlos mit den vom Winde umgekehrten Blättern.

Friederike, welche meldete, daß die Chokolade fertig sei, störte sie in ihren Naturbetrachtungen. Man hatte des Wetters wegen in der Stube gedeckt.

Als man gegessen hatte, war der Regenschauer vorübergezogen und der Himmel über ihnen und über das Land hinaus wieder blau; nur über der Ostsee, hinter den Masten, deren Segel im Sonnenlichte glänzten, lag noch ein schwarzblauer Nebel, und bisweilen leuchtete es draußen am Horizonte auf. Die Regentropfen hatten kaum den Sand gefärbt, dem geplanten Spaziergange im Walde stand nichts entgegen.

Eine Gesellschaft lärmender Naestweder Bürger war vor dem Hause um einen mit Bierflaschen besetzten Tisch versammelt. Auch sie wollten eben aufbrechen, um in den Wald zu gehen. Einer von ihnen, der schon in den Fußweg eingebogen war, drehte sich plötzlich um, schlug sich vor die Stirn, als ob er mit einem Male eine großartige Idee bekommen hätte, und eilte nach der Flaschenbatterie zurück mit dem Ausrufe: „Ich glaube wahrhaftig, es könnte nichts schaden, wenn ich noch eine Halbe tränke!"

Dieses Bekenntniß erregte große Heiterkeit. Des Doctors viereckiges Gesicht wurde kupferroth vor Lachen, nur Antonie lächelte kaum. Sie war plötzlich ganz still und ernst geworden und sprach blos mit Friederike, die nicht nur während der Fahrt, sondern auch später, als der Tisch gedeckt wurde, so wenig mit ihr zusammengewesen war.

Als sie von dem Spaziergange zurückkamen, hielt der Wagen schon angespannt unter den Bäumen. Es dauerte jedoch eine Weile, bis Alles zusammengepackt war. Um die Pferde schwebte eine Wolke von Bremsen, sie waren kaum still zu halten; so sehr sie auch den Kopf bewegten und mit dem Schweife schlugen, dennoch setzten sich ganze Schwärme der kleinen Blutsauger auf ihrem kastanienbraunen Felle fest.

„Nun, um so schneller kommen wir fort, wenn sie laufen dürfen," sagte Antonie, die bei dem Landauer stand und sich mit Wilhelms Hülfe den Mantel anzog. — „Und es ist so angenehm, in der Abendkühle schnell heimwärts zu rollen . . . Wenn nur Frau Storch nicht etwa haben will, daß der Wagen geschlossen wird."

Sie wandte sich um, ging um die Pferde herum, und schlug mit der Hand auf sie, daß eine ganze Menge Bremsen zerdrückt auf ihnen hängen blieb. Triumphirend zeigte sie die von Blut gerötheten Handflächen.

„Nein, wie siehst Du denn aus?" fragte Friederike, die im selben Augenblicke ankam, und dem Kutscher ein Packet von Tischdecken und Servietten hinaufreichte. „Willst Du nicht noch einmal hineingehen und Dich waschen?"

„Ach, das thut nichts; Herr Herz weiß ja, woher es kommt . . . . Aber kannst Du mir sagen, was das für Blut ist?"

„Nun ja, Bremsenblut."

„Wenn es nicht Pferdeblut ist, je nachdem das Gestohlene Eigenthum des Diebes oder des Bestohlenen ist . . . Uebrigens hast Du jedenfalls Unrecht," fügte sie stolz über ihren Scharfsinn hinzu, „denn, wenn es dem Räuber gehört, so gehört es jetzt mir, und darum will ich meine Handschuhe darüber ziehen."

Sie sprang in den Wagen und Wilhelm setzte sich wohlgemuth an ihre Seite, nachdem er der „guten Seele" auf den Bock hinaufgeholfen hatte. Frau Storch fand sich, sorgfältig in Tücher gewickelt, ein und entschloß sich nach langem Zaudern und vielen mißtrauischen Blicken zum

Himmel endlich für den offenen Wagen, nachdem der Doctor sie darauf aufmerksam gemacht, daß man denselben ja unterwegs zuschlagen könne.

„Das ist wahr, es ist doch hübsch mit diesen neuen Einrichtungen!" rief Frau Storch, „das mußt Du doch zugeben, daß dies eine Verbesserung ist!"

„Ach was, Verbesserung! Es war, meiner Treu, viel gemüthlicher in den alten Kutschen . . . Sie hatten doch wenigstens einen ordentlichen Bock, auf dem man schlafen konnte, nicht so einen Bock, auf dem die arme Rieke balanciren muß wie eine Henne auf der Hühnerstiege . . . . Man kann ja, Gott steh mir bei, schwindlig werden, wenn man sie nur ansieht — So ein bischen von einem eisernen Geländer, das nicht höher hinaufgeht als bis dahin, wo der Rücken anfängt . . . Die richtigen alten Kaleschen, die in Federn hingen — ja, die habt Ihr freilich nicht gesehen — das war, meiner Seel, eine andere Komödie! . . . . Aber was hat denn die heutige Jugend überhaupt gesehen? Es ist ein Jammer und eine Schande, daran zu denken; weder die Fahrpost noch irgend ein anderes Stückchen Romantik . . . . Na, und dann hatte man doch damals Platz; jetzt mag der Kukuk wissen, wo man seine Beine hinthun soll . . . Bist Du das, Tony? Mit Deinen langen Stecken nimmst Du den ganzen Wagen ein. Es ist ein wahres Elend!"

Unter solchen Neckereien rollten sie schnell den weichen Waldweg dahin, wo es schon dunkel und kühl war, und durch lichtes Birkengebüsch dem stillen Wasser entlang.

Als sie aus dem Schloßparke hinauskamen und über den langen Brückendamm von Gaumö fuhren, war die Sonne im Begriffe unterzugehen. Von dem rothen Horizonte strahlte ein langer Lichtstreifen nach dem Zenith hinauf. Antonie fragte, ob dies das Zodiakallicht sei, von welchem sie in den „Briefen Gabrielis*)" gelesen hatte. Wilhelm vermochte keinen Aufschluß zu geben. Der Doctor tröstete sich damit, einmal gewußt zu haben, was Zodiakallicht sei — und als das dritte Zündholz bei diesen Bemerkungen auslöschte, ließ er den Kutscher halten, um endlich seine Pfeife anzünden zu können.

„Hast Du Dich ein wenig amüsirt, meine Liebe?" fragte Frau Storch, „und bereust Du nicht, an Deinem Geburtstage hier geblieben zu sein?"

„Ach, ich habe es so gut gehabt, ich bin so froh!" antwortete Antonie, indem sie lächelnd Frau Storch zunickte und sich behaglich in die Kissen drückte.

„Hast Du nicht das Dings mit, das ich Dir zum Geburtstage geschenkt habe?" fragte vom Bock herunter Friederike, die vor lauter Tüchern und Shawls nicht im Stande war, sich umzudrehen.

---

*) Bekannter dänischer Roman des Philosophen Sibbern; etwas an Goethes „Werther" erinnernd.

„Wie? Das Patentdings? Das kannst Du Dir wohl denken, das ist längst in Stücke gegangen . . . Nein, wie man noch mit seinem Stahl auf den Feuerstein hämmerte, da konnte man sich doch bei jedem Wetter seine Pfeife anzünden . . . Na, fahre nur zu, Rasmus."

XI.

Wilhelm schritt unaufhörlich in seinem kleinen Gastzimmer auf und nieder.

Die alte Weckeruhr schlug zitternd und heiser elf; aber er konnte sich nicht entschließen, zu Bette zu gehen.

Das Zimmer war noch heiß von der Abendsonne, und die schwüle, dumpfe Luft, die langsam ohne den leisesten Windhauch durch die geöffneten Fenster drang, brachte wenig Kühle mit. Ab und zu leuchtete es draußen in der Finsterniß auf, und ein langgezogener Donner grollte in der Ferne, als ob ein Wagen am Horizonte ringsherum dahinführe, plötzlich lautlos auf einem Seitenwege verschwindend, um dann wieder über den harten Boden der Landstraße weiter zu rollen.

Aus seinem Fenster fiel ein Lichtschimmer auf die Blätter eines großen Ahornbaumes und weiter links, nach einem schmalen Schattenstreifen, waren die Blätter wieder beleuchtet. Der Schein mußte aus dem Zimmer Antoniens kommen.

Als Wilhelm sich hinausbog, sah er Antonien, die Ellenbogen auf die Brüstung gestützt, sich aus dem Fenster hinauslehnen. Sie schien sich gleich ihm nicht losreißen zu können von diesem Tage, der schon anfing der Vergangenheit anzugehören . . . Wer weiß, vielleicht hatte auch er seinen Antheil daran . . .

Ganz leise begann er eine Melodie vor sich hin zu summen, die ihm gerade auf die Lippen kam.

Antonie drehte sofort den Kopf und blickte ihn an.

„Ach, Sie sind auch noch nicht zu Bett . . . Es kommt herauf . . ."

„Was?"

„Nun, das Gewitter."

„Ach, Sie sehen nach dem Wetter und ich glaubte, Sie schwebten in romantischen Träumen hoch über den Wolken — wenigstens zwischen den Sternen!"

„Mache ich denn einen so schwärmerischen Eindruck?"

„Nun, wenn Sie sich bei Nacht in diesem Kostüme zum Fenster hinauslehnen, sehen Sie allerdings ein wenig romantisch aus."

„Ach, ich habe ganz vergessen, daß ich beinahe im Negligée bin. Doch es ist Alles ja ganz ordentlich."

„Ordentlich! O, Sie sollten nie anders gekleidet sein, es steht Ihnen gut . . . . Zu einem Maskenball müßten Sie immer nur diesen Anzug wählen — aus der Revolutionszeit oder vielleicht aus dem Empire?"

„So? Es paßt wohl für mich, wie meine eigene Urgroßmutter auszusehen! . . . . Das sind ja wunderliche Dinge, die ich da über mich zu hören bekomme" sagte sie, sehr geschmeichelt darüber, daß er sich um ihr Aeußeres so viel kümmerte, um sogar in Erwägung zu ziehen, welche Toilette sie am besten kleiden würde.

Sie hatte ihren großen Kragen abgelegt und weil das Kleid stark ausgeschnitten war, ein weißes, seidenes Tuch um den Hals genommen, dessen Enden am Gürtel befestigt waren, so daß es glatt über die Schulter hinweg ging und seine durchschimmernden Falten auf der Brust schräg zusammenliefen.

„Singen Sie das noch einmal, es ist so schön."

„Ich weiß wirklich nicht, was es war."

Antonie sang die Melodie leise und mit schüchterner Stimme:

„Es ist aus einem Schubert'schen Quartett, das ich so sehr liebe — es wurde an unserem letzten Quartettabende im Frühjahre gespielt."

„Ah, das G-Dur-Quartett, Sie kennen es also . . . O, es gehört zu meinen liebsten. Ich weiß selbst nicht warum, aber es giebt keine andere Musik, die mich so tief ergreift . . . Ich glaube, wenn ich einmal sterbe, wünsche ich mir, daß dies Quartett gespielt wird, um bei seinem letzten Tacte auszuathmen . . . Es ist lange her, daß ich es zum ersten Male gehört habe."

Und während er in die finstere, blitzdurchzitterte Nacht hinaussah, versetzte er sich zurück an einen jener Tage, die zu der ersten Unglückszeit seiner Liebe gehörten. Er sah den leeren Saal, matt erhellt von dem traurigen Halblicht des Novembertages, mit dem großen, über der Menge der aufwärtsstehenden Stuhlbeine thronenden Flügel, und an dem letzten regentriefenden Fenster das Quartett, das eben zu spielen begann. Er erkannte den viereckigen Rücken des Bratschenspielers, den breiten Perrückenstocknacken des zweiten Violinisten und den fremden Virtuosen, der das Spiel abbrach und seinen Nebenmann, den Cellisten corrigirte: „Leichter, viel leichter — so — geisterhaft dunkel" . . . Er war damals grenzenlos unglücklich gewesen, als er die Schönheit dieser zugleich wehmuthsvollen wie leidenschaftlichen Musik einsog — war er denn später eigentlich glücklich geworden?

„Hören Sie, wenn Sie Musik so lieben, haben Sie nicht Lust, einmal zu unseren Quartettabenden zu kommen? . . . Wenn Sie uns überhaupt besuchen wollen . . . Wie geht es denn eigentlich zu, daß wir uns alle diese Jahre in Kopenhagen gar nicht gesehen haben?"

„Ach, ich weiß selbst wirklich nicht — ich — es ist schon lange her, es hörte so allmählig von selbst auf — Sie hatten einen anderen Bekanntenkreis bekommen, und auch ich war mit anderen Familien bekannt geworden — und vermißt hat man mich wohl auch nicht."

„O, sagen Sie das nicht . . . Ich war natürlich damals zu klein

als daß ich mich hätte darum kümmern können, wer da kam, aber ich erinnere mich doch, daß Vater Sie sehr gern hatte — und Mutter und Harriet auch."

Gott weiß, ob wirklich etwas zwischen ihm und Harriet vorgefallen ist, dachte Antonie, welcher die Verlegenheit nicht entgangen war, mit der er eine Antwort zu umgehen suchte. — Es war eigentlich eine indiscrete Frage gewesen . . . Ach was, das thut nichts, er wird höchstens glauben, daß ich nicht die mindeste Ahnung davon habe.

Sie wendete sich nach ihm, er aber hatte den Kopf nach der Seite gedreht; das Licht beleuchtete sein halbes Profil und die weißen Finger, die nervös den Schnurrbart drehten.

Eine Zeit lang waren sie stumm und blickten nach dem Gewitter, das sich nahte. Bisweilen schien der Horizont sich auseinander zu schieben und man sah wie durch ein geöffnetes Himmelfenster breite, zuckende Flammenstreifen, gegen deren schweflig-blaues Licht sich die dunkeln Linien des Waldes wie finstere Wellen abhoben. Dann wieder leuchtete es plötzlich auf, blendend, formlos und rasch verlöschend, ehe man es recht gesehen. Andere röthlichere Strahlen aber bekamen Formen und Grenzen, wurden zu Feuerzeichnungen auf dem schwarzen Grunde. Wie zornige Cherubsschwerter stießen sie hinauf in die Luft oder fuhren, Donnerkeilen gleich, im Zickzack hernieder. Einzelne schienen leckend über die fernen Hügel dahin zu laufen.

„Nein, so ein Blitz!" rief Antonie, indem sie unwillkürlich den Kopf zurückzog. „Und hören Sie, das war viel näher als vorhin! Es ist gut, daß Sie hier nebenan sind," fügte sie offenherzig hinzu, „sonst würde ich Angst bekommen!"

„So? Fürchten Sie sich vor dem Gewitter?"

„Ja. Sie nicht?"

„Nein, das kann ich eigentlich nicht sagen . . . Ach, das ist Nervosität."

„Kommen Sie nun auch damit? . . . Immer müssen es jetzt die Nerven sein . . . Habe ich nicht einmal die Erlaubniß Angst zu haben, ohne daß ich von meinen Nerven hören muß?"

Ein dumpfes, undeutliches Brausen kam vom Walde her und ein zitterndes Säuseln lief durch die Gebüsche des Gartens. Es klang, als hätten unsichtbare Finger auf ein paar der nächsten Ahornblätter geschlagen, die sich duckten, wieder emporschnellten und nicht aufhörten an ihren dünnen Stielen auf und nieder zu schwingen. Dann schlug es wiederum auf ein Dutzend Blätter auf, und die anderen fingen an, auseinander und wieder zusammenzufahren und zu flüstern, wie erschrocken über dieses fremde, lebendige Etwas, das mitten unter sie gekommen war. Auch die Vorhänge bekamen Angst und flatterten in das Zimmer zurück. Plötzlich wurde es finster zwischen den Blättern, die in wildem Sausen und Rasseln durch einander wirbelten. Mit einem Male leuchteten sie auf bei dem schweflig-

blauen Schimmer eines nahen Blitzes, der unter die großen Tropfen hinein zu springen schien: eine schwere Regensalve schlug gegen die Fenster, die Wilhelm und Antonie fast gleichzeitig verschlossen.

Wilhelm zündete schnell das ausgelöschte Licht wieder an. Er hatte der Schwüle wegen die Thüre offen stehen lassen. Als er mit dem Licht auf den Vorplatz hinaustrat, ging die Thür Antoniens auf und sie stand bleich in dem dunklen Rahmen derselben.

„Ach, Sie haben Licht! . . . Ich konnte meine Streichhölzer nicht finden . . . Das war doch gerade über uns!"

„Noch nicht, da kommt erst der Donner."

Als ob er ärgerlich darüber wäre, zu spät gekommen zu sein, fuhr der Donner fort zu brummen und drohend zu knurren wie ein Hund, der nicht länger bellen darf.

Antonie schien nicht Lust oder Muth zu haben, in das finstere Zimmer zurückzugehen und ihr Licht anzuzünden. Sie setzte sich auf die oberste Stufe der Treppe, die gleich an ihrem Zimmer hinunter führte. Wilhelm stellte das Licht auf den Boden und nahm Platz an ihrer Seite.

Der Regen klatschte strömend auf das Schieferdach nieder. Die Dachlucke ihnen gegenüber wurde jeden Augenblick von den Blitzen erhellt, man konnte durch die kleine Oeffnung den schwarzen Waldsaum erkennen. Im Winkel des Daches, dort wo der Schein des Lichtes nicht hinreichte, leuchteten ein paar gelbe Kugeln; sobald die Reflexe der Blitze auch in diese Ecke drangen, verschwanden sie, und man erblickte eine zusammengeballte Katze mit geschlossenen Augen.

Bei jedem starken Donner merkte Wilhelm, wie Antonie zitterte; er plauderte ihr Trost zu wie einem erschrockenen Kinde: es sei keine eigentliche Gefahr vorhanden, sie wären ja in der Stadt, und das Haus habe einen Blitzableiter und ein hartes Dach.

In demselben Augenblicke, als ein gewaltiger Blitz sie blendete, erzitterte das Haus unter einem plötzlichen, kurzen, kanonenschußähnlichen Donnerschlage.

Antonie drückte sich an ihn, er legte seinen Arm um sie und als seine Brust ihren Herzschlag fühlte wie die fangenden Finger das Flattern des Schmetterlings, klopfte er sie mit bebender Hand auf die Schulter.

„Tony! Herr Herz! Seid Ihr da? Es ist ja ein schreckliches Gewitter. Kommt doch zu uns herunter!"

Antonie sprang auf und lief die Treppe hinunter. Wilhelm folgte verwirrt und ein wenig enttäuscht, obwohl er sich sagte, daß es gut sei, sie nicht geküßt zu haben, was er unfehlbar gethan, wenn es noch ein paar Sekunden länger gedauert hätte. Vielleicht sei er schon zu weit gegangen. Aber sie war es ja gewesen, die sich an ihn geschmiegt, sie war so erschrocken, daß sie nicht wußte, was sie that, und er hatte sie nur getröstet wie ein Bruder . . . Diese Idee gefiel ihm: eine Schwester,

eine Schwägerin — es war ja nicht seine Schuld, daß sie es nicht der Welt gegenüber war.

Die Familie befand sich allerdings in der Wohnstube, allein trotz ihrer Einladung eigentlich nicht in einem Zustande, Besuche zu empfangen. Der Doctor war noch am besten dran, nur konnte der zugeknöpfte Schlafrock es nicht verbergen, daß der Kragen des Nachthemdes nicht besonders frisch war. Die alten, unter dem Kinn zusammengesteckten Shawls der Damen, die intimen Unterröcke und das nächtliche Haar, in dem der Gewittersturm gehaust zu haben schien, hatten etwas unwiderstehlich Komisches an sich, das alle Gedanken an Gefahr verscheuchte. Die Hängelampe war nicht angezündet und warf einen großen Schatten schräg an die Decke, während ein Lämpchen auf dem Rande des Tisches dem Doctor Licht zum Lesen der Zeitung spendete. Der Doctor schien sich an einer Ecke unten in das Wort „Fortsetzung folgt" vertieft zu haben, seine Frau nickte unablässig, das Kinn immer tiefer in eine Falte des wollenen Tuches hinunter versenkend. Friederike saß kerzengerade da und hielt die Augen aufgesperrt, so daß man eine Vorstellung davon bekommen konnte, wie ein Hase aussieht, der mit offenen Augen schläft.

Anfangs war Antonie ein wenig verlegen, aber die Gemeinschaft, welche zwischen den zwei einzigen Wachen bestehen mußte, ihr gleichzeitiges Lächeln, wenn Frau Storch nickte, ließ ihre Befangenheit bald schwinden. Als kein Zweifel mehr darüber herrschte, daß sich das Gewitter mehr und mehr entfernte, schlug diese sogar in jugendliche Ausgelassenheit um, sie blies Friederike in den Nacken und fragte den Doctor, ob er sich nicht mit einer Erfrischung stärken wolle, ob er nicht dächte, daß ihm „noch eine Halbe nichts schaden könne?" eine Frage, die einen ohnmächtigen Gelächterversuch hervorrief, so daß Frau Storch ein paar Secunden aufsah . . . Mit den Andern war doch nichts anzustellen, Wilhelm blieb ihr einziges Publikum.

„Sie haben mich heute Morgen gebeten, daß ich Ihnen etwas vorspielen solle," sagte sie, „jetzt will ich es thun, denn da die Gefahr vorüber, bin ich ebenso muthig wie ein Hündchen, welches bellt, wenn es außer dem Bereiche des Stockes ist."

Sie begann eins der Schumannschen Papillons zu spielen. Als er sich aber an's Fenster zum Clavier hinsetzte, hielt sie inne und sagte, er dürfe dort nicht sitzen, sonst greife sie daneben.

Die Halbschlafenden wurden einen Augenblick von der Musik elektrisirt, diese Wirkung hörte jedoch bald wieder auf. Erst als sie den Großvatertanz anfing, schien sie alte gemüthliche Träumereien in den Schlaf des Doctors hineinzuspielen. Man hörte ihn sogar falsch vor sich hin brummen: „Und als der Großvater die Großmutter nahm."

Als Wilhelm und Antonie einander gute Nacht gewünscht, und sie schon ihre Thür geöffnet hatte, drehte sie sich plötzlich um und sagte:

„Das hätten Sie nicht thun sollen, das war nicht hübsch von Ihnen. Herr Herz!"

„Was?" fragte er und erröthete eben so stark wie sie.

„Ach, Sie wissen schon ... Wenn ich solche alberne Angst bekomme, benehme ich mich wie ein Kind; aber Sie hätten mich doch nicht wie ein Kind behandeln sollen!"

Und ehe er ein Wort der Erwiderung finden konnte, hatte sie die Thüre geschlossen.

XII.

Marie Ingerslev saß vor dem Nähtisch auf dem altmodischen Tritte am Fenster, abwechselnd in die Aufgabenhefte ihrer Schüler blickend und zwischen den Zweigen des Gartens hindurch nach dem angelehnten Pförtchen zur Seite des immer verschlossenen Thores spähend.

Es war ein ziemlich großer Garten, der sich jenseits eines Vorplatzes vor dem langen, niedrigen Hause hinstreckte. Er war in kleine Parzellen getheilt, jede mit ein paar Beeten und einer Laube. In der Höhe aber bildeten die gekrümmten Aeste der Obstbäume mit ihrem dünnen Laubgeflecht eine Decke über dem Ganzen, an der das Obst in den letzten Sonnenstrahlen sich röthete. Ein alter Herr im Schlafrock und mit einer langen Pfeife drehte sich mit einer Gießkanne auf seinem kleinen Blumenbeete herum. Von dem Vorplatz unten hörte man frohe Stimmen spielender Kinder.

In der niedrigen Stube fing es an dunkel zu werden. Nur das Gold auf dem Rahmen eines alten, mächtigen Urgroßvaterbildes, welches so schwarz war, daß man beinahe weiter nichts als eine graue Perrücke auf ihm erkennen konnte, erglänzte im Reflexlicht eines Fabrikfensters jenseits des Gartens. Unter diesem Bilde in dem tiefen Sopha saß Frau Ingerslev und strickte.

„Was mag er nur eigentlich für Abhaltungen gehabt haben?" sagte sie, als Marie wieder eine Weile durch das Fenster hinausgeschaut hatte.

„O, es wird etwas wegen der Anstellung gewesen sein, sonst wäre er sicher nicht fortgeblieben."

„Nein, das war's wohl nicht ... Jetzt kann er nun erst mit dem Abendzuge kommen, so daß wir bis neun Uhr mit dem Thee warten müssen."

„Möglicherweise ist er auch schon heute Vormittag angekommen; ich glaube er hat Montags Nachmittag Stunden zu geben," antwortete Marie, während ihr Bleistift eine Correctur in das Heft einzeichnete.

„Marie! Sieh einmal herunter!" ertönte es unter dem Fenster.

Während Marie mit der Mutter gesprochen, hatte sie nicht bemerkt, daß die Gartenpforte geöffnet wurde.

Obgleich sie ganz ruhig gewesen zu sein schien, wurde sie doch vor

freudiger Ueberraschung ganz roth im Gesicht, als sie das Fenster aufstieß und hinunter grüßte. Dann eilte sie hinaus, die Vorsaalthür zu öffnen. Nach ein paar Minuten traten sie in die Wohnstube, lächelnd und heiter. Wilhelm umarmte seine Schwiegermutter mit einer Zärtlichkeit, als hätten sie einander Jahr und Tag nicht gesehen.

„Na, es ist schön, daß Du wieder da bist, Willy! Du kannst Dir denken, wie wir Dich gestern vermißt haben!"

Geheimnißvoll zog er ein kleines Papierpacket hervor, und als Marie nicht errathen konnte, was es sei, erhielt sie endlich Erlaubniß, es zu öffnen. Es war eine Brustnadel in Form eines kunstvoll gearbeiteten Edelweiß. Sowohl Marie als Frau Ingerslev meinten, daß sie zu dem Schönsten gehöre, was sie jemals gesehen, und ihr Werth wurde noch unendlich dadurch erhöht, daß er sie selbst aus Interlaken mitgebracht. Marie hatte schon viele solche kleine Schweizererinnerungen bekommen, aber geglaubt, der Quell sei längst versiegt.

Dann faßte Wilhelm Marie mit beiden Händen an den Schultern und hielt sie vor sich hin, um zu sehen, ob er entdecken könne, daß sie ein Jahr älter geworden. Er that, als ob er eine kleine Runzel gefunden hätte, die weggeküßt werden müßte. Marie aber wollte das nicht erlauben und behauptete, es wäre Verleumdung.

„Gott, Kinder, was Ihr doch für Dummheiten macht!" rief Frau Ingerslev, innerlich vergnügt.

„Und dabei vergißt Du ganz, uns zu erzählen, was das Resultat Deiner Reise ist."

„O, ich nehme die Stelle nicht an."

Warum er sie nicht annehme, wurde ihm nicht so leicht, ihnen zu erklären.

Frau Ingerslev fand, daß, nach dem, was er erzählt, sie doch gar nicht so schlecht, sei und meinte, es wäre nicht richtig von ihm, sich nicht an eine solche Anstalt zu binden, an der er vielleicht verhältnißmäßig bald zu einer heirathsfähigen Stelle hinaufrücken könne. Marie aber war so froh darüber, ihn in der Stadt zu behalten, daß sie eben so viele Syllogismen gegen Herlufsholm ausfindig zu machen wußte, wie Duns Scotus für die unbefleckte Empfängniß ihrer heiligen Namensschwester ausgeklügelt hatte. Sie würde es wenigstens gethan haben, wenn die Mutter nicht bald nachgegeben und Wilhelm gefragt hätte, was ihn in Naestved zurückgehalten.

Wilhelm erklärte kurz und ein wenig nachlässig, daß ein Adjunct den er nothwendig habe sprechen müssen, bis Sonntag Nachmittag weggewesen wäre; und dann beeilte er sich, zu fragen, wie sie den Tag zugebracht und ob etwas aus der Partie geworden — um weiteren unangenehmen Fragen zu entgehen.

„Ja, wir waren im Walde — die Mutter hatte so große Lust

hinauszukommen . . . Wir nahmen Chokolade und Gebäck mit und haben beides am Kirsten-Pils-Quell verzehrt. Lange Zeit saßen wir am See bei den Erlenbäumen mit den hohen, über den Boden herausragenden Wurzeln. Erinnerst Du Dich, wir waren ein paar Tage nach unserer Verlobung dort? Und dann tranken wir den Thee auf der Eremitage, in derselben Laube, in der wir den Abend zubrachten, als Du Doctor geworden. Der Sund war so blau, ach, so blau, mit so vielen Segeln bedeckt, daß man kaum durch sie hindurchsehen konnte; und die Rehe grasten ganz nahe bei uns in großen Herden, sogar ein paar kleine Damhirschkälber, nur wenige Schritte von mir. Wir sahen die Sonne untergehen — ich glaube kaum, daß sie irgendwo in der Welt so schön untergeht — ja, lache nur — und ein langer Lichtstreifen erschien am Himmel, der sich fast bis zum Zenith hinaufzog. Wir dachten an Dich, ob Du ihn auch sehen könntest, und ob Du uns vermißtest."

„Ja, ich habe ihn gesehen, ich war gerade auf dem Brückendamm von Gaunö. Ich dachte an Euch, natürlich —"

Die Heiterkeit Wilhelms war verschwunden, er schwieg. Die unwahre Erklärung, die er geben mußte, und der Bericht Marien's mit den kleinen, rührenden Beweisen davon, wie Alles sich um ihn gedreht, um ihn, der mit seiner Abwesenheit glänzte — das alles hatte ihn verstimmt und beschämt. Doch dieses Gefühl mußte bald dem Aerger weichen: mein Gott, war man denn so ganz und gar zusammengeleimt! Und dann diese ewige Frage, ob man an einander gedacht, ob man einander vermißt habe, solch dumme Frage, die man bejahen mußte, ob man's so meinte oder nicht! — Er bat Marie, ihm etwas vorzuspielen, nur um nicht zum Sprechen gezwungen zu sein.

„Willst Du Licht haben?" fragte Frau Ingerslev.

„Nein, ich spiele auswendig."

„Das ist auch hübscher — ich liebe die Dämmerung so sehr — besonders wenn drüben in der Fabrik Licht ist, daran habe ich mich so gewöhnt . . . Ach ja, wie oft habe ich hier gesessen und den Funken des Fabrikschornsteins zugesehen und an alte Zeiten gedacht . . . Sieh nur, wie hoch sie fliegen und wie die Flamme zu ihnen hinaufschlägt. . . Und dann leuchtet es so schön hier herein auf mein altes Schreibepult — es ist mir immer als ähnle es dem Kaminfeuer im Schlosse, wo ich zum ersten Male meinen seligen Mann traf."

Wilhelm ging unruhig auf und nieder und hörte zerstreut Beethovens „Ehesonate" an, das Stück, welches er sich gewöhnlich von Marie erbat. Diesmal aber, meinte er, hätte sie ein anderes wählen können — denn sie spielte es nicht mehr gut. „Es ist schrecklich, wie schnell sie ihre Sachen vergißt," dachte er — „sie kommen ihr gleich wieder aus den Fingern." Es fiel ihm ein, wie flink und sicher Antonie am vorhergehenden Abende gespielt und wie hübsch sie mit ihren großen Grübchen gelächelt hatte, als

sie sagte, er dürfe nicht so nahe bei ihr sitzen und sie ansehen, sonst greife sie daneben. Daß Marie daneben griff, hatte wohl einen anderen Grund.

„Spiele doch lieber ein anderes Stück," sagte er, als Marie wieder anfing, unsicher zu werden.

„Du hast doch aber das Stück so schön spielen können!" warf Frau Ingerslev ein.

„Ich weiß nicht, ich bin heute nicht aufgelegt," antwortete Marie, die sich durch den ungeduldigen Ton in Wilhelm's Stimme nicht ermuntert fühlte. „Wir wollen lieber plaudern."

Wilhelm drang nicht in sie, er machte sich nichts daraus noch mehr Musik zu hören, selbst wenn sie besser vorgetragen worden wäre. Es kam ihm vor, als ob das Clavier so matt und dünn klänge — und doch war er im letzten Herbste so froh gewesen, als Marie nach jahrelangen Ersparnissen und durch ein verwickeltes Abzahlungssystem in den Stand gesetzt wurde, sich dieses gebrauchte Pianoforte anzuschaffen an Stelle eines ehrwürdigen Spinetts, welches so unmöglich geworden war, daß nicht einmal Frau Ingerslev es vertheidigte, trotzdem es vom Pfarrhofe herstammte, wo ihr Mann bisweilen in der Dämmerung demselben einen Tiroler Walzer entlockt hatte, das einzige Stück, welches er spielen konnte.

„Nun, dann plaudern wir," sagte er, indem er sich in einen Schaukelstuhl warf, daß ein zerbrochener, zusammengebundener Stab der Lehne auseinanderfuhr und Frau Ingerslev ihn scherzend darüber ausschalt, daß er mit dem Meublement so gewaltthätig verfahre, obgleich er mit dessen Gebrechlichkeiten doch vertraut sei.

„Nun, ja, mein Gott, es ist nicht leicht, das immer so im Kopfe zu haben!"

Marie und Frau Ingerslev lachten herzlich, ohne die verdrießliche Stichelei, die in diesen Worten liegen konnte, zu argwöhnen.

Die Plauderei, die so förmlich beschlossen worden war, wollte nicht recht in Fluß kommen; es blieb bei einzelnen Bemerkungen über Mariens Erlebnisse in der Schule und über seinen kleinen Ausflug. Doch vermied er instinktmäßig Alles, was Antonie und die Erinnerung an das Schultz'sche Haus berührte. Als das Gespräch sich eine Weile so hingezogen hatte, ging Marie hinaus, um den Thee zu bereiten, während Wilhelm von Neuem seine unruhige Wanderung auf und nieder begann.

„Wie, Du willst keinen Thee mehr?" fragte Marie, als er kopfschüttelnd die Tasse festhielt, die sie nehmen wollte.

„Nein, ich danke; ich fürchte, ich kann dann nicht schlafen."

„Aber Du trinkst doch immer zwei Tassen, Willy," sagte Frau Ingerslev.

„Wirklich? Nein, heute will ich aber nicht mehr."

Der Thee war ihm nicht gut genug. er hatte einen Beigeschmack — und es war allerdings nicht derselbe Thee, den der Kaiser von China zu

trinken pflegt; auch wünschte er keine Verlängerung des Abendessens, es war ihm unbequem an diesem kleinen Tischchen, auf dem Teller und Schüsseln sich stießen und die Lampe, die kaum Platz hatte, ihm so nahe stand, daß seine Stirn ihre Wärme spürte. Er fürchtete Kopfweh zu bekommen, zumal die Flamme ihn in's Auge stach, weil in der Glocke ein großes Loch war.

„Wir sollten freilich eine neue Glocke kaufen," sagte Frau Ingerslev, als er sie umdrehte, „sie sieht nicht gut aus, aber solche Extraausgaben sind nicht für den Schluß des Monats, ich muß bis zum nächsten warten.'

Auf den nächsten Monat warten! Ja, das war die Art von Haushaltung, auf welche sein eigenes Eheglück Aussicht hatte. Ein Leben, bei dem man am Anfang des Monats vor dem Schluß bangt und am Schlusse auf den nächsten hofft! Wie oft hatte er in seiner bescheidenen Resignation sich selbst das Idyllische der Armuth gepriesen, die Poesie der Sparsamkeit, die das Dürftige reich macht, weil es theuer erkauft ist. Wie oft hatte er nicht mit dem alten Studentenliede gesungen:

„Ein Hüttchen und ein Mägdlein hold —
Eine Königin mit einer Krone Gold —
Das ist meiner Träume Ziel!"

Jetzt schienen ihm die beiden Fälle nicht ganz gleichbedeutend zu sein; es kam ihm vor, als wäre „Eine Königin mit einer Krone Gold" sein alter Jugendtraum, den er um etwas Geringeren willen vergessen zu können gewähnt hatte. Und gerade, daß Marie so vollständig in kleine Verhältnisse hineinpaßte, daß sie durch sie nicht im Geringsten beengt wurde, sondern sich in ihnen wie in ihrem eigensten Elemente bewegte — diese Bescheidenheit ihres Wesens, in der er früher sein Glück gesehen hatte, sie langweilte und ärgerte ihn jetzt: sie bedeutete das Aufgeben aller Anforderungen an das Leben. Mein Gott, wenn man auch zwischen engen Mauern begraben zu sein verdammt ist, dessenungeachtet kann man doch den Blick nach den Strahlen eines Sterns emporheben, anstatt so verzweifelt begnügsam unausgesetzt seine Freude an dem Lichte der Alltags-Straßenlaterne zu haben!

„Du solltest doch noch eine Tasse trinken," sagte Frau Ingerslev; „es ist ein gutes, starkes Gebräu, das Marie eingegossen hat, und vor dem Nichtschlafenkönnen brauchst Du Dich nicht zu fürchten. Du siehst ja so müde aus, als wärest Du nicht ein paar Stunden mit einer modernen Eisenbahn gefahren, sondern den ganzen lieben langen Tag in einem Postwagen gerumpelt."

„Du hast ja wohl auch Unterricht gegeben nach der Reise," sagte Marie.

„Ja, ich bin wirklich etwas abgespannt . . . ich bin gestern Abend auch sehr spät zu Bett gekommen."

„So? In Naestved . . . Da kann es doch Abends nicht viele Zerstreuungen geben?"

„Nein, aber wir bekamen ein furchtbares Gewitter."

„Und da warst Du so vernünftig, aufzustehen?" fragte Frau Ingerslev. „Das muß ich loben; man sollte glauben, Du wärst auf dem Lande erzogen und nicht hier in der Stadt, wo Jeder glaubt, der Blitz könne nicht bei ihm einschlagen, weil er zwischen so einer Menge anderer Menschen steckt. Als ob sich ein Unglück nicht eben so gut hier wie dort ereignen könnte, wenn Gott es will."

„O, wir blieben Alle auf."

„Alle? — Im Hotel?"

„Nein, nicht im Hotel — ach, es ist ja wahr, ich habe ganz vergessen, Euch zu erzählen, daß ich zuletzt bei Dr. Storchs wohnte."

„Du bist wirklich ein netter Berichterstatter . . . Dann bist Du also doch nicht dem Besuche bei ihnen entgangen, vor dem Du Dich so fürchtetest?"

„Allerdings; meine Angst war aber sehr unrecht, sie waren so freundlich gegen mich — und schließlich ist es auch nicht gerade angenehm, allein im Hotelzimmer zu sitzen."

„Da hast Du wohl die Antonie Schultz getroffen, die jüngste Tochter des Obersten?" fragte Marie.

„Ja, kennst Du sie?"

„Nein, aber Christine erzählte mir, daß sie dort war: sie sind in der Selecta zusammen gewesen . . . Wie gefällt sie Dir?"

„O, ich kenne sie ja so wenig. Aber es scheint ein ganz nettes Mädchen zu sein."

„Habt Ihr nicht viel zusammen gesprochen? Sie ist doch gewiß recht lebhaft!"

„Ja gewiß — freilich — übrigens haben wir auch ein wenig zusammen gesprochen . . . aber sie ist ja noch so jung."

„Ja, lebhaft sieht sie aus," sagte Frau Ingerslev — „ich sah sie oft an den Teichen spazieren gehen. Schön ist sie freilich nicht, das hat alles die Schwester bekommen."

„O, sie ist doch ganz hübsch," sagte Marie.

„Ja, darin muß ich Dir Recht geben — es kommt mir auch so vor — nicht gerade eine Schönheit, nein, das nicht, bewahre, das wird sie auch nicht, aber — sie sieht nicht aus wie ein gewöhnliches Mädchen — es ist eine gewisse Feinheit und Anmuth an ihr — und sie ist auch nicht ganz gewöhnlich, das habe ich schon merken können."

„Nein, sie ist sehr begabt . . . Christine hat sie außerordentlich gelobt, sie hat mir viel von ihr erzählt".

Wilhelm vernahm mit lebhaftem Interesse einige kleine Züge, welche die Freundin zu Antoniens Verherrlichung berichtet hatte. Er erzählte dann

auch selbst, wie sie ihn über neuere Anschauungen ausgefragt hatte, von ihrer Nachdenklichkeit, ihrer Wißbegierde.

Diese Unterhaltung über einen angenehmen Gegenstand brachte ihm seine Lebhaftigkeit und gute Laune zurück. Und mit ihnen zugleich allerlei Scherze und fröhliche Plauderei, bis die Uhr elf schlug, ehe Jemand daran gedacht hätte, daß es Zeit sei, zu Bette zu gehen.

In bester Stimmung verabschiedete er sich, so wie er gekommen war.

Er ging nicht nach Hause, sondern an den Teichen entlang, bis er vor einer Villa stand, die rückwärts im Garten hinter einer großen Blutbuche und ein paar schlanken Birken lag. Dort wohnten Schultzes.

Im unteren Stock war es finster. Oben aber schimmerte ein Eckfenster gelblich aus einem rothen Blätterrahmen wilden Weins hervor. Das Licht kam aus dem Zimmer der Töchter. Er kannte ungefähr die Einrichtung des Hauses; wie oft hatte er vor Jahren des Abends nicht dort gestanden und hineingespäht, wie ein Nachtwandler von unbewußten Schritten vor dieses Haus geführt.

Drinnen aber war er nie gewesen.

Ob er sie wirklich besuchen sollte?

Frau Schultz, die am Morgen auf dem Bahnhofe war, hatte ihn so freundlich darum gebeten. Und Antonie auch. Es war ihm so vorgekommen, als ob sie die Sonne wieder hätte aufgehen lassen nach jenem kleinen Unwillen des vorhergehenden Abends — und es war wohl auch mehr pflichtgemäßer als wirklicher Zorn gewesen.

Antonie hatte ihre Aufforderung wiederholt, einen ihrer Quartettabende zu besuchen. Sie hatte auch versichert, daß Harriet sich freuen würde, ihn wieder zu sehen. Sie wußte natürlich nicht, wie es mit ihnen gestanden hatte. Aber mein Gott, das war ja doch so lange her! Ihm wäre es gewiß lieb, Harriet wieder zu sprechen!

Warum sollte er diese neue Bekanntschaft nicht fortsetzen und die alte von Neuem anknüpfen? Es ist doch nicht so etwas Alltägliches, in dieser bunten Welt Menschen zu treffen, in welchen der erste Blick die verheißenden Züge der Wahlverwandtschaft erkennt.

Vielleicht würden auch die Schwestern Freundinnen Mariens; ja, sie würden es ganz bestimmt werden — und wie herrlich würde das nicht sein! . . . Marie brauchte Freundinnen — es wurde ihm eigentlich jetzt erst klar, daß es gerade das war, dessen sie bedurfte, um eine vielseitigere Anschauungsweise zu erlangen. Und bessere Freundinnen konnte sie gewiß nicht finden. Sie waren eben nicht verschiedener von ihr, als es für ein solches Verhältniß fruchtbringend ist. Harriet ähnelte ihr am meisten. Aber auch mit Antonie hatte sie viele Berührungspunkte, auf jener Grundlage, die allen guten Naturen gemeinsam ist.

Wer von ihnen mochte es wohl sein, deren großer Schatten sich jetzt an der Decke bewegte? . . . Eine Gestalt trat vor das Licht gegen das

Fenster hin . . . Es war gewiß Harriet . . . Das Fenster wurde geöffnet und sie lehnte sich heraus — nein, jetzt konnte er deutlich die Schultern Antoniens erkennen. Ob sie wohl an den gestrigen Abend dachte, als sie sich zum Fenster hinausgelehnt und mit ihm gesprochen hatte, während sie das Gewitter erwarteten?

Er fing an die kleine Schubert'sche Melodie zu pfeifen, bei welcher sie damals den Kopf gedreht hatte. Aber er hielt gleich wieder ein aus Angst, daß sie es gehört haben könnte, weil sie eine plötzliche Bewegung machte. Doch ein großes Stück Garten lag ja zwischen ihnen, und er hatte so leise gepfiffen!

Sie schien auf etwas zu hören, was Harriet sagte.

Das Fenster wurde geschlossen. Antonie blieb an demselben stehen, ihm den Rücken zukehrend. Leichte Bewegungen der Schultern und die Beugung des Kopfes zeigten, daß sie mit der Schwester sprach. Dann ging sie langsam hinein und nur der Schatten schwebte noch bisweilen über die Decke hin — bis auch er in einer Ecke verschwand und das Zimmer nur erfüllt zu sein schien von einem stillen, goldenen Lichte, das die Ränder des wilden Weinlaubs in dunkler Rubingluth entzündete und zwischen den kleinen, zitternden Birkenblättern mit thaunassem Schimmer hinausstrahlte.

Wilhelm schritt von dem einsamen, friedlichen Lampenlichte hinweg in den Laubschatten hinein gegen das unruhige Laternenflimmern und Fensterblinken der Stadt zu.

XIII.

„Willst Du mir denn absolut eine Erkältung auf den Hals schaffen?"

Antonie verschloß das Fenster, drehte sich um und sah gedankenvoll nach der Schwester. Harriet saß mit dem Rücken gegen sie vor dem Spiegel und kämmte ihr losgelöstes Haar, das fast bis zum Boden reichte und den weißen Frisirmantel halb bedeckte.

„Aber etwas ist doch zwischen ihm und Dir vorgefallen, nicht wahr Harriet?", fragte Antonie plötzlich.

„Zwischen wem und mir?"

„Nun, Herz natürlich, wir sprachen ja eben von ihm . . . Ich war doch damals nicht so dumm, um nicht ganz gut merken zu können, daß er Dich gern hatte . . . Aber, ich meine, ob er nur ganz im Stillen geschwärmt, oder ob er Dir geradezu gesagt hat, daß er Dich liebe."

„Das kann Dir doch ganz einerlei sein."

„Nein, das interessirt mich, und mir kannst Du's doch sagen, Du brauchst Dich doch deswegen nicht zu schämen."

„Nein; denn jedenfalls ist er es gewesen, der in mich verliebt war" . . .

„Nun: wenn Du in ihn verliebt gewesen wärst, brauchtest Du Dich doch auch nicht zu schämen."

„O nein . . . Diese jugendliche Liebe ist ja so etwas Zufälliges, daß sie sich auf den Ersten Besten werfen kann und überhaupt nicht viel zu bedeuten hat."

„Pfui, wie schlecht Du sprichst!"

„Und dann ist er ja schließlich nicht unbedeutender als die Meisten."

„Unbedeutender!"

„Du findest ihn wohl bedeutend!"

„O nein — er muß wohl sogar ziemlich unbedeutend sein, da er so viel und so gern mit mir sprach und über so ernste Dinge; denn ich weiß wohl, daß die Anderen, die ich kenne, dazu zu bedeutend sind."

„So? Ueber ernste Dinge habt Ihr gesprochen? Davon hättest Du mir doch auch etwas erzählen können."

„Wozu denn? . . . Doch, Du sollst das alles nachher hören, sage mir nur, ob er wirklich in Dich verliebt gewesen ist!" — Antonie ging auf die Schwester zu, legte den Arm um ihre Schulter und küßte den Zipfel ihres Ohres, der rosigroth aus der Fülle des braunen Haares hervortrat . . . „Süße Harriet, das kannst Du wirklich, ich sage es ja Niemand; und ich kann's ihm ja auch nicht verdenken, daß er Dich geliebt hat!"

„Nicht? . . . Nun denn, wenn Du es durchaus wissen willst, dann hat er allerdings unleugbar mir einmal die Ehre angethan, feierlich um meine Hand anzuhalten."

„Nein wirklich! Wann war denn das?" rief Antonie, indem sie sich der Schwester schräg gegenüber setzte und, das Kinn in die Hand gestützt, sie unverwandt betrachtete."

„Kurz ehe wir nach Kopenhagen zogen. Er hatte damals eben die Sommerferien bei uns in Naestved zugebracht und wir waren recht gute Freunde. — Ich mochte ihn im Grunde ganz gern; dann kam ich hierher zu Besuch und wir trafen oft bei Professor Wilhjelms zusammen. Er begleitete mich gewöhnlich nach Hause; denn wir hatten ungefähr denselben Weg. Eines Sonntags aber, als es regnete, hatte ich die Magd beauftragt, mich abzuholen. Als er das beim Nachmittagskaffee hörte, merkte ich wohl, daß er sehr enttäuscht wurde und anfing, sich um mich herumzudrehen, als ob er etwas auf dem Herzen hätte . . . ., aber wir waren die ganze Zeit mitten unter den Anderen. Endlich konnte er mir zuflüstern, er hätte mir etwas unter vier Augen zu sagen . . . . Dann, gegen die Theezeit folgte ich einem Winke von ihm und ging aus der Stube . . . Er öffnete die Thür zum Bibliothekszimmer, in dem es finster war, mir wurde plötzlich angst und es kam mir der Gedanke, jetzt hält er um Dich an. Aber ich glaubte es doch auch wieder nicht und ging hinein . . . . Jetzt kannst Du Dir denken, wie lächerlich! In der Bibliothek konnte

man sich am hellen Tage kaum rühren vor Büchern, die auf dem Boden aufgehäuft lagen, und es war so stockfinster, daß man nicht die Hand vor Augen sehen konnte . . . Und da fing er wirklich an zu erklären, daß er mich liebe und ohne mich nicht glücklich werden könne."

„Mein Gott, Harriet, was antwortetest Du denn?"

„O, ich weiß nicht, irgend etwas Dummes, daß er mich mißverstanden, daß ich zu jung sei und an so etwas gar nicht gedacht hätte . . O, das Ganze war zu dumm! Seine Stimme zitterte so, daß sie mich todtenangst machte, bevor er nach etwas Rechtes gesagt hatte; und ich wäre hinausgelaufen, wenn ich nur gewußt hätte, wo die Thüre war. Ich war genau so daran wie Leporello in der Wohnung der Frau Elvira."

„Und darüber kannst Du lachen!"

„Nun, damals lachte ich freilich nicht . . . Als er die Thüre wieder öffnete, war er so bleich, als ob er in Ohnmacht fallen wollte. Aber das ist ja lange her, und er ist mit einer Anderen verlobt, so daß kein Grund vorhanden ist, es so feierlich zu nehmen.

„Ja, er ist allerdings verlobt, aber —"

„Nun?"

„Ach, ich glaube nicht, daß er wirklich in Marie Ingerslev verliebt ist."

„So? . . . . Das sind doch nicht etwa die ‚ernsten Dinge,' die Ihr . . ."

„O pfui, wie kannst Du nur glauben, daß er so unfein sein würde, mit einer Fremden darüber zu sprechen . . . Nein, im Gegentheil, wenn er sie erwähnte, war es immer mit großer Verehrung . . . Aber ich glaube nun einmal, es ist eine Vernunftehe — wenn es eine Ehe wird, und das wird es ja wohl."

„Eine Vernunftehe mit einer Schullehrerin und einer pensionirten Pfarrers-Wittwe zur Schwiegermutter!"

„Ich meine nur, eine Ehe, die nicht aus Leidenschaft geschlossen ist; etwas, das zu Stande gekommen ist, weil es paßt, weil sie ein gutes Mädchen ist, mit der er zufrieden leben kann — gegenseitige Achtung und alles das, worauf ich nicht viel gebe.

„Wirklich nicht? . . . Das ist merkwürdig, denn Du weißt wenigstens, was das ist; was dagegen Leidenschaft —"

„O . . ."

„Ach! Willst Du mir vielleicht einreden, daß Du eine Leidenschaft hättest, die ich nicht entdeckt habe?"

„Das habe ich ja nicht gesagt; aber darum kann man doch wissen, was es ist und eine Meinung darüber haben . . . Ja, das kann man! . . . Ich bin sicher, daß keine Leidenschaft zwischen ihnen herrscht . . . Sie ist gewiß ein ‚vernünftiges, gutes Mädchen,' er aber ist eine schwärmerische Natur — und sie wird ihm auf die Dauer kaum genügen."

„Nun, das geht uns ja eigentlich nichts an."

„O nein, wenn es Jemand von uns beiden anginge, müßtest Du es sein, da Du Dich damit tröstest, es schade nichts, daß Du sein Herz gebrochen hast, weil es jetzt wieder zusammengekittet ist!

XIV.

„Antonie ist leider nicht zu Hause," sagte Frau Schultz . . . Sie macht einen Besuch in der Stadt, aber sie kommt gewiß bald zurück, und wird sich freuen Sie zu sehen . . . . . Sie hat viel davon erzählt, wie hübsch es in Naestved war . . . . Uebrigens glaube ich, daß sie ihr Aufenthalt ein wenig enttäuscht und sie Fräulein Storch ziemlich langweilig gefunden hat . . . . Es geht ja oft so mit den Kinderfreundschaften; so lange die Kinder klein sind, können sie prächtig zusammen spielen, später aber entwickeln sich die Verschiedenheiten, und Antonie ist ja schon ein erwachsenes Mädchen."

„Ja, es überraschte mich, sie als junge Dame wieder zu sehen . . . . Man denkt nicht daran, wie die Zeit vergeht; wenn aber aus den kleinen Mädchen, die einem auf dem Schooße gesessen haben, große geworden sind, die für die jungen Männer schon gefährlich zu werden beginnen, dann spürt man, daß man anfängt, alt zu werden!"

„O Sie, der Sie noch ein junger, unverheiratheter Mann sind und wohl kaum die dreißig erreicht haben — doch? — nun, dann stehen Sie ja gerade in der Blüthezeit . . . . nein, was müssen denn dann wir Mütter sagen, wenn unsere Töchter aufwachsen und uns unser Alter vorwerfen!"

Wilhelm lächelte. Er erinnerte sich daran, wie augenscheinlich die Frau Oberst auf einem Stiftungsballe an den Qualen des Verblühens gelitten hatte, als die plötzlich entfaltete Weiberschönheit Harriets sich eine so ausschließliche Huldigung zuzog, daß sogar ein junger Dragonerlieutenant aus dem Schultz'schen Regiment ganz vergaß, daß auch die Frau Oberst noch tanze. Und jetzt hatte sie zwei Töchter, denen sie helfen mußte, die Bouquets tragen! Uebrigens mußte man zugeben, daß die zweite Jugend der Frau Schultz sich mit einer Lebenskraft erhielt, welche eine Resignation erschweren mußte, und Wilhelm machte dieses Zugeständniß in einem Compliment, das mit lachendem Kopfschütteln beantwortet wurde.

In demselben Augenblicke trat Harriet ein. Antonie hatte Recht: selbst der Blick eines ehemaligen Liebhabers, für welchen im Grunde jede Veränderung ein Rückgang ist, mußte zugeben, daß sie in den letzten Jahren noch schöner geworden war. Ihr Gesicht, welches eine ruhigere Regelmäßigkeit besaß, als das der Schwester, hatte jetzt ganz die harmonische Anmuth der Reife und der geistigen Entwickelung bekommen. Ein hochgeflochtener Nackenknoten, der eine schwere, braune Haarfülle zusammen-

faßte, setzte ihrer Schönheit eine klassische Krone auf; die ungewöhnlich hohe Figur hatte sich zu vollerem Rhythmus gerundet, ohne etwas von ihrer jungfräulichen Schlankheit einzubüßen.

Sie grüßte ihn wie einen alten Bekannten ohne Spur von Verlegenheit und setzte sich an seine Seite. Das Gespräch lenkte sich auf seine Braut, die Harriet während ihres Aufenthaltes auf dem Lande oft in einem Pfarrhofe getroffen hatte, in dem Marie damals Lehrerin gewesen war.

„Beschäftigt sie sich auch hier mit Unterricht?" fragte Harriet.

„Ja, sie ist Lehrerin in einer Schule, und das nimmt ihre meiste Zeit in Anspruch, aber auch ihr meistes Interesse."

„Dann ist sie glücklich! . . . . Es ist von großem Werth, eine solche regelmäßige Thätigkeit zu besitzen, für die man sich interessirt. Wir Weiber leiden so viel darunter, daß wir keine rechte Beschäftigung haben — und dann werden wir melancholisch."

„Aber Sie spielen doch und aquarelliren, hat mir Ihre Schwester erzählt."

„Ja, zum Zeitvertreib mag das ganz gut sein; wenn man es aber nicht so weit bringt, Künstlerin zu werden, so überkommt einen schließlich doch das drückende Gefühl, keine eigentliche Arbeit zu haben."

„Und dann bist Du doch auch häuslich — was sollte aus dem Hause werden ohne Dich?" fragte die Frau Oberst.

„Ach, das ist eben der Aerger! In einem Hause wie dem unsrigen weiß man ja, daß Alles auch ganz gut gehen würde, auch wenn man nicht da wäre."

„Nun, Sie können in Verhältnisse kommen, in denen Ihre häuslichen Tugenden unentbehrlicher sind, als hier . . . Es sieht Ihnen aber ganz ähnlich, so genau, fast pedantisch gegen sich selbst zu sein."

„Es war gut, daß Sie das ‚fast' hinzufügten", antwortete Harriet lachend.

Die Frau Oberst aber stimmte ihm bei. Harriet treibe wirklich ihre Gewissenhaftigkeit zu weit. Es wäre gut für sie, ein wenig von dem Leichtsinn Antoniens angesteckt zu werden!

Wilhelm fühlte sich ganz wie ein Hausfreund, so leicht und natürlich hatte der alte Ton sich gefunden. Alles heimelte ihn an. Es war zum ersten Mal in dieser Wohnung, aber die neue Wohnstube umgab ihn mit lauter bekannten Gegenständen, lauter Inventarien seiner ersten Idylle . . . Ueber dem Sopha, auf dem die Frau Oberst saß, hing noch der alte Kupferstich vom Apollo-Tempel des Claude Lorrain. Hinter den Scheiben des Bücherschranks sah er die Bände, die er so oft an regnerischen Sommerferientagen in Händen gehalten . . . Aus dem Nebenzimmer klangen Cellotöne, immer dieselben, ein kleiner, verrufener Lauf im Anfang des C-Dur-Quartetts von Beethoven, der schon damals zu den täglichen Uebungen des Obersten gehört hatte. Endlich, nachdem er sich wohl ein halbes hundert

Mal wiederholt hatte, hörte er auf. Gleich darauf wurde die Thür geöffnet und der Oberst trat herein.

Obwohl er von der Arbeit in seinem eigenen Zimmer kam, war er doch in Lackstiefeln, bis oben hinauf zugeknöpftem Rock und nicht ohne die bekannten ungeheuren, kreideweißen Manchetten — ganz wie Wilhelm ihn erwartet hatte. Der Oberst Schultz war stets sehr genau gewesen in der Ausstattung seiner Person, die fast zarter und kleiner war, als es für einen Cavallerieoffizier erlaubt schien. Seinen Bart trug er à la Napoleon III. und die sehr weiten Beinkleider spitz nach den Stiefeln zulaufend, was seinen französisch-militärischen Anstrich noch erhöhte. Ein leichter Duft von Patchouli und Cigaretten war seine Atmosphäre.

„Jetzt müssen Sie bald sicher sein in der Cello-Passage, Herr Oberst," bemerkte Wilhelm, als die Grüße gewechselt waren.

„O, sagen Sie das nicht; es ist kein Spaß, obschon es ganz leicht klingt. Kellermann übte diese Stelle täglich eine Viertelstunde, und sie ging ihm doch einmal bei einem Concerte in die Brüche."

Wäre Kellermann hier nicht erwähnt worden, so wäre Wilhelm ebenso enttäuscht gewesen, wie wenn man in der gewohnten Kneipenecke einen possirlichen Stammgast vermißt. Jetzt fehlte nur noch des Springer-Gambit, dann stand das Schultz'sche Haus vollendet bis zur Wetterfahne da in seiner alten Glorie!

Oberst Schultz erzählte von seiner Reise nach Frankreich, wo er einer der Repräsentanten der dänischen Armee bei der großen Revue gewesen. Er war entzückt über die Liebenswürdigkeit der französischen Offiziere und begeistert für das Heer. Man würde es noch sehen, wie ihre Waffen Revanche an Deutschland nehmen würden, trotzdem die schlechte republikanische Regierung mit ihren zersetzenden und atheistischen Bestrebungen einem fast die Hoffnung nehmen könnte. Uebrigens mache man sich im Auslande eine verkehrte Vorstellung von ihrer Macht; der Kern des Volkes sei immer noch royalistisch und gläubig. Er hätte seiner Wirthin, einer vortrefflichen braven Bauersfrau, sein Ritterkreuz gezeigt und ihr die Inschrift übersetzen müssen. Dieu — le roi — mais c'est très beau! hätte sie ausgerufen. Die brave Frau habe ihm den Glauben an Frankreichs Größe zurückgegeben!

Plötzlich fiel es dem Obersten ein, daß Herr Herz vielleicht Lust hätte, eine Partie Schach zu spielen. Er hatte selbst mehrere Tage lang nicht gespielt, und weil Besuch für ihn der schrecklichste Frohndienst war, so dachte er, es müsse auch für den armen jungen Mann ein ungeheurer Vortheil sein, einen solchen Besuch in eine Schachpartie verwandelt zu bekommen, bei der man doch wußte, woran man war.

„Ich glaube gar, Sie sind mir noch Revanche schuldig."

„Dessen kann ich mich wirklich nicht erinnern; aber es wird wohl kaum der Fall sein, da der Herr Oberst ja so ausgezeichnet spielt."

„Nun, wir wollen einmal in meinem Journal nachsehen," sagte der Oberst und ging in sein Zimmer, nach welchem er die Thüre offen ließ.

„Das nenne ich seine Sachen in Ordnung haben!" rief Wilhelm; „nach so langer Zeit!"

„Wie lange ist es her, daß Sie uns in Naestved besuchten?" fragte die Frau Oberst.

„Es wird wohl neun Jahre sein."

„Journal — Journal für achtzehnhundert — wann sagen Sie?"

„Dreiundsiebzig."

„Achtzehnhundert — und — drei — und siebzig — Sommer — warten Sie, warten Sie — hier werden wir's gleich sehen, lieber Herr," sagte der Oberst, welcher herankam, in einem kleinen Maroquinbande blätternd — „Sie erinnern sich wohl nicht —"

„Ich reiste am fünfundzwanzigsten August," sagte Wilhelm und erröthete, weil er das Datum so genau wußte.

„Also wahrscheinlich — ja, hier haben wir's, ganz recht . . . Sehen Sie nur, am vierundzwanzigsten, Spiel mit Herrn Herz — Match II No. 7. verloren. Zu zeitige Entblößung des linken Flügels — hm — hier kommt nur noch ein Hinweis auf das Pariser Turnier." — Der Oberst unterstrich die Zeile mit dem Nagel des kleinen Fingers, dessen scharfes Dreieck das Papier hätte durchschneiden können . . . „Also der alte Match steht — lassen Sie sehen — steht so — daß — ach, daß Sie — 2½ — gegen — 4 haben . . . ja, 2½ gegen 4 . . . Also wenn Sie Lust haben, können wir gleich weiter spielen."

Wilhelm hätte zwar vorgezogen, bei den Damen zu bleiben; andrerseits mußte er sich aber darüber freuen, zwischen sich und der Familie ein so gutes Verbindungsglied zu besitzen, wie die Schachpassion des Obersten, und er folgte ihm darum ohne Widerstand nach der kleinen, carrirten Wahlstatt.

Als sie ungefähr eine halbe Stunde gespielt hatten, hörte er plötzlich die Stimme Antoniens in der Wohnstube. Er hatte eben einen Vortheil über den Obersten errungen, und das Spiel würde sich deshalb in's Unendliche hinausgezogen haben — und er fing an, vor Ungeduld zu brennen . . . Wenn er einer Einladuug zum Mittagessen hätte Folge leisten können, im Falle es gar zu lange dauerte, ja dann — aber er mußte zu Ingerslevs. Wahrscheinlich würde er kaum Zeit haben, Antonien ein kurzes „Guten Tag," zu sagen, um dann Hals über Kopf fortzustürzen; denn die Mittagsstunde Frau Ingerslevs war so schrecklich altmodisch zeitig. Er faßte sich ein Herz, that, als ob er eine Falle übersehen, fiel mit Willen in ein ‚Schach und Gardez' und brachte es nach einer Viertelstunde so weit, daß er das Spiel verloren geben konnte. Mit einer für einen Schachmatten durchaus unpassenden Lebhaftigkeit stand er auf, dankte dem Obersten und ging, gefolgt von dem Sieger, in die Wohnstube.

„Ach, ich hätte kaum gehofft, Sie zu sehen," sagte Antonie, „als ich hörte, daß Sie schon beim Schachspiel wären . . . es ist hübsch vom Vater, daß er schon mit Ihnen fertig geworden ist."

„Herr Herz kam mit einem so vergnügten Gesicht herein, daß er gewiß der Sieger ist," bemerkte Frau Schultz.

„Nein," sagte der Oberst, „ich war's, der siegte . . . Herr Herz hatte übrigens eine sehr gute Stellung bekommen, eine für mich gefährliche Stellung, aber ich weiß nicht, auf ein Mal — ja wissen Sie, Herr Herz, nachdem Sie die Königin verloren hatten, haben Sie, grade heraus gesagt, dilettantenhaft gespielt . . . So den Kopf zu verlieren!"

„Ja, ich merke, ich bin aus der Uebung gekommen."

„Sie haben vielleicht gedacht, wenn die Königin fort ist, was taugt dann das Reich?"

„Pfui Tony, überlaß Du das den Herren, dem schönen Geschlechte Complimente zu machen."

„Oder vielleicht hat Herr Herz absichtlich verloren, um zu uns hereinzukommen," errieth die Frau Oberst.

„Sie sind wirklich gar zu erfinderisch, die einfache Thatsache, daß ich schlecht gespielt habe, zu erklären!"

„Nein, freiwillig ein Spiel zu verlieren — haha! —", rief der Oberst, „Du sprichst wie Du's verstehst, liebe Frau . . . Nein, da müßte man doch bis über beide Ohren verliebt sein, und selbst dann nicht — selbst dann nicht!"

„Ach, es ist abscheulich," rief Antonie, „es mit anhören zu müssen, daß die Männer unsertwegen nicht einmal ein Spiel verlieren wollen!"

„Nun, Sie waren mir ja auch Revanche schuldig; nächstes Mal ist die Reihe an Ihnen . . . Wenn Sie uns nicht früher das Vergnügen machen, hoffe ich, daß Sie einmal Abends ein paar Quartette bei uns anhören werden."

„Ach, werden wir bald einen Quartettabend haben, Vater? Das ist ja herrlich!"

„Wir wollen sehen; vielleicht in dieser Woche, wenn nicht eine Oper dazwischen kommt."

„Hast Du Herrn Herz Deine Aquarelle gezeigt?", fragte Antonie — „Das solltest Du doch — die von der Reise — Herr Herz ist selbst in der Schweiz gewesen."

„Ja, die müssen Sie mir zeigen — —"

„Nun, Herr Herz," sagte Antonie, als Harriet hinausgegangen war, „sind Sie ausgezankt worden von Ihrer Braut, weil Sie ihren Geburtstag versäumt haben?"

„Nein, das bin ich nicht, obgleich ich es verdient habe."

„Da haben Sie es freilich gut . . . Gott weiß, ob ich eben so gutmüthig an ihrer — wenn ich verlobt wäre . . . Hören Sie, ich möchte

gern Ihre Braut kennen lernen, Harriet hat sie so sehr gefallen. Wollen Sie sie uns nicht einmal vorstellen?"

„O ja, sehr gern; ich habe gerade den Gedanken gehabt, daß es für sie sehr gut sein würde, Sie und Ihre Schwester kennen zu lernen."

„Hier sind die Aquarelle", sagte Harriet; „wenn man aber die Wirklichkeit gesehen hat, nehmen sie sich freilich armselig aus."

„Im Gegentheil, wenn man sie kennt, sucht man in ihnen noch mehr . . . Ah, da haben wir ja die Dreieinigkeit des ewigen Schnees — oh, das ist aber wirklich sehr schön! — Das Abendroth auf dem Silberhorn entzückend! . . . es muß von Wengernalp aus gesehen sein, man hat ja die Jungfrau gerade vor sich . . . Und der finstere Fichtenvordergrund, der ist wohl auf dem Hügel, von dem aus man gegen Interlaken sieht? . . . Den achtundzwanzigsten August 1880. — Aber das war ja gerade zu derselben Zeit, zu der ich dort war! . . . Warten Sie einmal . . . ja, nur zwei Tage später!"

„Zwei Tage genügen, um einander nicht zu begegnen," sagte Harriet lachend.

„Zwei elende Tage! Und wie schön wäre es gewesen, wenn ich Sie dort getroffen hätte . . . ich ahnte nicht einmal, daß Sie in der Nähe wären!"

Antonie sah ihn verstohlen an. Es war ihr, als ob sie auf seinem Gesichte die Seligkeit sehen könnte, die er empfunden hätte, wenn er unerwartet, wie durch ein Wunder, der Gebieterin seines Herzens in der Einsamkeit der gigantischen Gebirgsnatur begegnet wäre — wenn er dort mit ihr gewandelt wäre, während die untergehende Sonne ihr Rosalicht und ihre kühlblauen Schatten über den ewigen Schnee hinhauchte, das Alpenglühen die goldenen Firnen entzündete und die Gletscherlawinen wie rauchende Wasserfälle donnernd zur Tiefe stürzten!

Sie fühlte in diesem Augenblicke einen Anflug von Neid gegen die Schwester und von Mitleid mit ihm: mein Gott so nahe daran, warum konnte das Schicksal ihm nicht den glücklichen Zufall gönnen, eine kleine Oase in seiner Wüstenwanderung!

„Und Sie waren nicht mit, Fräulein Antonie?"

„Nein, Harriet reiste mit der Familie, bei der sie auf dem Lande wohnte."

„Nun, Sie traf ich ja ebenso unerwartet und zufällig in Naestved. Freilich ist es dort nicht so schön wie auf der Wengernalp, aber stimmungsvoll ist es doch auch."

Antonie lächelte. „Es verhält sich wohl zum Berner Oberland, wie ich zu Harriet," dachte sie.

„Sie hat Talent, nicht wahr?" fragte die Frau Oberst vom Sopha.

„O gewiß, bedeutendes . . . Dies Bild vom Pilatus mit dem Wolkenhute ist vorzüglich . . . Wie? War das halb vier, was es eben schlug? Dann muß ich mich beeilen."

„Sind Sie irgendwo zum Mittagessen eingeladen?"

„Ich muß zu meiner Braut und Schwiegermutter, dort bin ich stets des Sonntags."

„Dann grüßen Sie Ihre Braut von mir; sie erinnert sich wohl meiner noch."

„Es wird uns freuen, sie bei uns zu sehen," fügte die Frau Oberst hinzu.

XV.

„Ist Wilhelm noch nicht da?", fragte Marie, indem sie den Hut abnahm und auf's Clavier warf. — „Und ich bin so gelaufen, um nicht zu spät zu kommen . . . er bleibt lange bei Schultze's."

„Beim Oberst?"

„Ja, ich sah ihn zur Gartenthür hineingehen, als ich auf dem Wege nach Oesterbrock war . . . Er war ein kleines Stück voraus, ich rief ihm zu, aber er hatte solche Eile, daß er weder sah noch hörte . . . Gott weiß, was er eigentlich dort will."

„Es ist wohl nur ein Besuch, weil er die Tochter in Naestved getroffen hat," sagte Frau Ingerslev. „Aber er hätte freilich pünktlich zum Mittagsessen kommen können . . . Sophie, Du mußt den Tisch decken."

„Nun, mein Gott, weil man eine junge Dame in einem fremden Hause trifft, braucht man doch nicht gleich die Familie zu besuchen."

„Nein, das ist schon richtig, aber was hast Du denn dagegen? Fürchtest Du die Harriet?"

„Fürchten, das will ich nicht sagen, obschon ich wohl weiß, daß Wilhelm mich nie so geliebt hat wie sie — sie ist ja auch so schön . . . Aber es kann nicht zum Guten sein — und es ruft doch leicht Unruhe und Verstimmtheit hervor —"

„Nun, so fest wird doch wohl sein Herz mit den Jahren geworden sein, daß er sie ohne Schaden sehen kann."

„Besser ist immer besser . . . Wenn nun Harriet jetzt anfinge für ihn eingenommen zu werden — ich fürchte ja nicht, daß er mich verlassen würde — natürlich nicht — das fällt mir ja nicht ein, — aber doch —"

„O darüber kannst Du ganz ruhig sein . . . Wenn ein Weib sich einmal von einem Manne geliebt gewußt hat, ohne sein Gefühl zu erwidern, so wird sie ihn niemals lieben."

„Warum nicht?"

„Warum, warum — das weiß ich nicht mein Kind — es ist nun einmal so . . . Ah, da kommt er ja endlich — —"

„Nun, waren die Damen liebenswürdig, Wilhelm?"

„Welche Damen?"

„Natürlich die dort, wo Du warst."

„Du weißt doch auch Alles, man kann Dir nie etwas erzählen!"

„Eben deshalb, weil Du nicht einer von denen bist, die viel er-

zählen, muß ich doch dafür sorgen, selbst etwas zu erfahren . . . Uebrigens, wenn man zufälligerweise Dir nachgelaufen ist und Dich gerufen hat, bis Du durch eine Gartenthür entschlüpft bist, dann ist es nicht so übermenschlich, zu wissen, wo Du warst."

„Ah, auf diese Weise! . . . Ja, gewiß waren die Damen liebenswürdig, es ist ja ihr Metier . . . Harriet Schultz war sogar so liebenswürdig, daß sie mich bat, Dich zu grüßen, sie erinnerte sich Deiner mit großer Freundlichkeit . . . Warum hast Du mir denn nie erzählt, daß Du sie einmal auf dem Lande getroffen hast?"

„Ich weiß nicht, ich dachte, ich hätte Dir's gesagt."

„Nein, Gott bewahre . . . Da kannst Du sehen, daß ich auch dazu genöthigt bin, mein Wissen mir selbst zu verschaffen . . . Sie möchten Dich gern sehen bei Schultzes — hast Du nicht Lust, einmal mit mir hinzugehen?"

„Nein; was soll ich denn dort?"

„Nun, was soll man überhaupt unter Menschen? . . . Ich meinte, es würde Dir Vergnügen machen — es ist ein lebhaftes Haus — und besonders die Töchter kennen zu lernen — Ihr würdet gewiß Freundinnen werden."

„Du hast so oft gesagt, Du wärst froh, daß ich keine Freundinnen habe."

„Nun, Freundinnen und Freundinnen — ich schwärme allerdings im Allgemeinen nicht für die Mädchenfreundschaften — dies Aneinanderhängen und einander in die Ohren Flüstern — das übrigens nach der Verlobung selten ist . . . Von diesem Verkehre aber, glaube ich, würdest Du Nutzen haben . . . ich verstehe überhaupt nicht, warum Du Dich so abwehrend verhältst."

„Du weißt ja, daß ich nicht sehr dafür bin, neue Bekanntschaften zu machen, ich habe an den alten genug . . . Außerdem habe ich nicht viel Zeit auszugehen und, ich weiß nicht, ich habe nun einmal keine Lust!"

Nun, ja, ja," warf Wilhelm in gleichgültigem Tone hin und blätterte in einem Notenbuche, das auf dem Claviere lag.

„Kommt jetzt herein zum Essen, Kinder, es ist aufgetragen," sagte Frau Ingerslev, welche die Thür zum Speisezimmer öffnete, freudestrahlend darüber, daß der Milchbrei weder angebrannt noch durch das Warten fest geworden war. Denn Milchbrei war Wilhelms bescheidenes Leibgericht, das er im Wirthshause entbehren mußte.

Trotzdem er aber an dem Teller mit Zimmt sehen konnte, was ihn in der Schüssel erwartete, setzte er sich verstimmt zu Tisch, und das kleine Tischgebet, das ihm sonst den Lippen Mariens so kleidsam erschien, ärgerte ihn so, daß er nicht wußte, wo er die Augen hinwenden sollte.

Er dachte an den pikanten Mund Antoniens, dessen Lippen nicht wie die Mariens gleichmäßig und einfach wie ein alter Gesangbuchvers ge-

reimt waren, sondern frei geschwungen in beweglichen Rhythmenwellen — ob sie wohl auch das Tischgebet sprechen konnten?

XVI.

„Ei guten Abend, Herr Herz! Hier müssen wir uns treffen?"

Es war die muntere Stimme Antoniens, die mit froher Ueberraschung den Kopf drehte.

„Ja, es scheint so, guten Abend . . . Nun, jetzt kann ich ja gleich das Vergnügen haben, Ihnen meine Braut vorzustellen — Fräulein Antonie Schultz — Fräulein — ach, bei Ihnen ist eine Vorstellung ja gar nicht nöthig."

„Nein, ich hoffe, Sie haben bereits einen Gruß von mir erhalten," sagte Harriet und gab Marie freundlich die Hand. „Und hier hinaus sind Sie gewandert! Es kann doch nicht das Wetter gewesen sein, das Sie zur Strandpromenade verlockt hat."

„Das nicht, aber zwischen den vier Wänden wäre es doch gar zu eingeschlossen," sagte Marie, „und ein wenig langweilig, gar nicht herauszukommen."

„Langweilig," rief Antonie, „wenn Ihr Bräutigam bei Ihnen ist?"

„Den habe ich ja auch hier."

Harriet und Marie schienen auf dem Sprunge zu stehen, sich zu verabschieden, aber Antonie und Wilhelm waren schon in lebhaftem Gespräche und einige Schritte auf dem Fußwege voraus.

„Es ist freilich kein solches Wetter wie vor acht Tagen, als wir in Lönnede waren," sagte Antonie. „Damals war es noch ganz Sommer — jetzt aber sieht es so finster und kalt über dem Meere aus, daß man förmlich friert, wenn man die eisengrauen Wellen anblickt — und die Bäume lassen die Blätter uns vor die Füße fallen und seufzen und knirschen — hören Sie nur, es klingt wie ein Ringen hölzerner Hände, solche Angst haben sie vor dem Herbst! . . . Die Armen," fügte sie hinzu, „sie werden ganz entblößt, gerade wenn die Kälte kommt — wir Menschen ziehen uns doch wärmer an, was ich übrigens auch schon hätte thun sollen."

„Aber ich trage ja hier einen Shawl, nehmen Sie den doch um! Marie braucht ihn nicht."

„Dann friere ich nachher um so mehr."

„Nein, wir begleiten Sie bis an die Thür . . . . . Erlauben Sie mir . . ."

„Tausend Dank, Sie sind sehr — darf ich denn wirklich Ihr Tuch benutzen, Fräulein Ingerslev?"

„Herzlich gern," antwortete Marie hinter ihnen. Sie sprach eben sehr lebhaft mit Harriet und hatte nichts mehr gegen die Begleitung, als sie merkte, daß Wilhelm gar keine Sehnsucht danach zeigte, an Harriet's Seite zu sein, sondern sich mit der Schwester begnügte.

„Uebrigens haben Sie ja ungefähr ebensoweit hinaus wie wir, und haben doch auch mit dem Wetter vorlieb genommen," sagte Wilhelm.

„Wir sind hier in Gesellschaft."

„In Gesellschaft?" rief Marie lachend. „Das sieht man!"

„Sie können doch nicht leugnen, daß wir in diesem Augenblicke in sehr guter Gesellschaft sind!"

„Nein, ich will Ihnen sagen, wir sind hier bei einem Onkel in Rosenwenge*), bei dem wir alle vierzehn Tage zu Mittag essen," antwortete Harriet, „und da können wir uns die Freiheit nehmen, ein wenig fortzulaufen."

„Aber eine Ueberraschung war es freilich, von Ihrer Stimme erweckt zu werden," sagte Wilhelm.

„Und aus welchen Träumen?" fragte Antonie. „Sie blickten so in die Ferne über das Meer hinaus . . . Woran haben Sie eigentlich gedacht?"

„Ja, wenn Sie das wüßten!"

„Ach, ich kann mir schon denken, daß es Liebe war; denn Sie gingen ja mit Ihrer Braut."

„Nein, das eigentlich nicht!"

„Wollen Sie es mir nicht sagen?"

„Das darf ich nicht."

„So? Dann war es sicher etwas Unerlaubtes!"

Es war natürlich Harriet, weil er es nicht sagen darf, dachte sie.

„Nein, durchaus nicht, im Gegentheil; wenn Sie es übrigens gern wissen wollen und mir versprechen —"

„Nein, nun mag ich es gar nicht hören." Und sie dachte weiter: dann war es doch nicht Harriet; denn er hat mich doch nicht zu seiner Vertrauten machen wollen, wovor ich mich auch bedanken möchte!

„Gehen Sie mit hier hinein durch Rosenwenge?"

„Ach, wir wollen doch nicht schon zurück! Die Sonne ist ja noch nicht einmal hinunter, und es ist so schauderhaft langweilig beim Onkel!"

„Aber Antonie!" rief Harriet lachend.

„Es ist doch wahr; das kannst Du doch nicht leugnen . . . . Wir wollen thun, als ob wir den Schlüssel vergessen hätten**) und den Kalkbrennerweg gehen."

„Du weißt doch, daß sie es nicht lieben, wenn wir so lange fortbleiben . . . Und Herr Herz und Fräulein Ingerslev haben vielleicht auch gar keine Lust so weit zu gehen."

„O, sie müßten es ja doch, wenn wir den Schlüssel wirklich vergessen

*) Vorstadt Kopenhagens.

**) Die Vorstadtviertel sind durch Thore abgeschlossen.

hätten," sagte Antonie und begann mit Wilhelm vorwärts zu gehen. „Seht nur, jetzt wird es auch schöner!"

Es fing an, heller zu werden zwischen den Wolken und über dem grauen Sund, auf welchem plötzlich ein Segel weithin erglänzte, von unsichtbaren Strahlen beleuchtet. Hinter den Büschen der Gärten flossen kupferfarbene Streifen zwischen die bleiernen Wolken hinaus. Dann schoß ein langer, stechender Lichtstrahl zwischen den Stämmen hervor, breitete sich über den Weg und zog die Schatten der Dahinschreitenden über Gräben und Erdhaufen weit nach dem Ufer hinunter.

„Wissen Sie, daß Sie jetzt die Erlaubniß haben, sich etwas zu wünschen?" sagte Antonie.

„Die hat man glücklicherweise immer," antwortete Wilhelm, „wie sollte man es auch ohne die aushalten?"

„Das ist wahr! Aber jetzt muß es erfüllt werden, weil Sie zwischen zwei Schwestern gehen."

„Dann will ich wünschen, sehr oft zwischen diesen beiden Schwestern gehen zu dürfen."

„Wie bescheiden!" sagte Harriet.

„Und galant!" fügte Antonie hinzu.

„Nein, das ist ein schlauer Wunsch," meinte Marie; „denn dann kann er ja immer von Neuem wünschen."

„Richtig!", rief Antonie, „ich habe auch als Kind mich immer darüber gewundert, wie dumm die Leute in den Märchen ihre drei Wünsche benutzt haben . . . Wenn ich nur einen Wunsch bekäme, so würde ich wünschen, daß Alles was ich wünschte, erfüllt würde."

„Nun, das wäre freilich nicht bescheiden!" sagte Marie lachend.

„Ich will Sie einen deutschen Vers lehren, Fräulein Jagersley, der mehr tiefsinnig, als grammaticalisch ist:

Bescheidenheit ist eine Zier,
Doch weiter kommt man ohne ihr."

Wilhelm fand, daß er mit seiner Bescheidenheit weit genug käme. Sein Wunsch ging nicht über die angenehme, träumerische Stimmung des Augenblickes hinaus. Wie sehr er auch von Antonien in Naestved eingenommen worden war, wo sie von den Erinnerungen an Harriet umgeben gewesen, er fand sie doch hier in der lebendigen Nähe Harriets noch berauschender! Weit davon entfernt, von der Schönheit der Schwester überstrahlt zu werden, schien sie von ihr einen Glorienschein zu erhalten, und es war ihm wunderbar angenehm, zu hören, wie die Stimme Harriets, deren Ton noch immer sein Ohr mit schmerzvermischter Lust berührte, sich in das Gespräch mischte und ihm bisweilen eine neue, unerwartete Richtung gab. Auch störte es ihn durchaus nicht, daß Marie ebenfalls an der Unterhaltung theilnahm. In glückselig dankbarer Stimmung hieß er auch sie zu

dieses Augenblicks Versöhnungsfeste willkommen — diesem Versöhnungsfeste seiner Gefühle — der alten und der neuen . . .

Die kleine Thür vom Kalkbrennerwege nach Rosenwenge theilte sie wiederum in Paare, Wilhelm und Antonie blieben ein wenig zurück.

Als Antonie schon den gelben Giebel vom Hause des Onkels zwischen den dunklen Baumkronen sehen konnte, sagte sie plötzlich:

„Sie könnten mir doch sagen, woran Sie eigentlich gedacht haben."

„An Sie."

Antonie erröthete unnöthig stark bei dieser Antwort, und ein conventionelles Lächeln mißlang. Sie sah auf den Boden hinunter und antwortete: „Sie dachten gewiß daran, daß Sie heute vor acht Tagen in Lönnede waren, und da konnten Sie natürlich nicht umhin, sich auch meiner zu erinnern."

„Nein, ich dachte an den Abend, an das Gewitter und an die Bodentreppe." Und als sich über die Wangen Antoniens ein noch tieferes Roth legte, fügte er hinzu: „Sie haben Recht gehabt, mir damals böse zu sein . . . . Ich behandelte Sie wirklich wie ein halbes Kind und das sind Sie ganz und gar nicht . . . Aber nicht wahr? wenn ich Sie um Verzeihung bitte, so verzeihen Sie mir, was ich Ihnen schuldig bin?"

Antonie blickte eine Secunde auf, um zu sehen, ob die Anderen in der Nähe wären; sie wurde plötzlich so verwirrt, daß sie nicht wußte, was sie antworten solle und stotterte: „Ja natürlich — das heißt — es ist mir gar nicht eingefallen, gekränkt zu sein — einen Augenblick vielleicht — aber später habe ich wirklich nicht daran gedacht . . . Uebrigens, ich selbst war es ja, die sich so dumm benahm — ich schäme mich darüber — und Sie thaten es ja nur, um mich zu beruhigen . . ."

Sie fühlte sich erleichtert, als sie bei den letzten Worten Harriet und Marie erreichten, die an der Gartenthür standen; denn sie wußte jetzt ebenso wenig, wo sie einen Punkt machen, als vorhin, wo sie nach seinem Fragezeichen beginnen sollte.

Die Verlobten verabschiedeten sich von dem Schwesternpaare, und Wilhelm wanderte mit Marie so vergnügt nach Hause, als ob er statt seiner Braut seine Geliebte am Arm gehabt hätte.

„Es ist wirklich ein gutes Wesen, diese Marie," sagte Harriet, „und im Ganzen genommen ein nettes Paar, sie passen zusammen."

„Ach ja, aber er ist doch viel hübscher."

„Hübsch? . . In seiner Jugend war er sogar beinahe eine Schönheit . . . . jetzt aber, jetzt hat er etwas Ordinäres bekommen — dieses feine Schnurrbärtchen — so ein Mondscheinsritter — ein Tenorist."

Ein Tenorist! Das war das Fürchterlichste, was gesagt werden konnte . . . Ein Mondscheinsritter, das hätte Antonie zur Noth passiren lassen, aber ein Tenorist!

Sie war nahe daran, eine böse Antwort zu geben, aber sie nahm sich zusammen und begnügte sich damit, zu denken:

„Jawohl, damals, als Du Dir von ihm die Kur machen ließest und seine Liebe wegwarfst, da war er Dir schön genug .... Jetzt aber, da er mich vorzieht — denn das thut er doch wirklich! — jetzt sieht er aus wie ein Tenorist! ... Nun, ich bin ja auch keine Schönheit wie Du, und für mich ist er schön genug."

Harriet wunderte sich darüber, daß Antonie den ganzen Abend nicht ein Wort mit ihr sprach; aber sie redete auch mit den Anderen nicht viel und klagte über Kopfweh. Sie saß allein am Fenster und sah nach dem finsteren Herbsthimmel, dessen unruhige Sterne an den Rändern der ziehenden Wolken flimmerten.

Auch auf dem Nachhausewege blieb sie schweigsam und ließ sich nur einsilbige Wörtchen entlocken.

Als sie an den „schwarzen Teichen" entlang gingen, fragte Harriet: „Wenn jetzt Herr Herz zu unseren Musikabenden kommt, kann er dann zur Unterhaltung nicht auch etwas beitragen? Singt er nicht?"

„Ich weiß wirklich nicht ... er pfeift fast immer ... übrigens singt er wohl — Tenor."

Es lag eine solche halbkomische Bitterkeit in diesem betonten Worte, daß Harriet verwundert die Schwester ansah, welche mit gekünstelter Gleichgültigkeit über die See hinausblickte.

Und Harriet schüttelte bedenklich ihr schönes Haupt.

XVII.

„Kommst Du heute Abend, Wilhelm?", fragte Marie.

„Nein, heute Abend bin ich eingeladen."

„Aber morgen Abend?"

„Vielleicht, nein, morgen Abend ist ja Lehrerversammlung wegen des Ueberschusses der Krankenkasse, die gewöhnlich damit endet, daß wir den Ueberschuß vertrinken."

„Auch eine Verwendung — anstatt ihn für das nächste Jahr aufzuheben!"

„Dafür stimme ich auch immer, aber die Unvernunft siegt natürlich."

„Und Du bist nur ein einziges Mal in dieser Woche hier gewesen!"

„Darum bin ich ja eben heute Nachmittag gekommen."

„Ja, etwas mußte ich Dich doch haben ... Aber es ist freilich nicht dasselbe, die Abende sind so traulich."

„Das ist wahr, aber alle diese Abende ist etwas dazwischen gekommen ... Man kann mir doch nicht vorwerfen, daß ich zuviel ausgehe."

„Nein, das thue ich auch nicht ... es ist nur, weil ich Dich in der letzten Zeit ein wenig vermißt habe ... In der vorigen Woche warst

Du nur zwei Abende da und — und auch in der vorvorigen, aber da warst Du ja allerdings in Naestved."

„So? Du führst genaue Rechnung."

„O, das ist nicht so schwierig zu behalten. Im Frühjahr kamst Du wenigstens drei Abende in der Woche."

Wilhelm antwortete nicht, er sah ärgerlich auf eine Scheere, mit welcher er nervös spielte.

„Gieb mir die Scheere, Du zerbrichst sie sonst noch . . . wo bist Du denn heute eingeladen?"

„Zu Oberst Schultz."

„Hm, Gesellschaft?"

„Sie haben Quartettmusik heute."

„Du bist doch glücklich, so viel Musik hören zu können."

„Nun, zu diesen Quartettabenden kannst Du ja auch kommen, ich habe Dir ja gesagt, daß sie Dich gerne sehen würden . . . aber natürlich müßtest Du einen Besuch machen, es sind Leute, die auf die Form sehen."

„Aber ich habe Dir ja auch gesagt, daß ich mir aus der Bekanntschaft nichts mache — und der Musik wegen einen Verkehr anzuknüpfen, das fällt mir doch nicht ein."

„Nein, gewiß nicht," antwortete Wilhelm, froh darüber, daß sie bei ihren ersten Entschlüssen blieb. „Vielleicht hast Du Recht, Sympathien und Antipathien irren selten."

„Nun, Antipathie, ich kann nicht sagen, daß ich eine Antipathie habe — keineswegs — warum denn?"

Aber vielleicht Eifersucht, dachte Wilhelm. „Jedenfalls kannst Du mir's nicht verdenken, daß ich allein gehe, wenn es Dir auch bisweilen einen Abend rauben sollte — es ist ja nicht meine Schuld, daß wir nicht zusammen dort sind."

„Nein, natürlich mußt Du hin, wenn Du Lust hast . . . Ein Klotz am Fuß, das ist dasjenige, was ich Dir am allerwenigsten sein möchte." Wenn ich mitginge, würde er noch öfter hingehen, dachte sie; und ein regelmäßiger Verkehr kommt nicht leicht zu Stande, wenn ich mich fortwährend zurückhalte."

Sie saßen einige Minuten stumm. Marie nähte fleißig, Wilhelm blätterte in einem Buche, sah auf die Uhr und verglich sie mit der seinen.

„Sage mir," fragte Marie und blickte plötzlich auf, „warum bist Du nur in den letzten Tagen — in dieser Woche — in einer so schrecklichen Laune gewesen?"

„Ich? Warum sollte ich denn schlechter Laune sein?"

„Ja Liebster, das möchte ich eben von Dir wissen — Du bist es doch . . . Am Sonntag war Deine Stimmung eine ganz gute, aber vorgestern war sie sehr trübe, und heute ist sie auch nicht besonders hell . . . Was ist Dir denn zuwider gegangen? Denn etwas muß es doch sein."

„Nein, ich versichere Dich, gar nichts — ja, vielleicht vorgestern ein paar kleine Verdrießlichkeiten, die nicht der Rede werth sind . . . Aber heute bin ich durchaus nicht schlechter Laune, ich befinde mich sehr wohl."

Er zwang ein Lächeln derselben Art hervor, mit welcher man versichert, daß ein bitterer Schnaps vorzüglich schmecke. Und wie das gewöhnlich geht, die Beschuldigung in schlechter Laune zu sein, versetzte ihn in noch schlechtere. Er konnte sich kaum überwinden, den Mund zu öffnen, sah rings umher an Decke und Wänden nach ein paar summenden Fliegen und blätterte zerstreut in einem Buche.

„Wo ist denn Deine Mutter, kommt sie nicht bald nach Hause?"

„Ich weiß nicht, sie ging aus, um Kaffee zu kaufen."

„Dann grüße sie; ich muß jetzt fort und einem dummen Jungen Latein mit Löffeln eingeben; die Uhr ist drei."

„Da hast Du doch noch viel Zeit."

„Ich habe auch noch unterwegs Verschiedenes zu besorgen."

„Dann Adieu, und sei mit dem dummen Jungen nicht gar zu ungeduldig."

„Gewiß nicht! Adieu."

Als er schon die kleine Treppe hinunter gegangen war, hörte er Marie die Thür öffnen und ihm nachrufen.

„Komm doch einmal zum Frühstück, morgen oder übermorgen — Mutter sehnt sich auch nach Dir — und in besserer Stimmung!"

„Ich komme schon. Adieu."

Sie schmiegte sich mit schmerzlicher Zärtlichkeit fest an ihn und küßte ihn so heftig, daß ihm die Lippen wehe thaten. Als sie den Kopf zurückzog, standen ihr die Augen voller Thränen.

Er that, als ob er es nicht bemerkte, sagte ihr noch einmal Lebewohl, so herzlich als es ihm möglich war, und beeilte sich fortzukommen. Er war froh, den Abschied überstanden zu haben, aber auch gequält von den Selbstanklagen, durch welche eine heiße Umarmung sich dafür rächt, mit einer kalten beantwortet worden zu sein. „Warum kann ich mich nicht wenigstens ein bischen liebevoll stellen, sie hatte heute solche Sehnsucht danach . . . ich bin doch ein rechter gefühlloser Klotz!"

Aber auch diese Gedanken verschwanden bald in der tiefen, willenlosen Schwermuth, die ihn in den letzten Tagen ganz gebrochen hatte, und deren Ursache er seiner Braut nicht beichten durfte.

XVIII.

„Ja, die A-Saite — hm — ist bei Gott brillant; das ist keine Frage," sagte die erste Violine, indem sie in der Mitte dieses Satzes einen Schnaps hinunterschluckte und ein Stückchen Käse auf die Gabel spießte.

„Nicht wahr?" rief der Oberst, „und überhaupt —"

„Aber ein Concertinstrument ist es nicht," näselte die kleine Bratsche.

„Nein, das hat ja Niemand gesagt," schnarrte die Violine zurück, so daß die kleine Bratsche dermaßen erschrak, als ob sie falsch eingesetzt hätte und anfing, den Bogen mit dem Kolophonium zu streichen.

„Für Ihren Gebrauch und um den Preis ist es ausgezeichnet, das weiß Gott," fuhr die erste Violine fort. „Sie haben da übrigens einen guten Cognac, Oberst."

Die zweite Violine brummte mit vollem Munde etwas Beifälliges, was sowohl dem Cello, als dem Cognac gelten konnte.

„O ja, es ist Martel mit drei Sternen."

„Wirklich — so — hm" — Und die erste Violine konnte nicht umhin, sich von dieser Ueberraschung durch einen Schluck zu erholen, der aus Zerstreuung in ihr Glas hineingerathen war.

„Kannten Sie das Stück von Onslow, Herr Herz?" fragte Schultz.

„Ja, ich habe es einmal im Kammermusikverein gehört . . . es ist ja ganz wohlklingend, aber es erbaut mich doch nicht so sehr. Was haben Sie denn für Mittwoch in Bereitschaft?"

„O, wir fiedeln wahrscheinlich einen Mendelssohn und einen alten Haydn, man kann ja nicht immer etwas Neues haben."

„Nun, wollen wir wieder anfangen?" fragte der Oberst . . . „Was spielen wir, haben Sie eine Idee?"

„Hm, wir können uns ja die Noten ansehen, die hier liegen, wir werden schon etwas finden."

Die zweite Violine beeilte sich, noch ein Stückchen Käsebrot hinunterzustopfen und folgte dann den Anderen in die dunkle Gartenstube nach, in deren Mitte ein paar Lichter hinter den grünen Schirmen eines Notenpults leuchteten.

Wilhelm blieb allein im Zimmer des Obersten zurück. Die Familie und ein paar Gäste befanden sich in einem großen Cabinete auf der anderen Seite der Gartenstube, deren Flügelthüren gerade gegenüber offen standen.

Wilhelm zögerte hinüberzugehen. Er war nicht aufgelegt, in Gesellschaft zu sein, und überdies war Harriet so besonders unfreundlich gegen ihn, daß er sich durch sie beengt fühlte. Er hatte stets das Gefühl, von ihr beobachtet zu werden und wagte in ihrer Nähe kaum, Antonie anzusehen, die gerade heute ganz entzückend war. Sie trug ein neues Kleid mit Achselpuffen und einem kleinen Stehkragen, an welchen sich ein großzackiger Spitzenüberwurf anschloß, der dem schönen Halse offenen Platz bot. Es kam ihm vor, als habe sie in der Wahl dieses Anzugs seinen Geschmack berücksichtigt und versucht, seine Winke darüber, was ihr gut stehe, soweit es die Mode zuließ, zu benutzen.

In der Gartenstube fingen sie an zu stimmen. Wilhelm stand mit dem

Rücken gegen die Thür und starrte auf ein Schachbrett. Da kam Jemand in die Stube herein, es war Antonie.

„Ach, das Schachspiel ist es, das Sie hier fesselt!" rief sie.

„Nein, ich sah es ganz in der Zerstreuung an; meine Gedanken waren nicht dabei."

„Wenn sie weit entfernt waren, so müssen Sie sie zurückrufen, denn es wird etwas Schönes gespielt . . . Passen Sie auf, ich weiß, daß Sie es kennen."

Sie setzte sich in die Ecke des Sophas, und er ließ sich an ihrer Seite nieder. Sie saßen schrägüber der Thür der Gartenstube, von welcher sie einen grünen Vorhang, eine Tischrundung voll von Noten und gerade hinter dem Thürrahmen ab und zu ein wenig von der Flachsperrücke der ersten Violine sehen konnten, wenn diese sich zurücklehnte. Das Quartett hatte Platz genommen, Blätter wurden umgewendet und mit dem Bogen auf sie geschlagen, eine Schraube knarrte und der Baß brummte in einem fort.

„Meine Gedanken waren nicht so weit von hier, sie waren bei Ihrer Schwester."

„Ah!" Antonie erröthete ein wenig und sah auf ihre Stiefelspitzen hinunter.

„Glauben Sie, daß Ihre Schwester etwas gegen mich hat? Es kommt mir vor, als sei sie so unfreundlich gegen mich."

„Harriet? Nein, das kann ich unmöglich glauben, Sie müssen sich irren — aber hören Sie jetzt!"

Ein feiner, heller Dur-Dreiklang hatte so leise angefangen, daß man es kaum gehört, als er einsetzte; er wuchs durch anderthalb Tacte langsam, still, strahlend bis zu einer schimmernden Stärke, die fortwährend anschwellen und sich steigern zu müssen schien, bis sie Alles mit ihrem blendenden Glanze erfüllte — um plötzlich in einen finsteren, gewaltsam abgerissenen Moll-Accord abzubrechen. Ein kurzer, heftiger Satz von kräftigen und energischen Tönen folgte.

„Schubert, G-dur," flüsterte Wilhelm.

Antonie nickte lächelnd, lehnte sich ganz zurück und legte die Hände in den Schooß, während die Töne, gleichsam in steigender Leidenschaft, eine Quinte höher ihr wundersames Ineinanderwogen von schwellender Entzückung, plötzlichem Tiefsinn und Bach'scher Willenskraft wiederholten.

Wilhelm fühlte sich tiefinnerlich erschüttert von dieser Musik, die er damals zum ersten Mal gehört hatte, als sein liebeswundes Herz für solche Eindrücke doppelt empfänglich war. Wie hatte er nicht gegrübelt über diese räthselvolle Einleitung, welche die Geschichte einer verkannten und seltsamen Leidenschaft zu erzählen schien! Milder, wehmüthiger Schmerz, der bis zur tiefsten Verzweiflung verbittert wird — selige Freude, die plötzlich zur Sorge herabsinkt oder in Qual sich verwandelt — in welchem

Menschenhirn hat nicht das Leben diesen Gefühlen eine Stätte gebaut und zwischen ihnen Nervenbrücken gespannt, auf welchen auch die Musik mit ihren klingenden Sohlen gehen kann, um das mannigfaltige, dunkle Echo jener Empfindungen zu erwecken? — Aber eine Seligkeit, die fortwährend sich steigert und steigert, bis sie sich am Ende in dumpfen, brütenden Tiefsinn hineinwächst — o, in welchen Strudel seelischer Erregungen mußte der Tondichter hinuntertauchen, um eine solche Wunderperle heraufzuholen!

Es kam Wilhelm vor, als ob er in diesem Augenblicke das ganz verstehe; es war ja ein vergrößertes und veredeltes Bild von alledem, was er selbst in der letzten Zeit durchlebt hatte. Mit ein paar Violinstrichen war seine Leidenschaft hier in so großen, einfachen Zügen beschrieben, daß es befreiend und läuternd wirkte, sie so klar vor sich zu sehen. Und was ihm fehlte, es folgte eben in jenem energischen, kurzen Satze, der es auszusprechen schien: ‚Nein, länger will ich diesen Kampf nicht kämpfen, den Riesenkampf der Pflicht!‘ Noch ehe die Töne dieses Satzes aufgehört hatten in seinem Ohre nachzuklingen, stand der Entschluß bei ihm fest, sich von dem Verhältnisse zu Marie loszureißen, sich dem Weibe an seiner Seite hinzugeben, von welchem er fühlte, daß sie zu ihm gehöre. Und eine wundersame Ruhe überkam ihn, während auch der Sturm der Töne sich legte, um das Motiv zum Worte kommen zu lassen.

„Hören Sie,“ flüsterte er Antonie zu, „wie dieses Thema schüchtern und furchtsam hervorschleicht und noch sich in der Ferne hält, in der man es nicht greifen kann, wie durch einen Lichtnebel von dem zarten Zittern der Töne umhüllt. . . . Es gleicht einer Stimme, die da kommt, man weiß kaum selbst woher; aus einer fernen, strahlenden Zeit taucht sie empor mit winzigen, nur noch glimmenden Erinnerungsfünkchen, die aufleuchten und verschwinden . . . Und jetzt, wo es in die tiefen Töne des Violoncells übergeht, bekommt es da nicht einen geisterhaften Charakter?“ — —

Er mußte ganz leise flüstern, um nicht zu stören; und Antonie war gezwungen, den Kopf so nahe an ihn heranzubeugen, daß seine Lippen fast ihr Ohr berührten.

Sie nickte lächelnd.

„Woher haben Sie diese schönen Bilder? Es ist ja, als hätten Sie in die Seele des Componisten hineingeschaut, als er das Werk schuf!“

„Nein,“ antwortete er, „ich sehe nur in meine eigene Seele und beobachte, was es in ihr hervorruft.“

Er fühlte unter dem Klange dieser Töne die ganze wunderbare, bittersüße Stimmung wieder, welche sich damals seiner bemächtigt hatte, als er Antonien traf. Was an jenem Augustnachmittage sich nach und nach von allen Seiten über ihm zusammengezogen hatte, das wurde jetzt in ein paar Secunden in seiner ganzen unbegreiflichen Stärke hervorgezaubert.

Unvorbereitet, leise und doch sicher fing dann das Seitenmotiv an: eine kleine, einzelne Erinnerung, verwandt mit jener Stimmung, die ihm

den Weg gebahnt, eines ihrer zartesten Elemente. Eine herrliche Erinnerung, nicht an ein großes Bürgerglück, an eine Krönung auf dem Capitol vor den bewundernden Augen der Menge — nein, eher an eine Bekränzung mit frischen Waldblumen von zwei einsamen Händen und ohne einen anderen Zeugen, als den eines liebenden Blicks. Wie sich die unendliche Melodienfülle innerhalb der stillen Bewegung weniger Töne mit kurzen Intervallen entwickelt, so genügt auch einer solchen Erinnerung ihr enger, kleiner Bezirk; wie eine Biene im Blumenkelch saugt sie sich süß berauscht in ihn hinunter. Und doch ist in ihrem Glück auch ihr großes Weh enthalten: sie ist eben nur Erinnerung. Mit verzehrender Leidenschaft wächst sie, scheint sie sich an's Leben hervordrängen zu wollen, warmes Herzblut zu fordern zu ihrer Wiedergeburt gleich den Schatten des Hades — —

Es war die Stelle, die er den Abend vor sich hingesummt hatte, als Antonie und er, jedes in seinem Fenster nahe an einander standen und das Gewitter erwarteten. Jetzt schien ihm der Charakter dieser kleinen Melodie die ganze Eigenthümlichkeit seiner Bekanntschaft mit Antonien zu enthalten. Ihr überraschendes und doch von der Stimmung so vorbereitetes Begegnen, sein erstes, absichtsloses Sichhingeben, seine sich steigernde Leidenschaft! —

„Erinnern Sie sich des Abends nach der Lönneder Partie," flüsterte er, „als ich Sie durch das Summen dieser Melodie bewog, sich nach mir umzusehen?"

Antonie nickte, drehte aber den Kopf noch mehr von ihm weg. Als er sich weiter vorbeugte, sah er eine große Thräne über ihre Wange hinabgleiten.

„Nein, Sie dürfen mich nicht so ansehen . . . Ich kann nichts dafür, ich muß weinen, wenn ich so schöne Musik höre . . . Es ist wohl auch Nervosität! . . ."

Aber während sie dies sagte, wurde sie von seinem Arme zu sich herangezogen, seine Lippen küßten die letzten Worte von ihrem lächelnden Munde fort, ihr Kopf sank willenlos auf seine Schulter hinunter.

„Nein, nein, Antonie, es ist die Liebe!"

Es war ein Glück, daß die zweite Violine ihren leidenschaftlichen Satz des Motivs mit einer Joachim'schen Kraft strich, und daß der Oberst das neue Cello auf Kosten der anderen Instrumente die ganze Stärke der A-Saite entwickeln ließ. Trotzdem konnte es ihrer Aufmerksamkeit nicht entgehen, daß der Ort für eine längere Unterhaltung dieser Art nicht glücklich gewählt war.

Antonie riß sich los, lehnte sich in die Ecke zurück und sah ihn einen Augenblick mit großen, erschrockenen Augen an, dann stand sie auf, öffnete leise die Gartenthür, die sich zur Seite des Sophas befand und ging hinaus. Wilhelm folgte ihr auf dem Fuße nach und verschloß vorsichtig die Thür.

„Ja," sagte sie langsam, „es ist die Liebe . . . und Sie? Ist es denn wirklich wahr, daß Sie mich lieben, wirklich lieben, so wie Sie Harriet geliebt haben?"

„Antonie!"

„Ja, doch, doch, ich weiß es, ich weiß ja Alles . . . aber ich mache mir nichts daraus, es thut nichts, wenn diese Liebe nur nicht wiederkommt und mich verdrängt — das darf sie nicht, hörst Du? Meine Schwester — und dann Deine Braut! Mein Gott, was soll daraus werden? . . . Marie, wie liebst Du denn sie?"

„Du weißt ja, daß ich keine Andere als Dich liebe, Antonie — Sei doch ruhig, liebes Mädchen . . . Daß ich Harriet geliebt habe, ist so lange her und — die arme Marie — es war ein Irrthum — ich glaubte, nie wieder lieben zu können; ich wähnte, daß es genügen würde, sie so gern zu haben, wie ich sie gern hatte, meinte es wäre am besten so . . . Du hast es ja selbst gehört, das erste Mal, als wir zusammen sprachen, und Du glaubtest nicht an eine solche Liebe . . . Jetzt glaube ich auch nicht daran!"

„Und sie? Liebt auch sie Dich nicht?"

„Doch, ich fürchte es . . . Nein, nicht so wie ich Dich liebe; nicht so, das versteht sie nicht, daran glaubt sie nicht!"

„Nicht so, aber doch! . . . Und jetzt muß sie ihrem Glücke entsagen! Die Aermste! O Gott, es ist gewiß eine Sünde, daß ich so glücklich bin; aber ich konnte nicht anders, ich kann nicht anders!"

Sie setzten sich auf die unterste Stufe der Holztreppe nach der Gartenstube. Das Weinlaub am Geländer und oben unter den Thürpfosten leuchtete blutigroth im Lampenlicht. Ueber den Rand der untersten Scheibe sahen sie bisweilen die Spitze des Violinbogens auftauchen. An den anderen Fenstern waren die Vorhänge zugezogen und im Cabinette die Läden geschlossen. Sie konnten ganz ungestört dort sitzen.

Die Nachtluft war lau. Die jungen Birken und Linden rings umher flüsterten traulich, und von der See her drang das leise Murmeln der Wellen zu ihnen. Aus der Gartenstube erklang die Musik wie aus der Ferne, doch deutlich. Der Modulationstheil mit seiner schnellen Abwechselung von Dur und Moll, die nicht mehr in so scharfem Gegensatze erschienen, bewegte sich, als wären die Rollen getauscht und der Anfang kehre in umgekehrter Folge wieder mit einer Steigerung von Wehmuth bis zur Freude! . . .

Sie waren beide der Ansicht, daß einige Zeit vergehen müsse, ehe Jemand es zu wissen bekäme. Erst müsse er das Verhältniß zu Marie lösen — dann könne das andere hinterher kommen als etwas Neues — wenn es nicht mehr so auffallend wäre.

„Und dann dürfen wir vor Allem es nicht so anfangen, daß man uns bemerkt," sagte Antonie, indem sie aufstand. „Ich gehe jetzt durch die

Küche hinauf, und Du gehst in Vaters Zimmer, wo Du während dieses ganzen Stückes gesessen hast."

„Und wann sehen wir uns wieder?"

„Ich habe morgen um neun Clavierstunde in Gammelholm . . . Ach, Du giebst Unterricht um die Zeit . . Dann schreiben wir einander . . . . Und übermorgen Abend kannst Du ganz gut kommen, Du bist ja Vater Revanche schuldig."

Der erste Satz spielte seine letzten Tacte, als Wilhelm in's Zimmer des Obersten trat; die heftige Musik übertönte das Knarren der Thür. Als der Schlußaccord erklang, sah er Antonien in's Cabinet hereinkommen. Er ging durch die Musikstube zu der Familie hinüber.

„Ich mußte in die Küche und nach dem Kuchen sehen," sagte Antonie.

„Aber gerade während Deines Lieblingsstückes! Das hättest Du gar nicht nöthig gehabt," sagte die Frau Oberst.

„Ist es auch Ihr Lieblingsstück?" fragte Wilhelm Harriet, die ihn und Antonie mit etwas mißtrauischen Blicken musterte.

„Oh, es ist ja sehr schön, aber zu lang!"

„Das war eine heiße Tour!" rief die zweite Violine in der Gartenstube. „Jetzt wollen wir die A-Saite in dem Andante hören, Oberst, da wird sie sich gut machen!"

„Aber ein Concertinstrument ist es doch nicht," murmelte die Bratsche stimmend.

„Es war eigentlich auch kein Concertspiel, was Du im Modulationstheil hören ließest," sagte die erste Violine, indem sie nachlässig die betreffende Stelle strich; „wenn Du so ein kleines Duo mit mir spielst, dann . . . . na weiter — also . . . ."

XIX.

„Sie haben ein Gespräch mit mir gewünscht, Fräulein Schultz?"

„Ja . . . . Sie sind vielleicht etwas verwundert über diese Bitte, und Sie werden sich wahrscheinlich noch mehr wundern, wenn ich Ihnen sage, daß es meine Absicht ist, Sie zu ersuchen, nicht mehr in unserem Hause zu verkehren."

„Nicht zu verkehren — ich kann nicht leugnen, daß dies mich allerdings überrascht . . . . Dachte ich doch, daß jedes unangenehme Gefühl wegen — wegen damals — verschwunden sei, und es ist selbstverständlich, daß, wenn ich dies nicht angenommen und nicht auch geglaubt hätte, aus Ihrem Benehmen zu erkennen —"

„Nein, nein, es ist nicht deswegen . . . . nein, das wäre ja gar zu albern — Sie haben vollkommen Recht, natürlich — ich fühle mich Ihnen gegenüber wie gegen jeden Andern . . . . Nein, aber ich muß Ihnen ja den Grund sagen, besonders da ich mit einem so unhöflichen Verlangen komme — es ist um meiner Schwester willen."

„Antoniens?"

„Antoniens wegen, ja . . . . Sie ist, ich will nicht gerade sagen, für Sie eingenommen — ich hoffe es wenigstens nicht — aber —"

„Sie hoffen es nicht?"

„Nein, wie sollte ich das hoffen? Und wie könnten Sie anders als es fürchten, da Sie sich an eine Andere gebunden haben!"

„Nun, was das angeht, so ist das ja meine Sache . . . . Und was Antonie anbetrifft — Sind Sie der Vormund Ihrer Schwester?"

„Ja, der bin ich . . . . Aber ich begreife gar nicht, in welcher Weise Sie dies aufnehmen, Herr Herz . . . . Ich betrachtete es als selbstverständlich, wenn ich Ihnen meine Furcht anvertraute, Sie hätten zu starken Eindruck auf Antonien gemacht, — ihre Phantasie beschäftigte sich zu viel mit Ihnen — daß Sie dann als ein Mann von Ehre sich von einem Verkehr zurückziehen würden, der vielleicht eine Gefahr für Antonien in sich bergen könnte. . . . Statt dessen scheinen Sie sich geschmeichelt zu fühlen!"

„Und ist Ihnen denn die Möglichkeit nie eingefallen, daß ich selbst mich in einer ebenso großen Gefahr — wie Sie es nennen — befinden könnte?"

„Dann hätten Sie doppelten Grund, obgleich schon der eine genügen sollte — und übrigens hätte ich in diesem Falle wol nicht nöthig gehabt, mir dieses nicht gerade angenehme Gespräch zu erbitten!"

„Sie meinen, weil ich mit einer Anderen verlobt bin . . . . eine Verlobung kann aufgelöst werden!"

„Aber was ist denn das für eine Tollheit! Sie, ein Bräutigam, verlieben sich in ein kaum entwickeltes Mädchen, mit dem Sie ein paar Tage zusammen gewesen sind! . . . Und um dieser Stimmungsliebe willen, die Sie in ein paar Tagen vergessen können —"

„O, was wissen Sie von meinen Gefühlen! Sie glauben vielleicht auch, daß ich Sie in einer Woche vergessen habe!"

„Nein, das glaube ich nicht; aber das war etwas Anderes, es war das erste Mal . . . . Mich kannten Sie ganz genau, aber Antonien können Sie nicht kennen, und Antonie kann noch weniger Sie kennen . . Wie wäre das möglich? Sie hat Sie nur im Sonntagsanzug gesehen — sie ist Ihnen begegnet, als Sie in schwärmerischer, wehmüthiger Stimmung auf alten Plätzen umherwandelten, — so etwas verschönt immer . . . . Ich aber kenne Euch Beide, und ich weiß, daß Antonie für Sie nicht paßt, daß Sie sie unglücklich machen werden, ob Sie sie jetzt auch noch so sehr zu lieben glauben!"

„Und warum sollte sie nicht für mich passen?"

„Nun, schon die äußeren Verhältnisse sind nicht günstig . . . . Sie können ihr sehr wenig bieten; wissen Sie, Antonie ist nicht dazu geschaffen, die Frau eines Schullehrers zu werden. Sie ist verwöhnt, hat Sinn für

Luxus, sie wird sich schwer darein finden, sich nicht kleiden zu können, wie sie gewohnt ist, nicht in Concerte und in's Theater zu kommen — lauter Tropfen, die aber auf die Dauer eine solche Flamme verlöschen werden, die ganz von selbst brennen muß."

„Sie urtheilen sehr geringschätzig über Ihre Schwester; und Sie müssen es einem Liebenden verzeihen, wenn er auf Ihr Urtheil kein großes Gewicht legt!"

„Ich habe nicht gesagt, daß sie niemals, unter keinen Umständen sich in solche Verhältnisse würde finden können — ich sage nur, daß sie es mit Ihnen nicht können wird.

„Habe ich es von Ihnen verdient, daß Sie, statt mir Gründe zu nennen, mich in solcher Weise kränken?"

„Ja, Sie haben es verdient, denn Sie hätten es sich selbst sagen sollen! . . . Es thut mir leid, wenn ich Sie kränke, und ich wünschte, ich könnte, es Ihnen sagen, ohne Sie zu verwunden, aber sagen muß ich es jedenfalls, was ich denke . . . Ich meine also, daß Antonie sich nach dem Außergewöhnlichen sehnt, nach etwas Besonderem in irgend einer Richtung . . . Mit einem berühmten Manne, oder selbst mit einem wenig bekannten, der ein imponirender seltener Geist wäre — ja, mit dem würde Antonie, glaube ich, auch kleine Verhältnisse und Widerwärtigkeiten des Lebens tragen, ohne von ihnen bedrückt zu werden, ja, sie würde sogar dies mit einem gewissen Stolze thun . . . Aber Sie sind nicht so jung oder so eingebildet, um nicht wohl zu wissen, daß Sie keines von beiden sind oder werden."

„Das sind harte Worte, Fräulein, besonders weil sie wahr sind . . . Sie haben Recht: ich habe niemals ein eigentliches Talent besessen, und selbst eine größere Begabung hätte wohl abgestumpft werden können bei dieser Tretmühlenarbeit der Schule, in diesem kleinlichen Kampfe um's Dasein . . . Ich bin nicht mehr wie damals als ich Sie liebte — ich bin über das Alter hinaus, in welchem man Erlaubniß hat zu hoffen, daß man etwas Großes werde . . . Ich weiß sehr gut, daß ich in meiner Wissenschaft nicht bahnbrechend sein, sondern nur am Wege sitzen und Steine klopfen kann, eine Arbeit, welche tausend Andere ebenso gut zu verrichten im Stande sind, eine Arbeit, zu der nur ein wenig Uebung und Ausdauer gehört . . . Ach, wenn Sie ahnten, was dies sagen will — wie bitter es ist, es nur auf die Lippen zu bringen — o, Sie würden verstehen, daß ich eben darum Erlaubniß haben muß, auf eine andere Art von Glück zu hoffen . . . Auch da hatte ich schon entsagt und mich bei etwas beruhigt, was nur ein halbes Glück war, ein Glück ohne Poesie, ohne Rausch, so gewöhnlich, so tödtlich-alltäglich — denn ich glaubte ja, es sei Alles, was mir übrig geblieben . . . Aber da kam es über mich, als ich Ihre Schwester kennen lernte, so wunderbar, so selig, alle die alten Träume, nur mit noch brennenderer, verzehrenderer Sehnsucht! Denn das fühle ich ja, daß es

das letzte Mal wäre, wenn dieses mir verflöge — ach, das Andere, das ertrüge ich nicht mehr, es wäre aus, sich damit zu begnügen — —"

„Nein, nein, Herz, es ist nicht aus . . . Warum wollen Sie das klare Wasser wegschütten, um ein Glas Wein hinunter zu gießen und dann das übrige Leben zu verschmachten? . . . Ich weiß so gewiß, daß Sie für Antonie der Mann nicht sind . . . Es rührt sich so Vieles in ihr, sie ist noch zu jung dazu . . . Auf alle Fälle müßte sie einen Mann haben, der sich mit ihr entwickeln, oder einen, der ihre Entwickelung leiten, sie zur Klarheit über sich selbst bringen könnte. . . Glauben Sie denn, daß Sie dazu im Stande sind? Fühlen Sie nicht, daß sie Ihnen zu stark — oder fremd werden wird? . . . Denn sie war ja doch nicht Ihr Ideal, nein, das können Sie vor mir nicht verbergen. Erinnern Sie sich doch, ich bin das Weib, das Sie geliebt haben! . . . Wie oft haben Sie mir damals nicht gesagt, daß, was Sie an mir besonders schätzten, eine gewisse milde Ruhe und Klarheit sei, meine Sicherheit und mein Muth — ja, Sie haben mich gewiß überschätzt, aber sie beurtheilten mich doch nicht falsch, ich besaß doch etwas von alledem! . . . Als ich dann Ihre Braut traf, da schien es mir, als ob sie dieselben Eigenschaften besäße, und ich glaubte, sie würde für Sie passen, vielleicht noch besser als ich, wenn ich Sie geliebt hätte. . . . Aber Antonie — beinahe das Gegentheil, wie können Sie sie lieben! Denn das sehe ich ja, daß Sie selbst sich nicht verändert haben — natürlich, das thut man überhaupt nicht . . . Nein, ich begreife nicht, wie das gekommen ist! . . . Wäre es nicht zu eingebildet, so möchte ich fast glauben, Sie haben sich in Antonie verliebt, weil sie meine Schwester ist!"

„Das glaube auch ich."

„Sie glauben es! . . .Und dennoch —"

„Nun, was hat denn das zu sagen? . . . Wenn das Gedicht schön ist, was geht uns seine Veranlassung an . . . Es mag sein, daß ich mich nicht in sie verliebt hätte, wenn sie nicht Antonie Schultz geheißen — wenn sie nicht durch kleine, fast unmerkliche Aehnlichkeiten mich an Sie erinnert hätte — und wenn ich sie nicht an einem Orte getroffen hätte, wo selbst die Steine selbst die holprigen Steine des Kleinstadtpflasters mir von einer Liebe ganz anderer Art redeten als der, zu welcher ich entsagt hatte! . . . Aber liebe ich sie denn darum weniger?"

„Das ist aber eine Liebe, auf welche kein Zusammenleben zu gründen ist . . . Sie lieben sie ja nicht um ihrer selbst willen; und wenn all diese zufälligen Umstände verschwunden sein werden, wenn Sie der Wahrheit gegenüber stehen, daß das Ganze eine Illusion gewesen —"

„Wenn das geschieht — und es braucht ja nicht zu geschehen — dann bin ich doch eine kleine Weile glücklich gewesen — ach, so unendlich glücklich, wie ich niemals geglaubt hätte, es zu werden!"

„Nein, nein, Sie sprechen wie im Fieber — Sie können das nicht meinen, wenn Sie ruhiger geworden sein werden! Sie sind ja nicht ein

solcher Egoist, daß Sie sowohl Ihre Braut wie Antonien unglücklich machen wollten, um den Rausch eines Augenblicks zu genießen!"

„Aber mit Antonien ist es ja ganz dasselbe! . . . Wenn ich selbst es auch aufgeben könnte, habe ich dann ein Recht, für sie zu handeln, ihr Glück wegzugeben, das vielleicht nie wieder kommt? . . . Denn sie liebt mich ja eben so!"

„Nein, Sie haben mich mißverstanden — das habe ich nicht gesagt, das meine ich nicht —"

„Sie haben es nicht gesagt, sie selbst aber hat es mir gesagt."

„Antonie! . . . So weit ist es gekommen? . . . Warum haben Sie denn das nicht gleich —"

„Es sollte ja ein Geheimniß bleiben — ich habe vielleicht nicht einmal jetzt das Recht, es zu verrathen . . . Nun aber, da wir so offen zu einander gesprochen haben — und überdies, Sie sehen, es ist zu spät . . . Es ist geschehen . . . Ich habe gestern einen langen Brief an Marie geschrieben, ihr Alles erklärt und sie gebeten, mir meine Freiheit zurückzugeben."

Harriet saß einen Augenblick stumm da und sah nach einem Häufchen verwelkter Blätter, welches der Wind draußen vor der Laube herumwirbelte, in der ihre Zusammenkunft stattfand. Dann erhob sie sich langsam.

„Also — meinen Glückwunsch."

„Ist das Alles, was Sie mir zu sagen haben?"

„Was könnte ich sagen, Herr Herz — oder Wilhelm — da Sie ja mein Schwager werden — nach alledem, was ich schon gesagt habe? Es zurücknehmen kann ich doch nicht . . . Was soll ich sagen außer dem einem Selbstverständlichen, daß ich hoffe, ich sei keine Kassandra gewesen! . . . Und dann, daß ich — daß ich — ich meine, wenn meine Eltern vielleicht — mit der Partie nicht ganz zufrieden sein sollten — von meiner Seite sollt Ihr nichts Anderes als Freundlichkeit erfahren — und ich glaube, ich habe etwas Einfluß auf meinen Vater."

Wilhelm drückte ihr die Hand. In demselben Augenblick wandten sie beide den Kopf, man hörte Antoniens Stimme, die laut aufsang. Sie kam die Treppe herunter und ging nach der Laube zu.

„Leben Sie wohl!" sagte Harriet und zog ihre Hand aus der seinen.

„Nein, bleiben Sie doch!"

„Nein, nein — verstehen Sie denn nicht — Ihre feierliche Uebergabe an Antonien durch meine Hand, das wäre doch zu sentimental — oder komisch . . . Also adieu!"

Sie ging am Gartenzaun entlang nach dem Hause. Als sie aber die Treppe hinaufsteigen wollte, kam Antonie ihr nachgestürzt, warf sich ihr um den Hals und rief, sie heftig küssend:

„Ach — Harry, Harry! Und ich habe in diesen Tagen so schlecht von Dir gedacht!"

„Nun, hast Du mir jetzt den Tenoristen vergeben?" fragte Harriet lächelnd und küßte sie auf die Stirne.

XX.

„Du solltest es lieber aufschieben, den Brief zu schreiben, liebstes Kind, es greift Dich zu sehr an," sagte Frau Ingerslev und sah bekümmert nach der Tochter.

Marie saß mit dem Rücken gegen sie gekehrt und beugte sich über die vorgezogene Platte des Schreibpults. Ein unausgesetztes, fast unmerkliches Zittern flog über ihre Schultern.

„Warte lieber, bis Du etwas ruhiger geworden bist — Du hast schon zwei Stunden geschrieben —"

„Nein, Mutter, ich muß fortfahren, — ich kann nicht anders . . . Ich bin ja auch bald fertig . . . Und es ist besser so, auf ein Mal . . . Es geht nur etwas langsam meiner Augen wegen . . . Ich weine nicht mehr — aber ich weiß nicht — die Thränen laufen wie aus einem übervollen Becken — ich kann nicht dafür . . . Und dann muß ich so oft umschreiben — denn ich habe Angst, daß etwas Bitteres hineinkomme — und dazu habe ich kein Recht — und ich würde es auch bereuen — immer und immer — das weiß ich."

„Man darf nie gegen Jemand bitter sein, der nicht aus bösem Herzen handelt — und das hat er nicht —"

„Nein, nein —"

„Aber schwer wird es mir doch fallen, ihm die Schwäche und den Eigennutz zu vergeben, daß er Dich verlassen konnte, meine einzige, geliebte Tochter."

Frau Ingerslev hatte sich vom Sopha erhoben und umarmte Marie, welche die Feder weglegte und sich wie ein Kind ihrer zärtlichen Liebkosung hingab.

„Ja, Mutter — das kommt und geht von selbst, man kann es nicht erhaschen und nicht halten — glaube ich . . . Jedenfalls konnte er es nicht . . . Ach, warum mußte das doch geschehen? — und von derselben Familie! . . . Zwei Mal haben sie mir ihn weggenommen — und jetzt bekomme ich ihn nie mehr wieder . . . Und ich hatte doch nur ihn."

„Hast Du denn nicht mich, Marie?"

„Ja, Dich habe ich freilich, liebe Mutter — wie sollte ich es auch anders ertragen?"

„Nein, so darfst Du nicht reden, Kind. Hast Du denn nicht auch noch Deinen Glauben, den er nicht mit Dir theilte, und Deine Arbeit — wenn sie auch klein und unscheinbar ist?"

„Ja, gewiß habe ich das," antwortete Marie, indem sie sich erhob und nach dem Fenster ging. — „Aber doch ist Alles so leer . . . So leer — wie es vielleicht für Wilhelm geworden wäre, wenn er bei mir

geblieben wäre . . . Nein, nein! Das kann ich nicht glauben — ich hätte ihn doch glücklich gemacht, wenn er auch in der ersten Zeit etwas vermißt hätte . . . Aber Antonie — wie wenig kennt sie ihn! Wird ihre Liebe aushalten, mit seinen Schwächen nachsichtig sein, wie die meine, ihm durch ärmliche Verhältnisse folgen und Alles — — Ach Mutter! Wenn er jetzt nicht einmal mit ihr glücklich wird — warum mußte das geschehen?"

„Marie, wir haben nie das Recht zu fragen ‚warum?' . . . Doch denke jetzt nicht so viel an ihn und wie es ihm gehen wird; er denkt ja auch nicht an Dich."

„Doch, das wird er thun — aber ach ja, er wird mich vergessen! Und das sollte ich ihm wohl auch wünschen . . ."

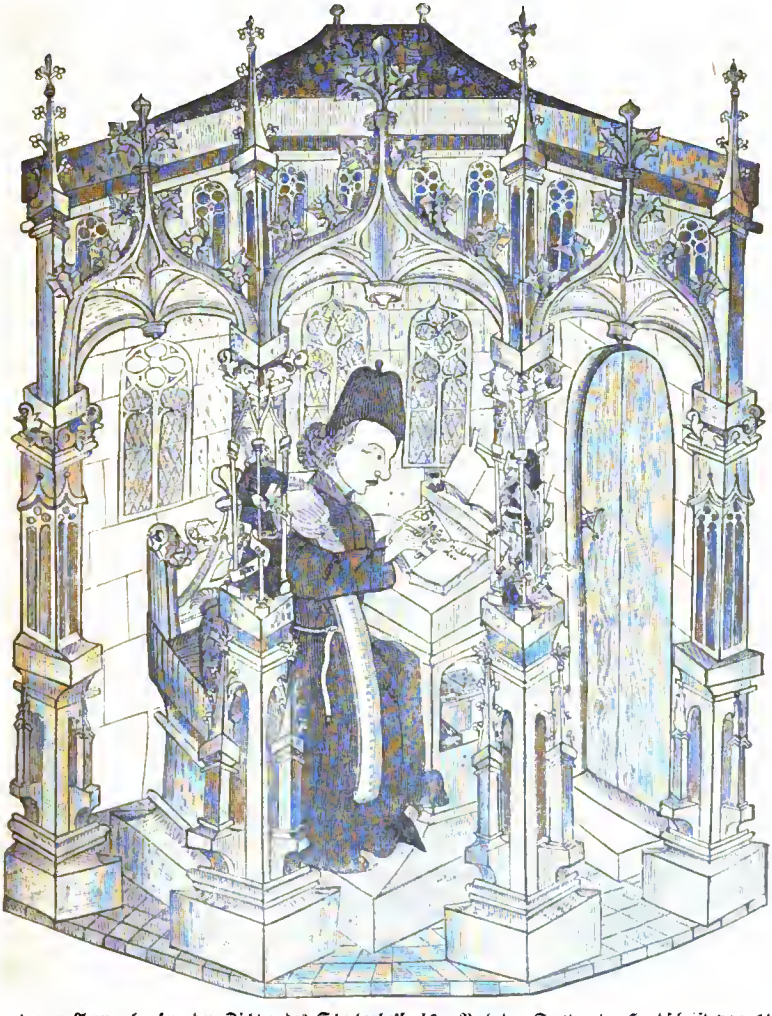
Illustrirte Bibliographie.

Deutsche National-Litteratur. Historisch-kritische Ausgabe. Unter Mitwirkung von Dr. Arnold, Dr. G. Balke, Prof. Dr. K. Bartsch, Prof. Dr. R. Bechstein, Prof. Dr. O. Behaghel, Prof. Dr. Birlinger, Prof. Dr. H. Blümner, Dr. F. Bobertag, Dr. R. Boxberger, Prof. Dr. W. Creizenach, Dr. Joh. Crueger, Prof. Dr. H. Düntzer, Prof. Dr. A. Frey, Dr. L. Fulda, Prof. Dr. L. Geiger, Dr. R. Hamel, Dr. E. Henrici, Prof. Dr. H. Lambel, Prof. Dr. C. Lemcke, Dr. R. Freiherr v. Liliencron, Dr. G. Milchsack, Prof. Dr. J. Minor, Dr. F. Muncker, Dr. P. Nerrlich, Prof. Dr. H. Oesterley, Prof. Dr. H. Palm, Prof. Dr. P. Piper, Dr. H. Pröhle, Prof. Dr. A. Sauer, Prof. Dr. K. J. Schröer, K. Steiner, Prof. Dr. A. Stern, Prof. Dr. F. Vetter, Dr. C. Wendeler, Dr. Th. Zolling und Anderen herausgegeben von Joseph Kürschner. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

Vor sieben Jahren wurde die erste Lieferung des großen oben bezeichneten Unternehmens versandt. In 3—4 Jahren, sagte damals der Prospect, würde es vollendet sein. Dies ist nicht völlig eingetroffen, zumal immer noch Erweiterungen des ersten Planes stattfanden. Wohl aber liegen doch jetzt 128 Bände, etwa zwei Drittel des Ganzen, vollendet vor, und es ist wohl angemessen, den Lesern von „Nord und Süd" einen Ueberblick über diese in der That sehr bedeutenden Leistungen zu gewähren, obwohl Kürschner's Nationalliteratur schon früher (Heft 90) in dieser Monatsschrift besprochen worden ist.

Das Unternehmen steht in der That einzig in seiner Art da, insofern es verschiedene bisher fast immer getrennte oder in anderer Combination verbundene Bestrebungen in höchst glücklicher und planmäßiger Weise vereinigt. In Deutschland ist — seit durch Herder zuerst der Begriff der „Nationalliteratur" als der Gesammtheit der für das Culturleben eines bestimmten Volkes charakteristischen Literatur erfaßt und von Generation zu Generation verbreitet wurde — der Wunsch, von der früheren Entwickelung unserer Literatur bis auf die Gegenwart hin etwas kennen zu lernen, in den weitesten Kreisen so lebendig geworden, wie bei keinem anderen Volke. In Folge dessen haben wir an Literaturgeschichten verschiedener Art Ueberfluß. Aber solche Bücher mit literargeschichtlichen und biographischen Daten und Zahlen, mit guten oder schlechten Urtheilen über die Dichter und ihre Werke sind gar nicht dasjenige, was in erster Linie zur wirklichen Kenntniß von unserer Literaturentwickelung beiträgt; vielmehr gehört dazu vor Allem die Lectüre der Werke selbst!

Nun hat ja in den letzten zwanzig Jahren einerseits der buchhändlerische Unternehmungsgeist der Verleger, andererseits der Ernst und die Gründlichkeit der deutschen Philologen mit großem Eifer die Veranstaltung neuer Ausgaben von Literaturwerken der ältesten wie der neueren und neuesten Zeit bewirkt. Unsere Klassiker des



Kunrat von Ammenhausen, der Dichter des Schachzabelbuchs. Nach der Stuttgarter Handschrift von 1467. Aus Kürschner's deutscher Nationalliteratur. Band 12. Stuttgart, W. Spemann.

achtzehnten Jahrhunderts, und ebenso auch die mit Recht so genannten Klassiker des Mittelalters liegen zum Theil schon in vielen verschiedenen Ausgaben erneuert vor, unter denen die einen auf möglichste Vollständigkeit und Genauigkeit der Texte, die anderen auf angemessene Auswahl des Bedeutendsten und Schönsten, oder auf gute Erläuterung des unverständlich Gewordenen, oder auch auf schöne und geschmackvolle Ausstattung den Hauptwerth legen. Und nicht nur die Klassiker, sondern auch

literarische Größen zweiten, dritten, vierten Ranges aus allen Zeiten unserer Literaturentwickelung sind mit einer Sorgfalt und einer Gründlichkeit edirt und monographisch behandelt worden, die dem Laien bisweilen schwer verständlich ist. Aber einerseits ist unter dieser großen Fülle von Ausgaben nicht nur das größere Publicum sondern auch der Fachmann, der Lehrer sowie der Forscher, manchmal in Verlegenheit zu entscheiden, wo er die für seine Zwecke passendste Ausgabe finden soll; anderer

Titelblatt der ersten Ausgabe des „Simplicissimus" von 1668.
Aus Kürschner's deutscher Nationalliteratur. Band 33. Stuttgart, W. Spemann.

seits hat unter allen Sammelwerken (abgesehen von einigen nur Bruchstücke bietenden Anthologien, wie sie namentlich vor 30—40 Jahren auftraten) noch keines es versucht, die gesammte deutsche Nationalliteratur von der ältesten Zeit bis in unser Jahrhundert hinein zu umspannen.

Ferner ist die hohe Bedeutung von Illustrationen, welche den Leser in die Entstehungszeit eines Literaturwerkes zurückversetzen, sowie von treuen Reproductionen

der Handschriften und der älteren Druckeinrichtungen in jüngster Zeit allgemeiner gewürdigt worden. Solche Beigaben fördern das allseitige Verständniß der Lectüre und haben auch für sich allein genommen ein hohes culturgeschichtliches Interesse. Bei der gegenwärtig ungemein vervollkommneten und verfeinerten Technik auf diesen Gebieten ist von diesen Hülfsmitteln zur Ausschmückung und Erläuterung von literaturgeschichtlichen Werken und einzelnen Ausgaben schon öfter Gebrauch gemacht worden; aber wohl noch niemals in einer so umfassenden, von bloßer Curiositätensammlerei weit entfernten und das Verständniß der Literaturwerke und ihrer Zeit wirklich unterstützenden Weise, wie es in Kürschner's deutscher Nationallitteratur geschehen ist.

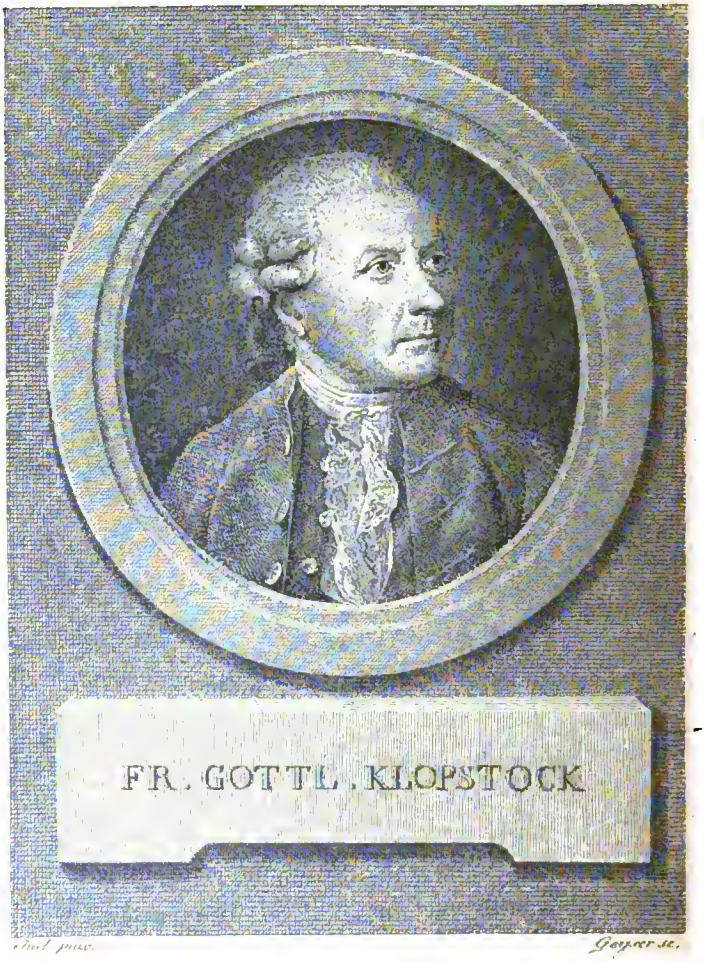
Dieses umfassende Sammelwerk, von dem doch jeder Band in sich abgeschlossen und zu gleichmäßigem Preise (M. 2,50 ungebunden) einzeln käuflich ist, bietet eine sehr glückliche Vereinigung aller dieser Bestrebungen. Es enthält historisch-kritische Textausgaben mit knappen, aber belehrenden Erläuterungen, mit Einleitungen zu jedem Schriftsteller und zu jedem Werke, die in ihrer planmäßigen Ausführung zusammen eine Uebersicht über die ganze deutsche Literaturgeschichte gewähren, und mit Ausstattung durch Illustrationen von hohem Werthe für das Verständniß der Culturentwicklung, welche die Geschichte unserer Nationalliteratur begleitete, sowie für die Kenntniß der persönlichen Verhältnisse und Lebenskreise, in denen die einzelnen Dichter und Schriftsteller sich bewegten.

Das ersten Beernhäuters Bildnus. In einer Schrift Grimmelshausens vom Jahre 1670.
Aus Kürschner's deutscher Nationalliteratur, Band 32. Stuttgart, W. Spemann.

Auch die ältesten Zeiten unserer Nationalliteratur sind in dem ersten bis zum Jahre 1025 reichenden Bande durch reichliche, gut ausgewählte Proben im Originaltexte vertreten; den gotischen (Wulfila), altsächsischen (Heliand) und althochdeutschen (Hildebrandslied, Muspilli, Otfrid, Notker und viele andere) Texten ist außer den durchaus wissenschaftlich begründeten Erläuterungen und einem vollständigen Wörterbuche auch noch eine vollständige neuhochdeutsche Uebertragung (Zeile für Zeile abgesetzt) beigegeben, welche nicht etwas für sich bedeuten, sondern nur allen Lesern das Verständniß der Originaltexte erleichtern will. Es ist erstaunlich, wie viel in diesem, ebenfalls mit höchst interessanten Schrift- und Illustrationsproben ausgestatteten Bande, welcher 521 Seiten mit zum Theil schwierigem, aber meist völlig correctem Satz umfaßt, für so geringen Preis dem Leser geboten wird! Die folgenden Bände 2—12 sollen der mittelhochdeutschen Literatur (Epik, Lyrik, Didaktik) gelten; von ihnen sind bisher sieben erschienen, in denen das Hülfsmittel der wörtlichen Uebertragung in unsere neuere Schriftsprache nur selten noch angewandt, das Verständniß aber durch reichliche Inhaltsangaben und Erläuterungen dem Leser erleichtert ist. Mit Band 13 („Deutsches Leben im Volkslied um 1530") beginnt die neuhochdeutsche Literatur; mit Band 27 (Martin Opitz) die „erste schlesische Dichterschule", mit Band 46 (Klopstock's Werke I) die klassische Periode des achtzehnten Jahrhunderts. Aus dieser ist für Lessing, Goethe, Schiller unbedingt vollständige Wiedergabe aller Werke nach neuer Textrevision und in zum Theil neuer und sehr übersichtlicher Anordnung beabsichtigt; aus Klopstock, Wieland, Herder erhalten wir nur eine umsichtig getroffene Auswahl. Besonderen Dank verdient der Herausgeber für die Geschicklichkeit, mit welcher er aus den Werken der Theoretiker oder der nach ihrem

eigenen dichterischen Verdienste untergeordneteren Schriftsteller eine Auswahl so getroffen und combinirt hat, daß sie — ohne allzuviel Raum fortzunehmen — zum Verständniß der großen Klassiker und der gesammten Literaturentwicklung in vorzüglicher Weise benutzt werden kann.

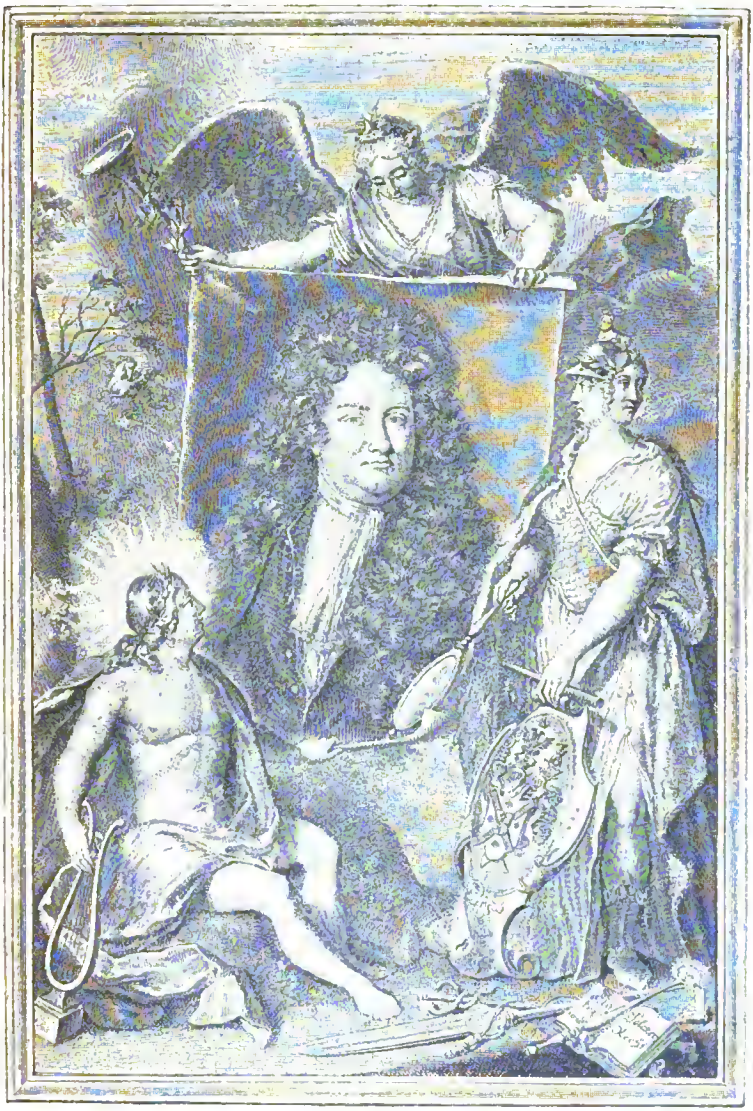
So enthält z. B. Band 42 „Gottsched, Bodmer und Breitinger" ein sehr reich-



Klopstock.
Aus Kürschner's deutscher Nationalliteratur Band 46, 1. Stuttgart. W. Spemann.

haltiges, für die ersten wissenschaftlichen und für didaktische Bedürfnisse völlig genügendes Material zur quellenmäßigen Orientirung über die oft genannten, aber im Ganzen wenig gekannten Streitigkeiten jener Theoretiker, sowie zur Aufklärung über den Gegensatz, in welchen Klopstock, Lessing und Spätere zu ihnen treten mußten. Band 72 „Lessings Jugendfreunde" vereinigt (neben kleineren Mittheilungen und namentlich auch einer ganz vorzüglichen Biographie von Nikolai!) sechs vollständig

abgedruckte Werke von Weiße, v. Cronegk, v. Brawe und Fr. Nicolai, deren Kenntniß für das Studium z. B. der Lessingschen „Dramaturgie" höchst wichtig ist. Ebenso ist



Portrait von Fr. R. L. von Canitz, in der Ausgabe Canitz'scher Gedichte von König (1727). Aus Kürschner's deutscher Nationalliteratur. Band 39. Stuttgart, W. Spemann.

die Zusammenstellung ausgewählter Werke der „Stürmer und Dränger" (Band 79—81 mit guter Besprechung Hamann's!) sehr verdienstlich, obwohl ich gerade hier einen etwas ausgedehnteren Umfang der mitgetheilten Dichtungen gern gesehen haben würde.

Unter den bereits erschienenen Bänden aus der Literatur des neunzehnten Jahrhunderts hebe ich die Auswahl aus Tieck (3 Bände), das „Schicksalsdrama" (Band 151), sowie den vorzüglich erläuterten „Münchhausen" von Immermann (Band 160, 1. 2) namentlich hervor. Mit einer „Anthologie seit Goethe's Tode," sowie zwei Bänden vergleichender literaturgeschichtlicher Tabellen und Register soll nach dem Prospecte die Sammlung abgeschlossen werden.

Bild zur ersten Monologscene in „Faust. Ein Fragement. Von Goethe". 1790. Aus Kürschner's deutscher Nationalliteratur, Goethe's Werke, Band 12. Stuttgart, W. Spemann.

Es war kein Leichtes, für eine so umfassende Sammlung die richtigen Mitarbeiter zu gewinnen und die Wirksamkeit derselben so zu vertheilen und zu regeln, daß bei voller Schonung der wissenschaftlichen Selbstständigkeit des Einzelnen dennoch ein planmäßiges Zusammenwirken derselben und eine in diesen Plan passende gleichmäßige Ausführung aller Theile erreicht wurde. Nach beiden Richtungen ist es dem rührigen Herausgeber gelungen, gute, in einzelnen Fällen vorzügliche Erfolge zu erreichen. Der mir hier zugewiesene Raum gestattet es nicht, die Leistungen auch nur einer größeren Zahl der Mitarbeiter irgendwie eingehend zu charakterisiren. So sei hier nur noch hervorgehoben, daß viele Bände der Sammlung auch gänzlich neues oder wenig bekanntes wissenschaftliches Material zugänglich machen; ich nenne beispielshalber für Schiller's Werke die noch in keiner früheren Ausgabe abgedruckte älteste Gestalt mehrerer Stellen aus den „Räubern," sowie die historische Quelle, den Prosaentwurf und die spätere Bearbeitung des „Don Carlos"; ferner die vielen neuen Mittheilungen, die Th. Jolling über Heinrich von Kleist gemacht hat. Häufig sind die literaturgeschichtlichen Darstellungen von neuen und anregenden Gesichtspuncten aus gegeben, wie z. B. bei der Behandlung des „Simplicissimus" von F. Bobertag, bei den Einleitungen zu Klopstock's Werken von R. Hamel, bei Bürger's Gedichten von Professor Sauer und bei vielen ebenso gründlich durchdachten, wie fesselnd geschriebenen Arbeiten von Professor J. Minor. Bei aller Gründlichkeit und Wissenschaftlichkeit aber ist die Rücksicht auf das Interesse und das Verständniß weiterer Kreise nirgends unterlassen. Die Illustrationen endlich sind zwar nicht über alle Bände gleichmäßig vertheilt; überall aber sind sie mit großer Umsicht aus durchaus authentischem Material ausgewählt und durchweg vorzüglich ausgeführt, wie auch die Druckausstattung aller Bände eine sehr würdige und solide ist.

Alles in Allem sind die bisher erschienenen Bände des großen Unternehmens der größten Theilnahme unserer gebildeten oder nach Bildung strebenden Lesewelt voll-

kommen würdig. Für Schul- oder Vereinsbibliotheken ebenso wie für die Bücherei des deutschen Hauses giebt es kaum eine empfehlenswerthere Anschaffung als die vollständige „Deutsche Nationallitteratur", oder eine nach bestimmten Bedürfnissen und Mitteln abgemessene Auswahl aus den Bänden derselben, die sich in dem schönen gleichmäßigen Einbande auch äußerlich würdig repräsentiren. Möchte es dem Herausgeber bald vergönnt sein, das glücklich bis über die Hälfte geführte große Unternehmen in gleicher Art und in nicht allzuferner Zeit völlig zu Ende zu bringen!

O. E.

Felix Dahn's „Weltuntergang."

Geschichtliche Erzählung aus dem Jahre 1000 nach Christus. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Ein hochbedeutender Vorwurf ist es, den wir in dem neuesten Werke Dahn's behandelt sehen: die Wirkung, welche der allgemein verbreitete Glaube an den Weltuntergang und das Hereinbrechen des jüngsten Gerichtes zur Sommersonnenwende des Jahres 1000 auf die politischen Ereignisse übt, wird zur Grundlage eines historischen Romans gemacht; und die verschiedenen seelischen Eindrücke, die jener weltbeherrschende Aberglaube auf den Helden, den Würzburger Bischof Heinrich von Rothenburg, und auf die mannigfaltigen ihn umgebenden Gestalten äußert, gewähren der lebens- und wechselvollen Charakterschilderung einen eigenartigen Reiz. Derselbe erreicht durch die stetig sich steigernde Erwartung des gefürchteten Ereignisses gegen Ende des Werkes seinen Höhepunkt.

Der Kern der Erzählung, um den sich die kleineren Episoden schließen, ist leicht herauszuschälen. Graf Heinrich von Rothenburg, im Dienste der Kaiserwittwe Theophano, war in den Kampf gegen die Wenden gesandt. Kehrt er als Sieger zurück, so ist ihm die Herzogswürde zugedacht, und als Herzog will er um die Hand Heilfriedens werben, des schönen Edelfräuleins im Geleite der Kaiserin. Theophano aber liebt den Grafen und will ihn zu ihrem Gemahle und zum Regenten des Reiches erheben: sie zwingt Heilfriede, Gerwalt, den Grafen des Waldsassengaues, zu ehelichen. Als Herr Heinrich zurückkehrt, wähnt er Heilfrieden untreu, und er entsagt der Welt: er nimmt die Priesterweihen und wird zum Bischof von Würzburg ernannt. In Gerwalt sieht Heinrich seinen ärgsten Feind, und darin wird er von seinem Archidiacon Berengar bestärkt. Der Lombarde Berengar, der Sohn Berengars von Ivrea, hegt gegen Kaiser Otto glühenden Haß; unabläßig ist er bemüht gewesen, die Gerechtsame des Bisthums Würzburg zu erweitern, denn selbst strebt er nach dem Sitze, auf den die berechtigte Anwartschaft ihm Heinrich von Rothenburg geraubt. Durch eine falsche Verleihungsurkunde und durch Verunglimpfung des Grafen Gerwalt reizt der Archidiacon den Bischof auf, Stadt und Grafschaft dem Könige zu entreißen und zu solchem Zwecke die nahen Wenden in Sold zu nehmen. Berengar wird als Vermittler zu deren Fürsten Zwentibold geschickt und verpflichtet diesen, Würzburger Grafschaft und Bisthum zu überfallen und den Bischof zu ermorden, auf daß der Stuhl erledigt sei. — Der kluge Berengar ist weit entfernt, den Aberglauben an das Hereinbrechen des jüngsten Gerichtes zu theilen. Bischof Heinrich hatte Alles von der Entscheidung des Papstes abhängig gemacht und seinen Jägermeister Arn nach Italien gesandt, dieselbe einzuholen. Und da nun dieser wildeste Mann im Mönchsgewande als Bote des Papstes zurückkehrt, den Weltuntergang zu verkünden und Buße zu predigen, da schwinden auch Herrn Heinrichs Zweifel. Alles bereitet sich auf die Sonnwende vor: die Einen geben sich dem vollen Lebensgenusse hin, die Anderen thun Buße. Zum Bischof kommt Frau Heilfriede, zu sagen, daß sie schuldlos und zur Ehe gezwungen sei. Herr Heinrich, Frau Heilfriede und Graf Gerwalt wollen Hand in Hand an heiliger Stätte das Ende erwarten. Kurz vor der Stunde, die den Untergang der Welt bringen soll, brechen die Wenden unter Zwentibold und Berengar herein: nach heißem Kampf, in dem die Führer fallen, werden sie zurückgeschlagen. Herr Heinrich ist wund von vergifteter Waffe: Heilfriede saugt die Wunde aus und rettet ihm das Leben.

In diese Erzählung, welche sowohl in der äußeren Form als auch — abgesehen von der zu großen Vertraulichkeit des klugen Berengar gegenüber dem Wendenfürsten

— in der Zeichnung der Charaktere sehr gelungen ist, hat Dahn eine Reihe von Stoffen eingeflochten, die bereits im Jahre 1868 in einem Cyklus von kleineren Gedichten unter dem Titel „Weltuntergangs-Erwartung" verwerthet waren. Wir müssen dem Dichter Dank wissen, daß er die Gestalten, die in jenen Balladen nur skizzirt und in Folge dessen etwas derb gezeichnet erschienen, fein ausgearbeitet hat; indeß dürfen wir uns nicht verhehlen, daß in der Verwendung dieser Charaktere im Roman die Gefahr lag, daß manche Theile desselben ein episodisches Gepräge annahmen und zu sehr in die Länge gezogen wurden: ist das schon mit der Erzählung vom Juden Renatus der Fall, so noch in höherem Maße mit der Schilderung des frommen Gärtners Wartold. Wäre es nicht — zumal ja die aller höheren Reflexion baare Gottergebenheit schon in der Mutter Ute verkörpert ist, — lohnender gewesen, die Eindrücke jenes Aberglaubens auf einen geistig höher stehenden Menschen, etwa auf einen gelehrten christlichen Philosophen wirken zu lassen? Die Gestalten der vier Liebenden, des Ritters Helmut und der Jungfrau Edel sowie des Herrn Fulko von Yvonne und der schönen Minnigard sind in ihren Grundsätzen unendlich wirkungsvoll, und die Durchführung der Charaktere ist — abgesehen von einigen reiflich freien Anschauungen Minnigards und von dem unritterlichen Benehmen Helmuts zu Worms — meisterhaft. Uebrigens eine andere Gefahr noch hat die Verwerthung älterer Motive nicht vermeiden lassen: Das wilde Lied „Morgen um die zwölfte Stund" paßt ebenso wenig zu der Art Fulkos wie sein moderner Minnesang in das Jahr 1000. Unvergleichlich aber ist der mit köstlichem Humor geschaffene Supfo, der weinfrohe Kellermeister, der mit seiner Katze Mucia den Weltuntergang beim Cypernwein erwartet.

Auch zwei neu erfundene Momente kommen der Dichtung ganz besonders zu Gute: das ist einmal die liebenswürdige Zeichnung des Junker Blandinus und der runden Fallrun, dann aber vor Allem der herrliche Contrast des erhabenen germanischen Glaubens von den letzten Ereignissen zu jenem wahnsinnigen Aberglauben. Der alte segen- und sagenkundige Rado, der treu am Wodanglauben hängt, ist eine prächtige Schöpfung.

Wir sind dem Dichter heute auf ein anderes Gebiet gefolgt als beim Lesen seiner früheren historischen Romane. Das Bessere ist der Feind des Guten. So wäre es im höchsten Grade unbillig, in dieser Schöpfung die gleiche vollendete Zeichnung des geschichtlichen Hintergrundes zu verlangen wie auf dem Boden des frühen Mittelalters, für dessen wissenschaftliche Bearbeitung Dahn eine unserer ersten Autoritäten ist. An der Benutzung der Quellen (des Lebens der Heiligen Nilus und Romuald und der Würzburger Chronik) wird Niemand etwas auszusetzen haben, aber das Studium dieser Werke bedingt noch keineswegs die gleiche gewaltige Fülle der Gestaltungskraft, wie wir sie in Dahn's Romanen aus der Völkerwanderung kennen gelernt haben. Und so erklärt sich unseres Erachtens die häufig zu breite, ja lehrhafte Ausmalung in den ersten Theilen des Werkes: wir meinen die Falkenjagd, den Brief Arn's, die Schilderung von Würzburg, die den Renatus und Wartold betreffenden Scenen, den Anfang des Dialogs zwischen Herrn Heinrich und Heilfriede. So begreifen sich auch einzelne historische Ungenauigkeiten. Sollte Arn der Jägermeister der Schreibkunst in so hohem Maße beflissen gewesen sein? Paßt das französische Wort buhurt in die Schilderung des Weltbrandes? Gewiß nicht. Ueberhaupt werden die romanischen Einflüsse für jene Zeit viel zu hoch angeschlagen: konnte doch auch Helmut nicht um 1000 zu Worms im Turnier kämpfen, da nachweislich das erste Turnier in Deutschland erst 1127 stattfand, und da überhaupt das Turnier erst 1066 erfunden sein soll. — Und jene oben erwähnte Breite finden wir auch in stilistischer Hinsicht: die übermäßige Häufung der Epitheta wirkt nicht günstig, und als zu breite Schilderung dürfen wir auch wohl die sechs Gedankenstriche in der Nacht der Liebe bezeichnen.

Diese Ausstellungen hätten wir nicht gemacht, wenn wir das nicht für Pflicht hielten bei der Beurtheilung eines Dichters, von dem wir auch im Kleinen höchste Vollendung gewohnt sind. Auch sei nochmals bemerkt, daß sie fast nur auf den ersten Theil der Dichtung beziehen. Besonders im zweiten Theile des Werkes sehen wir allüberall urgewaltige Kraft der Gestaltung wie der stilistischen Ausführung. Die Ankunft Arns, die wonnige Mittsommernacht, der Kampf, die Begegnung Herrn Heinrich mit Heilfriede — je eines dieser herrlichen Stücke würde dem Dichter dauernden Dank sichern.

ths.

Philosophische Literatur.

Sinnen und Denken. Gesammelte Abhandlungen und Vorträge aus dem Gebiete der Literatur, Philosophie und Pädagogik, sowie ihrer Geschichte von J. H. Witte. Halle, Pfeffer.

„Diese Aufsätze und Abhandlungen bewegen sich in jener realistischen und kritischen Richtung, welche immer mehr das Gepräge der wissenschaftlichen Philosophie der Zukunft zu werden verspricht", sagt der Verfasser in seinem erkenntnißtheoretischen Vorworte zu dieser Sammlung. Sie sind also sämmtlich angewandte Philosophie. Obwohl für weitere Kreise der Gebildeten berechnet, bieten sie doch auch dem Fachmann, besonders dem Pädagogen, viel Neues und Anregendes, obschon andererseits Manches für die weiteren Kreise unverständlich oder schwer faßlich, weil zu speculativ, bleiben dürfte. Besonders sind damit diejenigen Theile gemeint, welche die philosophische Grundlage für die praktischen Theile der Abhandlungen enthalten. Abgesehen von der Compactheit der Sprache, fehlt es hier und da noch an Feilung, so besonders im ersten Aufsatze. Jedenfalls aber wird das Buch wegen des reichhaltigen Inhalts Vielen etwas bringen und — anregend und belehrend zugleich — dem ernsten Leser nur förderlich sein.

Es sei verstattet auf den Inhalt einzelner Aufsätze besonders hinzuweisen. 1) „Der Weltschmerz in der Dichtung und die Weltschmerzdichtung" behandelt Byron, Heine (ungerecht einseitig!) Leopardi, Lenau, Goethe's „Faust", dem in den Anmerkungen, welche viel Ueberflüssiges enthalten, eine besondere Würdigung zu Theil wird. 2) „Der Patriotismus und die sittliche Bedeutung des Staates" (rechtsphilosophisch). 3) „Die sociale Krisis in den höheren Ständen, die Organisation unseres Bildungswesens und die Idee eines Reichsbildungsamts." (Sehr anregend; streift auch die Realschulfrage.) 4) „Berufsbildung des Kaufmanns." Außerdem noch Abhandlungen über Friedrich den Großen, Fichte, Franklin, Mendelssohn, Daniel Defoë.

Der Schlüssel zum objectiven Erkennen. Von Rudolf Seydel. Halle, Pfeffer.

Unter diesem Titel hat der Verfasser, ein Schüler von Chr. H. Weiße, drei früher in der Fichte'schen Zeitschrift erschienene Abhandlungen gesammelt. Die Abhandlungen, welche gegen Kant's Erkenntnißtheorie und ihre Erweiterung durch Friedrich Albert Lange gerichtet sind, betiteln sich: „Kant's synthetische Urtheile a priori, insbesondere in der Mathematik"; F. A. Lange's geometrische Logik" und „der Schlüssel zum objectiven Erkennen." Das positive Ergebniß ist der in der logischen Benutzung des Denkinhalts liegende Schlüssel zu einem wahrhaft objectiven, wenn auch determinirten Erkennen. Unsere Erkenntniß beruht nach dem Verfasser auf Erfahrung logischem Denken und Glauben, Philosophie, Erfahrungswissenschaft und Theologie sollen sich mit den zur objectiven Wahrheit führenden Arbeitswegen ergänzen.

Herders Philosophie nach ihrem Entwickelungsgange und historischen Stellung. Von Dr. Moritz Kronenberg, Heidelberg, Carl Winter.

Nach Leibnitz hat es wohl kaum einen so universellen und demgemäß so weit wirkenden Geist gegeben, wie Herder. Nur fehlte diesem noch mehr als Jenem die Abrundung und die Geschlossenheit. Man kann bei Herder nicht von der Einheit eines philosophischen Systems reden; für den Philosophen ist es keine geringe Aufgabe beim Studium Herderscher philosophischer Ideen die Grenze zwischen philosophischer und literarischer Wirksamkeit genau abzustecken. Das mag ein Grund gewesen sei für die befremdende Thatsache, daß in unserer Zeit, in der die wissenschaftliche wie literarische Production üppiger denn je emporschießt, Herder als Philosoph noch keine eingehende selbständige Würdigung erfahren hat. Der Verfasser, welcher, ein Schüler von Kuno Fischer, in die Fußtapfen seines großen Lehrers tritt, ist kein Neuling auf dem Gebiete Herderscher Philosophie. Er tritt mit Sachkenntniß und Ruhe an die Aufgabe und verfolgt seinen Plan mit einer gewissen Zähigkeit. An dem vorliegenden Werk fällt zunächst die sehr sorgfältig, ja fast pedantischu Methdoik einer bis in's Einzelne gehenden Dispositon sofort in's Auge. Diese Gruppirung des Stoffes erleichtert ja bedeutend die Uebersicht, aber die Darstellung leidet darunter. Herder wird uns zunächst als Schüler von Kant und Hamann, dann unter den Einfluß von Leibnitz und Spinoza dargestellt und endlich sein Kampf gegen

die späteren Kantische Philosophie klar und scharf entwickelt. Das Buch bietet einen werthvollen Beitrag für die Quellenstudien der nachkantischen Philosophie und verdient auch von Seiten der Literarhistoriker eingehende Beachtung.

Die ewigen Räthsel. Populär-philosophische Vorträge, gehalten im literarischen Verein zu Baden-Baden von Rudolf Wichert. Erste Serie. Halle, Pfeffer.

Schon der Titel des Heftes deutet an, daß diese Vorträge nicht für gelehrte Kreise, sondern für den sogenannten gebildeten Laien berechnet sind. Sie behandln theils naturwissenschaftliche Probleme: „Der Instinct" contra Darwin); über das Gesetz der Erhaltung der Kraft;" „Das Atom;" theils psychologische; „Der Kampf um die Seele;" „Nothwendigkeit und Freiheit." Zwischen beiden Gruppen steht die Abhandlung „über das Problem der Sprache."

Der Verfasser ist Autodidakt; er hat viel und mit Verständniß gelesen und verfügt über eine fließende anregende Schreibart. Das hier Gebotene besteht aus dilettantischen Compilationen. Die naturwissenschaftlichen Vorträge sind noch mit dem größten Geschick zusammengestellt; die Gruppe der psychologischen Abhandlungen läßt aber an der für Laien nöthigen Klarheit und Durchsichtigkeit viel zu wünschen übrig. Am allerschwächsten ist die Abhandlung über das Problem der Sprache, welcher jedes organische Gefüge fehlt und welche kaum auf den Titel einen geistvollen Plauderei Anspruch erheben könnte. Immerhin wird jeder Laie, der dies Büchlein mit dem nöthigen Eifer und der gehörigen Aufmerksamkeit liest, Manches daraus lernen können. ss.

Bibliographische Notizen.

Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms in der Zeit von August bis zum Ausgang der Antonine. Von Ludwig Friedländer. Sechste neu bearbeitete und vermehrte Auflage. II. Theil. Leipzig, S. Hirzel.

Auch bei dem zweiten Bande dieses Meisterwerkes ist die Neuauflage mit einer Sorgfalt ausgeführt, der wir unsere höchste Anerkennung nicht versagen können. Selbst das kleinste Moment, das irgend ein neuveröffentlichtes epigraphisches Denkmal oder eine seit 1881 erschienene Schrift für den Bereich der hier behandelten Gegenstände (Verkehrswesen, Reisen der Touristen, Schauspiele) bietet, ist berücksichtigt und zu einem bald größeren, bald kleineren Zusatz verwerthet, so daß der Umfang des Buches um mehr als ein halbes Hundert Seiten gewachsen ist. Namentlich das erste Capitel ist durch ganze Abschnitte erweitert; so bezüglich des Wagenverkehrs in den Alpen, des Straßennetzes in Nordafrika und der nördlichen Balkanhalbinsel zur Römerzeit, der chinesischen Nachrichten über Beziehungen zum römischen Reich. Die „Aushebung der Truppen" (S. 59 bis 60) ist nach einem Aufsatze Mommsens aus dem Jahre 1884 umgestaltet, wie denn überhaupt die neuen Schriften dieses Forschers naturgemäß zu vielen Zusätzen und Abänderungen Anlaß gegeben haben. Direct umgearbeitet ist ferner im folgenden Capitel die Darstellung der Feldzüge und Niederlassungen der Römer in Nordafrika (S. 100—102), vor Allem aber der Schlußparagraph, welcher die Entwickelung des Gefühls für das Romantische in der Natur betrachtet. Der Werth desselben ist durch die jetzige, in sich geschlossenere und sachlichere Darstellungsweise nicht unwesentlich erhöht worden, wenngleich seine Zugehörigkeit in den Rahmen dieses Werkes manchem Leser zweifelhaft erscheinen dürfte. Speciell für die Landschaftsmalerei im Mittelalter hat der Verfasser statt der früheren eigenen Erörterung eine ausführlichere, von G. Dehio herrührende eingesetzt (S. 215—219). In geringerem Grade ist der letzte Theil des Buches berührt worden; doch konnte das Verzeichniß der in Italien und den Provinzen nachweisbaren Amphitheater durch eine Reihe neu ermittelter Theater bereichert werden, u. A. zu Carmo in Baetica, Mylasa und Telmissos in Kleinasien und besonders zu Carnuntum, indem hier die erst im Jahre 1889 herausgegebenen Berichte über die jüngst daselbst stattgefundenen Ausgrabungen herangezogen sind. Und der Anhang IV über die Gladiatorentesseren liegt in vollständig veränderter Fassung vor, da seit der letzten Auflage mehrere Arbeiten sich gerade mit dieser schwierigen Frage beschäftigt haben; es ist durchaus zu billigen, daß der Verfasser nunmehr nur die verschiedenen aufgestellten

Hypothesen wiedergiebt, ohne eine eigene Vermuthung auszusprechen. — Die Bedeutung des Bernsteinhandels wird nicht mehr so hoch veranschlagt (S. 72—73): der Bernstein gelangte größtentheils nur durch Zwischenhandel nach dem Süden und spielte auch nur eine untergeordnete Rolle unter den aus dem Norden bezogenen Artikeln; die römischen Handelsbeziehungen erstreckten sich nicht allein auf das Bernsteinland, sondern über das ganze nördliche Deutschland bis nach Skandinavien hin. Die nähere Begründung dieser Ansicht finden wir in dem als Anhang beigefügten Aufsatze von O. Tischler in Königsberg, in welchem die römischen Fundstücke im Norden (hauptsächlich Münzen) eingehender untersucht werden. sb.

Die Fürstinnen auf dem Throne der Hohenzollern in Brandenburg und Preußen von F. Bornhak. Berlin, M. Schorß.

Die vorliegende Arbeit ist ohne selbständige, wissenschaftliche Quellenforschung nach gedruckten Werken zusammengestellt. Sie ist nach des Verfassers eigener Angabe besonders für die Jugend bestimmt; sie soll aber auch der deutschen Frauenwelt glänzende und nachahmenswerthe Vorbilder bieten in dem Leben, Lieben und Leiden deutscher Fürstinnen, auf dem Hohenzollernthrone in Brandenburg und Preußen. Die Absicht des Buches ist also eine patriotische. Von Friedrich, dem ersten Kurfürsten in der Mark aus dem Hause Hohenzollern, bis auf die Gegenwart werden uns in chronologischer Reihenfolge die Hohenzollernfürstinnen in kurzen biographischen Bildern vor Augen geführt. Die Darstellung wird lebhaft und anschaulich, besonders auch die reichlich eingestreuten Berichte von Augenzeugen und von den Fürstinnen selbst. Wir sehen, wie die hohen Frauen aufgehen in ihrem fürstlichen Berufe, wahre Landesmütter zu sein; wir werden zur Bewunderung hingerissen bei dem Anblick dieser Fürstinnen, die, im Glücke still und froh, im Unglück fromm ergeben, aber doch stolzer und sicherer Hoffnung voll, zu dem nie erbleichenden Stern ihres Hauses emporschauen.

Wissenschaftlich begründete Geschichtskenntnisse freilich kann man aus dem Buche nicht erwerben; mit Absicht werden die Ereignisse ganz summarisch zusammengefaßt, gewissermaßen um die Wand aufzubauen, an der die einzelnen Portraits befestigt werden sollen. Aus diesem Verfahren erklären sich wohl die vorkommenden historischen Ungenauigkeiten, ohne dadurch entschuldigt werden zu können. Es ist doch falsch, wenn S. 43 gesagt wird, daß „infolge der Hussitenkriege" (1419—1434) die deutschen Professoren und Studenten Prag verließen, um nach Leipzig (Universität 1409 gegründet!) überzusiedeln. Chronologisch völlig ungenau ist auf S. 399 die Erhebung der Ungarn für Maria Theresia fixirt. — Warum wird das Treffen bei Moys, wie es herkömmlich heißt, nach Görlitz benannt? Warum wird die Schlacht von Roßbach vom 5. Nov. 1757 auf den 6. Nov. verlegt? Dies mag genügen, um eine vorsichtige Benutzung des Buches in dieser Hinsicht zu rechtfertigen.

Die Verlagshandlung hat ihre Schuldigkeit gethan; einem würdigen Stoffe ein würdiges Gewand! Die 27 Bildnisse, an entsprechender Stelle in den Text eingefügt, sind in ihrer Art vorzüglich.

Wn.

Meyers Hand-Lexikon des allgemeinen Wissens. Vierte Auflage. Mit über 100 Illustrationstafeln, Karten, statistischen Tabellen und erläuternden Textbeilagen. Zwei Bände. Leipzig, Verlag des Bibliographischen Instituts.

Das bekannte Meyersche Hand-Lexikon, das bis zur dritten Auflage in Klein-Octav und mit lateinischen Lettern gedruckt erschienen war, ist in der neuen Auflage zum üblichen großen Lexikon-Format herangewachsen und bildet zwei stattliche Bände von zusammen 1459 zweispaltigen Seiten. Als Nachschlagebuch für den gewöhnlichen Bedarf ist dieses mit großer Sorgfalt und Genauigkeit redigirte Werk, das auf alle Fragen, die sich aufdrängen, kurzen und richtigen Bescheid giebt, überaus empfehlenswerth. Die bildlichen, kartographischen und sonstigen Beilagen, die mit denen des großen Meyerschen Lexikon-Werkes übereinstimmen, sind nicht etwa billige Lockmittel für die Kauflust, sondern sehr wünschenswerthe und fast immer nothwendige Ergänzungen, die durch klare und gute Veranschaulichung schwerfällige Auseinandersetzungen und Schilderungen entbehrlich machen und über das Wissenswerthe schnell und bequem unterrichten. Die diesen Beilagen hinzugefügten Erläuterungen sind Antiqua gedruckt, während der Haupttext des Werkes mit deutschen Lettern gesetzt ist. Um möglichst viel Stoff auf möglichst geringem Raume zusammenzudrängen, ist eine kleine Schrift gewählt worden, die sich aber durch unge-

wöhnliche Schärfe und Wohlgefälligkeit ganz besonders auszeichnet und sehr lesbar ist, kein Augenpulver. Die typographische Leistung ist geradezu hervorragend. Ebenso muß es willkommen geheißen werden, daß die eigenthümlichen und besonderen Abkürzungen, zu deren Verständniß ein besonderes Studium gehört und die es bei manchen anderen Nachschlagebüchern zur beständigen Nothwendigkeit machen, bei jedem einzelnen Artikel, den man liest, die erläuternde Tabelle nachzuschlagen, völlig vermieden worden sind. Die aus räumlicher Ersparniß in dem Meyerschen Hand-Lexikon gemachten Abkürzungen sind die üblichen, die Jedermann versteht. Das Lexikon des allgemeinen Wissens, das in noch immer verhältnißmäßig knappem Raume eine unglaublich starke Stofffülle bewältigt, ist ein praktisches und gutes Buch, das eine warme Empfehlung verdient.

P. L.

Bilder und Skizzen aus dem Naturleben. Von Dr. O. Zacharias. Jena, Hermann Costenoble.

Der Autor ist ein Forscher, dessen Studien auf dem Gebiete der Zoologie und Entwickelungsgeschichte in Fachkreisen hochgeschätzt werden. Um so erfreulicher ist es, daß er von seinem gründlichen Wissen weiteren Kreisen mittheilt; denn wir haben an dieser Stelle schon wiederholt betont, daß, um populär im guten Sinne des Wortes zu schreiben, ein volles wissenschaftliches Beherrschen des Gegenstandes erstes Erforderniß ist. Ein Theil der in sich selbständigen kleinen Darstellungen, die weiteren Kreisen eine Vorstellung von der Fülle interessanter Fragen geben wollen, an deren Lösung die heutige Naturforschung erfolgreich arbeitet, sind bereits in verschiedenen populären Zeitschriften erschienen und haben sich allgemeinsten Beifalls erfreut. Anderes ist hinzugekommen, und so ist ein Band entstanden, der nicht verfehlen wird, die Aufmerksamkeit der gebildeten Lesewelt zu erwecken. Das Buch verdient auch einen Platz auf dem Weihnachtstisch der reiferen Jugend, die sich für naturwissenschaftliche Darstellungen interessirt.

cht.

Fr. Kreyßig's Vorlesungen über Goethe's Faust. Zweite Auflage, neu herausgegeben von Franz Kern. Berlin, Nicolaische Verlagsbuchhandlung.

Es ist sehr erfreulich, daß die Verlagshandlung von diesen seit längerer Zeit vergriffenen Vorlesungen, einem Lieblingswerke des verewigten Kreyßig, eine neue Ausgabe veranstaltet hat. Obwohl seit ihrem ersten Erscheinen eine ganze Fluth von Faustliteratur über uns hereingebrochen ist, sind Kreyßig's Vorlesungen doch noch keineswegs veraltet. Sie bieten vielmehr mit ihren durchweg wohlerwogenen, einem tiefgebildeten und für alles Schöne, Gute, Wahre empfänglichen Geiste entsprungenen Erörterungen und Betrachtungen über Goethe's größte Dichtung eine Lectüre, welche Allen, die, ohne allzuviel Detailforschung treiben zu wollen, doch neben dem Goetheschen „Faust" selber auch noch ein gutes Buch über ihn zu lesen wünschen, durchaus zu empfehlen ist. Kreyßig's Erläuterungen verbinden in vorzüglicher Weise den älteren, allgemein ästhetisch-poetischen Standpunkt, welcher das ganze vollendete Werk in's Auge faßte, mit dem neueren historischen, welcher die allmähliche Entstehung der einzelnen, zeitlich weit getrennten Theile der Faustdichtung und alle Wandlungen der Anschauungen und Gedanken des Dichters beachtet. Kurz, aber vorzüglich besprochen sind z. B. namentlich die bedeutungsvollen, bald nach 1797 ganz neu hinzugekommenen Theile der Dichtung (S. 145 ff.), darunter auch das „Vorspiel auf dem Theater," von dem noch 1881 einer der gelehrtesten und geschmacklosesten Faustcommentatoren drucken ließ, es „stehe nicht in directer Beziehung zur Fausttragödie und habe mehr das Theater im Allgemeinen im Auge!"

Die Zusätze und Anmerkungen des neuen Herausgebers nehmen namentlich auf die von Erich Schmidt erst 1886 aufgefundene, 1887 veröffentlichte älteste Fassung des Goetheschen „Faust" („Urfaust") und einige andere neuere Erscheinungen der Faustliteratur gebührende Rücksicht und bieten für manche schwierigen Stellen neue und beachtenswerthe Erklärungen.

dr.

Romantische Liebe und persönliche Schönheit. Von H. T. Finck. Deutsch von Udo Brachvogel. I. Band. Breslau, S. Schottlaender.

Wir sind Udo Brachvogel zu großem Danke verpflichtet, daß er uns Gelegenheit giebt, das schnell bekannt gewordene Buch Fincks in musterhafter Uebersetzung kennen zu lernen. In ungemein geistvoller, dabei immer leicht faßlicher und meist humoristischer Form giebt uns Finck ein Bild von der Entwickelung und dem Wesen der romantischen Liebe, beleuchtet er die Liebe bei den Thieren, bei den wilden und bei den civilisirten Völkern, spricht er über

die eheliche Liebe, über den Kuß 2c., 2c. Erstaunlich ist die Belesenheit des Autors, mit der er seine Behauptungen durch Citate von Schriftstellern aller Nationalitäten belegt. Mitunter reißt ihn sein Eifer allerdings zu recht gewagten Behauptungen hin. Etwas wunderlich klingt es doch wenigstens, wenn er ganz ernsthaft die Bestandtheile der Liebe bei wilden und halbcivilisirten Völkern so angiebt:

Selbstsucht	25,7684%
Unbeständigkeit	20,3701%
Stolz auf den Besitz	7,3024% 2c. 2c.

Doch das sind nur Kleinigkeiten, die gegenüber den großen Vorzügen des Werkes nicht schwer in's Gewicht fallen. Wir sehen mit Spannung dem Erscheinen des zweiten Bandes entgegen. H—n.

Aus dem Orient. Flüchtige Aufzeichnungen von Paul Lindau. Breslau, S. Schottlaender.

Lindau hebt selbst hervor, daß es ihm nicht darum zu thun gewesen, sachlich anspruchsvolle Schilderungen der Denk- und Sehenswürdigkeiten des Orients zu geben; er wollte nur die Eindrücke fixiren, die er bei einer kurzen Reise in Budapest, Nisch, Saloniki, Konstantinopel und Bukarest gewonnen hat. Das ist ihm trefflich gelungen. Er versteht es meisterhaft, uns mit wenigen Strichen die sonderbaren Typen des Orients vorzuführen, uns die Stimmungen nachempfinden zu lassen, in die ihn die bunte Farbenpracht, das laute, wirre Treiben, der sorglose Schlendrian jener Länder versetzte. Dabei ist das Buch von der ersten bis zur letzten Zeile in jenem liebenswürdigen Tone humorvoller Plauderei geschrieben, wie er eben nur Lindau eigen ist. H—n.

Gottfried Keller oder **Humor und Realismus.** Von Leo Berg. Deutsche Literarische Volkshefte Nr. 2. Berlin, Verlag von Brachvogel und Rauft.

Die vorliegende Abhandlung ist stellenweise recht hübsch geschrieben; der Verfasser erwärmt den Leser und erfreut ihn durch manche treffende Bemerkung. Wer indes etwas Besonderes von dem Hefte erwartet, wird arg enttäuscht. Es enthält einige Analysen Keller'scher Dichtungen; von einem abgerundeten Bilde des Dichters, von einer vertieften Charakteristik ist nicht die Rede. Dagegen fallen einige höchst überflüssige und in unbescheidenem Tone gehaltene Bemerkungen unangenehm auf, durch welche sich der Autor an der Kritik zu reiben sucht. Der höchst schwülstige Schluß ist einfach unverständlich. Das Heft ist durch eine große Menge arger Druckfehler geradezu verunstaltet. ss.

Salve Regina. Novelle von Ottilie Fischer. Danzig und Leipzig, Carl Hinstorffs Verlag (Gustav Ehrke.)

Es ist eine reizvolle Aufgabe, den einfachen und harmlosen Naturmenschen mit seiner vollen frischen Naivetät dem Weltkinde gegenüberzustellen und ihn in die Kämpfe einer verzehrenden Leidenschaft zu verstricken. Die Verfasserin hat diese Aufgabe mit Geschick gelöst und bekundet durch die Behandlung des Problems, durch Charakteristik der scharf beleuchteten, im Wesen grundverschiedenen Personen, deren jede eine volle, kräftige Individualität repräsentirt, nicht minder als durch die Anmuth und Schönheit der Sprache ein gesundes und beachtenswerthes Talent. ss.

Die Macht der Feder. Roman von Ph. Bogler. 2. Aufl. Danzig, Carl Hinstorffs Verlag (Gustav Ehrke).

Der kleine Roman wird besonderes Interesse erwecken bei Lesern, welche Freude am Landleben und Verständniß für Fragen der Landwirthschaft haben. Diese sind jedoch nicht etwa in aufdringlich tendenziöser Weise breit getreten, sondern nur im Hintergrunde der Handlung mit Geschick behandelt. Allerdings sind einzelne Motive mehrmals wiederholt und das Walten des Zufalls nicht genügend eingeschränkt; dafür aber entschädigt die frische poetische Sprache und die lebensvolle, liebenswürdige Charakteristik der Personen. ss.

Menschenrechte. Erzählung aus der Zeit der ersten französischen Revolution von Hans Blum. 2 Bände. Jena, Hermann Costenoble.

Der Verfasser, der sich auch auf dem novellistischen Gebiet bereits mit Glück versucht hat, versetzt uns mit dieser Erzählung um hundert Jahre zurück mitten in jene weltgeschichtlichen Vorgänge die eine neue Entwickelung der Völkergeschicke anbahnten und auf welche die diesjährige Centenar-Feier von Neuem die Blicke der ganzen Welt zurückgelenkt hat. Er führt drei Ausländer, einen vom Oberrhein gebürtigen, in österreichischen Diensten stehenden Diplomaten, einen preußischen Offizier französischer Abkunft und einen Amerikaner nach Paris, um dort das politische Leben zu beobachten und eine Rolle darin zu spielen. In freier und gewandter Erfindung verknüpft er ihre Schick-

sale mit den Hauptereignissen der Revolution und insbesondere mit dem Verhängniß des unglücklichen Königspaares. Das Gegenstück zu diesen drei Ausländern bildet eine junge Französin, eine edle Frauenseele, in deren Prüfungen und Kämpfen sich der Widerstreit der mit einander ringenden Weltanschauungen widerspiegelt. Zur Lösung dieser Conflicte wird gegen den Schluß der Erzählung Goethe in ähnlicher Weise hineingezogen, wie dies mit der Gestalt Luthers in Freytags „Marcus König" geschehen ist. So rückt der Verfasser das reich bewegte Drama von 1789, von dem er einzelne Scenen eindrucksvoll ausmalt, in eine vielseitige, wechselnde Beleuchtung. Freilich leidet der poetische Gehalt seines Buches unter den zahlreichen, den handelnden Personen in den Mund gelegten geschichtsphilosophischen Betrachtungen, die noch dazu mitunter eine etwas anachronistische Färbung annehmen, Abbruch; auch vermag Blum an Schärfe und Tiefe der Charakteristik sich mit den ersten Meistern der Erzählung nicht zu messen. Immerhin aber hat sein flottes, gefälliges, auch mit einer Dosis frischen Humors durchsetztes Erzählertalent die Schwierigkeiten der selbstgestellten Aufgabe, wenn auch nicht völlig, so doch zum großen Theil bewältigt und ein Werk geschaffen, das Freunden ernster und belehrender Unterhaltungslectüre durchaus empfohlen werden kann. ph.

Blüthe der Leidenschaft. Novellen von Mathilde Serao. Autorisirte Uebertragung von Alfred Friedmann. Breslau, S. Schottlaender.

Es ist keine gewöhnliche Gabe, die in diesem Strauße von zwanzig kurzen, aber ohne Ausnahme höchst inhaltsreichen Novellen der deutschen Lesewelt geboten wird. Die hochbegabte Verfasserin versteht es ebensogut, die bewegte und oft bis zur Extase sich steigernde Leidenschaft der Menschen ihres Landes, als die kalt und kühl überlegende und berechnende Verschlagenheit, welche in dem Vaterlande Macchiavellis seit lange heimisch ist, an den Helden und Heldinnen ihrer Novellen in mannigfachster Art darzustellen. Durchweg sind die Stoffe dem modernen Leben Italiens in Stadt oder Land entnommen, und der Leser gewinnt ein stellenweise nicht erfreuliches, aber stets reizvolles und fesselndes Bild von den Menschen und Zuständen des Landes, „wo die Citronen blühn." Die Verfasserin beweist bei aller Knappheit, ja bisweilen bei scheinbarer Flüchtigkeit der Darstellung einen Ernst der Auffassung sittlicher Probleme und eine Feinheit und Ueberlegtheit der Technik, wie sie in Deutschland unter dreihundert schriftstellernden Damen auch nicht drei besitzen. Namentlich zeigt sich ihre Kunst auch in demjenigen, was sie „weise verschweigt." Es ist ihr z. B. möglich, eine Novelle (die vierte der Sammlung) „Delfina" zu nennen, obwohl diese Titelheldin nur in den letzten elf Zeilen der Erzählung überhaupt erwähnt wird; und doch erkennt der verständnißvolle Leser sehr wohl, daß diese nur ganz leicht skizzirte Frauengestalt durch den Kontrast zu den beiden anderen, vorher in behaglicher Breite geschilderten, in der That im Sinne der Verfasserin die Hauptfigur wird. Ob freilich diese Kunst des Schweigens in dem „Geduldspiel" (Nr. 9) nicht doch allzu weit getrieben ist, möchte Referent der Entscheidung der Leser anheimgeben; allzuviele werden es wahrscheinlich nicht sein, die Geduld genug besitzen, um sich aus den von der Verfasserin in geistreicher Laune hingezogenen Fäden wirklich die Handlung einer Erzählung zusammenzuweben. In jedem Falle aber bietet diese Gabe wie alle anderen der Sammlung eine den Geist und das Gemüth in hohem Grade fesselnde und anregende Lectüre. Wem diese Bilder aus dem Leben der modernen Gesellschaft Italiens in manchen Zügen allzu traurig oder allzu pessimistisch erscheinen sollten, der tröstet sich vielleicht mit der Erwägung, daß die scharfe Darstellung der Ausartungen von Selbstsucht und raffinirter Genußsucht auch eine Rückkehr zu einfacherer und natürlicherer Gestaltung des Lebens anbahnen kann, wie sie wenigstens in der Handlung einiger dieser Novellen in der That erfolgt.

Novellen wie diese bieten natürlich dem Uebersetzer keine leichte Aufgabe. Dr. Alfred Friedmann, welcher auch in dem Vorwort eine nur allzu kurze Skizze der früheren schriftstellerischen Thätigkeit Matilda Serao's giebt, hat sich mit Ernst und Eifer bestrebt, seiner Aufgabe gerecht zu werden. Die Uebersetzung liest sich im Ganzen gut. Aber Manches hätte dem deutschen Leser erläutert werden sollen, und an manchen Stellen dürften kleine Besserungen des Ausdrucks oder auch der Interpunktion zu empfehlen sein. „Diese Schande erfuhr sich" (S. 45) ist kaum als Deutsch zu bezeichnen; wir pflegen nicht von „aeschylianischem" (S. 46), sondern von „aeschyleischem" Schicksal zu sprechen. Aber wir zweifeln nicht, daß sich bald Gelegenheit bieten wird, solche kleinen Un-

vollkommenheiten zu beseitigen; denn wenn das hübsch ausgestattete Büchlein in Deutschland die Beachtung findet, welche es in der That verdient, so prophezeien wir ihm eine stattliche Reihe von neuen Auflagen. O.

Ein kleiner Roman. Zwei Comtessen. Von Marie von Ebner-Eschenbach. Berlin, Gebrüder Paetel.

Beide Bändchen liegen uns bereits in zweiter Auflage vor — ein Beweis von der günstigen Aufnahme, welche sie gefunden haben. „Ein kleiner Roman" ist eine einfache Geschichte; eine alte Dame erzählt dieselbe einer jungen Freundin als eine längst vergangene und doch nie vergessene Episode ihres Lebens, und die Verfasserin läßt sie dabei so innige Herzenstöne anschlagen und eine so scharfe Charakteristik aller Personen, geben, die in ihre Erlebnisse mit verflochten sind, daß der Leser mit gespanntem Interesse die Seelenkämpfe verfolgt, die den Kernpunkt der Erzählung bilden. — „Zwei Comtessen" sind zwei kleine, flott geschriebene Novelletten. Die eine im übermüthig burschikosen Ton der Sportswelt wirkt durch ihren Humor erheiternd; uns hat die zweite mit ihrem gemüthvollen Inhalt mehr zugesagt. mz.

Geschichten in Prosa. Von François Coppée. Deutsch von Emil Burger und Ernst Rather. Breslau, S. Schottlaender.

Der Band enthält eine größere Erzählung und zehn kleinere Skizzen des berühmten französischen Dichters, der auch in Deutschland seit Jahren eines wohlverdienten Ansehens genießt. Coppée besitzt in der psychologischen Kleinmalerei, in dem Erfassen und Darstellen scharf ausgeprägter Stimmungsbilder eine bewunderungswürdige Meisterschaft. Seine Skizzen führen uns eine Reihe dem Alltagsleben entnommener Typen mit ihren kleinen Leiden und Freuden, Schwächen und Vorzügen vor und wissen uns in innerster Seele zu rühren. Auch die unsern regelmäßigen Lesern schon bekannte Novelle „Eine Idylle während der Belagerung" hat einen genreartigen Stoff; sie schildert die Liebe eines schüchternen, aus öder Bureauarbeit emportauchenden Jünglings und einer an einen ungeliebten Mann geketteten Frau, die auf dem düsteren Hintergrunde der Schrecken des Kriegs sorglos und weltvergessen sproßt und blüht. Besondere Virtuosität verräth Coppée in der Art, wie er mit wenigen Strichen die Scenerie der Belagerungszeit lebendig zu machen versteht. r.

Humoresken von Emma Friedlaender-Werther. Mit einem Vorwort von Hermann Heiberg. Breslau, S. Schottlaender.

Es sind literarische Erstlinge, welche die Verfasserin uns darbietet. Sie bekunden ein hübsches Erzählertalent, das mit glücklicher Laune in's Leben hineingreift und uns kleine belustigende Ereignisse zum Besten giebt. Wer sich einen für harmlosen Humor empfänglichen Sinn bewahrt hat, wird in dem Büchlein seine Rechnung finden. Wir dürfen der weiteren schriftstellerischen Entwickelung der Verfasserin mit den besten Erwartungen entgegensehen. fr.

Weihnachten. Bilder aus der Weltgeschichte des Christenthums. Von Julius Max. Dresden, E. Pierfons Verlag.

Sechzehn Bilder in poetischer Form, die auf historischem Untergrund das Fest der Freude feiern. Der Dichter beginnt mit der ersten Weihnacht, der Geburt Christi, und gelangt so weiter bis zur Weihnachtsfeier des Postens am Fort von Paris und St. Cloud. Meist wohlgelungene, theils gereimte, theils reimlose Dichtungen vereinigen sich hier zu einem harmonischen Ganzen, und fast jedes Bild zeugt von der nicht zu unterschätzenden Begabung des Dichters. ps.

Arabesken und Grotesken. Einfälle in Vers und Prosa. Von D. Haek. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Das gut ausgestattete Büchlein enthält eine Sammlung von Sprüchen und Epigrammen, in denen auf Grund reicher Lebenserfahrung scharfe, treffende, oft recht witzige Gedanken in prägnanter Form ausgesprochen werden. Wie hübsch sind z. B. die Prosasprüche: „Das Recht braucht nur Schätzer; dann kann es auch der Schützer entbehren" (S. 16); oder S. 32: „Gehe nicht als Narr zur Ehe, aber auch nicht als Weiser; am Besten ist, du hast dazu von diesem und von jenem just so viel wie nöthig ist"; oder S. 55: Strebe für's Leben, doch lebe nicht für's Streben!" Auch verschiedene Versformen sind wirksam verwendet; wir erlauben uns einige Beispiele zu citiren.

S. 42: „Hüt' Dich vor den Schlauen,
Die schielen, eh' sie schauen!"

S. 85:
„Was schwatzt ihr da von Sein und Schein?
Dem Blinden ist Demant nur Stein!"

Ferner das auf manche Versammlungen nur allzu gut passende Distichon S. 118

„Schließlich wurde beschlossen, Beschluß zu fassen, beschließend:
Daß zur Zeit ein Beschluß noch zu beschließen nicht sei";

und zum Schluß noch — obwohl wir hoffen, daß er auf keine Abtheilung unserer Zeitschrift zutrifft — den „Kunstwächterruf auf S. 110: „Merkt euch ihr Herr'n und laßt euch sagen: Die ‚Technik' hat die Kunst erschlagen!"

Den humoristisch-satirischen folgt in der letzten Abtheilung noch eine Anzahl ernst elegisch gehaltener kleiner Gedichte, auf die wir empfängliche Leser und Leserinnen besonders aufmerksam machen. O.

Ihr und Ich. Lieder und Gedichte von Martin Langen. Köln und Leipzig, Verlag von Albert Ahn.

Keck, munter und frisch quellen diese Lieder aus dem Füllhorne dichterischer Phantasie hervor. Sie sind formvollendet und abgerundet, die Verse sind glatt und fließend, der Inhalt wechselnd und lebensvoll. So fein pointirt auch manche der Gedichte sind, so lassen andere doch wieder die inhaltliche Ausreifung und Klarheit vermissen. Eine hie und da überraschende Anleihe bei Heine verzeihen wir gern, enthält doch das Büchlein so viel des Originellen und Schönen. Freilich hätte der Inhalt mehr concentrirt werden sollen: eine schärfere Sichtung wäre von Vortheil gewesen. Die geschmackvolle Ausstattung macht das Büchlein zu einem Geschenke recht geeignet. ss.

Caroline Perthes, geb. Claudius. Dargestellt von M. G. W. Brandt. Vierte Auflage. Mit Portrait und Facsimile und einem Weihnachtsbilde. Gotha, F. A. Perthes.

Das Lebensbild der Gattin des berühmten Hamburger Buchhändlers und Patrioten Friedrich Perthes, der Tochter von Matthias Claudius, erscheint soeben in vierter Auflage, von Neuem durch manche Zusätze bereichert. Caroline Perthes war eine Frau voll tief religiöser Gesinnung, voll Opfermuth und Thatkraft; ihr Leben verdient von deutschen Frauen und Männern, wir möchten sagen, mit Andacht studirt zu werden. Der Verleger hatte schon der dritten Auflage ihr Bildniß beigegeben und hat jetzt noch einen — wenn wir nicht irren, früher schon im „Daheim" erschienenen — Holzschnitt hinzugefügt, welcher die Familie von Matthias Claudius und ihre Freunde (Klopstock, die beiden Grafen Stolberg, den jungen Perthes) am 25. Decbr. 1796 in Wandsbeck unter dem Weihnachtsbaume vereinigt darstellt. F.

Wie ist die Erde so schön! Album deutscher Kunst und Dichtung, München, Franz Hanfstaengl Kunstverlag A. G.

Das Buch wird seinem Zwecke, eine Zierde des Salontisches zu bilden, im vollsten Maße gerecht. Es bietet eine stattliche Reihe vortrefflich in Photogravüre ausgeführter Nachbildungen von Werken moderner deutscher Maler wie Defregger, Gabriel Max, C. v. Bodenhausen u. A. Als Text ist eine Anzahl mehr oder weniger bekannter lyrischer Gedichte beigegeben, von denen immer das vierte in innerem Bezuge zu einem Bilde steht. n.

Kunstberichte über den Verlag der Photographischen Gesellschaft in Berlin. Jahrgang II. Nummer 1.

Die erste Nummer des neuen Jahrgangs ist Ludwig Knaus als Festgabe zu seinem sechzigsten Geburtstag geweiht. Sie giebt einen Abriß des Entwickelungsganges des Meisters und eine knappe Analyse einer Anzahl seiner vorzüglichsten Werke. Einige kleine Nachbildungen in Holzschnitt sind dem Text eingefügt. fr.

Deutsches Wörterbuch von Moriz Heyne. Erster Halbband. A — Ehe Leipzig. Verlag von S. Hirzel 1889.

Dieser Anfang (41 Bogen, 656 Spalten stark) läßt uns erkennen, daß der Herausgeber der Aufgabe, die er sich gestellt hat, gewachsen ist: mit seinem Werke den Gebildeten bündige Auskunft über den Wortschatz unserer Sprache zu ertheilen, über Herkunft, Verwandtschaft, Urbedeutung u. s. w., mit sorgfältig ausgewählten Belegen aus den Werken unserer besten Schriftsteller. Wir werden von dem weiteren Erscheinen des Werkes, das wir mit Aufmerksamkeit verfolgen werden, unseren Lesern Kenntniß geben. P. L.

Amerikanische Gedichte der Neuzeit. Frei in's Deutsche übertragen von Carl Knortz. Leipzig, Ed. Wartig.

Sowohl die Auswahl der Gedichte, als auch ihre Uebertragung zeugt vielfach von einem bedauerlichen Mangel an Geschmack. Was die erste betrifft, so scheinen Zufall und Willkür einen großen Antheil an ihr zu haben; während einerseits viele nichtssagenden und trivialen Producte einer Uebersetzung gewürdigt werden, sind einzelne Dichter von hervorragender oder

doch eigenartiger Begabung (wie z. B. Poe, Whittier) gar nicht vertreten. Der Leser kann also hier weder ein annähernd vollständiges noch ein richtiges Bild von der amerikanischen Lyrik erhalten. Die Uebersetzung leidet an zahlreichen Härten, unklaren und geschmacklos komischen Wendungen (S. 82: „kraucht" für kriecht — wer dächte da nicht an Kutschke!) und störenden Anglicismen wie „meinen" für „bedeuten" S. 56: „Bakadewin meint (engl.: means!) Hunger"; „Paugut meint Tod!; „lauschen zu S. 59: „lauscht in Ruh nun meinen Wundermärchen zu" = engl. to listen to. (!) u. s. w. Daß sich auch manches Korn in der Spreu findet, soll nicht in Abrede gestellt werden; aber im Ganzen kann man die flüchtige, der Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit entbehrende Arbeit nicht als eine Bereicherung unserer Uebersetzungsliteratur bezeichnen.

O. W.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Adelmann, Alfr. Graf, Im Königsforst. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Amicis, C. de, Unsere Freunde. Nach d. 3. Auflage a. d. Italien. von R. Tenscher. Mit Illustr. Jena, H. Costenoble.

Andresen, I. H., Was willst Du werden, mein Sohn, meine Tochter? Ausführlicher Rathgeber. Oranienburg, E. Freyhoff's Verlag.

Anzengruber, L., Der Fleck auf der Ehr'. Volksstück. Dresden, E. Pierson.

Bamberger, L., Der wunde Punkt. Berlin, Rosenbaum & Hart.

Barangewitsch, K. S., Die Sklavin. Roman. Dresden und Leipzig, H. Minden.

Becker, A., Der Küster von Horst. Roman aus d. Heideland. 2 Bände. Jena, H. Costenoble.

Blum, H., Menschenrechte. Erzählung a. d. Zeit der ersten französ. Revolution. 2 Bde. Jena, H. Costenoble.

Böcker-Welzlar, W., Der Wellensittich, seine Zucht und Pflege. Ilmenau u. Leipzig, Aug. Schröters Verlag.

Bodenstedt, Fr., Sakuntala. Dichtung in 5 Gesängen. Leipzig, A. Titze.

Bornhak, F., Die Fürstinnen auf dem Throne der Hohenzollern in Brandenburg-Preussen. Mit 17 Bildnissen. Berlin, M. Schorss.

Brand, Hesso, Auf nach Afrika. Lustspiel in fünf Acten. Bonn, Hermann Behrend.

Brasch, M., Philosophie und Politik. Studien über Ferd. Lassalle und Johann Jacoby. Leipzig, Wilh. Friedrich.

Brentano, Fritz, Wuz, das Schwein. Illustrirt von E. Kneiss. Berlin. Verlag von S. Fischer.

Brinckmeier, Ed., Der Zimmer-, Fenster- u. Balkongarten in allen Jahreszeiten. Mit 63 Abb. Ilmenau u. Leipzig, A. Schröter.

Burger, E., Emile Zola, Alphonse Daudet und andere Naturaliaten Frankreichs. Dresden, E. Pierson.

Champagner-Geist. Lieder und Lustspiele französischer Meister. Uebertragen von Sigmar Mehring. Berlin, S. Mehring.

Daudet, A., Numa Roumestan. 2 Bände. Autor. Uebers. a. d. Französischen. (Engelhorn's allgem. Roman-Bibliothek. V, 25. 26.) Stuttgart, J. Engelhorn.

Dieffenbach, G. Chr., Das Goldene Märchenbuch. Eine Auswahl der schönsten Märchen, Sagen und Schwänke. Mit 100 Bildern von Carl Gehrts. Bremen, M. Heinsins.

Einsam, C., Weltlieder. Berlin, F. Fontane.

Enoch, W., Der Begriff der Wahrnehmung. Hamburg, H. Carly.

Eschalruth, N. v, Wolfsburg. Erzählung. Jena, H. Costenoble.

Förstner, C., König Hübich. Ein Harzmärchen Quedlinburg, Chr. Fr. Vieweg.

Frapan, I., Vischer-Erinnerungen. Aeusserungen und Worte. Ein Beitrag zur Biographie Fr. Th. Vischers. Stuttgart, G. J. Göschen.

Fries-Schwenzen, H., Durch die Brandung an's Land! Roman. Berlin, F. Fontane.

Goethe's Faust. Erster und zweiter Theil. Stuttgart, Karl Krabbe.

Grosse, J., Das Volkramslied. Ein Sang aus unseren Tagen. Dresden-Striesen, Paul Heinze.

Grünwald-Zerkowitz, S., Die Mode in der Frauenkleidung. Wien, G. Szelinski.

Gumpert, Thekla von, Lebensbilder. In einem alten Schreibtisch gefunden. Gotha, F. A. Perthes.

Halbe, Max, Ein Emporkömmling. Sociales Trauerspiel. Norden, H. Fischer Nachf.

Halden, E., Reseda. Eine Erzählung für junge Mädchen. Erlangen, Palm & Enke.

Hamerling, R., Der König von Sion. Epische Dichtung. Illustr. von A. von Roessler und Herm. Dietrichs. Lieferung 1. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter.)

Hartmann, E. v., Das Grundproblem der Erkenntnisstheorie. Leipzig, Wilh. Friedrich.

Helberg, H., Schulter an Schulter. Roman. 2 Bde Leipzig, Wilh. Friedrich.

Heine, H., Buch der Lieder. Zweite Aufl. Min.-Ausg. in Liebhabereinband. Stuttgart, K. Krabbe.

Heinze, P. u. **Rudolf Goette,** Geschichte der deutschen Literatur von Goethe's Tode bis zur Gegenwart. Mit Einleitung üb. d. deutsche Literatur von 1800—1832. Mit 10 Bildnissen. Dresden-Striesen, P. Heinze.

Herzog, A., Merrick. Schauspiel. — Die gnädige Frau. Lustspiel. Dresden, E. Pierson.

Heyse, P., Liebeszauber. Orientalische Dichtung. Illustr. von Fr. Kirchbach. München, Franz Hanfstaengel Kunstverlag A. G.

Hirsch, Franz, Vagantensang und Schwerterklang. Lieder aus deutscher Vorzeit. Leipzig, Carl Reissner.

Hutten, Dr. Ulrich von, Das Hutten-Sickingen-Denkmal und die Familie von Hutten. Eine Familiengeschichte eigener Art. Frankfurt a. M., Druck von Moritz Schauenburg.

Illustrirte Geschichte Deutschlands. Lieferung 54—59. Stuttgart, Südd. Verlags-Institut.

Jugendpost, musikalische. Vierter Jahrgang. III. Quartal 1889. Stuttgart, C. Grüninger.

Kaiser, P., Gustav Adolf. Ein dramat. Festspiel f. d. Volksbühne. Gotha, G. Schlossmann.

Kennan, G., Sibirien. Deutsch von E. Kirchner Berlin, Siegfr. Cronbach.

Kirchhoff, A., Länderkunde von Europa. Liefrg. 70. 71. Prag u. Wien, F. Tempsky u. Leipzig, G. Freytag.

Köhler, H., Der Herr ist mein Hirte. Lieder. Gotha, Fr. A. Perthes.

Kohut, Dr. Adolf, Fürst Bismark als Humorist. Lustige Geschichten aus dem Leben und Schaffen des Reichskanzlers. Düsseldorf Felix Bagel.

Knschat, Th. Erinnerungs-Bilder. Gesammelte Feuilletons. Klagenfurt, F. v. Kleinmayr.
Kretzer, M., Die Bergpredigt. Roman a. d. Gegenwart. 2 Bände. Dresden, E. Pierson.
Kron, L., Fantasie über „O Sanctissima". Für Violine und Pianoforte. Leipzig, E. Eulenburg.
Krnu, L., Fantasie über „Stille Nacht, heilige Nacht". Für Violine und Pianoforte. Leipzig, E. Eulenburg.
Kruse, H., Arabella Stuart. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, S. Hirzel.
Kulturgeschichtliches Bilderbuch aus drei Jahrhunderten. Herausgegeben von Georg Hirth. Lieferung 61. München, G. Hirth's Verlag.
Lesimple, A., Peter Cornelius, der Schöpfer des „Barbier von Bagdad". Dresden, E. Pierson.
Lienhard, Fr., Die weisse Frau. Dresden, E. Pierson.
Mentzel, E., Feldspath. Drei Erzählungen aus Hessen. Leipzig, A. G. Liebeskind.
Münchener bunte Mappe, Originalbeiträge von Künstlern und Schriftstellern. Neue Ausg. München, Verlagsanstalt f. Kunst u. Wissenschaft, vorm. Fr. Bruckmann.
Muff, Chr., Idealismus. Halle a/S., B. Mühlmann.
Musik-Zeitung, neue. Zehnter Jahrgang. III. Quartal. 1889. Stuttgart, C. Grüninger.
Neumann, C., Unsere Vogelwelt im Kampfe um das Dasein. Ilmenau u. Leipzig, Aug. Schröter's Verlag.
Nordmann, I., Gedichte. Wien, A. Hölder.
Nyári, Alexander, Der Portraitmaler Johann Kupetzky. Sein Leben und seine Werke. Mit zwei Portraits. Wien, Pest, Leipzig. A. Hartleben's Verlag.
Oechelhaeuser, Wilhelm, Soziale Tagesfragen. Berlin, Julius Springer.
Ollnda, A., Ein moderner Catilina. Roman. 3 Bde. Mannheim, F. Nemnich.
Ott, Arnold, Agnes Bernauer. Historisches Volksschauspiel mit Musik in fünf Acten. Stuttgart. Verlag von Adolf Bonz & Comp.
Pache, I., Weihnachts-Album. 22 der beliebtesten Weihnachtslieder mit Pianoforte-Begleitung. Leipzig, E. Eulenburg.
Pasqué, E., Mary und Marietta. Novelle. Dresden, E. Pierson.
Perfall, Karl von, Die fromme Wittwe. Roman. Düsseldorf, Felix Bagel.
Prätorius, Ernst, Haideblumen. Lyrische Erstlinge. Göttingen, Dieterich'sche Universitäts-Buchhandlung.
Proelss, R., Das deutsche Volkstheater. Eine Frage der Zeit. Dresden, F. Oehlmann.
Rauscher, E., Die weisse Rose. Klagenfurt, F. v. Kleinmayr.
Reuter, G., Episode Hopkins. Zu spät. Zwei Studien. Dresden, E. Pierson.
Rinhart, K., (Katharina Zitelmann.) Im Kampf um die Ueberzeugung. 3 Theile. Dresden, E. Pierson.
Roeder, E., Märzveilchen. Neue Gedichte. Zweite vorm. Aufl. Dresden, E. Pierson.
Rosegger, P. K., Martin der Mann. Eine Erzählung. Wien, Pest, Leipzig. A. Hartleben's Verlag.
Roskoschny, Hermann, Das arme Russland. Ein Beitrag zur Kenntniss der wirthschaftlichen Lage des russischen Reiches. Leipzig, Carl Reissner.
Sachs, Hugo, Lied und Wort. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag.
Schifkorn, F., Rufer im Streite, Roman. — Kulturbilder aus dem Osten. Zweite Auflage. Dresden, H. Minden.
Schmidt, M., Die Aquarell-Malerei. 6. Aufl. Leipzig, Th. Grieben.
Schönthan, P. von, Welt- u. Kleinstadt-Geschichten. Dresden, E. Pierson.
Sikling, F., Albertus Magnus und Gerhard von Riehl. Erzählung a. d. XIII. Jahrh. Karlsruhe, G. Braun.
Spyrl, Johanna, Geschichten für Jung und Alt im Volk. 10 Hefte in 1 Packet. Gotha, Fr. A. Perthes.
Stern, A., Das Leben Mirabeaus. 2 Bände. Berlin, S. Cronbach.
Stettenheim, Julius, Brodlose Künste. Blicke hinter die Coulissen der Gesellschafts-Komödie. Berlin, S. Fischer.
Stillfried, F., Ut Sloss un Kathen. Erzählung in niederdeutscher Mundart. Leipzig, A. G. Liebeskind.
Tausend und eine Nacht, Illustr. Ausgabe. Lieferung 26—30. Stuttgart, Rieger.
Theinert-Mickley, Ernst. Die Schauspielkunst. ein Kapitel der Seelenkunde. München, J. Lindauer.
Thüringisch-sächsische Geschichtsbibliothek. Begr. und redigirt von Paul Mitzschke. Erster Band: Sigebotos vita Paulinae. Gotha, Friedr. Andr. Perthes.
Tieuseau, Léon de, Eine Sirene. Autoris. Uebers. a. d. Französischen von Dora Paul. Engelhorn's allg. Roman-Bibliothek. VI, 3. Stuttgart, J. Engelhorn.
Torresani, C. Baron, Aus der schönen, wilden Lieutenants-Zeit. Roman. Zweite Auflage. 3 Bände. Dresden, E. Pierson.
Tynan, K., Kleeblätter. Deutsch von Clara Commer. Autor. Uebers. Breslau, Goerlich u. Coch.
Unsere Kunst in Wort und Bild. Redig. v. M. Band. Herausg. v. R. Wittmann. Lief. 1 und 2. Wien. Verlag von „Unsere Kunst in Wort u. Bild".
Vacano, O. v., Die Heimonskinder. Episches Gedicht. Leipzig, A. G. Liebeskind.
Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Band XVI. No. 7. Berlin, D. Reimer.
Vogel, M., „O du fröhliche, o du selige". Für Pianoforte. Leipzig, E. Eulenburg.
Vogel, M., O Tannenbaum. Volkslied. Für Pianoforte, Leipzig, E. Eulenburg.
Wald, Carl. Socialdemokratie und Volksliteratur. Berlin, Selbstverlag d. Verfassers.
Weber, C. v., Des Armen Schuld. Leipzig Gressner u. Schramm.
Wendlandt, Franz. Lampra. Epische Dichtung aus der Zeit des Perikles. Norden, Hinrichs Fischer Nachfolger.
Werder, K, Vorlesungen über Schiller's Wallenstein. Berlin, W. Hertz.
Wie ist die Erde so schön, so schön! Album deutscher Kunst und Dichtung. München. Hanfstaengl Kunstverlag A-G.
Wie machen wir unsere Schutzgebiete am besten nutzbar! Ein Wort für die Zeit. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter).
Zoozmann, Richard. In Klios und Eratos Banden. Erste Gesammtausgabe älterer und neuerer Gedichte. Norden, H. Fischer Nachf.
Zsigmondy, E., Im Hochgebirge. Wanderungen. Mit Abbildungen von C. T. Compton. Herausg. von K. Schulz. Leipzig, Duncker u. Humblot.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Inhalt. .

Adalbert ZNeinhardt in Hamburg.

Der Lsvro. Novelle ^

jDaul Meserheim in Berlin.

Die englische Malerei in den letzten fünfzig Jahren, mit besonderer Berücksichtigung der Genre- und Thierbilder ^?

Julius Grosse in München.

Literarische Ursachen und Wirkungen 22

Eduard von Hartmann in Berlin.

wie studirt man am besten Philosophie? 50

A. Rogalla von Bieberstein in Breslau.

Ein Blick auf die Geschichte kuremburgs und der „kuremburger". 72

Iwan Turgenjew -j-.

Der Zunggeselle. Schauspiel in zwei Acten 9l

Paul Lindau in Berlin.

Auf der Fahrt nach Spanien ^ 1. 2

Klemens Sokal in Wien.

Gin Roman der erperimentirendcn Psychologie ^2^

Bibliographie ^3

L, Schlaginlmrit, Indien in wort und Bild hmt Illustrationen!, — Sregorovius, Geschichte der Stadt Alben in, Mittelalter.

Musikalische Literatur

Bibliographische Notizen

Hierzu ein Portrait von Julius Grosse.
Radirung von Johann kindner in München.

»Nord und Süd" erschein! am Anfang jedes Monats In heften mit je einer Kunstverlage,
preis pro Puartal (Z hefte) S Marl.
Alle Buchhandlungen und poftanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Oord und Lud" be» züglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Oord und Sud" Breslau.

Siebenhufenerstr. 2/3.
Beilage zu diesem hefte

I. Sngtlhorn, Stuttgart, <Lng,eIhor,,'z öligem, Romanbiblwthek).

Der Tovro.

von

Adalbert Meinhardt.

in Schloßhof stand der Kutschiermagen angespannt. Der lange Manne machte sich noch mit den Pferden zu schaffen. Er be! fühlte Riemen und Zügel, zog die Trense fester, klopfte begütigend dem Handgaul den schlanken Kopf und schaute dazwischen unruhig zu den Fenstern hinauf. Es mar ein schwüler Septembernachmittag. Auf dem Hofe ruhte die Arbeit, kein Knecht und keine Magd ließ sich blicken. Alles still. — Ein blonder Knabe kam aus dem Hause herbeigelaufen, das Kind des Deutschen, welcher das Schlößchen hier bewohnte, seitdem er drunten im Savethal, in den Fabriken der krainerischen Jndustriegesellfchaft als Director angestellt war. Der Kleine hatte sein Slovenisch mit dem Sprechen zugleich erlernt und mar gut Freund mit allen Leuten. Er sprang auf den Mauric zu, erwartend der alte Stallknecht werde ihn wie sonst auf's Pferd heben und mit ihm spielen. Der aber stand, den Kopf vorgebeugt, mit gespreizten Beinen, in horchender Stellung und beachtete ihn gar nicht. Das Kindergesichtchen verzog sich zum Weinen. Enttäuscht machte er Kehrt und kletterte mit seinen kurzen, runden Beinchen die Stufen wieder hinauf, seiner Tante entgegen, die ihm gefolgt mar. Das Fräulein Anna führte ihrem Bruder den Haushalt feit des Knaben Mutter gestorben. In den wenigen Monaten hatte sie noch nicht Zeit gehabt, die Landessprache zu erlernen. Sie ging auf den Mauric zu, wie Hülfe begehrend, und stand und drückte ihre Hände rathlos ineinander.

Aber zwei gute und ehrliche Menschen, die des gleichen Sinnes sind, sollten jsich verständigen können, selbst wenn die Eine eine Deutsche, der Andere ein krainer Slovene ist. Der Knecht begriff die bange Angst in ihren Augen. ^ „Der Lovro!" — sagte er, und noch ein paar Worte in seiner Sprache.

Sie seufzte. Es war wieder nutzlos! Was wollte er jetzt nur mit dem Räuber, von dessen Schreckenstaten die Gegend rings erfüllt mar? Was hatte der Lovro mit ihrer Angst von heute zu schaffen? Die Unmöglichkeit sich mitzutheilen, bei einem Menschen sich Raths zu erholen und wär's auch der Knecht nur, diese Scheidewand, welche die Sprache zwischen ihr und ihrer Umgebung errichtete, belastete ihr das Herz noch mehr. „Was wollte er sagen, Karl? verstehst Du's?" fragte sie den Kleinen. Aber im nächsten Augenblick flüsterte sie ihm zu: „Sei still, sag' nichts, sprich nicht mehr davon!" — Sie hatte sich emporgerichtet und strich die Locken aus der Stirn, um mit einem erzwungenen Lächeln ihren Bruder zu begrüßen, der aus der Thür trat.

Er trug wie sie und wie der Knabe Trauerkleider. Sein eckiger Kopf mit dem dichten Vollbart saß auf kräftigem Nacken, auf breiten Schultern. Aber der Kopf mar tief gebeugt. Zu dem energisch festen Gesichtsschnitt paßte die schlaffe Haltung nicht, wie er jetzt gleichgültig und müde auf der Schwester Reden hörte.

„Da bist Du!" sagte sie. „Ich klopfte ein paarmal schon an Deine Thür. Aber den ganzen Tag blieb sie verschlossen. Hattest Du so viel zu thun, oder . . . Und jetzt willst Du ausfahren? In die Fabrik? Denn Du warst noch nicht dort heut? . . . Der Mcmric weiß es nicht, so scheint mir, wohin er Dich führen soll."

Er sah sie mit einem langen Blick an, ohne zu antworten. Sein Auge glitt über das Viereck des Hofes, über die altersgrauen Mauern im Epheuschmuck. Das leise Glockenläuten vom See her drang durch die Stille. — „Es ist Marientag," sagte er.

„Ja, deshalb sind die Knechte alle zur Wallfahrt fort. Ich fürchte mich so allein auf dem Hofe. Kannst Du nicht daheim bleiben, Bruder?"

„Es ist Marientag," wiederholte er träumerisch, „ihr Geburtstag . . ."

„Du willst doch heute nicht wieder hinaus auf den Kirchhof? Das ist unmöglich! Das Volk ist aufgeregt, ist Dir feind, wie Du selber oft sagtest. Und der Weg dorthin ist so weit und so einsam!"

Er wehrte mit der Hand: „Denkst Du, ich sei weniger einsam dort auf dem Feldweg, als hier im Hause? Weshalb quälst Du mich? Auch für Dich hast Du nichts zu fürchten. Schließe, sobald ich fort bin, die Hausthür und halte Dich still. Der Mauric bleibt hier. Er wird Sorge tragen, daß kein Betrunkener hereinkommt."

„Es ist nicht deshalb," stammelte sie, „es ist . . . Du selbst . . . Ich bitte Dich, Bruder, bleib heute nur hier!"

Er schüttelte stumm den Kopf. Da er die Stufen hinabsteigen wollte, hing der Knabe sich ihm an die Hand und drückte seine weiche Wange schmeichelnd, wie bittend, dem Vater an's Knie. Fräulein Anna folgte den Beiden. Wieder sah sie mit flehendem Blick den Mauric an, als sei von dem noch Hülfe möglich. Der Knecht war, als er den Herrn kommen sah, ihm entgegen getreten, so weit die Zügel es erlaubten und lüftete resvectvoll die Mütze.'

„Herr," begann er mit bittender Stimme, „Herr, nehmt mich mit auf die Fahrt zu dem Kirchhof. Bedenkt doch, der Lovro . . ."

„Ach ja, der Lovro," siel Anna ein, die endlich begriffen, wozu der Name des Räubers nutz sei; „er lauert Dir auf, er soll, erzählt man, sich gerühmt haben, alle Deutschen tobten zu wollen. Wenn er Dich träfe . . ."

Holzner war nochmals stehen geblieben. Langsam sah er von Einem zum Anderen. — „Habt Ihr Euch wohl gegen mich verbündet, daß ich nicht fort soll? Und mit dem Räuber wollt Ihr mich schrecken? Scheine ich Euch so furchtsamer Art? Den Lovro hat noch Niemand gesehen, als ein paar ängstliche Bauernburfchen und der alte Curat. Mich fällt der nicht an, da dürft Ihr ruhig sein. Und wenn auch — Lebt wohl, ich muß hinaus."

„So nimm den Mauric zum Mindesten mit," rief Anna, „daß Du nicht ganz allein bist."

Und Mauric: „Herr, laßt mich Euch fahren, wie jedesmal bisher, ich bitte!"

Sie hatten sich Beide an ihn gedrängt. Und nun sing das Kind, das wohl von den Reden mehr, als ihm gesund war, verstanden hatte, flehentlich, bitterlich an zu meinen: „Bleib, Vater, bleib!"

Er schüttelte links und rechts die Beiden von sich ab. Mit raschem Griff hob er den Knaben auf seinen Arm: „Du weinst nicht, hörst Du! Du bist mein tapferer Bursch und wirst Deinen Vater nicht halten wollen, wo ihn das Herz zu gehen treibt. Wenn Du erst groß bist, wirst Du's begreifen, daß er fort muß. Sei still, sei brav. Laß Dir von der Tante erzählen, wie schön es bei den Großeltern daheim, in Deutschland, ist. Und dann bringt sie Dich in's Bett und Du schläfst gleich. Du vermagst es ja noch. Mein Kind, leb' wohl!"

Er hatte den Knaben zu Boden gesetzt, hatte Zügel und Peitsche ergriffen, sich aufgeschwungen, den Thieren das Zeichen zur Fahrt gegeben, bevor ihn die Anderen zu halten vermocht. Laut aufschreiend wollte der Kleine den Pferden nachlaufen. Fast märe er unter die Räder gerathen. Der Mauric mußte ihn bei Seite reißen, Fräulein Anna ihn zu beruhigen suchen. Und inzwischen war der Wagen zum Hofthor hinaus davon gerollt, und schon nicht mehr zu sehen.

In breiten Windungen führt der Fahrweg um den dichtbemaldeten Schloßberg zum See hinab. Es fährt sich gut auf der glatten Straße, gut und schnell. Holzner hob den Kopf aufathmend. Das feige Schwanken und Verzagen, das ihn diese Wochen zu Boden gedrückt, war überwunden. Er wollte wieder. Ob schlecht, ob recht — daß er nur wußte, was er wollte, war schon Gewinn. Er ließ die Augen über das weite Landschaftsbild gehen. Es mar ihn? früher heiter erschienen. Nun meinte er, daß See und Berge, und Luft und Laub mit ihm Trauer trügen. Droben auf dem fernen Schneefeld des hohen Terglou lagen schwere Wolkenschatten, drückend, wie die Lasten des Schmerzes auf feiner Seele. Einzig der grüne kreisrunde See war von einem Sonnenstrahle licht getroffen, daß die alte Wallfahrtskirche auf dem Jnselchen in der Mitte weiß erschimmerte — wie in Thränen. Und aus den Gärten der Villen am Ufer beugten hohe Trauermeiden sich nieder auf das stille Wasser; leisefluthend netzte es ihre feingesiederten Zweige. Das Glöckchen vom Jnselmörth klang klagend, kein Lufthauch regte sich, die Blatter flüsterten kaum: nur hin und wieder löste sich eines, gelb geworden und flatterte herab und blieb am Boden liegen, melk und todt. Doch weiter, da er zu den, Dorf kam, klang ihm lautes Lachen entgegen und mißtönende Musik. In einer Scheune ward getanzt. Die rothen Nücke der Mädchen flogen; in dem dichten Staubnebel, den die nägelbeschlagenen Schuhe aufgewirbelt, drehten sich die einsigen Paare, mit Jauchzen und Stampfen. Nach der feierlichen Andacht voni Morgen bedurfte das Volk zu feiner Erholung einer lärmenden Freude.

Rechts und links in den Wirthshausgärten saßen die Zecher. Da Holzner vorüberfuhr schrieen sie ihm Allerlei nach, was nicht freundlich klang. Es waren Arbeiter darunter aus den Fabriken und Knechte vom Schloß, denen er Lohn gab, denen seine junge Frau Gutes gethan. Einer, schwer betrunken, hob sich von der Bank und taumelte, schwang einen Stein und schleuderte ihn, daß er des Fahrenden Schulter streifte. Er hemmte die Pferde, er blickte sich um. Da ^drückte der Mann scheu sich in den Schatten zurück, die Schimvfreden schwiegen, und Holzner fuhr weiter.

Es mar ihm ganz recht, daß er wieder einmal diesen Ausbruch des unbesiegbaren Nationalitätenhasses erfahren hatte; ganz recht, so wiederholte er sich. Sie, sein armes junges Weib, niit ihrer Freude am Wohlthun, war es gewesen, die ihm immer zuredete, zum Besten der Arbeiter Pläne zu machen. In der ersten Zeit nach ihrem Tode hatte er in einer Art von pietätvollem Aberglauben noch an jenen Bestrebungen festgehalten, bis allmählich feine Kräfte, von ihr nicht mehr gestützt, erlahmten. Und so war auch in diesem Thun ihm eine erbitternde Niederlage nach der anderen geworden, wie in Allein, seitdem das Glück von ihm gewichen! Deshalb erschienen ihm jene Schimpfreden und der Steinwurf gleichsam wie eine Probe auf das Facit, das er sich selber aus seinem Leben und Wirken gezogen.

Er hatte bei dem schnellen Fahren die Gedanken nach innen gerichtet und nicht auf seinen Weg geachtet. Ein altes Weiblein, barfuß, gebückt, auf dem Kopf einen großen, flachen Korb mit bunten Tüchern zugedeckt, kam die Straße daher, gerade auf die Pferde zu. Hatte sie nicht im letzten Moment noch ihn angerufen, er würde sie überfahren haben. Nun lenkte er rechtzeitig auf die Seite. Er kannte die Händlerin, die mit alten Stickereien und Bauernschinuck sich überall Hausirend umhertrieb. Im letzten Winter hatte er sie einmal vom Hofe gewiesen, weil er glaubte, sie auf einem Diebstahl ertappt zu haben. Aber sein Weib, das ihr schon früher manches hübsche Stück von zweifelhafter Antiquität abgehandelt, hatte sie in Schutz genommen. Wem sie gegeben, den konnte er jetzt nicht mit leeren Händen von sich gehen lassen. Im Vorüberfahren griff er nach seiner Börse. Die Alte jedoch, die sonst seit jenein Vorfall einer jeden Begegnung mit ihm ängstlich ausgewichen war, schien heute an der einmaligen Gefahr noch nicht genug zu haben. Statt sich für seine Gabe zu bedanken, holte sie noch den Korb vom Kopfe und stellte ihn halb auf ihr Knie, halb auf eins der Räder, so daß Holzner nothgedrungen halten mußte, mährend sie begann, ihre Waare ihm anzupreisen. „Ich kaufe nichts," sagte er.

„Kaufen? wer redet denn davon, lieber, gnädigster Herr! Weiß ich doch wohl, daß Ihr dergleichen jetzt nimmer braucht. Nur anschauen thut's, weil die gnädige Frau ihre Freude an den Sachen gehabt haben würd'. Seht da das Kettl mit dem Kreuz. Wenn sie noch lebte, sie lauste mir's ab. Und mir handelten drum und lachten dazu, weil sie so hübsch uns're gute Sprache zu reden versteht. Ja, das Halskettlein würd' ihr gestanden haben! Ich möcht', ich könnt's ihr noch verkaufen, um den halben Preis wollt' ich's ihr gern lassen. Wisset Ihr was, Herr? — Ihr sahrt zum Kirchhof jetzt, nicht wahr? fahrt Ihr doch immer dorthin; also heut auch? Nun, so nehmt's und legt's ihr auf's Grab von der alten Ursel."

„Behalt Deine Kette," sagte er rauh. Es that ihm weh, daß außer ihm Jemand ihr gern noch eine Freude gemacht haben würde.

Die Alte ließ sich leicht erbitten das Schmuckstück wieder an sich zu nehmen. Hastig schob sie es zurück in den Korb: „Nun, wie Ihr wollt. Doch Ihr fahrt jetzt zum Kirchhof?"

„Ja!" sagte er. Er hob die Peitsche, die beiden Braunen trabten von bannen.

Die Alte stand noch und blickte unter ihren weißen Brauen mit spähenden Augen dem Wagen nach. In eine Wolke wirbelnden Staubes eingehüllt verschwand er bald. Da nahm sie ihren Korb wieder vom Kopfe, stellte ihn unter die nahe Hecke, bog noch Zweige und Blätter darüber, daß man ihn nicht sehen sollte, schlug mit zwei Fingern das Zeichen dcs Kreuzes, und nachdem sie also ihr Eigenthum in den Schutz des Himmels gegeben, blickte sie noch einmal um sich, nach allen Seiten, faßte dann ihre Röcke rasch zusammen, schlüpfte zwischen den Bäumen hindurch und lief querfeldein, gradeaus, so schnell ihre nackten Füße sie tragen wollten.

Dem Fortfahrenden waren die Begegnung mit der Händlerin und ihre Fragen längst wieder aus dcm Sinn geschwunden. Er hatte das Dorf im Rücken gelassen. Die Chaussee übersteigt hier einen Hügel, der riegelartig das Becken des Sees von dem tieferliegenden Savethal scheidet. Auf den Blättern der Vogelbeerbäume zu beiden Seiten lag dichter Staub, kaum daß die rothen Fruchtbündel dazwischen aus dem allgemeinen Grau zu erkennen waren. Die fremden Wallfahrer, die in Schaaren den vorigen Tag und die Nacht hindurch vorübergezogen waren, um heut in der Frühe bei der Messe auf der Insel im See zu sein, kehrten jetzt noch nicht heim.

Nur ein Bettler stapfte dahin, auf seinen Stecken gelehnt, während ihm zwei müde Hunde ein Wögelchen keuchend nachschleppten. Unter dem Linnendach des Karrens lag seine Alte. Für sie hatte er die mühselige Bittfahrt unternommen. Sie mar krank und gelähmt, aber doch noch am Leben, doch noch bei ihm. — Holzner wendete den Kopf ab. Auf der anderen Seite des Weges ging ein Geistlicher. Wie rüstigen Muthes der alte Herr die Straße einherschritt; die argbestaubte, geflickte Soutane aufgeschürzt, die Hosen in den Stiefelschäften, das rothe, gutmüthig runde Gesicht strahlend von Befriedigung über die gehabte Erbauung! Da er des Fahrenden Blick bemerkte, lüftete er den großen Hut, und indem er niit seinem blaukarrirten Tuche den perlenden Schmeiß von der Stirn trocknete, rief er mit kräftiger Stimme zum Gruße: „Salve! wünsch' eine gute Fahrt und glückliche Heimkehr, Euch wie mir selber"

Der Wagen stürmte jagend von bannen.

Glückliche Heimkehr! Klang's nicht wie Hohn auf das, was er im Sinne führte? Wieder sah er der Schwester angsterfülltes Gesicht, seines Knaben Thränen. Aber er wollte nicht rückwärts blicken. Wie er diese Wochen verlebt, schlaflos und doch halb wie im Traum, das mar kein Leben mehr. Diese letzte, schreckliche, endlos lange Nacht war er mit sich selbst fertig geworden, hatte abgeschlossen mit seinem Gewissen. Es giebt keine Pflicht, die höher steht, als die gegen sich selbst. Und sein eigenstes Selbst, sein ganzes Wesen war ihm gewandelt und vergiftet, daß ihm oft bang ward um seinen Verstand.

Ja, er mar einst mit vollen Segeln hinaus in das lachende Dasein gesteuert. Ja, er hatte hohe Pläne im Hirn getragen; für sich, wie für Andere, hatte den besten Willen gehabt. Etwas zu leisten. Aber es war vorbei mit dem Muth und vorbei mit dem Willen, seit sie gestorben! In seinen Gedanken kniete er wieder an ihren? Lager, auf dem sie leblos ausgestreckt lag, Bluinen zu Häupten, Blumen in ihren tobten Händen. —

Am Morgen, da er fortreiten gewollt, hatte sie ihn noch die Treppe hinabbegleitet, war auf den Stufen vor der Hausthür stehen geblieben, ihm zuzuschauen, wie er aufsaß. Vom Pferde nieder hatte er sich zu ihr gebeugt und ihre blasse Stirn geküßt. Er fragte sie, wie sie sich fühle. Da wiegte sie ihren blonden Kopf lächelnd und schalt ihn überängstlich. Als er schon am Hofthor war, rief sie ihm noch nach, sich nicht zu eilen, nicht um sie zu sorgen. Dennoch hatte er den Umweg zu dem alten Arzt gemacht, der am See unten wohnte. Der hatte, wie sie, den Kopf geschüttelt; es sei nichts, und er dürfe ruhig fein. Freilich, wenn das Kind erst da sei — er sehe durchaus keinen Grund, diesmal ängstlicher zu sein, als vor drei Jahren, bei Karls Geburt —, dann müsse Frau Marie nach Deutschland; denn was sie blaß und still gemacht, sei nur das Heimweh. Wenn sie es auch nicht gestehen würde, weil sie wisse, daß ihr Mann nicht fortgehen könne, und sie sich nie von ihm trennen wolle, das Sehnen zehre an ihren Kräften. Aber es sei dabei für's Erste nichts zu thun und nichts zu fürchten.

Also von dem alten Freunde für den Augenblick beruhigt, mar Holzner nach der Fabrik geritten. Erst gegen Abend kehrte er heim. Des Doctors Wagen stand im Cchloßhof. Aber der Doctor ließ sich nicht blicken. Es schien ihin befremdend still im Hausflur. Auf der Treppe traf er seines Knaben Wärterin. „Es ist ein Mädchen", sagte die Slavin, sonst weiter nichts, und lief vorüber. — Ein Mädchen! Er mußte, wie sehr sein Weib sich diesmal ein Tochterchen gewünscht hatte. Er sprang die alte Treppe hinauf, zwei Stufen zugleich, und das Herz schlug ihm höher. Die Reise nach Deutschland mar schon beschlossen. Ob die Fabrik darüber stillstand, das sollte ihn nicht hindern. Er ging mit ihr und beiden Kindern! So trat er ein. Der Doctor packte ihn am Arm und hielt ihn zurück. Es mar dunkel im Zimmer. Und vom Bett her klang es wie Stöhnen. Der Alte rang mit seiner Stimme, wollte reden und brachte kein Wort hervor. Er aber ließ sich nicht halten, er stieß den Arzt bei Seite, machte sich frei — „Marie!" Da richtete sie sich auf, die weiße Gestalt. „Mein Liebster, nun sehe ich die Heimat nicht wieder, nun muß ich Dich doch allein lassen, und . . . leb' wohl, leb' wohl!"

Damit war es geschehen. Still lag sie vor ihm, starr und kalt. —

Was dann mit ihm geworden war, wie der Doctor ihn fortgeschleppt hatte, halb mit Gewalt, und wie er doch immer wiedergekehrt zu ihrem Bette und sich verzweifelnd des Mordes geziehen, kaum wußte er's mehr. Der alte Arzt hatte ihm mit vielen Gründen, mit langen medicinischen Namen zu beweisen gesucht, daß nicht Heimweh an ihrem Tode die Schuld tragen könne. Was lag auch daran, was sie getödtet! Sie war todt. Und sie hatte Heimweh gelitten, .sich fortgesehnt, obwohl sie bei ihm war. An diesen zwei Thatfachen war nichts zu ändern. Wie die eine Gegenwart und Zukunft, so verbitterte ihm die andere seine ganze Vergangenheit.

Er hatte sich genug Mühe gegeben, die Wochen her, sein Leben zu leben, wie er mußte. Es ging einmal nicht. Seit ihm das Größte mißlungen mar, sein Weib zu beglücken, zweifelte er an seinem Können in allem Anderen. Die Arbeit erschien ihm schaal und zwecklos; bei Dingen, die er bisher selbstverständlich, ohne viel nachzudenken, gethan, mußte er sich jetzt immer fragen: Wozu das Alles? Wein zur Freude? — Und bei dem meisten Thun auf Erden lautet, wenn man die Frage erst so stellte, nur zu oft die traurige Antwort: Keinem! — Für wen die Verbesserungen in den Fabriken, für wen die Strenge gegen die Arbeiter, für wen die selbstgeschaffenen Pflichten? Für das Volk hier? Das haßte ihn nur, betrog ihn, wo er den Rücken gewendet. Für die Seinen? — Das kleine Mädchen war gestorben, am Tage nach der Mutter. Der Knabe mochte künftig sich selber helfen, wie er selbst es einst gethan. Einstweilen sollte er fort von hier, fort aus der slavischen Umgebung, die ihn verweichlichte und verzog. Es mar schon bestimmt, daß er nach Deutschland geschickt werden sollte, zu seinen Eltern, die sich des Enkels freuen würden. Dort brauchte er den Vater nicht, würde ihn bald genug vergessen. Und wenn das Kind ging, mußte Anna es begleiten. Sie fühlte sich hier wie in der Verbannung. Er wollte nicht auf sein Gewissen auch die zweite Sünde laden, daß seine Schwester wie sein Weib hier an Heimweh zu Grunde ginge. Anna hatte erklärt, sie könne ihn, so wie er jetzt sei, nicht verlassen. Nun gut. So gab es eben nur das eine Mittel sie frei zu machen und sich und Alle!

Wo von der breiten Chaussee ein Feldweg gen Norden sich abzweigt, da lenkte Holzner seinen Wagen zur Höhe. Die Dornhecken zu beiden Seiten waren mit großen, meißblumigen, duftenden Winden dicht überwachsen, auf den Feldern standen Obstbäume fruchtbeladen, und hin und wieder blitzte zwischen dem grünen Gezweig ein Blick auf den fernen Terglougletscher auf, auf den kleinen See im Grunde, mit der Wallfahrtskirche inmitten und dem Schloß auf dem Hügel am Rande. Auf der Höhe aber, zu welcher der Weg durch die Felder emporstieg, hob sich, von den schmergrauen Wolken, die den Abendhimmel bedeckten, scharf abgezeichnet, die lange weiße Mauer des Kirchhofs. Dort lag sie. Dort war sein Ziel für heute — und für immer. Es gab ihni ein Gefühl der Ruhe, wie er lange es nicht mehr empfunden, diesem Ziel so nahe zu sein. Die Wange in die Linke gestützt, saß er auf dem kleinen Wagen, den die beiden Braunen im schaukelnden Schritt durch die ausgefahrenen Furchen des Feldwegs gemächlich aufwärts schleppten. Die Hand mit den Zügeln hing lässig nieder, die Peitsche steckte in ihrem Halter. Er träumte vor sich hin; ein Lächeln, fast des Glückes, ging um seine Lippen. Denn er war nicht allein jetzt, war nicht traurig. Sie war bei ihm. Er sah sie als Kind, als Mädchen, als Braut. Er schaffte in dem Schlößchen dort, die verwahrlosten alten Räume sür sie herzurichten. Er führte sie ein, die junge Herrin, in ihr neues Heim; er sah sie am Fenster stehen, wie sie mit bewunderndem Blick das Landschaftsbild betrachtete; sah, wie sie mit einem reizenden Erröthen, stammelnd noch, die ersten Worte in der fremden Sprache sagte, seinen Arbeitern zur Begrüßung! sah sie im Boot über den See rudernd an dem ersten Marientag, den sie hier mit ihm verlebt. Die großen, flachen Wallfahrerkähne glitten vorüber unter eintönigen Bittgesängen, weiß schimmerten die Kopftücher der Weiber, und von der Insel klang das Läuten. Es geht die Sage unter dem Volk, wer dort am Marientag die Glocke zieht, daß sie hell klingt, dem erfüllt sich der Wunsch, den er dabei im Herzen hegt. Er hatte sie gefragt, ob sie auch an dem Glockenstrang läuten wolle? Sie aber hatte — er wußte es so gut noch! — ihren feinen Kopf geschüttelt; ihr habe das Wunschglöcklein nichts mehr ?zu geben, sie besitze ja Alles, in ihm und mit ihm, was nur das Herz begehren könne. — Und dann sah er sie neben sich hier auf dem kleinen Wagen, auf diesem Wege. Droben die weiße Kirchhofsmauer, an der Ecke davor die halbrunde Kapelle mit der großen, grellbunten Kreuzigungsgruppe. — „Nicht wahr, sagte sie leise, hier fährst Du mich nicht mehr vorüber? Mir ist bang hier. Ich fürchte mich vor dem Kirchhof. Ich möchte nicht sterben, noch lang', sehr lang nicht. Erst ein reiches Leben mit Dir, wir wollen froh sein Beide, Du sollst viel nützen und mohlthun. Und dann, wenn es sein muß" ....

„Es muß sein!" sprach er laut in die Leere hinaus.

Da ist's, als sollte ihm Antwort werden. Es geht ein plötzlicher Ton durch die Luft. Eine Secunde steht ihm das Herz still. Dann klopft es desto lauter, hämmernd in der Erwartung des Unbekannten. Ein Schwirren klingt ihm am Ohr, ein Sausen. Er wirft sich rückwärts, er reißt an den Zügeln, daß die Pferde sich bäumen. Zugleich zuckt es ihm durch das Hirn: Das ist der Räuber! Also doch! — Und bevor er noch recht weiß, daß ihm die Kugel harmlos am Ohr vorübergesaust, ist er schon vom Bock gesprungen, steht auf den Stufen der Kreuzigungskapelle, zerrt hinter dem hölzernen, blauen Mantel der Gottesmutter einen Menschen hervor und ringt mit ihm und wirft ihn zu Boden. Was er dabei denkt? er, der noch foeben den Tod sich erwünscht hat? Er denkt nicht, er setzt seine Kräfte ein und kämpft und mehrt sich seines Lebens mit instinctiver Leidenschaft. Und da er ihn nach hartem Ringen in's Kniee gedrückt:

„Du bist der Lovro," spricht er auf Krainerisch, „vor dem alle Leute zittern. Du meinst wohl auch, ich sollte mich beugen und bei Dir für mein Leben betteln?"

Jener sucht nur, sich srei zu machen.

„Nichts da!" ruft Holzner; „Du bist hier in meiner Gewalt, nicht ich in der Deinen. Schau her" — und er zieht aus seiner Brusttasche das Pistol, das er in einer ganz anderen Absicht mit sich genommen. — „Das dachtest Du nicht, als Du Dich hier auf die Lauer legtest? Du trautest mir solche Feigheit nicht zu? Nun, ich danke für die gute Meinung."

Der Lovro kauert zusammengeduckt, wie er ihn niedergeworfen hat.

„Und wenn Du Mch nun erschossen hättest und hättest wirklich die paar Gulden erbeutet, die ich bei mir trage, was thätest Du dann?"

Keine Antwort.

„Aus Deutschenhaß treibst Du den Straßenraub? Das mögen Dir die Bauern glauben. Ich nicht! Ich weiß. Du sielst mich an, um mich zu bestehlen. Du bist ein Dieb, ein gemeiner Dieb, der nachher mit seinesgleichen die Beute vertrinken wird oder verspielen."

„Herr!" so fahrt jener in die Höhe. Der Mantel, mit dem er Kinn und Wangen sich verhüllt hat, will ihm niedergleiten; er zieht ihn fester. Aus den tiefliegenden slavischen Augen blitzt es unheimlich. Er hat mit den Fingern tastend, vorsichtig, seitwärts gegriffen, wo seine Flinte liegt, die Holzner ihm aus der Hand geschlagen.

Der aber sieht die versteckte Bewegung. „Nur zu," spricht er kalt und kreuzt die Arme, „wenn Du mein Leben begehrst, so nimm's. Du findest bei mir etwa fünfzig Gulden. Dafür wirst Du verfolgt werden — anders, sehr viel hartnäckiger als bis heute. Und gefangen und hingerichtet."

„Ja," spricht jener dumps, „ich weiß es. Es ist schon schlimm genug, wie es ist; es wird noch ärger kommen. Aber ich kann nimmer zurück, wenn ich's auch möcht'. Denn laß ich Euch leben, so zeigt Ihr mich an."

„Meinst Du?" spricht Holzner. „So laß nur Deinen Mantel fallen. Was schadet's denn, wenn Du mich tobtest, ob ich vorher Deine Züge sah? Dann verrathe ich Dich gewiß nicht. Und wenn Du mich nicht löstest — ebensowenig. Du willst mir nicht glauben? Mein Wort darauf. Weshalb ich Dich nicht verrathen kann, das thut hier nichts zur Sache. Aber, ein Anderes: — Du selbst wirst Dich den Gerichten stellen. Und heute noch."

Der Slave schüttelt nur mit dem Kopf. Trotzig kehrt er sich ab.

„Ich will's," ruft Holzner, „Du sollst gehorchen. Verstehst Du mich?" — Es hat ihn ein Gelüste ergriffen, die kurze Lebensfrist, die er sich kämpfend noch errungen, durch Wohlthun zu nützen. Den verstockten Gesellen da bessern, das märe eine letzte gute That in ihrem Sinne. — „Du lieferst Dich aus. Und wenn Du später aus dem Gefängniß entlassen wirst, soll man Dir fünfhundert Gulden zahlen, das Zehnfache grade von dem Gelds, das Du bei mir gefunden hättest. Nun, was sinnst Du noch?"

„Herr," murmelte der Lovro, „ich, wer wär' ich denn, daß ich mich weigern sollte zu thnn, was Ihr befohlen. Aber ich kann es nicht. Mein Weib. . ."

„Dein Weib!" schreit Holzner auf, „Du hast eins, Mensch, sie lebt! Und Du lauerst am Weg, um zu rauben und morden?"

„Thät' ich's, wenn es nicht uin sie märe, daß sie nicht verhungert?"

Holzner hat sich abgewendet. Was ist das für eine Welt! Des Räubers Weib lebt, das seine liegt in kalter Erde. Es überkommt ihn ein brennender Neid, ein Haß auf den Menschen, der da vor ihm steht. Aber zugleich erwacht auch in ihm das grenzenloseste Erbarmen, mit dem Elend des Volkes, das von Roth und Unwissenheit dem Verbrechen in die Arme getrieben wird; dem selbst die Liebe nicht Rettung bringt. „Nun wohl," spricht er langsam, „sie soll nicht mehr darben, also erhöhen wir die Summe. Das Zehnfache dann: fünftausend Gulden. Willst Du dafür Deine Strafe leiden und von dem wüsten Leben lassen?"

Der Lovro ist jäh zurückgewichen. Der Mantel fällt ihm von den Schultern. Nicht wie ein Mörder, vor dem man sich fürchten könnte. blickt er. Ein armer Krainer Bauernbursch ist's, wie sie alle sind, voll unterwürfigen Respects vor einem Hern: und dessen Macht. Aus seinen tiefgesunkenen Augen, seinen hohlen Wangen spricht nur der Hunger; aller Trotz ist ihm vergangen. — „Was sagt Ihr," stottert er, „Herr, was sagt Ihr? Ihr redet zum Spott so. Das meint Ihr im Ernst nicht, das könnt Ihr nicht meinen. Fünfmaltausend Gulden und — mir!"

Holzner zieht statt aller Antwort sein Taschenbuch. Er schreibt auf dem Knie, den rechten Fuß auf die Kapellenstufe gestellt. — „Hier, kannst Du lesen?" fragte er, da er geendet; „nein? Nun, so wirst Du's mir glauben müssen. Der Zettel ist an den Baron Zois gerichtet, meinen Freund auf Görschitzhof. Du weißt von ihin. Dem Ueberbringer dieses Blattes, wer es auch sei. Mann oder Weib, wird, er fünftausend Gulden baar auszahlen. Wohlverstanden — nur, wenn er erfährt, daß zuvor der Lorenz oder Lovro, welcher letzthin in dieser Gegend etliche Räubereien vollführt, auch den ehrwürdigen Herrn Pfarrer nächtlicher Weile mit Gemalt in den Hochwald geschleppt hat, sich selbst dem Gericht auslieferte. Dann giebt er Geld. So steht's hier geschrieben."

„Und weiter?" fragt athemlos der Lovro.

„Weiter? nichts. Wer das Geld erhebt, darf damit machen, was er will: es selbst verwenden, oder verwahren, bis Du einmal frei kommst und auswandern kannst."

„Und sie, die das Geld holt, wer es auch sei — sie kommt nicht in's Gefängniß?"

„Wie kann ich wissen, wen Du sendest und ob sie mitschuldig ist oder nicht?"

„Herr, sie that nichts, sie mußte nichts! Nicht, daß ich den Pfarrer holen ging, nicht, daß ich heute Euch aufgelauert, gar nichts! Und wenn sie es hört, so weint sie und betet, daß uns die Schuld verziehen werde."

„Mache das die Nichter glauben, so wird man Deine Frau nicht verhaften. Sie werden forschen, ob Alles wahr ist, was Du sagst. Also halte Dich streng an die Wahrheit."

„Das will ich schon. Ich kann ja nicht anders. Aber es ist schwer mit solchen Herren zu reden. Wenn sie alle wären wie Ihr" . . .

„Mir könntest Du's sagen? Nun so sprich. Ich schreibe auf, was Du mir berichtest. Du zeigst den Brief dann auf dem Amt, wenn Du Dich meldest, und meine Bestätigung wird Dir nützen, als ein Zeugniß zu Deinen Gunsten."

Der Lovro starrt nur in sich hinein. In Worte zu fassen, was er erlebte, dünkt ihn unmöglich.

Holzner marted.' Sein Ziel hinter der langen Mauer dort droben, — die Sonne sinkt schon, und je düsterer der Himmel sich färbt, desto meißer hebt sich die schnurgrade Linie voin Hintergrund ab — kann ihm nicht entgehen. Aber die beschlossene That auch nur um Minuten aufschieben zu müssen, das dünkt ihn hart. Und doch ist es ihm, als sei er verpflichtet, den Beistand, den er dem Lovro verheißen, ganz zu leisten. „So sprich doch," sagt er nochmals. „Wie kamst Du dazu? Du bist nicht von hier?"

„Nein, Herr. Ich bin von jenseits der Berge, von Raibl gebürtig, wo es zum Predilpafz hinaufgeht. Bei den Galmeigruben war ich in Arbeit."

„Und was führte Dich her?"

„Ich dacht' mein Glück hier zu versuchen. Hier sei jetzt bei dem Hüttenwerk ein neuer Director, bei dem Hütt' man's gut, wenn man fleißig sei; so ließ niir damals die alte Base, die Ursel sagen."

„Die Ursel? Die Händlerin? So, also die hat's Dir heut' gesteckt, daß Du mich jetzt hier treffen würdest? Und auf ihren Anlaß bist Du in das Dorf gekommen? Wann war denn das?"

„Um Fronleichnam war's, im vergangenen Sommer."

„Hast Du Dich auf dem Hüttenwerk gemeldet?"

„Nein, Herr. Das war's. Ich kam am Sonntag."

„Nun, und?"

„Am Montag war es zu spät. Ihr wolltet wissen, weshalb ich dies Leben führen mußte? Wenn man's recht bedenkt, so ist's schnell gesagt. Denn an dem Abend sing es an. Und in derselben Nacht war's geschehen und blieb wie es ist, und war kein Zurück. — Also am Sonntag Abend komme ich. Ich gehe in's Wirthshaus. Es ist eine Hochzeit dort. Sie tanzen. Die erste, die ich sehe, ist die schwarze Maritza. Die kannt' ich schon, Herr. Wir waren einmal früher, als ich mit meiner kranken Mutter die Wallfahrt nach Maria im See gethan, zusammen getroffen. Und wie sie mich sieht und wie ich sie sehe . . . „Du!" sagt sie und kommt über den Tanzboden her auf mich zu. Ein kurznackiger Bursch mit fuchsrothen Haaren, der schon stark getrunken hatte, schiebt sich dazwischen: „Was will denn der da," ruft er. „Maritza, Du tanzt jetzt mit mir!" Sie lacht, so ein wenig, nur mit den Lippen, und nickt mir zu. Das macht ihn mild. Er packt sie an, ich will sie befreien. Da läßt er sie und greift dafür mich an. Wie ich mich zur Wehr setze, zieht er sein Messer. Sie will ihm in den Arm fallen, ihn zu hindern. Da sticht der rohe Mensch nach ihr. An ihrer Schulter seh' ich das Messer. Ich springe herzu. Aber sie hat sich schon selbst geholfen, mit aller Gewalt hat sie ihn zurückgeschleudert. Er taumelt und wankt. Und dann stürzt er zu Boden, mit langem Stöhnen. Das Alles ging schneller als ich's Euch sage. Die Burschen haben abseits gestanden. Nun kommen sie näher. „Der ist hin," sagt Einer. „Nun, Maritza, hast Dir selber Deinen reichen Freier erschlagen? Bist nun zufrieden?" — Sie wirft nur den Kops in den Nacken. „Gieb Acht," ruft ein Anderer, „stolze Maritza! gleich werden die Gensdarmen kommen, die Dich in's Gefängniß führen; vielleicht gefällt's Dir besser dort, als hier bei uns, wo doch Keiner Dir gut genüg war." Ich seh' wie sie zittert unter all' den spitzigen Reden, obwohl sie thut, als ob sie's nicht kümmert. „Komm," sage ich, nehme sie bei der Hand und zieh sie vom Tanzboden hinaus; „ich will Dich schon schützen, folg' nur mir." — Ohne ein Wort läßt sie sich still von mir fortführen aus dem Lärmen in die Nacht. Und das ist Alles. Und so war's geschehen."

„Was mar geschehen? Deshalb," ruft Holzner, „hast Du ein Räuber werden müssen, ein Ausgestoßener, um weiter nichts? Weil bei einem Wirthshausstreit der rothe Petran — es ist doch der Sohn des Gastwirths gewesen, der Trunkenbold, mit dem Ihr Euch rauftet? — eine Beule am Kopfe davontrug?"

„So ist's Herr. Weiter war es nichts. Es können viele Leute bezeugen. Der Petran lebt heute noch. Aber mir — wir mußten es nicht."

„Ihr mußtet nicht, daß der Petran am Leben?

„Wie sollten mir's hören? Die Maritza war in ihrer Angst in derselben Nacht noch hinauf in die Berge mit mir geflohen, wo wir vor Verfolgung sicher waren. — Weißt Du, hat sie zu mir gesprochen, weshalb das Alles gekommen ist? Weil wir zwei mitsammen, dazumal, an dem Wunschglöcklein in der Jnselkirche gezogen haben. Es hat für uns beide zugleich geklungen. Da hat die heilige Jungfrau Maria Dich mir bestimint. Und so sind mir zueinander gekommen. Es hat so sein müssen/"

„Arme Kinder!"

„Herr, davon wußten wir damals noch nichts. Der Wald ist groß, und der Berg hat viel Höhlen; der Sommer mar marin. Zu essen gab's Beeren und allerlei Früchte, ich stellte Schlingen um Vögel zu fangen, es störte uns Niemand. Wir waren frei und waren beisammen. ‚Der arme Petran, so hat die Maritza oft geklagt, daß der hat daran glauben müssen, und daß wir zwei nun so glücklich sind— Aber einmal, erst zum Herbst, da sie Beeren suchen gegangen, hat sie auf dem Weg meine Base, die Ursel getroffen. Die hat's ihr gesagt, daß der rothe Petran am Leben ist und daß Keiner ihr nachstellt. Und nun will sie zurück und will wieder zur Beichte und will den Herrn Curaten bitten, daß er uns schnell zusammengiebt. Sie hängt niir am Hals und lacht und weint und küßt mich dazwischen und weiß vor Freuden sich nicht zu lassen. Da Hab' ich es ihr eingestehen müssen, was mich bedrückt hat, schon seit Tagen. Letzt kannst Du zurück, Maritza. Aber ich nicht. Ich bin mit dem großen, starken Gensdarmen, der die Wälder begeht, dem Deutschen, weil ich geglaubt Hab', er ist Dir auf der Spur, aneinandergerathen, daß er sein Lebtag dran denken wird. Und seine Flinte Hab' ich behalten/

„Herr, von derselbigen Stunde an, da ich ihr das Hab' sagen müssen, ist's mit ihrer Ruhe vorbei gewesen. Zum Unglück hatte ihr auch die Ursel schon erzählt, daß man im Dorf nach Einem sucht, der den Gensdarmen angefallen. Nun zitterte sie vor jedem Laut, weil sie meinte, die Soldaten würden kommen und würden mich greifen; für sich selber war sie nie so furchtsam gewesen. Von Tag zu Tag ist sie nur trauriger geworden und verstörter. Und als ich ihr zugeredet Hab', sie solle zur Base hinuntergehen, die abseits vom Dorf wohnt, die schwere Stunde dort abzuwarten, die ihr bevorstand, da hat sie's nicht wollen. Sei ich ihretwillen ausgestoßen morden, so dürfe sie jetzt nicht mich verlassen. Nur eh sie sterbe, möchte sie einmal noch einen Geistlichen sehen, dem sie beichten, der ihr die Sünde vergeben könne. Weiter wünschte sie nichts mehr. Denn sie dacht' schon nicht anders, als daß sie baldigst sterben müßte. Und dann sei ich frei, dann sollt' ich fliehen, über die Grenze, in ein anderes Land. Vielleicht mär' es ihr besser gewesen, war' sie gestorben. Aber es kam nicht so. Denn zum Frühling — es war im März, der Schnee wieder frisch gefallen, es stürmte die Nacht und fror dazu, ärger als im tiefsten Winter — da hat sie den Buben zur Welt gebracht. Sie meinte damals, es sei das ihre letzte Stunde. Und ich, wie ich sie so sterbenskrank sah, nur klagend und weinend um geistlichen Zuspruch, da dacht' ich: was liegt denn daran, wenn sie mich greifen, so der Maritza geholfen wird! — Da lief ich hinunter in's nächste Dorf — wir bargen uns damals in einem leeren Heustadel droben im Wald, hoch über dem Wocheiner See; — die fünf Stunden Weg's macht ich in der halben Zeit und ging zum Pfarrer und bat den, mit mir zu einer Sterbenden zu kommen. Und da er nicht wollt' in der tiefen Nacht, mit mir durch den Wald — da Hab' ich freilich mich vergangen. Ich Hab' ihm die Augen fest verbunden, ihn mir auf den Rücken geladen und so durch Schnee und Wind und Kälte, so schnell ich nur könnt', hinauf getragen zu der Maritza. Was sie ihm da unter Thronen gestand, war Beichtgeheimniß, das dürft' er nicht sagen. Daß er uns zu« sammengegeben, mit heiligen! Segen, und den Buben getauft, das hat er wohl selber nicht gern verrathen. Denn er that's aus Furcht vor meiner Flinte. Aber daß ick/ ihn geholt, mit Gemalt und welche Angst er ausgestanden, auch daß ich der Lovro heiße und fremd in der Gegend fei, das Alles hat er auf dem Amt erzählt. Wenn seitdem hier am See etwas vorfällt und wo immer ein Unglück geschieht, da heißt's: Das hat der Lovro gethan. Immer der Lovro! Der Herr Pfarrer hat von der Kanzel herab mir mit den ärgsten Strusen gedroht, hier und im Jenseits. Ich hab's von der Ursel. Der hat die Maritza längst ihre rothen Perlen gegegeben und ihre silberne Nadel dazu, daß sie sie verkauft und uns Brod dafür bringt. Es geht uns nicht gut, wie im vorigen Sommer. Wir sind immer auf der Flucht von dem einen Bersteck zum andern. Die Maritza ist schwach von Krankheit und Kummer. Sie kann dem Kind nicht Nahrung geben, weil sie selbst nichts mehr zu essen hat. Und die Alte sagt zu inir: ‚Wenn's zum Winter so weiter geht, kommt die Maritza um ihren Verstand und das Kind stirbt Dir Hungers. Du hast einmal den Namen, daß sich Alle vor Dir fürchten, obschon Du bis heut nicht gar so viel verbrochen hast. Da verdien' ihn gleich lieber! Zurück kannst Du nimmer. So thu doch, was die Leut' von Dir glauben; versuch's einmal Einem sein Geld wegzunehmen. Dann ist Dir geholfen. Dir, der Maritza, dem Buben und mir/ — Herr, ich hab's versucht! — Und das ist die Wahrheit. Und wenn ich drum bestraft werden muß, ich will's schon tragen. Aber mein Weib, mein Weib ist schuldlos! Die weiß nichts davon. Die muß srei ausgehen, sie hat nichts verbrochen."

Holzner hat schweigend zugehört. Die Erzählung des Lovro niederzuschreiben, hat er vergessen.

„Herr," sagte dieser ängstlich, da er jenen noch immer so regungslos, in sich versunken, auf den Stufen der Kapelle sitzen sieht, „Herr, ich will ja thun, was Ihr fordert, will mich selber auf dem Amt stellen, heute noch, wie Ihr geboten. Aber werdet Ihr Euer Versprechen mir auch halten?"

„Welches? Dir sünftausend Gulden zu zahlen?"

„Ja — und vor den Nichtern für mich zu zeugen. Und noch eins. Die alte Ursel sagt, Ihr hättet ein Weib gehabt, das Euch lieb mar. Nun, Herr, bei Eurer tobten Frau bitt' ich Euch: sorgt mir für die meine!"

„Was redest Du da? Ich soll für sie sorgen! Das kann ich nicht. Ich gebe das Geld, damit sie nicht wieder in Noth gerathe. Weiter vermag ich nichts zu thun. Denn ich selbst, ich ... ich muß fort von hier. Darum kann ich's nicht. Nein. Und ich will's nicht!" — Nicht gegen den Lovro, gegen sein eigenstes Gewissen hat er sich zu wehren.

„Ihr wollt jetzt verreisen, Herr?" fragt traurig der Lovro. „Ich bitt' Euch, thut's nicht, ich flehe Euch an! Denn seht, wenn ich gefangen bin, wenn ihr Keiner beisteht, was soll aus der Maritza dann werden? Aber wenn Ihr Acht geben wolltet, daß man sie nicht höhnt im Dorf, daß der Bub' rechtschaffen aufmächst . . ."

„Ich kann's nicht, ich kann es nicht," murmelt Holzner.

„Herr, thut's. Aus Barmherzigkeit! Die Maritza stirbt nur sonst."

Holzner antwortet nicht. Nicht an die Maritza denkt er, an sein eigenes Weib. Was sie wünschen würde, das weiß er. Wieder meint er, drinnen in der geheimen Kammer seines Herzens, wo er vorhin ihre Stimme vernommen, wie leise Mahnung die Worte zu hören: „Erst ein langes, ein reiches Leben, viel mohlthun, viel nützen — und dann, wenn es sein muß ..." Wenn es sein muß!

„So wahr Ihr Euer Weib geliebt habt," steht der Lovro noch einmal, „bleibt Herr, sorgt für mein's."

*

Es ist Mitternacht. Auf dem Schloßhof steht der lange Manne wartend und horcht und sräht in das Dunkel hinaus. Die Hausthür geht. Fräulein Anna tritt heraus. Es litt sie nicht länger bei dem schlafenden Knaben, im stillen Zimmer. Was sie martert, ist nicht Angst mehr, es ist Gewißheit. — „Er kommt nicht wieder", sagt sie zu dem Alten. Der nickt nur. er die Worte verstand, die sie sprach, dc^s

bedenkt er selbst nicht. Denn ihre Sorge versteht er. Es ist auch die seine. So stehen die beiden, an Sprache und Bildung und Stand wert geschiedenen Menschen nah zusammen, von einander Hoffnung begehrend, die Keiner von ihnen selber besitzt. Das junge Mädchen klammert sich an den alten Knecht, wie an eine Stütze. Er schüttelt den Kopf, er weisz keinen Trost mehr. „Er kommt nicht," sagt sie noch einmal; „hätte ich ihn nur nicht fortgelassen! Ich mußte es ja, was er im Sinn trug, schon all die Zeit her. Ich hatte nur immer wieder den Muth nicht, es auszusprechen, das Fürchterliche. Und nun ist's geschehen, und nun ist's zu spät." — Sie meint. So lange sie allein war, hat sie sich bezwungen, nun vermag sie's nicht länger. Der Mauric sucht sie zu beruhigen. Aengstlich, respectvoll streichelt er dem Fräulein die Schulter. Er weisz wohl nicht, daß die teilnehmende Berührung ihre Thränen löst und nur heftiger strömen macht. Aber plötzlich sind sie getrocknet. Sie hebt mit hastiger Bewegung den Kopf. Der Alte horcht gleichfalls. Nings schwarze Nacht und Alles still. Nur fern ein Ton, ein Ton, der näher, näher herankommt und deutlicher wird: Wagenrollen. Kommt er endlich selbst zurück oder — bringt man den Hausherrn? Die Beiden schauen sich nicht an, sie stehen und lauschen, zitternd, kaum athmend. Und jetzt — der Hund schlägt an! Der Mauric springt an's Hofthor: „Herr, Herr, Ihr seid es!"

Holzner hat sich vom Wagen geschwungen. „Bist Du da, Annas Arme Seele, Du hast lange warten müssen. Sei mir nicht bös! Ich könnt' nicht anders. Den Lovro — Deine Warnung traf ein — Hab' ich zum Bezirksamt gebracht. Nun ist das Dorf von der Furcht befreit. Und hier seine Frau" — er hilft vorsorglich einer vermummten Gestalt vom Wagen — „hier seine Maritza^und ihren Buben werden wir bei uns behalten, so lang er gefangen bleibt. Führ' sie hinein und richt' ihr ein Lager; ich hab's versprochen für sie zu sorgen. Ich denke, Schwester Du wirst mir helfen, daß ich mein Wort erfüllen kann, heute und — ferner." Er hält ihr die Hand ‚hin. , Sie faßt sie, sie drückt sie ihm, „Immer, immer! Bleib nur, Versuch s nur, ich will Dir beistehen, so gut ich es kann." Während sie die Maritza in's Haus führt, wendet er sich noch zu dem Mauric: „Leg Dich schlafen, Alter, auch ich will's. Vielleicht kann ich es beute wieder." Und er geht in's Haus und zu seinem Knaben.

Im dunklen Schloßhof hat der Mauric sich auf beide Kniee geworfen. Er spricht ein Dankgebet für seinen Herrn, der wie durch ein Wunder aus Räubersgefahren und schlimmeren noch errettet worden. Dann schirrt er die müden Braunen los, führt sie in den Stall und versorgt sie, wie jeden Abend. Denn es ist morgen wieder ein Tag, und morgen wird sie der Herr wieder brauchen.

Die englische Malerei in den letzten fünfzig

Iahren*)

mit besonderer Berücksichtigung der Genre- und Thierbilder.

von

— Berlin —

as ein Maler über Malerei zu sagen hat, ist so recht eigentlich mit den drei Worten abgethan, die ein berühmter aber schweigsamer Münchener Maler einstens aussprach. Berthold Auerbach erzählte mir, daß er selbst, um sich über das Wesen der alten Kunst zu bilden, einen Maler und Freund bat, mit ihm in die alte Pinakothek zu kommen. Durch viele Säle schritt der Maler mit dem Dichter, ersterer immer wortkarg, endlich bleibt er vor einein Rembrandt stehen. Auerbach mar nun ganz Ohr, was kommen würde und der Maler sagt würdevoll zu ihm, glänzenden Auges auf das Bild mit dem Daumen zeigend: „Schau Berthold: Dös is g'molt." — Der Aesthetiker, der Feuilletonist muß schon sür seine Leser mehr sagen, aber für den Maler zerfallen die Bilder zunächst in die beiden Abtheilungen: die, welche wirklich gemalt sind, und die, welche mehr gedacht und

*) Seine Excellenz der Kultusminister Herr Dr, von Gofzler hat seinerzeit die Herren Professor Janssen, Director Lücke, Professor Bracht und Professor Paul Meyerheim beauftragt, die Ausstellung in Manchester zu besuchen und ihm Bericht abzustatten über den Zustand der Kunst in England. Die Herren Janssen und Lücke sollten dabei besonders die historischen Bilder, Herr Bracht die Landschaften und Paul Meyerheim die Genre- und Thierbilder in's Auge fassen. Indessen hat keiner der genannten Herren sich pedantisch innerhalb der ihm gesteckten Grenzen halten können. Dem vorstehenden Aufsatz liegt der an den Herrn Minister erstattete Bericht Paul Meyerheims zu Grunde.

Die Nedaction.

empfunden sind. Merkwürdigermeise sind diese meist weniger gut gemalt, und die meisterhaft gemalten sind gedanklich geringer.

So will ich als Maler es denn versuchen, meine Eindrücke, die ich auf der Kunstausstellung in Manchester im October 1387 empfing, zu Papier zu bringen, und mich bemühen, nicht so wortkarg zu sein, wie der erwähnte bayerische College.

Von Manchester zur Ausstellung gelangt man auf verschiedene Weise; der Eilige nimmt die Eisenbahn, welche in 15 Minuten bis in die Ausstellung hineinführt, Oinnibusse, Tramways ohne Zahl bringen die Besucher in einer halben Stunde auch hinaus.

An einem klaren Herbsttage durcheilte ich, zur Eröffnungsstunde Schlag zehn erschienen, zunächst die Eingangshallen, welche langen Treibhäusern gleichen, unter der Kuppel hindurch; an der auf keiner Ausstellung fehlenden Ricsenorgel vorbei gelangte ich links in die Kunstausstellung. Dreizehn Säle mäßigen Formats, angefüllt mit dem Besten, was die englische Kunst in den letzten 50 Jahren geschaffen hat — soweit es leihweise zu haben mar. Es ist in London Sitte, daß man auf jeder jährlichen Royal akademischen Ausstellung die Zahl der Bilder derjenigen Künstler, die dem Publikum eine Freude zu bereiten im Stande sein sollten, also die Zahl der Werke der Mitglieder der Akademie, nicht beschränkt. Das Publikum genießt so das Ergebniß der ganzen Jahresthätigkeit ihrer Lieblinge, und es fällt kein Kunstwerk dem beschränkenden Paragraphen zum Opfer, daß nur zwei oder drei Bilder eines Künstlers ausgestellt werden dürfen, man nimmt eben an, daß Mitglieder der Akademie Künstler sind, die so viel können, daß man sich an zwei Bildern von ihnen nicht schon satt gesehen hat. Auch sind die Werke eines Künstlers alle zusammen gruppirt und nicht, wie stets bei uns, so weit wie möglich von einander durch verschiedene Säle getrennt. Wenn der Raum es irgend gestattet, halte ich diese Einrichtung für sehr Nachahmungswerth! Jeder tüchtige Maler malt doch mehr als zwei Werke des Jahres, und ich sehe nicht ein, aus welchem Grunde alle übrigen den Blicken des Publikums entzogen werden sollen.

Zunächst suchte ich einen allgemeinen Ueberblick zu gewinnen und durchlief die Ausstellung, dieselbe auf den Totaleindruck hin durchmusternd. Es siel mir sogleich und auch a» den folgenden Tagen auf, daß immer in den Morgenstunden viele Schulen, Knaben und Mädchen, durch die Räume geführt wurden.

Wenn, wie über dem Portal unserer Berliner Ausstellung zu lesen ist: „srs Klia inFeriii ot äniirms" ist, so muß das seelisch Bildende der Kunst, wenn es aus den Bildern eben zum Ausdruck gekommen ist, auch auf das Kindergemüth von starker Wirkung und Bildung sein, und ich habe mit Freude mahrgenommen, mit welchem Interesse die kleinen Schaaren an den Bildern sich erfreuten. Wie mancher Keim zu einem künftigen Künstler mag so hier befruchtet werden. Habe ich doch selbst in meinem Atelier oft bemerkt, daß Kinder ein ganz merkwürdiges erstaunliches Kunstverständniß haben. Wenn ein siebenjähriger Mozart schon componirt und alle Empfindung für die Musik hat, warum soll die Empfindung sür bildende Kunst, auch wenn sie noch nicht ausgeübt werden kann, bei Kindern schwächer sein, warum soll man den Kindern den Kunstgenuß entziehen? Ich habe bei einein solchen Knaben, der oft mein Atelier besucht, mehr Verstand und Sinn für die moderne Kunst gefunden, als an manchem berufenen Gelehrten, der vergeblich nach den Keimen der neuen deutschen Kunst unter allen Blättern sucht und dabei das üppige Blühen und die strotzenden Früchte nicht findet.

Die englischen Koryphäen haben also die Alisstellung jeder mit einer ansehnlichen Gruppe von Bildern beschickt.

Wenn ich mit dem erwähnten Münchener in der Ausstellung gewesen wäre, so würde er zunächst gefunden haben, daß nur wenige Bilder so recht eigentlich gemalt sind.

Alles, was man in den Akademien des Continents erstrebt, mit Hinblick auf Tizian, Velazquez, Rembrandt, durch schöne Pinselführung einen Kopf, einen nackten Körvertheil herzustellen. Alles das ist in der englischen Ausstellung eigentlich nur auf einem Dutzend Bildern zu finden, bei Frank Holl, bei Ouleß und bei Millais. Alle übrigen Künstler arbeiten mit einer Harmlosigkeit, Kindlichkeit und mit einer Geringschätzung der guten Mache, die in ihrer NaivetSt einen großen Reiz hat und eben die ganze moderne englische Kunst von der des Continents unterscheidet. Außerdem kämpft und wetteifert bei uns der größte Theil der Maler mit der noch nicht erfundenen farbigen Photographie.

Wahrheit und Richtigkeit wird erstrebt, „ingsnium" und „animä" wird darüber allerdings viel verachtet. Das Hauptziel des modernen Realisten scheint zu sein, gleichsam ein Loch in die Wand zu schlagen, durch das man ein Stück Natur, wie es geht und steht, erschaut.

Die Engländer haben bisher stets Anderes gewollt, sie haben eine lange Malcultur hinter sich, und lange vor den Franzosen, die wohl mehr als die geborenen Maler gelten, haben sie erstrebt, nach guten Kunstprincipien zu schaffen. Obenan hat Sir Josua Reynolds sich bemüht, eine Art Generalbaß der Malerei herzustellen; er hatte die Principien der besten jedes Landes aufgenommen, verarbeitet und daraus neue, für den Rhythmus der Licht- und Schattenvertheilung, der Farbengebung mustergültige Schöpfungen hingestellt.

Für die Landschaft mar Connestable sein würdiger Partner. Die Lehren Beider wurden in Frankreich gründlich studirt, und es scheint mir, daß die Werke der großen Zeit der französischen Eoloristen in jenen englischen Kunstregeln ihren Ursprung haben. Es sind dieses zahllose Meister: Decamps, Troyon, Couture, Rousseau, Corot :c. Später, in unserer Zeit, sind all die goldnen Regeln über den Haufen geworfen, und Jeder erkämpft sich seine eigene neue Formlosigkeit von Neuem. Zu jener Zeit verachtete Farben, wie hellgrün, rosa, lila, blauweiß, bedecken jetzt zahllose Leinwände.

Von diesen malerischen Contrapunktisten ist auf der Ausstellung kaum noch etwas zu sehen'").

Der einzige, der nach allen Regeln des Geschmackes bis an fein Ende gearbeitet hat, und dessen Bilder auch in Folge dessen noch heute in jeder Stadt, in jedem Kunstladen auf die weiteste Entfernung schon, ganz abgesehen vom Sujet, das Auge durch die schöne Form fesseln, ist E. Land seer.

Man sagte mir früher, Landseer's Bilder seien eigentlich nicht gut in der Farbe und schlecht gemalt. Heute ist er schon wieder modern in seiner Blondheit und Lichtfülle. Er ist auch auf dieser Ausstellung die außerordentlichste Erscheinung der jüngst vergangenen Epoche. Der vollendete Adel des Geschmacks, die beispiellose Leichtigkeit, mit der die Bilder hergestellt zu sein scheinen, die Schönheit der Empfindung werden ihin noch lange seine Bewunderer erhalten und neue erwerben. Auch in poetischer Beziehung ist er ein Mehrer des Reiches; er hat seinen Geschöpfen eine Seele eingehaucht, die vor ihm noch Niemand am Thier entdeckt hatte. Alle seine Hirsche sind wahre Könige und Fürsten der Wälder, vor denen man den Hut zieht, und auf die zu schießen als Attentat bestraft werden müßte.

Die Hunde hat er als wirkliche gemüthvolle Freunde der Menschen erkannt und für alle Zeiten fixirt. Ich weiß nicht, welchen seiner Hunde ich mehr bewundern soll.

Das Bild „Onkel To»? und seine Frau" ist für mich eins der schönst componirten Bilder der Ausstellung, an ihin würde ich Schülern alle Regeln der Conipofition erklären.

Sublim ist der Affe, in dessen Armen ein junger kranker Affe ruht; über die beiden und die Accessoires ist eine trübe Krankenatmosphäre ausgegossen, während hinter ihnen als Gegensatz ein junger, gesunder, energisch gefärbter Capuzineraffe lebensfroh in einige Apfelsinenstücke beißt.

Lcmdseer theilt den Vorzug vieler mahrer Meister, er ist sehr vielseitig, seine Figuren machen ihm keine Schande, und Titania mit Zettel als Esel inmitten einer liebenswürdigen, graziös erfundenen Feeengesellfchast ist ein entzückend amnuthiges Bild. Neben diesem einzig dastehenden frischen Künstler bildete sich in England eine Secte, die all diese Principien verachtete, die den Verfall der Kunst von Nafael an datirte und deshalb etwas

*) Ein englischer Maler Burnet hat es vor längerer Zeit unternommen, ein treffliches Werk, „Die Principien der Malerkunst", zu schreiben. In den drei Hauptabschnitten, über Linicn-Composition, Schattenverthcilung und Farbengebnug, beweist er durch Beispiele der besten Meisterwerke, weshalb ein Bild gut aussehe und ein anderes nicht, er berechnet mathematisch, wie wenig Licht Nembrandt anwende, und wie viel Rubens, und wie Tizian das schönste Ebenmaß an Licht und Schattenverthcilung und an Farbengebung hat. Das Werk ist hochinteressant n»d sollte in keinen! Atelier, bei keinem Meister und keinem Schüler fehlen, auch bei Keinem, der Bilder kritisch zu beurtheilen unternimmt, da sich Jeder, der sich unsicher fühlt, daraus Rath holen kann. ES ist in einer neuen llebcrsetzung erschienen.

früher anknüpfen zu müssen glaubte, um die Kunst neu zu oculiren. Dergleichen passirt in manchem Lande, und auch wir haben eine solche Secte gehabt, welche das Gedeihen der Kunst lange Jahre aufgehallen hat. Die unseren knüpften noch an Rafael an, aber sie sind eigentlich schlimmer als die erwähnten Prärafaeliten. Diese kehrten zwar ganz zur genauen Nachahmung der Natur zurück. Kenntniß der Anatomie und Perspective hat keine der beiden Gruppen beim Schaffen gestört. Beide aber vergaßen in der Anbetung ihrer idealen Vorbilder, daß eben diese Benozzo Gozzoli und Nafael doch ganz anders gemalt haben würden, wenn sie heute lebten.

Die Prärafaeliten sind eine gleich auf den ersten Blick merkwürdige Erscheinung. Tiefe des Gedankens bis zur gänzlichen Unftndbarkeit desselben zeichnet sie aus, oft eine Untiefe des Geistes, in die kein Taucher kommt, aber — sie haben doch Stück für Stück chinesisch genau nach der Natur gemalt, oft mikroskopisch, und daraus mußte immer etwas Gutes, Starkes entstehen. Ich übergehe den verstorbenen, ganz unbegreiflichen Nestor der Sippe, den Maler und Dichter Rosetti, er hat wirklich nichts gekonnt, aber er hat in den Urwald der wüsten Gedanken einen Weg gehauen, auf dem andere leichter wandeln konnten und eher an ein Ziel kamen.

Maddor Brown, Watts, E. Burne Jones und Millais waren die vereinten Freunde, die ihm folgten. Daß an der Richtung etwas Gutes war, zeigen uns Diejenigen, welche erst dem Irrweg folgten, sich dann seitlich aus dem Urwald schlugen und Wege in's helle'Tageslicht, in bewohnte Gegenden, zu lebenden Menschen wählten.

^Millais war einer der Abtrünnigen, und er steht jetzt als erster unter den^Lebenden da. Seine Vielseitigkeit ist erstaunlich. In seinen frühesten prärafaelitischen'.,Bildern ist schon eine enornie Kenntniß des Menschen und der Landschaft, und heute, wo er beides freier behandelt, entzückt er durch seine Frische der Auffassung. Er hat sehr viel ausgestellt. Treffliche Männerportraits, historische Scenen, Genrebilder, Landschaften :c. Tie Perlen seiner Collection sind: ein alter Seemann, lebensgroß, dem seine Tochter, zu seinen Füßen sitzend, über die nördliche Durchfahrt vorliest. Dem blitzenden Aufleuchten in den Augen des alten Seefahrers sieht man es an, welch großer Plan in ihm geweckt wird. Die energische Hand auf den Tisch schlagend, spricht er die Worte: „Es muß gehen. England wird es machen!"

Dann: Die Frau des Spielers, eine rührende^Gestalt, die nach den Karten mit Wehmuth greift, welche all ihr Unglück gebracht haben. Die Nonnen, welche ein Grab graben; das schlafende Baby mit der prosaischen strickenden Kinderfrau im Hintergrund. Das sind alles Werke voller Meisterschaft. Einige seiner Portraits sind eminent in der Auffassung, so das eines Kupferstichsammlers, der ein riesiges Blatt in den Händen hält, und den Beschauer anblickt.

Seine «leisten neuen Portraits sind nach anderen, ich möchte sagen Lenbach'schen Principien gemalt: ein Kopf, ein einfacher neutraler Hintergrund und dunkles flüchtig gemaltes Costüm. Die Köpfe haben das mit den Lenbach'schen gemein, daß sie psychologisch gut studirt sind und genau den Charakter der Person wiedergeben, während sie, rein als malerische Leistung betrachtet, hinter Lenbach zurückstehen. Wer malt auch unter allen Lebenden ein Paar Augen wie Lenbach. Ueberraschend ist es, daß auf der ganzen Ausstellung kaum ein Frauenportro.it zu sehen ist.

Das beste aller Portraits hat Frank Holl ausgestellt, einen alten Herrn mit iiinderaugen im Rollstuhl, es ist wohl das beste Stück Malerei der ganzen Ausstellung; dieses und einige andere erinnern an die guten Herrenbildnisse Gustav Richters. Welchen enormen Effect würde ein Damenportrait Richters auf der Ausstellung gemacht haben!

Neben Frank Holl glänzt Onleß, dessen Männerportrait gerechte Bewunderung auf der Berliner Jubiläums-Ausstellung fand.

Auch Tadeina ist mit einem meisterhaften, aber etwas absonderlichen Portrait eines Arztes vertreten, der am Bette einer Kranken sitzend, den Puls der letzteren init der linken Hand fühlt, während er in der rechten die Uhr hält; der Kopf der Patientin ist nicht zu sehen.

Bilder des gefeierten Herkomer, dessenRame von dem Miß Grants jetzt unzertrennlich ist, vermögen nicht in ähnlicher Weise anzuziehen, nicht einmal das Bild seines alten Vaters. — Was galt da von aller Bewunderung dem Maler und was dem Modell?? Auch Richmond und Sant sind durch originelle und tüchtige Portraits sehr bemerkenswerth. Letzterer hat schon lange vor Herkomer seine drei Töchter in Weiß auf weißem Grunde gemalt. Ter verstorbene Gordon Watson, ein Schotte und Portraitist allerersten Ranges, ist leider nur durch ein vorzügliches Bildniß repräsentirt.

Als nächster halb abtrünniger Prärafaelit erscheint G. Watson. Er hat interessante Portraits, etwa zwanzig an der Zahl, ausgestellt; alles Brustbilder, alle im gleichen Format, alles sehr berühmte Männer. Ihm ist es um die schöne Malerei eines Kopfes gar nicht zu thun, er buhlt nicht darum, mit van Dyk oder Tizian zu wetteifern; auf einer Schülerausstellung der Berliner Akademie würde kaum ein Kopf eine Auszeichnung erhalten. Auf der akademischen Ausstellung würden sie sogar refüsirt werden. Und doch wohnt vielen eine Großartigkeit und Schlichtheit der Ausfassung inne, die sublim ist. Die Perle ist wohl das Portrait Tennysons. Man sieht jedem Bilde an: Das ist ein Maler, das ein Dichter und das ein Gelehrter. Diese zwanzig Portraits umgeben einige andere Werke desselben Meisters voll tiefer Innerlichkeit und poetischer Erfindung. Psyche, noch prärafaelitisch, d. h. mit gänzlichem Mangel an Reiz des nackten Körpers. Wenn schon die Prärafaeliten Alles und Jedes genau nach der Natur malen, so scheinen sie eine alleinige Ausnahme mit den nackten Gestalten zu machen, die alle wie nach dem schlecht gepolsterten Mannequin gemalt aussehen, auch die graue Farbe ist beihalten, die weiblichen Figuren, stets mit dürftigen Hüften ausgestattet, sind nur daran als weibliche kenntlich, daß zwei nothwendige Attribute am Torso schüchtern angebracht sind. In dieser Auffassung wetteifern Watts, Bmne Jones, Rosetti und Maddor Brown. „Der Todesengel" und „Die Hoffnung" sind die schönsten von Watts Compositionen. Auch den Berg Ararat hat er gemalt, beinahe im Sinne Wereschagins. Ein hohes schmales Bild, ein spitzer dunkelblauer Berg, ein Nachthimmel mit einem Stern darüber, das Ganze ein Leistung, die bequem in zwanzig Minuten herzustellen ist, aber dennoch sehr eindrucksvoll.

Maddor Brown malt meist unergründliche Rebus, wie Rosetti, aber er hat auch sehr interessante Sachen. Sein altes Bild von 1852, „VorK" betitelt, hat sogar in seiner Bestrebung, die Natur auf der Straße zu erwischen, manches mit Menzel gemein. Er entschuldigt sich in einem Briefe förmlich, daß er es wagt, den englischen Straßenarbeiter und Bettler für eben so berechtigt zum Abgemaltwerden zu halten, wie den Neapolitaner, und so hat er mit mikroskopischer Genauigkeit jenes merkwürdige „Werk" geschaffen. In Heller Sonne graben gewöhnliche Arbeiter in einer Straße eine Grube für Gasanlagen, alle im Schweiße ihres Angesichts, Frauen und arme Kinder umgeben die Gruppe im Vordergrund, ein Bettler, der Vergißmeinnicht feil hält, welche auch unter der Lupe zu bewundern sind, geht links zum Bilde heraus. Rechts im Schatten eines Baumes stehen zwei Herren, Arbeiter des Geistes, im Gespräch: Carlnle und D. Maurice. Die Sonne scheint durch die Bäume und besäet ihre schwarzen Röcke mit unzähligen hellen Pünktchen, ein gewagtes technisches Experiment der Malerei, das erst die neueren Italiener wieder aufgenommen haben. In der Mitte des Bildes suchen ein Reiter und eine reitende Dame sich einen Weg zwischen all den Arbeitern hindurch. Das Malen des Sonnenlichtes, das die alten Klassiker nie erstrebt haben, und mit dem sich die ganze moderne malende Welt meist vergeblich abmüht, ist auf diesem Bilde eigentlich zuerst ausgenommen worden. Die Kühnheit ist zu bewundern, wenn auch dies Resultat, wie die meisten anderen desselben Strebens, beweist, daß das grelle Sonnenlicht mit seinem harten Schatten eben mit unserem Farbenmaterial nicht zu erreichen und daß es überhaupt nicht sehr malerisch ist. Ich übergehe andere Werke von Maddox Brown, seinen Crommell auf der Farm und die Coniposition, die zu enträthseln ich mich vergeblich bemühte, z. B. von ^uarr visOo^vorecl, bv Havclis und tlis Oont «5 mnuv colours :c. :c., und komme, einen Augenblick bei Walter Crane verharrend, dessen II,« briclx« «k I^its in der Berliner Jubiläums-Ausstellung seine bescheidenen Reize entwickelte und der mit einer großen Zahl trefflicher englischer Kinderbücher Groß und Klein der ganzen Welt erfreute, schließlich zu E. Burne Jones, dem jüngsten noch jetzt blühenden Prärafaeliten. Zunächst muß man sich einen Stoß geben, um bei den Bildern ruhig zu verhokrren und der widerstreitenden Gefühle, die sofort auftauchen, Herr zu werden. Hat man aber mit gutein Willen versucht, sich in jedes Bild zu vertiefen, so wird man doch belohnt. Es ist wahr. Alles ist unnatürlich, geziert, manierirt, die Menschen alle geschlechtslos wie die Engel, sie irren auf den Bildern an einander vorüber, in's Leere glotzend, wie die Goldsische im Glase, alle haben die ähnlichen lieben Gesichter, dieselben Hände und Füße, aber dennoch — es ist ein Etwas darin. Der LKant cl'«m«ur erinnert an gute Italiener, die Farbe kommt Tizian nahe; es sind coloristisch bemundernsmerthe Stärken auf dem Bild, dessen Composition ganz thöricht ist: Auf der Wiese vor einer Stadt sitzt ein Fräulein und spielt die Orgel inmitten des Bildes. Links kniet ein Ritterjüngling, rechts hinter der Orgel ein merkwürdiger Genius, dem die Musik Schmerzen zu verursachen scheint. Alle Drei haben Noth, ihre Glieder noch innerhalb des Rahmens zu vlaciren. Die Malerei ist ganz kindlich einfach, mit spitzem Pinsel ist alles genau hingemalt, jedes Haar, jedes Hälmchen, und diese Andacht bei Herstellung der Details ist es wohl, die auch den Beschauer länger vor den: interessanten Bilde fesselt. Seine Sibyllen erinnem an Pompeji, der Cyklus von vier Bildern des Pygmalion hat viel Schönes in der Empfindung; sehr hübsch ist das Bild, auf dem der Lebensengel erscheint und der Galatea mit einem Finger auf die Herzgegend tippt, um ihr Leben einzuhauchen. Die Scene ist lieblich und reizend erfunden. Freilich, die starre Galatea will schließlich nicht ganz lebendig und frisch werden, das Gliederpuppenhafte haftet ihr zu sehr an, und der Pygmalion scheint mir allmählich zu versteinern.

Die drei Engel an Christi Grab, tli« NorniriF «f tke rssurrecli,„«, sind kostbar naiv empfunden.

Ein großes Bild stellt eine große goldene Wendeltreppe vor, auf der eine Schaar engelhafter Geschöpfe herabsteigen, gänzlich ziel- und zwecklos, manche mit Musikinstrumenten, die ihnen aber nicht recht vertraut scheinen. Der Grundgedanke ist mir nicht klar, das Bild leidet auch zu sehr an der Verachtung der Perspective. Die entfernteren Engel sind fast größer als die vorderen, alle haben genau die gleichen Füßchen und weißgrauen Gewänder.

Das Wirkungsvollste ist tlis bliest «f tditune. Eine lebensgroße Fortuna im grauen Gewände steht an einem großen Rade, auf dessen breiter Außenseite eine Anzahl nackter Gestalten von je halber Lebensgröße einander auf Kopf und Schultern steigen, manche hat eine Krone auf, eine liegt unter dem Rade, eine ist schon bald über die Höhe weg.

Sie Alle, diese Meister, haben gedacht und gemalt und geben eben mehr zu denken, als die, welche blos malten, ohne zu denken. Es ist ja auf diesem Wege mehr und Großes zu erreichen, wie die oben ermähnten abtrünnigen Prärafaeliten beweisen.

Ich habe mich über diese Meister etwas ausführlicher geäußert, als mir als Thier- und Genremaler zukommt, aber sie sind doch die originellste Gruppe der Ausstellung, und sie sind bei uns so gut wie unbekannt. Wir haben keinen einzigen Künstler, der dem Aehnliches leistet. Am nächsten käme vielleicht Böcklin, doch ist dieser gewaltiger, imposanter in der Farbe und mannigfaltiger.

Die alten vergangenen Genremaler konnten mich nicht reizen. Keiner erreicht den großen Wilkie, viele haben in ihren Werken etwas vom schönen Rhythmus der Holländer, aber sie alle sind doch wie vertrocknete Blumen eines Herbariums, die einst in ihrer Blüthe entzückt haben, doch es sind keine Immortellen. Da tauchen unter ihnen die alten, in England beliebten, großen Namen auf. Als die besten hebe ich hervor Etty, gest. 1849, der viel von Diaz, dem großen Franzosen, hat, dessen Bestreben war, daß seine figürlichen Bilder zunächst einem schönen Bouquet glichen. Ferner Frith, Webster, der im Genre Eduard Meyerheims malte, nur leichtfertiger und unrichtiger, abernoch imNhythmus des alten Holländers, El. Stanfield, der wieder an den Franzosen Lepoitevin erinnert, und W. Müller, der theils noch in der schönen Manier des Connestable malt, von welchem sämmtliche guten Coloristen der französischen Landschaftsmalerei lange gezehrt haben. Die späteren Bilder Müllers sind ganz vorzüglich componirte, schön gemalte Orientscenen Er ist nicht zu verwechseln mit dem Wiener Professor Müller, dessen meisterhafte Orientbilder zu dem Schönsten gehören, was die moderne Technik leisten kann. Ein Bild von diesem hätte, was die Behandlung allein anbelangt, ganze Säle der englischen Bilder in Schatten gestellt. Auch Turner, der große kühnste Poet unter den Landschaftsmalern aller Länder, ist noch durch einige allerdings nicht seiner besten Bilder vertreten, die an Größe der Empfindung, an Wucht und Poesie noch heute unerreicht dastehen; freilich haben sie alle mit den Principien der täuschen mollenden photographifchen Nichtigkeit nichts geniein. In dieser Richtung leistete das Staunensmertheste I. F. Lewis, gest. 1876. Sein Orientbazar ist ein wahres Wunder der Kleinmalerei. Die nicht kleine Tafel, einen hohen Bazarraum darstellend, in dem zahlreiche Türken allerlei feilhalten, ist von einer Treue und Genauigkeit, von einer Abgemogenheit und Vollendung, wie Aehnliches noch nie gemacht ist. Ebenbürtig sind seine trefflichen Aquarellen und ein orientalischer Hof.

Der nächste lebende ist dann W. P. Frith. Er hat ein Dutzend Bilder ausgestellt. Sein Derby und sein Badestrandbild sind gute erprobte Rennpferde, die das Publikum mancher Ausstellung erfreuten. Es giebt kaum Bilder, auf denen soviel zu sehen ist, wie auf Friths Werken. Derby ist immer ein ausgezeichnetes Werk; die Beobachtungsgabe und die Fülle der Motivchen auf dem Bilde sind erstaunlich, und für die damalige Zeit ist Alles höchst respectabel gemacht, die ferneren Figuren und der Hintergrund sind meisterhaft, wie mit Stecknadeln ausgeführt. Seine übrigen zehn Bilder aber wollen uns heute nicht schmecken.

Ehe ich zu den lebenden Genremalern übergehe, muß ich noch Frederick Walkers gedenken, der in zwanzig Nummern vertreten ist, Bildern und Aquarellen.

Seine Zeit soll ihn nicht anerkannt haben, und heute ist er eine Hauptzierde der Ausstellung. Er malte Genrescenen mit Figuren, die sich nur etwas über Staffagengröße im Verhältnis; zum Bilde erheben, einfache Motive, wie „das alte Thor am Kirchhof", an dem sich eine trauernde Greisin und eine junge Frau begegnen; angelnde Bauernkinder in einer unglaublich flüchtig gemalten Landschaft, der blinde Wanfarer :c. Walkers ist sehr vielseitig und von unglaublicher Feinfühligkeit. Seine einfachen Bilder sind, wie man bei genauer Betrachtung sieht, oft umcomvonirt, viel übermalt und durchgearbeitet. Seine große Landschaft, eine Art nordisches Alpenglühen auf kleinen Bergen, mit einem pflügenden Bauern im Vorder. gründe, bleibt eine der hervorragendsten Erscheinungen der Ausstellung.

Ihm etwas verwandt ist der 1872 verstorbene G. Mason. Seine acht Bilder sind von entzückender Harmlosigkeit, etwas im Genre I. Breton: kleine ländliche Ecken und Wege, auf denen Landleute einhergehen, Kinder einzelne Thiers treiben :c.

Die Bilder sehen alle aus, als wenn der Künstler sie nur zu feinem Vergnügen gemalt hätte, unbekümmert darum, ob sie Jemand für fertig hält oder kauft. Die Malerei dieser Bilder hat etwas von der der guten Franzosen. Möglich, daß Millet und Breton erst von Mason gelernt haben. Ich habe diese kleinen Bilder mit dem größten Entzücken immer wieder betrachtet.

Von den lebenden Genremaleru imvonirt mir am meisten der Schotte Orchardson. Er ist der Maler des Sittenbildes p»r excellsnOe, feine Bilder erinnern an Scenen aus Sardou, Dumas :c. Er scheint nur gelegentlich zu seinem Vergnügen ein Bild zu malen, wenigstens ist an keinem die Arbeit von überheiztem Dampfkessel wahrzunehmen, vielleicht deshalb haben seine Werke etwas so spontan Wirkendes. Zwei Bilder ZlariaF« 6« convouimoo und ^lons sind beide demselben Roman entnommen. Eine alte Geschichte! Auf dem ersten sitzt der verheirathete alte Rouö an langer Tafel mit der jungen Gattin — weit auseinander. Der Diener schenkt ihm ein, sie hat gar keinen Appetit und denkt an etwas anderes. Der große Saal mit der einzigen Lampe über dem Tisch ist so groß, vornehm und unfreundlich, so uninteressant, daß auch der Maler ihn nur ganz flüchtig behandelte, ebenso wie auf dem andern Bilde, wo wir den alten Herrn allein, verlassen, tief betrübt, mitten im Zimmer sitzen sehen.

Dies einfachste aller Bilder, ein alter Herr im Frack, allein im großen Gemach, im Hintergrund das unberührte Frühstück, ist eins der größten Meisterstücke der malerischen Erzählungskunst, die ich je sah; nur der Kopf des Herrn ist mit großem Fleiß und ausgezeichnet gemalt, aber das Bild würde langweilig werden, wenn es nicht so skizzenhaft wäre.

Orchardson ist vielseitig, er stellt auch Portraits, Scenen aus der Zeit der Jncroyables, und ein sehr eminentes Historienbild aus: Napoleon I. am Bord des Bellerophon 1815, einen letzten Blick auf die französische Küste werfend, trefflich und einfach componirt und weit durchgebildeter als seine anderen Werke.

Eine eigenthümliche Erscheinung ist B. Niviöre. Er ist ein ausgö' zeichneter Thiermaler und sucht nach klassischen Stoffen, bei denen Thiere anzubringen sind. Die Figuren, die er dabei braucht, sind geschmackvoll und fein charakterisirt. Sein Daniel in der LSmengrube ist nur von hinten sichtbar und darum doppelt eindrucksvoll. Die Löwen sind vorzüglich. Circe mit den Schweinen ist liebenswürdig und einfach. Der arme Knabe, der am letzten Meilenstein vor der Stadt zusammengebrochen ist und von seinem Hund bewacht wird, ist ergreifend. Das höchste aber erreicht der Künstler in seinen ?IävkslIow8. Der eine Spielgenosse, das Kind, ist krank und sitzt müde im Lehnstuhl, mit Kissen zugedeckt; sein Freund, der große Hund, sitzt vor ihm, hat eine Tatze auf den Schooß des Kindes gelegt und blickt dasselbe mit einer solchen Innerlichkeit des Ausdruckes an, wie ihn vordem nur Landseer malen konnte. Das Hundeauge gehört zu den ausdrucksvollsten Perlen der ganzen Ausstellung.

Von den hauptsächlichsten modernen Genremalern ermähne ich noch Leslie, der etwas im Genre unseres Amberg malt. Sein bestes Werk ist VaitwA kor ttie terrv. In eine sehr uninteressante Landschaft ist ein entzückendes Fräulein hineingemalt, die die Langweile der Umgebung vollkommen vergessen macht. Leslie überbietet sich in schönen Damen, meist Fräuleins auf dem Lande. Hier sitzen einige am Wasser und lassen gedankenvoll Rosen schwimmen, dort sitzen zwei gegen ein großes Fenster und präpariren, wie ich glaube, Häringssalat, dann wieder sind zwei an einer Quelle, Alles süß lieblich reizend, mäßig geschickt behandelt, aber jedes Bild wie ein Gedicht. .

Henry Wood ist unserem Passini verwandt, er malt lauter Passinis in Oel. Sie haben in der Technik nichts Englisches, sind alle meisterhaft durchgeführt, licht und klar, aber ein bischen zu schön gesehen. Ein treffliches Meisterwerk ist das Bild von Luke Fild es. Ein Hochzeitszug durchwandert das Dorf, das junge Paar wird von den Dorfbewohnern derart beworfen, daß es nicht weiß, wie es sich des Blumenregens ermehren soll. Die ziemlich großen Figuren sind die besten en plein air gemalten der Ausstellung, die Composition ist vollendet, und dem Beschauer wird eine Fülle der reizenden Einzelheiten geboten, an denen man sich nicht sattsehen kann! Für das Sujet ist das Bild vielleicht zu groß.

Alma Tadema brauche ich nicht zu erwähnen; er nimmt mehr denn eine Wand ein, an die nur schwer zu gelangen ist, und von der man dann ebenso schwer sich losreißt.

Als Genremaler paradirt Herkomer mit seiner „letzten Musterung" der alten Helden, die manchen Krieg und manche Ausstellung siegreich mitgemacht haben. Es ist ein Meistermerk, das an unfern Menzel erinnert. Nichts ist auf dem Bilde in Unklarheit gehüllt. Alles mit fetter Farbe solid und kenntnißreich hingemalt. Minder bedeutend ist sein „Lai-ck tirues^: eine Auswandererfamilie auf der Landstraße, auch plsiv. air, aber die Figuren sind nicht sehr interessant. Herkomer möchte dem nach Sentimentalität stets durstigen englischen Publikum gern etwas hinwerfen, aber er trifft nicht das Richtige und englisirte sein Motiv eben nur, während seine Starke ganz wo anders liegt, aber nicht in der Erfindung und Empfindung.

Ein kleines Juwel ist C. Burton Barbers Bildchen. Ein reizendes blondes Mädchen, ganze Figur, mit einer Milchschaale in der Hand, deren Inhalt mit einem Kätzchen zu theilen sie gar keine Lust hat. Ich erwähne es, weil es in der Farbe und Technik das energischste stärkste Bild der Ausstellung ist.

Es ist mir nicht möglich, annähernd alle die Genrebilder, deren Zahl sehr groß ist, einzeln aufzuführen. In allen macht sich das Bestreben geltend, den Beschauer lachen oder weinen zu machen, und nie, Ekel zu erregen, wie das bei vielen modernen deutschen Genrebildern der Fall ist, die den Beschauer in die unangenehme Atmosphäre der Spelunken oder Krankenstuben hineinzwingen wollen. Das Motto „sb.«eKio,F" hält den Engländer vor manchen künstlerischen Darstellungen zurück. Bielleicht hat das „slwl^in^ den plastisch künstlerischen Sinn Englands von jeher untergraben, denn zu keiner Zeit ist in England, meines Wissens, in der Plastik etwas wirklich Vollendetes geleistet morden. Erst in neuester Zeit kommt die Sculptur zu Ehren, wovon mir schöne Beweise auf unserer JubiläumsAusstellung sahen.

Auf der Manchester Ausstellung sind in jedem Saal höchstens vier bis sechs plastische Arbeiten aufgestellt. Das „sliockm^ ist auch daran schuld, daß die Pflege des Nackten in der Malerei so vernachlässigt wurde. Daher stammt der Mangel an Schönheitssinn für die Körperformen bei allen Prärafaeliten. Die einzige Ausnahme macht vielleicht Leighton, der wohl im Stande ist, seine Figuren besser als alle Anderen zu zeichnen; dafür fehlt ihm aber wieder die malerische Ader. Er ist bis heute noch nicht „seiner eignen Meinung". Er verbindet Nafaelisches mit Prärafaelifchem, mischt Tadema mit Majolika-Anschauungen, hohlen Pathos mit falschem Adel in seinen Bildern, so daß man die vielen guten Eigenschaften darin schwer genießt. Er hat eine sehr tüchtige große Sculptur ausgestellt, einen Mann, der verzweifelt mit einer Schlange ringt. Wäre diese Gruppe in

Berlin gewesen, so hätte er vielleicht nicht allein die Medaille für Wissenschaft davongetragen.

Von neuester Thierinalerlei habe ich wenig Gutes auf der Ausstellung entdeckt, und von Landschaften haben mir eigentlich nur die herrlichen beiden Marinen von John Br,ett wahrhaft imponirt. Sie sind, obgleich von bedeutendem Format, mit den spitzesten Pinseln ausgeführt, doch ist die Totalität dabei nicht verloren. Diese und seine übrigen Werke, sein herrlicher Gebirgsbach, zählen zu den besten Landschaften der Neuzeit.

Vedutenartige Werke sind von Graham in tns Hi^KIan^«"

und zmei'schöne Bilder von Vicat Cole. „Kornfelder und Hochsommer" zählen zu den eindrucksvollsten Landschaften der Sammlung, wenn sie auch in Technik und Auffassung nichts Neues bieten. Vielen Landschaften sieht man es an, daß ihre Urheber in Paris studirt haben und sich die edle Einfachheit Daubigny's und Anderer anzueignen versucheil. Im Großen und Ganzen genommen steht die Landschaftsmalerei nicht auf der Höhe, die mir in Deutschland gewohnt sind. Meister von dem Geschmack und der Geschicklichkeit der beiden Achenbach, Gebirgsmaler wie Ludwig v. Kameöe und andere intimere Landschafter wie der Wiener Schindler, wie Dücker, Schönleber, Munthe, Gude, Bracht und deren beste Schüler, habe ich nicht in England gefunden, und doch ist die englische Landschaft so wunderschön malerisch. Am allerbesten finde ich sie wiedergegeben in den herrlichen Meisterwerken in Holzschnitt von Wirket Foster, der aber mit der Farbe und dem Pinsel nicht genügend umzugehen versteht.

Das Gebiet des Stilllebens liegt, wie mir scheint, gänzlich brach. In Bezug auf die Totalerscheinung der Bilder habe ich die Bemerkung gemacht, daß alle Engländer bemüht sind, ihren Bildern ein ganz bescheidenes Aussehen zu geben, auch durch die Umrahmung. Während man bei uns, mehr als irgendwo, danach strebt, die Bilder in möglichst kostbare, schwere und sinnverwirrende, leider meist geschmacklose Rahmen zu stecken, sind die englischen Maler nur bedacht, dem Bilde einen nicht störenden Abschluß zu geben. Ich will England nicht als das Land des guten Geschmacks für Alles hinstellen, dafür zeugte die Manchester Ausstellung in ihren meisten industriellen Bestrebungen, namentlich auf keramischem und Jumeliergebiet keineswegs, aber in Bezug auf Ausstattung und Ausstellung der Bilder haben die Engländer, scheint inir, ganz Recht. Als Princiv scheint zu gelten: der beste Nahmen ist der, den man nicht sieht.

Auch die Säle waren in ihren Verhältnissen mustergültig erbaut.

Bei uns pflegt eine Bilderausstellung leider stets ein Bildermassenmord zu sein. Die bekannte Größe der Säle verführt die Künstler, um sich bemerkbar zu machen, dazu, alle ihre Gegenstände auf viel zu großen Leinwänden herzustellen. Der Totaleindruck eines Riesensaales, der mit Bildern angefüllt ist, ist immer entsetzlich und lahmend für den Eintretenden. In England sind die Bilderfäle alle klein und übersichtlich, wie das schon ermähnte Arrangement, die Werke eines Künstlers stets vereinigt zu lassen, auf den Beschauer höchst angenehm wirkt. Um originell zu bleiben, haben freilich die englischen Akademiker eine enge chinesische Mauer um ihre Akademie gezogen, sie wollen einmal keine fremden Künstler bei sich einlassen. Ist es doch vorgekommen, daß Bilder von Gustav Nichter und A. Achenbach auf der Londoner Loval scagem^ nicht zugelassen wurden. Die Gastfreundschaft gegen fremde Kunst ist leider eine sehr geringe.

Von den Meisterwerken der berühmten englischen Aquarellisten habe ich leider auf der Manchester Ausstellung, trotz gründlichen Suchens, nichts finden können. Es waren außer zwei Aquarellen Tademas, eines entzückenden Atelier-Interieurs von Gregory und einigen Blättern von Walker durchaus keine ausgezeichneten Blätter zu sehen. Nichts, was sich mit der Fülle des Vortrefflichen messen konnte, was die diesjährige Aquarell-Ausstellung in Dresden bot, von Menzel und Passini erst gar nicht zu reden. Hingegen bot die Abtheilung der Radirungen und Zeichnungen viel Außerordentliches.

Die Meister des Punch hatten eine ganze Collection Originale jener trefflichen Zeichnungen gesandt, die allwöchentlich die ganze Welt beglücken, deren hoher künstlerischer Werth im Publikum noch gar nicht genug gewürdigt wird. In späteren Zeiten wird man erst den beiden Genrezeichnern C. Kean und Du Maurier dankbar sein dafür, wie gut sie das moderne Leben, im Volk und in der Gesellschaft, verewigt haben. Wie außerordentlich wahr und treffend ist da jede Figur beobachtet und wiedergegeben! Auch dem Durst nach dem Idealen und Stilvollen wird Stoff geboten. Sambrowne ist ein Stilist ersten Ranges und Taylor nicht weniger in seinen ideal klassisch gehaltenen politischen Blättern.

Ein Wort über die treffliche Einrichtung der englischen illustrirtenKataloge möchte ich noch hinzufügen. Es ist bei uns den Ausstellern überlassen, dem Verleger des Kataloges nach Belieben Zeichnungen und Photographien der ausgestellten Werke einzusenden. Die Folge davon ist, daß die mediokrenKünstler sehr zahlreich ganze Seiten bedeckend in den Katalogen vertreten sind, mährend die bedeutenderen, die diese Reclame nicht nöthig zu haben meinen, allmählich aus dem Katalog ganz verschwinden. So bietet schließlich der Katalog nie eine richtige Vorstellung der Ausstellung und bestärkt das Publikum in der bei jeder Ausstellung immer laut werdenden Meinung, es sei diesmal eine ganz besonders schlechte Ausstellung. Im englischen Katalog werden von der Akademie ausgehend sämmtliche bedeutenden Bilder der Ausstellung in kleinen Zeichnungen hergestellt und in den Tert gedruckt, oft sechs bis acht auf einer Seite. Diese kleinen Zeichnungen in Conturen genügen, um das Gedächtniß des Ausstellungsbesuchers frisch zu halten, und geben, ganz im Kleinen, ein richtiges Bild der Composition. Unsere nnd die Pariser Kataloge des Salon bilden ein unerfreuliches, viel zu dickes Bilderbuch mit meist gleichgiltigen unerfreulichen Sachen. In diesem Verfahren ist leider nichts zu ändern, so lange die Herausgabe des illustrirten Katalogs einfach einem Buchhändler zur Privatsveculation überlassen bleibt.

Bei meiner Heimreise hielt ich mich noch in London auf und besuchte flüchtig einige Museen. Eine sehr nachahmensmerthe Einrichtung siel mir im S. Kensington-Museum angenehm auf. Dort sind nämlich scimmtliche Gnpsabgüsse berühmter klassischer Gegenstände durch einen imitirenden geschickten Anstrich genau dem Material des Originals gleich gemacht. Der Totaleindruck eines solchen Saales voller Sculpturen ist ungemein wohlthuend — ein Gefühl, das mir beim Durchschreiten unserer Gyvssammlungen nie aufkeimt. Hier wäre, wenn auch nicht Polnchromie, so doch eine einfache Tönung sehr am Platze. Die Abgüsse über Marmor sind steingrau gehalten, und die über Bronze im Originalton copirt.

Wenn ich aus allein Gesehenen nun ein kurzes Resums ziehe, was unsere Kunst durch Oculirung von den echten Stämmen der englischen für Nutzen ableiten könnte, so ist es in erster Linie, daß bei einein Unterricht darauf zu halten märe, die Schüler in gründlicherer Weise auf die Princivien und den Rhythmus der alten Meister aufmerksam zu machen. Es wird zwar bei uns auch copirt, aber planlos und ohne Anweisung; die copirenden Schüler arbeiten meist im Museum, um Geld zu verdienen; nie iah ich einen, der sich Farbenskizzen nach berühmten Meistern sammelte. Es genügt auch nicht das einfache Coviren. Ein Schüler kann ein Bild meisterhaft coviren, ohne es im Geringsten zu verstehen, gerade so wie ein Knabe eine Beethoven'sche Sonate fpielen kann, ohne das Verstcindniß dafür zu haben. Das einfache Nachmachen genügt nicht. Der Sinn für die Schönheit eines Kunstwerks müßte in ganz anderer Weise geweckt werden. Die englischen Künstler schienen mir, nebenbei bemerkt, viel mehr mit ihren Poeten und mit den: Theater im guten Sinne vertraut. Hat sich doch Alma Tadema ein Vergnügen daraus gemacht, das „Wintermärchen" für ein Londoner Theater bis auf's kleinste Detail auszustatten, — eine Leistung, die beispiellosen Erfolg hatte, und aus der hundert akademische Schüler einige hundert klassische Bilder entwerfen könnten. Mir scheint, gewiß haben unsere unbemittelten jungen Künstler zu wenig Gelegenheit, gute Stücke auf guter Bühne zu sehen, um ihre in den Akademieklassen einschlafende Phantasie etwas zu befruchten. Ich bin ja gewiß nicht dafür, daß Fauste, Gretchen, Herrmann und Dorothea gemalt werden, aber als Uebung zur ersten begeisternden Anregung für den Kunstjünger mögen sie vielleicht dienen, der noch nicht im Stande ist, eigene Gestalten seiner Phantasie so hinzustellen, daß sie ein wirkliches Leben für alle Zeiten haben.

Und so verlasse ich mit schönen Erinnerungen die Ausstellung in Manchester, wenn auch nicht zerknirscht und zerschmettert ob des Verfalls unserer heimischen Kunst. Wir brauchen uns dem Allen gegenüber nicht klein zu fühlen. Vielleicht werden wir auch einmal eine Ausstellung von fünfzigJcchren deutscher Kunst erleben, aber vollzähliger als der kleine Appendix der Jubiläumsausstellung, und — ein frommer Wunsch — endlich in Räumen, die würdig sind, mit Kunst geschmückt zu werden, in denen es sich behaglich wandelt, in denen man in Weihe und Andacht das Gebotene auch wirklich und wahrhaft und ohne Hast genießen kann.

Nord und Siid I.I,, 1^,1. ^

Literarische Ursachen und Wirkungen.

Streiflichter und fragmentarische Denkblatter.

von

Julius Grosse.

— München, —

^ie letzten vier Zeilen werden jedem Goethefreunde aus dem westöstlichen Divan bekannt sein, aber wo stehen die ersten Zeilen? Diese Frage hat Manchen schon irrgeführt, und doch sind sie eine echte Reliquie, während die letzten vier zugleich beweisen, daß der alte Dichterfürst unter Umständen auch bei sich selbst eine Anleihe nicht verschmähte. Als er, um lästigen Huldigungen auszuweichen, seinen letzten Geburtstag (28. August 1831) in Ilmenau verlebte, machte er im Laufe dieses Tages auch einen Ausflug nach der Körnbachthalmühle bei Elgersburg. Dort trug er jene acht Zeilen in ein aufliegendes Fremdenbuch ein, sreilich nicht ahnend, daß er zum letzten Male seinen Geburtstag erlebte; und doch klingt es aus den sibullinischen Worten wie ein ergreifender, wehmüthiger Abschiedsgruß. Dieser unfreiwilligen Actualität halber schrieb ich die Zeilen ab, als ich sie vor neun Jahren im Sommer 1880 dort entdeckte; mögen sie denn hier zur „nachdenklichen" Einleitung beim Rückblick auf verflossene Jahre, Menschen und Dinge dienen.

Sie haben mich ersucht, Ihnen fragmentarische Mittheilungen aus dem eigenen Leben zu geben. Aber es will mir scheinen, als wäre es dazu noch viel zu früh — als ständen die Menschen und Ereignisse noch nicht fern genug, um aus Wahrheit wieder zur Dichtung zu werden — zu jener freien dustumgebenen Auffassung, welche die höhere Wahrheit enthält. Aber einzelne Aktualitäten aus der Vergangenheit könnte ich wohl herausgreifen, — ich meine Beziehungen des literarisch Geschaffenen zur Gegenmatt — zeitgemäße Beziehungen, die, unbeabsichtigt, sich plötzlich als vorhanden geltend machen, manchmal in komischer, ein ander Mal in verhängnißvoller Art — jene Improvisationen des Zufalls, Pointen der Augenblicksaufnahme, die ebenso oft glückbringend, als zum Unheil werden können.

Es giebt neben der bekannten, gleichsam officiellen, Literatur- und Kunstgeschichte noch eine verborgene, unterirdische, deren Vorgänge manchmal erst die richtigen erhellenden Streiflichter auf die wahren Motive dessen werfen, was alle Welt erlebte oder erlebt zu haben glaubte. Wer weiß, zum Beispiel, weshalb Courbet die Vendomesäule umstürzte? — eine Barbarei, die für einen Künstler geradezu unerklärlich wäre, wenn sie nicht andere, bisher unbekannte Motive gehabt hätte. In jenen Tagen, da die Commune schon ihr Haupt erhob, planten die Knownothings und Anarchisten der Radikalen einen Angriff auf das Palais Luxemburg. Was dabei aus den dort vorhandenen Kunstfchätzen geworden wäre, war unberechenbar. Um dieselben zu retten, hielt Courbet eine flammende Rede und wußte mit gut gespieltem Zorne die Zerstörungswut!) auf ein minder merthvolles Object zu lenken. So soll die Vendomesäule zum Opfer gefallen sein für den Luxemburg. — Also ist es mir vor einiger Zeit erzählt morden.

Oder wollen Sie lieber eine ältere, deutsche Actualität? Ein berühmter Dichter in Leipzig, der dem Homer mehr in der Blindheit glich, als in der Vorzüglichkeit seiner Verse, hegte vor etwa 45 Jahren den lebhaften Wunsch, der ersten Auflage seiner Gedichte eine zweite folgen zu lassen. Aber er wollte sich weder vor dem Drucker, noch dem Verleger blamiren. Die noch umfangreichen Vorräthe der ersten Auflage mußten unbedingt verschwinden. Da gab ein unvorsichtiger Freund einen gefährlichen Rath. Beide, der PoLt und sein Pylades beluden sich mit den Ballen der Exemplare und schritten in Nacht und Nebel in's Rofenthal, um die unschuldigen Musenkinder in der Pleiße zu ertränken. Und also ward der betlehemitische Massenmord auch ausgeführt — leider aber vollzog sich die Erecution in der nächtlichen Stille mit einem derartigen Lärm, daß die wachsame Hermandad alsbald Jagd machte auf die fliehenden Missethäter, sie einholte, und in sicheres Gewahrsam abführte, bis die Sonne es an den Tag brachte, daß das Wasser nur seines Gleichen verschlungen hatte. So erzählten nachher boshafte, vielleicht erfinderische Zungen; aber die zweite Auflage ist dann wirklich erschienen.

Oder möchten Sie eine Actualität aus Goethes Leben selbst, wie sie heute noch in weimarischer Tradition fortlebt? Als der Altmeister, vielleicht aus Vorsicht, seinen „Bürgergeneral" anonym aufführen ließ, saßen vor seiner Parterreloge einige Musei söhne aus Jena, und im Glauben, Vulpius sei der Verfasser, ließen sie ihren kritischen Bemerkungen freien Lauf. Plötzlich erhob sich ^upiwr toiläUZ hinter ihnen: „Meine Herren, ich bitte niir Ruhe aus, das Stück ist von mir!" — Es wurde weiter gespielt, und man bewunderte Goethes Muth, mit solcher Arbeit hervorzutreten, die sich mehr und mehr als seiner unwürdig erwies. Der Schluß soll lautlos verlaufen sein. Goethe aber wandte sich lächelnd, bevor er die Loge verließ, nochmals an die Jenenser: „Meine Herren, das Stück ist doch von Vulpius." Das geschah ungefähr zur selben Zeit, als Kleists zerbrochener Krug auf der Weimarer Hofbühne vor einem Publikum durchfiel, das damals für das Lustspiel keinen anderen Maßstab kannte, als Kotzebue. Auch eine Actualität von Beweiskraft dafür, daß Erfolg oder Mißerfolg noch kein bleibendes Kriterium für den innern Werth oder Unwerth eines Kunstwerkes sein können.

Das Alles ist freilich lange her. Ihnen würde vielleicht eine Actualität aus unseren Tagen willkommener sein. Wohlan — obschon ich das Folgende nur mit vorsichtiger Hand berühre und aus Gründen der Diskretion von jeder Namensnennung absehen muß. Vor einigen Jahren kam zu einem berühmten Poeten ein verschollener Jugendfreund und Parteigenosse. Beiden war vor vierzig Jahren in den Tagen der nationalen Bewegung eine verhältnißmäßig bedeutende Rolle zugefallen. Seitdem die Stürme sich gelegt, hatte der Poet inzwischen eine beträchtliche Reihe von Werken geliefert und einen Ehrenplatz auf dem deutschen Parnaß errungen, während der Andere, politischer Agitator, angeblich in allerlei internationale Wirbelstünne verwickelt, im Ausland verschollen war. Plötzlich erschien er aber, und zwar mit kategorischem Ultimatum: „Lieber Freund, es wird endlich Zeit, daß wir Abrechnung halten. Du wirst Dich ohne Zweifel erinnern, daß Deine Schöpfungen, die Dich berühmt gemacht haben, eigentlich die Ausbeute meiner Arbeiten sind und mir gehören. Beweis der dort und dort deponirte Koffer mit Schriften, die wir nunmehr an das Tageslicht ziehen werden." Sprach's und verschwand wieder. Kurze Frist darauf berichteten die Zeitungen von dem plötzlichen Tode des Poeten unter Umständen, die anfangs den Verdacht nahe legten, daß er freiwillig aus dem Leben geschieden sei. Nach sorgfältiger Nachforschung über den Kern dieser dunklen Legende kann ich einstweilen nur constatiren, daß der berühmte Dichter in Folge einer Gehirnentzündung am Schlagfluß gestorben ist, wie dies auch das Sectionsprotokoll der Aerzte festgestellt hat. Auch ist nunmehr nach Verfluß mehrerer Jahre wohl zu hoffen, daß der Gegner inzwischen so weit zur Besinnung gekommen ist, um von seinen, im Auge jedes Dritten, unberechtigten Anklagen und Ansprüchen abzustehen. Ich habe diesen Fall hier nur in der Absicht erwähnt, um eine immerhin mögliche Legendenbildung im Keim zu verhindern. Glücklichermeise war es hier leichter, der Wahrheit auf den Grund zu kommen, als in der analogen Streitfrage, ob Shakespeare oder Bacon der Verfasser der unsterblichen Meisterdramen sei — eine Frage, die sich kürzlich fast auch zu einer acuten „Krisis der Literatur" auszumachsen drohte.

Unter jener Spitzmarke brachte vor einigen Monaten die Münchener Allgemeine Zeitung einen pikanten und durch Paradorieen blendenden Artikel über den Deutsch-Italiener Graf in Mailand. — Ich wundere mich, daß jene höchst geistvolle, doch sachlich herausfordernde Arbeit keine Entgegnung oder wenigstens kritische Beleuchtung gefunden hat. Wenn Graf unter Ander«« behauptete, in der heutigen Literatur Europas überwiege die Lyrik, so weiß man nicht, was er damit ineint, wo in aller Welt diese siegreichen Lyriker existiren. Mit viel größerem Recht hätte er sagen können, unter allen Künsten überwiege heut bei weitem die Musik — sie habe,

wie ein Rufer im Streit sich seinerzeit ausdrückte,. die Führung übernommen und die eigentliche Literatur einstweilen an die Wand gedrängt, wenigstens in Deutschland. Und so viel ist Wahrheit, daß, von der Macht der Töne ganz abgesehen, die Componisten selbst zur Feder des Schriftstellers greifen, um ihren Sieg zu vollenden und ihre Präponderanz so eindringlich und unaufhörlich als Axiom zu verkünden, bis jeder Widerspruch verstummt. Ich will nur ein Blatt zur Illustration dieser Thatsache liefern.

Im Herbst 1865, als ich noch das literarische Morgenblatt der offtciellen Bayerischen Zeitung redigirte, kam eines Tages eine Beschwerde, resp. Anfrage aus dem K. Cabinet. Weshalb wir eine Arbeit Richard Wagners zurückgewiesen hätten? Der berühmte Meister habe sich beim Könige beschwert, daß ihm in ganz Bayern keine einzige Zeitung zu Gebot stände, um seine Ideen dem Volke zu vermitteln. Wir konnten mit gutem Gewissen die Collectiverklärung abgeben, daß wir niemals in der Lage gewesen, eine Arbeit R. Wagners abzulehnen, weil uns niemals eine solche angeboten morden. Schon damals siel seitens eines der Redacteure die Bemerkung: „Hinter dieser Beschwerde steckt offenbar etwas Anderes. In solchen Fällen dient die Unwahrheit nur als Mittel, um irgend etwas durchzusetzen!" Es war auch kein Jahr vergangen, als mit der Jahreswende von 1866 zu 67 der Zweck jener Unwahrheit zu Tage kam. Die Regierung sah sich plötzlich veranlaßt, die kaum fünf Jahr zuvor erworbene officielle Zeitung für immer aufzugeben, und zwar zu Gunsten einer neuen „Süddeutschen Presse", die von Julius Fröbel auf Kosren der königlichen Civilliste herausgegeben werden sollte. Es war das eine merkwürdige neue Sturm- und Drangperiode. Mit Fröbel erschien eine Anzahl alter Freunde und Parteigenossen als Generalstab des Wagnerthums, nicht bloß in der Musik, sondern hinfort auch in der Presse.

Gleich die erste Nummer der neuen Zeitung brachte an?. 1. October 1867 im Feuilleton R. Wagners Arbeit: „Deutsche Kunst und Politik". Dies also war jene, angeblich von uns verschmähte, Arbeit; das Pronuncia mento der neuen Macht, für welche jene Zeitung als literarisches Hauptquartier geschaffen werden mußte! Leider nahm dieser glänzende Anfang eine unerwartete Wendung. Während noch die ersten Nummern des Essays durch scheinbar patriotische Farbe blendeten, trat sehr bald die wahre Tendenz hervor, die nach der Lsosung: Ste toi, yue m'^ ruette ausnahmelos alles, was König Max II. literarisch und wissenschaftlich gefördert hatte, mit rücksichtsloser Anmaßung in den Staub zog. Dieser durchaus unprovocirte Angriff erschien selbst Fröbel derart maßlos, daß er dieses literarische Autodafö nicht niehr mit seinem Namen decken mochte, noch weniger die Hyperbeln byzantinischer Gesinnung. Er verweigerte also seinem Freunde rundweg den Weiterabdruck, wenn er nicht einige wesentliche Aenderungen träfe; zugleich erklärte er als Ehrenmann, daß er unter solchen Umständen auch nicht mehr in der Lage sei, die Zeitung auf königliche Kosten zu leiten, sondern sie nunmehr auf eigene Rechnung weiterführen werde.

Mit dieser Erklärung kam es gleich im ersten Monat der neuen Aera zum unheilbaren Bruche zwischen den alten Parteigenossen; und wenn auch der Essay später mit größerer Retouche erschien, so kam es meines Wissens doch zu keiner vollen Aussöhnung mehr. Die Süddeutsche Presse ward Fröbelsches Eigenthum und wurde auf seine Kosten meitergedruckt. Seiner Energie und geistvollen Leitung ist es mit zu danken gewesen, daß die hochgehenden Wogen der bayerischen Verstimmung nach 1866 sich allmählich soweit glätteten, um die öffentliche Meimmg für die Allianz von 1870 vorzubereiten. Später wurde die Süddeutsche Presse an ein Bankconsortium verkauft, und Fröbel ging als Consul des deutschen Reichs zuerst nach Smyrna, später nach Algier, wo er heut noch im Amte wirkt, und, falls es erforderlich, die Eorrectheit meiner Mittheilungen würde bestätigen können.

Was jene ofsicielle „Bayerische Zeitung" betraf, die ein so rasches Ende nahm, so habe ich zu berichtigen, daß sie nur fünf Jahre existirte. Im Gegentheil hatte sie, die schon zwanzig Jahr zuvor als halbofficielles Blatt bei Wolf gedruckt wurde, ein ganz respectables Alter erreicht und je nach den wechselnden Epochen auch den Titel mehrmals geändert. Im Jahre 1855 hieß sie noch „Neue Münchener Zeitung" und wurde als solche unter Niehls Oberleitung ausersehen, gleichsam die Repräsentation der damals vom König berufenen Gelehrten und Schriftsteller zu übernehmen. Die Geschichte dieser Zeitung zu schreiben, mit welcher allerhand Umgestaltungen und Experimente vorgenommen wurden, bis sie 1862 in den Alleinbesitz der Regierung überging, würde den Raum weit überschreiten; aber einige Streiflichter seien mir, als dem vormaligen Mitredacteur, gestattet. Ich mar schon im Mai 1855 eingetreten, aber ich kann wohl sagen, daß diese zwölf Jahre bis Ende 1866 eigentlich eine Zeit ununterbrochenen, wenn auch versteckten, Kampfes gewesen sind. Ich will die Gegner hier nicht klassifficiren; aber es waren weit weniger die Ultramontanen, als wechselnde Stimmführer der Localpresse, welche eine principielle Gegnerschaft gegen alle Nichtbayern als löbliche patriotische Tendenz pflegen zu müssen glaubten.

Dingelstedt hat in seinen „Münchener Bilderbogen" jene Periode mit ebensoviel Humor als Wahrheit skizzirt. Leider beschleunigte er selbst seinen Sturz dmch eine unbegreifliche Jnconsequenz. Denn er, der liberale Vorkämpfer und „Nachtwächter mit Fortschrittsbeinen" hegte als TheaterIntendant -nichts weniger als etwa Achtung vor der Gedankenfreiheit. Als die Neue Münchener Zeitung sich bei Besprechung der Jahresübersicht von 1857 einige pia liesidsri» erlaubte, eilte Dingelstedt sofort zu Graf Reigersbagg, dem als Minister des Innern damals die ofsicielle Presse unterstellt war: „Wie können Sie als k. Beamter mir, der ich ebenfalls Beamter bin, Opposition machen?"

Der Minister erwiderte, daß Theaterreferate, so wenig wie Kunstberichte, doch keine amtlichen Kundgebungen der Regierung seien. „Ganz gleichviel!" rief Dingelstedt, „das Publikum faßt die Sache so auf, daß selbst die ofsicielle Zeitung Auftrag habe, gegen mich zu agitiren!" — Den Minister verblüffte diese Logik, er versprach Remedur und gab Dingelstedt anHeim, selbst einen Berichterstatter zu stellen. Dieser Ausweg wurde zwar angenommen, aber damit war die Sache keineswegs zu Ende.

Sofort nämlich begab sich Dr. V., der Chefredakteur, zum Minister, um ihm zu erklären, daß er den neu vorgeschlagenen, als bestechlich bekannten, Berichterstatter im Interesse des guten Rufes der Zeitung nicht annehmen könne. „Was wollen Sie?" rief der Minister. „Unter zehn Literaten sind neun Lumpe. Da kommt es auf einen mehr oder weniger nicht an!"

Dr. V. nahm diese Erläuterung so empfindlich auf, daß er schriftlich seine Entlassung anbot; aber im Gefühl seiner Unentbehrlichkeit mar er so unvorsichtig, für den Fall, daß man ihn behalten wolle, erheblich höhere Bedingungen zu stellen. Einige Stunden darauf war er wirklich entlassen. Am selben Tage reiste König Max nach Italien und ließ auf seinem Schreibtisch die Enthebung Dingelstedts zurück. Alle Welt wußte von dieser Entscheidung früher, als der Betroffene selbst. Wieder einen Tag später kam General v. Frans auf die Nedaction der Neuen Münchener Zeitung und bat, alles beim Alten zu lassen. „Schreiben Sie über das Theater, was Sie wollen, nur lassen Sie meine Person aus dem Spiel — ich alter Mann habe das Amt der Intendanz nur übernommen, um dem König einen Gefallen zu thun." Ein halbes Jahr später, es war im Jahr 1857, übernahm Dingelstedt die Leitung des Weimarischen Hoftheaters, das er in zehnjährigem Wirken zu neuem Glänze erhob.

Jene Gegnerschaft der Einheimischen gegen die Fremden*) — ein Thema, dessen zusammenhängende Darstellung seinerzeit manches Denkblatt füllen wird, zeitigte mancherlei wunderbare Blüthen. Eines Tages kam ein Münchener Gelehrter (ich will seinen Namen hier nicht nennen) und brachte einen, der Idee nach, höchst dankenswerthen Beitrag für das Morgenblatt der B. Z. Die Arbeit enthielt nur wenige Zeilen Text, des Inhalts, daß

*) Für eine moderne große Kunststadt eigentlich ein vollkommen unmöglicher Gegensatz, Weitaus die Mehrzahl der Münchener Künstler sind Nichtbayern, und niemals hat man sie dies empfinden lassen. Jede Universität der Welt recrutirt ihre auch die bayerischen Universitäten der Vergangenheit (Ingolstadt, Landshut :c.) eine große Reihe von Celebritäten in allen Fächern aufzuweisen hatten. Darauf folgte ein umfassendes Namenverzeichniß von etwa hundert Koryphäen nebst den Jahreszahlen ihrer Wirksamkeit, wie ihres Todes — sonst aber keinerlei weitere Erläuterung.

Vergeblich bemühte ich mich, dem berühmten Gelehrten vorzustellen, daß eine nackte Nomenclatur noch kein genießbarer Essay, daß es doch wohl münfchenswerth sei, die Charakterköpfe jener Namen etwas ausführführlicher modellirt zu sehen. Alles umsonst. Die einzige Antwort, die ich erhielt, waren Ausfälle über norddeutsche Anmaßung, sowie die sofortige Zurückziehung des Beitrages. Einige Monate später aber benutzte der Herr Verfasser meine Abwesenheit auf Sommerurlaub, um bei meinem Stellvertreter die Aufnahme jenes Namensverzeichnisses purs durchzusetzen — und so ist es auch gedruckt worden. Die bisherige Sympathie des berühmten Gelehrten aber hatte ich freilich für immer verscherzt; er hat sogar für nöthig gehalten, noch lange Jahre nachher in einem satirisch sein sollenden Gedicht seine Revanche an mir zu nehmen, eine Vendetta, die wohl allen etwaigen Lesern räthselhaft und unverständlich geblieben fein wird, weil sie die Beziehungen und Motive nicht kannten.

Im ermähnten Fall also hatte eine Unterlassungssünde, die bekanntlich häusig verhängnißvoller ist als das Gegentheil, böse Frucht getragen. Eine andere Unterlassungssünde, auch seitens der Presse, wird vielleicht lehrreich für Dramaturgen sein. In der Zeit von 1868^70 hatte ich als literarischer Beirath der General-Intendanz u. A. die Obliegenheit, auf ältere merthvolle Stücke einheimischer und fremder Literatur aufmerksam zu machen. So wurde auf meine Veranlassung im April 1869 Holbergs „Politischer Kannegießer" gegeben, jene unsterbliche Komödie, deren Titelrolle zum geflügelten Wort geworden ist. Nun hätte in unserer damaligen Zeitung, die ich mit Dr. Grandaur redigirte (Münchener Propyläen) ein orientirendes Wort gesagt werden sollen, daß es sich hier um ein älteres dänisches Stück handle. Diese Vorsichtsmaßregel unterblieb, ich weiß selbst nicht mehr, weshalb; und die Folge war, daß das Publikum, das im Namen Holberg wohl einen Anklang an Holbein oder Holtei fand — jene Komödie als modernes Produkt auffaßte, dann, über diese Art Satire erstaunt und enttäuscht, das Stück, trotz der vortrefflichen Darstellung mit

Lehrkräfte aus der Ferne und muß die wissenschaftliche Qualität derselben höher stellen, als das Jndigenat. In München dagegen wirkte der confessionelle Gegensatz ebenso vergiftend, wie das bajuvarische Selbstgefühl. Man lebte in der thörichten Fnrcht vor den Freimaurern, oder man that wenigstens so. Daher der fast fanatische Haß gegen jene Berufenen. Man hielt den fremden Import für eine Zurücksetzung der einheimischen Kräfte, ohne dafz jemals eine solche Kraft genannt werden konnte, die wirklich zurückgesetzt worden ist. Aber jene 5>I>1e couveuuo des Parteigcistes ist selbst heute nach mehr als dreifzig Jahre» noch lange nicht als überwunden zu betrachten.

Entrüstung ablehnte — ahnungslos, daß es ein Meistermerk fallen ließ! Sehr natürlich — die Satire, welche zu Holbergs Zeit, d. h. vor IM Jahren, wo politisirende Bürger noch als Müßiggänger und Zeitverderber galten, wohl angebracht war, traf heute alle Welt, weil heute alle Welt von Zeitungen beherrscht wird. Die Satire wurde nicht mehr verstanden, ja sie wirkte als directe Beleidigung. Ich glaube, man würde z. B. mit Moliöres kemmes 8ävante8 eine ähnliche Erfahrung machen, wenn man sie anonym dem Publikum als modernes Stück bieten wollte.

Noch viel empfindlicher war man gegen eine andere Actualität; denn unsere Zeit ist, wenn auch milder, doch bei weitem nervöser geworden, als jemals eine frühere Epoche. Im Frankreich des vorigen Jahrhunderts würde man einen Autor, der in einen Roman wahre oder erfundene Mysterien der vornehmen Welt ausplauderte, unfehlbar in die Bastille gesteckt haben. In unserer Zeit genügt es, wenn solcher Autor durch den Verleger freundschaftlich veranlaßt wird, den betreffenden Roman abzuändern. Den Verfasser läßt man dann laufen, und der Verleger wird nach Umständen vielleicht mit einem Orden belohnt. Ich übergehe diese sehr charakteristische Actualität, theils weil sie noch zu bekannt ist, theils weil sie nicht bloß nervöse Gemüther noch heute und zwar mit Recht verletzen könnte.

Uebrigens ist es noch gar nicht so lange her, daß man auch bei uns noch die Bastille dictirte. Auf der Magdeburger Citadelle saß im Herbst 1846 ein Berliner Autor, der bereits die Morgenluft von 1848 witterte und in einem Witzblatt sich unliebsame Zeitbetrachtungen erlaubt hatte. Es mar ein junger, vielversprechender Mann, der es später auch bis zum Hoftheater-Jntendanten gebracht hat. Damals milderte man schon nach kurzer Zeit seine Haft und gestattete ihm, in einem Hotel der Stadt zu wohnen. Dort suchte ich als blutjunger Anfänger den „Märtyrer" auf und brachte ihm mein tirociniuW; ich glaube, es war eine Uebersetzung des „Jesuit" von Ducange und Pirvröcourt. Herr Feodor Wehl — warum soll ich seinen Namen verschweigen? — nahm mich auf das Liebenswürdigste auf, sprach von collegialem Zusammenhalten und ermuthigte mein Streben. Schade, daß ihm auch der Boden von Parthenove bald zu warm wurde. Er hatte als Theaterrecensent ein paar Lieblinge des Publikums und in Folge davon auch den Geschmack desselben getadelt. Darob Entsetzen und Sturm, der sich sogar zu persönlichen Drohungen steigerte. Feodor Wehl schüttelte alsbald den Staub der kunstsinnigen Festung von den Füßen und ging nach Hamburg, wo er noch heut sein «tiurn Lnm cki^nitnts verlebt.

Ich möchte mit jener Ermähnung meiner geliebten zweiten Heimat, der ich so viel verdanke, durchaus nicht zu nahe treten; brachte mir doch derselbe Herbst 1846 dort eine andere merthvolle Berührung mit einem der damals gefeiertsten Dichter — mit keinem geringern, als Karl v. Holtei, der seine weltberühmten Shakespeare-Vorlesungen hielt, denen an jedem Abend als Zugabe eines seiner Lustspiele folgte — so dein Richard II. sein „33 Minuten in Grüneberg." Ich bin heute noch stolz darauf, mit dem greisen Löwen — grau war er, obwohl er noch nickt fünfzig erreicht hatte! — einige Worte gesprochen zu haben, als ich mir persönlich mein Billet holte. Er hinterließ damals bei einem Freunde einen großen Folioband mit seinen sämmtlichen (ich glaube 60 bis 70!) Dramen und Singspielen. Ter Prachtband, dessen bunten Inhalt ich mit kritiklosem Heißhunger verschlang, scheint nur in wenigen Eremplaren gedruckt worden zu sein, denn ich habe mich später auf Bibliotheken vergeblich bemüht, seiner wieder habhaft zu werden. In der Art seiner dramatischen Vorlesungen ist Holtei von Niemand wieder erreicht worden. Unvergleichlich war seine Kunst, die Personen jedes Alters und Geschlechts in verschiedenen Stimmen auseinander zu halten, dabei in Mimik und Bewegung die vollendetste Plastik und dramatische Beseelung.

Vielleicht am nächsten kam ihm Emil Pal leske, der nur wenige Jahre darauf im Winter 1851 seine Laufbahn begann, und zwar im Salon von Robert Prutz zu Halle. Seine Zuhörer waren außer der Familie des Professors nur wir paar Studenten: „Otto Roquette, ich und August Förster, der damals schon den Marschallsstab der Intendanz in seiner Patronentasche trug. Unvergeßlich sind mir die Nachmittage, an denen er in einer Conditorei der Steinstraße den Schauspielern tiefsinnige Vorlesungen über Shakespeare hielt; ebenso unvergeßlich jener Abend des 21. Novembers 1851, als er selbst die erste größere Nolle, und zwar die Titelrolle meines ersten Lustspiels „Shakespeare", im Stadttheater spielte. Dem Dreiacter solgte dann noch ein Einacter „Waldeinsamkeit" von Otto Roquette. Was dem Abend aber ganz besondere Weihe verlieh, war der Umstand, daß es der Polterabend August Försters war, der am Tage darauf die reizende Tochter des Directors Bredow freite und dann mit der ganzen Gesellschaft hinaus in die weite Welt zog, ich weiß nicht mehr, ob zuerst nach Sondershausen oder Meiningen.

Da ich einmal beim Theater bin — wem, der jemals das Zauberreich der weltbedeutenden Bretter beschritt, fallen nicht hundert Histörchen ein, wie es gemacht wird, um Erfolge zu erringen, und anderseits, um errungene wieder zu vernichten! Ich will nur zwei erzählen, die eine von harmlos tragikomischer Art, die andere von höchst fataler Aktualität für den Betroffenen und sein Werk.

An einem großen Hoftheater wurde mein Tiberius gegeben. Noch auf der Hauptprobe war der berühmte Mime, der die Titelrolle spielte, verdrossen und schläfrig, in bester Disposition, jeden Moment krank zu werden. Erst als am Schluß der Probe der Kassenrapport kam, daß das Haus voraussichtlich ausverkauft werde, hellte sich die Lazarusmiene des Kornphäen auf; nun erst war er entschlossen zu spielen, was bis dahin höchst zweifelhaft gewesen. Nachdem die Hauptprobe zu Ende, rief er mit lauter Stimme einen Theaterdiener heran und bestellte für diesen Abend — zwei Lorbeerkränze, die, wie sich später herausstellte, für den Schluß berechnet waren. Diese Ungenirtheit des ssvoir Lairs erschien mir höchst amüsant, aber ich durchschaute sie doch nicht ganz. Der Erfolg des Stückes war. Dank der besonderen Liebenswürdigkeit des Publikums ein überaus manner und mich derart bestürzender besonders am Schluß, daß ich alle Besonnenheit verlor und die Gebote der Schicklichkeit völlig vergaß. Die Schicklichkeit nämlich gebietet, in solcher Situation Hand in Hand mit dem Mimen, dem der Erfolg zu danken ist, zu erscheinen. Dieser psychologische Moment wurde verpaßt, ich kam allein. Erst mehrere Tage später, als die Wiederholung sein sollte, ward mir klar, was ich gesündigt. An den Ecken prangten rothe Zettel. Der Tiberius war abgesetzt, weil der große Mime erkrankt sei. Anstatt Tiberius wurde „Größenwahn" gegeben. Als ich den Kranken aufsuchte, mar er spazieren gefahren. Jetzt erst ward es inir klar: ich hatte ihn durch jenen verpaßten Moment um den erhabenen Augenblick gebracht, mit den bestellten, nun natürlich nicht gekommenen, Lorbeerkränzen irgend eine rührende Komödie aufzuführen. Das Stück

ist zwar später wiederholt worden; aber es bedurfte der ganzen Energie der Intendanz, um ihr gegebenes Ehrenwort einzulösen und zu zeigen, daß sie der Herr im Hause sei, nicht aber ein gekränkter Mime.

In einer anderen Stadt ging es mir noch weit schlimmer, indem Bosheit oder Thorheit eine vernichtende Actualität schuf, eine solche, die in der Reihe aller Mißgeschicke obenan steht, weil sie durch nichts reparirt werden kann. (Es war schon seit Jahren eine Art gemeinsames Problem gewesen, den antiken Cäsarwahnsinn dramatisch zu gestalten; so wurde der Nero von Gutzkow, Schleich, Wilbrandt und Greif in Scene gesetzt, der Caligula von Halm, später von Heyse. Der Tiberius ist im Ganzen auch drei bis viermal dramatisirt worden, zuerst von einem Dänen Hauch, dann von Gregorovius, weiter von einem Rostocker Privatdocenten Clason. Mein Stück ist im Aufbau der Handlung, wie in der Auffassung der Charaktere, nach den neuen Forschungen des Historikers Freytag gearbeitet. Die Figur Sejans erschien darnach als ein politischer Streber nach der höchsten Macht — hinsichtlich der Frauen als ein antiker Don Juan). Der Erfolg des Dramas war auch hier derart, daß noch die vierte Vorstellung vor fast ausverkauftem Hause stattfand. Da gefiel es einem boshaften Necensenten, dem Sejan, als der rechten Hand des greisen Tiber, bildlich den Namen unseres größten Staatsmannes zu geben. — Was gehört auf solche Infamie? Gewiß eine exemplarische Strafe. Diese traf aber nicht den Erfinder des ‚MäI inot", sondern das Stück, das sofort und für immer abgesetzt wurde. Man erschrak bis in die Knochen hinein vor einer albernen polizeiwidrigen Actualität, die nie und nimmer wirklich vorhanden war, aber nunmehr nicht aus der Welt geschafft werden konnte.

In einer anderen Stadt mar mir einige Jahre vorher eine nicht minder merkwürdige Erfahrung beschieden, die nämlich, daß man als Autor nie ungestraft in der Tarnkappe des Siegfried oder mit dem Ring des Gyges erscheinen darf. Die Bescheidenheit des Jncognito wird stets eine Schuld, wo es Pflicht war, eine Rolle zu spielen! — Auf der Albrechtsburg von Meißen führten die Dresdener Künstler im Juni 1871 mein Festspiel „Albrecht Dürers Erdenmallen" auf, und zwar auf Veranlassung von A. v. Z. Ich war ebenfalls von Weimar eingeladen morden, hatte jedoch zur Bedingung gemacht, nur incognito als „Herr Müller" zu erscheinen; einfach, um mir die lästige Repräsentation als Verfasser zu ersparen. Der Tag und das Fest verlief auf das Glänzendste. Es konnte nicht fehlen, daß am Abend nach dem Festmahl das Jncognito durch wohlmeinende Freunde dennoch gelüftet wurde, und hier begannen die seltsamen Erfahrungen. Wohl manchen neuen lieben Freund gewann ich und auf Lebenszeit; aber auch mancherlei Gegner. Namentlich eine berühmte Sängerin hat mich noch Jahre nachher ihre äußerste Geringschätzung empfinden lassen — wie Einen, den man als Horcher an der Wand ertappt hat. Sehr erklärlich, denn der Ring des Gyges würde in der heutigen Welt seinen Inhaber unter allen Umständen verdächtig machen.

Es war damals das letzte Mal, daß ich den hochbegabten Kunstforscher A. v. Z., den ich eigentlich schon von Jugend auf gekannt, begrüßen sollte. Zwei Jahre später mar er nicht mehr unter den Lebenden, als Opfer vielleicht eines Wahns — jedenfalls aber einer Actualität, die tragisch für ihn ausging. Auf A. v. Z.'s Betreiben war/ um die staubaufwirbelnde Streitfrage zu entscheiden, weiche von den beiden Madonnen die echte sei, ob die Dresdener oder die Darmstädter — endlich die Confrontation beider Werke erfolgt, offenbar weil man mit Sicherheit auf den Sieg der Dresdener rechnete. Aber A. v. Z.'s Unternehmen wandte sich gegen ihn. Er mar unbefangen genug, nach seiner Ueberzeugung der Wahrheit die Ehre zu geben; als er beide Bilder nebeneinander sah, entschied er sich selbst für die Darmstädter. Er verleugnete also die Heilige des Orts, was ihm vielleicht einzelne Kirchthurmpatrioten auf's Kerbholz geschrieben haben. Ohne allen Zweifel stand man an maßgebender Stelle über den Parteien; aber als Z.'s Stellung — er hatte das Kunstreferat über das ganze Königreich — eine Veränderung in günstigstein Sinn erfuhr, wähnte er, von krankhafter Reizbarkeit beherrscht, in jener Beförderung nach der Maxime „proiuovetur, ut uinovsstur" — eine Wirkung feines unparteiischen Gutachtens zu sehen. Andere Gründe kamen dazu, um die Schmermuth des bis dahin glücklich Verlobten zu steigern, und er entwich freiwillig einer Comvlication, die er wähnte, heraufbeschworen zu haben. Diese wahren Gründe seines Scheidens blieben damals verschwiegen; ein naher Verwandter des Unglücklichen theilte sie mir zehn Jahre später in Ems mit.

Apropos Eins und Homburg — das erinnert mich an ein anderes, bis heut noch unaufgeklärtes Vorkommnis;, auch ein Beleg zur actuellen Wirkung literarischer Erzeugnisse.

Im Herbst 1869 lernte ich in München eines Abends „bei Adam" den Grafen St. aus Nußland kennen, und zwar genau in derselben Weise, wie ich es im Eingang der Erzählung „Graziana" berichtet habe. Graf St. wollte mir eine Novelle in Auftrag geben, ungefähr so, wie man eine Büste beim Bildhauer bestellt, oder ein paar Stiefel beim Schuster. Diese Art, einen fremden Rohstoff zur Bearbeitung geliefert zu bekommen, reizte mich; bisher hatte ich meist nur eigenes Erlebniß oder eigene Erfindung verwendet. Am nächsten Tage erschien Graf St. bei mir und erzählte mir aus seinem Leben einen ziemlich verwickelten Noman, der theils am Rheine, theils in Rußland und Paris spielte. Man hatte ihm seine verlobte Braut durch eine raffinirte Familienintrigue entfremdet. Um sich Satisfaction zu verschaffen, glaubte er die drei Brüder der Braut verantwortlich machen zu müssen und forderte sie. Der Zweikampf fand am Gestade des baltischen Meeres in Liefland statt — führte aber in seinen Folgen gerade zur Versöhnung mit den Brüdern, während inzwischen die Schwester in die Hand eines Unwürdigen gefallen und für immer verloren blieb. Das Alles mar vor langen Jahren geschehen, und Graf St. hatte längst eine andere Herzensmahl getroffen. Wie es mir aber schien, wollte er mit der Novelle dennoch irgend eine Rancune üben, zumal er die Arbeit zu völlig eigener Verfügung verlangte. Diese Actualität verdarb mir die Freude an dem sonst hochinteressanten Stoff, und ich lehnte damals den Antrag überhaupt ab. Einige Jahre später siel mir in Weimar eine andere Entmickelung des ungelösten Problems ein, eine Aenderung, welche zum optimistischen Schlüsse und zur Wiedervereinigung mit der entrissenen Braut führte. In dieser neuen Wendung gefiel mix die Aufgabe, und so ist der Roman geschrieben morden. Er erschien zuerst in einer Frankfurter Zeitung, später als Buch in der Serie „Offene' Wunden".

Kaum aber mar die Erzählung gedruckt, als ich durch die Redgction jener Frankfurter Zeitung einen an mich gerichteten, ganz unglaublichen Brief einer Dame aus Honiburg empfing, des fabelhaften Inhalts, daß ich, nachdem ich einige Zeit mit ihr gelebt und sie böslich verlassen, nun auch noch die Vermessenheit habe, unsere Historie der ganzen Welt zu erzählen! Was mar das? Hatte irgend Jemand meinen Namen mißbraucht? oder gab es einen Doppelgänger desselben Namens, der in Mittel-Deutschland ebensowenig selten ist, wie sonst Müller und Schulze? Ich antwortete sofort und bat um näheren Ausschluß, um eventuell, falls eine strafbare Mystifikation vorlag, den Weg des Rechts zu beschreiten. Darauf folgten höfliche, aber ausweichende Briefe, die einen Jrrthum zugaben, aber sich zugleich in immer längere phantastische Tiraden und Hallucinationen verloren. Um nur Eins anzuführen: Die Dame ging alltäglich mit Sonnenaufgang in Gesellschaft ihrer kleinen Tochter auf einen hohen Berg, um dort „die Gemeinschaft mit dem Emigen zu feiern". Kein Zweifel, ich hatte es mit einer religiösen Schwärmerin zu rhun. Da die Briefe immer mysteriöser und apokalyptischer wurden, blieb mir nichts übrig, als die unerquickliche Correspondenz abzubrechen. Ich habe nie Aufschluß erhalten können, wer die Dame mar, auch nie erfahren, wo Graf St. geblieben ist. Vielleicht dient dieses Blatt dazu, ihm, falls er noch lebt, zu sagen, daß feine Aufgabe vom Jahr 1869 längst zum Roman gestaltet morden ist und jene höchst seltsame Wirkung gehabt hat*).

Mancher meiner Leser wird vielleicht argwöhnen, daß dichterische Phantasie an diesen Mittheilungen allzugroßen Antheil habe. Doch kann ich versichern, daß ich die dürrste Wahrheit in die kürzeste Form gekleidet. Es wäre ja ein Leichtes, ganze Seiten jener räthselhaften Briefe zu reproduciren, wenn dies nicht den bemessenen Raum mißbrauchen hieße.

Es sei gestattet, hier noch andere interessante Actualitäten und Belege von Wirkungen durch die Presse anzuschließen, theils selbst erlebte, theils von Freunden mitgetheilte. Die erste betrifft einen, wohl noch lebenden, Mönch in Rom.

Im April 1856 hatte ein Kunstbericht der Neuen Münchener Zeitung das anspruchsvolle Werk eines Anfängers ziemlich scharf mitgenommen. Es mar ein „Kam an der Leiche Abels" — das schülerhafte Ergebniß von sklavischen Studien am lebenden Modell wie am Secirtisch der Anatomie. Einige Tage nach Erscheinen des Berichtes kam mir eine dringende Warnung zu. Man sähe in der Kritik persönliche Motive, denn der Künstler, ein junger Schweizer, habe vor zwei Jahren wochenlang mit mir am Starnberger See verlebt. Diese Thatsache war richtig; aber wer kann alle Namen im Gedächtniß behalten, zumal sonst kein Verkehr bestand! Ich dankte dem Warner, erklärte aber zugleich, daß mein Urtheil unter allen Umständen ebenso ausgefallen wäre, da persönliche Rücksichten für mich nicht eristirten. Einige Abende später ließ sich nach dem Theater im Restaurant von S. auch jener Künstler blicken, vermied jedoch jede Begegnung mit mir. Es war anders geplant, und seine Anwesenheit ein vorausbedachtes Alibi.

Als ich gegen Mitternacht in die Nähe meiner Wohnung in der Sophienstraße kam, siel mir unter dem Säulenportal des botanischen Gartens eine Gruppe Menschen auf. Die Form der Hüte verrieth sie als Künstler. Blitzartig war mir klar, daß ich im Begriff war, in eine Falle zu gerathen. Genau gerechnet hatte ich fünf Secunden Zeit, um einen Entschluß zu fassen. Die Ecke der Sophienstraße bildete ein kleines vielbesuchtes Wirthshaus „Zum Löwengarten". Rasch bog ich in dasselbe ein und ließ mir ein Zimmer geben. Vom Fenster desselben im Oberstock konnte ich

*) Bei dieser Adresse an den ffernen fällt mir eine Anfrage ein. Ilakt'ut sn.i, fatü — nicht blos Bücher, auch Zeitungen und Manuskripte. Mir sind in meinem Leben drei nngedrnckte Arbeiten abhanden gekommen, auf die ich seiner Zeit grohcn Werth legte. Zuerst ein Lustspiel l„Der Temotratenhut" oder „Geist nnd Schule", Magdeburg 1849); dann ein bürgerliches Trauerspiel („Wahn und Versöhnung" Halle 1851); weiter eine Novelle („Eine ehrliche Haut", IM; in Cassel verschwunden). Möglich, dafz das eine oder andere von den beiden Ersten mein damaliges Pseudonym „Waldemar Nagel" trug. Tollte diese Mittheilimg irgendwie ans die Spur der Mauuscripte leiten, so sei hiermit mein Eigcnthum reklamirt.

bei der mondhellen Nacht nunmehr den ganzen Vorgang beobachten. Jene Schaar zwar schien verschwunden, offenbar war sie in die Straße hineingestürmt; nach einer Weile aber kam sie zurück in doppelter Stärke, zweifellos hatte die andere Hälfte mich vor der Hausthür erwartet. Jetzt war die ganze Gesellschaft, etwa zwanzig Köpfe, beisammen, um zu bernthen, was zu thun sei. Nach geraumer Frist kam einer der Schlauköpfe auf den Gedanken, vom Hof aus in die unteren Räume des Wirthshauses zu spähen, ob ich mich vielleicht dorthin geflüchtet hätte. Endlich gegen ein Uhr entfernten sie sich, und die Gefahr war vorüber — die Gefahr nicht nur thätlicher Insulten; schwerer märe der moralische Schlag gewesen, der meiner Laufbahn als Redacteur sehr wahrscheinlich ein rasches Ende gemacht haben würde.

Am Mittag des folgenden Tages begab ich mich in den weltberühmten Garten „zum Achatz", wo an langen Tafeln die Häupter der Universität und Akademie mit den sogenannten Neuberufeneu bei Sonnenschein, Mulik und Bock tägliche Verbrüderungsfeste feierten; an den benachbarten Tischen mar dann meist auch die jüngere und jüngste Künstlerschaft, unter diesen auch meine Gegner, versammelt. Dort erzählte ich, natürlich ohne jegliche Namensnennung, Freund Earriöre, dem Secretär der Academie, was mir in verwichener Nacht begegnet war, und mit welchen Gefahren noch heute ein unabhängiger Kritiker zu rechnen habe. Lautlos lauschend saßen die Attentäter und erfuhren auf diese Weise erst, wie ihnen das sicher gestellte Wild entkommen war. Das Drastische der Situation gab mir so viel Humor, um die Lacher auf meine Seite zu bekommen. Auch nachher, als die Freunde gegangen waren, blieb ich, und erlebte die erfreuliche Genugthuung, daß von jenem andern Tische ein gewisser Purkinje, ein genialer, etwas zerfahrener Gesell, Sohn des berühmten Prager Gelehrten, zu mir herüberkam und mir, da ihm offenbar diese Schlußentwicklung gefallen hatte, seine Freundschaft antrug — leider nur auf kurze Zeit, denn einige Tage später reiste ich nach Italien, und wir verloren uns aus den Augen. Erst zehn Jahre später tauchte Purkinje wieder in München auf und erzählte mir lachend, daß er damals der eigentliche Rädelsführer gewesen. „Sie haben übrigens ganz Recht gehabt. Aus dem W. — jenem Schweizer nämlich — ist nichts geworden. Ter hat später in Rom convertirt, und ist dort in ein Kloster gegangen, wo er heut noch seine Kunst treibt." „Und was war in jener Nacht Ihre Absicht?" — „Hm, Ihnen einen tüchtigen Denkzettel zu geben. Sie konnten aber auch zum Krüppel geschlagen werden. Deshalb war der W. nicht mit dabei, um sein Alibi zu beweisen, falls die Sache schief ging."

Zur Abwechselung möge eine heitere Episode aus derselben Zeit folgen. München stand damals (im März 1856) unter dem Gestirn der Bacherliade. Die A. Z. hatle mit scheinbar apodiktischer Gewißheit bewiesen, daß der „Fechter von Ravenna" ursprünglich von einem Schulmeister Vacherl in Pfaffenhofen geschrieben, daß aber Halm von dein in Wien eingereichten Stück Kenntniß genommen und sich rascher und glücklicher desselben Stoffes beinächtigt habe. Als dies Senfationsdrama endlich in München gegeben wurde, demonstrirte das Publikum, indem es am Schluß mit Leidenschaft nach Bacherl rief und nicht weichen wollte, bis Dingelstedt das Gas ausdrehen ließ — ein Vorfall, der zweifellos mitwirkend für seinen Sturz wurde. Daß Bacherl in Deutschland herumzog, seine sog. Poesieen las und sich geduldig auslachen ließ, zuletzt aber am besten lachte, als er ein kleines Vermögen heimbrachte und — Milchmann wurde — dies nur nebenbei. Später ist er als Schulmeister in Nebraska gestorben. Doch ich wollte Lustiges erzählen. Damals, nach Aufführung des Stückes, fiel in literarischem Kreise die Aeußerung: „Dieser „Fechter von Ravenna" ist eigentlich doch nur ein Balladenstoff, aber kein Drama, weil die eigentliche Verwickelung fehlt. Wie nun, wenn Halm wie Bacherl gleichzeitig nach einer verschollenen Ballade gearbeitet hätte?" „Halt," rief Geibel, „diese Ballade muß erschaffen werden!" Einige Tage später las Paul Heyse ein köstliches Gedicht, im echten Stil jener Schiller'schen Epigonen, wie sie lange Jahre besonders den Dresdener Parnaß beherrschten — ich meine die Conz, Kind, Krug von Nidda, Wackenroder, Nostiz, Kalkreuth u. A.

„Im edlen Auge Wonnethränen. , Ist endlich des Tyrannen Rache

Ten Blick gerichtet himmelan — Gesättigt an Armins Geschlecht,

Schmiegt sich in langem, bittrem Sehnen
Die Mutter an den Jüngling an.
Hell schauen Roma's goldene Zinnen
Auf der Vereinten Glück herab,
Und die Erinnys schleicht von hinnen
Und senket ihren Schlangenstab.
So hattet endlich Ihr Erbarmen!
Beseligt ruft's Thusnelda aus.
Ihr Götter, darf ich ihn umarmen,
Ten Liebling, in des Hasses Haus?

Und in diesem sentimental erhabenen Pathos ging es noch fünfzehn Strophen fort. Das Poem, welches in höchst geschickter Gestaltung den ganzen Kern der Tragödie enthielt, wurde auf Umwegen in das Frankfurter Conversationsblatt geschmuggelt, als von einem gemissen I. I. Oppermann in Kaiserslautern herrührend, der es vor langen Jahren aus der Dresdener Abendzeitung abgeschrieben haben wollte. Die Ballade ging binnen einer Woche durch die ganze deutsche Presse, und männiglich war erfreut, die verborgene Ouelle des Sensationsdramas endlich aufgedeckt zu sehen. Von allen Blättern mar die Augsburger Allgemeine Zeitung die einzige, welche sofort eine Mystifikation witterte. In Dresden aber soll man sich wochenlang die Finger wundge« blättert haben, um in den alten Jahrgängen der Abendzeitung die merkwürdige Ballade, welche niit „Lothar" unterzeichnet war, abzufinden.

Jenes mar eine geplante und wohlgelungene scherzhafte Mystifikation.

Tafz unter Casars cig'ncm Dache

Das Mutterheiz erlangt sein Recht«
Auf des Palastes Marmorstnfen,
Die ich mit Flüchen einst betrat,
Soll ich sie jubelnd widerrufen?
Kennt Roma eine Liebcsthat?
So wälz' in Deinem schlammigen Bette
O Tiber Deine Fluth zurück!
Denn um Thusneldens Eisenkcttc
Schlingt Rosen dieser Augenblick!"

Es giebt aber auch unbeabsichtigte Mystisicationen und Illusionen, die durch die Presse in empfänglichen Gemüthern erweckt werden können.

Es ist noch kein Jahr her, als die „Kunst für Alle" meine Novelle „Selfmademen" brachte, in welcher ein Mäcen geschildert wurde, der ein Talent von der Landstraße auflas, um es auf seine Kosten erziehen zu lassen. Sofort erhielt ich einen langen, höchst beweglichen, Brief von einer Familie, die mich bei allen Heiligen beschwor, ihr die wahre Adresse jenes Mäcens zu geben; man wisse einen jungen hochbegabten Mann, der sicher die gleiche Wohlthat verdiene. Leider war jener Mäcen, der allerdings keine erfundene Figur war, schon vor Jahren gestorben. Eine etwas weitläufigere analoge Erfahrung machte Freund Allmers, „der Ritter vomMeer", mit seinem Buch „Römische Schlendertage"; nämlich in der Wirkung desselben auf einen Phantasten. Aus Breslau schrieb ihm ein junger Mann und bat ihn um Empfehlung nach Rom, denn Rom sei sein einziger Gedanke Tag und Nacht, seit er jenes wunderbare Buch gelesen, Allmers that wirklich allerlei Schritte bei^Gesandtschaften, aber es mar keine Stelle frei. Plötzlich meldete der Enthusiast, er habe eine Erbschaft von dreitausend Mark gemacht uud gehe sofort mach Rom. Die Summe war sehr bald verbraucht. Mit dem letzten Hundert begann er einen Kramhandel mit Photogravhieen in der via, Ocmciotti; später ging er nach Neapel und Cavri und heirathete dort eine Insulanerin, verließ aber auch diese bald, und wurde nach Brasilien verschlagen. Im letzten Brief von dort meldete er Allmers, er habe einen musikalischen Neger entdeckt, und beschmor ihn himmelhoch, dieses Genie auf Subscription Deutschlands loszukaufen, weil er so göttlich — das Klapphorn bliese! Freund Allmers mochte wohl lächeln über diese lange Kette von Folgen — die eigentlich alle der Wirkung seines Buches entsprungen waren.

Hermann Allmers — warum nannte ich ihn den Ritter des Meeres? Auch daran hängt ein Histörchen, wenn auch von anderer Art.

Eines Abends wurde im Dom von Bremen der Messias von Händel aufgeführt. Allmers machte dabei die Bekanntschaft eines vornehmen älteren Fremden, der vom Lande hereingekommen — eines Barons v. E., den er am selben Abend auch im Künstlerverein einführte. Man bemerkte an seiner Hand einen Ring mit einem interessanten Wappen, aber der Krone desselben fehlten zwei Zinken. Darnach befragt, erwiderte der Baron: „Ja leider — wir haben einmal gegrast werden sollen vor etwa siebzig Jahren, und es war Alles bereits im Reinen. Da starb Friedrich der Große und nachher ist nichts daraus geworden — aber Sie haben ja auch einen Siegelring mit Wappen —"

„Allerdings," war die Antwort, „und dort an der Wand hängt das farbige Wappenschild: weiße Rosen auf rothein Grund und zur Seite ein halber kaiserlicher Adler. Das Wappen stammt noch von Barbarossa her, ist also 700 Jahre alt, und seitdem sind wir die Ritter vom Meer."

Nord und Eüd. I I. 151, 4

„Wie ist das?"

„Ganz einfach. Wir Friesen waren vor uralten Zeiten von allem Kriegsdienst und sonstigen Frohnen frei, weil wir unausgesetzt mit dem Meere zu kämpfen hatten, dem mir unser Land durch Dämme und Schutzbauten geradezu abgerungen haben. Trotzdem meldeten sich einstmals fünfzehn junge Friesen aus den besten Familien und erboten sich, freiwillig persönliche Dienste beim großen Kaiser zu thun. Barbarossa machte sie zu seiner Leibgarde: als solche sollen sie in Rom einstmals eine Guelfenverschmörung entdeckt und dem Kaiser das Leben gerettet haben. Zum Dank wollte Barbarossa sie zu Rittern schlagen.

„Sie aber sagten: ‚Das sind wir schon seit alten Zeiten im Kampf mit dem Meere.

‚Wohl, wenn Ihr Ritter des Meeres seid, so sollt Ihr wenigstens ein Wappen haben — schwebt doch des Kaisers Adler auch über Meeresmellen. Vor Menschenbosheit konntet Ihr mich retten, vor dem Element kann es nur Gott!^ Und also gab er den halben Reichsadler in jedes einzelne ihrer Familienwappen. Leider fehlten die Getreuen beim letzten Krenzzug. Vielleicht hätten sie den Kaiser auch aus den tückischen Wellen des Seleph errettet. Unter diesen fünfzehn mar auch der Urvater der Familie Allmers." Der Baron v. E. mußte zugeben, daß dies jedenfalls ein weit älterer Adel, als der seine sei. Ich habe die Wappensage hier erzählt, weil sie, wie mich dünkt, wohl auch einen Balladenstoff enthält.

Das Geschick Barbarossas erinnert mich an den tragischen Tod eines modernen Märchenkönigs, der auch in den Fluthen endete. Und hier bin ich wieder bei dem problematischen Thema der Aktualitäten, bei der sonderbaren Verkettung von Zufall und Schicksal, auch in der Entstehung und Wirkung von literarischen Werken.

Nachdem mit dem Jahre 1866 die Bayerische Zeitung zu Gunsten der in Aussicht genommenen Neugestaltungen eingegangen, mar auch meine journalistische Thätigkeit nach zwölfjähriger Dauer zu Ende. Es begann ein neuer Lebensabschnitt, der mich 1868 in das Bureau der Intendanz des Hoftheaters, 1870 nach Weimar führte.

Vorläufig aber stand ich damals vis ü, vis 6« risn, und es galt, einen entscheidenden Entschluß zu fassen. So trostlos die Lage schien, eröffnete sie mir doch mehr als eine neue Bahn. Jetzt war die Zeit gekommen, größere Arbeiten zu beginnen. Ich musterte meine aufnotirten Stoffe und entschied mich für zwei, die ich fast gleichzeitig begann. Der eine Stoff war ein politisch sozialer Roman aus der Gegenwart, der unter dem Titel „Gegen den Strom" bereits 1868 vollendet wurde und im Jahre 1871 erschien; die andere Arbeit war ein Dramenstoff (Marie Mancini), den ich schon vor Jahren seit dem Erscheinen von A. Reneüs „Nichten Mazarins" in's Auge gefaßt hatte.

Der Kampf einer geistreichen und schönen Königsbraut gegen die Jntriguen eines allmächtigen Ministers versprach wirksame Scenen. Mazarin begünstigte, wie bekannt, die Liebe Louis XIV. zu seiner Nichte. Als er aber merkte, daß Maria, die Jdealistin, ihm, dem Minister, an Willenskraft und Macht des Geistes überlegen war, sah er sich in der Lage, das schlau eingefädelte Werk wieder zu zerstören. Er vereitelte die bereits perfecte Verlobung und schickte seine Nichte auf die Festung Brouage, wo sie bleiben mußte, bis die Vermählung des Königs mit einer spanischen Prinzessin Thatsache geworden war.

Dieser Stoff gestaltete sich mir zuerst zum Drama; das Stück wurde im Januar und Februar 1867 geschrieben, ist aber bis heute Concept geblieben — es war nicht ganz nach meinem Wunsch ausgefallen, hauptsächlich, weil der Schluß keine dramatische Steigerung enthielt. Wohl aber sah ich, daß in der Arbeit ein spannender Roman vorhanden war, wenn es gelang, denselben herauszubilden. Diese Transposition begann ich sofort: eine Reise nach Paris im Mai gemährte die wünschensmertheste Förderung fM Topographie und Lokalcolorit, und schon Ende Juli konnte ich den fertigen Roman Hallberger anbieten, der ihn sofort annahm, um den Abdruck im Oktober zu beginnen.

Inzwischen aber waren wichtige Dinge geschehen. Die im Frühjahr vollzogene Verlobung des Königs Ludwig II. .mit der späteren Herzogin von Alen?on war im Lauf des Sommers wieder zurückgegangen. So kam es, daß mein Roman, als er im Oktober erschien, durch das Spiel des Zufalls theilweise eine, wenngleich völlig unbeabsichtigte, weil chronologisch unmögliche, dennoch fatale Actualität erhielt! Der Roman wurde sofort in das Italienische übersetzt — an den Schaufenstern erschien die Photographie Maria Mancinis nach dem Portrait Mignards im Berliner Museum. Einige Zeit später machte sich Herr I. W. Uber das Buch und schrieb sein Drama „Mazarin," indem er jene an sich wünschenswerthe, leider aber ganz mißlungene, Steigerung erfand: hie Vermählung des Königs mit Maria wird nur deshalb unmöglich, weil sie der heimlichen Ehe der Königin Anna mit Mazarin entsprossen, also angeblich seine Schwester mar. Das Stück ist mehrfach gegeben morden, und die „A. Z." hat seinerzeit nachgewiesen, daß der „sindige" Dramatiker den Aufbau wie ganze Szenen meinem Roman entnommen hat, ohne auch nur die Ouelle zu nennen.

Aber die eigentliche Nachwirkung des Romans ist vielleicht noch eine andere gewesen, so daß ich es heute noch schwer bereuen möchte, dies Werk geschrieben zu haben. Ob eH wirklich wahr, wie mir berichtet wurde, daß der König durch meinen Roman zuerst zu weiteren Studien über Louis XIV. veranlaßt worden, weiß ich nicht. Thatsache aber ist, daß erst nach dieser Zeit jene verhängnißvolle Vorliebe .für den r«i solsil erwachte und die entzündliche Phantasie des Königs in einer Weise berauschte und beherrschte, die in ihren Folgen zuerst zu finanziellen Verwicklungen, später zum tragischen Untergang geführt hat.

Wie studirt man am besten Philosophie?

von

Eduard von Hartmann.

— Berlin. —

Is i^ist kein allzu hoher Procentsatz der Menschen, der philosophisches! Bedürfnis) und entsprechende Veranlagung besitzt: I aber auch bei einen: recht kleinen Procentsatz kommt deren doch eine recht ansehnliche absolute Zahl in einem Culturlande wie Deutschland heraus. Nicht nur die studirende Jugend weist solche Geister auf, die nach einer zusammenhängenden Weltanschauung hungern und dürsten, sondern auch andere Berufsarten und reifere Lebensalter bergen eine Menge solcher Weisheitsliebhaber in sich, welche Verlangen danach tragen, ihre oft spät errungene Muße zur Befriedigung ihres philosophischen Bedürfnisses anzuwenden. Da steht denn ein solcher Adept gar oft Hülflos vor der schmierigen Frage, wie er es anzufangen habe, den rechten Zugang zum Tempel der Wissenschaft zu finden; und nicht Jeder wird das Glück haben, einen wohlberathenen Rathgeber zu finden der ihm die Qual der Wahl auf die richtige Weise erleichtert und ihn vor Mißgriffen und abschrekkenden Enttäuschungen schützt. Und mahrlich ist das Rathgeben in solchem Falle keine leichte Sache, und am wenigsten läßt sich eine für alle Fälle zutreffende Anweisung geben, da viel auf die individuellen Neigungen, die sonstigen Berufsinteressen, auch auf die Vorbildung und geistige Veranlagung des Belehrung Suchenden ankommt. Aber es lasten sich doch mehr oder minder allgemeingültige Warnungen vor den zu vermeidenden Abwegen und einige leitende Gesichtspunkte für die positive Regelung des Studienganges aufstellen, mit denen schon viel gewonnen ist. Freilich nicht in zwei Worten läßt sich dem Rath Heischenden Aufschluß^, geben; deshalb will ich in dem Nachfolgenden versuchen, solche oft an mich herangetretenen Fragen einmal, so gut ich vermag, im Zusammenhange zu beantworten.

Vorausgesetzt ist von vornherein, daß der Belehrung Suchende bereits die Reife des Charakters und den Ernst des Bildungsstrebens besitzt, um ein umfangreicheres wissenschaftliches Werk im einsamen Studierzimmer mit Verständnis und Ausdauer lesen zu können. Wem dies noch schwer fällt, der wird ohne Zweifel besser thun, dem Philosovhiestudium fern zu bleiben, wenn dasselbe nicht etwa für die abzulegenden Berufsprüfungen vorgeschrieben ist. Es kann sich hier also nicht darum handeln, wie die Unbequemlichkeiten einer anhaltenden wissenschaftlichen Lectüre zu umgehen seien, sondern nur darum, welche Art von Lectüre die geeignetste zur Einführung in das Gebiet sei.

Da haben mir denn zunächst festzustellen, daß diejenigen Gegenstände, auf welche sich vorzugsweise die Staatsprüfungen richten, leicht abschreckend wirken können und verhältnißmäßig wenig philosophische Bildung vermitteln*). Was das philosophische Bedürfniß zu seiner Befriedigung sucht, ist eine zusammenhängende Weltanschauung, in welcher die höchsten und schwierigsten ^Probleme nicht nur berührt, sondern auch in irgend welcher Art beantwortet od^r doch geklärt und der Lösung näher gerückt werden. Die Logik vor Allem ist ein trauriger Rest unserer mittelalterlichen scholastischen Vergangenheit, dessen formalistische Unfruchtbarkeit jeden Jünger abschrecken muß. Erträglich wird sie nur, wenn ihr Name dazu benutzt wird, um entweder, wie bei Hegel, Ontologie und Metaphysik, oder, wie in neuerer Zeit nicht selten vorkommt, Erkenntnißtheorie und Methodologie zu treiben; dann soll man aber die irreleitende überkommene Bezeichnung auch endlich wegwerfen, welche doch immer wieder dazu verführt, der Lehre von den Kategorien, Urtheils- und Schlußformen einen ganz unverhciltnißmäßigen Werth beizulegen, um sich auf ihrer dürren Haide in ermüdender Weitschweifigkeit zu ergehen.

Die Psychologie, wie sie bisher behandelt ist, stellt sich theils als eine Kette von Trivialitäten dar, theils, namentlich in , der Herbart'schen Schule, als ein Gewebe ausgeklügelter Spitzfindigkeiten aus völlig willkürlichen und unfruchtbaren Gesichtspunkten. Einen mehr wissenschaftlichen Charakter haben die neueren Studien über die physiologischen Grundlagen der psychologischen Processe, welche in der Regel als physiologische Psychologie bezeichnet werden; diese bilden eine sehr merthvolle und in vieler Hinsicht unentbehrliche Hülfsmissenschaft der Psychologie, stehen aber eben darum an und für sich noch außerhalb der Philosophie. Die wirklich merthvollen psychologischen Kenntnisse unserer Zeit findet man zerstreut in

*) Ueber den nachtheiligen Vinssuß der Staatsvrüfungen ans das Studium der Philosophie vgl. meine „Modernen Probleme". 2. Aufl. Leipzig 1333, Nr. IX.

Zoologie, Biologie, Psychiatrie, Lehre vom Somnambulismus, urgeschichtlicher Anthropologie, Ethnologie, Kulturgeschichte, vergleichender Rechtsund Sprachwissenschaft, Erkenntnißtheorie, Ethik, Aesthetik, Religionsphilosophie und Metaphysik. Es kann nur oberflächlich machen, wenn von alledem ein wenig Schaum abgeschöpft, zusammengerührt und ^dem Neuling unter dem Titel „Psychologie" dargeboten wird.

Schlimmer aber noch als mit Logik und Psychologie steht es mit dem dritten Gegenstande, mit der allgemeinen Uebersicht über die Geschichte der Philosophie, welche in dem letzten Menschenalter mehr und mehr die beiden anderen verdrängt und zum eigentlichen Hauptgegenstand des Philosophiestudiums an vielen Universitäten geworden ist. Wehe dem Weisheitsdurstigen, der, um zu erfahren, was die Welt unter Philosophie versteht, nach einem „Grundriß der Geschichte der Philosophie" greift und aus ihm die Quintessenz der Weisheit aller bisherigen Geschlechter sich anzueignen sucht! Es wird ihm zu Muthe sein, wie einem Ausgehungerten, der nach einem ordentlichen Stück Nindsbraten Verlangen trägt und ein Miniaturbüchschen voll Liebigschen Fleischextractes vorgesetzt bekommt; oder wie einem Kranken, der Heilung suchend in eine Apotheke tritt und sich mit dem Anblick der Aufschriften all der verschlossenen Schübe, Kästchen, Büchsen und Gläser begnügen soll/ zu deren Inhalt ihm der Schlüssel fehlt. Je kürzer gefaßt der Grundriß oder Leitfaden ist, desto unsinniger und

verrückter müssen ihm die aufgezählten Spitzen der verschiedenen Gedankensysteme vorkommen, deren breiterer Unterbau ihm verborgen bleibt; je ausführlicher dagegen die Darstellung ist, desto eher wird ihm hier und da eine Ahnung davon aufgehen, daß hinter all den paradoxen Resultaten doch wohl philosophisches Denken stecken könne, wenn er es auch nicht begreifen kann, wie die Leute auf solche sonderbare Gedankenwege geriethen. Wenn er aber mit der Lectüre selbst eines mehrbändigen Grundrisses zu Ende gelangt ist, so wird ihm von alledem so dumm, als ging' ihm ein Mühlrad im Kopfe herum; er erstickt förmlich unter der Masse der verschiedenartigen Denkergebnisse, von denen er keines controliren und mit innerem Verständniß reproduciren kann.

Fragt er sich, was er für sein philosophisches Bedürfnis; gewonnen hat, so ist das directe Resultat so gut wie Nichts; indirect aber ist das negative, daß er auf eine lange verlorene Zeit und Mühe zurückblickt, daß er sich den Kopf mit unverdautem und unverdaulichem Ballast vollgevropft und verwirrt hat und sehr häusig von seiner Neigung für Philosophie gründlich geheilt ist. Muß er eine Prüfung in dem Gegenstande ablegen, so geht er nun an's Einpauken, d. h. an das mechanische Auswendiglernen unverstandener Antworten auf bestimmte Prüfungsfragen; die Folge für's Leben ist dann, daß er sich entweder mit dem überstandenen philosophischen Studium brüstet, ohne eine Ahnung von philosophischem Denken zu haben, oder daß er aus seiner Nichtachtung und seinem Abscheu gegen den „Unsinn der Philosophie" kein Hehl macht. Auch die besten Grundrisse der Geschichte der Philosophie können an diesem Ergebniß nichts ändern; sie werden so wenig jemals den Geschmack an der Philosophie fördern, wie ein Leitfaden der Weltgeschichte den Geschmack an historischen Studien. So unentbehrlich zusammenfassende Leitfäden als Wegweiser in bibliographischer und anderer Hinsicht sind, so werthvoll sie für die Wiederholung einer ausführlich durchgearbeiteten Gefchichtsperiode sind, so ungeeignet sind sie zur selbstständigen Lectüre. Dabei hat der trockene Geschichtsleitfaden noch den Vortheil, daß er Thatfachen berichtet, die, wenn auch in ihrem pragmatischen Zusammenhange unverständlich, doch in ihrer nackten Thatsächlichkeit dem Verständniß keine Schwierigkeit bereiten, während der ebenso trockene Grundriß der Geschichte der Philosophie thatsächliche Mittheilungen zusammenreiht, die so lange unverständlich bleiben und großentheils den Köpfen Verrückter entsprossen scheinen, als sie wie Früchte unbekannter Herkunft von dm Gedankenbäumen abgelöst sind, auf denen sie einst wuchsen.

Nun giebt es aber keine Philosophie, die nicht der Geschichte angehörte; wenn man also Philosophie kennen lernen will, so ist das in der That gar nicht anders möglich, als dadurch, daß man in irgend welcher Weise Geschichte der Philosophie treibt. Der Fehler der heute üblichsten Einführung in die Philosophie liegt also nicht darin, daß man mit der Geschichte der Philosophie anfängt, sondern nur darin, daß man mit einer oberflächlichen gedrängten Uebersicht des ganzen Entivickelungsganges beginnt, anstatt zunächst einen Theil derselben dem gründlicheren Verständniß näher zu rücken. Es kommt noch hinzu, daß unter der Bezeichnung „Geschichte der Philosophie" in den Grundrissen und Leitfaden meistens nur oder doch vorzugsweise Geschichte der Metaphysik behandelt wird, und daß die Metaphysik eines jeden Systems in der Regel nur zu verstehen ist im Zusammenhange und in der Wechselwirkung mit dessen Erkenntnißtheorie, Naturphilosophie, Ethik, Aesthetik und Religionsphilosophie. Wenn man also unter dem Titel einer allgemeinen Geschichte der Philosophie in den Grundrissen derselben in der Hauptsache doch nur die Geschichte einer, und zwar der wichtigsten wenn auch schwer verständlichsten Specialdisciplin erhält, so kann man auch gleich mit der Geschichte einer anderen leichter verständlichen Specialdisciplin z. B. der Rechtsphilosophie, Ethik, oder Aesthetik beginnen. Dieses Verfahren hat ohne Zweifel große Vorzüge, und es ist Juristen, Theologen, Kunsthistorikern, Kunstkritikern oder Künstlern, welche nur den ihrem Fache benachbarten Zweig der Philosophie als Hülfswissenschast kennen lernen wollen, aber kein allgemeines und tieferes philosophisches Interesse haben, nur zu empfehlen. Es wird dadurch eine in ihrer Art ziemlich gründliche, wenn auch einseitige philosophische Schulung erzielt, und es ist entschieden rathsamer, sich unter Verzicht auf Metaphysik mit einer solchen Specialdisciplin zu begnügen, als hinterher noch die allgemeine Geschichte der Philosophie oberflächlich zu durcheilen und dann mit einer doch nicht vorhandenen Bildung in systematischer Philosophie zu prunken.

Wer aber auf dem Wege der Geschichte der Specialdisciplinen Philosophie studiren wollte, der dürfte sich nicht mit einer oder zwei solchen Disciplinen begnügen, sondern müßte mindestens alle wichtigeren derselben durcharbeiten, um dann schließlich doch zur Geschichte der Metaphysik als der Krönung des Gebäudes zurückzukehren. Sehen mir nun davon ab, daß wir bis jetzt noch keine zu solchem Zwecke geeignete Werke über Geschichte der Erkenntnißtheorie und der Naturphilosophie besitzen, so würde doch die Durcharbeitung aller Disciplinen der Philosophie, welche einerseits das Verständniß in mancher Hinsicht erleichtert, es auch wieder in anderer Hinsicht erschweren. Denn zahlreiche Wiederholungen sind bei solchem Verfahren unvermeidlich, und nirgends wird ein zusammenhängendes Bild eines einheitlichen philosophischen Systems gewonnen, es sei denn, daß der Leser sich schließlich selbst ein solches aus den fämmtlichen erzielten Einzelresultaten zusammensetzt. Thatsächlich gehören aber die allermeisten geschichtlichen Stufen in der Entwickelung der Specialdisciplinen als organische Glieder einheitlichen philosophischen Systemen an und sind nur aus deren Zusammenhang gewaltsam losgerissen. Es muß deshalb schließlich doch rationeller scheinen, diese systematischen Einheiten ungestört zu lassen, d. h. die Geschichte der Philosophie so zu behandeln, daß die Weltanschauung eines jeden Denkers im Zusammenhange ihrer Glieder dargestellt und aufgefaßt wird. Rechnet man, daß für die Geschichte einer jeden Specialdisciplin bei einer gründlichen Behandlung ein bis drei Bände erforderlich sind, so ergiebt sich ohnehin eine so große Zahl von Bänden, daß in diesem Umfange auch ebenso gut eine zusammenhängende allgemeine Geschichte der Philosophie möglich ist.

Ein einziges Werk, das in diesem Sinne die allgemeine Geschichte der Philosophie durchführte, existirt bis jetzt nicht; die zwölfbändige Geschichte der Philosophie des Schleiermacherianers Heinrich Ritter reicht nur bis Kant und ist für die alte Philosophie durch Zeller, für die neuere durch I. E. Erdmann und Kuno Fischer überholt. Erdmanns Geschichte der neueren Philosophie, die im Jahre 1853 abgeschlossen ist, hat leider keine zweite Auflage erlebt; nur aus den neueren Auflagen des Erdmannschen „Grundrisses" kann man vermuthen, wie sehr der Verfasser bei einer neuen Bearbeitung seines größeren Werkes den Ansprüchen der Gegenwart Rechnung getragen haben würde. Fischers Geschichte der neueren Philosophie ist noch unvollendet und reicht bis jetzt nur bis zu der Uebergangsperiode von Schöllings Jdentitätsphilosophie zu seiner positiven Philosophie, läßt also diese letztgenannte ebenso wie Hegel, Schopenhauer und die fämmtlichen übrigen Philosophen des 19. Jahrhunderts noch unerörtert. Außerdem hat sie einen Ergänzungsband über Bacon, dessen englische Nachfolger nur anhangsweise ganz kurz behandelt sind. Für das Mittelalter ist

Studirende noch heute in der Hauptsache auf Ritters Geschichte Bd. V. bis VIII. angemiesen, obwohl dieselben den heutigen Ansprüchen nicht in jeder Hinsicht genügen können. Eine Neubearbeitung der Geschichte der Philosophie des Mittelalters wäre daher jedenfalls ein zeitgemäßes und verdienstliches Unternehmen.

Wenn nun ein Philosophiebeflissener den Muth hat, sich durch fünf Bände Zeller, vier Bände Ritter, sieben Bände Fischer und die nöthigen monographischen Ergänzungen für die neueste Zeit hindurchzuarbeiten, so fragt sich weiter, ob er wohl thut, bei der Lectüre die chronologische Reihenfolge inne zu halten, oder ob er eine andere wählen soll. Ohne Zweifel haben die älteren Stufen den Vorzug einer gemissen Einfachheit, und ihre Kenntniß erleichiert das Verständuiß der nachfolgenden Stufen, welche sich auf sie stützen. Andererseits ist das Verständnis; um so leichter je entwickelter die Formen und Glieder eines Systems sind, und je näher sie,der uns vertrauten Culturatmosphäre stehen. Das scheinbar Einfache der primitiveren Entwickelungsstufen ist oft nur eine keimartige Verhüllung der noch latenten Mannigfaltigkeit, welche in späteren Entwickelungsstufen heraustritt; die embryonische Indifferenz aber ist viel schmerer zu verstehen als der entwickelte und ausgereifte Gedankenorganismus, und das Verständnis; des ersteren pflegt nur in dem Maße sich zu erschließen, als man die Kenntniß des letzteren schon mitbringt und als Schlüssel benutzt. Das volle Verständnis; für die früheren Stufen erschließt sich deshalb niemals dem Anfänger bei der ersten Bekanntschaft, sondern erst bei einer zweiten Lectüre demjenigen, der den ganzen Entmickelungsgang bis zu Ende verfolgt hat? die Zumuthung einer zweimaligen Lectüre so vieler Bände märe aber offenbar zu hoch gespannt. Kann man mit Sicherheit darauf rechnen, daß die Ausdauer des Lernenden nicht vor Beendigung der ganzen Aufgabe erschöpft ist, so wird man hoffen dürfen, daß die Ernte, welche aus den zuerst gelesenen Perioden in die Vorrathskammer des Gedächtnisses eingebracht ist, unter dem Einflüsse der Lectüre der übrigen Perioden noch in aller Stille nachreift, und zwar gleichviel womit man begonnen hat. Unter dieser Voraussetzung wird man zugeben können, daß es ziemlich gleichgültig ist, mit welcher Periode man beginnt, und welche man zuletzt vornimmt; die Vortheile und Nachtheile der sechs möglichen Reihenfolgen unter den drei Hauptperioden dürften sich ungefähr ausgleichen, wenn durch unbewußte oder bewußte Gedankenverarbeitung das früher Gelesene durch das später Gelesene die nöthige Nachreife des Verständnisses empfängt.

Anders liegt die Sache, wenn man auf eine solche Ausdauer im Studium nicht mit Sicherheit rechnen kann und man daran denken niuß, auch beim Abbrechen der Lektüre nach einer oder zwei Hauptperioden für den Lernenden den höchstmöglichen Gewinn aus der aufgewandten Zeit und Arbeit zu ziehen. Dann ist die Sachlage ähnlich, wie wenn der Lernende von vornherein erklärt, aus äußeren Gründen auf ein so ausgedehntes Studium Verzichten zu muffen, aber bereit ist, eine geringer bemessene Aufgabe zu bewältigen, wenn er dadurch einen entsprechenden Gewinn für seine allgemeine philosophische Bildung erzielen kann. Stellt man also die Frage dahin, welche der drei Perioden für sich allein genommen die bildendste sei, so würde ich kein Bedenken tragen zu behaupten, daß die Geschichte der neueren Philosophie einen mehr als doppelt so hohen Bildungsmerth besitze, als diejenige des Alterthums und Mittelalters zusammengenommen.

Das Alterthum steht uns nicht nur zeitlich, sondern auch kulturgeschichtlich am fernsten; und was uns mit ihm verbindet, ist einerseits die Kunst einschließlich der schönen Literatur und andererseits die Begriffe des Rechtsund Staatslebens, aber nicht die Grundgedanken der Philosophie und am allerwenigsten die der Metaphysik, die erst an der Grenze des Ueberganges in's christliche Mittelalter und in Wechselwirkung mit demselben uns verwandte Saiten anschlagen. Von dem Alterthum scheidet uns eine geschichtlicher Bruch und eine culturgeschichtliche Kluft, während wir dem Mittelalter durch eine geschichtliche Stetigkeit der Entmickelung verbunden find. In der mittelalterlichen Philosophie finden wir diejenigen Grundanschauungen erörtert, welche wir von Kindesbeinen an durch die metaphysische und religiöse Atmosphäre unserer Zeit halb unbewußt eingesogen haben, und welche durch die dreifache Autorität der Familie, Schule und Kirche sanctionirt sind; in den griechischen und römischen Philosophen dagegen begegnet selbst demjenigen eine völlig fremdartige Gedankenwelt, welcher auf dem Gymnasium mit den alten Dichtern, Rednern und Geschichtschreibern vertraut geworden ist. Wenn nun selbst das Studium der mittelalterlichen Philosophie für sich allein nicht den Anspruch erheben kann, eine einigermaßen ausreichende philosophische Bildung zu vermitteln, so kann dasjenige der alten Philosophie es noch weit weniger.

In der mittelalterlichen Philosophie die philosophische Bildung suchen kann^ / nur der Katholicismus, welcher als der in die Neuzeit herüber conservirte^ V Rest des Mittelalters zu betrachten ist; in der alten Philosophie sie suchend wollen, kann nur eine dem Leben entfremdete und vor der Gegenwart die! Augen verschließende Philologie. Von einer Ueberfchätzung der mittelalterlichen Philosophie ist man in protestantischen Kreisen so fern, daß viel' mehr eine ungerechte Unterschätzung und ungebührliche Vernachlässigung derselben zu beklagen ist. Die Ueberfchätzung der alten Philosophie ist dagegen an unseren Universitäten noch immer an der Tagesordnung, weil gerade in deren philosophischen Facultäten noch immer die Philologie eine maßgebende Stelle hat und weil unsere Prüfungsordnung gerade die Philologen am meisten zur Beschäftigung mit Philosophie hindrängt. Für einen klassischen Philologen liegt es ja sehr nahe, wenn er nebenbei auch Philosophie treiben will oder muß, sich vor allen anderen mit den griechischrömischen Philosophen zu beschäftigen, weil er dabei in seinem Berufe thätig bleibt und einen doppelten, nämlich philologischen und philosophischen Gewinn, einzuheimsen hoffen darf. Dieses thatsächliche Uebergewicht des Studiums der alten Philosophie an unseren Universitäten hat dann aber indirect wieder dazu beigetragen, den Schätzungsmaßstab für dessen philosophischen Bildungsmerth zu verrücken und in neu Hinzutretenden den Glauben zu erwecken, als ob dasjenige, was am meisten getrieben wird, auch wohl das empfehlensmertheste sein müsse.

Ein Liebhaber der Weisheit am Ausgange des römischen Reichs, der damals schon den Inhalt von Zellers „Philosophie der Griechen" sich angeeignet hätte, hätte selbst für seine Zeit nicht auf der Höhe der philosophischen Bildung gestanden, wenn er nicht auch die Lehre der christlichen Kirchenväter studirt hätte, also dasjenige, was wir jetzt als ersten Abschnitt der mittelalterlichen Philosophie zu bezeichnen pflegen. So sehr bilden schon in dem ersten halben Jahrtausend nach Christi Geburt die alte und mittelalterliche Philosophie zwei Seiten der philosophischen Speculation, die einander abstoßen und doch zur Ergänzung fordern. Die alte Philosophie starb daran, daß ihr die Talente fehlten, um die jüdisch-christliche Speculation in sich aufzunehmen und zu verarbeiten; die mittelalterliche Philosophie aber konnte an ihre Stelle treten, weil ihre Träger die speculative Kraft besessen hatten, die wesentlichsten Momente der alten Philosophie in sich herüberzuziehen und sich anzueignen. So ist die mittelalterliche Philosophie in gewissem Sinne ein Höheres als die antike und spiegelt diese in sich wider, während man das Umgekehrte nicht sagen kann. Wer die mittelalterliche Philosophie studirt, erhält zugleich einen, allerdings sehr getrübten, Reflex der antiken mit, aber nicht umgekehrt. Wer beide studirt, gewinnt damit zwei einander ergänzende Weltanschauungen von ungleichem Werthe, aber ohne jeden Fingerzeig zu einer anderweitigen Synthese als derjenigen, welche die Philosophie des Mittelalters bereits versucht und auf ihre Weise durchgeführt hatte.

Die höhere Synthese beider Seiten, welche die Geschichte geliefert hat, ist eben erst in der dritten Hauptperiode zu finden, d. h. in der Geschichte der neueren Philosophie. Diese enthält die beiden vorhergehenden als aufgehobene Momente in sich und ist deshalb im Stande, eine gewisse Bekanntschaft mit denselben durch den von ihnen geworfenen Reflex zu vermitteln. Dabei ist aber die neuere Philosophie nur dadurch fähig, Synthese der antiken und mittelalterlichen zu sein, daß sie zugleich zu einem eigenartigen höheren Standpunkt fortschreitet. Was von diesem höheren Standpunkt aus, der allein der modernen Culturatmosphäre entspricht, der Erhaltung und Verwendung merth erscheint, das conservirt sie von den Gedankenkeimen der alten und mittelalterlichen Philosophie; was sich nicht in den Dienst dieser höheren Weltanschauung stellen läßt, das läßt sie fallen. In dieser Auslese der Gedanken und Aneignung der bestandfähigen vollzieht sie diejenige Verdauung an dem Gedankenvorrath der alten und mittelalterlichen Philosophie, durch welche allein diese beiden zur geistigen Ernährung des modernen Menschen brauchbar werden und ihm in Fleisch und Blut übergehen können.

Wer auf diese Vorarbeit der Geschichte verzichten und mit seinen eigenen Mitteln denselben Assimilationsvroceß für sich allein vornehmen will, der gleicht einein Menschen, welcher, anstatt von Rom nach Berlin mit dem Courierzug zu fahren, auf eigenem Maulthier querfeldein nach Norden reitet. Wer aber die geschichtliche Verarbeitung der alten und mittelalterlichen Philosophie in der neueren durch das Studium der Geschichte der letztgenannten verfolgt hat, der kann zur Noth das directe Studium der beiden ersten auch entbehren, und doch ein philosophisch Gebildeter heißen. In früheren Zeiten pflegten sogar, wie so manches Beispiel beweist, die großen uud bahnbrechenden Philosophen recht lückenhafte und mangelhafte Kenntnisse von der Geschichte der Philosophie zu besitzen: wenn nun auch seit Schölling und Hegel in unserem geschichtlich denkenden Jahrhundert die genaue Orientirung über die Vorgänger unerläßliche Bedingung für jeden Lehrer und Schriftsteller im Bereiche der Philosophie geworden ist, so ist doch für den philosophischen Dilettanten, der nur Befriedigung feines eigenen Bedürfnisses sucht, nach wie vor die lückenlose Vollständigkeit seiner geschichtlichen Kenntnisse keineswegs geboten. Wer sich eine nähere Kenntniß der neueren Philosophie angeeignet hat und mit wenig Mühe dieselbe zu vervollständigen sucht, der wird sogar durch die schon erlangte Bildung und die bereits aufgefangenen Reflere der früheren Perioden befähigt sein, ohne Schaden einen Leitfaden vorzunehmen, etwa den Zellerschen Grundriß für die alte und den Erdmannschen oder Ueberwegschen für die mittelalterliche Philosophie.

Wer die Geschichte der neuen Philosophie in einein Zuge durcharbeiten und von einem Darsteller sich vorführen lassen will, der wird auch heute noch am besten thun, sich an Erdmann zu halten und nur für die neueste Zeit dessen Grundriß zur Vervollständigung der Uebersicht heranzuziehen. Aber ich muß gestehen, daß mir die Erdmannsche Darstellung, auch ganz abgesehen von der Modification der Ansichten des Verfassers für die älteren Theile derselben, doch noch nicht ausführlich genug erscheint, um in den feineren inneren Zusammenhang der Systeme und deren Einzelheiten in solchem Maße einzuführen, daß nicht bloß das geschichtliche Interesse, sondern auch das philosophische Bedürfniß dabei seine Rechnung findet. Ich meine, daß diesem Zwecke nur dann genügt werden kann, wenn jedem wichtigeren Philosophen eine Monographie von der Stärke eines eigenen Bandes gewidmet wird. Diesem Anspruch genügen die ersten Bände Fischers und sein Buch über Bacon; es wäre nur zu wünschen, daß er sich entschlösse. Locke, Hume nnd Berkeley einen eigenen Band zu widmen und,nach Spinoza und Leibniz auch die Darstellung von Wolff, Lessing und Herder anzuschließen, über welche der Studirende jetzt in anderen Quellen Belehrung suchen muß. Auch Malebranche kommt bei Fischer nicht so zur Geltung, wie er es verdient. Die Darstellung des Leibniz ist ihm in der vorkantischen Periode jedenfalls am besten gerathen.

Nun liegt die Gefahr nahe, daß derjenige, welcher in solcher Weise die vorkantische Periode der neueren Philosophie durchgearbeitet hat, mit seiner Geduld und Zeit am Ende ist und nicht mehr dazu gelangt, die Geschichte der neuesten Philosophie gründlich kennen zu lernen. Ein solcher wird dann ohne Zweifel mehr philosophische Bildung erlangt haben, als wenn er die gleiche Arbeitszeit auf die alte oder mittelalterliche Philosophie verwandt hätte; aber er wird doch immerhin im vorigen Jahrhundert stecken geblieben sein, und die letzte und höchste Entwickelungsphase der Philosophie wird ihm fremd geblieben sein, welche allein den Culturströmungen der Gegenwart erschöpfenden philosophischen Ausdruck zu geben vermag. Wer ganz sicher ist, daß er nicht auf halbem Wege abspringen wird, der thut ohne Zweifel besser, mit der vorkantischen Periode der neueren Philosophie zu beginnen, welche die Beziehungen zur alten und mittelalterlichen Philosophie klarer enthüllt, die Probleme in einfacherer Gestalt stellt und löst, und auf das Verständniß der schwierigen neuesten Philosophie in geeignetster Weise vorbereitet. Aber wer die Zeit und Ausdauer für eine so umfassende Aufgabe sich nicht zweifellos zutraut, der wird doch noch einen weit größeren Gewinn davontragen, wenn er sogleich an das Studium der neuesten Philosophie herantritt. Dieser oberste Ring des spiraligen Entmickelungsganges nimmt alle früher behandelten Probleme auf höherer Stufe wieder auf'und giebt denselben tiefere Lösungen, fügt aber auch eine Menge neuer Probleme hinzu und führt manche der bisher nur gestreiften Specialdisciplinen zur vollen Entmickelung. Diese neueste Philosophie ist also zugleich tiefer, feiner und systematisch umfassender als alle früheren Phasen, deren für die Gegenwart brauchbare Ergebnisse sie in sich aufhebt und weiter verarbeitet.

Leider tritt dabei nur die Schwierigkeit ein, daß wir sür das Studium der Geschichte dieser neuesten Philosophie noch nicht mit ebenso bequemen literarischen Hülfsmitteln versehen sind wie für die früheren Perioden; es erklärt sich das daraus, daß dieselbe der Gegenwart noch zu nahe steht. Die zwei letzten Bände des Erdmaimschen Werkes können ihrem Umfange nach für den hier in's Auge gefaßten Zweck noch weniger genügen, wenn es sich um das Specialstudium der neuesten Philosophie seit Kant handelt, als das ganze Werk, wenn es sich um das Studium der gesammten neueren Philosophie handelt; die noch kürzeren Darstellungen aber können hier, auch wenn sie nicht veraltet sind, erst recht nicht in Betracht kommen, da sie sich schon mehr oder weniger der Haltung eines Grundrisses nähern. Das Fischersche Werk dagegen entfernt sich von dein wünschenswerthen Mittelmaß wiederum nach der andern Seite. Wer zwei starke Bände durcharbeiten soll, um die Kantsche Philosophie kennen zu lernen, der wird es in der Regel vorziehen, auf eine Darstellung aus dritter Hand zu verzichten und gleich unmittelbar die Kantschen Hauptmerke vorzunehmen. Bei Schölling nimmt die biographische Einleitung einen ganz unverhältniszmäßigen Raum ein; und dafür, daß doch die letzte und wichtigste Entwickelungsphase fehlt, ist der Band viel zu umfangreich. Auch der Band über Fichte, den ich inhaltlich für den am besten gerathenen halte, ist selbst dann, wenn man die Einleitung über die Kantsche Schule in Abrechnung bringt, zwei bis drei Mal so stark ausgefallen, als die Bedeutung Fichtes es rechtfertigt, der für die Specialdisciplinen am wenigsten von allen großen neueren Philosophen geleistet hat und auch in principieller Hinsicht doch nur eine Uebergangsstufe von Kant zu Schölling ohne große selbstständige Bedeutung repräsentirt. Sollte Hegel in entsprechender Ausführlichkeit wie seine Vorgänger dargestellt werden, so würde er drei bis vier Bände beanspruchen. Ich meine dagegen, daß ein Band von 15 bis 30 Bogen für einer Autor das höchste Maß ist, welches eine Monographie nicht überschreiten sollte, also etwa der Umfang, wie ihn die Köbersche Monographie über Schopenhauer und die Lassonsche über Eckhart besitzen: und ich würde es für die geeignetste Einführung in das Studium der Philosophie halten, wenn wir eine Geschichte der neuesten Philosophie in solchen Monographien besäßen. Solange es an einer solchen fehlt, muß man sich eben mit den vorhandenen Mitteln behelfen so gut es geht.

Darüber darf man sich natürlich keiner Täuschung hingeben, daß alle Darstellung philosophischer Systeme aus dritter Hand selbst noch kein philosophisches Studium im eigentlichen Sinne des Wortes, sondem nur die Einführung in ein solches zu geben verniag; daß sie die Versenkung in die Originalwerke niemals ersetzen, sondern nur vorbereiten und erleichtem kann. Wer sich so viel Leichtigkeit des Verständnisses und Gewandtheit des Denkens zutraut, der mag getrost diese Vorschule überspringen und ohne weiteres mit der Lectüre eines großen Philosophen beginnen; wer zaghafter ist und vorsichtiger, aber auch sicherer gehen will, wird sich jener Vorschule schon deshalb nicht entziehen, um sich Mißgriffe und Enttäuschungen in der Wahl seiner Lectüre zu ersparen. Die Geschichte der Philosophie läßt den Lernenden erkennen, welche Denker ihm wahlverwandt sind und welche nicht; und schon dies allein ist ein unschätzbarer Vortheil, da es unmöglich ist, in Betreff der Auswahl eines einzelnen einen für alle Individualitäten gleich passenden Rath zu geben. Hat aber das geschichtliche Studium den Erfolg gehabt, daß der Lernende von einem System besonders angesprochen und sympathisch angezogen ist, dann kann er nichts Besseres thun, als dieses System gründlich und nach allen Richtungen durchzuarbeiten und an demselben ebenso sehr seine congeniale Revroduction wie seine selbstständige Kritik zu üben.

Es ist weit bildender und fördernder, alle wichtigeren Schriften

eines Philosophen, wo möglich Alles, was er geschrieben hat, ohne Rest zu lesen, als von mehreren bloß je ein Hauptwerk; denn im letzten Falle erzielt man doch nur ein halbes und fragmentarisches Wissen und Verstehen, während man im ersten Falle nicht nur lemt, was ein philosophisches System ist, sondern auch was dieses bestimmte System dem philosophischen Bedürfniß zu leisten vermag und was nicht. Damit ist dann erst der entscheidende Punkt gewonnen, wo das eigene Denken einsetzen und in fruchtbarer Richtung seine Kraft erproben kann, indem es versucht, die Aporien des Systems zu überwinden, sei es aus den Voraussetzungen des Systems selbst, sei es aus Ergänzungen vesselben von anderer Seite her. Erst derjenige kann philosophisch gebildet heißen, der mindestens eine Periode der Geschichte der Philosophie in fremder Darstellung und mindestens ein philosophisches System aus den Originalmerken gründlich bis in alle Falten kennen gelernt und durchdacht hat. Daß keiner hierbei stehen bleiben kann, der in der Philosophie ernstlich weiter kommen will, versteht sich von selbst; aber ein solcher ist dann genügend vorbereitet, um sich seinen Weg allein zu suchen, und die allgemeinen Rathschläge über die beste Art des Studiums können sich nur auf die Zeit bis zum Abschluß dieser ersten philosophischen Bildung beziehen.

Wenn es einen einzigen bestimmten Philosophen gäbe, der anerkannter Maßen alle die für die Auswahl in Betracht kommenden Vorzüge in sich vereinigte, so wäre es zweifellos der richtigste und einfachste Weg, unmittelbar mit der Lectüre seiner sämmtlichen Werke zu beginnen, welche dann auch zugleich die beste Einführung in die Geschichte der neuesten Philosophie und damit in die Geschichte der Philosophie überhaupt gewähren muß. Insbesondere so lange mir kein den oben aufgestellten Forderungen entsprechendes Werk über die Geschichte der neuesten Philosophie besitzen, sondern nur zwischen allzukurzen und allzubreiten Darstellungen zu wählen haben, wäre diese Versetzung in ruedius res jeder anderen Methode des Studiums vorzuziehen. Aber gerade die gegenwärtige Philosophie ist noch allzusehr in der Währung begriffen, um den Zeitgenossen ein umfangreiches, zuverlässiges und unwidersprochenes Urtheil in dieser Hinsicht zu gestatten; und so lange die Sache so liegt, wird ein Weg, der eine vorläufige Recognosirung und Orientirung ermöglicht, doch wohl sicherer zum Ziele führen. Es war keine ungünstige Zeit für den Erwerb philosophischer Bildung, als es für selbstverständlich galt, daß man mit Hegel beginnen müsse und von ihm aus die Geschichte der Philosophie rückwärts zu verstehen suchen müsse; noch heute wundern mir uns manchmal über die Lebhaftigkeit und Wärme des philosophischen Interesses der in jener Zeit aufgewachsenen Generationen, deren Neste noch in die Gegenwart herüberragen.

Der Philosoph, dessen genauerem Studium der Lernende sich widmen will, wird ohne Zweifel aus derjenigen Periode zu wählen sein, mit welcher er sich bereits in einer Darstellung aus dritter Hand beschäftigt hat. Wer also die ganze Geschichte der Philosophie gleichmäßig durchgearbeitet hat, dem steht die Wahl aus dein ganzen Gebiet offen; wer nur das Alterthum und die neuere Zeit studirt hat, der sollte einen mittelalterlichen Philosophen ausschließen, wie derjenige, der nur Mittelalter und neuere Zeit studirt hat, einen antiken. Wer sich auf die Geschichte der neueren oder gar der neuesten Philosophie beschränkt hat, wird auch in seiner Wahl auf diese beschränkt sein. Denn offenbar kann das geschichtliche Studium das Verständniß vorbereiten und erleichtern nur in Bezug auf solche Philosophen, die es umspannt, nicht in Bezug auf solche, deren Geschichtsperiode es fern geblieben ist. Wie bedenklich es ist, die neueste Zeit oder gar die ganze neuere Philosophie vom geschichtlichen Studium auszuschließen, das zeigt sich erst jetzt mit voller Deutlichkeit, wo auch die Wahl des zu studirenden Systems von der vorherigen Wahl der Periode abhängig erscheint.

Die ferneren nachfolgenden Gesichtspunkte werden sogar demjenigen von Nutzen sein können, der die Vorschule des Geschichtsstudiums überspringen und sofort mit der Lektüre der Originalwerke eines bestimmten Philosophen beginnen will.

Unbedingt ausgeschlossen sind für einen Anfänger solche Philosophen, deren System nur aus den Berichten Dritter oder aus zerstreuten kleineren Bruchstücken zu construiren sind; also z.B. Sokrates und die vorsokratischen Philosophen. Ungünstige Umstände sind es, wenn Unklarheit darüber herrscht, welche Schriften echt, und welche untergeschoben sind (wie bei Plato), oder wenn die überlieferten echten Schriften erhebliche Lücken und Umstellungen zeigen (wie bei Aristoteles); aber diese Nachtheile können wenigstens durch Vorzüge anderer Art überwogen werden, während der gänzliche Mangel zusammenhängender Originalmerke zu einer conjecturirenden Reconstructionsarbeit nöthigt, welche die Kräfte eines Anhängers weit übersteigt. Ungünstig ist es ferner, wenn der Autor bei der Abfassung seiner Schriften noch andere als rein theoretische und wissenschaftliche Gesichtspunkte hatte, wenn er z. B. zugleich literarische Kunstwerke zu schassen beabsichtigte; denn dann treten Rücksichten in der Composition und im Stil hervor, welche das Verständniß verdunkeln und den Zugang zum Inhalt erschweren. Alle philosophischen Abhandlungen in Gesprächsform (Platon, Bruno, Schölling) leiden an diesem Uebelstande, aber auch alle sonstigen Werke, deren Autoren sich in „schöner Sprache" und blendenden Apercus gefallen und bei der Wahl ihrer Ausdrücke nicht vollkommen selbstverleugnend, schlicht und sachlich verfahren.

Ungünstig für das Studiuin ist es weiterhin, wenn die zu wählenden Werke nicht in der Muttersprache des Lernenden, sondern in einer Fremdsprache verfaßt sind. Denn wenn er die fremdsprachigen Originale studirt, so wird seine Aufmerksamkeit zwischen sprachlicher Form und fachlichem Inhalt getheilt und hin und her gerissen, und selbst wenn er die Sprache gut beherrscht, wird er viel langsamer vorwärts kommen, vielleicht zwei bis vier Mal so viel Zeit brauchen, als wenn dieselben Werke in seiner Muttersprache geschrieben wären; wenn er aber eine Uebersetzung vornimmt, so hat er mit deren unvermeidlichen Ungenauigkeiten zu kämpfen und ist niemals völlig sicher, die wahre Meinung des Autors erfaßt zu haben. Wer dennoch einen solchen Philosophen wählt, der wird jedenfalls am besten thun, zunächst eine möglichst gute Uebersetzung in einem Zuge durchzulesen, um einen ungestörten Gesammteindruck zu erhalten, und dann die wichtigeren Stellen oder Abschnitte iin Original nachzulesen. Nur sehr selten wird Jemand eine todte oder lebende Fremdsprache ebenso gut verstehen und ebenso rasch und geläufig lesen wie seine Muttersprache; im Durchschnitt werden unsre Studirenden in gleicher Zeit mit geringerer Mühe zwei bis vier philosophische Systeme in deutschen Uebersetzungen und eines in der Ursprache, in gleicher Zeit sämmtliche Werke eines Philosophen in deutscher Uebersetzung und ein einzelnes Hauptwerk desselben in der Ursprache durcharbeiten.

Es kann kein Zweifel obwalten, auf welcher Seite der größere philosophische Gewinn für den Anfänger liegt. Wenn die Universitätsphilosophie diese Thatsache ignorirt und gegen die Lectüre von Uebersetzungen eine entschiedene Mißachtung zur Schau trägt, so ist das nicht aus philosophischen Rücksichten zu rechtfertigen, fondern nur aus philologischen Nebenrücksichten, die für uns hier nicht in Betracht kommen. Unverkennbar freilich bleibt der Vortheil, wenn man einen solchen Philosophen zum Studium wühlt, bei welchem die Vorzüge des Originals mit denen einer Lectüre in der Muttersprache zusammentreffen; und der deutsche Studirende hat den ungeheuren Vortheil gegen alle andern Völker, daß die höchsten Ergebnisse des bisherigen Entwickelungsganges der Philosophie gerade ihm und ihm allein in seiner Muttersprache vorliegen. Der Deutsche wäre x aber kein richtiger Deutscher, wenn er nicht diesen Vortheil mißachtete und ^ mit Vorliebe nach den Erzeugnissen des Auslandes oder auch einer fernen i Vergangenheit griffe; und diese Beiseiteschiebung des Heimischen wird durch" die philologische akademische Praxis sanktionirt und unterstützt.

Als ein ungünstiger Umstand ist es ferner bei der Wahl eines Philosophen in Betracht zu ziehen, wenn derselbe keine besonderen philosophischen Abhandlungen verfaßt, sondern seine philosophischen Ansichten nur gelegentlich in anderem Zusammenhange hat einfließen lassen, oder wenn seine rein philosophischen Aufsätze selbst nur flüchtige Skizzen von geringem Gesainmtumfang sind, welche aus den anderwärts eingestreuten Bemerkungen der Ergänzung bedürfen. Dies macht z. B, unsere Dichterheroen (Lessing, Herder, Goethe, Schiller) ungeeignet zum Gegenstand eines philosophischen Studiums für Anfänger; während für Vorgeschrittene gerade ein besonderer Reiz darin liegen kann, das an einzelnen Stellen

Nord und Eiid. 151, 5

Zerstreute zu einem einheitlichen Bilde zu sammeln und in einander zu fügen. Selbst das wirkt noch höchst erschwerend für das Verständniß, wenn ein Autor zwar zahlreiche philosophische Abhandlungen verfaßt hat, aber jede derselben bloß aus Aphorismen und Apercus besteht, die der Leser erst zu einein Ganzen verknüpfen muß; oder wenn jede der Abhandlungen monographisch nur eine untergeordnete philosophische Frage erörtert und nur gelegentlich die philosophische Grundansicht des Verfassers durchscheinen läßt. Dagegen ist nichts so förderlich für das Verständniß als das Vorhandensein eines oder mehrerer rein philosophischer und systematisch gehaltener Hauptmerke, an welche dann die anderen monographischen Arbeiten über secundäre Fragen sich anlehnen. An solchen systematischen Hauptmerken sehlt es z. B. bei Hamann, Baader, und in strengerem Sinne selbst bei Leibniz und Platon.

In der neusten Zeit hat die fortschreitende Arbeitsteilung auch auf philosophischem Gebiete zur Folge gehabt, daß manche Denker ihre Lebensaufgabe ausschließlich in der Förderung einer oder mehrerer Specialdisciplinen (z. B. der Erkenntnisztheorie, Rechtsphilosophie, Aesthetik, Neligionsphilosophie u. s. w.) suchen, und darin oft etwas Tüchtiges leisten. Wie hoch auch der Werth solcher Arbeiten für die mit svecialistischem Interesse an sie Herantretenden zu schätzen sein mag, so können sie doch nicht als zweckmäßige Nahrung für das allgemeine philosophische Bedürfnis; betrachtet worden, wofern die betreffenden Autoren nicht zugleich eine eigenartige allgemeine Weltanschauung in ausreichender Weise entwickelt und dadurch einen Platz in der allgemeinen Geschichte der Philosophie errungen haben.

Von nicht zu nnterschätzendem Gewicht sür die Wahlentscheidung ist die Klarheit oder Dunkelheit des Gedankenganges und des sprachlichen Ausdrucks. Eine geschickte Stoffverteilung, eine wohlgeordnete Composition und eine durchsichtige architektonische Gliederung erleichtert ungemein das Verständniß eines philosophischen Werkes, zumal eines größeren systematischen Hauptwerkes. Es giebt Autoren, welche unklar denken, weil sie sich aus der trüben Dunkelheit einer gähnenden Tiefe noch nicht zum sonnigen Licht hindurchgedrungen haben (z. B. Böhme, Baader); es giebt aber auch andere, die zwar klar denken, aber bei der sprachlichen Darlegung ihrer Gedanken in Schwierigkeiten gerathen, theils weil die Sprache für ihre neuen Gedanken noch nicht genug gemodelt und aufnahmefähig gemacht ist, theils weil sie zu ungeschickt sind, um die von der Sprache gebotenen Ausdrucksmittel richtig zu benutzen, theils weil sie nach dem Schein einer Tiefe streben, welche das tatsächliche Niveau ihrer Gedanken übertrifft (z. B. Bischer). Am größten sind die Schmierigkeiten der Sprache für diejenigen, welche eine neue Epoche des philosophischen Denkens inauguriren, z. B. Platon, Kant; am geringsten für diejenigen, welche am Abschluß einer solchen Epoche stehen und ihr Facit ziehen. Je uneigentlicher und bildlicher ein Philosoph zu denken pflegt, desto leichter bietet die Sprache sich seinem Dienste dar (z. B. Schopenhauer); je logisch strenger, je abstracter er sich in den reinen Aether der Sveculation aufzuschwingen wagt, desto mehr versagt ihm die Sprache die Erfüllung seiner Intentionen sz. B. Hegel).

Erschwerend für das Verständnis; wirkt aber auch die Einmischung unsachlicher Gesichtspunkte, unfruchtbarer Rücksichten, nutzloser Spitzfindigkeiten, willkürlicher Formen, eigensinniger Schablonen; ‚es sind dies die Schlacken des menschlichen Denkens, welche im Fortgang der Geschichte ausgesondert und abgestoßen werden (z. B. die Triaden des Proklus, die Lullische Kunst, Kants durchgängige Eintheilung nach seiner Kategorientafel, Hegel'sche Dialektik). Aber grade an solche Aeuszerlichkeiten heftet sich oft im Kreise der Schule das größte Ansehen, daher sie unter dem Namen „scholastisch" zusammengefaßt werden; das Scholastische in diesem Sinne gehört keineswegs bloß dem Mittelalter an, sondern es findet sich schon im Alterthum und gerade auch in der speculativen Epoche von Kant bis Hegel, wo man es als „Neoscholastik" bezeichnet hat. Nichts hat dem Auslande das Eindringen in unsere deutsche Philosophie so sehr erschwert, als die Verbindung dieser Neoscholastik nnt den ohnehin schon nicht unbeträchtlichen Schmierigkeiten der deutschen Sprache; und nichts hat der Ausländerei und Alterthümelei der Deutschen im philosophischen Studium so sehr Vorschub geleistet, als die Ungenießbarkeit dieser Neoscholastik, von der selbst Schopenhauer noch keineswegs ganz frei ist*). Am schlimmsten ist die Neoscholastik unserer speculativen Denker in denjenigen Werken, die sich in den Abstraktionen der Erkenntnißtheorie, Logik und Metaphysik bewegen (Kants Kritik der reinen Vernunft, Fichtes Wissenschaftslehre, Schöllings System des transcendentalen Idealismus, Hegels Logik); deshalb sollte ein Lernender, der sich für das Studium eines dieser Philosophen entschieden hat, niemals mit diesen schwierigsten und verwirrendsten Hauptwerken beginneil, sondern sich dieselben bis zuletzt aufsparen, nachdem er alle übrigen Schriften desselben Autors durchgearbeitet hat.

So berechtigt die Abneigung gegen eine unnütz erschwerende und inhaltlich unfruchtbare Scholastik der Form ist, so unberechtigt ist die namentlich in den Kreisen der Halbgebildeten weit verbreitete Abneigung gegen die eigenartige philosophische Ternnnologie eines Systems, insbesondere, wenn dieselbe aus fremden Sprachen geschöpft ist. Nun lassen sich aber keine neuen Begriffe aufstellen, ohne neue Wortbezeichnungen zu prägen, und aller Fortschritt in der Klarheit, Präcision, Concentration und Leichtigkeit der Gedankenbildung ist durch eine terminologische Fortbildung der Sprache bedingt. Ein Denker ohne bestimmt ausgeprägte wissenschaftliche

*) Vgl. Moritz Venetianer: „Schopenhauer als Scholastiker," Berlin, Carl Dunkers Verlag 1872. 24 Bogen.

Terminologie kann nicht mehr sein als ein populärer Schriftsteller, der die Denkergebnisse Anderer in kleine Münze umsetzt. Die Terminologie eines Systems muß um so origineller ausfallen, je origineller das System ist. Wer sich also von der fremd anmuthenden Terminologie eines Systems abschrecken läßt, der muß überhaupt auf das philosophische Studium von vornherein verzichten, oder sich mit dem trivialen Geschwätz einer unwissenschaftlichen Popularphilosophie begnügen. Ist aber einmal eine eigenartige Terminologie jedem eigenartigen System unentbehrlich, so ist es weit weniger störend, wenn dieselbe fremdsprachlich, als wenn sie deutsch ist. Die Wurzelbedeutung der Fremdwörter kann auch der Ungebildete in jedem Fremdwörterbuch oder fremdsprachlichen Lexikon nachschlagen, und dann aus dem Zusammenhang und den vom Autor gegebenen ausdrücklichen Erklärungen sehr wohl verstehen, welche Bedeutung der Ausdruck im System hat. Dagegen wird durch die Umprägungen des gewöhnlichen Sprachsinns deutscher Worte nur Verwirrung gestiftet und durch sprachwidrige Wortverrenkungen und Zusammensetzungen das Sprachgefühl weit mehr beleidigt als durch fremdsprachliche Tennini. Die Erfahrung bestätigt, daß diejenigen Philosophen, welche, wie z. B. Krause, versucht haben, sich eine rein deutsche Terminologie für ihr System zu bilden, gerade der sprachlichen Unerträglichkeit dieses Mißgriffs einen großen Theil ihrer Mißerfolge zuzuschreiben haben. Gerade in der neuesten Zeit ist durch den wachsenden stilistischen Einfluß Lessings und Schopenhauers und unter der Rückwirkung der naturwissenschaftlichen und Monographischen Schreibweise die philosophische Ausdrucksart wieder in natürlichere und sachgemäßere Bahnen eingelenkt; leider ist nur dieser formelle Gewinn in der Regel mit einer Minderung derjenigen spekulativen Tiefe verknüpft, welche wir an den großen Philosophen von Kant bis Hegel bewundern.

Die bisher erörterten formellen Gesichtspunkte dürfen ohne Zweifel bei der Wahl eines Philosophen für das Studium nicht unbeachtet bleiben; aber wichtiger als sie sind doch jedenfalls die fachlichen Gesichtspunkte, denen mir nun näher treten. In erster Reihe kommt hier in Betracht die geistige Bedeutung eines Philosophen im Allgemeinen, der Grad seiner philosophischen Begabung, vermöge deren er die Dinge mit andern Augen ansieht als ein gewöhnlicher Sterblicher. Je genialer ein Denker gewesen ist, desto niehr wird er für die Ewigkeit gedacht haben, mährend die Bedeutung der kleinen Talente schon nach einem oder zwei Menschenaltern erlischt. Unter sonst gleichen Umständen verdient also vor mehreren zur engeren Wahl stehenden Philosophen der geistig bedeutendste den Vorzug; leider ist nur häusig das Urtheil sehr schwer, welcher von zwei Philosophen der geistig bedeutendere sei, und noch weniger findet Gleichheit der sonstigen Umstände statt. Nur in einem Falle pflegt kein Zweifel über den Grad des Talentes zu bestehen, nämlich bei dem Vergleich eines Meisters mit den Jüngern seiner Schule; und deshalb ist es für den

Studirenden unbedingt rathsam, nicht mit den Werken irgend eines — ikers oder — ianers zu beginnen, sondern sich direct an einen Meister zu halten. Wenn er dagegen mit dem Studium eines solchen Meisters fertig ist, dann ist es allerdings sehr empfehlenswert!), sich auch mit den Modisicationen und Umbildungsversuchen der betreffende Schule einigermaßen vertraut zu machen, weil grade durch diese deutlicher als durch irgend etwas andres die Unzulänglichkeiten, Widersprüche und Aporien des Systems bloßgelegt werden.

Von zwei gleich bedeutenden Philosophen derselben Geschichtsperiode wird für den Anfänger das Studium des späteren von beiden den Vorzug verdienen, insofern in ihm der Vorgänger sich geschichtlich reflectirt,

aber nicht umgekehrt. Der Spätere hat den Vortheil, die Fehler des Vorgängers vermeiden und seine positiven Ergebnisse als Bausteine benutzen zu können; er kann gleichsam auf dessen Schultern steigen und darum weiter um sich sehen als jener, auch ohne an Wuchs größer als er zu sein. Am wenigsten geeignet ist demnach unter sonst gleichen Umständen in jeder Epoche derjenige, welcher sie einleitet (z. B. Sokrates-Platon, Descartes, Kant), weil in ihm noch alles im Keimen, Wachsen nnd Werden ist und erst auf die Zukunft als auf die Erfüllung seiner Verheißungen hindeutet; am meisten geeignet dagegen ist derjenige, welche eine Epoche zu einen Gipfel und Abschluß bringt, auf den nur noch der Niedergang Holgt (z. B. Aristoteles für den klassischen Hellenismus, Plotin für die hellenistische Philosophie, Thomas von Aquino für die mittelalterliche Scholastik.) Von zwei annähernd gleichzeitigen Philosophen von ungefähr gleicher Originalität und sachlicher Bedeutung wird für das Studium allemal derjenige merthvoller sein, welcher das klarere geschichtliche Bewußtsein über die Eingliederung seines Systems in den allgemeinen Entwickelungsgang der Philosophie besitzt und einen größeren Ausschnitt aus der Geschichte der Philosophie in deutlicheren Reflexen widerspiegelt. Unter diesem Gesichtspunkte ist z. B. Leibniz lehrreicher als Spinoza, Hegel lehrreicher als der ungeschichtliche und gefchichtsfeindliche Schopenhauer. Wo zwei gleichzeitige Philosophen einander als polare Gegensätze ergänzen, z. B. Hegel und Schopenhauer, da ist es rathsam, nach dem Studium des einen von beiden auch den andern gründlich kennen zu lernen, um nicht mit der Einseitigkeit des ersten behaftet zu bleiben; und dies ist um so dringender zu empfehlen, je mehr der zweite bei der versuchsweisen Lectüre den Leser abstößt, weil darin ein deutliches Merkmal liegt, wie sehr derselbe durch das Studium des ersten bereits in den bestrickenden und umnebelnden Bann seiner Einseitigkeit gerathen ist.

Von mehreren gleich bedeutenden Philosophen aus verschiedenen Geschichtsperioden ist unter sonst gleichen Umständen demjenigen der Vorzug zu geben, welcher der späteren Periode angehört, weil er auf einer höheren Warte steht. Wenn es wahr ist, daß der geschichtliche Entwickelungsgang der Philosophie einer Spirale gleicht, und jede spätere Periode einer weiteren und höheren Windung, so kehren in jeder Periode die alten Probleme auf höherer Stufe wieder, mährend zugleich die Mittel zu ihrer Lösung gewachsen sind. Denn der spätere Philosoph verfügt bei einem gleichen Maße von^ Begabung einerseits über die Kenntniß der früheren Problemstellungen und Lösungsversuche und andererseits über ein breiteres empirisches Material, wie es die fortgeschrittene Realwissenschaften darbieten. In Folge dessen begnügt er sich auch nicht mit der Neubearbeitung der alten Probleme, die nun in veränderter kulturgeschichtlicher Beleuchtung auftreten, sondern es drängen sich ihm nebenbei noch eine Menge neuer Probleme auf, von denen frühere Perioden nichts ahnen konnten, und für die sie noch gar kein Verständniß gehabt hätten. Das oben sür die Stellung der Perioden zu einander Ausgeführte gilt hier auch für Philosophen, welche in den verschiedenen Perioden eine analoge Stellung einnehmen.

Von zwei philosophischen Systemen gebührt unter gleichen Umständen demjenigen der Vorzug, welches die unmittelbarste Berührung mit der Culturatmosphäre und den geistigen Strömungen der Gegenwart hat. Denn jedes philosophische System ist mehr oder weniger culturgeschichtlich bedingt und gefärbt, und jedes hat die Aufgabe, ein Gesammtausdruck und Spiegelbild der geistigen Bedürfnisse und Anschauungen seiner Zeit zu sein; deshalb muß jede Philosophie, die einer uns fremden culturgegeschichtlichen Epoche den Spiegel der Reflexion vorhält, uns fremdartiger anmuthen und schwerer verständlich sein' als ein aus der Gegenwart entsprungenes System. Hierdurch gewinnt die Philosophie der Gegenwart einen cult urgeschichtlichen Vorsprung vor aller Philosophie der Vergangenheit, welcher von dem Vorzuge eines erweiterten philosophischen Gesichtskreises ganz unabhängig ist und zu diesem noch hinzukommt. In der Gegenwart selbst aber wird wiederum dasjenige System bei sonst gleichem philosophischem Werths den Vorzug verdienen, welches mit den Interessen und Neigungen, den Bedürfnissen und Strebungen des Zeitgeistes die engste Fühlung hat und am treuesten, allseitigsten und umfassendsten die Geistesströmungen der Gegenwart widerspiegelt. Insofern die Philosophie neben dem nach rückwärts gewandten Antlitz auch ein nach vorwärts gewandtes, prophetisches besitzt, wird es dabei wesentlich darauf ankommen, daß sie nicht bloß die Oberflächenströmungen, die jedem Blicke sichtbar sind, wiedergiebt, sondern auch den mehr versteckten Unterströmungen des Zeitgeistes Rechnung trägt, in deren dunklem Schoos; die Geschichte der Zukunft sich vorbereitet.

Unter sonst gleichen Umständen wird allemal dasjenige von zwei Systemen den Vorzug verdienen, welches auf der breiteren und solideren Erfahrungsgrundlage errichtet ist. Darin steht z. B. Aristoteles so einzig da unter den Philosophen des Alterthums, daß er ein für feine Zeit ganz erstaunliches Maaß von empirischem Wissen besitzt; darum vermissen wir an der Philosophie des Mittelalters nichts so sehr als diese empirische Basis, an deren Stelle die vermeintliche Erfahrungsgrundlage der geoffenbarten Glaubens-Wahrheit getreten ist. Nun ist aber klar, daß in Bezug aus naturwissenschaftliche, ethnologische, statistische und geschichtliche Erfahrung das Wissen der Menschheit durchschnittlich mit der Zeit wächst, und daß schon wegen des breiteren, zur sicheren Verfügung stehenden Erfahrungsmaterials die Philosophen späterer Zeiten durchschnittlich einen Vorsprung vor den früheren haben. Denn es kommt offenbar bei diesen: vergleichenden Schätzungsmaßstab nicht darauf an, welch eine Erfahrungsgrundlage ein philosophisches System für seine Zeit befaß, fondern welche es für unsere Zeit besitzt, da doch wir Jetztlebenden es sind, die aus demselben eine uns möglichst befriedigende philosophische Weltanschauung gewinnen wollen.

Wenn die Periode von Descartes und Bacon bis zu Kant einschließlich sich dadurch auszeichnet, daß die meisten hervorragenden Philosophen auch auf naturwissenschaftlichem Gebiet wohl beschlagen sind, so zeigt die speculative Epoche der deutschen Philosophie von Fichte bis Hegel eine gemisse Abkehr der Philosophie von der Naturwissenschaft, ähnlich wie die mittelalterliche Philosophie; und auch Schopenhauer hat sich erst in späteren Jahren bemüht, für sein bereits fertiges spekulatives System nachträglich naturwissenschaftliche Bestätigungen aufzulesen. Die Philosophie der Gegenwart zeigt in mehreren ihrer hervorragenden Vertreter wiederum das Bestreben, die gelösten Beziehungen zu der inzwischen mächtig fortgeschrittenen Naturwissenschaft auf's Neue und um so fester zu knüpfen, und es ist bezeichnend für unsere Zeitrichtung, daß gerade solche Philosophen am meisten Einfluß und Ansehen gewonnen haben, selbst dann, wenn ihre speculative Begabung und die Klarheit ihres geschichtlichen Bewußtseins hinter ihren großen sveculativen Vorgängern weit zurückstanden (z.B. Fechner, Lotze, Wundt).

Nun liegt es aber auf der Hand, daß man zwar aus einer unvollständigen Erfahrungsgrundlage bei großer sveculativer Kraft immer noch werthvolle philosophische Ergebnisse gewinnen kann, aber aus der breitesten Erfahrungsgrundlage bei mangelnder sveculativer Kraft gar keine; mit anderen Worten: daß für die Bedeutung eines philosophischen Systems nicht derjenige Factor der wichtigste sein wird, welchen es mit der Naturwissenschaft und Geschichte gemein hat, sondern derjenige, durch welchen es sich von beiden unterscheidet und über sie hinausstrebt. Wer der naturwissenschaftlichen Grundlage das entscheidende Gewicht beimißt, der wird besser thun, der Philosophie fern zu bleiben und sich ganz an die Naturwissenschaften zu halten, was ja auch neuerdings vielfach als das allein richtige Verhalten angepriesen worden ist. Wer sich aber die Mühe giebt. Philosophie zu treiben, von dem muß man voraussetzen, daß sein wissenschaftliches Bedürfniß in den Erfahrungsmissenschaften eben kein volles Genüge gefunden hat und nach einer philosophischen Erweiterung und Ergänzung des empirischen Standpunktes sucht. Ob die philosophische Speculation ihm die gesuchte Ergänzung gewähren kann oder nicht, darüber kann er jedenfalls erst dann ein sicheres Urtheil haben, wenn er sich mit deren hervorragenden Leistungen vertraut gemacht hat, und nicht früher. Dasjenige, was er in der Philosophie allein suchen kann, ist und bleibt das fpeculative Hinausgehen über die Erfahrung, da sie nur dieses oder gar nichts zu bieten haben kann; so lange der Lernende also die Hoffnung auf irgend welchen aus der Philosophie zu schöpfenden Gewinn nicht ganz fahren lassen will, muß er doch die fpeculative Kraft des Philosophen als den höchsten Maaßstab gelten lassen, an welchem der Werth seines Systems zu allermeist bemessen werden muß. So treten denn doch wieder die speculativen Philosophen ersten Ranges in ihr Recht gegenüber den mit geringerer philosophischer Veranlagung unternommenen Versuchen, Naturwissenschaft und Philosophie zu versöhnen.

Es bleibt endlich noch ein letzter Gesichtspunkt zu erwähnen, der gerade für den Lehrmerth eines Systems von großer Bedeutung ist. Es ist dies die möglichst vollständige systematische Ausbreitung desselben über möglichst viele Gebiete des Wissens, oder die möglichst vielseitige Durcharbeitung der philosophischen Specialdisciplinen (Erkenntnißtheorie, Naturphilosophie, Psychologie, Ethik, Aesthetik, Neligionsphilosophie, Rechtsphilosophie, Pädagogik, Staats- und Gesellschaftslehre, Philosophie der Geschichte, Geschichte der Philosophie u. s. w.). Auch hier wächst wieder der Vortheil mit der Annäherung an die Gegenwart. Im Alterthum ist es fast nur Aristoteles, der mehrere dieser Specialdisciplinen umspannt, wenn auch bei ihm, wie in der gesammten griechischen Philosophie, die Neligionsphilosophie noch ganz fehlt und die Erkenntnißtheorie noch ziemlich embryonisch bleibt. Der mtttelalterlichenPhilosophie, die wesentlichReligionsphilosophie ist, sehlt wieder die Aesthetik, und Erkenntnißtheorie und Naturphilosophie bleiben im Keime stecken. Erst im achtzehnten Jahrhundert findet die Erkenntnißtheorie und die Aesthetik selbstständige Pflege, und Kant darf wohl als der erste gelten, der diese beiden ebenso gleichmäßig umspannt wie die Naturphilosophie, Ethik und Neligionsphilosophie. Es ist also wesentlich erst die neueste Geschichte der Philosophie seit Kant, in deren Systemen eine gewisse Vollständigkeit zu finden ist, aber keineswegs bei allen. So entbehrt z. B. bei Fichte die Naturphilosophie und Aesthetik, bei Schölling die Ethik einer genaueren Ausführung, mährend bei Schopenhauer eigentlich gar keine Specialdisciplin durchgeführt ist, sondern alle nur im skizzenhaften Entwurf dargeboten sind, und bei Hegel gerade die wichtigsten Gebiete nicht vom Autor selbst für den Druck aufgezeichnet sind. Immerhin haben in Bezug auf systematische Vollständigkeit der Durchführung Aristoteles, Kant und Hegel einen Vorsprung vor allen übrigen Philosophen ersten Ranges. Unter den Philosophen der Gegenwart haben sich zumeist nur die weniger originellen zur systematischen Durcharbeitung der Specialdisciplinen gedrängt gefühlt, und gerade diejenigen, welche selbstständiger vorzugehen suchten oder durch größere Berücksichtigung der Naturwissenschaften Einfluß erlangten, haben bei ihrem Tode meist nur einen recht lückenhaften Bau hinterlassen (z. B. Fechner und Lotze).

Es ist vom Laufe der Natur nach allen unserer geschichtlichen Erfahrung von vornherein nicht zu erwarten, daß sich jemals alle Vorzüge im höchsten Grade auf ein einziges menschliches Haupt vereinigen. Deshalb werden mir auch bei den hier erörterten Vorzügen eines philosophischen Systems für das Studium eines Lernenden nur mit der Verbindung mehrerer in höherem Grade, oder vieler in einem gewissen Grade rechnen dürfen. In der Abwägung der Licht- und Schattenseiten der verschiedenen Systeme gegeneinander bleibt somit immerhin noch der Individualität des Lernenden ein genügender Spielraum, um die ihr besonders zusagenden Vorzüge bei der Ausmahl in erhöhtem Maaße zu berücksichtigen. Nichts märe auch ungünstiger für den Fortgang der philosophischen Entwickelung, als wenn durch eine unantastbare Autorität (etwa diejenige einer centralen Reichsakademie) das Philosophiestudium aller Lernenden dauernd in eine einförmige Schablone gezwängt werden könnte! Daß aber bis jetzt den wirklich maßgebenden Vorzügen nicht überall in dem wünschensmerthen Maaße Rechnung getragen wird und darin gar manche Aenderung zu erstreben ist, das glaube ich in den vorstehenden Andeutungen gezeigt zu haben.

Ein Blick auf die Geschichte Luxemburgs und der „Luxemburger".

von

A. Rogalla von Bieberstein.

— Breslau. —

or wenig Wochen geschah es, daß der Name Luxemburg von Neuem in den Brennpunkt des politischen Tagesinteresses trat und die mannigfaltigen Erinnerungen in uns wach rief, die sich für Deutsche an diesen Namen knüpfen. Im Vordergründe derselben steht in Aller Gedächtniß die Zeit, in welcher Land und Festung Luxemburg das Compensationsobject der Politik Napoleons III. Deutschland gegenüber bildeten, die Zeit, in welcher der König der Niederlande bereit war, das Großherzogthum an Frankreich durch Verkauf abzutreten; eine Absicht, gegen deren Ausführung Fürst Bismarck und Kaiser Wilhelm ihr Veto einlegten, um die Integrität des Landes und des deutschen Gebietes aufrecht zu erhalten. Allerdings konnte dieses Resultat nur durch die Neutralitätserklärung des Großherzogthums, die Aufgabe des preußischen Besatzungsrechts und die Schleifung der Werke des berühmten Festungscolosses erreicht werden.

In jenen Tagen der Luxemburger Frage hatte ein Vetter Napoleons III., der damals vielgenannte Prinz Pierre Bonaparte, eine Schrift über die strategische Bedeutung Luxemburgs veröffentlicht, und der Zufall fügte es, daß Schreiber dieser Zeilen eines der ersten Exemplare dieser Schrift dem Feldmarschall Moltke, der sich für dieselbe interessirte, zustellen konnte.

Allein noch andere Erinnerungen knüpfen sich für uns an Luxemburg, Der erste talentvolle Kaiser aus dem Luxemburger Hause, dessen nationalen Bestrebungen ein vorzeitiger Tod auf seinem Römerzuge ein frühes Ziel setzte, lebt in der Geschichte fort. Desgleichen sein Bruder, der staatskluge und einflußreiche Erzbischof Balduin von Trier, sowie Heinrichs heldenmüthiger Sohn Johann von Luxemburg, König von Böhmen, der kriegerischste Fürst des 14. Jahrhunderts, der uns erst in neuerer Zeit durch die Biographie Schötters in seiner vollen historischen Bedeutung dargestellt wurde. Wir gedenken ferner Kaiser Karls IV., König Wenzels, Kaiser Sigismunds und ihrer für das gesammte Reich bedeutsamen Regierungsakte, und erinnern uns der so wechselvollen späteren Geschicke des deutschen Grenzlandes. Ein Blick auf die Hauptmomente der Geschichte des neuerdings wieder so oft genannten Landes dürfte daher nicht unzeitgemäß erscheinen.

Das Land zwischen der mittlereren Maaß und mittleren Mosel, zwischen dem Chiers und den Quellflüssen der Ourte, vom östlichen Theil der Ardennen und zahlreichen Zuflüssen der genannten Gewässer durchzogen, bildete die alte Grafschaft, später das Herzogthum Luxemburg. Dasselbe mar mehr als doppelt so groß wie das heutige Großherzogthum.

Graf Siegfried aus dem Dynastengeschlecht der Grafen von den Ardennen brachte 936 die bereits zur Römerzeit entstandene auf dem auf drei Seiten von der Alzette umflossenen Bockfelsen belegene Lützelburg in seinen Besitz und machte sie zum Vorort seiner im Ardennen-, Wavre- und Moselgau liegenden Besitzungen. Er war der Stammvater des ardennischluremburgischen Hauses.

Lucilinbuck — nicht Lucilinburuh, wie manche meinen — war der ursprüngliche Name der Burg; er bedeutet kleiner Bock oder Berg. Ein deutsches Grafengeschlecht wählte die Burg zum Wohnsitz. Das ardennischluxemburgische Haus erlosch im Mannesstamme 1136 mit Conrad II., und Luxemburg ging durch die Vermählung mit der weiblichen Erbin an die Grafen von Namür über, die sich danach von Luxemburg-Namür nannten. Beini Tode Heinrich IV., des letzten Grafen von Luxemburg-Namür, gelangte Namür an die Grafen von Hennegau; Luxemburg aber siel seiner einzigen Tochter Ermesinde zu. Diese vermählte sich mit Walram III., Herzog von Limburg und Markgraf von Arlon, nach dessen erster Ehe, und es wurde zwischen ihnen festgesetzt, daß ihre Nachkommen aus beiden Ehen die Grafschaft Luxeniburg getrennt von Limburg erhalten sollten. So entstand die kürzlich oft genannte ältere und jüngere Walramsche Linie. Die Nachkommen Walrams, aus dessen erster Ehe, erhielten nach seinem Tode das Herzogthum Limburg. Der Sohn Ermesindes und Walrams, Heinrich der Blonde, erhielt dagegen Luxemburg und wurde der Stifter des Dynastenhauses Luxemburg-Limburg, Die ältere Walramsche Linie herrschte in Limburg bis zum Jahre 1288, nämlich bis dieses Herzogthum durch die Schlacht von Wöringen an Brabant siel.

Dem Enkel Heinrich des Blonden, Heinrich dem Lützelbuger, war es bestimmt, als Heinrich VII. seit 1308 die deutsche Kaiserkrone zu tragen, und nnt diesem Ereigniß finden mir uns aus die bekannteren Gebiete der deutschen und der luxemburgischen Geschichte versetzt.

Obgleich erst 26 Jahre alt, als sein Vater mit dreien seiner Brüder in der blutigen Schlacht bei Wöringen 1288 fiel, hatte er dennoch bis zum Jahre 1292 die Regierung mit seiner Mutter Beatrix gemeinschaftlich geführt. Zur Herbeiführung eines Ausgleiches der alten Feindschaft mit Brabant vermählte er sich mit Margaretha, der ältesten Tochter Johanns von Brabant, und übernahm darauf allein die Regierung.

Graf Heinrich war die ausgezeichnetste ritterliche Persönlichkeit seiner Zeit, nicht nur in Krieg und allen Turnierkünsten erfahren, sondem auch ein gerechter, die Ordnung und Sicherheit in seinem Lande in damaliger Zeit bewunderungswürdig aufrecht erhaltender Fürst; seine Güte, Leutseligkeit und Frömmigkeit wurden weithin gerühmt. Seine Gemahlin war eine leutselige, mohlthätige, christliche Fürstin und ihm eine liebevolle

Lebensgefährtin. Zahlreiche Stiftungen und Beschenkungen von Klöstern und Hospitälern bezeugten nicht nur den frommen Sinn des Herrscherpaares, sondern auch sein Verständnis; für die ihm zugefallenen Aufgaben der Entmickelung feines Landes. Ein kurzer in das erste Jahr der Regierung Heinrichs fallender Aufstand der Bürger Luxemburgs war, soweit es sich feststellen läßt, gegen die Willkür des an der Spitze der Landesverwaltung stehenden Herrn Joffrois von der Esch gerichtet; der Aufstand wurde bald gedämpft und gesühnt. Im Jahre 1301 gerieth Heinrich in Folge von Zollstreitigkeiten in Krieg mit dem Erzstift Trier, der unter gegenseitigen Vermüstungszügen mit einer vergeblichen Belagerung Triers endete, aus der jedoch Heinrich, init dem Bürgerrecht von Trier beliehen, als Schinnherr dieser Stadt hervorging.

Von besonderer Bedeutung für Deutschland wurde der Umstand, daß Heinrich seine Erziehung vorzugsweise am französischen Hofe erhalten hatte und daß er, so lange er nur Regent von Luxemburg war, in steten Beziehungen zu Frankreich blieb. Diese Beziehungen nahmen bei seinem ebenfalls in Paris erzogenen Sohne dem König Johann von Böhmen einen, wie wir sehen werden, dem deutschen Reiche nicht heilsamen intimen Charakter an. Graf Heinrich verpflichtete sich gegen 6000 Turnosen dem König Philipp von Frankreich zur Heerfolge gegen die Engländer und erklärte sich und seine Erben gegen eine Jahresrente zum Vasallen der Krone Frankreich, was ihn bei seiner Stellung als deutscher Landesherr jedoch nicht abhielt, 1295 zu Nürnberg dem deutschen König Adolf von Nassau zu huldigen, der ihn gleichfalls zu seinem und des deutschen Reiches Vasallen annahm, indem er ihm verschiedene Bewilligungen machte.

Als Kaiser Albrecht I. 1308 von Johann Parricida ermordet war, lenkte der Kanzler des Reiches, der Erzbischof Peter von Mainz — von Balduin Erzbischof von Trier, dem Bruder Heinrichs, unterstützt — die Wahl der Kurfürsten und die Empfehlung des Papstes Clemens V. auf Heinrich von Luxemburg, dessen frommer Sinn der Kirche und dessen Regierungstalente und ritterlichen Eigenschaften den weltlichen Fürsten jener Zeit um so willkommener waren, da Heinrich gleichzeitig sich nicht im Besitz einer Hausmacht befand, die ihm ein dauerndes Uebergewicht im Reiche gesichert hätte. Von den Angelegenheiten des Reiches zu sehr in Anspruch genommen, trat Heinrich 1310 seinem Sohne Johann Luxemburg förmlich ab. Wie sein Vater und Oheim Balduin von Trier hatte auch Johann den wichtigsten Theil seiner Erziehung am französischen Hofe erhalten. Kaum hatte Johann die Regierung von Luxemburg angetreten, als ihm, da die Przemisliden in Böhmen mit Wenzel III. ausgestorben, waren nach kurzer Herrschaft Rudolfs von Oesterreich und Heinrichs von Kärnthen die Krone Böhmens angeboten wurde. König Heinrich ergriff diese erwünschte Gelegenheit zur Vergrößerung seiner Hausmacht, sicherte die Wahl seines 14 jährigen Sohnes zum König von Böhmen, und befestigte dessen neue Stellung durch die Verbindung Johanns mit Elisabeth von Böhmen, der Tochter Wenzels III. Auf einem Hoffeste zu Speyer fand 1310 die Vermählung statt.

König Heinrich befand sich zu Beginn seiner Regierung drei großen Aufgaben gegenüber. Die wichtigste derselben war für ihn sein Römerzug, um seine Herrschaft in Italien festzustellen und sich in Rom die Kaiserkrone auf's Haupt setzen zu lassen. Ferner handelte es sich darum, den Unruhen und Gemaltthätigkeiten des Grafen Eberhard von Württemberg ein Ende zu machen; und endlich darum, den jungen König Johann in die Herrschaft Böhmens, welches sich noch in den Händen Heinrichs von Kärnthen und seines Bundesgenossen Friedrichs von Meißen befand, einzusetzen. Drei Heere wurden für diesen Zweck gleichzeitig von Heinrich aufgeboten, das stärkste derselben war für den Römerzug bestimmt. Das gegen Böhmen bestimmte Heer mar vom Glück begünstigt und Prag wurde nach kurzer Belagerung genommen, Heinrich von Kärnthen entfloh in sein Land und König Johann wurde feierlich zum böhmischen Könige gekrönt. Der junge König begann seine Regierung damit, seine Herrschaft in Böhmen und Mähren zu befestigen und schloß mit dem Herzoge von Oesterreich ein Freundschaftsbündniß.

Inzwischen hatte König Heinrich seinen Römerzug angetreten, der zuerst von Erfolgen begleitet mar. In Mailand wurde er mit der lombardischen Krone gekrönt. Allein bald empörten sich viele lombardische und andere italienische Städte und Fürsten wider ihn, und er sah sich zu langwierigen Belagerungen und harten Maßregeln genöthigt. Erst im Juni 1312 gelangte er nach dem von feindlichen Parteien besetzten Rom, eroberte es jedoch nur theilmeise und ließ sich, da der Papst in Avignon residirte, von den Cardinälen im Lateran krönen. Allein das mittlere und südliche Italien, besonders König Robert von Neapel und selbst der Papst widersetzten sich energisch der Ausbreitung seiner Herrschaft auf der Halbinsel. In den Vorbereitungen zum Kriege gegen Robert von Neapel begriffen, erkrankte der Kaiser und starb in Buon convento bei Siena 1313.

Heinrich der Luxemburger nahm nach Dominicus „den Ruf eines tapferen, großmüthigen und gerechten Kaisers mit in's Grab." Er hatte die idealen und realen Ziele des deutschen Kaiserthums voll erfaßt und fand in mühevollem Kampfe um dieselben seinen Tod. Obgleich vorzugsweise französisch gebildet und früher in nahen Beziehungen zum französischen Hofe, wurde er als deutscher König doch hierdurch in keiner Weise beeinflußt. Das Bestreben durch die Erwerbung Böhmens für seinen Sohn seine Hausmacht zu erweitern, kann bei dem kräftigen materiellen Rückhalt, dessen das deutsche Königthuin jener Tage bedurfte nur als gerechtfertigt erscheinen, da er über den böhmischen Angelegenheiten die des Reiches nicht vernachlässigte.

Wir schreiten zur Betrachtung der Geschichte des zweiten großen Luxemburgers,seines Sohnes Johann von Böhmen, unter besonderer Berücksichtigung ihrer Bedeutung für sein Stainmland Luxemburg.

Johann vernachlässigte als König von Böhmen sein Stammland keineswegs. Er kaufte Güter und Burgen, vermehrte die Zahl seiner Lehnsleute und schlichtete alte Rechtsstreitigkeiten (wie die mit den Söhnen des Herrn von Blankenhein und dem Grafen von Looz und Chiny) durch Vergleich. Er zog einflußreiche Männer gegen bedeutende Geldabfindungen in seinen Lehnsverband, um seine Hausmacht zu vermehren und damit fein Ansehen auch in Böhmen zu erhöhen.

Zugleich strebte Johann trotz seiner Jugend besonders aus dein Grunde nach der deutschen Königsmürde, um im Besitz derselben seine Stellung in Böhmen, die durch Heinrich von Kärnthen und die österreichischen Herzöge unausgesetzt bedroht wurde, zu befestigen. Die Anhänger der Luxemburger Partei, an ihrer Spitze die Erzbischöfe von Trier und Mainz, begünstigten diesen Plan, und Johann begab sich zur Betreibung desselben aus Böhmen auf ein Jahr nach Luxeniburg und an den Rhein und begann zahlreiche Dienstmannen anzuwerben. Allein die Absicht Johanns fand bei der Mehrzahl der Kurfürsten in Anbetracht seiner Jugend und ihr gegenüberstehender anderer Interessen keinen Beifall; jedoch gelang es Johann seine Stimme für Ludwig von Bayern gegen beträchtliche Summen, Besitzverpfändungen und sonstige Bewilligungen, die zum Theil auch Luxemburg zu Gute kamen, zu verwerthen.

Während Johann in Böhmen, besonders als seine Kaiserwahl nicht geglückt war, einen schweren Stand gegen die Großen des Landes hatte, gab es auch in der Grafschaft Luxemburg, welche in seiner Abwesenheit von Ritter Arnold von Pittingen unter Leitung des Luxemburgers Balduin von Trier verwaltet wurde, mannigfache Streithändel zu schlichten. Es waren dies ein Raub- und Plünderungskrieg zwischen dem Bischof Adolf von Lüttich und Luxemburg, ferner Streithändel mit dem Ritter Poince von Wolinerange und dein Grafen Heinrich von Vianden, den Herren von Burscheid, von Walcourt und Rochefort. Auch fern von Luxemburg blieb Johann unausgesetzt bemüht neue Lehns- und Dienstmannen für die Grafschaft zu gewinnen, und er vergrößerte dieselbe durch Ankauf von Burg und Herrschaft Falkenstein. Den zum deutschen König gewählten Ludwig von Bayern unterstützte bei Beginn seiner Negierung die gesammte Luxemburgische Partei, an ihrer Spitze König Johann, die Erzbischöfe von Trier und Mainz gegen den Gegenkönig Friedrich von Oesterreich auf das kräftigste, und man schloß mit Ludwig ein besonderes Schutz- und Trutzbündniß und einen Landsrieden. Dieses Bündniß wurde für beide Theile von großer Wichtigkeit; ohne den Einfluß der Luxemburgischen Partei,im Reiche vermochte sich König Ludwig der Bayer nicht zu behaupten. Als daher die Existenz des Oberhaupt's derselben, Königs Johann, durch neue Aufstände der böhmischen Grafen bedroht war, schritt König Ludwig zu Gunsten Johanns ein und vermittelte einen Vergleich.

Inzwischen hatte in Luxemburg Heinrich von Beaufort das Land im Ganzen in Ruhe vermaltet, die nur durch einen Kriegszug gegen den Bischof von Lüttich gestört morden mar.

Bei einer abermaligen Anwesenheit Johanns in Luxemburg im Jahre 1320 wurde ihm für die 35,000 Mark Silber, welche König Ludwig der Bayer ihm schuldete, ein Theil der Pfalz verpfändet. Johann fuhr fort neue Lehsmannen zu gewinnen und erwarb die Grafschaft Autrey, sorgte für das Gedeihen der Klöster und legte um die Ortschaften Diekirch und Königsmacher Festungsmerke an; in ähnlicher Weise verfuhr Johann bei einer späteren Anwesenheit in Luxemburg. Um diese Zeit, 1322, suchte er durch Verheirathung luxemburgischer Prinzessinnen die Macht seines Hauses zu heben, und es gelang ihm seine Schwester Marie mit Karl IV. von Frankreich zu vermählen.

Den inzwischen lange Jahre sich hinziehenden Streit in Deutschland, ob die luxemburgische Partei und mit ihr König Ludwig der Bayer oder die österreichische Partei mit König Friedrich dem Schönen die Oberhand behalten sollte, entschied König Johann in der von ihm geleiteten Schlacht von Mühldorf, an welcher König Ludwig keinen thätigen Antheil genommen hatte, zu Gunsten des Letzten. Reiche Zölle Belehnungen und Verpfändungen belohnten die Hilfeleistungen Johanns. Er begab sich einige Zeit nach dem Siege bei Mühldorf nach Paris, um der Krönung seiner Schwester Maria von Luxemburg zur Königin von Frankreich beizuwohnen und seinen ältesten Sohn Karl, der am französischen Hofe seine Erziehung erhalten sollte, dort einzuführen. Nach einem Aufenthalt in Luxemburg, während dessen er die Streithändel mit dem Grafen von Bar beilegte und Bewilligungen für die Abtei Münster in Luxemburg und des Frauenstift Marienthal machte, kehrte er nach Böhmen zurück.

Im Jahre 1324 finden wir Johann abermals in Frankreich, wo die Stadt Toulouse Karl I V. den Gehorsam aufgekündigt hatte. Von Karl III. zu Hülfe gerufen, zog er mit einer Schaar Luxemburgischer Ritter nach Paris und gegen Toulouse, welches sich jedoch ohne Kampf ergab. Von dort nach Luxemburg zurückgekehrt, unternahm er im Bunde mit dem Grafen Wilhelm von Holland einen Kriegszug gegen den Erzbischof Heinrich von Cöln, welcher von seinem Schlosse Vollmerstein an der Ruhr aus die vorbeiziehenden Kaufleute gewaltsam brandschatzen ließ. Johann belagerte mit seinen Luxemburgern Bonn und zwang den Erzbischof zum Nachgeben.

In dem nun beginnenden Kampfe zwischen König Ludwig dem Bayer und Papst Johann XXII. nahm Johann zunächst eine abwartende reservirte Stellung ein.

Lehnsstreitigkeiten und die Haltung der Stadt Metz, welche den König Ludwig nicht anerkennen wollte, veranlaßten ihn sowie seinen Oheim Balduin von Trier, den Herzog von Lothringen, und den Grafen von Bar zu einem Kriegszuge gegen Metz; die Belagerung der Stadt blieb erfolglos und das luxemburgische Gebiet wurde durch Streifzüge der Metzer Besatzung stark verwüstet; der Streit gegen Metz fand mit einer Geldzahlung der Stadt ein Ende. Der kriegslustige nie rastende König erhob hierauf Ansprüche auf Brabant und unternahm mit seiner Luxemburger Ritterschaft einen Kriegszug dorthin, der jedoch keine weiteren Ergebnisse hatte, als daß Johann seine Ansprüche auf Brabant, gegen eine Geldsumme aufgab.

In dem Kampfe Philipp VI. von Frankreich, dessen Schwester mit den? ältesten Sohne Johanns, Karl, vermählt war, gegen Eduard III. von England und in den Streithändeln König Philipps mit Flandern stellte sich Johann mit seinen Luxeinburgern auf Seite des Königs von Frankreich.

Erneute Streitigkeiten Johanns mit dem Grafen Eduard von Bar wurden nach einem Kampfe bei Florenville durch einen Schiedsrichterspruch seines Verbündeten Philipps VI. von Frankreich beigelegt. Während seines häusigen Aufenthalts in Luxemburg fuhr Johann fort. Dienstmannen zu gewinnen und durch Geldsummen und Lehne zu belohnen. Er wandte auch ferner seine Sorgfalt dem Wohle der Klöster und Städte zu, und machte einige neue Erwerbungen; darunter die Herrschaft Neulant.

Die außerordentlich ereignißreiche und wechselvolle Laufbahn dieses luxemburgischen Fürsten gestattet uns nur in aller Kürze die Ereignisse der letzten Hälfte seines Lebens zu berühren.

Im Jahre 1327 richtete Johann sein Augenmerk auf die Erwerbung des Herzogthums Kärnthen, indem er ein Heirathsversvrechen seines zweiten Sohnes Johann Heinrich mit Margarethe Maultasch, der Tochter des bejahrten, keine männlichen Erben besitzenden Herzogs Heinrich von Kärnthen zu Stande brachte, sowie durch die Vermählung einer Verwandten des luxemburger Hauses, Beatrix von Savoyen, mit dem Herzog.

Kärnthen war damals als Bindeglied Deutschlands mit Italien sowohl für König Ludwig den Bayer wie für die österreichischen Herzöge und für König Johann, der mit seinem Besitz den Weg nach Italien beherrscht und seine Hausmacht sehr bedeutend verstärkt haben würde, von der höchsten Wichtigkeit. Trotz der guten Beziehungen, in die sich Johann, in der Absicht Kärnthen dereinst zu erwerben, zu den österreichischen Herzögen und zu König Ludwig, den er mit dem Papste auszusöhnen versuchte, zu setzen bemüht war, und die zunächst auch von Erfolg begleitet waren, verbündeten sich daher, sobald die Vermählung Margarethe Maultaschs mit Johann Heinrich stattgefunden, und König Johann für das Ableben des Herzogs Heinrich von Körnthen bereits den Huldigungseid von Kärnthen, Tirol und Görz erhalten hatte, König Ludwig der Bayer und der Herzog Otto von Oesterreich gegen Johann. Inzwischen wurde Johann von der welsischen in Brescia durch die Ghibellinen hart bedrängten Partei nach Italien gerufen und ihm die Herrschaft über Brescia angeboten morden. Er zog nach Italien und stellte die Ruhe in Brescia wieder her. Die wichtigsten Städte Oberitaliens folgten dem Beispiel Brescias und wählten Johann zu ihrem Oberhaupt.

Der Papst betrachtete jedoch das Vorgehen Johanns mit großem Mißtrauen, und in Folge der Maßregeln Johanns in den italienischen Städten, der Eroberung von Castellen, der Ausstattung seiner Ritter mit Grundstücken und der Strenge seiner Beamten wurden auch die italienischen Städte ihm wieder abgeneigt. Unterdessen aber hatte König Ludwig nicht nur ein Bündniß mehrerer deutscher Fürsten gegen Johann zu Stande gebracht, sondern auch die Könige von Ungarn, von Polen und von Neapel gegen Johann aufgereizt und Böhmen wurde von allen Seiten bedroht. Johann eilte daher nach Deutschland zurück, einigte sich jedoch gegen Zahlung einer großen Geldsumme mit König Ludwig dahin, die Länder und Städte der Lombardei und Toscana mit dem König gemeinsam zu vermalten.

Ein Kriegszug gegen das inzwischen versammelte Heer des Herzogs Otto von Oesterreich und den König von Ungarn endete zunächst ohne Entscheidung mit dem Rückzüge jenes Heeres, und Kaiser Ludwig wurde zur Schlichtung des Streites angerufen. Im Januar 1332 begab sich der rastlose Johann abermals nach Paris, gewann den König Philipp von Frankreich und zahlreiche rheinische und niederländische Fürsten und Herren zu einem Bündniß gegen den Herzog von Brabant, vermählte seine Tochter Jutta mit dem Sohne Philipps, dem Kronprinzen von Frankreich, Johann, und schloß mit König Philipp ein Schutz- und Trutzbündniß. Der ihm nun durch doppelte verwandtschaftliche Bande näher getretene König Philipp übernahm es den Streit mit Brabant zu schlichten. Dutt« von Luxemburg wurde die Ahnfrau aller späteren Könige aus dem Hause Valois sowie der Herzöge von Burgund. Um diese Zeit erwarb Johann die Herrschaft Bastogne für Luxemburg und es gelang ihm mit dem Herzoge Otto von Oesterreich und dem Könige von Ungarn wieder Frieden zu schließen; ebenso glückte es ihm in dem Streite König Ludwigs mit den niederbayerischen Herzögen, deren einer der Schwiegersohn Johanns mar, ein geeignetes Abkommen zu treffen und ein Bündniß mit Ludwig einzugehen. Im Jahre 1334 begab sich Johann zum Ritterschlag seines Schmiegersohnes, des Kronprinzen Johann von Frankreich nach Paris, und ging dann nach Avignon, um mit dem Papste über seine italienischen Angelegenheiten, über die Aussöhnung jiönig Ludwigs mit der Kirche

und über einige Vermählungsdispense zu unterhandeln. Die geplante Aussöhnung scheiterte jedoch an den Forderungen des Papstes. Sein nunmehr auf einem neuen Zuge nach Italien unternommener Versuch seine dortige Herrschaft zu befestigen, schlug in Folge des Widerstandes der italienischen Städte und Fürsten fehl, und veranlaszte ihn zur gänzlichen Aufgabe des in Italien Gewonnenen.

Um diese Zeit faßte Johann in Folge des Entschlusses König Ludwigs zu Gunsten des Herzogs Heinrich von Nieder-Bayern des Schmiegersohnes Johanns abzudanken, und die Wahl zum deutschen König auf ihn zu lenken, einen Plan, welcher für das deutsche Reich von größter und zum Theil nachtheiliger Bedeutung zu werden versprach. Johann verpflichtete sich zu einem Schutz- und Trutzbündniß mit Ludwig von Bayern für den

Fall von dessen Abdankung; dasselbe that Herzog Heinrich von Niederbayern, und zwar beide unter der Bedingung, daß Herzog Heinrich der Nachfolger Ludwigs in der Herrschaft würde. Philipp von Frankreich sollte sämmtliche noch in den Bisthümern Arles, Avignon, Orange, >3t. Paul, Marseille, Valence, Embrun, Vienne, Genf, Lyon, Viviers, Cambrai, Sitten, Lausanne gültigen Regalien ferner die Grafschaften und Länder Provence, Forcuolquier, Delftnat, Dalbonne, Fossigny, Savoyen, Bresse, Burgund, überhaupt alles Land von der Franche Eomtü bis an's Meer von Marseille, und von der Nh<me und SaSne bis zur Lombardei als Pfand erhalten, bis ihm von Ludwigs Nachfolger im Reich 300 000 Mark Silber in Paris ausgezahlt worden seien.

Wir sehen in dieser Coinbination König Johanns einen Akt, der, wenn er zur Durchführung gekommen währe, geeignet war, die Rechte des deutschen Königthums empfindlich zu Gunsten Frankreichs zu schädigen, eine Schädigung die auch bereits aus den mehrfachen mit König Philipp von Frankreich abgeschlossenen Bündnissen Johanns hätte hervorgehen können. Luxemburg war, wie ein neuerer Geschichtsschreiber richtig bemerkt, keine Vormauer für Deutschland, sondern die Pforte, durch welche französischer Einfluß politischer und sozialer Art nach Deutschland hineindrang. Zum Glück für das deutsche Reich änderte König Ludwig seinen Entschluß, da Herzog Heinrich vorzeitig sich in der Rheingegend und in Aachen den Eid der Treue leisten ließ.

Zu dieser Zeit zwangen anhaltende Geldverlegenheiten den König Johann zur Verpfändung der Luxemburger Orte Remich, Echternach und Bittburg, sowie zur Veräußerung seiner Besitzungen in der Grafschaft Hennegau und der Probstei Poilvache; er erwarb hingegen die Herrschaften Mirouart und Dahlheim.

Im Jahre Z334 vermählte sich Johann in zweiter Ehe mit Beatrice der Tochter des Herzogs von Bourbon, und blieb längere Zeit in Frankreich. Während er noch dort weilte und an einer im Turnier erhaltenen Wunde krank daniederlag, erfolgte der Tod des alten Herzogs von Kärnthen, und es bildete sich sofort unter König Ludwig und den Herzögen Otto und Albrecht von Oesterreich ein bayerisch-österreichisches Bündniß gegen Johann; erstere wurden vom Kaiser mit Kärnthen und Krain belehnt und traten den Besitz dieser Länder an.

Eine drohende Coalition, bestehend aus dem König Ludwig, den Herzögen von Oesterreich und den Königen von Polen und Ungarn erhob sich gegen Johann, der nach seiner Genesung nach Böhmen geeilt war und ein starkes Heer zur Behauptung seiner Ansprüche auf Kärnthen und Krain in's Feld stellte. Es glückte ihm die beiden Könige durch besondere Verhandlungen und die Verzichtleistung seiner Rechtstitel auf Polen auf seine Seite zu ziehen, er sah sich jedoch in einem Friedenscongreß zu Ens genöthigt, auf Kärnthen und Krain zu verzichten.

Kaum war dieser Streit mit Oesterreich beendet, so unternahm Johann auf das Hülfegesuch des Hochmeisters des deutschen Ordens, Theodorich von Altenburg, einen Feldzug gegen die heidnischen Lithauer, der jedoch der ihm ungünstigen Witternngsverhältnisse halber ziemlich resultatlos und ohne Schlacht oerlief. Eine Augenentzündung, die sich der König hier zuzog beraubte ihn des Gebrauchs des einen Auges. Eine neue Coalition folgte dieser im Westen des Reiches. In dem drohenden Kampfe zwischen Eduard III. von England und Philipp VI. von Frankreich um die französische Krone trat König Johann auf Seite Frankreichs und schloß mit diesem einen Vertrag zur Hülfeleistung. Ein großer Theil der deutschen Fürsten, an ihrer Spitze König Ludwig, stellte sich dagegen auf die Seite Eduard III. Der Kampf gelangte vor der Hand noch nicht zum Ausbruch und König Ludwig wandte sich, um eine Aussöhnung mit dem Papst durch Philipp IV. zu erlangen, Frankreich zu, gab das englische Bündniß auf, und schloß ein solches mit Frankreich; dann söhnte er sich mit Johann in einein Vertrage aus, der den Rechten von dessen Söhnen Markgraf Karl von Mähren nnd Herzog Johann von Tirol zu nahe trat und dieselben zu energischem Protest veranlaßte.

Während dieser die Welt in Bewegung setzenden Streitigkeiten verfehlte König Johann nicht, die Sorge für seine Erblande im Auge zu behalten. Es gelang ihm, sich mit dein Bischof von Metz über die diese Stadt betreffenden Streithändel zu einigen, und ebenso durch eine Einigung mit dem Grafen Heinrich von Bar den Streit über die Schutzherrschaft über Verdun, zu deren Uebernahme Johann aufgefordert worden mar, beizulegen. Er erwarb ferner die Orte Jroir, Virton, Lafertt', Nassogne, Cherebin, Herfen, Wavrelle, Bellevause, Terwagne, Atrin und Seiulz für Luxemburg.

Im Jahr 1338 wurde ihm der für einen König von Böhmen, deutschen Reichsfürsten und Herrn so vieler Länder nach heutigen Begriffen völlig undenkbare Auftrag, beim drohenden Ausbruch des Krieges zwischen England und Frankreich die Statthalterschaft und Negierung der Provinz Languedoc für König Philipp VI. zu übernehmen; schon 1331 war er vom König von Frankreich zum Generallieutenant der Provinz Gascogne ernannt worden.

Als Köllig Eduard III. 1339 mit einein starken Heere in das Cambresis einrückte, eilte Johann und sein Sohn Karl dem König von Frankreich zur Hülfe; es kam jedoch zu keiner Entscheidung. Johann begab sich, um eine Heilung seines einen noch gesunden, aber bereits sehr angegriffenen Auges zu bewirken, nach Montpellier; allein die Aerzte der berühmten Facultät von Montpellier vermochten dasselbe nicht zu retten.

Der im nächsten Jahre sortgesetzte Krieg fand den blinden König wieder beim französischen Heere; nur die Seeschlacht bei Sluys und die erfolglose Belagerung von Tournay bezeichneten den mit dein Waffenstillstand von Esvlechin endigenden Feldzug. Vor seiner Reise in's französische Heerlager hatte der König eine Bestimmung von hervorragender Wichtigkeit für Luxemburg getroffen. Er hatte die Grafschaft, die sich inzwischen besonders nach Westen hin, wie wir sahen, vergrößert hatte, in einen romanischen und einen deutschen District getheilt und den Seneschall des ersten, den Ritter Werri von Harzeie, eidlich verpflichtet, im Fall seines Todes seinem jüngsten Sohne Wenzel, alle Festungen, Burgen und Städte zu übergeben und ihn als Grafen von Lureinburg anzuerkennen. Der blinde König fürchtete, daß man dem Sohne der Prinzessin Beatrix von Bourbon die Grafschaft Luxemburg streitig machen könnte.

Johann machte jetzt sein Testament, in welchem er seinem erstgeborenen Sohn Karl Böhmen und Polen, Budissin und Görlitz, dem zweiten, Johann Heinrich, Mähren und dem dritten Wenzel die ganze Grafschaft Luxemburg mit allen Besitzungen und Einkünften in Frankreich bestimmte.

Gegen Ende seiner Regierung hatte Johann das Mißgeschick seine Kinder Margaretha, die verwittroete Gemahlin des Herzogs von Niederbaar«, und seinen Sohn Johann Heinrich von Kärnthen ihres Besitzes beraubt zu sehen. Margarethe Maultasch vertrieb ihren Gatten, den Herzog Johann Heinrich und vermählte sich ohne Dispens der Kirche mit dem Sohne König Ludwigs, dem Markgrafen Ludwig von Brandenburg. Zwischen den Häusern Luxemburg und Wittelsbach kam es dadurch zu einem unheilbaren Bruche, infolgedessen sich das Haus Luxemburg dem Hause Habsburg näherte; und selbst der Luxemburger Balduin von Trier erklärte sich jetzt zum ersten Male gegen König Ludwig. Allein König Johann vermochte die seinem Hause angethanen Schmach nicht zu rächen. Um diese Zeit verkaufte er aus Geldmangel die Probstei Poilvache.

Beim Papste Clemens VI. suchte nun Johann in Avignon Beistand gegen König Ludwig, und trat auf einem Reichstage zu Frankfurt und einem Fürstentage zu Nense als offener Feind des Wittelsbachischen Haufes auf.

Ludwig gelang es jedoch wiederum Böhmen mit einem ganzen Netze von Feinden zu umgeben. König Ludwig, die Könige von Polen und Ungarn, der Herzog von Oesterreich, der Markgraf von Meißen und der Herzog von Schweidnitz traten als Feinde Johanns auf. Es gelang ihm jedoch Polen und Ungarn mit feinem Heere zum Frieden zu zwingen. Die Häupter der Luxemburgischen Partei einigten sich darauf bei einer Zusammenkunft in Trier über ihr Ludwig gegenüber einzunehmendes Verhalten, und Johann begab sich mit seinem Sohne Karl abermals nach Avignon, wo beide dem Papste für den Fall der Absetzung Ludwigs von Bayern und der Wahl Karls zum deutschen König die weitgehendsten Versprechungen machten. Karl wurde bald darauf zu Rense von fünf Kurfürsten zum deutschen König gewählt und die Absetzung Ludwigs ausgesprochen. Für Luxemburg hatte König Johann inzwischen die Hälfte der Städte Chinn, Montmödy und Etolle erworben, zahlreiche Freiheitsbriefe und sonstige Versprechungen gemährt, jedoch aus Geldmangel alle Einkünfte und bedeutenden Theile des Landes verpfändet.

In diesem Zeitpunkt rief König Philipp von Frankreich die Luxemburger gegen König Eduard von England, der in Nordfrankreich eingefallen war, zu Hilfe. Nach siegreichen Kämpfen bei Grandvilliers und Pont-Remy führte König Johann in der Schlacht von Crecy das erste französische Treffen und fand hier, als die Schlacht sich zum Nachtheil der Franzosen wandte, heldenmüthig kämpfend den Tod.

König Johann mar unstreitig der bedeutendste der Luxemburger Fürsten. Unter ihm gelangte die Macht des Luxemburger Hauses zu ihrer höchsten Entwickelung; denn unter seiner Herrschaft stand zu jener Zeit — wie nie vorher oder nachher — das Ländergebiet von Böhmen, Mähren, Luxemburg, Ober-Italien, Tyrol, ein Theil von Schlesien und mittelbar — durch die Heirathen der Kinder Johanns — Kärnthen und Niederbayern: sowie unter Balduin das Erzbisthum Trier. Eine Zeitlang ward es im ganzen westlichen Europa zum Sprichwort: „Ohne des Königs von Böhmen Hilfe vermag Niemand etwas auszurichten; er erhöht und erniedrigt, wen er will!" Voltaire bemerkt von Johann nicht mit Unrecht: „Er mar in der That Kaiser von Deutschland." Allein er förderte die Interessen Deutschlands nur insoweit, als sie seinen persönlichen Zwecken dienten; wir sehen ihn ohne Bedenken in den Sold Frankreichs treten und seine Luxemburger und Böhmen für Philipp VI. in's Feld führen. In, deutschen Reiche aber überzog' er mit Krieg, wer irgend sich seinen dynastischen Interessen widersetzte. Auch sein erfolgreiches Vorgehen in Italien zu Gunsten der Ansprüche des deutschen Reiches diente nur der Erhöhung seiner eigenen Macht und verletzte die Rechte Anderer. In König Johann steckt etwas vom Raubritter im großen Stile; wo eine Gelegenheit zur Beute sich ihm zeigt, greift er zu. Nur seinem Stammlande Luxemburg sehen mir ihn eine stetige unveränderte Sorgfalt widmen und keine Ausschreitungen gegen dessen Bewohner begehen. Ein eigenthümliches Geschick fügte es, daß wie sein Leben ein beständig unstätes gewesen mar, seine Gebeine nach seinem Tode mannigfachen Irrfahrten ausgesetzt waren und gleichsam keine Ruhe finden konnten. Noch jetzt ruhen sie nicht in ihrer Heimat, sondern werden in der von König Friedrich Wilhelm IV. zu diesem Zweck hergerichteten Clause bei Castell an der Saar aufbewahrt. Sein ältester Sohn Karl folgte ihm in Böhmen in der Herrschaft und führte für den jüngsten, Wenzeslam, während dessen Minderjährigkeit die Regentschaft in der Grafschaft Luxemburg.

Wir sahen wie Karl schon in jüngeren Jahren als Neichsvikar in Italien und als Markgraf von Mähren, sowie im Kampfe der Luxemburger gegen den Kaiser, die Politik seines Hauses in Krieg und Frieden verfocht. Durch staatskluges Verhalten und durch seine Vermählung mit einer Wittels bacherin, der Tochter des Kurfürsten Rudolph von der Pfalz, befestigte er sich in der unter erniedrigenden Bestimmungen erhaltenen Kaiferwürde, ließ sich in Aachen krönen und die Reichsinsignien gegen sein Versprechen, sie dort zu belassen, nach Böhmen bringen. Sein eifrigstes Bestreben mar auf die Vergrößerung seiner Hausmacht gerichtet. Er sicherte sich die Erbfolge in der Oberpfalz und bemog die Wittelsbacher Fürsten durch Geldzahlungen und anderweitige Zugeständnisse zum Verzicht auf ihr Erbrecht. Durch eine zweite Heirath mit der Tochter Herzog Heinrichs von Jauer gelangte er in den Besitz der Fürstenthümer Schweidnitz und Jauer. Sein kurzer Nömerzug verlief ohne Hinderniß.

Der für Deutschland bedeutendste Act der Negierung Karls IV. war der Erlaß des Grundgesetzes für die deutsche Kaiserwahl durch die „goldene Bulle" 1356. Der Einfluß des Papstes auf die Kaisermahl wurde durch dieselbe beseitigt. Ein Beschwichtigungsversuch des aufgebrachten Papstes durch die Erlaubniß zur Erhebung des Zehnten von allen geistlichen Einkünften in Deutschland blieb erfolglos und die von Karl zur Besänftigung der deutschen Reichsfürsten geplante Refonn der deutschen Geistlichkeit wurde in Folge der Drohungen des Papstes aufgegeben, alle Freiheiten der Geistlichen wurden von Karl bestätigt und dieselben von jeder weltlichen Gerichtsbarkeit unabhängig gemacht. Stets in starker Abhängigkeit vom Papste, zog Karl, von diesem dazu aufgefordert, um der Willkürherrfchaft Galeazzo Viscontis ein Ende zu machen, und um dem Papste Clemens I V. die Rückkehr von Avignon zu ermöglichen, nochmals und zwar mit einem bedeutenden Heere nach Italien und nöthigte die Viscontis durch fein Erscheinen ohne Schlacht zum Frieden.

Die Angelegenheiten des deutschen Reiches erfuhren durch Karl IV. keine besondere Förderung; seine ganze Thätigkeit concentrite sich auf die Entwickelung seines Stammlandes Böhmen und die Erweiterungen der Macht des Luxemburger Hauses. Er erwarb für dieses die Mark Brandenburg und die Niederlausitz und vollendete die von König Johann begonnene Erwerbung Schlesiens und stiftete in Prag die erste deutsche Universität. Jni Jahre 1349 stattete König Karl seinem Stammlande Luxemburg einen Besuch ab, wahrscheinlich zu dem Zwecke um die Uebergabe der von seinem Vater, seinem Oheim, dem Erzbischof Balduin von Trier verpfändeten luxemburgischen Gebietstheile und deren Huldigung zu veranlassen.

Im Jahre 1354 erhob Karl die Grafschaft Luxemburg unter besonderer Feierlichkeit zum Herzogthum. Bis Ende des Jahres 1353 hatte er die Vormundschaft für seinen jüngsten Bruder Wenzel geführt, während sein Oheim der Erzbischof Balduin von Trier des Landes „Pfleger" gewesen war. In Metz, wo Karl am 13. März einen feierlichen Einzug hielt, wurde in Anwesenheit und unter Zustimmung der Kurfürsten von Köln, Mainz und der Pfalz, des Herzogs von Tesche«, des Markgrafen von Jülich und der Bischöfe von Metz, Lüttich und Olmütz die Erhebung Wenzels, des Sohnes der Beatrix von Bourbon zum Herzog von Luxemburg proclamirt, und derselbe trat hierauf die Regierung des Landes an.

Im Jahre 1364 vereinigte Karl die Grafschaft Chinv mit Luxemburg. Durch Aufwendung für jene Zeit enormer Geldsummen gelang es ihm die Wahl und Krönung seines Sohnes Wenzels als seinen Nachfolger im deutschen Königthum durchzusetzen. Bei seinem Tode erhielt Wenzel Böhmen, Schlesien und die Königswürde, Karls zweiter Sohn Sigismund Brandenburg, und der dritte Johann die Lausitz.

Wenzel, der dritte deutsche Kaiser aus dem Hause der Luxemburger, mar der unbedeutendste unter denselben. Wohl siel der Antritt seiner Regierung 1378 in eine Epoche, in welcher sich die bürgerlichen und kirchlichen Elemente Deutschlands im Zustande der Währung und Auflösung befanden, und Wenzel versuchte auf dem Reichstage zu Nürnberg, den der Ruhe Deutschlands verderblichen Städtebünden und Adelsvereinen entgegen zu treten; allein weder dieser Plan noch seine 1380 zu Heidelberg und 1387 zu Mergentheim unternommenen Versuche zu einer Einigung aller Fürsten und Städte waren von Erfolg begleitet. Auf Kosten der Selbständigkeit der Stadt gelang es ihm jedoch einen Landfrieden herzustellen. Seine Pläne im Reiche und zur Beilegung des Schisinas der Kirche mißglückten, und Wenzel begann die Regierungsgeschäfte Böhmens und Deutschlands zu vernachlässigen, fast ausschließlich der Jagd und dem Trünke zu leben, und manche Gewaltacte gegen den hohen Adel und den Clerus (Johann v. Nepomuck) auszuführen. Dieselben hatten seine Gefangennehmung, auf Veranstaltung seines eigenen Bruders Königs Sigismunds von Ungarn und Jobsts von Mähren und seine längere Jnhafthaltung, und die völlige Herabsetzung seiner königlichen Autorität zur Folge. Auch in Deutschland sank sein Ansehen gewaltig, und die Ritter und die Städtebünde erneuerten ihre Gewaltthätigkeiten.

Von steter Geldnot!) bedrängt, verkaufte Wenzel zum Nachtheil der kaiserlichen Rechte die herzogliche Würde von Mailand an Johann Galeazzo Visconti für 100 000 Goldgulden.

Zur Beseitigung des Schismas der Kirche vereinigte sich Wenzel mit Frankreich und willigte in die Absetzung der Gegenpäpsle Bonifacius IX. und Benedict XIII. Hierdurch machte er sich den Reichskanzler, den einflußreichen Erzbischof von Mainz, zum Feinde, und die Kurfürsten von Mainz, Köln. Trier und der Pfalz sprachen am 20. August 1400 Wenzels Absetzung aus und wählten an seiner Stelle den allerdings nicht zur allgemeinen Anerkennung gelangenden Ruprecht von der Pfalz. Neue Streitigkeiten in Böhmen benutzte König Sigismund, um seinen Bruder abermals gefangen nehmen zu lassen und über 1 >/z Jahr zu Wien in Haft zu halten. 1403 sprach auch Papst Bonifacius IX. die Absetzung Wenzels förmlich aus. In Böhmen blieb Wenzel im Besitz der Herrschaft, er begünstigte aus Haß gegen die Geistlichkeit die czechischen Anhänger des Huß und schwächte das Deutschthum im Lande, besonders durch die Czechisirung der Universität Prag. 1410 trat Wenzel nach der Wahl seines Bruders Sigismund seine Rechte auf die Kaiserwürde zu dessen Gunsten ab, und starb bald nach dein Aufstande der Hussiten in Prag, der den Hussitenkrieg zur Folge hatte.

Ihm folgte in Böhmen und als deutscher Kaiser der letzte der Herrscher Deutschlands aus dem Luxemburger Hause, sein Bruder Sigismund. Die Interessen desselben miesen besonders während der ersten Zeit seiner Laufbahn vorzugsweise nach Osten. Er war mit Maria, der Erbtochter Ludwigs des Großen von Polen und Ungarn, vermählt. In Polen gelangten Maria und Karl nicht zur Herrschaft, da die Polen die Schwester Marias Hedwig zur Königin wählten und in Ungarn gelangte Sigismund erst 1387 nach Beseitigung Karls von Durazzo und der Befreiung Marias ans der Gefangenschaft des Banus von Croatien in deren Besitz und zur Krone.

Allein die damals zu Ungarn gehörige Walachei unterwarf sich seiner Erbmäszigkeit nicht und Sigismund wurde dadurch in einen Krieg gegen die Türkei verwickelt, zur Bestreitung von dessen Kosten er die Alt- und Kurmark seines Markgrafenthums Brandenburg an Jobst von Mähren verpfändete. Er wurde jedoch bei Nicopolis vom Sultan Bajazet gänzlich geschlagen. Ungarn empörte sich einige Zeit darauf gegen ihn, setzte ihn gefangen und krönte Ladislaw von Neapel an Sigismunds Stelle zum Könige. Es gelang Sigismund jedoch die Empörer zu unterwerfen und sich wieder in Besitz der Herrschaft zu setzen.

Zur Zeit seiner Kaiserwahl in einen Krieg mit Venedig verwickelt, kam Sigismund erst 1414 nach Deutschland. Das Hauptverdienst seiner Negierung als deutscher Kaiser bestand darin, daß es ihm gelang, durch das Concil von Konstanz dem langjährigen Schisma der Kirche ein Ende zu machen. Ein Fehler der Politik Sigismunds, seine Einwilligung zur Verbrennung des Johannes von Huß, hatte den Hussitenkrieg im Gefolge, der Sigismund und Böhmen fast während seiner ganzen Regierung beschäftigte, dieses Land und seine Nachbarländer verwüstete und erst 1436 endete.

Friedrich den Streitbaren, Markgrafen von Meißen, belieh er für seine Verdienste iin Hussitenkriege nach dem Aussterben des Manischen Stammes mit der Kurwürde und dein Herzogthum Sachsen. Ferner gelangten unter Sigismund bekanntlich die Hohenzollern zum Antritt ihrer Herrschaft in Brandenburg, indem der Kaiser den Burggrafen Friedrich von Nürnberg zuerst zum Verweser der durch Jobsts von Mähren Tod ihm anheimgefallenen sehr zerrütteten Mark Brandenburg machte und ihn 1405 mit derselben belehnte. Sigismund erhob Cleve zu einem Herzogthum, unternahm 1413 und 1433 zur Erlangung der italienischen Königskrone und der deutschen Kaiserkrone Züge nach Italien und starb nach einem Versuch zur Aufrichtung des deutschen Landfriedens 1437.

Wir wenden uns nun wieder ausschließlich zur Geschichte des Landes Luxemburg. König Wenzel hatte, wie mir sahen, das Herzogthum Luxemburg seiner Nichte Elisabeth, der Tochter Johanns Herzogs von Görlitz und Liegnitz statt eines ihr versprochenen Brautschatzes von 120 (XX) Gulden, übergeben. Elisabeth mar in erster Ehe mit dem Herzog Anton von Burgund, in zweiter Ehe mit Johann von Bayern, Grafen von Holland vermählt. Kaiser Albrecht IV. von Habsburg jedoch hatte die Tochter König Wenzels von Böhmen geheirathet; der Gemahl seiner Tochter Anna der Markgraf Wilhelm III. von Meißen war berechtigt das verpfändete Herzogthum einzulösen, und als derselbe seine Truppen unter dem Grafen von Gleichen nach Luxemburg sandte, traten viele Edelleute und Städte zu ihm über. Da trat Elisabeth 1443 alle ihre Rechte auf Luxemburg an Philipp den Gütigen von Burgund ab; derselbe eroberte 1443 die Feste Luxemburg, vertrieb den Grafen von Gleichen und kaufte 1462 dem Herzog von Sachsen alle Ansprüche auf Luxemburg ab. Maria, die Erbin von Burgund, vermählte sich 1477 mit dem Erzherzog Maximilian. In Folge dieser Verbindung gelangte Luxemburg in den Besitz des Hauses Habsburg-Oesterreich, gehörte nebst den gesummten Niederlanden zum burgundischen Kreise und theilte dessen Geschicke. Unter Philipp IV. von Spanien mit den Niederlanden an Spanien abgetreten, gehörte Luxemburg auch zur spanischen Monarchie, blieb jedoch als ein Theil des burgundischen Kreises beim deutschen Reiche. Im pyrenäischen Frieden von 1659 trat jedoch Spanien einen ziemlich bedeutenden Theil Luxemburgs, nämlich Diedenhofen, Montmödy, Damvillers, Jroix-Carignan, Chavance und Marville an Frankreich ab.

Durch den Utrechter Frieden gelangte Luxemburg mit Ausnahme dieser abgetretenen Gebietstheile wieder an das Haus Habsburg und bildete einen Theil des Burgundischen Kreises des deutschen Reichs. Im Feldzuge von 1795 wurde Luxemburg von Frankreich erobert und im Frieden von Campo Formio nebst den österreichischen Niederlanden und zugleich mit dem burgundischen Kreise an Frankreich abgetreten. Es erhielt den Namen Vöriärtsmsnt ciss ?oröts.

Erst durch den Wiener Congreß wurde Luxemburg dem deutschen Reiche, und zwar als Großherzogthum, zurückgegeben und dem König Wilhelm I. der Niederlande als Entschädigung für den Verlust seiner nassauischen Erblande übermiesen. Stadt und Festung Luxemburg wurden deutsche Bundesfestung. Für die Nachfolge der beiden Linien des Hauses Nassau in der Herrschaft über Luxemburg wurden die nassauischen Erbverträge von 1783 für gültig erklärt. Zur Ausgleichung der Grenzen zwischen Preußen und dem Königreich der Niederlande wurde das Gebiet von St. Veit, Bitburg, Nauenburg und die bis dahin unter Luxemburger Hoheit stehende Grafschaft Schleiden an Preußen abgetreten. Luxemburg erhielt dagegen einen Theil des Lütticher Gebiets, und der größte Theil des Großherzogthums Bouillon kam als Standesherrschaft unter die Souveränität des Großherzogs von Luxemburg.

Das Jahr 1830 mar für Luxemburg von besonderer Wichtigkeit. Das Ländchen schloß sich mit Ausnahme der Stadt und Bundesfestung der belgischen Revolution an und gelangte bis auf die Festung und deren Rayon unter belgische Herrschaft. Erst 1838 nahm Holland die 24 Artikel der Londoner Conferenz an, und Belgien räumte darauf den Holland verbleibenden Theil des luxemburgischen Gebiets sowie Limburg. Ein gleich großer Theil Limburgs wie der von Belgien abgetretene Theil Luxemburgs wurde mit Luxemburg als deutsches Bundesland vereinigt. Gleichzeitig wurde die Selbstständigkeit des Großherzogthums ausgesprochen.

An denKönig-Großherzog des den Niederlanden nun durch Personalunion verbundenen Landes trat jetzt die Aufgabe heran demselben nach Vorschrift der deutschen Bundesacte eine landständische Verfassung zu geben. Dies geschah 1841 durch König Wilhelm II. der Niederlande, der inzwischen seinem Vater in der Regierung gefolgt war. Die octroyirte Verfassung entsprach jedoch den Anforderungen der Zeit nicht, und Wilhelm II. berief im April 1848 den Landtag von Luxemburg. Derselbe berieth eine neue der belgischen nachgebildeten Verfassung, und der König sanctionirte und beschmor dieselbe.

König Wilhelm III. gab 1850 in seinem Bruder, dem Prinzen Heinrich der Niederlande, dem Lande einen Statthalter. Er beabsichtigte eine Revision der Verfassung von 1848. Hinsichtlich dieser Revision entspann sich im October 1856 ein Kampf zwischen der luxemburgischen Kammer und der Negierung. Im November desselben Jahres wurde dem Lande eine Verfassung octroyirt; dieselbe behielt das Einkammersystem zwar bei, zog jedoch dem Einfluß und Wirkungsbereich der Kammer sehr enge Grenzen. Während des Krieges von 1866, der den deutschen Bund sprengen sollte, blieb Luxemburg neutral und wurde mit Auflösung des Bundes selbstständig; es blieb jedoch im deutschen Zollverein, und Preußen übte wie früher das Besatzungsrecht in Luxemburg aus.

Jetzt trat der König der Niederlande inUnterhandlungenmitNapoleonIII., welche den Verkauf des Großherzogsthums an Frankreich zum Gegenstande hatten. Noch ist in aller Gedächtnis), welche Erklärung Fürst Bismarck hinsichtlich dieses Verkaufs im Reichstage abgab, und wie der Krieg zwischen Frankreich und Deutschland durch den entschlossenen Willen König Wilhelms von Preußen, keinen Fuß breit deutschen Bodens abtreten zu lassen, und durch den Londoner Vertrag vom 11. Mai 1867 vermieden wurde.

Durch diesen Vertrag trat Luxemburg als neutrales Land unter die Garantie der europäischen Großmächte, Preußen gab das Besatzungrecht auf, und die Festungsmerke Luxemburgs wurden geschleift. Durch besonderen Vertrag am 8. Juli 1867 wurde die Zollvereinigung mit Deutschland erneuert, und 1872 übernahm das deutsche Reich die Luxemburger Wilhelmsbahn auf 40 Jahre in Pacht.

Als der König Großherzog Wilhelm III. im März dieses Jahres in Folge schwerer Erkrankung von den Aerzten für dauernd regierungsunfähig erklärt wurde, gelangten, da kein männlicher Leibeserbe des Königs vorhanden war, nach den Erbverträgen des nassauischen Hauses die Ansprüche der ältern malramschen Linie auf die Herrschaft in Luxemburg zur Geltung, und Herzog Adolf von Nassau übernahm, von der niederländischen Regierung aufgefordert, die Regentschaft im Groszherzogthum, freilich nur auf kurze Zeit, nämlich bis zu der unerwarteten Genesung des Königs. Dieses wenn auch nur ephemere Ereigniß aber gewann für Deutschland eine nicht zu unter» schätzende Bedeutung, indem dadurch constatirt wurde, daß Luxemburg — wenn auch nicht zum deutschen Reiche gehörig, sondern ein neutrales unter der Garantie der europäischen Mächte stehendes Land — doch unter Herzog Adolf oder seinem Sohne in deutsche Herrscherhände übergehen und daher Deutschland politisch näher gebracht werden wird als bisher, wo es unter holländischem Zepter stand.

Werfen wir zum Schluß noch einen Blick auf einige besonders hervortretende Verhältnisse der Bevölkerung des heutigen Luxemburgs, so finden mir, daß das Großherzogthum dasjenige Land Europas ist, welches die stärkste Auswanderung aufweist. Es ist dies die Folge der Abgeschlossenheit des Landes, welche verhindert, daß sich seine mirthschaftlichen Verhältnisse in dem Grade entwickeln, in welchem die Vermehrung seiner Bevölkerung zunimmt. Dieselbe beträgt 214 00(1 Seelen auf einem Flächenraum von 47 Quadratmeilen, also eine immerhin schon dichte Bevölkerung. Unter ihr befinden sich 7000 Angehörige des deutschen Reiches. Eine fast gleiche Anzahl geborener Luxemburger lebt dagegen in Deutschland, besonders in Elsaß-Lothringen, wo sie sich auf Seite der Deutschen halten. In Frankreich leben 25 000 Luxemburger, davon über 5000 in Paris; in Belgien schätzt man ihre Zahl auf 7—8000. In Amerika existiren 40—50 000 Lüxemburger, welche eine eigene Zeitung, die „Luxemburger Gazette", in Dnbuque im Staate Iowa besitzen. Man schätzt die Zahl der im Auslande mohnenden Luxemburger auf etwa 100 000.

Viele Luxemburger haben Anstellungen in denReichslanden gefunden, und der Verkehr zwischen Luxemburg und Deutschland hat sich seit 1873 gehoben. Es studiren neuerdings Luxemburger auf deutschen Hochschulen, obgleich Paris und Lüttich die staatlich anerkannten Universitäten für dieselben sind. So lange die nur von einigen Tausend der Vornehmeren gesprochene französische Sprache die Amtssprache bleibt, sind die jungen Luxemburger Juristen und Beamten genöthigt, ihren Studien in Belgien oder Frankreich obzuliegen.

Die Bildung der mit 400 Mitgliedern ziemlich zahlreich vertretenen Luxemburger Geistlichkeit ist fast ausschließlich eine deutsche; in allen Pfarrkirchen des Landes wird nur hochdeutsch gepredigt. Die katholische Confession ist die bei weitem überwiegende, da nur 1100 Protestanten in Luxemburg leben.

Die Bevölkerung Luxemburgs ist eine vorzugsweise ackerbautreibende; sie beschäftigt sich ferner mit der Förderung der reichen Mineralproducte des Landes. Dasselbe besitzt nicht nur Baumaterialien aller Art, die aus den reichen Steingruben an der Sauer und der Mosel als Sandkalk und Pflastersteine gefördert werden, sondern auch besonders in seinem Südmesttheile unerschöpfliche Lager Eisenerze in einer Ausdehnung von etwa 4000 Hectaren. Die Haupterzeugnisse der Luxemburger Eisenindustrie sind Roheisen, Gußmaaren und Walzeisen; die übrigen Industriezweige des Landes liefern Leder, Tücher, Fayence. Handschuhe, Zucker, Leinewand, Trikotstoffe zc.

Das Eisenbahnnetz des Landes hat 320 Km, im Betriebe; die Hauptbahn die Luxemburger- Wilhelms-Bahn ist seit 1872, wie erwähnt, auf 40 Jahre vom deutschen Reich in Pacht genommen und steht unter der Generaldirection der Reichseisenbahnen in Elsaß-Lothringen.

Das Land ist in 3 Districte, Luxemburg, Grevenmacher und Diekirch eingetheilt. Die Justiz wird nach dem Code Napoleon und unter dessen Forinen ausgeübt. Ein Obergerichtshof befindet sich in Luxemburg, zwei Bezirksgerichte 1. Instanz in Luxemburg und Diekirch; außerdem eristiren 12 Friedensgerichte.

Der öffentliche Unterricht steht auf einer hohen Stufe. Es bestehen im Großherzogthum ein Athenäum, eine Gewerbeschule, beide in Luxemburg, zwei Progymnasien, eine Normalschule für Lehrer und Lehrerinnen, eine Ackerbauschauschule, eine Taubstummenanstalt, sechs Ober-Primärschulen und 681 Primärschulen, die von mehr als 30 000 Schulkindern besucht werden.

Nach der, wie wir schon oben ermähnten, der belgischen nachgebildeten Verfassung Luxemburgs besteht der gesetzgebendeKörver aus der AbgeordnetenKammer, welche 45 Mitglieder zählt, die auf sechs Jahre in directer Wahl von den Kantonen gewählt werden. Der aus 15 Mitgliedern bestehende Staatsrath wird vom König-Großherzog ernannt und hat in der Gesetzgebung eine nur berathende Stimme. Die Staatseinnahmen des Großherzogthums belaufen sich auf ca. 8 Millionen Fancs, die Ausgaben auf ca. 7 Millionen. Die Staatsschuld beträgt 15 Millionen Francs. Die bewaffnete Macht Luxemburgs besteht aus einer Comvagnie Jäger von 140—170 Mann, welche sich, da die Conscription seit 1881 abgeschafft ist, durch freiwilligen Eintritt rekrutirt.

Der Junggeselle.

Schauspiel in zwei Acten,
von

Iwan Turgenjew -j-.

Deutsch bearbeitet von Eugen Zabel.
— Berlin. —

Personen:

Steyl, Handwerker, 50 Jahre. Martha Klein, Waise, wohnt bei Ztcyl,

Ackermann, Lehrer, 24 Jahre, lg Jahre.

von Vissing, Assessor, ZU Jahre. Frau Berthold, Wirthschafterin bei

Woltersdorff. Gutsbesitzer 45 Jahre. , Stcyl.

Zwischen den beiden Akten ein Zeitraum von acht Tagen.

Erster Aufzug.

Wohnzimmer eines HandwcrkerS, Rechts zwei Fenster, dazwischen Spiegel, vor demselben klein einer Tisch. Grade aus eine Thür nach demC'ntree, links eine ebensolche nach einem anderen Zimmer, Vorn links ein Sovha, ein runder Tisch, einige Sessel. Vormittags,

1. Scenc.

!?eim Ausgeben des BorhoagS macht sich Frau Bertbold im Zimmer zn schaffen und geht ungeduldig hin

und her,

Frau Berthold. Wo er nur so lange bleiben mag ... Ich begreife gar nicht! (Tie Thür geht auf. Steh! tritt ein.) Ach, da ist er ja. Nun, haben Sie Alles mitgebracht, Herr Stent?

Steyl (mit mehreren Packchen auf dem Arm). Alles! Ich habe viel zu besorgen

gehabt, Frau Berthold. Nun, so etwas kommt ja nicht jeden Tag vor.

, Auspackend,)

Frau Berthold. Das sind Wirthschaftssachen. Und hier ein Carton für Martha! Wie die sich aber freuen wird!

Steyl. Wird das Essen zur Zeit fertig sein?
Frau Berthold. Ganz gewiß.

Stöyl (zieht au, der Rocktasche zwei Flaschen Wein herau,). Hier, NöhmeN Sie,

Frau Berthold, heute werden Sie hoffentlich Ihre Kunst zeigen. Wir erwarten Gäste.

Frau Berthold. Ich weiß.

Steyl (hin- und hergehend^ Und sehen Sie auch nach, ob mein schwarzer Rock in Ordnung ist. Warum laufe ich eigentlich immer hin und her?

< Setzt sich und trocknet sich das Gesicht mit dem Taschentuch ab.) Ich hm ordentlich MÜdö geworden. (Ss klingelt.) Wer mag da kommen? (Frau Benhold ab.) Ackennann kann es doch nicht sein.

Frau Berthold (wiederkehrend). Ein Herr wünscht Sie zu sprechen.

Steyl. Was für ein Herr?

Frau Berthold. Einer, den ich nicht kenne. Er wollte auch durchaus seinen Namen nicht nennen.

Steyl. Sonderbar. Sag', ich lasse bitten!

(Frau Berthold ab,)

2. Scene.

Woltersdorff. Steyl,

Woltersdorff (auf Steyl zugehend,. Sie erkennen mich wohl nicht?
Steyl. Ich weiß wirklich nicht.

Wotersdorff (mit g»!°m»iigeni Aonvun,. Steyl, Steyl! So vergißt Du alte Freunde?

Steyl. Ist es möglich? Aber nein ... Ja doch.. . Woltersdorff!

(sie umarmen sich),

Woltersdorff. Ja, ich bin es.

Steyl. Freund! Wie kommst Du hierher? Bist Du schon lange da? Na, das ist ein Ereigniß! Setz' Dich, setz' Dich. («°ide setzen sich,)

Woltersdorff. Wir sind alte Knaben geworden.

Steyl. Alte Knaben! Ja wohl! wie könnte es auch anders sein, wir haben uns seit beinahe zwanzig Jahren nicht gesehen. Darf ich Dir etwas anbieten? Vielleicht eine Cigarre?

Wollersdorfs. Danke, ich rauche nicht.

Steyl. Aber Du ißt doch heute bei mir?

Woltersdorff. Mit Vergnügen.

Steyl. Sag' mal! Bist Du verheirathet?

Woltersdorff (seufzend,. Ja leider! Und Du?

Steyl. Ich? Ach nein! . . . Hast Du auch Kinder? (Zieht nach derTnur.,

Woltersdorff. Fünf! . . . Ich bin hierhergekommen, um meinen Aeltesten unterzubringen. Du wartest ivohl auf Jemand?

Steyl. Ja, freilich!

Woltersdorff. Wie so?
Steyl. Rathe mal!
Woltersdorff. Wie soll ich?
Steyl. Nein wirklich, rathe.

Woltersdorff. Höre — Du willst Dich doch nicht verheirathen?
Steyl dachend). Sei ruhig. In meinen Jahren! aber Du hast es
doch beinahe getroffen. Bei mir ist eine Hochzeit im Anzüge.
Woltersdorff. Wer heimthet denn?
Steyl. Eine Waise, die seit einiger Zeit bei mir wohnt.
Woltersdorff. Eine Waise?

Steyl. Ja. Das Mädchen ist aus sehr anständiger Familie, die Tochter eines Rechnungsraths. Mit ihrer seligen Mutter wurde ich kurz vor ihrem Tode bekannt. Das arme Weib lebte, nachdem ihr Mann gestorben mar, in großer Noth. da ihre Pension klein war. Eines Tages begegne ich ihr hier auf der Treppe, und wie sie ausweichen will, fällt sie hin und bricht sich das Bein. Denke, in ihrem Alter! Ich hob sie natürlich sofort auf, rief Leute, und während man sie in's Bett legte, holte ich schnell einen Arzt. Was für Qualen die Aermste ausgestanden hat — es ist nicht zu beschreiben! Und die Tochter mit ihr — ach du Allmächtiger! Ganze sechs Monate lag die Alte im Bett. Endlich wurde sie gesund. Aber wie sie zum ersten Male ausging, erkältete sie sich so heftig, daß sie nach vier Tagen starb.

Woltersdorff. Du lieber Gott!

Steyl. Nun denke Dir, das arme Mädchen, ihre Tochter! Durfte ich sie allein lassen? Verwandte hatte sie keine mit Ausnahme einer Tante, einer Frau Berthold, die jetzt bei mir die Wirtschaft führt, und die selber Nichts besitzt. So nahm ich das Mädchen zu mir. Sie wollte allerdings anfangs nichts davon wissen ... Es kostete viel Mühe ihr begreiflich zu machen, daß ich doch ein alter Mann bin, ohne Kinder, daß ich sie wie meine eigene Tochter liebe, daß sie nicht auf der Straße bleiben könne. Seit jener Zeit wohnt sie nun bei mir. Und was das für ein Mädchen ist . . . Aber Du wirst sie ja bald sehen und gewiß gleich beim ersten Anblick lieb gewinnen.

Woltersdorff. Und mit wem verheirathet sie sich denn?

Steyl. Mit einem braven jungen Mann, einem Lehrer, Namens Ackermann. Er hat zwar auch Nichts, daß ist wahr; aber das ist kein Unglück. Ein junger Mann mit Verstand, fleißig, bescheiden, nur in der letzten Zeit oft verstimmt, als ob ihn etwas drücke.

Woltersdorff. Vor der Hochzeit?

Steyl. Das macht mir viel Sorgen. Heute ißt er bei mir, wie fast jeden Tag. Er wollte aber noch einen Bekannten mitbringen, einen Assessor, einen adligen . . . weißt Du? —

Woltersdorff. So! (Zich betrach,c,,d,> Alter Freund, ich kann unmöglich in diesem Anzüge hier bleiben. Ich will nach Hause gehen und mich umkleiden.

Steyl. Ach, Unsinn!

Woltersdorsf (aufstehend). Laß nur, laß nur! Was soll Dein Gast von mir denken! Er muß mich für einen ganz ungebildeten Menschen halten. Nein, Freundchen!

Steyl. csbemalls aufstehend,) Aber verspäte Dich nur nicht.

Woltersdorff. Ich bin gleich wieder da; mann eßt Ihr?

Steyl. Um eins.

Woltersdorff. Schön, schön!

Steyl. Da kommen sie gerade.

s. Scene.

Steyl, Woltersdorff, Frau Berthold, Martha. (Sie bringen einen schwarzen Gehrock und einen

Shlip«).

Steyl <zu Wartha). Martha, das ist mein alter Freund Woltersdorff. Er ist heute erst angekommen, hat mir Nachrichten aus der Heimat gebracht. Und hier unsere Hausgenossin, Frau Berthold.

Woltersdorff. Entschuldigen Sie, meine Damen, daß ich so im Reiseanzuge erscheine. Ich konnte nicht wissen . . . (»erbeugt M.

Steyl. Ohne Umstände! «u Martha.) Du bist heute so blaß. Fehlt Dir etwas?

MarthaIch fühle mich etwas müde.

Steyl. Sie strengt sich zu sehr in der Wirtschaft an. Sie sollten darauf Acht geben, Frau Berthold. (Zu W°i,er»d°rss.) Nun, wie gefällt Dir Martha?

Woltersdorff. Sehr . . . sehr gut!

Steyl. Das mußte ich, das mußte ich.

Woltersdorff. Nun muß ich aber gehen. Auf Wiedersehen!

Steyl. Also wie gesagt — sei pünktlich zu Tisch!

Frau Berthold, Martha. Auf Wiedersehen! (»ouer,d°rf »b.)

4. Scene.

Steyl, Frau Berthold, Martha, nachher Ackermann und von Vissing.

Steyl. Ich sreue mich, daß ich einen so alten Freund wieder zu Gesicht bekommen habe. Er ist ein guter Mensch. (Rock und schii», nehmend). Danke schön! (Zu Frau Berthold und Martha.) Geht nur, ich ziehe mir den Rock

schon allein an. <Frm> BerUM« und Martha ab.) So! (Kleidet sich um vor dem Spiegel.)

Daß Ackermann heute noch nicht hier war, um seine Braut zu sehen, wundert mich. Nun, er muß ja jeden Augenblick kommen, cs» läutet.) Aha!

(Zich noch einmal im Spiegel besehend,)

Ackermann (sieht etwa, blas! nnd zerstreut aus). Lieber Herr Steyl, gestatten Sie mir Ihnen meinen besten Freund Herrn Assessor von Bissing vorzustellen.

Stey 1 (verbeugt sich). Sehr angenehm und schmeichelhaft. Ich habe schon so viel von Ihnen gehört.

Bissing. Ich bin meinerseits sehr erfreut — «verbeugt sich ebenfalls).
Steyl. O, bitte sehr! (kiewe Pause,. Bitte, nehmen Sie Platz. (Man setzt

sich; Bissing betrachtet das Zimmer, Steyl hustet,. Wlls für SM prächtiges Wetter MN

doch heute haben. Ein wenig frisch, aber doch sehr angenehm. Bissing. Ja, heute ist es frisch.

Steyl. Jawohl! (Zu «ckennan,,, Warum bist Du so spät gekommen?

Fehlt Dir etwas? (Bissing macht beim Worte ‚Du» eine kaum bemerkbare ironische Miene.,

Ackermann. Nein, ich fühle mich ganz wohl. Und wie geht es Martha?

Steyl. Gut, recht gut. <zu BW»«, Herr Assessor, ich darf hoffen, daß Sie uns die Ehre erweisen werden ... in zwei Wochen . . . ja . . . ist seine Hochzeit (auf Ackermann zeigend) . . . uns mit Ihrer Gegenwart zu beehren . . .

Bis sing. Sehr schmeichelhaft!

Steyl. Sie können es gar nicht glauben, wie glücklich ich bin! . . Für einen alten Mann, einen Junggesellen wie ich . . . können Sie sich vorstellen, was für ein unerwartetes . . .

Bissing. Ja, eine Ehe, die auf beiderseitiger Sympathie und auf Vernunft (betont da« letzte Wort, begründet ist, darf zu den größten Segnungen des menschlichen Lebens gerechnet werden.

Steyl (aufmerksam zuhörend). Gewiß, gewiß.

Bissing. Und deshalb lobe ich meinerseits die Absichten der jungen Leute, die darauf bedacht sind, diese heilige Pflicht zu erfüllen. Steyl. Ich bin ganz Ihrer Meinung.

Bis sing. Denn, was kann angenehmer sein, als das Familienleben? Allerdings ist es nothmendig, bei der Wahl einer Frau sich ordentlich zu prüfen.

Steyl. Sicherlich , . . Sie entschuldigen . . . nach meiner Meinung muß er 'auf Ackermann deutend) sich sehr glücklich schätzen, Ihr Freund zu sein.

Bissing. Oh, ich bitte.

Steyl. Nein wirklich, ich versichere Sie.

Ackermann (>h» schnell unterbrechend). Sagen Sie, bitte, wo ist Martha? Ich habe ihr etwas zu sagen.

Steyl. Auf ihrem Zimmer. Wenn Du willst, gehe doch zu ihr.

Ackermann. Ich komme gleich zurück. (Zu Vissing, Sie entschuldigen mich einige Augenblicke?

Bissing. Bitte sehr.

< Ackermann ab),

Rord und Süd, 1^,, 151. 7

S Seen«

Steyl, von Bissing.

Steyl (nebt Ackermann nach, nickt dann an Vissing heran und drückt ihm die Land), Herr

von Bissing, entschuldigen Sie... ich bin ein einfacher Mann. Wovon das Herz voll ist, davon geht der Mund über. Erlauben Sie mir Ihnen noch einmal von ganzem Herzen, wirklich von ganzem Herzen zu danken!

Bissing (mit kalter Höflichkeit,. Wofür denn?

Steyl. Erstens für Ihren Besuch; zweitens weil Sie ihn, den Bräutigam meiner Martha lieben ... Ich bin ein armer Junggeselle, aber ich glaube nicht, daß ein Vater sein Kind mehr lieben kann als ich ihn liebe . . . Das Alles rührt mich so sehr, daß ich es gar nicht aussprechen kann. (Ihm treten die Thränen in Idie Augen.) Sie verzeihen ... ich muß mich schämen — (lacht, zieht das Taschentuch hervor und trocknet die Thränen),

Bissing. Ich kann Sie versichern, es ist mir sehr angenehm, solche Empfindungen bei Ihnen wahrzunehmen.

Stent. Entschuldigen Sie die Aufrichtigkeit eines alten Mannes'. Aber die Beiden werden glücklich werden, so Gott will; es sind vortreffliche Menschen.

Bis sing. Was mir an Ihrem Freunde besonders gefällt, ist, daß er Grundsätze hat. Das ist in unserer Zeit eine Seltenheit. Er hat nicht das Windige — verstehen Sie — das Windige unserer Jugend (dreht»«

Hand in der Luft herum, Steyl thut dasselbe und nickt zustimmend mit dem Kopfe). Ich bin ja selbst

kein Cato, aber . . .

6. Scene.

Steyl. Bissing. Frau Bcrthold.

Frau Berthold (bcscbciden an der Thilr stehend, laut hustend). Hm, hm!

Steyl. Was wünschen Sie, Frau Berthold? Frau Berthold. Ach, Herr Steyl, Martha bat mich, wenn Sie auf einen Augenblick zu ihr kommen könnten.

Steyl (vorwurfsvoll). Aber jetzt? Sie wissen doch . . .

Bissing. Bitte, geniren Sie sich garnicht.

Steyl. Sie sind sehr gütig ... Ich komme gleich wieder.

Bissing (die Hand aufhebend,. Bitte!

Steyl. Ich komme gleich wieder. (Drückt, indem er mit Frau Bcrthold abgeln. dieser seine Unzufriedenheit über die StSrima pantomimisch «»?,)

7. Scene.

Bissing, (nachher) Ackermann.
Bissing (sich in dem Zimmer umsehend). Was soll das Alles? wohin bin ich

gerathen? Dieser Alte, wie er schwätzt und familiär thut! Wahrscheinlich wird auch das Mittagessen schlecht sein. Ich begreife es nicht. Wie konnte er nur so verblendet sein!

Ackermann. Man sagte mir, Sie wären hier ganz allein. Entschuldigen Sie. Der Alte macht sich so viel Sorgen ... ein Mann aus dem Volk . . .

Bissing. Herr Stenl ist ein ganz anständiger Mensch. Er hat zwar nicht die beste Erziehung genoffen, aber das ist eine nebensächliche Frage. Ich sah vorher hier eine Dame — wer ist das?

Ackermann. Wohl Frau Berthold, die Tante meiner Braut. Eine sehr gutmüthige Person.

Bissing. Ich zweifle nicht daran. (Pause.) Kennen Sie diesen Herrn Steyl schon lange?

Ackermann. Gegen drei Jahre.

Bissing. Wie alt ist er denn?

Ackermann. So gegen fünfzig, denke ich.

Bissing. Werde ich bald das Vergnügen haben, Ihr Fräulein Braut kennen zu lernen?

Ackermann. Sie muß gleich kommen.

Bissing. Herr Steyl sprach sich sehr schmeichelhaft über sie aus.

Ackermann. Das ist kein Wunder. Martha ist ein liebes gutes Mädchen . . . Freilich ist sie in der Einsamkeit aufgewachsen und kennt Niemand. Daher ist sie etwas furchtsam. Es fehlt ihr an jener Nngebundenheit, wissen Sie . . . aber urtheilen Sie nicht nach dem ersten Eindrucke!

Bissing. Sagen Sie ein Mal — das Vertrauen, das Sie mir schenken, giebt mir ein Recht zu einer solchen Frage . . . Ihr Fräulein Braut hat kein Vermögen?

Ackermann. Martha ist ganz arm.

Bissing (,,ach einer Pause). Ja so, nun verstehe ich — Liebe! . . .

Ackermann (nach einer Pause,. Ich liebe sie sehr!

Bissing. Nun, in diesem Falle bleibt mir nur übrig, Ihnen von Herzen Glück zu wünschen. — Gehen wir heute Abend in's Theater?

Ackermann. Nein, heute kann ich nicht. Aber in diesen Tagen will ich mit meiner Braut die Oper besuchen. — Aber Sie wollten . . . glaube ich . . . mir noch Etwas sagen ... in Betreff ... in Betreff meiner Verheirathung.

Bissing. Ich? Nein! Sagen Sie, Ihr Fräulein Braut heißt mit dem Vornamen Martha?

Ackermann. Ja wohl, Martha Klein.

Bissing (ohne daran mehr zu denken, den Name» wiederholend). Martha Klein! (Pause.)

Apropos, wollen mir morgen den Baron Berger besuchen? Er hat sich neulich sehr warm nach Ihnen erkundigt.

Ackermann (verlegen). Gewiß, wenn Sie mich vorstellen wollen . . .

Bissing. Mit dem größten Vergnügen. (Pause.)

AckölMÜNN (nachdem er einmal durch da» Zimmer gegangen ist, kurz und entschlossen).

Ich habe Sie um einen großen Dienst zu bitten, Herr von Bissing.
Bissing. Und das märe?

Ackermann. Gerade herausgesprochen — ich befinde mich in einer ungemein schwierigen Lage. Sie wissen, ich stehe im Begriff mich zu verheirathen. Ich gab mein Wort, und als ehrlicher Mensch will ich es auch halten. Ich darf meiner Braut nicht den allergeringsten Vorwurf machen: sie ist sich vom ersten Tage unserer Bekanntschaft durchaus gleich geblieben. Ich liebe sie, und trotzdem — Sie werden es kaum glauben, aber der Gedanke an die baldige Hochzeit legt sich mit solcher Gewalt auf mein ganzes Gemüthsleben, daß ich mich frage, ob ich in einer solchen Stiimnung noch ein Recht auf die Hand meiner Braut habe. Was ist das? Fürchte ich meine Freiheit zu verlieren? Oder wie soll ich mir mein Gefühl sonst erklären?

Bissing. Hören Sie, werther Freund . . . Sie gestatten mir doch, Ihnen meine Meinung mit voller Offenheit zu sagen?

Ackermann. Ich bitte, ich bitte sehr darum.

Bissing. Sehen Sie, meiner Meinung nach kann der Mensch in unserer Zeit ohne bestiinmte Grundsätze gar nicht leben. Einer dieser Grundsätze ist, daß man niemals seinen eigenen Werth unterschätzen und über alle Handlungen sich selbst Rechenschaft ablegen soll.

Ackermann, Wo wollen Sie hinaus?

Vissing. Sie werden es gleich sehen. Herr Steyl ist selbstverständlich ein sehr würdiger Herr — selbstverständlich. Aber sagen Sie mir nur das Eine: Gehören Sie Beide, Sie und er, zu einer und derselben Gesellschaft?

Ackermann. Ich bin ebenso mittellos wie er, vielleicht auch noch ärmer.

Bissing. Es handelt sich nicht um Reichthum, sondern um Bildung und Erziehung, überhaupt um die ganze Lebensmeise. Entschuldigen Sie meine Offenheit, verehrter Freund!

Ackermann. Sprechen Sie!

Bissing. Sie lieben Ihre Braut?

Ackermann Ich liebe sie. («ach ein« Pause) Ich liebe sie!

Bisfing. Sie lieben sie. (P°»sc,) Sehen Sie, merther Freund, die Liebe, freilich . . . gegen die Liebe läßt sich Nichts einwenden; das ist ein Feuer, ein Sturm, ein Rausch, mit dem man nur schwer fertig werden kann. Ich behaupte nun allerdings, daß auch in einem solchen Falle die Vernunft ihre unbestreitbaren Rechte hat. Wenn Sie Ihre Braut wirklich lieben, so brauchen wir unser Gespräch gar nicht erst fortzusetzen. Mir scheint es aber, daß Sie zu zweifeln, an Ihren Empfindungen zu zweifeln anfangen — und das ist ein sehr wichtiger Punkt. Jedenfalls können Sie jetzt den Rath eines Freundes brauchen, («mm, Ackcrma,,n bei der oand,. Sehen Sie, Ihre Braut ist ohne Zweifel, uin Ihre eigenen Worte zu miederholen, ein liebes, gutes Mädchen. schlagt die Augen nieder., Aber Sie wissen, der

kostbarste Edelstein erfordert Schliff und Fassung. Die Frage darf nicht so gestellt werden, ob Sie Ihre Braut lieben oder nicht, sondern ob Sie mit ihr glücklich werden können oder nicht. Es ist unumgänglich nothwendig, daß der Mann in seinen geistigen Anforderungen von seiner Frau verstanden und befriedigt wird. Meinen Sie nichts

Ackermann. Ja, wollen Sie denn, daß ich mein gegebenes Wort breche? Ich bitte Sie! Ich würde Martha dadurch tödten. Sie hat sich mir wie ein Kind anvertraut; ich mar es, der sie zuerst in die Welt einführte. Ich habe eine große Verantwortlichkeit übernommen, glauben Sie mir.

Bissing. Ganz gewiß; aber erlauben Sie mir, daß ich Ihren Gründen die meinigen entgegen halte. Welche Verpflichtung haben Sie, sich selber im Lichte zu stehen? Sie sind jung und haben die besten Aussichten für die Zukunft. Warum wollen Sie auf einmal Alles im Stiche lassen? Ihre Arbeitsamkeit, Ihr Eifer, Ihre Fähigkeiten haben bereits die Aufmerksamkeit des Ministers auf sich gelenkt, Ihre Habilitation an unserer Universität ist nur eine Frage der Zeit. Wie können Sie nun die Beziehungen zur höheren Gesellschaft, die Sie angeknüpft haben, auf einmal leichtsinnig zerreißen wollen?

Ackermann. Sie irren sich in mir. Ich bin nicht ehrgeizig. Ich fürchte mich sogar vor der großen Welt. Was mich beunruhigt, ist etwas ganz Anderes. Es ist die moralische Verpflichtung, die auf mir lastet. Ich kann Martha nicht verlassen — und doch erschreckt mich der Gedanke, daß ich sie Heirathen soll!

Bissing (im Gembl der Wichtigkeit,, Ich verstehe recht wohl, was Sie innerlich beschäftigt. Das ist ein Uebergangsstadium, eine Krisis — verstehen Sie, eine Krisis! Wenn Sie doch auf einen Monat verreisen könnten! Ich bin überzeugt, Sie würden als ein ganz anderer Mensch wieder zurück kommen. Und darum sein Sie ein Mann, fassen Sie einen Entschluß.

Ackermann. O, ich bin ein Elender!

Vissing. Wozu sich selbst anklagen? Das ist offengestanden kindisch! Entschuldigen Sie mich . . . aber die warme Theilnahme, die ich für Sie hege (Ackermann drückt ihm die Hand) giebt mir zu solch einem Vorwurf ein Recht. Ueberlegen Sie doch, was vorgefallen ist. Genau betrachtet trifft Sie gar nicht einmal eine wirkliche Schuld: Ihre Braut hat alle Ursache Ihnen dankbar zu sein. Sie streckten ihr, so zu sagen, die Hand entgegen; Sie waren der Erste, der sie aus dem Dunkel ihrer Existenz herausführte; Sie haben ihre schlummernden Fähigkeiten erweckt, Sie haben an ihrer Bildung einen nicht unwichtigen Antheil. Sie gingen aber noch weiter. Sie weckten in ihr, ohne sich darüber ganz klar zu werden, Hoffnungen, die nicht erfüllt werden können; aber Sie haben nicht sowohl Ihre Braut getauscht, als sich selbst. Denn nicht wahr . . . (Pause) Fräulein Klein hat Ihnen keinerlei Rechte eingeräumt, die nur . . .

Ackermann (ihn groß ansehend). Wo denken Sie hin? Niemals! Das schwöre ich Ihnen bei Allem, was mir heilig ist.

Bissing. Nun, um so besser. Wozu dann die ganze Erregung? Was sür Vorwürfe können Sie dann noch treffen?

Ackermann. Mein Gott, mein Gott, was soll ich thun? (»>sswg «m. sehend,) O, Sie müssen mich verachten!

Bissing. Im Gegentheil, Ihre Lage geht mir sehr zu Herzen.

Ackermann. Ich versichere Sie, ich werde schon so viel Kraft besitzen, um aus dieser entsetzlichen Verlegenheit herauszukommen. Ich bin Ihnen jedenfalls herzlich dankbar für alle Ihre Rathschläge.

8. Tcene.

Ackermann, Bissing. Woltersdorff (in einem altmodischen schwov» Rock, Sommctweste mit Perlenmutterknöpfe,,, hellen Hosen, In der Ha.io einen hohen Hut. Ali er zwei Unbekannte erblickt, fängt er an sich zu verbeugen mit einem Ztratzruß; er ist in großer Verwirrung'.

Bis sing c,u «ckermmm). Wer ist der Herr?

Ackermann. Ich weiß wirklich nicht. <Z» Wollersdorfs.) Gestatten Sie die Frage: zu wem wünschen Sie?

Woltersdorff. Mein Name ist Woltersdorff, Gutsbesitzer; bitte

sich Nicht zU bemühen. (Wischt sich mit dem Taschentuch die Stirn ob.)

Ackermann. Sehr angenehm. Sie wollen wahrscheinlich Herrn Steyl sprechen?

Woltersdorff. Ja wohl; aber bitte, bemühen Sie sich nicht. Ich

kann ja warten . . . (verlegen, geht recht, zur Seile).

Ackermann. Gewiß ein Bekannter Steyl's, aber ich habe ihn niemals gesehen. — (3» Bissing.) Bitte, entschuldigen Sie.

Bissing. Bitte, bitte! (Aus der 2h,ir links kommen Steyl und Martha. Sr führt sie am Arn,),

9. Scene.

Ackermann. Bissing. Woltersdorff. Steyl. Martha.
Steyl (feierlich und furchtsam). Martha — ich beehre mich Dir Herrn von

Bissing vorzustellen. (Bissing verbengt stell.)

Bissing (zu Martha). Die Ehre ist ganz auf meiner Seite. Ich bin sehr glücklich. Ich wünschte schon längst das Vergnügen zu haben. . .

Ackermann. Ich hoffe, liebe Martha, daß Du meinen Freund ebenso schätzen lernen wirst, wie ich es thue. (Martha steht Ackermann furchtsam an.)

Steyl. (Woltersdorff bemerkend) Ah, Willkommen, Willkommen! (Ihn vor.

stellend). Mein alter Freund Woltersdorff! Ist erst heute von seinem Gute hier eingetroffen.

Bissing (zu Martha,. Ich höre, Sie beabsichtigen in diesen Tagen die Oper zu besuchen.

Martha (verlege,,,. Ja, mein Bräutigam schlug vor . . . (abbrechend.) Bissing. Sie werden sich sehr gut unterhalten. Sie schwärmen gewiß sehr für Musik?

Martha. Ich höre gern Musik.
Bissing. Sie spielen vielleicht selber?
Martha. Sehr wenig.
Steyl. O, sie spielt Clavier — gewiß!

Bissing. Das ist sehr erfreulich. Ich spiele selber etwas Geige.
Steyl. Wohl sehr gut?

Bis sing. Nein! Nur zu meinem Vergnügen. — Sie tanzen doch auch, gnädiges Fräulein?

Martha. Nicht sonderlich.

Vissing. Wirklich? Seltsam! (3» Ackern,«»). Der letzte Ball beim Commandanten siel glänzend aus.

Steyl (zu Woltersdorff). Das glaube ich. Bei Euch auf dem Lande kann man so Etwas nicht sehen.

Woltersdorff. Ja, mir sind einfache Leute aus dem Dorf, keine Großstädter.

1V. Scene.

Vorige, Frau Berthold.

Frau Berthold <zu sw,!). Das Essen ist fertig.

Steyl. Endlich! Darf ich bitten, meine Herrschaften.' Herr von Bissing, hier durch diese Thür. Woltersdorfs, alter Freund; Dich wünsche ich zu meiner Rechten zu haben. Euch Beiden (zu Ackern,«,», nu° Martha) brauche ich keine Plätze anzuweisen. Also kommen Sie, kommen Sie. (Steyl mit

WolttrSdorff, von Bissing, Fron Bcrtholo ob, Ackermann will Martha Ken Arm geben und sie auch in dai Speisezimmer fuhren. Sie hält ihn zurück.)

II Scene,

Ackermann, Martha; (nachher) Steyl und die Uebrigen,

Ackermann. Was ist Dir? Warum hältst Du mich zurück?
Martha. Ich habe Dich etwas zu fragen.
Ackermann. In diesem Augenblick?

Martha. Ja! Ich will mich nicht mit Dir zu Tisch setzen, ohne zu wissen, daß der schreckliche Verdacht, der in mir seit einigen Tagen aufgestiegen ist, grundlos ist. Deine Mienen und Worte, Dein ganzes Wesen sagen mir, daß Du mich nicht liebst. Ist es wahr? Sag' mir ein einziges Wort — ja oder nein?

Ackermann. Ich begreife Dich nicht.

Martha. Ja oder nein! Es gehen mit mir seltsame Dinge vor, dumme Gedanken erfüllen meinen Kopf, ich kenne mich selber nicht! Nur Eines sehe ich klar vor mir: Du liebst mich nicht mehr!

Steyl (mit einer Servicilc um den Halj in der Thür stehend,) Ig, aber M0 bleibt

Ihr denn, Kinder?

Martha (abweisend). Einen Augenblick lassen Sie uns allein; es wird gleich vorbei sein.

Steyl. Ja, aber — das ist doch merkwürdig! (Geht zurück zu dm «ästen.,

Ackermann. Wir müssen uns aussprechen, aber nicht jetzt und nicht hier. Ich werde allen Mißverständnissen ein Ende machen.

Martha. Ein Ende machen? Oh, es ist schon zu Ende. Als ob ich nicht müßte, daß Du mich nicht mehr liebst, daß ich Dir zur Last falle! — Ich bitte Dich, sage mir Alles, quäle mich nicht länger; ich kam, diese entsetzliche Ungewißheit nicht ertragen.

Ackermann. Nun ja, ich habe nicht recht gehandelt; aber ich will Alles wieder gut machen — verzeih mir!

Martha. Du liebst mich nicht. Ich habe es wohl bemerkt, «ie Dein Freund mich mit spöttischen Fragen verfolgte; wie er mich einem Examen unterwarf, das ich in seinen Augen gewiß schlecht genug bestanden haben werde! (Weint.)

Ackermann. Um Gottesmillen, man hört uns. Hast Du denn wirklich alles Vertrauen zu mir verloren? Ich wiederhole Dir, ich trage die Schuld, verzeih mir.

Martha <vcrzmeiscl,,d,. Du liebst mich nicht!

Steyl (Mieder hervorkommend,. Ja, aber zum Teufel, was soll das heißen? Martha, um Gottesmillen, was geht hier vor?

Martha. Lieber Vater, ich bin sehr unglücklich! (Ihm laut schluchzend in

die Arme sinkend,)

Steyl (lau, aufschreiend), Sie stirbt! (Pause.) Nein, sie schlägt die Augen

wieder auf. Gott sei gelobt! (Mit einem vorwurfsvollen Blick auf Ackermann.) Ich öl«

suche Sie, mir zu sagen, was hier vorgefallen ist.

Der Vorhang källt.

Zweiter Aufzug.

(Dieselbe Tecoration, Ticyl, tiei bekümmert, stellt an der Thür link« »nd horcht, Nock, einigen iluaenblicken erscheint in der Thür Frau Berthold,)

1 Scene.

Steyl. Frau Berthold.
Steyl (leise,. Nun, wie steht's?
Frau Berthold (ebenso), Sie ist eingeschlafen.
Steyl. Fiebert sie?
Frau Berthold. Augenblicklich nicht.

Steyl. Gott sei Dank! (Pause.) Gehen Sie wieder zu ihr, Frau Berthold. Vielleicht braucht sie etwas.

Frau Berthold. Jawohl, ich bleibe bei ihr.

Steyl. Gut, gut! «rau Berthold °b.)

2. Scene.

Steyl («lleini dann, Woltersdorff.

Steyl (s'it M). Mein Gott, wohin wird das Alles fuhren! <L°K, den

Lechs sinken.) Und was läßt sich dagegen thun? Nichts! (Zu Woltersdorff, der eintritt den, und Steyl herzlich die Hand drückt.) Das ist schön V0N Dir, daß Dll UNs Nicht

vergessen hast.

Woltersdorff. Ich bin ja nicht so wie — wie — wie die Anderen. , Pause.) Nun, hat er sich wieder sehen lassen? Stenl. Nein!

Woltersdorff. Wie geht es Martha?

Steyl. Nicht besonders. Sie hat die ganze Nacht keine Auge geschlossen. Jetzt schläft sie.

Woltersdorff. Offen gestanden, wenn man Euch betrachtet, möchte man sagen: je weiter von der großen Stadt, desto besser. Hier treibt man's gar zu arg!

Steyl. Ach was, auch hier giebt es gute Menschen.

Woltersdorff. Möglich, aber man muß fortmährend auf derHut sein.

Steyl. Was brauche ich vor Dir ein Geheimniß zu haben. Sieh, Freund, ich bin ein unglücklicher und beklagenswerther Mensch.

Woltersdorff. Aber, ich bitte Dich!

Steyl. Du weißt ja, bei jenem unglücklichen Mittagessen, als mir Martha und Ackermann vergeblich erwarteten und mir das Kind ohnmächtig in die Arme fiel. — Ich sprach mich damals mit ihrem Bräutigam aus, und er kam dann auch noch ein paar Mal hierher, aber er mar merkwürdig verändert. Er wurde einsilbig und zerstreut. Ich fing dann an von der Hochzeit zu sprechen; sagte, es sei an der Zeit, er möchte doch bestimmen, wann und wo. Er antwortete aber immer nur „ja, ja!" und mehr mar von ihm nicht heraus zu bekommen. Seit jener Zeit ist er ganz und gar verschwunden. Zu Hause trifft man ihn nicht, meine Briefe läßt er unbeantwortet. Und ich habe ihn doch so lieb gehabt!

Woltersdorff. Sonderbar, sehr sonderbar.

S. Scene. ,

Steyl. Wollersdorfs. Frau Berthold.

Frau Berthold. Ein Brief ist eben sür Sie abgegeben.
Steyl. Ein Brief? Von wem?

Frau Bert hold. Ich glaube von Herrn Ackermann. Ach Du mein Gott, wenn er nur etwas Gutes enthält!

Steyl (öffnet den Bri."! wird mährend dcz Lesens Klag und sinkt, nachdem er ihn gelesen, in den Sessel).

Woltersdorff. Frau Berthold. Was ist denn geschehen?
Steyl. Was geschehen ist? Er nimmt sein Wort zurück! Von

Hochzeit kann keine Rede mehr sein; es ist überhaupt Alles zu Ende. Hört, hört, was er schreibt. „Mein lieber Herr Steyl! Nach langem, schwerem Kampfe mit mir selber, fühle ich, daß ich Ihnen eine offene Erklärung schulde. Glauben Sie mir, dieser Entschluß kostet mich viel, sehr viel; aber jeder weitere Aufschub wäre ein Verbrechen. Ich fühle es, daß ich Fräulein Martha Klein nie glücklich machen würde, und bitte Sie, mir mein Wort zurückzugeben." (Zu Wollersdorfs,) Hier, hier, lies nur: „Ich

fühle es, daß ich . . ." genau so, sieh nur! (Wollersdorfs blickt in den Brief hinein. Stc«I

fährt fort.) „Ich wage nicht, Ihre Verzeihung zu erbitten, ich fühle, daß meine Schuld eine schwere ist, und kann nur erklären, daß keine junge Dame mehr Hochachtung verdient als Fräulein Klein." Hörst Du's

„Hochachtung . . .!" „Da ich jetzt auf einige Zeit unsere Beziehungen abbrechen muß, so nehme ich von Ihnen hiermit mit gebrochenem Herzen Abschied. Gott mache Sie Beide glücklich!" — Glücklich, glücklich! Das kann er sagen — er! (Steyl vcrdcck, da» Gesicht mit beide„ Hände„.)

Frau Verthold. Ach Du lieber Gott, dahin mußte es kommen!

Woltersdorsf. Was gedenkst Du nun zu thun?

Steyl (die Hände vom Gesicht fortiichmllid). Aber das ist ja Wahnsinn! Wie kann er so etwas sagen. (Auf. und «buchend.) Ich gehe sogleich zu ihm. Frau Berthold, meinen Hut und Rock, schnell eine Droschke — im Augenblick!

(Iran Bertlwld ab).

4. Scene.

Woltersdorff. Steyl, nachher Frau Berthold.

Woltersdorff. Wohin willst Du?

Steyl. Wohin? Zu ihm! Ich will ihm zeigen ... Ich ... . ich ... ich .. . Das hast Du Dir ja schön ausgedacht, Bube! Gut, gut! Ich stelle Dich zur Rede, zur Rede!

Woltersdorff. Aber was willst Du ihm denn sagen?

Stevl. Ich sage ihm: Geehrter Herr! Antworten Sie mir ohne Umstände. Hat Sie Martha beleidigt, oder hat sie sich etwa Ihrer unwürdig gezeigt?

Woltersdorff. Aber er . . .

Steyl. Antworten Sie mir, geehrter Herr, antworten Sie mir! Ist sie etwa nicht gut erzogen? Haben Sie an ihrem Benehmen etwas auszusetzen, wie, wie? (Tritt auf Woltersdorff zu.)

Woltersdorff. Gewiß nicht, aber er wird . . .

Steyl. Was? Zwei Jahre besuchen Sie unser Haus! man empfängt Sie wie einen Verwandten, man theilt mit Ihnen jeden Pfennig, jeden Bissen Brot, man gönnt Ihnen endlich auf Ihre inständigen Bitten einen solchen Schatz ^ die Hochzeit ist bereits festgesetzt — und Sie! O, O! — Nein, entschuldigen Sie, geehrter Herr, so kann die Sache nicht endigen.

(Iran Berlhold dringl Rock u„d H„„) Den Hut! — Sie nehmen da eine Feder, kritzeln einen Brief hin und denken, damit sei Alles abgethan! O, nein! Entschuldigen Sie! Ich will Ihnen zeigen, wer ich bin, warten Sie nur! Ich lasse mich nicht zum Besten halten. Meinen Rock! Und wenn Alles nichts Hilst, werfe ich mich vor ihm auf die Kniee und sage ihm: Ich stehe nicht eher auf, als bis Sie Ihre Pflicht und Schuldigkeit gethan haben! Eher sterbe ich! Haben Sie Mitteid mit der Waise, werde ich ihm sagen — was hat Sie Ihnen gethan, daß Sie sie tödten wollen? Und Ihr bleibt, meine Lieben, bis ich zurückkomme. Ich komme sehr bald zurück, so oder so! Aber um Gottes willen, daß Martha Nichts davon erfährt. Wartet auf mich, ich komme bald wieder, bald komme ich wieder. Lebt wohl! !«b.>

5. Scenc.

Woltersdorff, Frau Berthold. Frau Berthold (jammernd). Ach, du Grundgütiger! wie soll das enden, mein Gott! Ach, lieber Herr helfen Sie mir, ich bin eine alte unglückliche Frau.

Woltersdorff. Beruhigen Sie sich doch ein wenig, Frau Berthold. Es kann noch Alles gut werden.

Frau Berthold. Gut werden! Was kann da noch gut werden? So etwas zu erleben! Denken Sie sich meine Lage. — Martha ist doch meine Nichte, meines Bruders Kind. Wie soll ich das ertragen?

Woltersdorfs. Ja, es ist mahrlich sehr schlimm.

Frau Berthold. Schlimmer konnte es ja gar nicht kommen. Und ich Habe Alles geahnt, wie es kommen mußte.

Woltersdorff. Wirklich?

Frau Berthold. Ich sagte immer: Das führt zu nichts Gutem, zu nichts Gutem! Aber man hörte nicht auf mich, weil ich alt bin. Ich bin allerdings eine einfache Frau, aber mein Seliger mar doch Zahlmeister, und mir verkehrten auch mit feinen Menschen . . . Alle haben mir sonst Recht gegeben; nur meine leibliche Nichte hörte nicht auf das, was ich sagte. Jetzt wird sie es einsehen, aber nun ist es zu spät. Wie oft habe ich meiner Martha gesagt: „Kind, Du wirft ihn doch nicht Heirathen, das ist ein unruhiger gefährlicher Mensch, wer weiß, was der will!" Und sie antwortete immer: „Lassen Sie doch das, Tantchen." Natürlich, die Kinder wollen stets besser wissen als wir Alten. Jetzt wird sie eine alte Jungfer bleiben.

Woltersdorff. Nun so schlimm wird es doch nicht werden.

Frau Verthold. Ganz gewiß! (sorch« Ich glaube, Martha kommt. ,P°usc). Nein, es war Niemand, es summt mir nur so in den Ohren. Wer hat aber Schuld an alledem? Wir selber sind Schuld daran, auch Herr Stevl. Schickt es sich denn, daß er ein fremdes Mädchen erzieht, paßt sich denn das? Muß er sie denn verheirathen wollen? Das ist doch Sache der Frauen. Er wollte sie freilich glücklich machen, aber es ist anders gekommen. (Seufzend,) Jetzt muß ich nach Martha sehen, wie es ihr wohl gehen mag, ob die Aermste noch schläft! Was wird sie sagen, wenn sie das Alles erfährt! — Wo bleibt aber nur Herr Steyl? Wenn sie ihm nur Nichts anthun!

Woltersdorff. Aber ich bitte Sie, wenn auch Herr Ackermann hier in der Nähe wohnt, braucht man doch Zeit, um hin und zurück zu fahren. Er muß sich doch mit ihm aussprechen.

Frau Berthold. Ja, Sie haben Necht. Aber es kann nicht gut ablaufen. Sie werden sich schießen.

Woltersdorff. Ach nicht doch!

Frau Verthold. Sie werden es sehen! Sie denken wohl, Herr Ackermann wird den Demüthigen spielen? Ich sage Ihnen aber, er hat Muth, ein richtiger Mörder ist er.

Woltersdorff. Aber nein!

Frau Berthold. Glauben Sie mir, er wird unseren guten Herrn unlbringen!

Woltersdorff. Aber wir leben hier doch nicht in einer Mörderhöhle! Wie können Sie nur so etwas denken?

Frau Berthold. Er wird ihm einfach sagen: Was wollen Sie von mir, Herr Steyl? Gehen Sie zum Teufel mit Ihrer Martha Klein. Was mischen Sie sich überhaupt da hinein? Und er wird ihm einen Schlag in's Gesicht versetzen. Meinend.,

Woltersdorff. Aber das ist ja Unsinn!

Frau Berthold (meinend). Ach, ja, ach ja, ich kenne das!

Woltersdorff. Und ich habe Sie für eine so vernünftige Frau gehalten.

U. Gcene.

Steyl. .Woltersdorff. Frau Berthold.

Steyl (Hut au! dem jtov', im Ueberrock, geht langsam bis zur Mitte der Buhne, läßt die Hände sinken und bleibt so stehen, indem er die Augen starr am den Boden richte:,)

Woltersdorff. Frau Berthold. Nun, nun, — was, was?

Steyl (ohne auszusehen). Er ist fort!

Woltersdorff. Frau Berthold. Fort?

Steyl. Fort, und Niemand weiß, wo er hingegangen ist. Aber ich werde es morgen erfahren, oder vielmehr schon heute. So lass' ich mich nicht abfertigen — nein, nein!

Frau Berthold. Ziehen Sie doch den Rock aus.

Steyl (Hut und Rock von sich werfend). Da, da. Wozu brauche ich das Alles? (Setzt sich erschöpft hin.)

Woltersdorff. Erzähle doch wenigstens . . .

Steyl. Was ist da zu erzählen! Ich komme in seine Wohnung, frage nach ihm. .Nicht zu Hause'! Wohin? — .Unbekannt/ Nun ist Alles sonnenklar. (Losbrechend., Oh, erwürgen möchte ich mich!

Woltersdorff. Was sind das für Gedanken?

Steyl. Was würdest Du in meiner Lage thun? Kann ich vor Martha noch die Augen aufschlagen?

Frau Berthold. Hätten Sie doch auf mich gehört, Herr Steyl!

Steyl. Lassen Sie mich jetzt in Ruhe. — Wie geht es Martha?

Frau Berthold (gekrankt und würde»«„ Sie schläft noch.

Steyl. Sie waren ja selbst immer auf Seiten dieses Menschen. «Legt die Hand auf die Schul,« Wollersdorfs„. Alter Freund, ich habe einen furchtbaren Schlag erhalten — mitten in's Herz!

Woltersdorff. Ach, laß das. Martha ist ein vernünftiges Mädchen. Es wird sich schon ein anderer Mann für sie finden.

Steyl. Wie Du nur so sprechen kannst! Die Sache ist doch überall bekannt geworden, die Hochzeit stand vor der Thür. So etwas vergißt man nicht. Und wer ist für das Unglück dieses armen Waisenkindes verantwortlich zu machen? Ich! Einzig und allein ich!

Woltersdorsf. Nimm doch Vernunft an.

Steyl c°»f-und abgehend,. Ich muß Martha sprechen, muß ihr Alles auseinandersetzen ... sie soll entscheiden. Sie soll mich strafen für die Schande, die ich über sie gebracht habe; oder wenn sie ohne ihn nicht leben kann, so will ich zu ihm gehen und ihn am Halse herfchleppen wie einen Hund!

Frau Berthold. Ach, lieber Gott, sprechen Sie nicht solche schrecklichen Worte.

Steyl (ohne auf sie zu hörend Das ist das Beste. (Zu Woltersdorff und Fr°„ Bertold.) Nun, Ihr Lieben, ich danke Euch, daß Ihr auf mich gewartet habt. Und jetzt, mißt Ihr was? Laßt mich auf ein halbes Stündchen allein. — Das Wetter ist schön, macht einen Spaziergang.

Woltersdorff. Ja, aber wozu?

Steyl (eilig). Das wirst Du schon erfahren. Auf Wiedersehen, auf Wiedersehen. In einer halben Stunde.

Frau Berthold. Aber Herr Steyl . . .

Steyl. Ich bitte Euch, macht, macht; Eure Sachen hängen im Entr^e.

(schiebt Beide sauft der Thür entgegen,)

7. Scene.

Steyl olle,«,. Das ist ein wichtiger Augenblick meines Lebens. Ich muß handeln! Was werde ich ihr sagen? Ich muß sie natürlich auf Alles vorbereiten. — (Pause, Vorsichtig, vorsichtig! <«<ht «» ihn Thür.) Ich fürchte mich ordentlich! — Wie mir das Herz klopft! («« in dm Spiegel.,

Und wie ich aussehe! («n,,g, mit der Hand die Haare in Ordnung.) Aber ich darf nicht zaudern. Vorwärts! Das Schwerste ist der Anfang. — Ob sie noch schläft? Bei dem Lärm! Aber, wenn sie Alles gehört hat! Dann — um so besser. Vorwärts, Du Feigling, vorwärts! Aber halt! Das wird mir

gUt thun. (Geht zum Tisch zurück, schenkt ein Glas Wasser ein, und trinkt ei schnell au«,) — lind jetzt mit Eott! <Dr<ht sich um und erblickt Martha, die aui der Seitcnthür gekommen ist,

verwirrt) Ach, Du — Du bist da, das ... wie .. .

8. Tcene.

Srcyl. Martha.

Martha. Ich bin es — was haben Sie?

Steyl (schnei). Nichts, nichts ... So, so ... Ich dachte. Du schliefst.

Martha. Ich bin eben aufgestanden.

Steyl. Nun, und wie geht es Dir?

Martha. Besser. Ich habe nur etwas Kopfschmerzen. (Setzt sich., Steyl. Nun, Gott sei Dank. Dann können wir nachher spazieren gehen — was meinst Du?

Martha. Wie Sie wollen . . .

Steyl. Nein, wie Du willst. — Habe ich Dich denn jemals wozu gezwungen? — Was Du wünschest, geschieht. Martha. Sie sind so gut.

Steyl (sich zu ihr setzend). Ach, was gut! Aber sieh nur, (sie anblickend) Du hast wieder gemeint. — (Manha wendet in «5.) Aber wozu das Alles? Du wirst sehen . . .

Martha. Sie wollen mich trösten, aber ich brauche keinen Trost!

(Mit einem bitteren Lache,«,) Ich habe mich in mein Schicksal ergebeil.

Steyl. Ergeben? Wieso?

Martha. Ich weiß. Alles ist zu Ende. Und vielleicht ist es so besser.

Steyl. Aber warum?

Martha. Was brauchen wir uns zu verstellen? weshalb wollen mir uns täuschen?

Steyl (Pauset Nun denn — Du hast Recht. Aber freilich, so etwas hätte ich nicht von ihm erwcnlet.

Martha (sehr erregt). Was denn?

Steyl. Ich . . . das heißt . . .

Martha. Sie waren heute bei ihm?

Steyl. Ja!

Martha. Nun, und?

Steyl. Traf ihn nicht zu Hause!

Martha. Aber was haben Sie nicht von ihm erwartet?

Steyl. Den Brief.

Martha. Einen Brief?

Steyl (versucht „, lächeln). Ja, einen Brief, weißt Du ^ Uebrigens, er — das heißt, man kann nicht sagen . . .

Martha. Wo ist der Briefs

Steyl. Ich habe ihn bei mir.

Martha. Geben Sie ihn mir, um Gottesmillen, geben Sie ihn mir. Den Brief! Schnell!

Steyl <chn s»che,,d,. Ich weiß wirklich nicht — Martha, Du bist so erregt.

Martha. Ich bin schon wieder ruhig . . . Aber den Brief, den Brief!

Steyl. Hier ist er, aber ich bitte Dich, — (zieht den Brief rangsam aus

derTosche: Martha entreiszt ihm denselben und liest ihn eifrig: sie bleibt eincn Augenblick wie starr stehen und bedeckt dann, laut aufschluchzend da« Gesicht mit den Händen) — Um GottöswillöN

Martha! aber so höre doch! Weine nicht! Ich stehe für Alles ein, aber ich kann Dich nicht so sehen! Weine nicht!

Martha (unter Thmnen). Verzeihen Sie mir, es ist gleich vorbei. Nur im ersten Augenblick. (Trocknet die Thränen,) Ich habe das Alles ja erwartet

und wünsche ihm Glück! (Will wieder weinen,)

Steyl. Ich werde ihn zur Rede stellen.

Martha. Um keinen Preis! Ich will mich Niemandem aufdrängen. Kein Wort mehr von ihm, wenn Sie mich lieb haben. Ich bin zwar eine Waise, ich habe keine Stütze . . .

Steyl. Du hast keine Stütze? Und was bin ich? Liebe ich Dich nicht wie eine Tochter?

Martha. Sie sind gut, ich weiß es; aber Sie werden es mir nachühlen, daß ich jetzt nicht mehr bei Ihnen bleiben kann.

Steyl. Wa — was?

Martha. Ich muß fort von hier.

Steyl. Was soll das? Das hat Dir wohl die Tante eingeredet? — Da soll doch gleich — Wie ist Dir nur dieser unselige Gedanke gekommen?

Martha. Hören Sie mich ruhig an, und Sie werden mir zugeben, daß ich recht habe.

Steyl. Niemals — niemals!

Martha. Sagen Sie selbst, was soll man nach dem, was vorgefallen ist, von mir denken? Steyl. Ja, was denn?

Martha (schnell). Ich bin doch nicht Ihr Kind. Jetzt werden Alle sagen: „Er hat sie sitzen lassen, was schadet's! Sie ist ja doch nur ein angenommenes Kind, das fremdes Brot ißt . . . wäre sie bei ihren Verwandten geblieben, so hätte sie klüger daran gethan. Aber sie wollte gut leben und nichts thun. Da hat sie's nun mcg." Sehen Sie, Herr Steyl, ich habe Sie so lieb, wie Niemanden auf der Welt; aber was soll ich thun? Ich kann nicht länger bei Ihnen bleiben, und ein Stück Brot werde ich mir schon noch verdienen können.

Steyl. Ich verstehe nichts, rein garnichts! Was sprichst Du da? Ich bin doch ein alter Mann. Das wissen doch Alle, daß Du mir eine Tochter bist. Was soll das nun? Ist das Dein Ernst?

Martha (ausstehend). Mein voller Ernst!

Steyl. Und Du kannst mich verlassen?

Martha. Ich muß!

Steyl. Aber wohin willst Du?

Martha. Irgend wohin! Ich werde mir eine Stellung suchen.

Steyl (ringt die Händc). Ich verliere noch den Verstand! Bedenke, was Du thust. Wenn Du mich verlassest, dann habe ich nichts auf der Welt, woran mein Herz hängt. Nur Deinetwegen lebe ich ja. Wenn ich Dich nicht mehr habe, will ich nicht länger leben Martha, habe Mitleid mit dem armen, alten Mann! Was habe ich Dir denn gethan?

Martha. Quälen Sie mich nicht. Es muß sein.

Steyl. So seid Ihr Weiber! Es ist ein Elend, Euch Vernunft predigen zu wollen. Nein, Martha! Hier ist Deine Heimat, Dein Schutz; ich kann Dich nicht fortlassen! Aber Eins will ich Dir sagen: Ich schaffe Dir den Wortbrüchigen zurück, oder ich strecke ihn mit dieser Faust nieder.

Martha (erschrocken), Wlls?

Steyl. Jawohl, mit dieser Faust! Deine Ehre soll fleckenlos sein.

Martha (mit erstickter Stimme), Hören Sie! Wenn Sie nicht sofort das, was Sie eben gesagt haben, zurücknehmen — so gehe ich, weiß Gott — in's Wasser.

Steyl ,'°st schrei:nd> Was soll ich aber thun? Mein Gott! ich werde wahnsinnig! (Sich piäsl «, besinnend), — Höre, Martha! — aber nein! Ich bin so verwirrt! — Gleich viel, mag daraus entstehen, was will. — Höre, Du willst, daß Dir Niemand die Achtung versage, daß Niemand Dir etwas Schlechtes nachrede, nicht wahr? Nun denn, höre — aber um Gotteswillen, halte mich nicht für verrückt — Siehst Du — ich — Du bleibst hier — und Niemand — verstehst Du, Niemand wird es wagen. Dich zu kränken! — mit einem Wort, willst Du meine Frau werden?

Martha (auf's Höchste ent°m,t>. Was sagen Sie?

Steyl (sehr schnell). Unterbrich mich nicht! Ich weiß selber nicht, wie dieser Gedanke mir in den Kopf kam, aber ich muß ihn aussprechen. Es ist ein verzweifeltes Mittel; aber die Lage, in der ich mich befinde, erfordert es. Ich weiß, Ackermann wird nicht mehr zu uns kommen; also, erlaube mir wenigstens, daß ich Dir Alles erkläre, was ich meine. Du kannst ja doch nicht denken, daß ich Dir wehe thun wollte . . .

Martha. Nein, aber . . .

Steyl. Du bist selbst an Allem schuld. Warum wolltest Du mich verlassen? Das hat mich ganz von Sinnen gebracht. Ich will, daß man Dich verehre, wie eine Königin; daß man sieht, welches Glück in dem Besitz Deiner Hand liegt! Ein Schurke, ein Dummkopf schlug Dich aus und schlug fein Glück aus. Und ich, ein alter Mann, dein Niemand etwas nachsagen kann, will vor Dir in die Knie fallen und damit der Welt beweisen . .. aber verstehe mich recht, denke um Gottesmillen nur nicht . . .! Martha. Hören Sie mich!

Steyl. Wart' nur, wart nur! Ich weiß Alles, was Du sagen willst. Was kann ich Dir für ein Mann sein! Gewiß, davon ist weiter nicht zu sprechen! . . . Aber ich biete Dir Ruhe, Schutz und die Achtung der Welt. Ich will Dir ein Vater sein — das ist es! Bisher warst Du aus Gnade und Barmherzigkeit bei fremden Leuten. Das soll anders werden. Du sollst jetzt Herrin werden, und ich — ich will Dich hüten, wie meinen Augapfel. Nun, was sagst Du dazu?

Martha. Ich bin so erstaunt, so gerührt von Allem, was Sie mir da sagen. Was soll ich Jhne^ nur gleich antworten?

Stey l. Aber wer verlangt denn das? Ueberlege Alles, Du hast ja Zeit genug. Ich wollte Dich ja nur beruhigen. Sage mir nur Eins, daß Du bei mir bleibst. Tann werde ich glücklich sein. — Weiter will ich ja nichts.

Martha. Habe ich denn das Recht, so in Ihr Leben einzugreifen, Ihre Großmuth für mich in Anspruch zu nehmen?

Steyl. Ach, wie Du wieder redest! Wozu wäre ich denn sonst noch auf dieser Welt gut? Also sage mir, daß Du hier bleibst. Und die Antwort auf das Andere kannst Du mir geben, mann Du willst, wann Du willst . . .Wie?

Martha (sieht ihn an, geriihri). (Pause.) Ich will bei Ihnen bleiben.

Steyl. Du bleibst! Wirklich! («a ihr »m de» s«« falle») Nein, nein — das darf nicht sein, durchaus nicht.

Martha (ihn umarmend). Guter, Lieber! Sie werden mich nicht verlassen und betrügen, Ihnen darf ich vertrauen. Nur erlauben Sie jetzt, daß ich auf mein Zimmer gehe ... es dreht sich mir Alles im Kopf herum . . . Erlauben Sie!

Steyl. Bitte, Du kannst Alles thun, was Dir beliebt. Ruhe Dich aus, das ist die Hc>..ptsache. Alles Uebrige wird sich finden. (Sie zur Th,ir begleitend.) Also Du bleibst bei mir?

Martha. Ja!

Steyl. Nun Gott sei Dank, Gott sei Dank! Nur Deine Ruhe und Dein Glück liegen mir am Herzen. Aber Eins möchte ich Dich fragen: Darf ich hoffen oder muß ich fürchten? Aber nein, nein, ich werde nichts fragen.

Martha (nach einer Pause,. Fragen Sie nur! Sie dürfen hoffen. (Schnell ob.,

9. Scene.

Steyl 'allein. Was sagte sie? „Sie dürfen hoffen." (Aufspringend) Halt, Du alter Dummkopf! Verstehst Du denn nicht, was sie sagte? Aber mein Gott, wie konnte ich ahnen! Martha will mich Heirathen, mich! Ein

jugendliches herrliches Geschöpf und ich! Das ist ein Traum, ich bin im Fieber. Nicht umsonst fühlte ich mein Herz so sonderbar klopfen, als ich sie verheirathen wollte. — der H°„d winkend.) Schweig, Alter, schweig! Ich ersticke hier! Ich will auf die Straße . . . (mmm den Hu,; i,, der Mir s,om

Wollersdorfs und Fron Benbold).

1V. Sceue.

Steyl. Woltersdorff. Frau Berthold.

Woltersdorff. Wohin willst Du?

Stent. Frische Luft athmen! Ich komme gleich wieder.

Woltersdorff. Aber was fehlt Dir denn? Was macht Martha?

Steril. Nichts, nichts! Laßt sie jetzt allein. — Sie ist auf ihrem Zimmer ... (Zu Wollersdorfs.) Liebster Freund, ich muß Dir einen Kuß geben! (Mm ihn.. Ich komme gleich zurück — ich komme gleich zurück — aber laßt sie allein — Alles ist gut. ^„f, ab.)

Woltersdorff. Was ist mit ihm vorgegangen?

Frau Berthold <>nit erstickter Stlmme, den Riicken des Sessels ergreifend, als ob sie cchn

Mtichlig miirde>. Ach, ein Schlaganfall, ein Schlaganfall! Du lieber Gott!

Woltersdorff (sie erschrocken anpackend). Was fehlt Ihnen? Ein Schlaganfall? Einen Arzt, schnell einen Arzt!

Frau Berthold (sich erholend, mit Wnrdc). Ach, Dummheiten! Nicht ich, sondern Herr Stent!

Woltersdorff. Wie Sie mich erschrocken haben! Sie sind wohl von Sinnen?

Frau Berthold. Aber haben Sie keine Augen im Kopfe? Haben Sie nicht gesehen, wie sich sein Gesicht veränderte und seine Lippen . . . ach, ich Unglückliche und Verlassene!

Woltersdorff. Nun geht das Geheule wieder los! Me,»rommi,,erem.) Nun, der soll krank sein? Aber erkläre doch, lieber Freund, Du bist ja außer Dir.

Steyl. Du kannst mir Glück wünschen.

Woltersdorff. Wozu?

Steyl. Martha wird vielleicht doch Heirathen. Es darf Niemand mehr traurig in meinem Hause sein. Wir wollen glücklich und zufrieden leben, Ihr werdet es sehen.

Frau Berthold. Aber, was ist denn geschehen?

Stevl. Später, später! Martha soll glücklich werden ^ das schwöre ich zu Gott. Ihr seid meine Zeugen, sie soll glücklich, soll glücklich werden!

Der Vorhang fällt.

Auf der jährt nach Spanien.

von

Paul Lindau.

— Berlin. —

b man den Weg von Deutschland nach Spanien über das Elsaß, Strasburg, oder über die Schweiz, Genf, und das südöstliche Frankreich, Lyon, Nimes, Montpellier, Perpignan, oder über Paris und das südwestliche Frankreich nimmt, um hier über Jrun nach Madrid, dort über Port Bou noch Barcelona zu fahren, kommt ungefähr auf dasselbe heraus. Wahrscheinlich würde ich einem dritten Wege: über die Schweiz durch den St. Gotthard nach Mailand und Genua — demselben Wege, den weiland Kaiser Friedrich als Kronprinz im November 1883 genommen hatte —, den Vorzug gegeben haben, wenn ich sicher gewesen märe, in Genua einen nach den Osthäfen Spaniens gehenden Dampfer ohne allzu großen Zeitverlust zu erreichen. Da Paris für mich den Reiz, den es in meinen jungen Jahren mit zauberhafter Gemalt auf mich geübt hatte, seit dem deutsch-französischen Kriege und der unliebsamen Gestaltung der Beziehungen zwischen den beiden Ländern immer mehr und mehr verloren hat und mir in den unruhigen Tagen vor der Eröffnung der Weltausstellung weniger verlockend denn je erschien, da ich überdies das Elsaß, seitdem es deutsches Reichsland geworden ist, nicht gesehen hatte und mußte, daß ich in Straßburg einen meiner ältesten und treuesten Jugendfreunde, der inzwischen zu Rang und Würden aufgestiegen ist, wiederfinden und mit Freunden und Bekannten aus einer näherliegenden Zeit zusammentreffen würde, da ich mir endlich eine ernsthafte Freude davon versprechen durfte, nach nahezu dreißig Jahren in Südfrankreich einige jener Städte wiederzusehen, die ich mit meinen liebsten Genossen aus früher Jugend in fröhlichein Uebermuth durchstreift hatte, und an die sich die heitersten und rosigsten Erinnerungen knüpften, so entschied ich mich für den Weg über Straßburg, Lyon und die Provence.

Das Glück begünstigte mich bei meinem Vorhaben, von Spanien in der verhältnißmäßig doch nur kurzen Frist, die ich mir gönnen durfte, ohne Ueberhastung möglichst viel zu sehen und möglichst viel zu erfahren, in besonderer Weise. Ein tüchtiger, liebenswürdiger und ungemein zuvorkommender Landsmann, der seit zwanzig Jahren als Kaufmann und namentlich auch als Vertreter der größten deutschen Eisenhämmer und Maschinenwerke eine sehr angesehene Stellung in Spanien bekleidet, hielt sich gerade in Berlin auf und erbot sich mir in dankenswerthester Weise nicht blos als Gefährte mährend der Reise von Berlin nach Spanien, fondern eröffnete mir auch die Hoffnung, mit mir gemeinsam die Reise nach Madrid und Toledo und von da nach dem Süden, wo er ohnedies Geschäfte zu erledigen hatte, zu unternehmen. Die Aussicht, in dem interessanten, mir bis dahin vollkommen fremden Lande von einein uneigennützigen, gebildeten, unermüdlich gefälligen Manne, der mährend feines zwanzigjährigen Aufenthaltes in Spanien das Land nach allen Richtungen hin durchstreift hat und es so genau kennt wie wenige Ausländer, geleitet und unterstützt zu werden, zu jeder Stunde einen sachkundigen Berather zur Seite zu haben, der mit einer Langmuth, über die ich staunen mußte, meine zwanzigmal gestellten Fragen zmanzigmal mit derselben Freundlichkeit beantwortete und keinen andern Dank begehrte, als daß ich im gegebenen Falle zum einundzwanzigsten Mal ohne Angst, ihn zu langweilen, die Frage miederholte, der alle seine Wünsche dem meinigen: das Interessanteste unter den bequemsten Bedingungen zu sehen, in großartiger Selbstlosigkeit unterordnete, gab den Ausschlag dafür, daß ich nun ineinen längst gefaßten Plan ausführte, meinem Bruder Richard, der seit über einem Jahrzehnt unser Generalconsul in Barcelona ist, einen Besuch abzustatten.

Soviel wurde mir mährend meines freilich nur zweitägigen Aufenthaltes in Straß bürg, den ich übrigens keineswegs zur Erforschung von Stimmungen benutzen wollte, doch klar, daß wir mit unseren moralischen Eroberungen im Elsaß einstweilen noch nicht allzu viel Staat machen dürfen. Sehr behaglich sieht's in den Neichslanden nicht aus, und es wird noch viel Wasser den Rhein hinabfließen, ehe sich die politischen Gegensätzlichkeiten und Schroffheiten einigermaßen ausgeglichen haben werden.

Es wäre gewiß eine große Thorheit und Ungerechtigkeit, den Deutschen, als einzelne Individuen betrachtet, die Liebenswürdigkeit abzusprechen. In der Gesammtheit aber, als deutsche Nation, gehört die Liebenswürdigkeit und das verführerisch bezaubernde Wesen nicht gerade zu unseren beneidenswerthen Besonderheiten, und wohl oder übel haben mir uns in der Politik mehr oder minder zum Wahlspruche des Caligula bekennen müssen: „Oclsrint cwm m«tuarn". Auch den Elsassern gegenüber scheint vorläufig die Politik des „tiefen doch", die Sarastro in seiner Baß-Arie so schön definirt:

„Zur Liebe kann ich Dich nicht zwingen.

Doch geb' ich Dir die Freiheit nicht"

die einzig mögliche zu sein. Die deutsche Regierung in den Reichslanden scheint allerdings dazu verurtheilt zu sein, actio roenig Förderliches schaffen, dagegen sehr leicht Fehler begehen zu können. Es macht den Eindruck, als ob die Elsasser eigentlich mehr wissen, was sie nicht wollen, als wissen, was sie wollen. Sie nehmen übel, das ist das Einzige, was sich von ihnen sagen läßt. Ein Deutscher, der seit langen Jahren in den Neichslanden lebt, und der seine Aufgabe, sich berufsmäßig mit den Verhältnissen vertraut zu machen, sehr ernst genommen hat, machte mir eine Bemerkung, die mir sehr bezeichnend zu sein scheint. Er sagte: „Wenn man jetzt in einem ehrlichen Plebiscit den Elsassern die Frage vorlegen wollte, ob sie sich für Deutschland oder Frankreich entschieden, so würden 98 Procent in diesem Augenblicke für Frankreich stimmen. Würde das Plebiscit ein Jahr später miederholt, so würden 85 Procent Deutsche werden wollen."

Aus allen Unterhaltungen mit unseren Landsleuten im Elsaß — und alle Gespräche münden verhängnißvoll in politische Auseinandersetzungen — gewinnt man die Ueberzeugung, daß die Elsasser, denen das Klagen

eine liebe Gewohnheit geworden ist, in die allerensthafteste Verlegenheit gerathen würden, wenn man ihnen die Möglichkeit gemährte, die Verhältnisse nach ihren Wünschen zu gestalten. Von irgendwelchem ernsthaften Zusammenhang ihrer Bestrebungen mit dem eitlen und großmannstollen Maulheldenthum der Patriotenliga ist nicht die Rede. Aber ebensowenig haben sie sich trotz mancher Kundgebungen, die das Gegentheil zu beweisen scheinen, mit der neuen Gestaltung der Dinge aufrichtig befreundet. Dieser murrenden und seufzenden Unklarheit gegenüber hat die Regierung keinen leichten Stand. Mit der strammen und schroffen Rücksichtslosigkeit, der neuerdings so allgemein beliebt gewordenen „Schneidigkeit" ist es sicherlich nicht gethan. Es verbietet sich von selbst, daß Deutschland in den Reichslanden auftritt wie in einem eroberten Feindesland. Es ist miedergewonnenes Land, das wir mit dem deutschen Reiche verschmelzen und dauernd erhalten wollen. Das ist eine sehr langwierige und schwierige Arbeit, zu deren Erledigung viel Geduld, Weisheit, Beharrlichkeit erforderlich sein wird, und bei der mir als auf den stärksten Bundesgenossen auf die Zeit zu rechnen haben.

Nicht minder bedenklich aber, vielleicht noch bedenklicher als das Dreinschlagen mit der Faust, wäre die sentimentale und schwächliche Duldung des unverhohlenen Kokettirens mit dem Franzosenthmn. Der frühere Statthalter Manteuffel, dem es im Uebrigen an der erforderlichen Energie keineswegs ermangelte, hat sich diesen Fehler zu Schulden kommen lassen. In der Persönlichkeit seines Nachfolgers, des jetzigen Statthalters Fürsten Chlodwig von Hohenlohe, scheint die für den unendlich schmierigen und verantwortlichen Posten geeignete Persönlichkeit gefunden worden zu sein. Fürst Chlodwig Hohenlohe ist ein ruhiger, besonnener, klarer, wohlwollender und erfahrener Mann, eine versöhnliche und vornehme Natur, ohne beleidigende Härte, aber entschieden und bestimmt, wenn es sein muß. Er ist frei von aller persönlichen Eitelkeit. Es liegt ihm nichts daran, vor feierlichen Deputationen glänzende Reden zu halten und sich anjubeln zu lassen. Er hat nur einen Ehrgeiz: dem Vertrauen, mit dem er als der erste Deutsche in den Reichslanden beehrt morden ist, zu entsprechen und als Deutscher seine Pflicht zu thun.

Während ich in Straßburg war, klagten die Leute besonders über die neuerdings von Berlin aus angeordneten Verschärfungen der Grenzrevifion. Dadurch hätte man den Franzosen den Weg durch das Elsaß geradezu verlegt. Infolgedessen habe der Fremdenverkehr, namentlich in Straßburg, erheblich abgenommen, und alle Welt habe darunter zu leiden. Die Franzosen zögen es jetzt vor, mit großen Umwegen über die Schweiz zu reisen, als den langweiligen Belästigungen und Scherereien an den elsässischen Grenzen ausgesetzt zu sein. Die Franzosen haben keineswegs Gleiches mit Gleichem vergolten. Sie haben die Thore ihrer Ostgrenzen in diesem Ausstellungsjahr im Gegentheil den harmlosen Reisenden sperrangelweit offen gehalten, und ich bin von Straßburg aus auf das französische Gebiet hinübergefahren und habe Frankreich von der deutschen bis zur spanischen Grenze durchreist, ohne ein einziges Mal nach einem Legitimationspapier oder dergleichen gefragt worden zu sein.

Aber meine Freunde in Straßburg gaben mir doch den Rath, namentlich in Belfort, wo wir einige Stunden Aufenthalt hatten, um den Anschluß an den Lyoner Zug abzuwarten. Alles, was irgendwie auffällig wirken könnte, zu vermeiden, da gerade dort die Spionenriecherei in vollster Blüthe stände, und wenn auch nicht gerade starke Ungelegenheiten, doch störende Behelligungen uns leicht erwachsen könnten. Wir befolgten den guten Rath, und der Deutschenhaß in Belfort äußerte sich uns gegenüber nicht anders als dadurch, daß uns im „Hotel zur alten Post" für ein recht mäßiges Frühstück ein unverschämt hoher Preis angerechnet wurde.

Die Fahrt durch das malerische, landschaftlich überaus reizvolle Thal des Doubs, durch das Schlachtgebiet des Werder'schen Corps, über MontMiard und Besan^on, war ganz herrlich. Es waren erst wenige Tage vergangen, seitdem ich Berlin verlassen hatte. Da hatten wir haßliches, grämliches, rauhes Wetter gehabt. Am Tage vor meiner Abreise hatte es noch geschneit. An den kahlen und dunklen Aesten und Zweigen der Bäume des Thiergartens zeigte sich noch kein grüner Tupfen der jungen Triebe. Nun dampften wir in den vollen fröhlichen Frühling hinein. Alles grünte und trieb ringsumher, und unter den: freundlichen, von zarten weißen Wölkchen bezogenen Himmel lag Alles in goldigem Sonnenschein.

Die Bahn folgt auf ziemlich beträchtlicher Höhe eine lange Strecke dem Laufe des Flusses, an dessen jenseitigem Ufer die bewaldeten Berge aufsteigen. Das ganze Land macht den Eindruck der Heiterkeit und des Gedeihens. Unten am Flußbett sieht man ab und zu größere Eisenhämmer, und auffallend schön sind die zahlreichen Brücken, die über den Doubs geworfen sind.

Wenn wir diese Strecke durchfahren, gedenken wir aber nicht blos des tod- und verderbenbringenden Kriegs, wir denken auch unwillkürlich daran, daß in Montböliard Frankreichs größter Naturforscher, Cuvier, und in Besanyon einer seiner größten Dichter, Victor Hugo, geboren ist. Victor Hugo hat selbst in einem seiner bekanntesten Gedichte, der Einleitung zu den „Herbstblättern", dafür Sorge getragen, daß sich spätere Geschlechter nicht über seinen Geburtsort streiten, wie die Städte Griechenlands um die Ehre, Homer hervorgebracht zu haben. „Dies Jahrhundert zählte zwei Jahre, als in Besan^on, der alten hispanischen Stadt, aus dem Gemisch von bretagnischem und lothringischem Blut ein Kind zur Welt kant, ohne Farbe, ohne Blick und ohne Stimme, das aus dem Buche des Lebens schon gestrichen zu sein schien und kaum noch von einem Tage zum andern zu leben hatte: dieses Kind war ich."

In diesem stolzen „«'est moi", in dieser großartigen Verknüpfung seiner Geburt mit der Geburt des Jahrhunderts zeigt sich schon die ganze Naivetät und das wundervolle Selbstbewußtsein des großen Dichters, der sich sieben Jahrzehnte später allen Ernstes einredete, er werde durch seine begeisterten Gesänge, wie weiland Tyrtäus, den Sieg an die Fahnen seines Vaterlandes heften und die barbarischen Horden in ihrem Siegeslaufe aufhalten.

Die Annehmlichkeit unserer Fahrt wurde in nicht unbedeutender Weise dadurch vermindert, daß wegen des bevorstehenden Festes — es war der Tag vor Ostern — alle Coupes überfüllt waren und auf den Bahnhöfen an den Büffets eine solche Menschenmenge sich aufstaute, daß für friedliebende Leute, die nicht beständig Gebrauch von ihren Ellbogen machen wollten, die Möglichkeit, an den Schanktisch Heranzugelangen, ausgeschlossen war. Die Franzosen sind auf Reisen ungleich genügsamer und anspruchsloser als mir. Während wir unfern Unwillen über den beständigen Wechsel der Passagiere von Station zu Station und über die unaufhörliche Maximalbesetzung des wenig bequemen Courts erster Klasse mit acht Personen nur mühsam beherrschen konnten, schickten sich die Franzosen mit liebenswürdiger Laune in das Unvermeidliche.

Die französische Eisenbahnverwaltung hatte noch keinen kalendermäßigen Frühling, und obwohl das Thermometer draußen gewiß achtzehn Grad zeigte und im Coupö einen noch viel höheren Grad erreicht hatte, wurden noch regelmäßig alle Stunde oder alle zwei Stunden, ich weiß es nicht mehr genau, zur Heizung desselben große mit siedendem Wasser gefüllte Wärmröhren hinein geschoben, die eine widerwärtige, feuchte, muffige Hitze verbreiteten und uns Alle gleichermaßen dadurch belästigten, daß wir nicht wußten, wo wir die Füße hinstecken sollten. Diese höchst unangenehmen und höchst überflüssigen Heizungsröhren waren schon mehrfach gewechselt, als endlich ein corvulenter Herr, der unter der Hitze wohl am «leisten auszustehen hatte, das erlösende Wort sprach.

„Legen die Herren besondern Werth darauf, daß das Coupö noch geheizt wird?" fragte er höflich. Auf die allgemeine Verneinung fuhr er fort: „Würde es die Herren sehr belästigen, wenn wir die Heizungsröhren entfernen ließen?" Wiederum gab sich unter allen Mitreisenden eine rührende Nebereinstimmung kund, und nachdem wir die Röhren bis zur nächsten Station unter die Sitze geschoben und sodann hatten herausnehmen lassen, sprach sich alsbald, theils in sarkastischen, theils in entrüsteten Ausdrücken eine entschiedene Mißbilligung der Eisenbahnverwaltung aus, die jene einmal getroffene Anordnung gedankenlos aufrecht erhielt, ohne Rücksicht auf die Bedürfnisse der Reisenden. Einer der Herren wurde, nachdem das Uebel gehoben war, ganz leidenschaftlich und mild. Er erklärte, es fei lächerlich, es sei eine Schande, anständige Leute unter diesem blödsinnigen Schematismus leiden zu lassen. Er habe jetzt noch Kopfschmerzen. Er werde einen großen Brief über diesen Uebelstand veröffentlichen u. s. m. Und dieser Herr, den die Entrüstung nun auf einmal so beredt gemacht hatte, hatte sich stundenlang mäuschenstill verhalten. Nachdem mir aus dem Zustande der gelinden Anschmorung glücklich befreit waren, verliefen die Abendstunden ohne weitere Fährlichkeit, und wir trafen ziemlich wohlbehalten in Lyon ein.

5

Ueber fünfundzwanzig Jahre waren verflossen, seitdem ich zum letzten Mal in Lyon gewesen war. Die Stadt mag sich seitdem sehr verändert haben, aber ich habe von diesen Veränderungen wenig bemerkt; ich fand mick merkwürdig schnell in den Gegenden, in denen ich damals in der Gesellschaft gleichaltriger Freunde unvergeßlich heitere Stunden verbracht hatte, wieder zurecht. Ja, ich fand sogar viele der Ladenschilder, deren ich mich noch erinnerte, an ihrem alten Platze wieder.

Aber die Freunde aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit! — sie waren dahin!

Der eine ist ein wichtiger und vielgenannter Mann geworden, der im schönsten Punkte der Stadt ein palastartiges Haus besitzt, und den die Wiederbegegnung mit dem in seinen Augen zum Prussien gewordenen alten Jugendfreunde vielleicht in einige Verlegenheit gebracht haben würde. Uns Beiden wurde die Verlegenheit der Wi/derbegegnung erspart. Die bevorstehende Eröffnung der Weltausstellung hatte ihn nach Paris gerufen.

Der andere ist längst gestorben und verdorben, und nicht ohne wahre Wehmuth denke ich an die früh vernichtete Existenz dieses herzensguten und mit den seltensten Gaben ausgestatteten jungen Mannes, dem eine glänzende Zukunft beschieden zu sein schien. Er war als Sohn eines sehr begüterten Industriellen, von den Eltern mit reichen Mitteln ausgestattet, nach Paris gekommen, um dort sein großes künstlerisches Talent auszubilden. In den Kreisen seiner Kunstgenossen galt er als ein Genie ersten Ranges. Er war kaum 22 oder 23 Jahre alt, als er sein erstes Kunstwerk im „Salon" ausstellte, und gleich mit diesem erhielt er eine hohe Auszeichnung, die goldene Medaille. Halb aus Spielerei, gewöhnlich zu Geschenken für Freunde und Verwandte, machte er innerhalb ganz kurzer Zeit vielleicht ein Dutzend kleine Statuetten, charakteristische Figuren aus französischen oder anderenDichtungen: Don Quirote, Falstaff, GilBlas u.s. w., von denen zufälligerweise einige den großen Pariser Kunsthändlern bekannt wurden. Diese waren entzückt von der Flottheit und Charakteristik der kleinen Figürchen. Manche wurden davon in Bronze gegossen, und noch heute sieht man überall, in Paris, Berlin, Wien, London, diese hübschen und lustigen zierlichen Bildwerke.

Ich habe nie einen glücklicheren Menschen gesehen, als meinen Freund in der Zeit seiner ersten Triumphe. Er war jung, lebensfroh, kerngesund, erfolgreich; er hatte sich eine reizende Künstlermerkstatt eingerichtet, in der die lustigste Gesellschaft verkehrte. Er trug sich mit großen Plänen. Alles schien ihm gelingen zu sollen. Da verliebte er sich zu seinem Unglück in eine sehr schöne und sehr begabte Schauspielerin, die eben aus dem Conservatorium gekommen und im TtMtre Francis engagirt worden war. Die junge Künstlerin mar leider noch wankelmüthiger als schön, und ein Lieutenant von den Jägern von Vincennes gefiel ihr noch besser als der Künstler. Es kam zu einem heftigen Auftritt zwischen den beiden Nebenbuhlern, zur Herausforderung, zum Zweikampf. Der junge Künstler wurde durch einen übrigens ungefährlichen Streifschuß verwundet. Aber er nahm sich die Sache grimmig zu Herzen.

Er war immer ein begeisterter Verehrer der Muse und Persönlichkeit Alfred de Mussets gewesen, und auch er wurde nun von einer verhängnißvollen Wollust an der sittlichen Erniedrigung erfaßt. Obgleich er von Hause aus ein ganz nüchterner Mensch war, sprach er nun dem Glase in übermäßiger Weise zu. Gerade wie Musset suchte auch er namentlich im Absunth Betäubung und Vergessen. Alsdann machte es ihm Freude, sich in der denkbar widerwärtigsten und schlechtesten Gesellschaft herumzutreiben.

Aus einer solchen Umgebung wurde er eines Tages wegen irgend eines dummen Streiches herausgeholt und wegen öffentlichen Unfugs mit mehrtägiger Haft bestraft. Diese Geringfügigkeit, über die er früher wie über einen inehr oder minder gelungenen Scherz gelacht haben würde, hatte für ihn die unheilvollsten Folgen. Er machte einen Selbstmordversuch, der ihn zwar nicht unmittelbar tödtete, aber doch nach etwa einem Jahr seinen Tod herbeiführte. Die Kugel hatte die Lungenspitze gestreift, und es hatten sich Tuberkeln gebildet. Er zählte kaum 24 Jahre, als wir ihn begruben. Ich erkundigte mich jetzt nach den Angehörigen, die ich auch gekannt hatte. Auch die Eltem hatten, wie ich vorausgesetzt, das Zeitliche längst gesegnet. Das beträchtliche Vermögen der Familie war zum größten Theil an wohlthätige Stiftungen übergegangen.

Die Theater, die unmittelbar vor dem Schluß ihrer Spielzeit standen, boten nichts irgendwie Sehensmerthes. Und so blieb uns denn zu einer würdigen Ausfüllung des ersten Osterabends nichts Anderes übrig, als die berühmteste Singspielhalle der Stadt aufzusuchen. Es mar ein abscheulicher, geradezu menschenunwürdiger Aufenthalt: eine Hitze, ein Dunst, ein Qualm in dem überfüllten Saale, die uns nach einer halben Stunde das längere Verweilen unmöglich machten. Man bezahlt allerdings kein Eintrittsgeld, dafür kostet aber eine Portion Eis 3 Franken 25 Centimes.

Haben sich meine Augen oder haben sich die Künstlerinnen verändert? Ich weiß es nicht. Aber ich weiß ganz genau, daß ich nie reizlosere Personen gesehen habe, als die häßlichen, widerwärtig geschminkten, vollkommen talentlosen, thörichten Personen, die da ihre dummen Lieder herleierten. Auch der Inhalt ihrer Vorträge ging über ein bescheidenes Mittelmaß der Frivolität nicht hinaus. Für dieses Manko treten aber die männlichen Künstler mit resoluter Gemeinheit ein. Was diese Biedern da zum Besten geben, spottet jeder Beschreibung. Es ist der Gipfel der Zote, und der einzige Witz beruht, um es mit einem guten deutschen Worte zu bezeichnen, in der Cochonnerie. Und dann steht auf dem Zettel: Herr Arthur oder Herr Alvhons oder wie der Künstler sonst heißen mag, „äans se8 Oröutwns." In Frankreich wird bekanntlich jeder Tingeltangel-Barde, der irgend einen Gassenhauer zum ersten Male singt, ein „cröitteur^. Herr Paulus hat die berühmt gewordene Hymne auf Boulanger „geschaffen!" —

Ich gehöre wahrhaftig nicht zu den iauitatuiss tempore acti. Ich bin zwar kein jugendlicher Springinsfeld mehr; aber zu einer griesgrämigen Betrachtung alles Gegenwärtigen nnd zur Verherrlichung der guten alten Zeit fühle ich mich doch noch nicht alt genug. Ich bin in Frankreich jung gewesen und gerade so übermiithig, wie sich'« gehört, vielleicht manchmal noch

ein bischen mehr, als gerade nothmendig war. Aber solche Lieder, wie sie hier vorgetragen werden, die lediglich darin ihre Wirkung suchen, daß sie in Frechheit und Schamlosigkeit das Unmögliche leisten, gab es damals nicht. Wir sangen sie nicht einmal, wenn wir im Lateinischen Viertel ganz unter uns waren. Jetzt werden sie sonder Scheu einem großen Publicum aufgetischt, das außer den schlechtesten Elementen auch ganz anständige enthält, in einem Locale, das auch von braven Arbeitern und halbvennöglichen Handwerkern niit ihren Familien besucht wird, von braven Spießern mit ihren geputzten Frauen, denen die Ehrbarkeit auf den breiten, sittsam glänzenden Wangen, die, wie Adolph Menzel sagt, zwischen Ohrläppchen und Nasenansatz unüberwindlich öde Flächen zeigen, geschrieben steht. Und diese biederen Philister mit ihren rechtschaffenen Frauen jauchzen, brüllen und wiehern den singenden Knoten auf der Bühne zu; und je toller diese es treiben, desto toller!

Der Deutsche, der dieses Schauspiel sieht, wird sich bei der eigenartigen Gestaltung der Beziehungen zwischen den beiden Ländern hüten, unliebsame Schlüsse zu ziehen. Aber wenn der Vollblutfranzose angesichts dieses Herensabbaths mit traurigem Erstaunen die Frage auswirft: „Haben mir den Höhepunkt unserer Cultur thatsächlich überschritten?" so erscheint es nicht unbegreiflich.

An demselben Tage, an dem ich die gesungenen, mimisch verdeutlichten Zoten in Lyon hörte, las ich auch im „Figaro" einen Aufsatz von Delpit, der über die Verrohung und Verknotung des öffentlichen Wortes in Frankreich bittere Beschwerde führte und die beschämende Behauptung aufstellte, daß all die feinsinnigen eleganten Schriftsteller, die durch ihren Geist und die Eleganz der Form noch vor zwanzig Jahren die tonangebenden und beachtetsten Stimmen der französischen Presse gewesen waren, daß Publicisten wie Jean Jacques Weiß und Prövost-Paradol, jetzt jämmerlich durchfallen würden, wenn sie sich bemühen wollten, in Frankreich zu Worte zu kommen; nur noch die Rohheit, der Schmutz, die Verleumdung seien erfolgreich, und mit dem Witz und der Grazie, die ehedem das öffentliche Wort in Frankreich so volltönend und weittragend machten, daß es in der ganzen Welt gehört wurde, sei es dahin!

Was wir, die mir den Franzosen gegenüber uns durchaus nicht auf die Moralisten hinausspielen wollen, jenem zuchtlosen Treiben, wie es sich uns darstellt, am meisten vorwerfen, ist: es ist langwellig.

Sobald mir Lyon im Rücken haben und an den ungemein malerischen und schönen Usern der Rhone entlang unsern Weg in der Richtung auf die Pyrenäen hin nehmen, verändert sich merklich die Physiognomie der Landschaft. Die Vegetation ist hier schon weit vorgeschritten. Die Obstbäume stehen in voller Blüthe, und längs des Weges, den wir durchfahren, schlingt sich aus den Baumblüthen ein ungeheures herrliches Blumengewinde in den zartesten Farben des Weiß, des Bläulich, Gelblich und Rosa. Zu unseren Füßen rauscht der mächtige Strom, in dem sich die grünen Berge und steinigen Felsen der romantischen Ufer spiegeln. Der südliche Charakter der Landschaft tritt immer deutlicher hervor. Es scheint ein anderer Himmel zu sein, der sich über uns wölbt. Die Sonne leuchtet anders, auf eine andere Erde, der andere Bäume und Pflanzen entsprießen. Wir sehen zuin ersten Mal wieder die schwermüthig dunkle Färbung der hochragenden Cypresse, den vornehmen Faulenzer neben dem Arbeiter, neben dem matten Graugrün des niedrigen Oelbaums mit seinen verkrüppelten und verkrüminten Stämmen und Zweigen. Und das, was Menschenhand geschaffen hat, wirkt nicht minder eigenartig.

Die Weiler, Flecken und Städte, an denen wir vorüberkommen, überraschen durch ihre eigenthümlich helle Färbung, die mit der Hellfarbigkeit des Bodens fast zusammenfließt. Sie erinnern in auffälliger Weise an die altfpanischen Niederlassungen im westlichen Amerika. Die Häuser sind einfache, in zweckmäßiger Weise zusammengefügte und aufeinandergeschichtete Steinhaufen, mit den nöthigen Oeffnungen für Luft und Licht, ohne Tünche, ohne Schmuck. In den Dörfern finden wir auch die alten Adobes wieder, die unansehnlichen, kunstlosen, gelben Herbergen aus feuchtem Lehm, dessen Trocknung und Festigung die schlichten Erbauer der Sonne überlassen. Alles ist hell, gelblich, staubfarben. Auch die Ziegel der Dächer sind von der Sonne völlig ausgebleicht und unterscheiden sich in der Farbe kaum von den Mauern. Hier und da erblicken wir, gewöhnlich in malerischer Lage auf steil aufspringenden Felsen, die Ruinen herrlicher Burgen und in gemaltigen Trümmern die steinernen Zeugen der noch älteren römischen Cultur.

Wir sind in der Provence, in dem sonnigen Lande der großen Ueberlieferungen der Geschichte und Dichtung, im Herzen des „miäi^, der sich trotz des großartigen und seit Jahrhunderten unaufhörlich arbeitenden Verschmelzungsprocesses seine starken Besonderheiten noch bewahrt hat: seine eigene Sprache, seine eigenen Bräuche. Und diese Sprache darf mit Stolz den Anspruch darauf erheben, die älteste Literatur der jetzt französischen Lande zu besitzen.

In der Sprache der Provenyalen, der „IsnAns ä'v«", haben die Troubadoure ihre leidenschaftlichen Minnelieder und ihre epischen Dichtungen gereimt. Und wenn der Glanz der proven?alischen Literatur allmählich vor der Dichtung in der französischen Sprache auch hat erbleichen müssen, so erklingen doch noch bis in unsere Zeit hinein diese mundartlichen Dichtungen, und noch in unserer Gegenwart haben es provenyalische Dichter zu hohem Ansehen und Ruhm gebracht. Mit Mistral, wohl dem bedeutendsten der proven?alischen Dichter dieses Jahrhunderts, wurde in den fünfziger Jahren in Paris ein mahrer Cultus getrieben. Das Provenyalische wird auch jetzt noch sehr viel und auf dem Lande fast allgemein gesprochen. Es hat eine sehr starke Aehnlichkeit mit dem Catalonischen, und die Leute von Montpellier verstehen sich sehr wohl mit den Leuten von Barcelona, wenn sie beide in ihrer heimatlichen Mundart sprechen.

Die Provence mit ihren üppigen Oliven-, Maulbeer- und Citronenbäumen und mit ihren sandigen und steinigen Oeden, mit ihrer munderbaren Sonne und den fürchterlichen verheerenden Windstürmen, mit ihren überall erkennbaren Zeugen für die Großartigkeit aus der Römerzeit und die Pracht und das Grauen des Mittelalters übt auf alle Franzosen einen starken poetischen Zauber aus. Das proven?alische Lied der Gilette ist zwar dichterisch nicht sehr bedeutend, aber es sagt das, was alle Franzosen bei dem Gedanken an die Provence mehr oder minder stark empfinden:

II sst Ull pä)?s, oü Iii tsrrv

?r«<1uit Iss kruits lus plus divius,

Oü sons la sövs printänisr«

I.es üsurs täpissoni Iss etismins,

Oü I» vuit, sst plus rällienss

(jus u'cst siNvurs un Mir u'sts,

Oü I», vi« niiuäKIo ot ^«veus«

6'onkllit eoiums uu rsv« oui'nauts! —

I.« vr»i pg,r»'Ii» <Is Iii I'rance,

I,« ssul iliFN« u« rs uum

(!'«st lo I«?au pitvs ds Grovern.'« , . .

In diesen, Sonnenlande hat auch einer der bedeutendsten der lebenden französischen Epiker, Alvhonse Daudet, das Licht der Welt erblickt; und eine der stärksten Grundlagen seiner großen und verdienten Erfolge ist unzweifelhaft darin zu finden, daß er sich die Frische und Unmittelbarkeit seines heimatlichen Wesens voll bewahrt hat. Er ist, obwohl er seit langen Jahren unter dem mächtigen Banne der nivellirenden Kraft von Paris steht, doch im Grunde seines Herzens ein Vollblut-Proven?ale geblieben. Er liebt den Süden leidenschaftlich, wenn er dessen Schwächen auch kennt und geißelt; und ihm verdanken mir die wunderbar treffende typische Gestalt des Südfranzosen in der Literatur, des köstlichen Tartarin, der gerade so echt und lebenswarm ist, wie Fritz Neuters Entsvekter Bräsig.

Unter den Franzosen sind die ,^sns äa rmcli" ohne Zmeisel die lebhaftesten, lautesten und zappligsten. Sie gefallen sich in harmlosen Ausschneidereien, in grotesken Uebertreibungen. Sie werden von den übrigen Franzosen wegen ihres heitern Localdünkels, wegen ihres beständigen Renommirens und Prahlens und auch wegen ihrer eigenthümlichen Aussprache viel gehänselt. Aber diese Eigenthümlichkeiten, die im Provenyalen und im Südfranzosen überhaupt in lustiger Unmittelbarkeit mit handgreiflicher Schärfe zum Ausdruck kommen, haften dem französischen Wesen im Allgemeinen an, wenn sie auch bei den nördlicheren Landsleuten mehr latent sind. Das hat auch Alphonse Daudet sehr wohl herausgefühlt, und das witzige Motto, das er seinein berühmten Buche vorgesetzt hat: „In Frankreich stammt Jedermann mehr oder minder aus Tarascon", sagt nichts Anderes. Aber diese quecksilbernen, laut und viel schmatzenden und beständig gesticulirenden Proven?alen sind doch ein sehr liebenswürdiger Volksschlag: und wenn sie bisweilen auch mehr versprechen als halten, mit ihrer regen Phantasie das Einfache leicht zu etwas ganz Besonderem aufputzen und das Nichtige zu Wichtigem aufbauschen, wenn sie mitunter auch bedenkliche Gesellen werden können wie Numa Noumestan, so sind sie doch im Allgemeinen durchaus sympathisch und liebenswürdig, unterhaltend, wie der edle Tartarin aus Tarascon.

Daudet, der die Schwächen seiner Landsleute am besten kennt und auf das Empfindlichste verspottet hat, findet dafür eine gute Erklärung. „Gehen Sie einmal nach dem Süden." schreibt er im ,Tartarin', „und Sie werden sehen, wie in diesem verteufelten Lande die liebe Sonne Mes verändert und in übernatürlicher Größe erscheinen läßt. Die jämmerlichen Hügel der Provence, die nicht größer sind, als der Montmartre, wirken da wie Bergriesen; die kleine Äsison caröe von Nimes, ein Juwel für den Nipptifch, erscheint so groß wie Notre-Dame. Der einzige Aufschneider im Süden, wenn es überhaupt da einen giebt, das ist die Sonne. Sie übertreibt AllrS, was sie streift." Es ist die Sonne des Südens, nach der sich der unglückliche Held der Jbsen'schen „Gespenster" im letzten lichten Augenblicke seines verhängnißvollen Daseins mächtig sehnt, deren wunderbare Nachwirkung er in den ersten Augenblicken seiner geistigen Zerrüttung und Verdunklung noch mechanisch nachspürt: „Die Sonne, die Sonne!"

An dem schönen alten Avignon mit seinen verwinkelten engen Straßen, durch die das Mittelalter noch leibhaftig einher zu wandeln scheint, mit seinen Erinnerungen an die Päpste, an Petrarca und Rienzi, mit seiner alten Mauer und dein majestätischen Palast der Päpste, der gewaltig von der Höhe herab die Stadt beherrscht, und an der Vaterstadt des lustigen Tartarin, an Tarascon, mußten wir diesmal schnell vorüberfahren, um für die Besichtigung der Alterthümer in Nimes einige Stunden zu gewinnen.

Es mar an dem hellen, mannen zweiten Osterfeiertage sehr still in dem alten Nimes. Die Bewohner hatten den heitern Festtag zu Ausflügen auf das Land benutzt, und auf der breiten und schönen Esplanade, die von der Bahn zum Herzen der Stadt führt, begegneten wir fast keinem Menschen.

Wir begaben uns zuerst nach der Raison «sröo, dem wohlerhaltenen Jupiter-Tempel, der unter Augustus erbaut norden ist. Ja, Daudet hat Recht! Es ist ein Juwel für den Nipptisch, unansehnlich in den Verhältnissen, ein einfacher Bau, dessen Giebel von schlanken kannelirten Säulen mit korinthischen Kapitalen getragen wird, mit einer bescheidenen Vorhalle, zu der einige Stufen hinaufführen. Unter den Denkmälern des Alterthums gehört die Nsison carös sicherlich zu den anspruchslosesten. Aber eben so sicherlich ist dieses Gebäude eines der lieblichsten, entzückendsten, eindrucksvollsten. Es ist von einer Feinheit und Anmuth in den Verhältnissen, die geradezu bezaubernd sind. Diesmal hatten wir uns mit der Betrachtung der Außenseiten zu bescheiden, denn auch der Schließer des Tempels war mit Weib und Kind auf's Land gegangen und hatte den Schlüssel mitgenommen. An der Gitterthür hing eine Papptafel mit der Aufschrift: „Geschlossen wegen des heiligen Osterfestes." Der alte Heidengott mußte wohl oder übel das christliche Fest der Auferstehung mitfeiern.

Das gemaltige und großartige uud noch sehr gut erhaltene Amphitheater (Iss L,i-öus8), wahrscheinlich unter Antoninus Pius zu Anfang des zweiten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung erbaut, war uns zum Glück zugänglich. Der alte Pförtner, ein prächtiger Typus des Südfranzosen, war trotz des Festtages von seinem Posten nicht gewichen. Es war ein lustiger und zierlicher Greis mit sprühenden dunklen Augen und in den Geberden und im Vortrage von der Lebhaftigkeit eines Jünglings. Er hatte das Pensum, das er gleichmäßig allen Fremden vorzutragen hatte und gewiß schon seit langen Jahrzehnten vortrug, meisterlich inne. Aber er leierte es nicht etwa mit der alles Interesse tödtenden Geschäftsmäßigkeit herunter, er trug es wie ein großer Schauspieler vor, niit einer Frische und scheinbaren Freude an der Sache, als ob er seinen gehaltreichen und fesselnden Bericht überhaupt zum ersten Male erstattete. Und sein Vortrag war durchaus kunstgerecht disvonirt und gesteigert.

Während er zunächst mit uns gemüthlich auf und abschlenderte und gar keine Anstalten zu machen schien, unserer Bitte, uns in das Innere zu führen, zu entsprechen, machte er uns auf die einfache Schönheit des mächtigen Rundbaues mit seinen zwei Galerien, die durch breite und hohe Bogenfenster für die Außengänge ihr Licht erhalten, und auf das widerstandskräftige Material, auf die riesigen, ohne Mörtel zusammengefügten, nur mit eisernen Klammem aneinander festgehaltenen Quadersteine aufmerksam. Nebenher erzählte er uns, wie es eigentlich ein wahres Wunder sei, daß bei der Lieblosigkeit, mit der dieses Baudenkmal durch viele Jahrhunderte behandelt worden sei, es noch in dein verhältnismäßig guten Zustande sich habe erhalten können; wie es im frühen Mittelalter von den Westgothen als Castell benutzt, und wie von diesen Leuten, die eine recht geringe Hochachtung vor den Kunstschätzen hatten, die Quadern zum Theil zu Wurfgeschossen für ihre riesigen Steinschleudern verwerthet worden seien; wie man dann später das stolze Bauwerk in den Zustand der völligen Verlassenheit und Verwahrlosung habe verfallen lassen; wie sich der Sand darin und darum berghoch aufgeschichtet habe, so daß nur die obere Galerie und die Attica aus dem Erdboden hervorgeragt habe; wie es dann endlich im vorigen Jahrhundert bis zu Anfang dieses Jahrhunderts den armen Leuten als Asyl für Obdachlose übermiesen worden sei, die sich in den Hallen und Fluren mit ihrem jämmerlichen Hauswerk eingerichtet, dort geheizt und gekocht hätten, und wie diese Colonie von ungefähr zmölfhundert zerlumpten Elenden das Werk der pietätlosen Verwüstung naturgemäß fortgesetzt habe. Noch bis auf den heutigen Tag giebt es einige alte Leute in Nimes, die in ihrer Jugend in den Arenen gehaust haben. Erst unter dem zweiten Kaiserreich wurde diesem schönen Bau des Alterthums die verdiente Aufmerksamkeit wieder zugewandt. Das Amphitheater wurde freigelegt und gesäubert, es wurde unter staatliche Obhut gestellt, die schadhaften Stellen, die mit Einsturz drohten, wurden wieder gefestigt, hier und da wurden neue Stufen im Innern angebracht, so daß man jetzt wieder bis zu den höchsten weitgeschmeiften Reihen der Sitze emporsteigen kann: und seitdem zählt das Amphitheater zu den schönsten und besterhaltenen, die sich dem Blicke unserer Zeit darbieten.

Es ist freilich erheblich kleiner als das Colosseum in Rom, das 188 Meter lang und 156 Meter breit ist und für 87000 Zuschauer Platz gewährte, mährend unsere Arena nur 133 Meter lang und 101 Meter breit ist und 23—24000 Zuschauer faßt. Aber außer der Arena in Verona giebt keines der altrömischen Amphitheater dein Zuschauer eine so richtige Vorstellung von diesen öffentlichen Schauplätzen, wie dieses Festspielhaus unter freiem Himmel.

Kein Zweifel, daß in alter Zeit die Außenmauern mit reichem Schmuck versehen gewesen sind. Hier und da sieht man noch unförmige Erhöhungen. Aber von diesem Neliefschmuck ist nichts übrig geblieben. Vor nicht langer Zeit hat man im Sande noch eine Marmor-Relieftafel ausgegraben, die zwar auch stark verwittert ist, aber den dargestellten Gegenstand noch ungefähr erkennen läßt. Sie stellt einen zu Boden gestreckten Gladiator dar, über den sich der Sieger mit gezücktem Schwerte herabbeugt. Unser lebhafter kleiner Cicerone machte uns die Stellung ganz genau vor. Er warf sich zunächst in einer sehr plastischen Stellung zu Boden, um uns den

niedergeworfenen Gladiator zu veranschaulichen, alsdann erhob er sich und stellte den siegreichen dar. Und mit der Wichtigkeit eines Kunstgelehrten fügte er hinzu: „Man sieht der Stellung an, daß der Gladiator auf die Entscheidung der fieberhaft erregten Zuschauer wartet — rmlice vers« oder polic« reoto."

Wir hörten dem kleinen behenden Manne mit Vergnügen zu und bemerkten kaum, daß er uns allmählich in das Innere des Gebäudes einführte und uns bei jedem Schritt und Tritt das Zweckmäßige, Einfache und Geniale der baulichen Anordnung bewundern ließ. Er vermies uns auf die breiten Gänge, die außerhalb des eigentlichen Schauplatzes um das ganze Bauwerk herumlaufen, mit ihren sehr zahlreichen Thören, zum Schauplatze sowohl, wie ins Freie, auf deren sinnreiche Anlage, die jede Collision der Besucher der oberen Ränge mit denen der unteren vermeidet und die schnelle Füllung und Leerung des ungeheuren Raumes in wirklich erstaunlicher Weise begünstigt. Er ließ uns den Bau zunächst von unten aus bewundem, den riesigen ovalförmigen Kampfplatz, um den sich in immer größeren Bogen die zweiunddreißig steinernen Sitzreihen bis zur Höhe von sechzig Fuß aufbauen. Dann führte er uns auf die erste Galerie, die wieder einen ganz andern Anblick gewährte, und endlich auf die höchste Höhe der Attica, von der aus wir den Ausblick auf die vollkommene Gliederung und Anordnung des gewaltigen Baues hatten. Von der Höhe aus gesehen macht dieses herrliche Denkmal der einstigen Größe einen mundervollen Eindruck.

Oben an der Attica sind noch die unverkennbaren Spuren der Träger mahrzunehmen, die ehedem die ungeheuren Velarien zum Schutze gegen Sonne und Regen — das Zeltdach, das über den ganzen Raum gespannt werden konnte — stützten. Ebenso erkennt man deutlich in der Arena selbst die Vorrichtungen, die dazu dienten, den Kampfplatz zu einem großen Wasserbassin zu verwandeln, so daß außer den Stier- und Menschenkämpfen auch Seegefechte — Naumachien — aufgeführt werden konnten. In unserer Gegenwart werden in dem Festspielhause bisweilen Vorstellungen veranstaltet, die seiner ursprünglichen Bestimmung ungefähr entsprechend es finden da Stiergefechte statt. Allerdings nur harmlose, eigentlich nur Stierscheingefechte, die den Hohn und die Heiterkeit der benachbarten Spanier hervorrufen.

Das dritte bedeutende Denkmal aus der Römerzeit ist der von einem Hain, dem alten Nymphäum, umschattete Tempel der Diana. Dieser Hain, der sich mit der Zeit zu einem modernen Parke mit Gartenanlagen umgestaltet hat, und der den Hauptvergnügungspunkt der Bewohner der stillen, säubern, mohlgepflegten und vorzüglich gepflasterten Stadt bildet, führt jetzt nach einer weit und breit berühmten Quelle, die da sprudelt, den Namen Fontaine". Schon im Alterthum muß sich diese Anlage, wie aus den noch erhaltenen Ruinen zu erkennen ist, durch munderbaren Reichthum des Ausschmucks hervorgethan haben. Der Tempel der Diana ist freilich arg verfallen, aber die Einzelheiten sprechen trotz der grausamen Verwüstung und Verwitterung noch von der alten Pracht. Im Innern sind jetzt allerhand antike Funde aus dem Nymphäum: Säulenknaufe und Kapitale, Geräthe und Weihbecken, Statuetten und Büsten, zusammengestellt, die meisten in erbärmlichen Verstümmelungen, so daß sie den Archäologen mehr interessiren dürften, als sie den Kunstfreund zu fesseln verniögen, aber einzelne doch noch in einem Zustande, der frühere Schönheit erkennen läßt.

-.>!ord u„d Zild. 1.1„ 9

Wie vermißten wir an dieser Stelle die lebensfrischen Erläuterungen unseres lebhaften kleinen Cicerone aus dem Amphitheater! Die Pförtnerfrau, die uns führte, war entsetzlich einfältig. Sie wußte gar nichts, die gute Frau, und beschränkte sich auf die einzige Mittheilung: „Früher soll das sehr hübsch gewesen sein." — „II paratt yu'äutrotois c'ötait tre8^c>U." Wenn sie eine positive Angabe machte, so war diese regelmäßig falsch. Der Unterschied zwischen Heiden- und Christenthum war ihr nicht ganz klar geworden. Ein korinthisches SSulenkavitcil erklärte sie für ein Taufbecken und einen zerbrochenen Apoll für Johannes den Täufer.

Zu dem Ausflug nach dem großen Aquäduct, einer der großartigsten und bedeutendsten aller römischen Bauten, dem Pont du Gard, der in wild romantischer Gegend etwa drei Meilen von Nimes entfernt liegt, und an den ich von meiner Jugend her eine unauslöschliche Erinnerung bewahrt hatte, fehlte es uns diesmal an Zeit.

Unser nur wenige Stunden mährender Aufenthalt in Montpellier galt weniger den Sehenswürdigkeiten der alten schönen Stadt, weniger den herrlichen Anlagen des Peyrou, dem Triumphbogen und dem großartigen Wasserschloß, als der wehmüthigen Erinnerung an einen meiner ältesten, besten und treuesten Jugendfreunde, an einen der Wenigen, welche die menschlichen Gefühle und die Freundschaft über die Frage der Politik und der Nation stellten, an den edlen Baron Jacques D. de St-G., einen Vollblutfranzosen und leidenschaftlichen Patrioten, der als Offizier unter Bourbaki gegen uns gefochten hatte, aber bis zu seiner letzten Stunde seinen deutschen Freunden der beste und treueste Freund gewesen ist.

Als wir Montpellier verließen, war die Sonne schon untergegangen, und wir durchfuhren die Strecke bis zur spanischen Grenze auf der Hinfahrt in der Nacht. Auf meiner Rückfahrt aber sah ich das herrliche Land, durch das der Schienenweg gelegt ist, im hellsten Tageslichte, sah das blaue Wasser des Golfe du Lion, die gewaltigen Lagunen, sah im Hintergrunde die zerrissene Kette der rauhen Sevennen, in denen die merkwürdig philosophischen, knorrigen, einsamen Menschen Hausen, die Ferdinand Favre in seinen schönen Romanen so ergreifend geschildert hat, sah die charakteristischen und interessanten Städte, die in der frühen Geschichte Frankreichs eine so große Rolle gespielt haben, sah die weiten Felder, die von den furchtbaren Verheerungen der Phylloxera so grausam gelitten haben.

Der ganze Strich von Nimes bis über Cette herab ist von der fürchterlichen Neblaus geradezu verheert. Lunel und Frontignan, die uns den herrlichen Muscateller spenden, den „liebsten Buhlen" im „holzen Nöcklin," der „beim Wirth im Keller leit", sind am schwersten Heiingesucht worden. Seit Jahren giebt es keinen guten französischen Muscateller mehr. Die Weinfelder haben ausgebrannt werden müssen. Man hat alle möglichen Versuche unternommen, den Schaden, den das gefräßige Ungeheuer angerichtet hat, wieder gutzumachen. Aber es hat trotz aller Anstrengungen nicht recht gelingen wollen. Man hat Vorkehrungen getroffen, um die Weinpflanzungen lange Zeit unter Wasser zu setzen; man hat kalifornische Trauben gepflanzt, an denen die Reblaus keinen Geschmack findet; man hat eine neue Weincultur hervorgebracht, aber es ist nicht die alte gute. Quantitativ wird man vielleicht zur Höhe der früheren Ergebnisse wieder aufsteigen können; aber die Hoffnung, daß die alte Qualität wiederkehren werde, wird selbst von Optimisten nicht getheilt.

Wir nähern uns Cette. Ganz in der Feme zeigt sich auf einmal ein schmaler blauer Streifen, dessen intensive Farbe das dunkle Blau des Himmels noch übertrumpft. Es ist das Wasser des Mittelländischen Meeres. Es entschwindet wieder unseren Augen, um bald aufs neue und breiter wieder aufzutauchen. Und nun führt die Bahn schroff an die Küste heran, und wir sehen das uferlose unendliche Meer in der tiefblauen Färbung des Gewitterhimmels. Unser Weg führt über schmale Landstreifen zwischen dem Meer und den binnenseeartigen Lagunen, deren Wasser sich durch die schmefelgrüne Farbe vom lazulifarbenen Wasser des Golfs scharf abhebt. Sonst würden wir oft vermeinen, auf einem in das Meer gebauten Damm dahinzufahren.

In Cette hält der Zug über eine Stunde. Und das reicht vollkommen aus, um uns zu überzeugen, daß wir nicht länger da zu bleiben brauchen. Die Stadt selbst ist reizlos. Wir lachen über die Schilder, die wir hier und da sehen: „Fabrication von echtem Rheinmein", über die grandiose Ehrlichkeit der Weinfälschung. Vor dem hochgelegenen Stationsgebäude befindet sich unter freiem Himmel ein angenehmes Cafö mit der Aussicht auf die mit kleinen Häuschen bedeckten Hügel und auf die regsame Stadt.

Der ganze Weg von Cette über Böziers, Narbonne bis Perpignan gewährt uns beständig reizvolle Ausblicke, bald auf die grünlichen Lagunen, deren Wasserfläche niit schaumigen Wellen leicht gekräuselt ist, und auf denen zahlreiche kleine Boote kreuzen, bald auf die dunkelblaue Fläche des Meeres, auf der in weiter Ferne weißleuchtende Segel im Sonnenschein blinken. Dazwischen liegen wieder Strecken ausgedörrten, inattgrauen, gelblichen Bodens mit farblosen Steinhäusern, Alles in gebrochenem, graugelbem Tone. Es ist ein Bild von mundervoller Mannigfaltigkeit.

Und hier liegt Büziers und nicht weit davon PSzönas. Und mährend der Conducteur gleichgültig den Namen BSziers ausruft, wie jeden andern, stellt sich unserm Geiste ein amnuthiges und fesselndes Bild aus der Vergangenheit dar. Wir gedenken einer lustigen Schauspielerbande, die vor 230 Jahren hier desselben Wegs gezogen kam. Auch sie kam von Lyon herab. Sie hatte allen Jammer und alle Lust der herumziehenden Künstlerbanden gekostet, und hier in Böziers blühten ihr goldene Tage. Hier durfte sie vor den Ständen, die dort versammelt waren, Festvorstellungen geben und erhielt von den freigebigen reichen Seigneurs so viel Geld, daß sie alte Schulden bezahlen, einige Wochen in Saus und Braus leben und etwas für die großen Pläne der Zukunft bei Seite legen konnte. An der Spitze dieser fahrenden Künstler stand als Director ein junger Mann aus guter Familie, der Sohn eines achtbaren Pariser Bürgers, ein verpfuschter Jurist, welcher der hübschen Larve einer verführerischen Schauspielerin zu Liebe sein Studium an den Nagel gehängt hatte und Comödiant geworden war. In Paris hatte diese lustige Gesellschaft keine Seide gesponnen, und so suchte sie denn ihr Heil in der Provinz. Beklatscht und ausgepfiffen, verhätschelt und geprügelt, in zeitweiligem Ueberfluß und lange andauerndem Jammer durchzog die Gesellschaft ganz Frankreich, von Paris bis zun: südlichsten Zipfel. Lauter junge Leute, alle vergnügt. Und der dirigirende Schauspieler meinte, er könne am Ende auch einmal ein Stück schreiben. So versuchte er es denn in Lyon mit einer Uebersetzv.no, aus dem Italienischen. Und während er weiterzog, schrieb er, angeregt durch einen fremden Stoff, ein beinahe vollständig selbststäudiges eigenes Stück. Und als sie in B6ziers vor den Ständen spielten, mar er damit fertig, und da ließ er es aufführen. Dieses kleine Stück enthielt eine Liebesfcene, die von keinem dramatischen Meistermerke an Innigkeit, naiver Leidenschaft und Herzlichkeit übertroffen wird. Und das Stück hieß: „Der Liebeszmist" — ‚Mpit amoru-eux". Ter Dichter und Schauspieler aber hieß Molióre. Die erste Aufführung seines ersten wahren Lustspiels fand in Mziers statt, in den letzten Monaten des Jahres 1656.

Wir begrüßen im Fluge das uralte Narbonne mit seinen finsteren Thürmen und Mauern, das Victor Hugo zu einer seiner schönsten epischen Dichtungen begeistert hat: „Aymerillot", und endlich die letzte der bedeutenden und die südlichste Stadt Frankreichs, Perpignan. Nun trennt uns nur noch eine schmale Strecke von den Pyrenäen. Die Bahn bleibt an der Küste, und wir behalten fast unausgesetzt, wenn sich nicht muthwillige Felsvorsprünge einmal dazwischen schieben, das herrlich blaue Wasser des Golfe du Lion vor Augen, bald spiegelglatt, bald von der Brandung in den kleinen Einbuchtungen lustig aufgekräuselt. Und oben auf dein Fels fehen wir wie ein artiges Spielzeug die hübsche kleine Festung Port Vendres. Der Zug hält nun noch einmal am Eav Cerböre. Wir nehmen Abschied von Frankreich und schlängeln uns am Meere, an den östlichen Ausläufern der Pyrenäen vorbei, auf die Iberische Halbinsel hinüber.

Was ich im beständigen Sonnenschein des herrlichsten Frühlings, in liebenswürdig anregender und belebender Gesellschaft in Spanien gesehen, gehört und erlebt habe, das will ich in zwang- und anspruchslosen Skizzen über Barcelona, Madrid, Toledo und die herrlichen Städte Andalusiens — Eordoba, Sevilla und Granada — gelegentlich einmal erzählen.

Ein Roman der erverimentirenden Psychologie.

(„Qe visciple" von Paul Bourget. Juni ^ssy.)

von

Klemens öokal.

— Wien. —

„^ir sei dies Buch gewidmet, junger Mann meine» Landes, — Dir, den ich so gut kenne, obwohl ich weder Deine Heimatsstadt weiß, noch Deinen Namen und Deine Eltern, weder Dein Vermögen, noch die Ziele Deines Ehrgeizes: obwohl ich nichts von Dir weiß, als daß Du mehr als achtzehn und weniger als fünfundzwanzig Jahre zählst, und daß Du bei uns, die wir älter sind als Du, Antwort auf die Fragen suchst, die Dein Inneres bestürmen"

Ein Vorwort, welches so beginnt, macht uns wenigstens auf seinen eigenen weiteren Inhalt, wenn nicht auf den des übrigen Buches neugierig. Welcher Art sind diese großen Fragen, die alle jungen Herzen erfüllen? und welche Antworten soll die dünnI eibige Erzählung, welche so eingeleilet wird, uns darauf bieten? Da heißt es nun weiter: „Zweifach ist der Typus des jungen Mannes, den ich jetzt vor mir sehe, und der auch vor Dir schwebt, in beiden Formen gleich versuchend und gleich verderblich. Der eine ist cynisch, dabei gutmüthig. Mit zwanzig Jahren hat er die Bilanz für fein Leben gezogen; seine Religion ist enthalten in dem einen Worte: Genuß, welches sich in ein anderes übersetzen läßt: Erfolg. Dennoch scheint er mir für Dich minder schrecklich, als jener Andere, welcher, mit aller Aristokratie der Nerven und des Geistes begabt, nichts ist als ein verfeinerter Epicuräer, wie jener Erste ein brutaler. Dieser zarte Nihilist, wie ist er doch erschreckend und dabei wie häufig! Sein frühreifer Verstand hat die äußersten Resultate der Philosophie dieser Zeit erfaßt; Gutes und Böses, Schönheit und Häßlichkeit, Laster und Tugenden scheinen ihm Gegenstände bloßer Neugier. Die menschliche Seele ist für ihn nichts als ein kunstvoller Viechanismus, den zu zerlegen ihn amüsirt. Für ihn ist nichts wahr, nichts falsch, nichts moralisch und nichts unmoralisch."

Nichts weniger, als diesen zweiten Typus zu verkörpern ist die Absicht des Werkes — eine Absicht, der Größe nicht abgesprochen werden kann, besonders zu einer Zeit wie die jetzige und in einer Literatur wie die französische, welche über äußerlichem Schildern, Malen und Beschreiben es vergessen zu haben scheint, daß die Darstellung des inneren Menschen immer ein Hauptzweck aller Kunst war.

Paul Bourget kann den hervorragendsten literarischen Erscheinungen der jüngsten Zeit zugezählt werden. Der Klang seines Namens als Kritiker sowohl wie als Romandichter ist in den letzten Jahren stetig gewachsen, in beiden Richtungen mit gutem Recht. Ob man diesem jungen Rnhmc ein solches immerwährendes Fortschreiten für fernerhin voraussagen kann, ist jedoch zweifelhaft. Bourget ist kein Schriftsteller für weite Kreise. Seine Art ist zu vornehm dazu. Seine Werke erfordern einen Leser, der hoch über dem gewöhnlichen Bildungsmittelmaße steht und mit geübtem Feingefühl den eigenthümlichen Wendungen dieses manchmal bis zur Krankhaftigkeit zarten Geistes entgegenzukommen vermag. Er hat nicht die kunstvoll farbenreiche Phrase Zola's und auch nicht die originell lebendige, dabei so leichte und wohlklingende Sprache Daudet's. Er hat überhaupt nur wenig von dem, was man das französisch Eigcnthümliche nennt. Eine gründliche naturwissenschaftliche und philosophische Bildung, die auf jeder Seite seiner Werke, nur zu oft auch störend, hervortritt, sowie Vertrautheit mit der deutschen und englischen Literatur, verbunden mit ausgeprägter Sympathie für englische Denkart und Sitte verleihen seinem Geiste eine eigenartige halb germanische Färbung; und die Anziehungskraft des Fremdartigen wird es zum großen Theile gewesen sein, welche ihm bei dem französischen Lesepublikum zu seinem ersten Erfolge verhalf.

In seinen bisherigen Erzählungen hat Bourget immer Stoffe behandelt, welcher psychologische Curiofitciten enthielten. Sein eigentliches Gebiet ist — die Auflösung von Räthseln, wie es schon der Titel des Werkes ankündigt, welches ihn vor nicht gar langer Zeit den ersten größeren Erfolg erringen ließ: OrnsIIs Lui^m?. Er hal eine Vorliebe für Unbegreiflichkeiten ver That und des Gefühls, wie sie unsere Zeit der überreizten Nerven, der widersprechenden Gedankenströmungen und kranken Gefühle häufig genug gebiert. Die Hauptpersonen seiner Novellen („I. 'Irrspärabls" u. A.) und seiner Romane („Orims ä'ämvur", „^närs Ournelis", „ZKn8«nMs") sind fast alle krankhaft angelegt: sie siechen an einem moralischen Leiden dahin und handeln in Folge von abnormen schwächlichen Gelüsten. Er schildert keine Leidenschaften, sondern bloß ungesunde Zustände.

Der Roman, welcher von jenem schwungvollen Vorworte eingeleitet wird, ist Bourgets jüngstes Werk. Er trägt den Titel »I.« vis, ipls" und ist im Juni 188« erschienen. Bourgets Vorzüge sowohl, als die seiner innersten Natur entspringenden Mängel treten in ihm scharf hervor.

Mit seinen Vorgängern hat dieser Roman die Eigenthümlichkeit des Stoffes gemein. Hier wie dort eine Handlung von vollständiger Einfachheit, und dennoch verwirrend durch die Dunkelheit der Seelcnregungen, welche sonderbar durch einander verschlungen mit geheimnißvoller Nothwendigkeit das Gebühren der Hauptpersonen bestimmen. Aber während Bourget sich dort damit begnügt, das psychologische Räthsel hinzustellen, seine Auflösung, wenn es eine solche giebt, dem Leser überlassend, hat er es hier unternommen den eigenthümlichen Fall, den er vorführt, selbst zu erklären. Konnte doch nur auf diese Art erzielt werden, waS dem Werke seinen wahren Werth verleihen sollte: daß nämlich die Hauptgcstalt aus einem einfach krankhaft angelegten Individuum, als welches sie erscheint, zu einem bedeutenden Typus wurde, der einen geistigen Grundzug der Zeit wiederspiegelt, zu jenem Typus, dessen das Vorwort erwähnt. Um dieser Wirkung sicher zu sein, hat Bourget sogar einen Schritt weiter gethan — seine Analyse hat eine beinahe wissenschaftliche Form angenommen. Er hat das Leben seines Helden gleich unter ein System gebracht und setzt dem Leser unter verschiedenen Gesichtspunkten ausführlich auseinander, weshalb Jener eben so hat werden müssen, wie er geworden.

Ein Roman dieser Art gehört begreiflicherweise nicht zu denen, von deren Handlung die Jnhaltserzählung einen erschöpfenden Begriff zu geben vermag. Alle Wirkung ruht hier in den endlosen Nuancen der Stimmung, in der Häufung kleiner Züge und deren Verbindung, während das Geschehende selbst nur den Rahmen dafür bildet. Dieser Rahmen ist auch, wie die Betrachtung bald zeigt, aus gewöhnlichstem Holze geschnitzt und von mittelmäßiger Arbeit.

Adrien Sixte ist ein Gelehrter ersten Ranges, derjenige, den die Engländer den französischen Spencer nennen. Er lebt in Paris: aber ebenso gut hätte er seinen Wohnsiy in dem verborgensten Winkel einer Provinzstadt wählen können — sein Dasein könnte daium nicht stiller und weltfremder dahinfließen, als in seinem Junggesellenquartier in der Luv Uu>' <I« Iil öro8«e. Dieser Philosoph von langjährigem Weltrufe, der Verfasser einer „l'LvcduI^iv <1« I)ieu", einer »^nitwmi« ds I» volvnts" und einer „IKvvrio des i>äs»iimi", von Werken, deren erschreckende Gedankenkühnheit und unerhörte Nacktheit des Ausdrucks Stürme der Entrüstung hervorgerufen haben, führt unter dem Schutze und der Herrschaft seiner Haushälterin die eintönigste aller Philisterexistenzen. Er, der große Psychologe, dessen Systeme sich auf einer tiefen Kenntniß der menschlichen Seele erheben, welcher als Erster das große Werk unternommen hat, die Erscheinungen des menschlichen Wollens und Fühlens auf physiologische Ursachen zurückzuführen, welcher in einer Analyse der Liebe eine Menge der feinsten Beobachtungen über dieses zarteste aller Gefühle niedergelegt — er hat eigentlich nie beobachtet, weder an Andern noch an sich selber: er hat nie mit Menschen gelebt, nie geliebt! Woher kommt ihm nur dieser untrügliche Scharfblick in die Tiefen des menschlichen Herzens, welcher ihn von selbst zum passendsten Vertrauten in den folgenden Seelemvirrnissen stempeln soll? „Der Mann ist ein Genie!" antwortet Bourget, „und als solcher ist er im Stande Alles zu kennen und zu begreifen, ohne es je gesehen noch mitgemacht zu haben. Damit müssen wir uns begnügen, wenn wir nicht, minder gläubig, Herrn Adrien Sixte, diesen philosophischen Bücherwurm, dem die gebratene Menschenkenntnis; in den Mund geflogen kommt, für ein Wesen erklären wollen, welches wohl nur in dem Bedürfniß des Autors nach einer solchen Person seinen verunglückten Ursprung gefunden.

Wie dem aber auch sei, das steht fest, daß dieser Gelehrte ebenso wenig Zeitungen liest, als er mit Menschen verkehrt, und daß er daher höchlichst erstaunt ist, als er eines Tages eine Vorladung zum Untersuchungsrichter erhält und von diesem erfährt, daß er als Zeuge in der Strafsache wider Robert Greslou vernommen werden soll, die ihm gänzlich unbekannt ist, obwohl sie seit Wochen Frankreich in Spanung hält. Robert GreSlou ist der Name eines jungen Mannes, welcher von glühender Bewunderung für die Werke des großen Philosophen durchdrungen ihm vor zwei Jahren eine Erstlingsarbeit zur Kritik eingesendet und auf ein anerkennendes Antwortschreiben ihn auch später besucht hat. Der Untersuchungsrichter theilt dem Erstaunten nun mit, daß derselbe junge Mann in Riom des Mordes durch Vergiftung des Fräuleins Charlotte de Jussat, der jungen Tochter des Haufes, in welchem er sich während des letzten Jahres als Erzieher befand, angeklagt sei. Die Verdachtsgründe seien überwältigend; sie reichten aus ihn wegen der That zu derurtheilen, ungeachtet des unerklärlichen Schweigens, in dem er seit seiner Verhaftung starrsinnig verharre. Mehr erstaunt als erregt, verläßt Adrien Sixte den Richter, nachdem er diesem zuvor den gewünschten Aufschluß gegeben. In Robert Greslous halb verbrannten Aufzeichnungen ist der riithselhafte Satz gefunden worden: „Die psychologischen Erfahrungen wären so sehr als möglich zu vermehren". Mit Mühe machte nun der Gelehrte dem Richter begreiflich, daß jene modernste Wissenschaft, welcher er und wohl auch der junge Angeklagte angehören, ein Experiment mit einer Leidenschaft für ebenso möglich halte, wie den Versuch einer chemischen Verbindung. — Nach Hause zurückgekehrt, findet Sixte die Mutter Greslous bei sich. Sie bringt ihm ein Schriftstück von ihrem Sohne, eine wissenschaftliche Arbeit, wie sie glaubt, die dieser im Gefängniß geschrieben. ES sind die Aufzeichnungen des Unglücklichen über sich selbst, welche er für seinen „hohen Meister" bestimmt hat, für den Denker, zwischen dessen Ideen und seinem Thun „ein Band besteht, welches andere Menschen nicht zu begreifen vermögen, welches er aber eng und unzerreißbar fühlt", nur für ihn allein!

Hier beginnen nun diese „Geständnisse eines jungen Mannes unserer Zeit," zu welchen das Bisherige nur Einleitung war. Vom affectirt wissenschaftlichen Tone der Selbstzergliedernng, in welcher der junge „Schüler" seinem Meister gegenüber unbewußt eine Pose annimmt, aufsteigend bis zum schmerzlichen Aufschrei eines leidenschaftlichen, von Widersprüchen gequälten Herzens und wieder herabsinkend zur leisen Klage eines zarten Gemüthes, welches Reue fühlt und um unwiederbringlich Dahingegangenes trauert, so ziehen sich diese eigenthümlichen Bekenntnisse beinahe bis zum Schlüsse deS Romans dahin, die seltsame Leidensgeschichte einer jungen Seele enthüllend.

Robert Greslou ist kein Mörder, abe? er ist nicht unschuldig am Tode des jungen Mädchens; er hat ihr nicht selbst das Gift gereicht, aber er war der Grund, um dessen willen sie es nahm. Um dies erklären zu können, muß er zuerst sich selbst erklären. Er thut cs, indem er in zwei Abschnitten zuerst die Einflüsse des „Ererbten" auf sein Wesen, dann die Umgestaltungen, welche dasselbe durch den Bildungsgang erlitten, darstellt, wie es sich für einen jungen Philosophen einem alten Gelehrten gegenüber gebührt. Wenig fehlte, und er hätte diese Abschnitte noch hübsch systematisch in einzeln: Paragraphen zertheilt oder in einer übersichtlichen Tabelle all die körperlichen ui» geistigen Ursachen zusammengefaßt, die ihn vom Glaubenscifcr seiner Kindheit durch den Zustand einer unklaren Sehnsucht hindurch dem Wissen zuführten und ihn in diesem modernen Wissen — der Wissenschaft eines Sldrien Sixte und gleicher Geister — seine Lebensanschauung und Moral suchen und schließlich auch finden ließen. Was hat er nun gefunden? Er sagt dies ausführlich und an vielen Stellen dieser Seinen philosophischen Abhandlung. «Manchmal glitt eine Viper zwischen den Steinen der staubigen Straße dahin; das gefährliche Thier erschien mir dann als Beweis de: Gleichgültigkeit dieser Natur, welche ohne Rücksicht das Lebende vermehrt, ob es mn wohlthätig ist oder verderblich. Ich fühlte damals mit unwiderstehlicher Kraft alkn Dingen dieselbe Lehre entströmen, wie Ihren Werken, mein Meister; daß wir nämlich nichts haben als uns selbst: daß das Ich allein wirklich ist; daß diese Natur nichts von uns weiß, ebensowenig wie die Menschen; daß diese ebensowohl als jene uns nichts bieten können als Vorwände zu fühlen oder zu denken!" Das ist die Moral dieses cigenthümlichen Helden; nicht ohne Grund hat Bourgct sie an dieser kraftvollsten Stelle dem Bilde eines giftigen Wurmes und vorher noch dem Bilde einer Giftblume entspringen lassen.

So ausgerüstet tritt Greslou in's Leben. Sein Ehrgeiz ist natürlich sehr hochfliegend, er träumt von einem berühmten Namen in der Wissenschaft. Vorläufig versucht er es mit einer Prüfung an der Universität und — fällt durch. Für die Zeit, deren er bedarf, um sich von Neuem vorzubereiten nimmt er eine Erziehersteile im Hause des Marquis de Jussat an. Aufenthalt in einem weltcntlcgenen Dorfe, langweiliges Prüfungsstudium, verbunden mit dem keineswegs amüsanteren Unterrichte eines 12 jährigen Burschen, dazu als Umgebung ein hypochondrischer, schrullenhafter alter Edelmann, seine Frau, „eine musterhafte Haushälterin", sein Sohn, Graf Andrs, ein Sportsman, welcher dem jungen Bücherwurm von Hofmeister ein wenig geringschätzig begegnet und in diesem vom ersten Augenblicke an eine halbinstinctive Antipathie erweckt, einige bedeutungslose Gestalten und — schließlich die Tochter, jung, lieblich, schüchtern und zartfühlend in ihrem Entgegenkommen für den jungen Mann, dem sie seine nnangcnehme Stellung im Hause gerne erleichtern möchte, dabei von weichem, ein wenig romantischem Gemüthe — wo sollte ein junger Mann von zweiundzwanzig Jahren sich zum ersten Mal verlieben, wenn nicht hier?

Er verliebt sich auch; aber welch sonderbare Formen nimmt das naivste aller Gefühle bei diesen! Geiste an, den der unnatürliche Egoismus einer dem Wissen allein entsprungenen Weltanschauung bis in sein Innerstes krank gemacht hat; für den eine ihm zur Natur gewordene unablässige Selbstbeobachtung seit Langem das unbewußte Aufkeimen einer Neigung Hai unmöglich werden lassen! Einige theilnahmevolleBlicke deS jungen Mädchens, und er beschließt nichts weniger — als sie zu verführen. Ein eigenthümlicher Verführer, dieser junge Mann, der sein Unternehmen als wissenschaftliches Experiment betrachtet und mit pedantischer Hartnäckigkeit der Reihe nach alle Mittel in's Feld führt, die er seinen Büchern und dem eigenen Scharfsinn für diese „psychologische Erfahrung" entnommen; der dabei zugleich linkisch und unerfahren mit krankhafter Sensibilität selbst vor den Gefühlen zurückschrickt, die er hervorgerufen! Welcher Triumph aber auch, als das Experiment gelingt, als er nach systematisch durchgeführtem Feldzugsplane, nachdem er die Neugier des Mädchens durch eine studirt geheimnißvolle Pose erregt, ihre Sentimentalität durch sorgsam hicfür gewählte Lectüre gesteigert, ihr Mitleid und zum Theil auch schon ihre Eifersucht durch eine erdichtete Liebesgeschichte aus seiner Vergangenheit für sich gewonnen hat — schließlich das Liebesgeständnifz, welches ihre Lippen ihm noch verweigern, in stummen aber unzweideutigen Zeichen ausgesprochen findet!

Doch gefährlich ist's mit dem Feuer und noch gefährlicher mit der Liebe zu spielen, diesen einfachen Sag hat der junge Mann übersehen. Die „psychologische Erfahrung" kehrt sich plötzlich lebendig geworden wider ihn selbst. Er hat sich zuletzt mit der ganzen Kraft eines jungen lebensdurstigen Herzens in den Gegenstand seiner eigenen Untersuchung verliebt: ja — wer vermag diesen halb heiteren, halb rührenden Widerspruch zu lösen? — er hat vielleicht gleich von Anfang an geliebt, und die einfache Wahrheit und Kraft dieses Gefühles ist es gewesen, welche ihm Gegenliebe errang, während er mit überflüssigem Scharfsinn raffinirte Eroberungspläne durchführte. So ist auch sein Sieg zur Niederlage geworden, als das Mädchen, um seiner eigenen Neigung zu entfliehen, den Landsitz verläßt und nach Paris reist. Der Kampf, den er nun eine Zeit lang gegen sich führt, muß mit dem vollständigen Triumphe seiner Liebe endigen, als die Nachricht von der Verlobung des Fräulein v. Jussat mit einem früher abgewiesenen Freier seiner Leidenschaft in der Eifersucht eine mächtige Genossin schafft.

Aber es soll anders kommen. Weder Flucht noch Verlobung haben das Mädchen vor ihren Gefühlen schützen können. Die Krankheit ihres jüngeren Bruders ruft sie auf das Landgut in die verhängnißvolle Nabe Greslous zurück. Vergebens versuchen jetzt die Beide» noch zum letzten Male wider die ihr Inneres überfluthende Leidenschaft anzukämpfen. Ein Brief Greslous, in welchem er ihr seine aufrichtige Absicht ankündigt, seinen Leiden in der Nacht durch Gift ein Ende zn machen, uns den er mit anerkennenswerther Vorsicht ihr noch im Laufe des Tages zukommen läßt, bringt Mlle. de Jussal Nachts in das Zimmer des Geliebten. Sie will mit ihm zusammen sterben, nur deshalb ist sie gekommen; aber das Geständnis; ihres Gefühls überwältigt ihren Willen und ihre Sinne. Bevor sie an die Ausführung ihres verzweifelten Entschlusses gehen, kosten die endlich Vereinten alles Glück der Liebe.

„Hier war es, theurer Meister, wo die seltsamste Wendung dieser Geschichte eintrat — jene, welche die Welt wohl die schmachvollste nennen würde; aber zwischen uns Beiden haben solche Worte keinen Sinn, und ich werde den Muth haben Ihnen Alles über jene Stunde zu sagen."

Als der erste Taumel des Glücks vorüber ist, während die endlich errungene Geliebte an seiner Seite schlummert, geht in der That ein sonderbarer Proceß in der Seele dieses jungen Mannes vor, welchem mit der Unmittelbarkeit des FühlenS auch die Kraft verloren gegangen ist, sich seiner Neigung ganz zu weihen.

Ist es Feigkeit? Alles, was die Leidenschaft für eine Zeitlang in ihm fortgeschwemmt hatte, kehrt jetzt zurück: die kühle Selbstbetrachtung, welche das zarte Gefühl erbarmungslos auf den Instinkt zurückführen will, der grenzenlose Egoismus einer Weltanschauung, die Alles aiizweifelt außer der Wahrheit des Ich; es erscheint ihm ungereimt sich selbst der Vernichtung zu übergeben um eines Gefühles willen, welches ihn nicht mehr ganz zu erfüllen vermag von dem Augenblicke, wo er cS sich wieder analusiren kann. Er beschwört Mlle. de Jussat auf ihren Entschluß zu verzichten und lieber gemeinsam mit ihm durchs Leben statt unnöthigerweise in den Tod zu gehen. Sie stößt ihn entrüstet zurück, tödtlich getrosten durch die plötzliche Einsicht, welche ibr diese Worte in sein Inneres eröffnen. Vergebens sucht er wahrend der nächsten Tage sie zu versöhnen. Ihr gekränkter Stolz vermag diesen Schlag nicht zu verwinden; sie tödtet sich mit dem Gifte, welches sie aus Greslous Zimmer entwendet. Gegen diesen kehrt sich nun der Verdacht eines Mordes an dem Mädchen, durch die Häufung verhängnißvoller Nebcnumstände wird er überwältigend; er wird verhaftet und geht im Gefängnisse von Riom seiner Verurtheilung entgegen. Einer nur weiß um seine Unschuld. In der letzten Unterredung vor dem Selbstmorde hat Mlle. de Jussat ihrem Verführer erklärt, sie habe ihrem Bruder Andrs in einem Briefe ihre Absicht zu sterben und deren Gruuo anvertraut. Aber Graf Andrs schweigt an» gesicktS der Beschuldigungen, die wider Greslou erhoben werden, denn er vermag eS nicht seine Schwester des guten Rufes, mit dem sie ins Grob gegangen zu berauben und hat auch nichts dagegen, daß die Justiz statt seiner die Rächerrolle spiele. Greslou vcrtheidigt sich nicht; er schweigt trotzig, sich an der Demüthigung weidend mit welcher das Bewußtsein seiner eigenen unedlen Rolle den Stolz des Aristokraten niederdrücken muß. Aber er schweigt nicht deshalb allein. Die legten Worte dieser Geständnisse" sogen eS deutlich: „Schreiben Sie mir, mein Meister, lenken Sie mich. Stärken Sie mich in dieser Lehre von einer allgemeinen Nothwendigkeit, welche selbst unsere schändlichsten Handlungen, selbst diese kühl unternommene Verführung, selbst mein feiges Zurückbeben vor der Erfüllung meines Todesversprechens mit der Gesammtheit der Gesetze dieses unermeßlichen Weltalls verbindet. Sagen Sie mir, daß ich kein Ungeheuer bin, daß eS keine Ungeheuer gicbt"

Er zweifelt, — er füblt sich schuldig, — er will büßen!

Aber ist er wirklich schuldig? Bourget antwortet mit Ja! — wir antworten mit Nein! — Unstreitig war es hier Bourget's Absicht darzustellen, wie ein von Natur edleS Gemüth durch eine Moral, die seinem Denken entsprungen, aber vor seinem Fühlen nicht besteht, unwiderstehlich zur Schuld getrieben wird und über diese dann nicht hinwegkommen kann. Aber in der Handlung, die sich vor uns abspielt, ist dieser Gedanke ungenügend verkörpert. Daß GreSlou die Tobte hat verführen wollen, um am Schauspiel ihres Gefühles feine Neugier zu befriedigen, kann ihn noch nicht schuldig machen. Hat er sich doch — und wie bald! — in sie ebenso verliebt, wie dies der grünste Junge von zwanzig Jahren es an seiner Stelle gethan hätte, welcher sentimentale Gedichte verfaßt, statt Aorien Sixte und moderne Philosophen zu lesen und Spinoza zu citiren. Daß er dann, als die Geliebte nach langen Kämpfen sein geworden ist. plötzlich davor zurückschrickt seinem Leben ein Ende zu machen? — Aber es wäre völlig überflüssig gewesen, wenn er dies gethan hätte! Wir hätten dadurch keine bessere Meinung von seinem Charakter, sondern bloß eine schlechtere von seinem Verstände gewonnen.

Nach langem Sträuben von beiden Seiten hat die Liebe zwei junge Leutchen vereint — das ist doch eine Situation zum Heirathen und nicht zum Gift nehmen. Das bischen aristokratisches Vorurtheil, welches sich ihnen wohl in den Weg gestellt hätte, war doch nicht gleich eines so verzweifelten Entschlusses Werth! Wenn nun GreSlon durch die Lebenskraft seiner Jugend vor dem letzten Schritte zurückgehalten dem Fräulein de Jussat den ganz vernünftigen Verschlag macht, mit ihm, statt zn sterben, leben zu bleiben, so müssen wir uns nur über sie wundern, daß sie darauf nicht frischwegs eingeht. Sollte sie, welche die Kraft hatte sich dem armen Erzieher, den sie liebte, unbedingt hinzugeben, davor zurückschrecken mit ihrer adeligen Familie den Kampf um seiiictiviUcn aufzunehmen? Wir glauben es nicht; doch wäre dem so — dann war sie wohl des Opfers nicht Werth, welches sie von ihm verlangte, und er hätte ihr das beschimpfende Wort: „feig!", welches sie ihm in's Gesicht schlenderte, als sie fein Zimmer verlieh, mit gleichem Rechte zurückgeben können.

Wie dem auch sei, wenn wir hören müssen, wie der arme Greslou von seinem „Meister" klagend verlangt, er möge ihn trösten, so bedauern wir ihm nicht zu besserem Tröste sagen zu können, daß er eigentlich nichts begangen, dessen er sich zu schämen brauchte

Doch die Handlung des Romans ist damit noch nicht abgeschlossen.

Adrian Sixte gelangt nach einigem Sträuben zur Erkenntniß. daß es wirklick „ein unzerreißbares geistiges Band" sei, welches seine Lehren mit der Denkweise dieses jungm Mannes verbindet, der ihm sein Herz eröffnet.

Er fühlt sich verpflichtet seinen „Schüler" zu retten. In einigen Worten läßt er den Grafen Andrs wissen, daß er die wahre Todesart feiner Schwester und den Inhalt ihres Briefes kenne, den Jener der Gerechtigkeit vorenthält. Andrs entschließt sich zu sprechen; seine Angaben vernichten die Ehre seiner todten Schwester, sie befreien Greslou. Aber als dieser ihn dann freiwillig aufsucht, um ihm zu erklären, er sei bereit ihm Genugthuung für das Geschehene zu geben, da — jagt der Edelmann ihm ohne Weiteres eine Kugel durch den Kopf. „Lolche Leute wie Sie zieht man nicht zur Rechenschaft," sind seine Worte, „man richtet sie hin!"

Dieser theatralisch gewaltsame Abschluß ist wohl die schwächste Stelle des Werkes. Wir fühlen uns nicht versöhnt, sondern beleidigt. Die Gerechtigkeit, deren Forderungen Bourget zu befriedigen glaubte, hat keine Freude an diesem grausam abgeschlachteten Opfer. Wenn dieser junge Mann gefehlt hat, so war seine Schuld nicht gemeiner Art. Sie traf nicht ihn, sondern seine Zeit, deren zersetzendem Einflüsse sein moralischer Sinn erlag. Trug er aber eine so allgemeine Schuld, dann war es unbillig, ihn so hart dafür büßen zu lassen. Unbillig und widerspruchsvoll zugleich. Ein Typus wird nicht „hingerichtet"; er bleibt am Leben oder stirbt von selbst. Und hier wäre eS wohl am Besten gewesen ihn am Leben zu lassen. Er war gestraft genug durch sein eigenes Gefühl und durch die entschieden verurtheilendcn Worte, mit denen er im Laufe des Werkes reichlich bedacht wird. Aber zuerst ausgescholten zu werden und dann noch Schläge zu bekommen, das ist zu viel, selbst nir eine Romanfigur. Wir nehmen Partei für den, dem so ungroßmüthig mitgespielt wird.

Die Gestalt Adrien Sixtes ist es, welche das Werk abschließt, wie sie es ein» geleitet hat. Der Gelehrte sitzt brütend bei der Leiche seines „Schülers." „Die Worte des einzigen Gebetes, dessen er sich aus seiner fernen Kindheit erinnerte, kamen ihm in den Sinn: ‚Vater unser, der Du bist im Himmel' — und als die Mutter sich aufrichtete, konnte sie sehen, daß er „weinte". Der Glaube allein ist es, welcher Herzen, wie das dieses Tobten, vor jener Vergiftung ihrer edelsten Theile bewahren konnte, mit welcher die Zeit sie bedroht: vielleicht! Jedenfalls werden Bourget und Adrien Sixte darum nicht glauben: sie können nur darüber weinen, daß hier Etwas verloren gegangen ist, wofür nicht Allen ein ganzer Ersatz geworden.

Das ist die schwermüthig gedankenvolle Geschichte Robert Greslous, des „jungen Mannes, für den nichts moralisch und nichts unmoralisch ist." Dem Wesen modernsten Geistes entsprungen, hat diese Gestalt dennoch seltsamerweise einen älteren Bruder, der schon in der ersten Hälfte dieses Jahrhundert das Licht der Welt erblickte. Es ist dies der junge Held ans Stendhal'S „I.S Rougs st lo X„ir", jene eigenthümliche Mischgestalt von scharfsinnigem Egoismus und naivster Leidenschaft, Julian Sorcl, welcher zweimal die Verführung von Frauen unternimmt, für die er nichts empfindet, in beiden Fällen aber schließlich von den Gefühlen übermannt wird, welches er mit kühler Berechnung hervorzurufen verstand. Die Familienähnlichkeit beider Gestalten ist sehr auffallend; Bourgets empfänglicher Geist stand hier wohl unbewußt unter dem mächtigen Einflüsse seines bizarren Vorgängers.

Wie dem auch sei, das Werk Bourgets zählt zu den bedeutendsten französischen Romanen der letzten Jahre. Typisch oder nicht typisch, bleibt dieser junge Mann, dessen Verstand sich eine Moral geschaffen hat, die sein Gefühl nicht anerkannt, eine Erscheinung von erschreckender Lebenswahrheit. Und die gewinnende Art, in welcher sein Schicksal erzählt wird, der seelenvolle Ton der Schilderung, die durchgeistigte Schönheit der Sprache — das alles bleibt Bourgets alleiniges Eigenthum.

Indien in Wort und Bild. Eine Schilderung des indischen Kaiserreiches von Emil Schlagintweit. Zweite bis auf die Gegenwart fortgeführte billige PracktAuflage. Grofz-Quart. Mit 417 Illustrationen. Leipzig, Verlag von Schmidt >K Günther.

Aie drei ältesten unter den fünf Brüdern Schlagintweit unternahmen bekanntlich im Auftrage des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen und zugleich im Interesse der ostindischen Compagnie seit dem Jahre 1854 ihre großen Forschungsreisen durch alle Theile Indiens. Adolf, der zweite der Brüder, fiel am 26. August 1857 als ein Opfer seines Wissensdurstes durch die Hände fanatischer Muhamedaner in Ostturkistan; die beiden anderen, Hermann und Robert, kehrten 1858 nach Europa zurück und veröffentlichten zunächst die Resultate ihrer naturwissenschaftlichen und ethnologischen Forschungen in dem großen Werke: Rosults s,k u sviontiiie luis«ion r« I»>Ii» (186t) —1866), dem dann namentlich Hermann noch mehrere populärer gehaltene Bücher über Beobachtungen und Reiseerlebnisse in dem durch seine Ratur und seine Cultur gleich wunderbaren Lande folgen ließ. Alle Schriften, Sammlungen, mündliche und schriftliche Mittheilnngen der älteren Brüder standen dem in Deutschland gebliebenen Emil Schlagintweit (dem einzigen jetzt noch Neberlebenden der fünf Brüder) seit vielen Jahren zu Gebote, während er selbst durch eifriges Studium der Sprachen, Religionen und Gebräuche der Völker Indiens und Hochasiens ihre Forschungen ergänzte. So konnte Niemand besser als er dazu ausgerüstet sein, aus der gewaltigen Fülle vom Stoff zur Erkenntnis; indischen Lebens und indischer Kultur ein klares und übersichtliches Gcsammtbild für deutsche Leser zu entwerfen, zumal ihm auch von der englisch-indischen Berwaltung und von gelehrten Hindus seltene Quellenwerke und kulturgeschichtliches Material jeder Art in liberalster Weise zur Verfügung gestellt wurde. Mit Recht wurde daher schon die erste Auflage des großen Werkes „Indien in Wort und Bild" (I87S) von allen Seiten freudig begrüßt, und zwar sowohl wegen der Fülle von anregenden und interessanten Mittheilungen über alle Lebensverhältnisse, über Industrie, Handel, Cultnrbcstrebungen des gegenwärtigen indischen Kaiserreiches, über die physische Beschaffenheit aller seiner Theile, über die geschichtliche Vergangenheit aller seiner Volksstämme, als auch wegen der Klarheit und Ucbersichtlichkeit der Darstellung, als auch endlich wegen der herrlichen Ausstattung mit vorzüglichen, nach den werthvollsten Vorlagen sorgfältig und künstlerisch ausgeführten Holzschnitten.

durch diese zweite, die nun, wenn auch auf den ersten Blick weniger anziehend und lohnend, in der That eine kaum minder bedeutende Lücke der Geschichtschreibung ausiüllt. In wie selbständiger charaktervoller Erscheinung auch die großen historischen Städte Athen und Rom in der Geschichte der Menschheit dastehen, so unmöglich scheint es noch immer, die eine zu denken ohne die andere. Beide bezeichnen eben ein sür allemal als Haupttypen die Vollendung der Geschichte des Alterthums, und was auch inzwischen geschehen ist, um ihre früheren Beziehungen zu einander zu modificiren — im Andenken der gebildeten Menschheit werden die Ideen, welche in der Akropolis von Athen und in dem Capitol von Rom gleichsam symbolische Gestalt gewannen, wohl immer unzertrennlich verbunden bleiben. Die Macht dieser Jdeenasiociation überlebte die Jahrhunderte des Dunkels und beinahe der Vergessenheit, in welche Athen als Prooinzialstadt des byzantinischen Reiches unter den Stürmen der großen Völkerwanderung versank, während Rom, nach seinem Untergang als Stadt der Cäsaren, zu neuem Glanz aufblühte als Stadt der katholischen Christenheit: sie überlebte die Eroberung und Beherrschung Athens und Griechenlands durch die Türken, und sie schöpfte frische Lebenskraft aus der Wiederherstellung der Unabhängigkeit und der Erneuerung Athens als der Hauptstadt des befreiten Griechenlands in unserem Jahrhundert. Manche gelehrten Griechen, wie Dionysias Surmelis, Spiridon Lambros und Constantin Sathas; manche Philhellenen anderer Nationen, wie der Engländer Firlay, die Franzosen du Cange und Buchon, die Deutschen Fallmerayer, Hertzberg und Karl Hopf, haben sich sestdem um die Erforschung der Geschichte Athens und Griechenlands nach dem Verfall des antiken Lebens Verdienste erworben. Aber es fehlte bis jetzt an einer Geschichte der Stadt Athen im Mittelalter als solcher; und mit der Darstellung derselben, in der Form, in der sie nun vorliegt, hat der Geschieht schreiber der Stadt Rom im Mittelalter nicht nur einen kühnen Wurf gethan, sondern eine Parallele aufgestellt, die in der Geschichte der Geschichtschreibung wohl als einzig in ihrer Art gelten darf.

Unter den deutschen Historikern der Gegenwart nimmt GregoroviuS überhaupt eine eigenthümliche Stellung ein. Während in England und Frankreich bedeutende Männer in unaboängigen Verhältnissen als grofze Geschichtschreiber aufgetreten sind, sind unsere deutschen Historiker fast ohne Ausnahme Universirätsprofessoren, Männer vom Fach, die der Äeschichtschreibuug als einem Amt und Beruf obliegen und mit mehr oder weniger exclusiven Gefühlen dieser berufsmäßigen Stellung sich bewußt bleiben. Der Verfasser der Geschichten Roms und Athens im Mittelalter war von Hause aus Theologe, wurde durch Rosenkranz von der Theologie zur Philosophie geführt und ging erst von dieser zur Geschichtschreibung über. Auf Drumann's Veranlassung schrieb er 1851 sein historisches Erstlingsmerk, eine Geschichte des Kaisers Hadrian, und legte schon mit diesem ein viel versprechendes Zeugniß ab sowohl von seiner klassischen Bildung und Gelehrsamkeit, als von der für ihn charakteristischen Richtung auf künstlerische Schönheit der Form, auf anmuthend lebensvolle Darstellung der geschichtlichen Ereignisse und Charaktere. Im folgenden Jahre führte der unwiderstehliche Drang, der seit Winkelmanns und Goethes Zeiten so viele Deutsche aus ihrem ernsten Noroen in die heitere Welt des Südens getrieben hat, auch ihn nach Italien. Nach einem kurzen Aufenthalt in Venedig und Florenz bereiste Gregorovius Corsica, und sein schönes Buch über diese merkwürdige, aber wenig erforschte Insel, das er mit einer klassisch zu nennenden Geschichte der Corsen einleitete, machte ihn zuerst in weiteren Kreisen bekannt. Von Corsica ging er im Herbst 1852 nach Rom, uud Rom blieb seitdem feine Heimat bis zu der Vollendung der großartigen „Geschichte Roms im Mittelalter", an deren Abfassung er, dort und in allen Archiven Italiens arbeitend, den unermüdlichen Fleiß, die rastlose Ausdauer, die edle Begeisterung von siebzehn der besten Jahre seines Lebens (1853—70) setzte*). Das Schicksal dieses Werkes mar eigcnthümlich. Die preußische Regierung unterstützte, auf Verwendung Bunsens, den Verfasser mit Subsidien; das größere deutsche Publikum fühlte sich in einem Grade angezogen, dessen Intensität hinreichend angedeutet wird durch das Erscheinen dreier Auflagen des achtbändigen Werkes innerhalb eines Jahrzehnts nach feiner Vollendung: das römische Municipium verordnete eine Übersetzung in's Italienische und verlieh dem Verfasser das Bürgerrecht der Ewigen Stadt; ganz Italien wetteiferte, ihn zu ehren. Gar manche der deutschen Hochgelehrten dagegen thaten ihr Bestes, um

*) Ausführlicher hat der Herr Referent das Leben und die Persönlichkeit von GregoroviuS im 69. Heste von „Nord und Süd" geschildert. Red.

die „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter" todtzuschwcigen oder doch achselzuckeiw zu beurtheilen als das Werk eines Außenstehenden, eines Mannes der nicht Gelehrter von Fach sei. Zlutatis mut»uäi8 erlebte Gregorovius eine Wiederholung des Verhaltens der „Philosophie-Professoren" gegen Schopenhauer. Und ohne Frage ist er ebensowenig Universitätshistoriker, als Schopenhauer Universitätsphilosoph war. Alle Ehre der nn ° zweifelhaft großen Verdienste der Universitätsprofessoren beider Klassen! alle Ehre ihrer Gelehrsamkeit, ihrer Gewissenhaftigkeit, ihrem Eifer für hohe wissenschaftliche Maßstäbe! Aber schöner wäre es doch, konnten sie sich jenes exclusiven StandesbewußtseinS gänzlich entschlagen, das mit Mißtrauen hinblickt auf Leistungen, die nicht unmittelbar auf dem Boden der Universitätsgelehrsamkeit erwachsen sind, aber doch nichts destoweniger die humanen Rechte der Wissenschaft zu voller Geltung bringen. Diese humanen Rechte der Wissenschaft schließen neben der Gelehrsamkeit die Kunst und die Begeisterung nicht aus; vielmehr erhält erst durch diese die Wissenschaft, und besonders die Wissenschaftoer Geschichte, die cS, abgesehen von der Begründung der Thatsachen von Allem mit moralischen Rücksichten zu thun hat, ihre wahre Weihe. Fem sei es von uns zu behaupten, daß eS auch unter den Universitätsprofessoren der Geschichte an Humanistcnim besten Sinne des Wortes fehle; unter den Lebenden jedoch scheint mir keiner den humanistischen Forderungen der Geschichtschreibung in höherem Grade gerecht geworden zu sein als der Berfasfer der „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter." und in diesem Umstände finden auch die Gründe seines oben angedeuteten Erfolges, wie seines Mißerfolges, ihre wesentliche Erklärung.

Was alle historischen Werke von Gregorovius auszeichnet, ist die seltene Verbindung des Forschungseifers und der Kritik des Gelehrten mit der Phantasie und der Gestaltungskraft des Künstlers. Es war Wilhelm von Humboldt, der in seiner berühmten Abhandlung über die Aufgabe des Geschichtschreibers diesem, neben allen anderen charakteristischen Eigenschaften, diedichtcrisch-künstlerische Anlage als wesentliches Element vindicirte. Nach dieser Seite erinnerten unseres Gregorovius historische Leistungen an diejenigen Schillers, und unter den Einwänden, welche in früheren Jahren gegen ihn als Geschichtschreiber erhoben wurden, spielte vielleicht nicht ganz mit Unrecht der Einwand gegen seinen „dichterisch-rednerischen Stil" eine Hauptrolle. Nicht daß dieser Vorwurf den Kern seiner Forschung betroffen hätte; aber in Folge der Gunst, welche die große gebildete Welt, trotz der absprechenden Kritik und trog des verhängnisvollen Schweigens der Geschichtprofessoren, seinen Arbeiten entgegenbrachte, war es ihm beschicken, in mehreren Auflagen seines Hauptwerkes Alles, was man etwa als Uebcrwuchenmg der reproducirenden Phantasie bezeichnen konnte, anszumerzen und jene edle Würde und Schönheit des histonschen Stils zu voller Geltimg zu bringen, die ihm von Anfang an als Ideal vorschwebten. Andererseits war cs ihm ebenso vergönnt, die geschichtlichen Thatsachen, das wissenschaftliche Material seines großen Gegenstandes fortschreitend zu berichtigen und zu vervollständigen, so daß jede neue Auflage nicht ein bloßer Wieder abdruck der vorhergehenden war, sondern in Inhalt und Form die immer vollkoinnmere Darstellung eines Gegenstandes, der wohl kaum je aufhören wird, das theilnahmevolte Interesse aller denkenden Menschen zu beschäftigen.

Die jetzt erschienene „Geschichte der Stadt Athen im Mittelalter" ist, wie Gregorovius selbst bemerkt und wie aus der inneren Evidenz klar genug erhellt, erwachsen auf dem Grunde seiner Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter und gleich dieser ebenso ein Werk der Liebe wie der gründlichsten und umfassendsten Studien. Tie Beziehungen des mittelalterlichen Roms zum griechischen Orient, eine lang ersehnte Reise nach Athen und in die Levante bildeten die unmittelbaren Anlässe zur Unternehmung dieses Werkes, dem der Verfasser die Orientirungsschriften „Athenais" und „Athen in den dunklen Jahrhunderten" voranschickte, und das ihn dann noch volle sechs Jahre beschäftigte. Während die Geschichte Roms im Mittelalter acht Bände in Anspruch nahm, mußte Athen, die neben Rom und Constantinopel fast verschollene Metropole der griechischen Kunst und Bildung, sich mit zwei Bänden begnügen; nicht etwa weil die Liebe ihres Geschichtschreibcrs zu ihr geringer war, aber wegen des thatsächlichen ContrcisteS ihrer früheren Größe zur ihrer damaligen Verdunklung und Vergessenheit, „Niemand", bemerkt der Verfasser, „kann es mehr als ich empfinde», daß mein Unternehmen, die Geschichte der erlauchten Stadt in jenen beiden Epochen darzustellen, ein äußerst gewagtes ist. Wenn ich die innere Natur Athens mit jener Roms im Mittelalter verglich, so mußte ich zweifeln, ob ein solcher Versuch für den Geschichtschreiber überhaupt ausführbar, und ob er so große Mühen lohnend sei. Tie Siadt Rom blieb immer das Haupt des Abendlandes. Sie stieg durch die Macht der Kirche zu einer zweiten Weltherrschaft auf. Neue Daseinsformen, gewaltige Schöpfungen uns Bewegungen der Menschheit sind aus ihr entsprungen, oder sie haben sich in dieser ewigen «ladt abgespiegelt. Ihr Leben im Mittelalter bietet den denkbar großartigsten Stoff für ein h.stonsches Epos dar, welches sich mit Gesetzmäßigkeit um drei feststehende Gewalten bewegt: den Papst, den Kaiser, den Senator auf dem Capitol, Dagegen hat sich die Stadt Athen in demselben Zeilalter nicht mehr zu neuer geschichtlicher Größe ausgeschmungen. Sie war keine wirkende Kraft mehr in dem Proceß der westlichen und der östlichen Cultur. Als griechische Provinzialstadt verlor sie sich sogar zeilweise aus dem Bewußtsein der Welt. Nacht deckt ihre Zustände mährend der Jahrhunderte, wo ihre Geschichte nur einen kaum beachteten Bruchthcil und zwar des byzantinischen Reiches gebildet hat, eines Reiches, dessen Geschichte noch heute zu den am wenigsten durchforschten Gebieten gehört. Unter der Herrschast der Franken weicht zwar das DunKl von Athen; allein auch da bewegt sich sein geschichtliches Dasein nur in kleinen, für das Weltganze wenig bedeutenden Verhältnissen. Die eigene Wesenheit Athens und Griechenlands in den mittleren Zeiten schließt demnach von der Betrachtung des Geschicht>chreibers die großen Probleme der Menschheit und den Weltbezug aus. Wenn sie nun, statt ihn zu hohen Anschauungen zu erheben, seine Scbwinge niederhält und ihn der Gefahr aussetzt, zum Kleinmaler in Mosaik, zum Sammler fragmentarischer Kunden zu wetten, um sich schließlich in jenem Wirrsal dynastischer Genealogieen und zersplitterter Kleinstaaten zu verlieren, welches ganz Hellas im Mittelalter zu einem zweiten Labyrinthe von Kreta macht, so erschwert ihm hier die Natur der historischen Quellen, dort ihr Mangel sogar die Ergründnng der Thatsachen und deren Verknüpfung zn einem lebensvollen Ganzen. Doch wie mir selbst, als ich es schrieb, wird auch dem Leser die Liebe zu Athen über manche Lücken, Trümmer und Schutthaufen, und über manche öde Region in der Geschichte der edelsten aller Städte der Menschheit hinüberhelfe»."

Es bedarf kaum einer besonderen Erinnerung, daß dem Verfasser der Geschichte Athens im Mittelalter die vieljährige Erfahrung des Verfassers der Geschichte der Stadt Rom im Mittelaller zu Gebote stand. TaS Resultat ist ei» ungewöhnlich reiches, großartiges Werk der Geschichtschreibung, in Bezug auf den Inhalt wie auf die Form. In vier Büchern behandelt Gregorovius die Geschichte Athens: zueist den Uebergang aus der römischen in die byzantinische Herrschaft, aus dem Heidenthum in's Christenthum: dann seine Verwandlung in ein sränkisches Herzogthum, nach dem Falle des byzantinischen Reichs durch den Anstuim der lateinischen Kreuzfahrer im Jahre 12l)4; uns das geschichllicheLeben dieses Herzogsihumes unter französischen, spanischen, italienischen Herrschen; endlich seine Eroberung durch die Türken, die der Eroberung Konstantiiiopels Jahre 14R rasch nachfolgte. Als Epilog schlicht er an diese von den außerordentlichsten Contraste» belebten Ereignisse die Talstellung der Renaissance, der humanistischen Bemühungen, besonders der Franzosen und der Engländer, um die Archäologie Athens im 17. und 18. Jahrhundert und die Erneuerung der wunderbaren Stadt als Hauptstadt des Königreichs Grieche, lands in unseren Tagen, woran naturgemäß Betrachtungen über die großen Probleme der Zuknnft Kvnstantinopels, der fortschreitenden Umgestaltung des türkischen Reichs nnd dcr Aussichten der griechischen Nation sich knüpfen.

Innerhalb dcr uns gesetzten Grenzen des Raumes ist es unmöglich, näher auf den Zusammenhang dirser Fülle von Begebenheiten einzugehen. Doch können wir nicht umhin, an das ganz besondere Interesse zu erinnern,

welches die Geschichte und die Auslichten Athens im Hinblick auf die nahe bevorstehende Verbindung des deutschen Kaiserhauses mit dem griechischen Königshause gegenwärtig für unser Vaterland gewonnen haben.

Zum Schluß sei uns gestattet, aus den Urtheilen des Verfassers über die orientalische Frage, sofern diese Athen und die Zukunft des Königreichs der Hellenen betrifft, hier eine Stelle anzuführen. „Wie Rom", bemerkt er, „in der Gegenwart als die vaterländische Hauptstadt der Italiener das Zurückweichen der großen kosmopolitischen Ideen vor den nat onalcn bezeichnet, so ist auch die Stadt Athen als das Haupt und die Seele des eigentlichen Landes der Hellenen. Ihr Schicksal hat diese natürliche Lösung gefunden, während dasjenige Konstantinopcls noch nngelöst ist. In der byzantinischen Zeit, selbst noch unter der Herrschaft der Sultane, pnlsirte das Leben dcr großen gricchischcn Familie wesentlich in den Adern der Weltstadt Konstantins. Jetzt ist dasselbe von dort hinweggeströmt, um sich wesentlich in Athen zu sammeln, dein alten legitimen Gesäß dcr griechischen Cultur, Die Stadt dcr Pallas und der Musen wird dies wchl

Nord und Siid I.1, 1»>, 10

geraume Zeit bleiben, und in dem Maße als Hellas wieder zu neuer Kraft gelangt, wird sie eine immer reichere Entwickelung haben. Allein es droht ihr nochmals eine Gefahr von Byzanz her, derjenigen Stadt, die sich nicht in nationale Schranken verweisen lägt. Der am Horizont der Geschichte neu aufsteigende Stern Athens kann wiederum durch Konstantinopel verdunkelt werden, wenn nach dem Abzüge der Osmanen vom Bosporus das griechische Kreuz auf der Hagia Sophia wieder erscheint und ein neues hellenistisches Culturreich mit dem Mittelpunkt Byzanz entsteht, welcher dann die Lebensgeister Griechenlands mit magnetischer Zugkraft an sich ziehen würde. So giebt eS heute keine Frage, die mehr aufregt, als diese nach der Zukunft Konstantinopels, der gegenwärtig geheimnisvollsten und wichtigsten aller Städte der Erde, von deren dämonischem Fatum nicht nur das Schicksal Athens und Griechenlands, sondern vielleicht die künftige Gestaltung zweier Welttheile abhängig ist!"

London. mittun,!.

Musikalische Literatur.

ReuefteS und vollständigstes Ton» lünstler» nnd Opern»Ler.tc«n, herausgegeben von E. Kastner. 1. Bändchen. Berlin, Brachvogel K Ranft. Das vorliegende Bändchen umfafzt den Buchstaben Ä und enthält in gedrängter Kürze die dahin gehörigen ca. 1400 Namen von Componisten, Virtuosen, Sängern, Musikfchriftstellern und Dirigenten mit Angabe der Geburts- und Sterbedaten, Aufzählung aller gröberen Werke und Namhaftmachung der gefammten musikalischen Literatur. Das beigegebenc Register über die in dem Hefte erwähnten musikalischen Werke (1S96) halten wir für nicht ganz praktisch; ein Generalregistcr am Ende des Buches würde die Uebersicht über den ungeheuren Stoff mehr erleichtern.

Stimmen nnd Sänger oder Betrachtungen über die Stimme und den Gesang von H. Panofka. Nach dem Italienischen frei bearbeitet von Eduard Engel. Hamburg, Verlagsanstalt (I. F. Richter). Berufssänger wie Dilettanten werden in dem populär geschriebenen Büchelchen manche Anregung, manchen bcherzigenswertheu Fingerzeig finden. Der wissen

schaftlich gebildete Musiker wird freilich hin und wieder den Anschauungen des Verfassers nicht beipflichten können. Was Panofka im ersten Capitel über den Gebrauch der Solmisation bemerkt, wird jeder vorurtheilsfreie Gesanglchrer mit gutem Gewissen unterschreiben können. Anderes hingegen, wie z. B, die Auslassungen über die Kunst der Athmeneintheilung wird man nicht unbcanstandcr Passiren lassen können.

Lexikon der musikalischen Harmonier». Als Hülfsbuch der praktischen und theoretischen Grammatik für den Unterricht nnd das Selbststndium von Ludwig Bufzlcr. Berlin, Carl Habel (K. G. Lüdcritz). Wer sich über die mannigfaltigen Vorkommnisse auf dem weiten Gebiete der Harmonie leicht und sicher orientiren will, dem wird das Bußler'schc Lexikon ein sicherer und zuverlässiger Rathgcbec und Führer sein. Es umfafzt alle denkbaren Accorderschcinnngen von den ältesten Zeiten bis zu Wagner; um es richtig und mir Nutzen gebrauchen zu können, bedarf eS allerdings einer gewissen Summe musikalischer Vorkenntnisse. cd.

Bibliographische Notizen.

Deutsche Encyttovädie. Ein neues Univcrfallexicon für alle Gebiete des Wissens mit zahlreichen Abbildungen und Specialkarten im Text. 1, uud 2, Band. Berlin, W iegandt u. Grieben. Diese groß angelegte, in der 31. Lieferung bis zum Beginn des Buchstabens L. geführte Encyklopädie kann nach ihrem

wissenschaftlichen Standpunkte unter den Werken ähnlicher Art eine bevorzugte Stellung beausvruchen. Die, — durchweg genannten — Mitarbeiter sind sast sämmtlich auf ihrem Gebiete hervorragende Fachmänner. Das Princip der Quellenangabc ist mit größter Cousequenz durchgeführt, und die bibliographischen Daten zeichnen sich durch große Genauigkeit, Manigfaltig» keit und Zuverlässigkeit aus. Die Etymologie der einzelnen Stichworte ist folgerichtig und eingehend berücksichtigt; kein anderes Werk hat eine gröszere Reichhaltigkeil aufznweisen, auch in Bezug auf Biographien bedeutender Männer. Die Haltung ist würdig, streng, sachlich und — trotz bestimmter Wahrung der gemäßigt konservativen Tendenz — immer gerecht; der sprachliche Ausdruck durchweg sorgfältig und rein. Nach dem angekündigten Plane ist das ganze Werk aus IVO Lieferungen (zu 60 Pf.) berechnet. U.

MuftcrstStten Persönlicher Für» sorge von Arbeitgebern für ihre GeschäflSangehörigen. Von Dr. Julius Post, Professor an der technischen Hochschule zu Hannover, Bd. I. Mt 44 Abbildungen. Berlin, N. Oppenheim.

Seit Karl Marx und Friedrich Engels zum ersten Male die elenden Zustände der arbeitenden Klassen an's Licht zogen, hat sich die sociale Forschung und Darstellung mit Vorliebe den Nachtfeiten der socialen Verhältnisse zugewandt und sich mehr oder minder in Ausmalung der aus der modernen kapitalistischen ProouctionSweise entsprungenen Mißstände gefallen. In erfreulichem Gegensatz zu den Schriften dieser Art, welche in dem Leser hauptsächlich Empörung oder Mitleid und das beklemmende Gefühl der Ohnmacht des wohlwollenden Einzelnen gegenüber der übermächtig zwingenden Gewalt allgemein wirkender wirthschaftlicher Mächte hervorrufen, hat das obenbezeichnetc Buch sich einen sympathischeren Gegenstand erwählt, nämlich die Schilderung harmonischer Beziehungen zwischen Arbeiter und Arbeitgeber, wie sie glücklicherweise denn doch noch vielfach sich erhalten haben oder neu begründet worden sind. Man weiß im Allgemeinen äußerst wenig von diesen zerstreuten Oasen socialen Friedens, welche meist im Verborgenen blühen. Ebenso mühevoll wie dankenswerth erscheint daher die Arbeit des Verfassers, der auf seinen, großentheils mit Unterstützung des Herrn Kultusminister v. Goßler unternommenen Studienreisen durch die industrielle Welt reiches Material über Wohlfahrtspflege zusammengetragen hat und nunmehr zu» nächst einen Theil derselben, nämlich die für Kinder und jugendliche Arbeiter bestehenden Einrichtungen in einem stattlichen Bande veröffentlicht. Derselbe enthält eine große Anzahl eingehender Be

schreibungen, die zum Theil von den Inhabern und Leitern der betreffenden Fabriken selbst herrühren, wohl durchweg auf Zuverlässigkeit, Vollständigkeit und Unparteilichkeit Anspruch erheben und vielfach durch Illustrationen eine anschauliche Ergänzung finden. Er bringt Beispiele der Fürsorge für Säuglinge und Wöchnerinnen, Schilderungen von Kindergärten, Kinderheimen, Fabrikschulen, FabrikHerbergen, Waisenhäusern; er behandelt die verschiedenen Formen des Handfertigkeitsund HauswirthschaftS - Unterrichts, die Lehrlingsverhältnisse, das Sparkassenwefen, die geistige Ausbildung, die Bibliotheken, die Pflege der Leibesübungen, der Musik, des Gesanges, die Veranstaltungen für Spiel und Erholung u. f. w. Ueberall wird auf die concrete Ausgestaltung aller wesentlichen Detailpunkte in minutiösester Weise eingegangen. Statuten, Baupläne, Schulpläne, Fabrikordnunaen, Lehrverträge, ganze Bücherverzeichnisse, sogar Festspiele u. dergl. werden abgedruckt. Die Kostenfrage findet überall gebührende Berücksichtigung, Vorangeschickt ist dem eigentlichen Hauptstück des Werkes eine Einführung in Form von Briefen des Verfassers an einen Arbeitgeber, worin jener gleichsam einen orientirenden Heberblick über die später im Einzelnen dargestellten patriarchalischen Zustände giebt und die für die allgemeine Beurtheilung derselben wesentlichen Gesichtspunkte andeutungsweise zur Sprache bringt.

Wir wünschen dem eigenartigen Buche, namentlich in den Kreisen der Arbeitgeber, weite Verbreitung und wirksamen Erfolg. Nicht als ob sich die geschilderten Mustereinrichtungen überall ohne Weiteres copiren und übertragen ließen! Dazu will auch der Verfasser wohl selbst kaum anregen. Zweck der Lektüre kann vielmehr nur sein, den Leser mit dem Geist selbstlosen Wohlwollens und wahrer Humanität zu erfüllen, welcher allein im Stande ist, die Eintracht zwischen Arbeiter und Arbeitgeber zu gewährleisten und die Gefahren zu bannen, welche aus dem verhängnißvollen Gegensatze dieser beiden Klassen für Staat und Gesellschaft zu entspringen drohen. Dr. L.

Gesammelte Werke von Altred Graf Adelmann. Band I. Biographie und gesammelte Aufsätze. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Graf Ndclmann, Sprößling eines alten katholische» Adelsgeschlechts, hat sich in dem kurzen Lebe», das ihm zugemessen war (er starb im 39. Lebensjahre!), als Belletrist und Politiker mit Gluck schriftstellerisch versucht. Das elegant ausgestattete und mit dem Porträt des Autors versehene erste Bändchen seiner gesammelten Werke enthält eine Reihe schon früher gedruckter Essays, darunter „Tie moderne Jagd nach dem Glücke", „Streiflichter auf Gesellschaft, Parlament und Literatur"; ferner „Frei von Rom! Manifest eines deutschen Katholiken", ein energischer Protest gegen den Ultramontanismus, sowie „Der edle Liberalismus und sein gefährlichster Gegner", ein scharfer Angriff auf die Fortschrittspartei. Diese Aufsätze verrathen warmes patriotisches Gefühl, doch kann ihnen der Vorwurf der Oberflächlichkeit nicht erspart werden. In allen herrscht die volltönende Phrase; Neues, Tiefes, Bedeutendes sucht man vergebens. Eine vorangeschickte biographische Skizze giebt ein Bilo von der ideal angelegten und liebenswürdigen Persönlichkeit des Grafen. pK.

Zeit und Menschen. Tagebuchaufzeichnungen aus den Jahren 1863—1884. Bon Feodor Wehl. Erster Band. Altona, A. C. Reher. Nach dem Gocthc'schen Recepte: ..Wer Vieles bringt, wird Manchem Etwas bringen" hat derVerfasserTagebuchnotizen, Anekdoten, Nekrologe, Briefe, Zeitungsartikel, Aphorismen u. dergl. zu einem bunten Simmelsammelsnrium durch einander gemengt, das zur Kenntnis? der geschilderten Zeiten immerhin ein Schcrflein beitragen mag. Die erwähnten Personen gehören meist der Thcaterwelt oder Schriftstellerkreiken an, und mancher charakteristische Zug wird uns in Wchl's Aufzeichnungen erhalten, der ihr Bild ergänzt und abrundet oder auch wohl in ganz neuem Lichte erscheinen läszt. So bietet das Buch nicht allein eine angenehme Unterhaltnngslektüre, sondern es kann auch einen gewissen literarhistorischen Werth in Anspruch nehmen. I>K. Schauspiel und Thearerwcsen der Griechen und Römer. Von Dr. Richard Opitz. Mit Illustrationen. Leipzig. Verlag des literarischen Jahresberichts (Arthur Seemann). Dieses fünfte Bändchen der „Culturbilder aus dem classischen Alterthume" behandelt ein äuszerst interessantes, aber in vielen Punkten noch nicht völlig aufgehelltes Stück antiken Lebens. Der Ver

fasser hat nicht nur die feststehenden Resultate der älteren Forschungen übersichtlich zusammengestellt, sondern auch zu den noch schwebenden Fragen reichliches Material mit anerkcnnenswerther Objektivität mitgetheilt. Die Darstellung des sehr umfangreichen Stoffes, der durch zahlreiche gute Abbildungen erläutert ist, bleibt überall klar und durchsichtig, die Sprache ist frisch und lebendig gehalten. Namentlich gilt dies auch von dem letzten Capitel, in welchem der Verfasser, über das engere Gebiet der sogenannten „Alterthümer" hinausgehend, die Theorie des Dramas im Alterthum bespricht. Das Buch ist ebenso zu empfehlen, wie die früher erschienenen Bündchen der Sammlung, welche 1, den Handel und Verkehr, 2. die Spiele, 3. die religiösen Gebräucl>e, 4. das Kriegswesen der alten Kulturvölker behandelten.

p

Die Tracht der Kulturvölker Euro» paS. Von A, v. Heyden. (Kunstgewerbliche Handbücher. Bd, IV.) Leipzig, Seemann. Der Verfasser, welcher zugleich mit Feder und Zeichenstift an der Entstehung des Buches betheiligt war, giebt auf 25t> Seiten mit 222 Abb lduiigen eine klare und knappe Uebcrsicht der Wandlungen in Tracht und Mode von Homers Zeiten an bis zum Beginne des 19, Jahrhunderts. Im ersten Capitel beschäftigt er sich hauptsächlich mit der griechischen und römischen Kleidung, während die ägyptische, assyrische und etruskische nnr gestreift werden. Das zweite Capitel behandelt das Mittelalter. Zunächst wird die byzantinische Kleidung geschildert, dann die der Völkcrwanderungszcit bis zu den Karolingern. Alsdann folgt die Betrachtung der Costüme während der Kreuzzüge, das bunte phantastische Gemisch der Kleiderformen im 14. und 15. Jahrhundert: dieselben werden bis zur Herrschaft der französisch - burgundischen Mode in Wort und Bild vorgeführt. Nachdem der Autor in einem besonderen Abschnitt ein Bild der kriegerischen Ansrüstimg des Mittelalters entrollt hat, geht er zur Charaktcrisirung der Neuzeit über, welche er in sechs Abschnitten erledigt: das 16 Jahrhundert, die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts, die zweite Hälfte dcS 17. und das 18. Jahrhundert, die Revolution, die Bewaffnung der Neuzeit, die Tracht der Schotten und Iren. Ein Anhang i ber den geistlichen und weltlichen Ornat bildet den Schluß. Das Werk bringt auch dem Fachmann manches Neue und weicht auf Grund »euerer Forschungen vielfach von den üblichen Darstellungen der großen Cosrümwerkc ab. Es darf seiner übersichtlichen Gestaltung und klaren Darstellung wegen willkommen geheißen werden.

Reue literarische BoNSheste. Berlin, Richard Eckstein Nachfolger,

Aehnlich wie einst Lcssing in seinen Litcraturbriefen hat Versasser die Form eines Briefwechsels gewählt um die neuesten literarischen Erscheinungen zu besprechen; und zwar ist es ein invalider Offizier in Berlin, der seine Gedanken mit einem deutschen Marineoffizier in Ostafrika austauscht. Wenn auch naturgemäß manches allgemein Bekannte vorkommt, so ist doch der Standpunkt neu uns interessant; auch wird man vielen Urtheilen, z. B. dem über Wildenbruchs „Quitzows", zustimmen können. Was in der Ankündigung versprochen ist, eine vornehme, völlig unvar< teiische Haltung, ist in den ersten Heften erfüllt, namentlich auch in dem dritten, welches die französischen, nordisch,« und deutschen Dicht» der Gegenwart nach ihrer Stellung zum gesellschaftlichen Leben betrachtet, r^.

Elf Jahre Battan. Erinnerungen eines preußischen Ofsizieres aus den Jahren 1876—87. Breslau, Z.U. Kern. Je aufmerksamer die ganze Welt die Vorgänge auf der Balkanhalbinsel verfolgt, je näher für uns die Gefahr liegt, daß Unruhen, welche dort ausbrechen, uns einen Krieg mit Rußland bringen, um so werthvoller müssen die Aufzeichnungen eines Mannes fein, der elf der ereigmszreichsten Jahre nicht als Zuschauer, sondern in thätiger Theilnahme dort zugebracht hat. 1876 Offizier im serbischen Heere, im folgenden Jahre bei den Türken, dann Adjutant beim ZtatthaltervonOstrumelien, endlich imDienste des Fürsten von Bulgarien, hat der Verfasser doch sein deutsches Herz bewahrt und betrachtet die Ereignisse auch nach ihrer Bedeutung für unser Vaterland. Das Buch ist fesselnd geschrieben, und manche Dinge, namentlich das Auftreten der russischen Offiziere und das Leben der Räuber im Rhodopegebirge, kamen uns so romanhaft vor, daß wir sie nicht glauben würden, wenn uns der Verfasser nicht wiederholt versicherte, daß er nur erzähle, was er selbst erlebt hat. Militärisch gebildete Leser werden auch an

den Schlachtenschilderungen, die den Berufssoldaten verrathen, ihre Freude finden.

Der Rhapsode der Dimbovitza.

Lieder aus dem Dimbovitzathal, aus dem Volksmund gesammelt von Helene Vacaresco; in's Deutsche übertragen von Carmen Sylva. Bonn, Emil Strauß. Helene Vacaresco hat diese Lieder auf den väterlichen Gütern gesammelt, aus dem Munde der Bäuerinnen, in Spinnstuben, bei der Ernte, bei den Todten, an den Wiegen, von Zigeunern und Wahrsagern. Durch die Uebertragung in's Deutsche sind sie der Weltliteratur zugeführt worden, wofür wir Carmen Sulva zn großem Danke verpflichtet sind. Freilich theilen wir die Ansicht der königlichen Dichterin nicht, daß das Laienpublikum denselben großen Geschmack abgewinnen dürfte; der Schwerpunkt der Bedeutung dieser Volkslieder ist unseres Erachtens vielmehr ein wissenschaftlich literarischer, da sie einen Beitrag bieten zur Kenntiiifz des Volkscharakter« eines uns noch wenig bekannten

Volksstammes.

Die Lieder sind fast alle reimlos, ihre Grundstimmung ist schwermüthig und düster. Sie gehören einem Volke an, welches unter Jahrhunderte langer Knechtschaft das Lachen verlernt zu haben scheint.

m?..

Zur Biographie Pestaloz,is. 4. Theil. Von H. Mors. Winterthur, Ziegler. Mit diesem Bande schließt das vor 26 Jahren begonnene, in pädagogischen Kreisen sehr beifällig aufgenommene Werk ab. Verfasser hat mit großem Fleiße die Quellen gesammelt, die über das Leben Pestalozzis und die Geschichte seiner Anstalt vom Jahre 1805 an Auskunft geben, und läßt sie zum großen Theile selbst sprechen, so daß der Leser sich ein eigenes Urtheil bilden kann. Allerdings leidet darunter die Einheit der Tarstellung einigermaßen. rz.

Die Mannheimer Bnhnenbearbei« tung dcS „Götz von Berlichingeu"

vom Jahre 1786, Nach dem Mannheimer Sonfflirbuch mit Einleitung zum ersten Male herausgegeben von 1>r. EugenKilian, Mannheim, I, B e n sheimer

Wie sehr auch das Goethe'sche Erstlingsdrama gleich bei seinem Erscheinen bewundert wurde — an eineAufflüh ru ng des gegen alle Gewohnheiten der damaligen deutschen Bühne revoltirenden Stückes hatte damals weder der jugendliche Dichter gedacht, noch hielten die meisten Leser und Kritiker sie für möglich. Dennoch wurde der „Götz" schon 1774 in Berlin, bald darauf in Hamburg, sodann 1736 in Mannheim und Frankfurt a, M. aufgeführt, ohne daß Goethe selbst etwas dazu gethan hätte, welcher vielmehr erst seit 18U4 den Götz, und zwar mehrfach in verschiedener Weise, für die Bühne bearbeitet hat,

Ueber die Beschaffenheit der bei jenen ersten Aufführungen gebrauchten Texte war man bisher nur ganz ungenügend unterricheet. Es ist daher höchst erfreulim, dafz Dr. Kilian das 1786 in Mannheim nnd dann auch in Frankfurt gebrauchte Soufflirbuch aufgespürt und herausgegeben hat. Die im Ganzen geschickte, obwohl manchmal recht einschneidende Thätigkeit des Bearbeiters (vermuthlich des Regisseurs I, L, Rennschüb) hat der Herausgeber in der Einleitung gut charakterisirt,

är,

Lord Byron. Drama in einem Vorspiel und 3 Auszügen. VonRudolf Golm. Wien, M. Breitenstein. Unter den Versuchen, die Gestalt Byrons für das Drama zu gewinnen, dürfte der Golm'sche der talentloseste sein. Daß der Verfasser die Chronologie der Ereignisse in Byrons Leben behufs dramatischer Concentration in einer Weise umstürzt, welckie den Biographen Byrons Elze schaudern machen würde, wollten wir ihm gerne als ein Recht des dramatischen Dichters hingehen lassen, wenn er verstnnden hätte, durch Aufopferung der äuszeren Wahrheit die innere zu erhöben. Die Gestalten sind Schemen — Byron selbst nicht ausgenommen —, der schärfer hervortretende Jeffrey, das eigentlich dramatische Agens, ein unglaubhafter Theaterböselvicht. Auch die Form ist mangelhaft. Die üfüfzigen Jamben sind ans Nachlässigkeit oder Willkür mit 4- und 6füszigen durchsetzt. Elisionen wie in Krit'ker für Kritiker, das sich mehrfach, an einer Stelle sogar in drei aufeinander folgenden Versen findet, wirken geschmacklos.

Im Lande des Goldes. Dramatisches Zeitbild in fünf Aufzügen von Curt Abel. Freiburg, F. E. Fchscnfeld. Curt Abel, der uns schon durch sein vor kurzer Zeit erschienenes Bnch „Offiziere ohne Epauletten" bekannt geworden, läßt

sein nicht unbedeutendes Talent in diesem Werke in einem neuen Lichte erscheinen. Er hat augenscheinlich Land und Leute des Goldlandes Calisornien selbst studin: seine Schilderungen tragen durchaus den Stempel der Wahrheit und sind mit der Feder eines scharfen, geistreichen Beobachters und genauen Menschenkenners gezeichnet. Glücklich getroffen sind die deutschen Offiziere und Studenten, die ihr Glück in der neuen Welt suchen, sowie die Amerikanerin Miß Mackay, die verkörperte Emancipation. Es fehlt diesem dramatischen Zeitbild weder an echt moderner Weltauffassung noch an einem wohlthuenden Hauche edler Menschenliebe. Nur der Sprache gebricht es noch an Durchbildung: hier hätte der Verfasser etwas mehr feilen können. Doch wird dem Werke die verdiente Anerkennung nicht versagt werden. ps.

Rubi«. Erzählung vonRichardVofz. Stuttgart, Deutsche VerlagS-Anstalt. Dieses neueste Werk von Richard VoK muthet uns ungemein symvatisch an. Nicht nur der sonnige Himmel Italiens, unter dem sich die Erzählung abspielt, trägt sein Thcil dazu bei; auch die ganze Art in der hier Künstler- und Volksleben dargestellt ist, und die Ausführung der einzelnen Züge ist durchaus mafzvoll und frei von der Unruhe, welche dieses Dichters Schöpfungen sonst meist eigen war. Die Gestalt der „Nubia" selbst, der Heldin dieser Erzählung, erhebt sich wie ein hellbestrahltes Marmorbild über die gewöhnlichen Romanheldinnen unserer Zeit. Keusch und rein waltet sie im Hause, streng und anmuthend zugleich ist ihr ganzes Wesen, gefeit ollen Verführungen gegenüber. Die Einzelheiten der Handlung cmalysircn wir nicht, um dem 5.'eser die Freude an deni Werke nickt zu schmälern, das mit verständigem Sinn und offenem, warmem Herzen gelesen sein will. xs.

Weshalb? Neue Novelle» vonAdalbert Meinhardt. Braunschweig, Georg Westermann. Adalbert Meinhard: ist einer der feinsinnigsten Novellisten der Gegenwart: die drei Novellen, welche der vorliegende Band enthält, sind dichterisch und psychologisch gleich werthvoll. Die erste derselben behandelt das Problem, wie schwer, ja wie fast unmöglich es ist, das Seelenleben eines anderen Menschen ganz zu verstehen und zu begreifen; mit aufzerordentlichem Geschick lägt der Verfasser dabei nationale Unterschiede mitwirken, den Gegensatz zwischen ernstem, norddeutschen Wesen und leichtem Wiener Blut. Auch die beiden anderen Erzählungen find äußerst ansprechend in ihren Motiven: Form und Behandlung befriedigen selbst den gewähltesten Geschmack. M2,

Die Berheirathete». Zwölf Ehegegeschichten von August Strindberg. Aus dem Schwedischen übcrsetzt von H.Ortenburg. Budapest. G. Grimm. A. Strindberg ist einer der bedeutendsten Vertreter der realistischen Schule des Nordens. Echt zolaisch sind diese Ehegeschichtcn, und wenn auch in ihnen ein gut Stück Wahrheit und richtige Lebensauffassung zu finden ist, so können dieselben doch gefährlich auf jugendliche Gemüther wirken, die der packende Titel anziehen dürfte. p«.

Fantafio. Geschichten und Lebensbilder.— Pumpanella. Ein Buch für geistreiche

Leute, die abseits gehen. Von M. G.

Conrad. Leipzig, Friedrich. Beide Bücher sind für die Richtung und Haltung der „jungdeutschen" Schriftsteller bezeichnend. Sie enthalten Plaudereien feuilletonistische Skizzen, Gespräche, Essay's über alles Mögliche: Literatur, Politik, Colonialpolitik, Theater, Kunst, Musik, Naturalismus, sociale Frage, Professorenroman. Richard Wagner u. s. w. Im „Fantasio" sind auch drei Geschickten frei nach Zola enthalten, welche an Stilhärten und groben Flüchtigkeiten nichts zn wünschen übrig lassen, im Uebrigen aber nichts von Zola'scher Kraft und Genialität haben. Die Essays zeigen Conrad als belesenen Schriftsteller, den man gerne plaudern hört, wenn man auch oft über eine schiefe Ansicht, Flüchtigkeit und Oberflächlichkeit den Kopf schütteln muß. ss.

„Die rothe Laterne." Roman von Ewald August König, 2 Bände, Breslau, S. Schottlaender. Es wird uns mit diesem Romane ein nachgelassenes Werk des dahingeschiedenen Schriftstellers dargeboten, welches beweist, das; August König, der doch immerhin ein Alter von fast 60 Jahren erreichte, bis zu seiuem Tode im Schaffen sich gleich geblieben ist. Ja, die uns vorliegende, vielleicht seine beste Schöpfung ist so unterhaltend und spannend geschrieben, wie nur seine gelungensten früheren Werke es waren. Der gesunde Realismus der Schilderung läszt uns völlig den trockenen Ton vergessen, der allerdings auch hier des Schriftstellers Art

ist, Ueber die geschickt erfundene criminalistische Combination hinaus interessiren uns die frappant lebenswahren Schilderungen von Menschen und Verhältnissen, so daß wir meinen: Ewald August König hat sich gerade mit diesem seinem legten Buche ein dauerndes Denkmal errichtet!

Khllene. Historische Erzählung von Henry Sneyd. Jn'S Deutsche übertragen von Ludmilla Reynolds. 2 Bde. Breslau, S. Schottlaender.

Ob wohl der Verfasser mit der für den Umfang des Buches außergewöhnlichen Bezeichnung „Erzählung" andeuten wollte, daß es ihm mehr um die historische Staffage und die Darstellung des Geistes einer bestimmten Zeit zn thun war, als um das Walten seiner Dichtkunst? Gleichviel — die Erzählung „Cyllene" enthält viel Schönes und Bedeutendes und ist zur Lectüre bestens zu empfehlen. Sie führt den Leser in die Zeit der hochgehendsten Kämpfe des sieghaften Christenthums gegen die Göttcrlehre der Römer. Einzelne Figuren treten in plastischer Charakteristik vor uns; mit lebhaftesten Farben, wirkungsvoll und Stimmung gebend, ist das Zeitcolorit geschaffen, und jene uralten und ewig jungen treibenden Mächte, die Liebe und der Haß, haben ergreifende Darstellung gefunden. Vor Allem aber interessirt uns die Gestalt der Heldin Cyllene, der Tochter des Stoikers Cethegus, voll echtester Weiblichkeit, liebreizend und muthig zugleich: ihre Gestaltung allein legt ein vollgüliges Zeugniß von der Dichterkraft Henry Sneyds ab. Die Uebcrsctzung ist ihrer Aufgabe trefflich gerecht geworden. ^V.

Im Schlößchen. „Chane" von M.

Corvus. Breslau, S. Schottlaender Beide Novellen erachten wir als llntcrhaltungslectüre im besten Sinne. Sie sind stofflich interessant nnd in leichter eleganter Sprache geschrieben. Ob der Dichter sich wohl bewußt war, daß die erste Erzählung: „Im Schlößchen" ganz unwiderstehlich an Schillers „Menschenfeind erinnert? ^V.

In häßlich? Roman eines Kindes von Euge»Salinger.Breslau,S.Schottlaender.

Tie kleine rührende Geschichte wirkt in ihrer schlichten Einfachheit wahrhaft herzergreifend. Sie behandelt den grausamen Conflict eines heißen, liebesbe^ dürftigen Herzens in einer äußeren Mißgestalt und endigt mit dem selbstgewählten Tod jenes Unglücklichen, als ihm unwiderleglich zum Bewußtsein gebracht wird, daß ihm durch eine Laune der Natur für immer versagt bleiben würde, was seinen begünstigten Mitmenschen ungesucht entgegenkommt. Besonders bewundern wir das dichterische Feingefühl des Verfassers in der Schilderung des Seelenlebens der Kinder und des heranwachsenden Jünglings. m«.

P. K. RoseggerS Ausgemählte Werke. Pracht-Ausgabe. MitMOJllustrationen von A Greil undA.Schmidhammer. In 75 Lieferungen, LexikonOctav s 5« Pf. Wien, A. Hartleben. Die Hefte 40 bis S6 dieser Ausgabe von P. K. Rosegge r's Werken beschließen deren dritten Band, welcher das „Buch der Novellen" enthält, darunter: „Der Waldstreit", „Der Baumnarr", „Der Zehrkäfer", „Der Herrensepp", „Die Pfingstnacht" und andere bemährte Schöpfungen des beliebten Autors. Unter dem Gcsammttitel „Sonderlinge aus dem Volke der Alpen" folgen sodann ausgewählte Charakterbilder, in denen Rosegger, der gottbegnadete Schildcrer des Volkslebens in den Alpen, so recht in seinem Elemente ist. Die stimmungsvolle Erzählung „Wie der Obersteirer Hochzeit hält" schließt den Band ab. r.

Rudolf Schmidt s Novellen. Deutsch von M. v. Borch. (Nordische Bibliothek. Bd. U). Berlin, S. Fischer. In allen diesen Novellen — mit Ausnahme der „beiden Pastoren" — steht jedesmal eine Frau im Mittelpunkte der Handlung, soweit man von einer solche» reden kann; denn zum Theil sind sie, wie „DieKammerherrin"und „BeidePastoren", vorwiegend Charaktergemäldc, und zwar mit stark satirischer Färbung. Während die beiden ersten Erzählungen: „Die Kammerherrin" und „Die Wittwe" in ihren Sujets etwas gesucht sind und in der realistischen Ausführung im Einzelnen an französische Muster erinnern, sind die beiden letzten „Ein glückliches Ehepaar" und „Eine Rosenbraut" sehr einfach in Erfindung wie Darstellung. In der Mitte — räumlich wie ästhetisch — stehen „Die Schwiegertochter des Bischofs" und „Beide Pastoren", Der Verfasser ist ein scharfer Beobachter, der die Schwächen der menschlichen Natur durch alle Hüllen mischeinendcr Vortrcfflichkeit durchschaut und ironisch aufdeckt. In einer Weise, die jede künstlerische Wirkung zerstört und in dem Leser

nur Widerwillen erzeugt, geschieht dies in der ersten Erzählung, in welcher eine auf hoher geistiger wie gesellschaftlicher Stufe stehende Frau, die mir Dichtern und Künstlern ästhetische Fragen tractirt, sich schließlich als die heimüche Buhlin eines tief unter ihr stehenden Menschen, eines taubstummen Tischlers entpuppt! Dagegen liegt den beiden folgenden Erzählungen eine tief sittliche Anschauung zu Grunde, die trotz verzwickter und unliebsamer Einzelheiten in ergreifender Weife zum Turchbruch kommt. Entsagungsvolle, strenge Selbstzucht übende Frauencharaktere, wie sie uns hier entgegentreten, scheint der Verfasser mit Vorliebe zu schildern, und hierfür zeigt er eine ungewöhnliche, tiefe Wirkungen erzielende Begabung, «x.

litteräirs punr la jennssse par H. Gotthelf. Stuttgart, I. EngelHorn.

Das Büchlein bietet gut gewählte kleine Erzählungen moderner Schriftsteller wie Joseph Beetal, Eriiest Daudet, Pierre Decourcelle u. A. Befremden wird es viele, auch Sacher Masocb unter den französischen Jugendschriftstellern zu finden. Der von ihm gelieferte Beitrag geht freilich keineswegs über den Rahmen des Büchleins hinaus: dagegen hätte die Herausgeberin bei der biographisch-literarischen Skizze dcS Autors etwas mehr Zurückhaltung beobachten können. Die Jugend, für welche diese kleinen Erzählungen berechnet sind, mit der Idee des „Vermächtnisses Kains" bekannt zu machen und so paradoxe Ideen wie die von der Liebe als einem Kampfe der beiden Geschlechter zu berühren, ist zum Mindesten höchst überflüssig. Die Biographieen dürfen insofern Anspruch auf Zuverlässigkeit machen, als ihnen eigene Angaben der Autoren zu Grunde liegen. «v.

GteePle-ChaseS. Novellen von Hans Hermann. Breslau, S. Schottlaender.

Schon die Ueberschriften der drei in dieser Sammlung vereinigten Erzählungen („Hindernisse" — „Reugeld" — ^Ausgebrochen") deuten auf ein kühnes und verwegenes Reitcrleben hin. Die Männer und Frauen, welche uns hier begegnen, sind freie und stolze Naturen, die beim Jagd- und Rennsport nicht nur die Kräfte des Leibes, sondern auch alle edelsten Eigenschaften des Charakters geschult haben und fähig sind, die „Hindernisse" der Lebensbahn zu überwinden oder ihnen standhaft und ungebeugt zu erliegen. Das gesellige Leben der Offizierskreise und der aristokralischen Grundbesitzer ist mit einer Lebendigkeit und Frische erfaßt, welche erkennen läßt, daß der Benasser — oder sollte es eine Verfasserin sei»? — diese Verhältnisse aus eigener Anschauung kennt. Oesters, am meisten in der zweiten Novelle „Ausgebrochen", zeigt sich auch in ergötzlicher und doch stets feiner Humor. Jeder, der für die in diesen Novellen berührten Lebenskreise Verständnis; hat, wird sie mit Interesse lesen. 0.

«uS den Aluthe« des Lebens.

Novellen von Luise Ernesti (M. von Humbracht). Breslau und Leipzig, S. Schottlaender.

Die Novellen sind zuerst für Familienblätter verfaßt und können zur Lectüre für junge Mädchen empfohlen werden, da sie ohne die Phantasie durch Ueberschwänglichkeit zu überreizen, Anregung und Unterhaltung mannigfaltiger Art gewähren. Im Anhang befindet sich die Beschreibung einer Winterfahrt in's Riesengebirge, die vielen Lust machen dürfte, die Schönheit unserer heimischen Berge auch zur Winterzeit kennen zu lernen. m?.

Die blonden Frauen vouUlmenried.

Familiengeschichte aus vier Jahrhunderten von Eufemia Gräfin Ballestrem. Dresden, E. Pierson.

Die Geschichte eines thüringischen Adelsgeschlechts aus vier Jahrhunderten ist von der Verfasserin spannend und unterhaltend erzählt; nur muß sich der Leser viel Romantik und noch mehr Mystik gefallen lassen. Im Mittelalter zur Zeit der Hcreiivrocesse und ein Jahrhundert später während deS dreißigjährigen Krieges paßt derartiges in das Colvrit der Zeit: jemehr wir uns aber der neuen Zeit und nun gar der unmittelbaren Gegenwart nähern, um so befremdlicher berühren unS diese Ahnungen, Prophezeihungen, Träume und namentlich der noch nach vier Jahrhunderten wirksame Fluch einer in ihrer Ehre beleidigten Frau, welcher allen blonden Frauen derer von Ulmenried gilt und dem letzten Freiherrn besonders verhängnihvoll wird, da mit seiner Selbstvernichtung das Geschlecht ausstirbt. Wenn wir nun auch dieser Mystik wenig Geschmack abzugewinnen vermögen, so bekennen wir doch gern, daß die Verfasserin

die „Kunst zu fabuliren" im hohem Maße versteht: auch weiß sie mit richtigem Verständniß jedem Zeitalter ein charakteristisches Gepräge zu verleihen. Nur mit der neuesten Zeit ist ihr dies weniger gelungen; denn selbst wenn wir das Uebcrnatürliche kritiklos hinnehmen wolle», werden wir doch dnrch die UnWahrscheinlichkeit der geschilderten Vorgänge zur Opposition gereizt. m?.

„Sport". Roman von E. Vely, Breslau, S, Schottlaender,

Wir freuen uns stets, wenn wir einem neue» Buche von E, Vely begegnen, denn wir sind dann sicher, ein Dichtwerk kennen zu lerne», das Kraft und Muth zugleich geschaffen hat. E. Vely besitzt nicht nur ein entschiedenes Talent, sie besitzt auch jenen hohen Muth ihrer Meinung, der sich nicht scheut, eine Wunde bis in ihre Tiefe bloßzulegen. Und um eine Wunde der sogenannten Gesellschaft handelt es sich in der That in dem vorliegenden Buche, oder vielmehr noch um die Wunden, welche eben diese Gesellschaft unbarmherzig schlägt, Sport! Alles Sport heutzutage in der Gesellschaft: die Liebe und das Ansehen, das Genie und die Barmherzigkeit, die Tugend und die Unschuld! — Freilich, es klingt oft sehr bitter in dein Buche wieder: aber deutlich fühlt man heraus, wie wehe es der Dichterin selbst um das Herz ist ob der Wahrheit ihrer Schilderungen! Daß sie auch den Edelsinn in reicher Entfaltung zu zeigen versteht, das beweist ja die überaus anmuthende Gestalt der Heldin des Buches. E, Vely schafft nicht nur mit dem Geiste, sondern auch mit dem Herzen; das ist's, was ihren Büchern besonderen Reiz verleiht,

In der Welt verloren. Roman von F. von Zobeltitz. 2 Bände. Jena, Costenoble.

Der Roman schildert des Treibender schweizerischen Anarchisten. Die Fabel ist recht verwickelt, aber mit Klarheit dargelegt. Die Probleme sind zwar nicht sonderlich vertieft, doch ist die Erzählung trefflich disvonirt und stets fesselnd, die Charakteristik gut gelungen. Die Personen sind effectvoll gezeichnet, die Situationen packend und interessant. Angenehm berührt die volle Sprache, welche durch einen reinen poetischen Hauch warm belebt ist. Das Buch kann mit gutem Gewissen empfohlen werden, nicht nur zum Lesen sondern auch zum Kaufen. ss.

Vier Novellen. Von Emil von Moll, Dresden und Leipzig, E. Pierson.

Die in diesen Novellen behandelten Probleme sind weder an sich neu, noch auf originelle Weise behandelt. Der Verfasser oder die Verfasserin thäte gut, sich auf das leichtere Genre zu beschränken, wie in der Erzählung «Kätzchen"; es wären dann vielleicht späterhin anmuthige Gaben zu erwarten. Für größere Aufgaben und ernstere Conflicte, wie sie die erste Novelle zu bewältigen versucht, reicht diese poetische Kraft bei Weitem nicht aus. Der Stil bedarf sorgfältiger Feile, ««.

„Der Gladiator". Roman aus der Zeit Caligulas vonWilhelm Walloth. Leipzig, W. Friedrich.

Wilhelm Walloth gebietet über eine Kunst der Darstellung, die uns oft lebhaft bewegt ihm lauschen ließ. Sein neuestes Buch aber ist fast durchweg ein ästdetischcr Jrrthum! Der Held selbst, Marcus, ist eine, gelinde gesagt, unsympathischeGestalt: schwächlich und feige, treulos und undankbar. Seine Jugendgcliebtc, Marcella, erinnert deutlich an die Grisetten des quartier Wtin. nur daß sie nicht die natürliche Liebenswürdigkeit besitzt, die man bei jenen häusig finden soll. Der Freund des Marcus, der Gladiator Oalerius, ist, trotz einiger schön-menschlichen Regungen, im Grunde ein roher, sinnlicher Geselle; einzig für die Schauspielerin Pyrallis, die der Dichter, obgleich er ihre verführerische Schönheit fortwährend betont, ihrer 30 Jahre wegen für alt erklärt, die sich selbst eine Verworfene nennt, und die dennoch allein das Edle in dem Buche verkörpert, vermögen wir Theilnahme zu empfinden. Wie aber Wilhelm Walloth den Kaiser Caligula vor uns treten läßt, das überschreitet Alles, was mit der Aufgabe eines Kunstwerkes in Verbindung gebracht werden kann, und auch Alles, was innerhalb der Grenzen des guten Geschmackes liegt. Uns hat jene Tarstellung und auch sonst manche Details der Schilderung nur durchaus peinlich berührt.

Der Pegasus. Eine tragikomische Geschichte von F. Mauthner. Dresden, H. Minden.

Gegen das üppig emporwuchernde Unkraut des unbegabten Dilettantismus geht der Verfasser scharf vor. Mit beißender Ironie und unbarmherzigem Spotte

schildert er uns das Treiben jener Leute, die, ihre elenden Machmerke auf eigene Kosten druckend, die Literatur der unfreiwillige» Komik vergrößern. Man liest das Buch mit um so größerem Behagen, wenn man oft Gelegenheit hat, die Auswüchse dieser berüchtigten dilettantischen Goldschnittspoesie durchzublättern. Die Sprache des Buches erinnert uns oft an Frau Buchholz. Wirkliche Vertiefung von Charakteren hat der Verfasser in Anbetracht des Zweckes seiner Geschichte wohl gar nicht versucht; aber manche feine, treffliche Bemerkung entschädigt uns dafür und vor Allem die schier unversiegbare Quelle des Humors. Der gebildete Leser wird seine Freude daran haben. »s.

Wind und Wellen. Neue Geschichten und Bilder aus dem See- und Kaufmannsleben. Von PH. Kniest. Oldenburg, Stalling.

Diese Geschichten schildern lebendig und anschaulich das Leben auf der See. Es fehlt dem Verfasser nicht an Talent, wohl aber an AuSreifung. Die Composition ist theilweise mangelhaft, und der Fortgang der Handlung wird vielfach durch nebensächliche Momente aufgehalten. Auch sauberere Durchfeilung des Ausdruckes wäre manchmal zu wünschen. Doch weiß der Verfasser für seinen Gegenstand und die kräftig geschilderten Personen zu erwärmen und das Interesse bis zum Schlüsse wach zu halten, so daß das Büchlein eine recht angenehme Lcctüre bietet. »s.

Aus der Fremde. Gedichte von Conrad Telmann. Minden, I.E. C. Bruns.

Ernste, schwermüthigc,tiefmelancholische Töne, das düstere Leid des Siechthums und die bitttere Entäuschung in der Liebe, durchklingen die Lyrik Telmans. Er schildert seine Empfindungen und Seelenkämpfc in lebhaften, ja glühenden Farben; er ergreift, aber er ermüdet auf die Dauer und man vermißt die Versöhnung mit der sittlichen Weltordnung. Es fehlt daS Gepräge einer markigen, männlichen Kraft, welche es auf sich nimmt das Geschick zu ertragen. Diese ewigen Klagen berühren am Ende doch peinlich, trotz der vollendeten Formenschönheit und der gesättigten Sprache. Einzelne Gedichte, wie z. B. die „Heimatslicder" und die klcineren Epen und Balladen sind ganz ausgezeichnet. Rhythmische Härten sind uns ebenso selten begegnet, wie unglücklich gewählte bildlicl« ÄuSdrucksweisen und Spuren bekannter Lyriker. Das Buch ist eine sinnige schöne Gabe und ernsterer Beachtung durchaus würdig, ss.

Buch der Liebe. Von Max Hochstadt. Berlin, Kempner.

Ein Fonds wahrer leidenschaftlicher Empfindung, dazu jugendliches Renommiren, etwas kokette Sinnlichkeit, eine Dosis Heinescher Ironie — das sind die Hauptingredienzen dieser Liebeslyrik, die auch in der häufig epigrammatischen Zuspitzung und im Tonfall den Einfluß des „ungezogenen Lieblings der Grazien" verräth. Die Gedichte sind inhaltlich wie formell sehr ungleichwerthig; in manchen spricht sich ein freilich noch nicht abgeklärtes Talent aus, dem aber strenge Selbstzucht undSclbstkritik anzurathen ist. Wenn bei neunzig unter hundert Gedichtsammlungen heute die Ausstattung das Werthvollste ist, so macht das vorliegende Büchlein eine Ausuahme, da das äußere Gewand desselben gar zu dürstig ist. «v.

Deutsche Kaiserlieder von Albert Möse r. Dresden u. Leipzig, G. Kl emm.

Auch der gute Zweck, für den dieses Buch bestimmt ist, rechtfertigt das Erscheinen nicht, da die Gedichte weder nach ihrem Inhalt, noch in der Sprache, noch auch im Versbau an den Durchschnitt heranreichen. Ii. ^.

Bor Tagesanbruch. Roman von Eugen Salinger. Berlin, Otto Janke. Auf dem kulturgeschichtlichen Hintergründe der Abschaffung der Leibeigenschaft in Rußland, unmittelbar nach dem Regierungsantritt Kaisers Alexander II., spielen sich die Ereignisse ab, welche den Inhalt dieses Romanes bilden. Wir können demselben viele Vorzüge nachrühmen; in erster Reihe genaue Kenntniß der damaligen Zustände und des russischen Volkscharakters, so wie anschauliche Darstellung aller Strömungen und Gegenstiömungen, die sich in schroffstem Gegensatz gegenüberstanden. Auch die Fabel des Romans flößt Interesse ein und bekundet die Begabung des Versassers für die Schilderung psychologischer Vorgänge, deren Cliarakteristik durch nationale Eigenthümlichkeiten ein besonders scharfes Gepränge aufweisen Aber diese Vorzüge werden erstickt in einer geradezu unerträglichen Weitschweifigkeit und einer Unbeholfenheit der Diction, die dem Buche zum Schaden gereichen dürfte. Wir bedauern, daß der Verfasser durch solche

Mängel der Technik seine vielen Vorzüge in den Schatten stellt. m«.

«edichte von L. Rafael. Mit Einleitung von Felix Dahn. Leipzig, Breitkopf sc Härtel.

Eine bessere und würdigere Recension als die schönen Verse, welche Dahn dem Büchlein beigegeben hat, kann Niemand schreiben. Der „Weihekuß des Schönen" ruht auf diesen Gedichten, welche, den reichen Kreis menschlicher Freuden und Leiden durchmessend, in edler Form ernsten Inhalt würdig gestalten. Die Verfasserin (denn augenscheinlich rühren die Gedichte von einer Dame her!) beherrscht die metrischen Formen mit vollendetem Taktgefühl, und die Sprache hält sich von Ueberschwänglichkeit wie von gereimter Prosa gleich fern? sie ist getragen von dem Strome eines reichen dichterischen Empfindens. Wir hoffen auf baldiges Wiekersehen mit diesem erfreulichen Talente!

SS.

«uS dem Süden. Neue Gedichte von Stephan Milow. Stuttgart, Adolf Bonz Co.

Diese Sammlung enthält nur wenige halbwegs das Mittelmatz der Goldschnittlyrik erreichende Gedichte; die meisten sind gereimte glatte Prosa und dazu noch recht unbeholfen, voller rhythmischer öärten und sprachlicher Nachlässigkeiten. Schade um die hübsche Ausstattung des Büchleins! «s.

Jllustrirter Kührer durch Ober» Italien. Mit den Alpentouren in der Carnia, im Codorc und in den Seite comuni; den Alpenseen (Garda-, Jseo-, Como-, Lecco-See und Lago maggiore) und der Riviera. Von I. Ö b e r o s l e r. Mit 6« Illustrationen, 11 Karten 8 Stadtplänen und Reisekarte. Wien, A. Hartleben.

Dieses schön ausgestattete Reisewerk, dem sich später noch zwei selbständige Bände: „Mittel-Italien" und „Süd-Italien mit Sicilien" anschließen sollen, nimmt nicht nur auf die Sehenswürdigkeiten dereinzlnen Städte, sondern auch auf die Naturreize und Sehenswürdigkeiten ihrer Umgebungen Bedacht: auch entkält es detaillirte Beschreibungen der lohnendsten Bergtouren sowie der oberitalienischen Seen. Es wird den Besuchern Italiens als nützlicher und thatkrciftiger Rathgebcr zur Seite stehcn.

Redigiri unier verantmorilichkeil des yeraasgeberi, Druck und Verlag von S. öchgttlaender in Breslau. Unberechtigter Nachdruck aus dein Inhalt dieser Zeitschrift untersag!. Uebersetzungsrecht vorbelzalieu.

Magdalena

Novelle.

von

Auguste Hauschner.

— Berlin. —

IM so »lögen die trostlose Wittwe, die liebenden Verwandten sich an dem Gedanken aufrichten, daß es ein Wiedersehen giebt. Ein Wiedersehen im Geiste, wo sie abgestreift ist die irdische Hülle, mit ihren Fehlern und Schwachen, — ein Wiedersehen in Jesu Christo! Sein Name sei gepriesen, in Ewigkeit. Amen!"

Der Prediger schwieg. Noch ein Schlußvers des Chorals, der die Trauerfeier eingeleitet — dann wurden die Balken, die, über das offene Grab gelegt, den Sarg trugen, hinmeggezogen. Langsam senkte er sich in die Grube. Die Stricke ächzten unter der Last, die Erde siel abbröckelnd, mit dumpfem Geräusch auf den Metalldeckel. Ein jäher Ruck — der Sarg war in der Tiefe angelangt. Rasch füllte sich die gähnende Oeffnung. Die Freunde traten heran, jeder warf eine Hand voll Erde hinab und begleitete den letzten Gruß mit einein leisen Wort.

Die trauernde Wittwe, eine schlanke Gestalt, von ihrem schwarzen Schleier ganz eingehüllt, stand am Grabesrand und blickte hinab. In Gedanken oder tiefen Schmerz so versunken, daß sie beinahe das Gleichgewicht verloren hätte, und hinabgestürzt wäre. Ihr Schwager sprang herbei, und legte den Arm um sie. Aber sie hatte sich schon wieder zurechtgefunden. Mit einer abwehrenden Bewegung gegen ihn, und einem letzten Blick auf den sich mählich wölbenden Hügel, wandte sie sich mit langsamen Schritten zum Gehen. Allein, wie sie gekommen war, verließ sie den Kirchhof.

Die anderen Leidtragenden sahen sich fragend an. Der Aufenthalt auf dem Friedhof hatte nichts Verlockendes. Ein feiner Regen, den der Herbstwind in schrägen Streifen vor sich herpeitschte, drang erkältend durch Mark und Bein. Die frühe Dämmerung hüllte die Marmorkreuze und Trauerweiden in ein düsteres Grau und dünne Nebel schwebten gespenstisch durch die Gänge. So überließen sie es denn fremden Händen das Grab mit den mitgebrachten Kränzen zu schmücken, und folgten der Vorangegangenen in das Trauerhaus, wo für die nächsten Verwandten ein Imbiß vorbereitet war.

Das Cranz'sche Haus, am Marktplatz gelegen, und nach dem Schild über der Ladenthür „Zum weißen Bären" genannt, war eines der ältesten im Städtchen Remburg. Zwischen zwei neue Gebäude gezwängt, schien es der Anlehnung an die rüstigen Nachbaren zu bedürfen. Die Verzierungen an dem hohen Giebel waren lückenhaft; die Dachrinne, in phantastische Lömenköpfe auslaufend, sandte bei Regenwetter von ihrem Ueberfluß stetige Tropfen herab, die den Stein vor der Eingangsthür bereits ausgehöhlt hatten, und die Eintretenden zu ausweichenden Sprüngen zwangen. Aber die Stufen, das Eifengitter der Straßentreppe, der Thürklopfer und die Klingel glänzten in tadelloser Sauberkeit, und aus den altersgeschmärzten Mauern leuchteten die blinkenden Fenster, mit den blüthenmeißen Gardinen, wie ein Paar helle Augen aus einem verwitterten Matronenantlitz. Im Erdgeschoß, in dem sich die Geschäftsräume befanden, waren, des Todesfalls wegen, alle Läden geschlossen. Die braune, schiefgetretene Holztreppe trug noch den Teppich, der sie bei feierlichen Gelegenheiten schmückte, und auf dem sandbestreuten Steinfußboden des meißgetünchten, mit hohen Eichenschränken bestellten Vorflurs, waren die Spuren zahlreicher Fußtritte sichtbar.

In dem viereckigen, nach dem Hofe gelegenen Speisezimmer brannte die Messinghängelampe. Sie beleuchtete die großgeblümte Tapete, die vergilbten Kupferstiche, das gradlinige Büffet mit seinem Schmuck von unechtem Porzellan, Vasen und Milchglasbomlengläsern, — den ledernen Sorgenstuhl mit der gehäkelten Schutzdecke in der Fensternische, und die hochlehnigen Rohrsessel, die den Tisch umstanden. Ueber die Tafel war eine rothe Damastdecke gebreitet. Eine dickbäuchige Kaffeekanne, der wohlriechende Rauchwolken entstiegen, thronte in der Mitte, umgeben von altmodischen, lückenhaft vergoldeten Tassen, und appetitlichen Kuchen und Weißbroden. Für die Herrn stand in einer Ecke Glühwein und belegtes Butterbrot.

Mit einem Gefühl aufathmender Behaglichkeit setzte sich die Trauergesellschaft um den gedeckten Tisch. Die Wirthschafterin, Fräulein Reckhausen, eine untersetzte Person mit einem rothen Gesicht, schänkte den Kaffee ein. „Trinken Sie, so lange er heiß ist," sagte sie zu der Schwester des Verstorbenen; „auf dem kalten Kirchhof konnte man sich rein das Fieber holen, und der Kummer zehrt auch am Menschen."

„Ja wobl," seufzte die Angeredete, Frau Inspektor Wulkow, eine magere Frau, mit schmarzgefärbten Haaren, die sie in gepufften Scheiteln über den Ohren trug, stechenden Augen und einem boshaft gekniffenen Mund. „Mir ist, als hätte man mich inwendig ausgenommen, so leer und kalt. Es ist auch zu hart einen Bruder zu verlieren, und so ein goldenes Herz, wie mein Albert hatte." Und sie tauchte ein Stück Semmel tief in die braune Flüssigkeit in ihrer Tasse.

„Na, was das goldene Herz anbetrifft," brummte ihr Mann, ein Riese mit kurzgeschorenem, viereckigem Schädel und einem mächtigen Gebiß, das eben das dritte Butterbrod vertilgte. „Man soll den Tobten nichts Böses nachsagen; aber für uns hatte er verteufelt wenig übrig."

„Das war einzig und allein die Schuld seiner Frau," zischte seine Ehehälfte, mit einem Blick nach dem Nebenzimmer; „die hatte ihn ja ganz unter dem Pantoffel, die hochmüthige Person."

„Und wie sie sich heute wieder benommen hat," mischte sich Fräulein Anna Wulkow, das älteste, stark verblühte Jnsvectorstöchterchen, in's Gespräch; „unerhört! Allein zum und vom Friedhof gefahren, was gegen alle Eitte ist! Und nicht ein Wort hat sie mit uns Allen gesprochen!"

„Der Schmerz um den verlorenen Ehegatten," begütigte Frau Gutsbesitzer Klenzig, die Tante des Hauses, eine wohlbeleibte Dame, mit einem fettig glänzenden Gesicht unter der schwarzen Spitzenhaube.

„Das ist doch Ihr Ernst nicht?" knurrte Wulkow. „Die und Schmerz! Hochmuth ist es, reiner Hochmuth! Wir sind ihr nicht fein genug, der gnädigen Prinzessin."

Frau Klenzig wog nachdenklich den silbernen Kaffeelöffel in der Hand. „Ob Albert wohl ein Testament gemacht hat?" flüsterte sie Fräulein Neckhausen zu.

Gespannt lauschten die Anderen. „Ich weiß es nicht," bekannte die Gefragte. „Der Justizrath war wohl ein paar Mal hier, aber Herr Cranz haben sich nie darüber geäußert."

„Es wäre himmelschreiend, wenn er seine Geschwister nicht bedacht hätte," grollte Frau Wulkow; „aber das traue ich ihr schon zu, dieser Person."

„Sieh doch Mama, was ich gefunden habe!" So unterbrach Martha, die jüngere Tochter, das Gespräch. Sie hatte während der Unterhaltung der Anderen im Zimmer umhergestöbert. Die Tante Cranz mit ihren abweisenden Manieren war für sie stets der Gegenstand des höchsten Neides, — ihr Haus, in das die Familie nie geladen wurde, das interessanteste Studium gewesen. In einer Ecke des Büffets hatte sie jetzt eine Visitenkartenschaale entdeckt, und in den verstaubten Kärtchen gewühlt. „Sieh doch, wer hier Alles verkehrt hat! Stadtrath Webers, Direktor Sublanz — und auch Künstler! — Der Maler Gebel, Fräulein Amanda vom Stadttheater" —

„Schmarotzer, die meinen armen Bruder aufgegessen haben," eiferte die Mutter.

„Das hatte in den letzten Jahren ganz aufgehört," beschwichtigte die Wirthschafterin. „Herr Cranz mar stets ein Freund der Ruhe. Nur seiner jungen Frau zu Liebe, der er ja jedes Opfer brachte."

„Was er nur an ihr gefunden hat," fragte Anna, „an der rothblonden Hopfenstange."

„Eingebildet und dabei arm wie eine Kirchenmaus," ergänzte ihr Vater.

„Wenn ich noch an den Tag seiner Verlobung denke," — Frau Wulkow sprach undeutlich, denn sie kaute eben ein großes Stück Apfelkuchen — „so dreht sich mir das Herz im Leibe um."

„Mir ist es wie heute," stimmte Fräulein Reckhausen zu. „Jch sitze hier am Fenster und stopfe die Tüllgardinen aus der guten Stube. Da kommt Herr Cranz herein, und läuft in allen Ecken umher, als suche er Etwas, stellt sich dann plötzlich vor mich hin und sagt: Fräulein Reckhausen, ich habe mich eben verlobt — mit der Tochter von Frau Blank. Aber unser Verhältnis; ändert sich dadurch nicht. Im Gegentheil, ich werde Ihre Unterstützung noch nöthiger brauchen, denn meine Braut ist noch so zart und unerfahren."

„Eine nette Unerfahrenheit," höhnte der Inspektor, „die war mit allen Hunden gehetzt!"

„Es hätte mich eigentlich nicht überraschen sollen," fuhr die Erzählerin fort. „Seitdem Frau Blank in unserem Haus wohnte, war Herr Cranz ganz verändert. Aber ich war wie mit Blindheit geschlagen. Erst später siel es mir ein, wie oft ich ihn mit Fräulein Magdalena plaudernd auf der Treppe getroffen; daß er die Miethsquittung stets selbst in den dritten Stock trug, und daß er sich auch einen neuen schwarzen Nock hatte inachen lassen und drei weiße Westen."

Die ganze Gesellschaft lauschte gespannt dem interessanten Vortrag, und bemerkte nicht den Eintritt des einzigen Bruders des Verstorbenen, des Doctor Hubert Cranz, der an den Tisch trat, ein Glas Wein hinunterslürzte, und dann, mit auf dem Rücken gekreuzten Armen, in der Stube auf und ab schritt.

„Verliebt wird sie sich wohl nicht in ihn haben," spöttelte Wulkow.

„Ein ungleiches Paar," meinte auch Frau Klenzig, die Tortenkrümel auf ihrem Schooß sammelnd. „Wenn ich an den ersten Besuch denke, den sie bei uns machten! Den ersten und den letzten. Sie hat uns den Bruder entfremdet, sie hat kein Herz. Und wer weiß, hätte sie ihn nicht eingefangen, er lebte vielleicht noch, der gute Albert!"

Hubert trat an den Tisch. — „Glaubt Ihr sein Andenken zu ehren, indem Ihr seine Wittwe verlästert?" rief er. „Und Sie, Fräulein Reckhausen, thäten auch besser Ihre Herrin nicht zu fchmähen. Ihre Unerfahrenheit kam nur Ihnen zu Gute. Und — auch ohne Magdalene Blanks Verführungskünste, Sie wären doch nie die zweite Frau Cranz geworden'."

Wie eine Schaar aufgescheuchter Sperlinge stoben die Angeredeten auseinander. Ein böser Blick der Frauen traf den Arzt, aber sie verstummten. Erst als er das Zimmer verließ, rückten sie enger zusammen, um das unterbrochene Gespräch im Flüsterton wieder aufzunehmen.

Doctor Cranz trat in das Nebenzimmer, die „gute Stube", in welcher der Sarg aufgebahrt gewesen mar. Die rothen Plüschmöbel standen noch alle in einer Ecke zusammen; auf dem Fußboden lagen Tannenzweige und abgerissene, weiße Blüthen. Ein widriger Geruch von Chlor, Moschus und welken Blumen erfüllte den Raum, den eine Lampe nur nothdürftig erhellte.

Erst nach einigen Secunden erkannte Hubert seine Schwägerin, die in der Fensternische in einem Sessel lehnte. Ju demselben Anzug noch in welchem sie den Kirchhof verlassen. Den Hut hatte sie neben sich auf den Tisch gelegt, das Cachemiretuch war ihr von den Schultern geglitten, und schleifte an der Erde. Hubert konnte nicht unterscheiden, ob sie schlafe, oder mit halbgeschlossenen Augen träume.

„Du wirst Dich erkälten, Lena," sagte er nähertretend, indem er sich bemühte den rauhen Klang seiner Stimme zu dämpfen. „Du solltest Dich umziehen und etwas Warmes genießen."

Die junge Frau schreckte auf. Doch als er nach ihrem Tuch griff, uni es ihr wärmer um die Schultern zu legen, stand sie rasch auf, mit derselben abwehrenden Bewegung, wie vorher, als er sie vom Grabe hinmegriß. „Ich bin in der That angegriffen," antwortete sie mit leiser Stimme, „ich werde mich niederlegen." Und langsam, mit müden Schritten durchschritt sie das Gemach, den feuchten Kleidersaum nach sich ziehend.

Sie durchschritt einen engen Gang und trat in ihr Zimmer. Da warf sie Hut und Tuch von sich, verschloß die Thür mit Schlüssel und Niegel, trat dann in die Mitte der Stube und streckte beide Anne in die Höhe, wie ein Mensch, der eine schwere Last niedergelegt hat.

Frei! sie war frei! Die Ketten waren gefallen, die sie seit Jahren gedrückt hatten. Sie war nicht mehr abhängig von den Launen und Wünschen eines Anderen. Sie gehörte sich selbst an, ihre eigene Herrin!

Sie schaute um sich: Hier war ihr eigenstes Reich!

Die neugierigen Augen ihrer Nichten hätten hier mehr von ihrer Eigenart ausspüren können, als in den ausdruckslosen Wohnräumen. So gut es ihre künstlerische Unkenntniß, und die Sparsamkeit des Gatten erlaubt, hatte sie sich hier ein behagliches Nest gebaut. In einer Nische, durch blaßblaue Cretonnevorhänge fast verdeckt, stand ihr Bett. Davor, auf einem selbstgestickten Teppich mit Rosenmufter, ihre Sammetpantoffelu. An das Fenster, das nach dem Hof ging, über die niedrige Mauer jedoch in grüne Gärten blickte, war ein lehnenloser, mit nachgemachter, persischer Decke überbreiteter Divan gerückt. Darüber an der Wand ein Vücherschränkchen. Davor ein Tisch mit allerlei Tand, einem Fächer, Metallbüchsen, Glasflaschen mit wohlriechenden Wassern. Auf dem blumendurchwirkten Teppich, der einen großen Theil des Fußbodens bedeckte, standen niedrige, blaubezogene Möbelstücke in absichtlichem Durcheinander. Dazwischen ein Schaukelstuhl aus gebogenein Holz, ein Blumentisch mit künstlichen Blattpflanzen. Den kleinen Schreibtisch schmückten französische Bisquitfiguren, und aus einer bunten Vase auf schwarzem Sockel erwuchs ein mächtiges Makartbouquet. Ihr Lieblingsplatz jedoch, von ihr mit besonderer Sorgfalt geschmücki, war ihr Kamin. Ihre ganzen Ersparnisse hatte seine Anschaffung verschlungen. Die Umrahmung von unechtem Marmor, das Spiegelglas, das ihn, in hellblauer Einfassung, krönte, die zierlichen Messinggegenstände, Holzkorb, Zange, Blasebalg, die seine Flammen anfachten und unterhielten. Vor Allem aber das mächtige schwarze Bärenfell, das sie davor gebreitet, und das ein Paar weiche Kissen leicht zum bequemen Lager wandelten!

Heute prasselten die Scheiter hell auf und ihr Licht mischte sich mit dem matteren Schein der rosaverschleierten Hängelampe. Dicht vor der Gluth, durch einen gestickten Ofenschirm vor der Hitze geschützt, stand ein niedriges weißgedecktes Tischchen, mit Theegeschirr. Lena erkannte die Hand ihres Mädchens Dore, das mit rührender Treue an ihr hing, und dem allein sie die Sorge um ihr kleines Heiin anvertraute. Sie streifte rasch die schwarzen Gewänder ab, wusch Hände und Gesicht mit duftendem Wasser und zog einen weißen Flanellschlafrock über. Dann zündete sie die Spirituslampe unter dem Kessel an, goß das kochende Wasser auf die Theeblätter in der zierlichen Kanne und stellte eine Tasse Thee neben sich auf die Erde.

Auf das Bärenfell gestreckt, die Arme hinter dem Haupt gekreuzt, starrte sie in die Flammen.

Sah sie in den Gluthen Gestalten der Vergangenheit aufsteigen?

Die immer klagende, abgehärmte Mutter und sich selbst? Das achtzehnjährige, hochaufgeschossene Mädchen, mit den unzufriedenen, begehrlichen Gedanken unter den rothblonden Locken? Gedachte sie des Tages, da sie, von einem Besuch zurückgekehrt, die Mutter zum ersten Mal freudestrahlend fand? Kaufmann Cranz, der Besitzer des Hauses, in dessen drittem Stockwerk sie zwei bescheidene Stübchen bewohnten, hatte um Lenas Hand angehalten. Welches Glück! Wie würden sie alle Bekannten beneiden!

Erinnerte sie sich, mit welchem Stolz sie, die kaum erblühte Jungsmu, ihre Hand in die des alternden Mannes legte, der ihr Vater sein konnte? Wie freudig sie das „Ja" vor dem Altar sprach? Es brachte ihr ja Alles, wonach sie sich so lange gesehnt hatte: eine geräumige Wohnung, schöne Kleider, Dienstboten, ein sorgenloses, arbeitsfreies Leben." ^

Es dauerte Jahre, ehe ihr all der neue Besitz ganz gleichgültig wurde. Ein Aufenthalt in der Hauptstadt, in der ihr Mann, von seinen Geschäften in Anspruch genommen, sie der Führung seiner Freunde überließ, trug dazu bei sie aus dem Zustand behaglicher Zufriedenheit aufzurütteln. In die klösterliche Stille ihres Heims zurückgekehrt, glaubte sie plötzlich zu fühlen, daß sie bisher nur vegetirt habe, und daß ihre Wunschlosigkeit nichts gewesen mar, als Unkenntnis; des Wünschensmerthen!

Damals versuchte sie Bekanntschaften anzuknüpfen, ihre Häuslichkeit zu beleben.

Aber ihr Gatte sah scheel zu diesen Aenderungen. Er war an gleichmäßige Lebensweise gewöhnt und konnte sich zu einer anderen nicht mehr bequemen. So gab Lena ihre Aenderungsversuche bald auf. Ihre neuen Freunde schienen ihr bei näherer Bekanntschaft ohnehin nicht interessant genug, um für ihre Erhaltung zu kämpfen. Die alte Stille zog wieder in ihr Haus ein. Nichts schien verändert, und doch war sie eine ganz Andere geworden!

In ihrer Seele mar etwas erwacht, das sich nicht wieder beruhigen wollte. Eine Unbefriedigtheit ein Sehnen — ganz anderer Art als das ihrer Mädchenjahre, das nur den praktischen Dingen des Lebens gegolten! Es fehlte ihr an Beschäftigung, um die innere Unruhe zu betäuben. Die Leitung der Wirthschaft ruhte in Fräulein Reckhausens Hand, und öffentliche WohlthStigkeit interessirte sie nicht.

Sie schmeichelte ihrem Manne die Erlaubniß ab, sich ihr Zinimer einrichten zu dürfen. Kein Fremder sollte es betreten. Wie eine verzauberte Prinzessin erschien sie sich darin. Stundenlang regten sich die geschickten Finger zum Schmuck der eigenen Person. Nach ihren Modebildem schuf sie Hüte, Häubchen, Kleider, in denen sie oft kein anderes Auge sah, als das eigene. Wenn sie des Abends, nach der letzten Partie Piquet, den Gutenachtkuß ihres Mannes hingenommen, flüchtete sie in ihre Einsamkeit.

Stundenlang las sie französische Romane, in denen unverstandene Frauen lebten und liebten. Und dann trat sie wohl vor den Spiegel, löste die goldenen Haare, entblößte die weißen Schultern und'fragte sich, ob sie nicht auch Werth sei angebetet, begehrt zu werden? Warum es ihr bestimmt sei ihre Jugend zu vertrauern, ihre Schönheit ungesehen verblühen zu lassen?

Und in phantastische Gewänder gehüllt, deren Schnitt sie selbst erfunden, streckte sie sich auf das Bärenfell, blickte in die flackernden Holzscheite, und träumte!

Nicht von Liebe, — nur von leidenschaftlicher, Bewunderung, von glänzendem Leben, rauschenden Vergnügungen!

Immer brennender wurde die Sehnsucht nach der Verwirklichung dieser Träume, Oft, wenn sie sich mit ihrem Mann im alltäglichen Gespräch unterhielt, äußerlich das Bild vollkommenster Seelenruhe, hätte sie am Liebsten aufgeschrieen: „Schon wieder ein Tag vorbei, ein Tag verloren! Meine Jugend schwindet; ich will leben, genießen!"

Ihr Mann merkte nichts von Lenas Doppelleben. In seinen Augen war sie ja, iin Besitz von Allem, was eine Frau beanspruchen kann, vollkommen glücklich. An ihre kühle, träge Gleichgültigkeit hatte er sich gewöhnt und hielt sie für ihr innerstes Wesen. Ueberdies war er, in Folge eines plötzlich hervortretenden Herzleidens rasch gealtert und kränkelte häusig, bis ihn eine starke Erkältung auf das Krankenlager warf, — von dem er sich nicht wieder erheben sollte.

Lena, wohl um die Stimme in ihrem Innern zu betäuben, pflegte ihn mit pünktlicher Pflichttreue. Mit einer grauen Schwester theilte sie die Nachtmache. Es war in der Nacht vor seinem Tod, als sie aus leichtem Schlummer, zu dem sie in den Lehnstuhl zurückgesunken, von der Stimme des Gatten geweckt wurde.

„Verzeih, mein Kind, daß ich Deine Ruhe störe. Du mußt sehr müde sein." Und er legte seine fleischlose, matte Hand auf ihre kühlen, weißen Finger.

„Ich fühle, es geht mit mir zu Ende. Bald kann ich vielleicht nicht mehr sprechen und ich hätte Dir noch so viel zu sagen."

Er sah sie lange an, wie sie vor ihm stand, im weißen Nachtgemand, die blonden Flechten vom Schlaf gelöst, die Wangen leicht geröthet.

„Wie schön Du bist, Lena! Schöner noch, als an jenem Tage, da ich Dir zum ersten Male auf der Treppe begegnete." Er seufzte. „Du bist sehr jung, zu jung, um allein in der Welt zu stehen, Lena! Wer ich weiß, Du bist ernst und verständig. Und Hubert wird Dir zur Seite stehen. An ihn wende Dich in allen Fragen des Lebens!"

Er konnte nicht weiter sprechen, ein Hustenanfall erstickte ihn beinahe. Zur Erleichterung seiner Athembeschmerden mar eine besonders starke Morphiumdosis nöthig. Sie beruhigte ihn — aber aus dem Schlaf, in den sie ihn versenkte, ermachte er nicht mehr zu klarem Bewußtsein.

Die Träumerin am Kamin war eingeschlafen. Laute Stimmen auf dem Gang schreckten sie auf.

„Adieu, liebes Fräulein," hörte sie die fette Stimme der Tante Klenzig sagen, „empfehlen Sie uns der Hausfrau. Es mar nicht fehr höflich von ihr, uns ohne eine Wort des Abschieds zu verlassen!"

„Mit gemeinen Leuten, wie wir sind, macht man keine Umstände," höhnte der Fabrikinspector. Und seine Frau fügte hinzu: „Sie ist wirklich unerhört, diese Ungezogenheit."

Aber Schwager Hubert schnitt ihr die Rede ab. „Seid Ihr noch nicht fertig mit Lästern, dann macht es außerhalb des Trauerhauses ab." Die Thür fiel zu; sie waren gegangen.

Ein verächtliches Lächeln umspielte die Lippen der Lauscherin. Sie hatte stets eine grausame Freude daran gefunden, die Verwandten ihres Mannes zu beleidigen. Sie fand sie ungebildet und boshaft. Und konnte sie den Verkehr nicht haben, den sie wünschte — einen unerwünschten ließ sie sich nicht aufdrängen. Ihr Mann, nur mit losen Banden an seine Familie geknüpft, nöthigte sie nicht dazu. Nur mit seinem Bruder Hubert machte er eine Ausnahme. Trotz der schroffen, abweisenden Kühle der Schwägerin, war Hubert stets ein häusiger Gast des Cranz'schen Hauses gewesen. Lena konnte ihn unmöglich seinen Angehörigen gleichstellen. Zu oft hatte ihr Mann ihr erzählt, mit welchem eisernen Fleiße Hubert sich die reichen Kenntnisse angeeignet, die ihn zu einem der gesuchtesten Aerzte gemacht hatten; auch von Charakterzügen, die von des Bruders rauher, aber gerechter Güte sprachen, berichtete er mit Vorliebe.

Trotzdem wuchs Lenas Abneigung gegen den ungern gesehenen Schwager von Jahr zu Jahr. Der geheime Groll, der sich, mühsam bewacht, in ihrem Herzen mehrte, wandte sich weniger gegen den alternden, schwachen Gatten, als gegen den scharfen, ironischen Hubert. Sie haßte seine durchdringenden Blicke, die ihre verborgensten Gedanken zu lesen schienen; sie haßte das spöttische Lächeln, mit dem er ein neues Kleid, eine kokette Haartracht an ihr betrachtete, deren Erfindung ihr ein paar müßige Stunden verkürzt hatte. Sie haßte die unverhohlene Verachtung, mit der er ihre Romane, wenn sie sich einmal in das Wohnzimmer verirrten, bei Seite warf; sie haßte die sarkastische Galanterie, mit der er ihre Schwächen geißelte — ihre Eitelkeit demüthigte. Und an ihn hatte sie der Verstorbene gemiesen! O, über den Scharfblick der Männer! Mit besonderer Genug thuung wollte sie gerade seine Hilfe schroff zurückweisen!

5

Am Tage nach der Beerdigung ihres Mannes fühlte sich Lena krank. Die anstrengende Krankenpflege, und eine Erkältung auf dem Kirchhof hatten ihr ein leichtes Fieber zugezogen. Es mar ihr ein willkommener Vormand allein zu sein, alle neugierigen lästigen Besuche abzuweisen. Sie verlebte eine wonnige Woche trägen Hinträumens, von keiner Pflicht gestört.

Wie ein Kätzchen rollte sie sich in ihrem Bett, an ihrem Kamin zu behaglichem Ruhen zusammen, von ihrer Dore gepflegt und gehätschelt. Sie dachte nichts, sie plante nichts — sie fühlte sich müde und abgespannt und doch innerlich beruhigt; war sie doch frei und Herrin ihrer Zukunft! Auch ihren Verwandten, ihnen vor Allen, war ihre Thür verschlossen geblieben.

Aber heute, vierzehn Tage nach Werts Tod mußte sie mit ihnen zusammentreffen. Das Testament sollte verlesen werden, ihre Anwesenheit wurde dringend verlangt.

Sie erschien im letzten Augenblick.

In ihren Trauergemändern, mit den ruhigen Bewegungen und den undurchdringlichen, bleichen Zügen, stach sie vornehm ab von den lauten aufgeregten Menschen, die sich in dem kleinen Bureau des Justizraths Seson zusammendrängten. Mit stummem Gruß, ohne die ausgestreckten Hände der sie begrüßenden Verwandten zu beachten, zog sie sich in eine Ecke zurück, und hörte, unter dem herabgelassenen Schleier, die Verlesung des Aktenstückes an. Sie war die Universalerbin, „als Dank für die glücklichen Jahre, die ich mit ihr verlebte," so stand es in dem Testamente des Gatten. Die ärmeren Verwandten waren mit kleinen Legaten bedacht, die wohlhabenden gingen ganz leer aus.

Es mar keine große Erbschaft. Das Geschäft des Verstorbenen hatte unter dessen Kränklichkeit gelitten, die letzten Jahre hatten Verluste gebracht, und der Haushalt mar für die Verhältnisse der kleinen Stadt kostspielig gewesen. Siebzigtausend Mark baares Vermögen waren bei dem Berliner Banquier in guten Papieren deponirt. Aber das Haus war stark belastet; das zurückgegangene Geschäft brachte kaum einen Ueberfchufz.

Lena war nicht habsüchtig. Nur Mittel zum Zweck war ihr das Geld. In ihrer Unerfahrenheit schien ihr diese Summe baaren Geldes unerschöpflich. Glänzende Luftschlösser bauten sich in ihrer Phantasie auf, mährend ihre Verwandten, zornig flüsternd, ihre Entrüstung nicht verbargen.

Die Verlesung des Testamentes war beendigt. Die Wittme erhob sich, um das Zimmer zu verlassen. Da vertrat ihr Hubert den Weg.

„Ich muß Dich für ein paar Minuten belästigen," sagte er mit seiner scharfen Stimme; „darf ich bitten?" — Und er öffnete, einen Blick mit dem befreundeten Justizrath tauschend, die Thür zu dessen Privatzimmern.

Lena mußte sich fügen, aber ihr ganzer Trotz erwachte. Wie eine Fürstin schritt sie an dem Schwager vorüber, setzte sich weit entfernt von ihm auf einen Lehnstuhl, und lehnte den Kopf, wie ermüdet, gegen das Polster.

Hubert ging einige Mal auf und ab, als wollte er eine Erregung niederkämpfen. Dann fuhr er sich durch das buschige, ergrauende Haupthaar und sagte mit demselben schneidenden Ton wie vorhin:

„Ich habe vergeblich gesucht Dich in Deiner Wohnung zu sprechen, ich wurde stets abgewiesen."

„Ich war krank," kam es hochmüthig von Lenas Lippen. Er warf einen raschen Blick auf ihre feinen, blassen Züge.

„Ich wollte Dich nicht mit verwandtschaftlichen Gefühlen belästigen. Nur eine Pflicht glaubte ich erfüllen zu müssen. Dein Mann hat auf seinem Sterbebett die Sorge um Deine Zukunft in meine Hände gelegt."

Lena warf abweisend den Kopf zurück. ,

„Ich weiß es. Du theilst seinen Wunsch nicht; ich weiß auch," seine Stimme klang stahlscharf, „Du bedarfst meiner Fürsorge nicht. Aber ich muß doch versuchen mein Wort zu halten, ich muß Dich doch ein Mal fragen: Was gedenkst Du zu thun?"

Die junge Frau hatte sich aufgerichtet. Mit unverhohlener Abneigung blickte sie den Sprecher an.

„Mein armer Bruder ist nicht ohne Sorge gestorben. Er fürchtete seiner geliebten Frau die Zukunft nicht genügend geebnet zu haben. Den Unterhandlungen, die er begonnen, um das Geschäft vortheilhaft zu verkaufen. hat der Tod ein Ende gesetzt. Auch das Haus mutz schleunigst veräußert werden. Es ist alt und wird von Jahr zu Jahr werthloser. Ich habe Albert mein Wort gegeben, mich redlich zu bemühen. Dir aus Beidem noch eine kleine Rente zu verschaffen. Aber es wird schwer halten, und vor der Hand wirst Du Dir eine andere Wohnung suchen, ein Mädchen entlassen müssen. Die Zinsen von 70000 Mark reichen auch in unserer kleinen Stadt nicht weit."

Lena biß sich die Lippen wund, um ihre Erregung zu bekämpfen. Waren nur darum ihre Ketten gefallen, um neuen, noch schwereren Platz zu machen? Sollte sie miedereinen neuen Herrn anerkennen müssen? Anstatt des alternden Gatten — den eisernen, herrschsüchtigen Schwager? Sie richtete sich zu ihrer vollen Höhe empor.

„Mache Dir keine Mühe mit meinen Angelegenheiten. Der alte Hellmig, unser Procurist, und Justizrath Seson werden alle diese Dinge vortrefflich ordnen."

„Und Du?"

„Ich werde für's Erste reisen." Plötzlich, wie eine Eingebung, mar ihr dieser Gedanke gekommen. „Wohin?"

„Nach dem Süden. Meine Gesundheit ist sehr angegriffen, ich brauche eine Erholung."

„Allein nach dem Süden? Du bist so unerfahren —"

„Mein Mädchen mird mich begleiten."

„Und womit willst Du all die Kosten bestreiten?"

„Ist in dem Testament eine Klausel, die Dich zu meinem Vormund einsetzt? Bin ich genöthigt Dir Rechenschaft zu geben?"

„Nicht im Geringsten!" Huberts Ton gab dem ihren an kalten? Hohn nichts nach. „Es war nur eine Pflicht des Herzens, wenn Du eine Ahnung hast, was diese beiden Worte bedeuten."

„Dann sage ich Dir Adieu," antwortete sie, als hätte sie seine Worte gar nicht gehört. „Wir werden uns wohl vor meiner Abreise nicht mehr sehen."

Sie zog das Tuch fester um die Schultern und wandte sich zum Gehen. Hubert machte eine Bewegung, als wollte er ihr den Ausgang verschließen. In seinen Augen flammte es auf. Aber sie erwiderte den Blick eisig kalt, verächtlich.

„Glückliche Reise," sagte er und trat von der Thür zurück, die sich hinter ihr schloß.

Mit raschen Schritten eilte Lena nach Hause. Der Gedanke an eine Reise, der durch trotzigen Widerspruch in ihr erwacht war, gefiel ihr vortrefflich. Weg, nur weg aus dieser Stadt, von diesen Menschen! Die Welt sehen, leben, etwas erleben!

Ihre Vorbereitungen waren in wenigen Tagen beendet.

Mit dem Leichtsinn der Weltunkenntniß gab sie dem Justizrath Vollmacht über Haus und Geschäft, — der Wirthschafterin, über GerSthe und Einrichtung zu verfügen. Sie wollte nichts davon behalten, nur die Koffer, die ihre, der Trauer halber, nicht zahlreichen Anzüge enthielten.

Mit einem Creditbrief ihres Berliner Banquiers versehen, von ihrem Mädchen Dore begleitet, verließ sie leichten Herzens die Heimathstadt.

Ihr Ziel war die Riviera, die ja in so vielen der Romane, die ihre Phantasie erhitzt hatten, eine so große Rolle spielte.

Nizza — das Wort mar ihr gleichbedeutend mit Vergnügen, Abenteuern — Erfolgen!

An einein trüben Decembertage kam sie in der Blumenstadt an. Kalter Wind peitschte das Meer auf und wirbelte den Staub auf der promsnaäe äeg ^.nßlnis vor sich her. Auch durch Mauern und Fensterritzen drang er und machte das schlechtgeheizte Zimmer im Hotel de l'Europe, das Lena aufgesucht hatte, ungemüthlich und frostig.

Lena fieberte. Die Reiseanstrengung und das schlechte Wetter hatten sie krank gemacht. Sie mußte ihr Lager aufsuchen und sah acht Tage lang nichts von den Reizen des Südens, als die vier nüchternen Wände ihres Schlafzimmers.

Endlich hielt es sie nicht länger in der Einsamkeit. Sie raffte sich auf und ging zum ersten Mal an die gemeinschaftliche Tafel des Hotels. Eine plötzliche Schüchternheit faßte sie an der Thür des Speisesaals. Am Liebsten wäre sie umgekehrt! Verlegen nahm sie ihren Platz ein und wagte erst nach einigen Minuten um sich zu sehen.

Eine Gesellschaft von ungefähr 50 Personen mar in dem geräumigen Saale versammelt. Lebhaftes Gespräch schwirrte hin und her, hauptsächlich in englischer Sprache, auch etwas französisch und italienisch. Die Deutschen hatten sich in diesem Jahr von der Cholerafurcht zurückhalten lassen. Lena war in den fremden Sprachen nicht sicher genug, um an der Unterhaltung Theil zu nehmen. Auch wurde ihr keine Gelegenheit dazu gegeben. Die , blonde bleiche Frau in der dunklen Kleidung wurde nicht beachtet. So blieb es auch in den nächsten Tagen. Lena mußte die Erfahrung machen, daß ihre Trauerkleidung sie in unwillkommener Weise vor Bekanntschaften schützte. Als aber durch Dores Schwatzhaftigkeit bekannt geworden war, daß ihre Herrin vor Kurzem den Gatten verloren, den sie in langer Krankheit getreu gepflegt, da wurde sie eine zeitlang ein Gegenstand des Interesses für sämmtliche — alte Damen.

„?«or 6sär," flüsterten die englischen Misses. Und eine Matrone mit der dichten Wittmenhaube auf dem weißen Scheitel versuchte eines Tages ihr Trost zuzusprechen, indein sie ihre eigenen traurigen Erlebnisse mit vielen Thränen und Seufzern mittheilte. Lena wies das Vertrauen der alten Dame ziemlich schroff zurück und war in Folge dessen noch vereinsamter als vorher.

Nizza wurde ihr bald verleidet. Sie packte ihre Koffer und ging nach Monaco.

In den ersten Tagen war sie geblendet.

Der Park von Monte Carlo — wie eine phantastische, auf den Effect beregnete Theatercoulisse an das blaue Meer gerückt, entzückte sie. Das Castus mit seinem Treiben in Foyers und Lesezimmern, die goldüberladenen Spiel- und Concertsäle — das Alles muthete sie an, wie eine Seite aus einem ihrer heißen französischen Bücher!

Aber auch dort blieb die Enttäuschung nicht aus.

Lena liebte die Natur nicht um ihretwillen.

Sie sah unter den Palmen nur die Pariser Kleider der Spaziergängerinnen. Auf der reizvollen Straße, an der grauen Klippe über dem weiß aufspritzenden Meer nur die kühnen Reiter und glänzenden Fuhrmerke.

Der herrliche Sonnenuntergang, der die keck gezackten Felsen roth färbt, die Rosen durchglühte, das Wasser verklärte, und die Umrisse der Farren und Pinien märchenhaft schon gegen den klaren Himmel zeichnete, beleuchtete ihr nur die vergnügten Menschen, die plaudernd zur table ck' Kots eilten; und als unbetheiligte Zuschauerin dieses heiteren Schauspiels fühlte sie sich doppelt einsam, verlassen.

Ihr fehlte die Gabe Bekanntschaften zu knüpfen. — Mit dem brennenden Wunsch im Herzen, bemerkt zu werden, zu gefallen, trug ihr Gesicht, Fremden gegenüber, den Ausdruck sprödester Zurückhaltung. Ihr haftete noch die Schwerfälligkeit der Umgebung an, in der sie bisher gelebt, und ihre Bewegungen folgten nicht ihren Gedanken.

Sie hatte noch nicht einmal zu spielen gewagt. So oft sie in die blendend erleuchteten Säle eintrat, fühlte sie sich, allen Blicken so schutzlos ausgesetzt, unsicher und kehrte wieder um.

Doch eines Abends faßte sie Muth. Ein langer Spaziergang hatte ihr Blut in Wallung gebracht; ein Blick in den Spiegel sagte ihr, daß der glitzernde Jetschmuck, mit dem sie ihr düsteres Kleid geziert, das Federbarett, mit dem sie das CrLpehütchen vertauscht, ihr gut Kleide. Mit raschen, Entschluß trat sie an einen, Spieltisch — und setzte!

Spielsäle sind kein Boden, auf dem die Ritterlichkeit gedeiht. Der leidenschaftliche Spieler hat nur Sinn für das rollende Gold, für die hüpfende Kugel. Aber Lenas Unkenntniß der Spielregeln machten ihren Nachbar auf sie aufmerksam.

„Madame spielen zum ersten Mal?" fragte er sie in französischer Sprache. Lena nickte.

„Ich sehe das an der Art, wie Madame setzt, auf rou^e und noir zu gleicher Zeit. Das hat keinen Zweck. Gestattet Madame, daß ich ihr einige RathschlSge ertheile?"

„Ich werde Ihnen dankbar sein, mein Herr." Sie war sehr roth geworden; ihr war als seien alle Blicke auf sie gerichtet,

Der Angeredete sah sie näher an. Seine flackernden Augen musterten keck ihre Züge, ihre Gestalt, mit einem Ausdruck, der ihr wieder das Blut in die Wangen trieb.

„Was für eine Art von Weib ist das?" fragte er sich. Eine Deutsche offenbar! Das verrieth ihre Aussprache und ihr Aeußeres. Nicht pikant genug für seine erschlafften Sinne. Ohne Puder und Schminke, die Ohrenmuscheln ohne blitzenden Steine, die Büste nicht straff genug geschnürt, die Hände, wenn auch weiß und mohlgeformt, doch nicht mit genügender Sorgfalt gepflegt. — Aber immerhin fesselnd, schon durch den Gegensatz zwischen ihrem unverfälschten Erröthen und dem kühnen Spiel der Augen, denen, für seinen Geschmack, nur ein Paar Pinselstriche fehlten, um gefährlich zu erscheinen. — „Und was ist sie, eine Dame von Welt? Bah! — eine Frau ohne Begleitung im Spielsaal und im Gespräch mit dem ersten besten Herrn!"

Er rückte näher zu ihr. Sein Fuß streifte den ihren. Beim Auswerfen und Einziehen des Goldes beugte er sich über sie, und seine Hand blieb wie zufällig auf ihrer Schulter ruhen.

Sie athmete schwer. Auf ihren Lippen lag eine Zurückweisung.— Doch sie bezwang sich. Endlich ein Abenteuer. Und sie wollte den Ausgang abwarten!

Was konnte ihr auch zustoßen, inmitten von Hunderten von Menschen! Und er war ein Fremder, den sie niemals miederzusehen brauchte! — Er sah vornehm aus. Nachlässig aber tadellos gekleidet; ein verlebtes dunkles Gesicht, sichere, wenn auch nervös unruhige Bewegungen.

„Sie haben mir Glück gebracht, Madame. Ich hatte eben auf die Farbe Ihrer unvergleichlichen Haare gesetzt; jetzt auf das Schwarz, das Ihre schöne Gestalt verhüllt — und beide Mal gewonnen! — Nun rnöchte ich aber verlieren! Sie kennen doch das alte Sprüchwort?"

„Ein Franzose und abergläubisch?"

„Nur in der Liebe, dieser unberechenbarsten aller Religionen."

„Was ist für einen Spieler unberechenbar?"

Sie mußte nicht, was sie sprach, ihr fiel nichts Geistreiches ein; die fremde Sprache hinderte sie. Er nahm ihre Nachsicht für ein Zugeständnis;.

„Es wird heiß hier. Wollen mir nicht aufstehen und ein Wenig plaudern?"

Sie erhoben sich. Er begleitete sie zu einer Seitenbank unter dem prunkvollen Wandleuchter und ließ sich an ihrer Seite nieder.

„Erlauben Sie, daß ich mich vorstelle, Gaston de Champfleury aus Brüssel. Und Ihr Name, schönste Frau?"

„Magdalena" — sie zögerte mit einer Scheu, die halb dem bürgerlichen Klang ihres Namens galt, halb der Empfindung, daß sie ihn in dieser Umgebung nicht nennen dürfe. Er drang nicht in sie.

„Madeleine — das ist entzückend. Ich fürchtete schon, Sie würden Gretchen heißen."

„Wieder ein Aberglaube!"

„Nur Ihre Schuld. Warum sind Sie so blond und erröthen so reizend? Aber ich ziehe Madeleine bei Weitem vor. — Ein Name, der so angenehme Aussichten bietet! Madeleine, die unbußfertige, noch nicht zum Wüstenleben geneigte, nicht wahr? Da ist jede Sünde, die man mit ihr begeht, noch eine gute That, die sie dem Himmel näher bringt!"

Er neigte sich vor, und sah ihr voll und begehrlich in die Augen.

Die Antwort wurde ihr erspart. Denn ein Herr und eine Dame, die an dein zweiten Spieltisch gesessen hatten, näherten sich ihnen.

Gaston erhob sich, verließ Lena mit einem kurzen „Pardon!" und trat auf das Paar zu.

„Üsii8 6ä8wv, mit einer neuen Eroberung?"

„Riecht nach Provinz, he?"

„Sie verspricht. Ich bin im Begriff, sie zu bilden. Mäßige Dich etwas. Blanche, und verscheuche sie mir nicht!"

„Man wird es versuchen. — Was für Faxen um so eine Gans!" —

„Darf ich Ihnen meine Freunde vorstellen?" sagte Gaston zu Lena. „Baronin Blanche de Montignv; Alphonse de Montigny, ihr Schwager

aus Paris — Madame Madeleine" er murmelte etwas, das als

Zunamen gelten konnte.

Die Neuangekommenen setzten sich, die Baronin neben Frau Cranz. Sie lehnte den üppigen, von dunkelgrünem, goldgesticktem Atlas straff umspannten Oberkörper gegen die Polster, und kreuzte die Beine, daß die hochstelzigen Goldkäferschuhe unter dem Saum hervorschauten.

„Ob Madame schon lange in Monte Carlo sei?" fragte sie in näselndem Ton, das Lorgnon an die schmarzumränderten Augen haltend, und die junge Frau von oben herab betrachtend. „Und ob sie auch die Gesellschaft so gemischt finde, so spießbürgerlich, so ruanvais gsure! Sie zöge vor, morgen nach Cannes zurückzukehren, auf das Schloß ihrer Freundin, der Gräfin Bellecour."

Und während Lena, halb eingeschüchtert, keine Antwort wußte, drehte sich die Dame um und rief mit ganz verändertem Ton:

„Sieh' nur die lange Henriette, hat die wieder einen Gimpel gefangen! Und gestern hatte sie nicht auf die Nacht. Die Männer müssen blind sein, stockblind."

Sie unterbrach sich plötzlich, murmelte etwas von „unerträglichein Zwang" und stand auf.

„Waren das Pariser Manieren?" fragte sich Lena, „oder war die Fremde das, wonach sie aussah?"

„Es ist heute wirklich auffallend voll," sagte Gaston. „Wollen wir nicht einen kleinen Spaziergang machen und erst zurückkehren, wenn es leerer geworden?"

Er hüllte seine Nachbarin in ihren Mantel, und führte sie aus dem

Nord und Siid. I5Z, 12

Saal. Sie fühlte sich unbehaglich und zugleich erregt, gereizt. Prickelnde Neugierde erfüllte sie. Ihr war, als träume sie, mit dein Bewußtsein jeden Augenblick erwachen zu können.

Sie stiegen die Treppe hinab. Vor ihnen ging das Paar Montigny. Die Baronin schürzte ihr Kleid hoch auf, so daß das feine Bein im schwarzen Seidenstrumpf zwischen einem Gewirr von Spitzen hervorsah.

„Welch eine herrliche Nacht," flüsterte Gaston. „Dunkel und verschwiegen! Wie geschaffen für Liebesglück."

Sie mich etwas zurück, worauf er den Freunden zurief: „Nicht so schnell, wir verlieren Euch sonst. Laßt uns in die Anlagen gehen, mir wollen Madame die reizenden Heckenrosen zeigen, die heute Abend aufgeblüht sind."

Er zog seine Gefährtin mit sich fort. In den kiesbestreuten Gängen des Palmengartens mar es still. Gegen den Lichtkreis, den die Gaslaternen um sich verbreiteten, erschien die Finsterniß noch schwärzer. Wie schwach umrifsene Schatten sahen die einzeln Spaziergänger aus. Man hörte das Rauschen seidener Kleider, das Klirren neumodischer Annbänder, gedämpftes Plaudern, leises Kichern. Die blühenden Pflanzen mischten ihren Duft mit dem Geruch von französischen Parfüms. — — Lenas Herz klopfte, — ihre Begleiter waren verschwunden. Sie stand mit Gaston allein im Dunkel der Nacht.

„Wie die Rosen duften," flüsterte er ihr zu. „Wäre es Heller, Sic könnten sie blühen sehen, rosig und lockend wie Ihr Mund. Wissen Sie, daß Sie reizend sind, Madeleine, und daß ich Sie anbete?" Sie fühlte seinen heißen Athem auf ihren Lippen.

Da riß sie sich los, und ehe der Ueberraschte zu sich kam, war sie über die Straße hinweggestürzt, in die offene Thür ihres Hotels, die Treppen hinauf.

Sie hörte den Fremden hinter sich herrufen: „Madame — Madeleine, fliehen Sie doch nicht" — sie hörte ihn in das Hotel eintreten, und über das Treppengeländer gebeugt, suchte sie zu verstehen, was er mit dem Portier verhandelte. Er fragte wohl nach ihrem Ramen, nach ihren Verhältnissen, denn sie hörte ihn höhnisch auflachen.

„Eine Unschuld vom Lande also, die nicht den Muth ihrer Gelüste hat, bah," — er schnippte mit dem Finger, „es hätte sich wohl auch nicht der Mühe gelohnt."

In ihrem Zimmer warf Magdalene sich zornig auf ihr Bett. Pfui, was für ein häßlicher Anfang! Das mar nicht die Art, wie sie in die Welt eintreten wollte! Sie meinte vor Wuth, und fand in der Nacht keinen Schlaf.

Am nächsten Tage beeilte sie sich den Ort zu verlassen, an dem sie eine Wiederbegegnung mit dem Belgier fürchten mußte. Sie ging nach San Nemo.

Noch ganz unter dein Eindruck ihres Abenteuers, wählte sie einen Gasthof, der wie Bädeker betonte, „ausschließlich von Familien aufgesucht wurde."

So war es auch! Wie eine große Familie lebten die Insassen zusammen.

Wie eine Familie, in der stets einige Mitglieder sich in Lebensgefahr befanden! Wie die ganze Einrichtung zeigte, die luftdicht verschlossenen Fenster, die matratzengefüllten Thüren, die mit Gummi belegten Gänge, diente das Haus hauptsächlich als Krankenaufenthalt. Und diesen Gästen zu Liebe, die jede Erregung, jeden Luftzug scheuten, war das Leben, alle Beschäftigungen und Vergnügen auf die gedämpfteste Tonart abgestimmt.

In dieser einschläfernden Luft verlebte Lena den Winter.

Anfangs hatte sie täglich an Abreise gedacht. Aber wohin? Und würde sie es anderswo besser finden? Vielleicht war die Rivierareise überhaupt ein Fehlgriff gewesen, und sie hätte besser gethan, gleich eine große Stadt zu wählen! Aber da war sie nun einmal, und so blieb sie.

Wie einst zu Hause, vergingen ihr die Tage freud- und ereignißlos, im Verkehr mit gleichgültigen Menschen^ Wie zu Hause fragte sie sich oft verzweifelt: „Waren denn die Träume auf dem Bärenfell vor meinem Kamin eitle Hirngespinste? Ist mein Leben, meine Jugend dahin?"

Die Wochen vergingen. Das Frühjahr kam, und allmählich entvölkerte sich die Meeresküste. Lena ließ sich von der rückwärts weichenden Fremdenmoge mit forttragen. Nach Norditalien, nach den Seeen, nach der Schweiz! Ueberall blieb sie nur kurze Zeit. Eine innere Unruhe trieb sie weiter.

Als sie Anfang Juni in Baden-Baden anlangte, nach halbjähriger Abwesenheit wieder in Deutschland, fragte sie sich, was ihr diese Monate eigentlich Ergötzliches gebracht? Wenig genug!

Sie war sicherer geworden, gewandter, sie hatte die kleinstädtische Schwerfälligkeit und Schüchternheit abgestreift. Wenn ihr heute ein Abenteuer begegnete, wie jenes in Monte Carlo, sie würde ihm eine andere Wendung zu geben wissen!

Aber es hob sich vereinzelt aus der Gleichförmigkeit ihrer Erinnerungen.

Und hier? konnte sie hoffen in Baden-Baden etwas zu erleben?

Die Gesellschaft der ersten, stillen Saison war ebenso gewählt, als langmeilig. Lena las in der Kurliste volltönende Namen; sie sah abgespannte, hochmüthige Gesichter. Es bedurfte eines besonderen Glücksfalls, um sie, die bürgerliche Frau, mit diesen hochgeborenen, hochmögenden Herrschaften zu befreunden! Und sollte sie weiter wandern Vom Thal in die Berge, wieder in die Einsamkeit, sie, die sich nach Bewegung, nach Lärm sehnte?

Sie hatte die Absicht, den nächsten Winter in Berlin zu verleben. Seit jenen Tagen, da es einst ihr unerfahrenes Herz entzückt hätte, war es das Ziel ihrer Sehnsucht geblieben.

Nun denn! warum nicht gleich hingehen?

Warum die Erfüllung ihres Wunsches noch hinausschieben? Weil es Mode mar im Sommer der großen Stadt, ihrer Unruhe zu entfliehen? Das mochte für die gelten, die darunter litten, für die Nervösen, vom Vergnügen übersättigten. Aber nicht für sie, deren Nerven stählern, deren Genußfähigkeit ungeprüft!

Und Alles, was sie um sich her sah und hörte: die unverkennbare Müdigkeit der erschöpften Großstädter, die in der ruhigen Umgebung aufathmeten, ihre Klagen über das geräuschvolle Straßenleben daheim, die unaufhörlichen Feste, das Hasten und Treiben der nimmermüden Geselligkeit — Alles bestärkte sie in der einen Idee: Nach Berlin; „da wirst Tu finden was Du bisher vergeblich gesucht hast!"

Der Gedanke verließ sie nicht mehr. — Und eines Morgens, als sie aus einem Traum, der sie mitten in das Gewühl der Residem geführt, von der lachenden Sonne und den zwitschernden Vögeln geweckt wurde, beschloß sie sofort abzureisen.

Dore, deren Anhänglichkeit längst einen schweren Kampf mit ihrem Unmuth über das „Vagabundenleben" kämpfte, mußte schleunigst einpacken; ihre Herrin konnte die Zeit zur Abfahrt nicht erwarten.

Ihr war, als stände ihr etwas besonders Freudiges bevor, und die langen Stunden im heißen Coup5 vergingen ihr rasch, ausgefüllt von erwartungsvollen Träumen.

Schon eine Stunde vor Berlin (es war Sonntag und herrliches Sommerwetter) fluthete ihr großstädtisches Leben entgegen. — Auf allen Haltestellen festtäglich geputzte, heitere Menschen, die den rasch vorbeirollenden Schnellzug mit Zurufen und Tücherschwenken begrüßten. Rauschende Orchestermusik erklang aus den Reftaurationsgärten der Vororte, eine dichte Wagenburg umgab sie, und aus einigen stiegen zischende Raketen, farbige Feuerkugeln in den klaren Abendhimmel empor.

Lena fühlte ihr Herz schneller schlagen. Alles berührte sie sympathisch, das Gewühl auf dem Bahnhof bei der Ankunft, der Lärm in den Straßen! Selbst die schwüle, stauberfüllte Luft schien ihr angenehmer, als die Seebrise der Riviera.

Sie stieg im Hotel de Rome ab.

Unter den Linden wogte das Leben.

Vor dein Cafö Bauer, dessen Fenster in die Erde gesenkt waren, saßen die Menschen bis auf die Straße; die Balkons waren dicht besetzt, ebenso die Kranzler'sche Terrasse und alle Bänke der Lindenallee.

Blumen, Obst, Zeitungen wurden feilgeboten, ein Extrablatt eben mit schallender Stimme ausgerufen. Man lachte, plauderte, zankte, kokettirlc.

Wie gebannt stand Lena am Fenster und nahm das bewegte Bild in sich auf. Am Liebsten hätte sie sich unter die Spaziergänger gemischi. Aber Dores Augen blickten so schlaftrunken, daß sie nicht wagte der Ermüdeten noch einen nächtlichen Gang zuzumuthen.

Sie suchte ihr Lager auf und erwachte am Morgen aus tiefein Schlaf, mit dein Erwarlungsgefühl eines Kindes vor Weihnachten.

Ihr erster Gang war in ein Modeivaarengeschäft, wo sie sich, mil raschem Entschluß, von Kopf zu Fuß neu ausstattete. Diese Aufgabe erforderte viel Zeit, Mühe und Sorgfalt, aber sie ermüdete sie nicht. Die Schmeicheleien, die man ihr über ihre Gestalt, ihre Haare, ihren Teint sagte, thaten ihr unendlich wohl. Auch die Bewunderung der Herren, die ihr auf der Straße keck in die Augen blickten, den Kopf nach ihr umwandten, war ihr hochwillkommen.

„Ich bin also noch nicht zu alt," sagte sie sich; „es war kein Wahnsinn, vom Leben noch eine Rolle zu erwarten. Nur die Bühne war bisher nicht richtig gewählt!" Und sie richtete sich höher auf, ihre Augen blitzten, ihre Lippen lächelten, sie war um zehn Jahre jünger geworden, als an der Riviera!

Einige Tage lang machte es ihr Vergnügen, in Berlin umherzustreifen, Museen und Gallerten zu besuchen, in feinen Restaurants zu speisen und Abends in's Theater zu gehn. Erst als sich auch bei ihr, der Unermüdlichen, eine leise Mattigkeit einstellte, legte sich ihre fieberhafte Schaulust, und sie sing an zu bedenken, daß sie einer Anlehnung, einer Empfehlung bedürfe, um auch das innere Leben der Großstadt kennen zu lernen.

Nur für die ersten Schritte; dann wollte sie ihren Weg schon allein finden! Aber an wen sich wenden?

Die Freunde ihres Mannes, die sich damals ihrer angenommen hatten, wurden, als viel zu kleinbürgerlich, entschieden verworfen; und sonst kannte sie keine Menschenseele!

Aber wie! Daß ihr das Nächstliegende immer zuletzt einfiel! Hatte sie nicht oft gehört, daß ihr Banquier, den sie damals ebenfalls flüchtig kennen gelernt, eine schöne Frau habe, ein großes Haus führe? War es nicht sogar ihre Pflicht, sich ihm als Geschäftsfreundin vorzustellen?

Und daß sie ihn zu diesem Zweck in seiner Privatwohnung, anstatt in seinem Bureau aufsuchte, konnte ihr höchstens als Unkenntniß der großstädtischen Gebräuche ausgelegt werden!

Um 1 Uhr Mittags fuhr sie vor dem schönen Hause in der Behrenstraße vor.

«Die gnädige Frau ist verreist," sagte das öffnende Mädchen, „aber Herr Möllburg ist zu Hause, und eben beim Frühstück. Wenn die Dame einen Augenblick hier herein treten wollen?"

Sie führte den Besuch in einen verdunkelten Salon, dessen Möbel bezogen, dessen Bronzen und Bilder verhangen waren, der aber trotz seines Sommerschlafes einen vornehmen Eindruck machte.

Der Hausherr, der mit einigen Freunden im Speisezimmer saß, las siirnrunzelnd die überreichte Visitenkarte. „Frau Magdalena Cranz, (aus Remburg, hatte Lena dazu geschrieben) — wer kann das sein? Gewiß eine Bettelei!"

„So sah die Dame nicht aus," wagte das Mädchen einzuwenden. „Hat sie nicht gesagt, in welcher Angelegenheit, ob zu mir oder zu meiner Frau? Aus Remburg, — weiß gar nicht, wo das Nest liegt! Halt, da fällt mir ein — Cranz — Cranz — wir hatten ja wohl einen Kunden dieses Namens — dessen Wittwe — na, das ist aber doch ein bischen stark von der guten Kleinstädterin, mich in meiner Wohnung zu belästigen! Sie soll nach meinem Bureau kommen zwischen 10 und 12!"

„Aber Möllburg, seien Sie doch nicht so ungastlich! In ein paar Minuten ist die Sache abgethan."

„Sie sind doch sonst galanter gegen das schöne Geschlecht."

„Schönes Geschlecht, eine Wittwe aus Reinburg — ich kenne meine Provinz! Wenn Ihr aber durchaus wollt, meinetwegen!" Er trank sein Glas aus, und warf die Serviette mißmuthig auf den Tisch. „Aber, wenn ich in zehn Minuten nicht zurück bin, so müßt Ihr mich losreißen, mich in einer dringenden Frage herausrufen."

Er ging verdrossen nach dem Salon. Wie mit einem Zauberfchlage aber änderte sich sein Gesichtsausdruck, als er Frau Cranz erblickte. Diese schlanke Frau in dem kostbar einfachen Spitzenkleid, den dunkeln Federhut auf dein hellen Haar, sah nicht aus wie eine Provinzialin!

Lena hatte sich des Hausherrn verzögerten Eintritt richtig gedeutet, die Veränderung seiner Züge wohl bemerkt. Ihr Muth hob sich.

„Verzeihen Sie diesen Ueberfall; aber da ich Sie in ihrem Bureau nicht getroffen —" die NotlMge floß ihr leicht von den Lippen — „ich weiß nicht, ob Sie sich meiner erinnern."

„Wer könnte Sie vergessen, gnädige Frau, der Sie einmal gesehen!" Und ohne zu erröthen fügte er hinzu: „Nur daß Sie mir um 10 Jahre verjüngt erscheinen."

Lena lächelte, um gleich darauf mit Halbtrauermiene fortzufahren! „Ich stehe jetzt allein in der Welt und habe in Berlin keinen Freund oder Berather! Das gab mir die Kühnheit, mich an Sie zu wenden. Wissen Sie mir Niemand zu empfehlen, der mir meine eigenen geschösllichen Angelegenheiten erklären könnte? Alle diese Briefe isie entfaltete einige Aktenstücke), in denen mein Justizrath mir von Hypothekenzinsen. Procenten, Terminen schreibt, sind für mich Hieroglyphen."

„Darf ich Sie Ihnen entziffern helfen?" sagte der Banquier.

„Wie, Sie wollten selbst — oh, welche Güte! Und auch um die Ausstellung meiner bei Ihnen deponirten Papiere möchte ich Sie bitten — wie geschäftsmäßig ich mich ausdrücke — sowie um Zusendung von 1000 Mark."

„Ich werde Ihnen Beides morgen selbst bringen. Darf ich um Ihre Adresse bitten?" Es klopfte leise an die Thür. Getreu dem gegebenen Auftrag erschien einer der Freunde, um den Hausherrn abzurusen,

„Nur herein, mein Lieber; Sie stören nicht," rief Möllburg, und auch die Mienen des Neueingetretenen drückten eine angenehme lieberraschung aus, als er die Wittwe aus Remburg erblickte. Es dauem nicht lange, so wurden auch die anderen Genossen geholt, um die Bekanntschaft der jungen Frau zu machen.

„Dr. Gunzhausen, unser vortrefflicher Parlamentsredner; Professor Wächter, die Leuchte unsererFacultät; Herr Hans Paul, dessen WerkeSie jedenfalls schon in der Nationalgallerie bewundert haben; Freiherr von Hartwig vom Generalstab —" so stellte der Banquier Einen nach dem Andern vor.

Und Lena, deren Herz hoch aufschlug beim Hören all dieser vielversprechenden Namen, hatte für Jeden das ruhige Lächeln der gewandten Weltdame. Ein neuer Geist schien über sie gekommen! sie hatte das Gefühl „angelangt" zu sein!

„Sie sehen in uns, den zukünftigen Mollke ausgenommen, lauter Strohmittwer," rief Dr. Gunzhausen, „die sich in ihrer Verlassenheit gegenseitig zu trösten suchen. Unsere Frauen fürchten an der Sonne zu schmelzen, wie der selige Jcarus, und entfalten ihre Flügel, um sich im Schatten der Wälder, der Kühle des Strandes zu bergen! Auch Sie, meine Gnädige, sind wohl nur auf der Durchreise in Berlin?"

„Durchaus nicht, ich bin aus Baden-Baden direct hierhergekommen, um hier den Sommer zu verleben."

„Das ist originell! Und Sie gefallen sich hier?"

„Ueber alle Maßen! Hier finde ich, was ich auf meiner ganzen Reise vergeblich suchte: Unterhaltung, Bequemlichkeit, angenehme Bekanntschaften!"

„Und die Hitze?"

„Dringt nicht in meine kühle Hotelwohnung. Ich habe mich nirgends so erfrischt gefühlt."

„Wenn unsere Frauen Sie hören könnten, die schon im Juni die Berliner Luft nicht mehr athmen wollten!"

„Vergessen Sie nicht, meine Herren, ich habe weder Nerven, noch Migräne! Ich bin nicht saisonüberdrüssig, gesellschaftsübersättigt. Ich habe mich in meiner kleinen Stadt lange ausgeruht, jetzt sehne ich mich danach aufzuwachen, zu leben!" Sie sah reizend aus, als sie das scheinbar so harmlos hinsagte. Ihre Augen funkelten, die Zähne schimmerten durch die Lippen, die Wangen waren leicht geröthet.

„Ebenso geistreich als schön," murmelte der Maler, laut genug, um von ihr gehört zu werden. Und Professor Wächter fügte hinzu: „Also eine Art Vergnügungscur, die Sie durchmachen wollen? Jedenfalls angenehmer, als all der Enthaltsamkeitsschmindel, der jetzt Mode ist."

„Und welchen Arzt haben Sie mit der Leitung der Cur betraut?" fragte Möllburg.

„Noch gar keinen. Ich bin ja noch so fremd hier, und weiß nicht, wem ich mein Vertrauen schenken soll."

„Wenn ich mich empfehlen könnte," — riefen alle fünf Herren wie aus einem Munde. Alle lachten.

„Ich schlage eine Consultation vor," meinte Gunzhausen. „Die Patientin wird uns ihre Beschwerden vortragen; dann wird es sich zeigen, wer von uns die schnellste Hilfe weiß."

Eine lustige Berathung folgte. Lena mußte beichten, an welchen Vergnügungen es ihr am meisten gefehlt habe, und die Herren schrieben danach ihre Recepte.

Morgenspazierritte im Thiergarten, Frühstück im Grünen, Bootfahrten, Gartenconcerte, Theaterabende.

Sie versprach von Allein etwas zu nehmen und für jeden Theil der Behandlung einen der Herren als Specialisten zu wählen. Wenig fehlte und der Hausherr hätte den interessanten Gast an den verlassenen Frühstückstisch genöihigt, um ein Glas Wein auf den glücklichen Erfolg der Cur zu leeren.

Doch Lena fürchtete noch weiter zu gehen. Sie erhob sich und, von allen Cavalieren an den Wagen geleitet, entfernte 5ie sich ebenso triumphirend als sie bescheiden gekommen mar.

Nun begannen für sie die langersehnten Freudentage.

Endlich schien das Schicksal ihr seine Schuld zu zahlen.

Ihre neuen Freunde überboten sich an Aufmerksamkeiten, so daß sie oft gezwungen mar, ihre kühnen Pläne zu beschränken.

Wie sie scherzhaft angedeutet, theilten sie sich gewissenhaft in ihre „Behandlung". Tünzhausen hatte die Führung durch Berlin übernommen: Paul läuterte ihren Kunstgeschmack, während Hartwig sie in die Geheimnisse des Sports einweihte.

Er lehrte sie reiten, fahren, Pistolenschießen und spornte ihren Eifer mit der Aussicht auf herbstliche Jagdeinladungen bei einem befreundeten Gutsbesitzer.

Möllburgs Amt mar die Anordnung von Landpartie«« und die Besorgung von Theaterbillets, während Wächter, durch seine angestrengte Tätigkeit von einer bestimmten Pflicht befreit, bei allen Unternehmungen nach Möglichkeit „hosvitirte".

Alle Vergnügungsärzte waren voll des Lobes über die folgsame „Patientin".

Der Abgeordnete fühlte nicht mehr die Beschwerden der Sommerfession, wenn ihr blonder Kopf ihm von der Reichstagsgallerie zunickt; Paul betheuerte, daß sie die alten Meister von einander unterscheide trotz des geübtesten Museumsdirectors; und Hartwig schwor, sie sei die famoseste Reiterin Berlins und würde bald einen Sperling im Fluge treffen! Alle erfreuten sich an ihrer unermüdlichen Genußfähigkeit, an ihrer unverhohlenen Bewunderung; und jeder lächelte halb ungläubig, halb geschmeichelt, wenn sie ihm versicherte, Berlin sei der herrlichste Ort der Welt, und alle Reize des Südens und der Schweiz wögen seine Schönheit nicht auf.

Sie hatte nach und nach einengroßen Bekanntenkreis gewonnen, der aber, irgend ein ältliches Fräulein, das den Anstand repräsentirte, ausgenommen, nur aus Herren bestand. Die Berliner Gesellschaft, so viel davon nach und nach in die Stadt zurückkehrte, sing an sich mit ihr zu beschäftigen. Man nannte sie „Strohwittmertrost." Die Frauen sammelten kleine Steinchen, in Form von „man sagt", „haben Sie gehört?" die sie ihr nachwarfen. Hätte sie es gewußt, es hätte sie nicht bekümmert! Sie mar glücklich — sie genoß ihr Leben in vollen Zügen.

Und jetzt zudem, beim Herannahen des Winters, mar sie so beschäftigt, daß selbst ihr zuweilen die Kräfte fehlten.

Sie wollte das Hotelleben aufgeben, und hatte zum October eine Wohnung geiniethet. Auch das mit seltenem Glück. Ihr Freund Paul hatte ihr ein wahres Juwel ausgekundschaftet: eine Gartenhäuschen inmitten eines großen Parks.

Ursprünglich als Atelier mit einerJunggesellenwohnung gedacht, verdankte es seine Entstehung der Laune des Besitzers, eines berühmten Bildhauers, der sich damit einen Schmollwinkel für die Sturmtage der Ehe erbaut hatte.

Es hatte nur wenige Räume, kein Wirthschaftsgelaß, und bedurfte einiger baulicher Veränderungen.

Auch die Wahl der Einrichtung mar eine zeitraubende, da Frau Cranz Alles künstlerisch, eigenartig haben wollte, und Alles verwarf, was Andere vor ihr gewählt hatten.

Endlich war das Werk vollendet.

Ein kalter Herbstregen näßte die Straßen, durch welche Lena fuhr, um in ihr neues Heini einzuziehen. Sie hatte sich jede Begleitung, jeden Empfang verbeten. Allein wollte sie ihre Schöpfung zum ersten Mal vollendet sehen, unbelauscht die Wirksamkeit des Rahmens prüfen, der ihre Person künftig einschließen und zur Geltung bringen sollte.

Sie konnte einen Schrei der Bewunderung nicht unterdrücken, als sie die festlich beleuchteten, wohlig durchwärmten Räume durchschritt. Ihre Erwartungen waren übertroffen.

Dein Atelier hatte man drei Räume abgewonnen. Das große Nordsenster, bis auf die Erde verlängert und zur Nische vertieft, enthielt einen kleinen Wintergarten mit plätscherndem Springbrunnen. Von dort führten Stufen auf das einstige Modellpodium, das den Saal in zwei gleiche Theile theilte und jetzt das Eßzimmer bildete. Nicht groß, aber von behaglichstein Reiz, mit Teppichen, alten und neuen Waffen ausgehängt, und mit seltenen Gesäßen von Stein und Glas geschmückt. Durch eine zusammenschiebbare Glaswand davon getrennt, schloß sich das Wohn- und Musik» zimmer an, während ein kleines, rechts anstoßendes Rauchzimmer in dem angebauten Wirthschaftsflügel lag.

Die Perle der Einrichtung jedoch mar das Boudoir, das Lena dem ihren im Hause des Gatten möglichst gleich gewünscht hatte. Der Architekt hatte an diesem Thema festgehalten, es aber so phantastisch verändert, daß nur noch die Grundtöne an den Ursprung erinnerten. Die Wände waren mit einer chinesischen Seidentapete bedeckt, gegen deren gelblichen Ton sich die schwarzrothen Plüschfalten der Gardinen schimmernd abhoben. — Möbel, von den verschiedenartigsten Stoffen überzogen, standen auch hier, ein Gemisch aller Formen und Arten, in scheinbarer Unordnung umher. Alte Stickereien, dunkle Brokate, stumpfe Teppichstücke, — ein Gewirr von Farben, und doch harmonisch miteinander verschmolzen!

Auf dem tiefrothen Teppich, mitten im Gemach, stand ein niedriges Ruhebett, mit schwarzem Bärenfell belegt; ein eben solches von meißer Farbe lag vor dein Kamin, dem veredelten Ebenbilde seines Remburger Originals. Der schöngeformte schwarze Marmor trug einen Schmuck von altem Deister Porzellan, hohe Leuchter und Vasen, die sich in glänzendweißem, venetianischem Glas miederspiegelten.

Mächtige Holzscheite prasselten in der Oeffnung, von einem japanischen Riesenschirm halb verdeckt. Zur Kühlung der Gluth lagen mächtige Pfauenwedel an der Erde, neben orientalischen Kissen, die dem Bärenfell gegenüber, ein zweites Lager bildeten.

Und überall auf den Tischchen, in den Vasen duftende Blumen, zwischen dunklen Bronzen und mattleuchtendem Elfenbein.

Wie ein Feeenmärchen muthete das Alles die Beschauerin an, sarbensatt und doch geheimnißvoll gedämpft durch das rosige Licht der verschleierten Lampen! Ein mitleidiges Lächeln überflog Magdalenas Lippen, als sie an das Zimmer dachte, das sie einst so entzückt.

Es glich ihrem neuen Reich, wie ihr damaliges Leben ihrem jetzigen, wie eine Oellampe dem Sonnenlicht; wie sie selbst, die schlanke, vornehme Frau im schwarzen schleppenden Sammetgewande der unbeholfenen Kleinstädterin von damals in den selbstgefertigten Wollfähnchen.

Nebenan in dem mattbeleuchteten Schlafzimmer ordnete Dore, die in alter Treue Ergebene, die spitzenuinsäumten Kissen, aus dem Badezimmer drang der Laut plätschernden Wassers.

Aber Lena konnte noch keine Ruhe finden. Wieder und wieder durchschritt sie die Zimmer, immer neue Überraschungen entdeckend.

„Wie schön ist es hier, wie glücklich werde ich hier sein!" So sagte sie sich stets auf's Neue; und erst zu später Nachtstunde entschloß sie sich ihr Lager aufzusuchen.

Mit den Freuden des Commers war es endgültig vorbei.

Eoncerte, Premieren, Abendgesellschaften traten wieder in ihr Recht — für Lena lauter unbekannte Genüsse, oie sie mit der Empfänglichkeit des Neulings kostete.

An Familienanschluß fehlte es ihr allerdings immer noch. Einige Künstler, denen der Ruf ihres Reichthums imponirte, öffneten ihr ihr Haus. Tort lernte sie einige Mädchen kennen, von jener Art, die sich gern an gefeierte Frauen drängen; ältliche Jüngerinnen schöner Künste, die stets bereit waren, sie in der Loge oder im Wagen zu „beschützen", wenn sie weibliche Gesellschaft für münschensmerth hielt.

Aber innigeren Verkehr suchte und fand sie nicht.

Als Frau Möllburg von ihrer Sonrmerreise zurückkehrte, mar sie nicht abgeneigt, mit dem Schützling ihres Gatten Freundschaft zu schließen.

Die oberflächliche Banquiersfrau lebte nur für die Geselligkeit, das Vergnügen. Sie brauchte neue Erscheinungen für ihre unzähligen Gesellschaften und prüfte sie nicht streng auf den sittlichen Werth, wenn sie nur bestechende äußere Eigenschaften mitbrachten. Lenas genußsüchtige, ermüdungslose Natur hatte etwas der ihrigen Verwandtes, und der Hang zu „zigeunerhafter Ungebundenheit", den Frau Cranz, uin ihr spießbürgerliches Vorleben zu verschleiern, mit Vorliebe betonte, verlieh ihr in den Augen der an strengere Formen gebundenen Großstädterin einen pikanten Anstrich.

Aber Lena verstand es nicht, sich diese Freundschaft zu erhalten. Sie fand die Möllburg'schen Gesellschaften langmeilig, — die endlosen Mittagstafeln, die musikalischen Theeabende, die lebensarmen Bälle.

Sie fand die Hausfrau nicht glücklich in der Wahl und Zusammenstellung ihrer Gäste. Die lustigen, genialen Elemente wurden durch die schwerfälligen, geistlosen zu Boden gedrückt, in ihrer Entwickelung gehemmt!

Um mit der Frau eines geheimen Regierungsraths die beste Art von Puddingbereitung, mit der Frau eines Majors a. D. die Vorzüge der frühzeitigen Abhärtung kleiner Kinder zu besprechen, um mit einem wohlbeleibten

Börsenmann, bei endlosen Tafelgenüssen, sämmtliche neue Bücher, Theaterstücke zu kritisiren, und die politische Meinung seiner Zeitung anzuhören, — dazu hatte doch sie nicht Haar- und Kleidertracht tagelang überlegt; dazu waren ihr die Stunden, die sie für Jahre verlorener Lebensfreude entschädigen sollten, zu kostbar!

„Wie kann eine so unabhängige, vorurtheilslose Frau wie Sie sich mit so steifleinenen Menschen umgeben?" fragte sie die neue Freundin. „Warum wählen Sie nicht nur die interessantesten Männer, die heitersten Naturen, und laden Frauen dazu, die ihnen ähnlich und ebenbürtig sind?"

„Weil ich auf meinen Ruf, auf die Stellung meines Mannes Rücksicht zu nehmen habe," war die Antwort der durch die abfällige Beurtheilung ihrer Gesellschaft Beleidigten. „Eine anständige Frau thut nicht bloß, was sie will, sondern vor Allem, was sie soll."

„Wenn anständig sein sich langweilen heißt, so warten wir doch damit bis mir alt sind! Unser Ruf leidet mehr von einem fremdartigen, auffallenden Kleidungsstück, das wir öffentlich tragen, als von einer heimlich begangenen Sünde! So viel gebe ich auf das Urtheil der Welt."

Sie schnippte mit dem Finger.

Diesem Gespräch entwuchs eine Verstimmung, die sich steigerte, als Lena ihre Theorien durch die That verwirklichte.

Sie entzog sich lückhaltlos der ihr lästigen weiblichen Unterhaltung, wählte eigenmächtig ihren Tänzer, ihren Tischnachbar; sie lachte und scherzte im Nebenzimmer, wenn im Musiksaal klassische Musik gemacht wurde, und durchbrach die Schranken des Herkommens so weit, daß sie den Herren in das Rauchzimmer folgte und sich selbst eine Cigarette ansteckte, um „in dein Dampfolymp eine kleine Privatmolke zu haben, auf die sie sich zurückziehen könne, falls die Herren Götter etwa zu übermüthig werden sollten!"

Alle diese Aergernisse wurden noch durch den Uebermuth übertroffen, mit dem sie eines Abends, gereizt durch hämische Bemerkungen, ihre Ansichten über Liebe und Ehe entwickelte. In Gegenwart einiger orthodoxen adelsstolzen Matronen und ihrer strengerzogenen Töchter, erklärte sie für „freie Liebe" zu schwärmen, sie sür die einzige sittliche, beglückende zu halten, und nie eine andere selbst anzuerkennen.

Verlegen und entrüstet zogen sich die Damen von ihr zurück, und der Abschiedsgruß der Hausfrau mar so kühl, daß er einer Verabschiedung glich. —

Berauscht von denHuldigungen, die man ihr darbrachte, stolz auf ihr selbstgeschaffenes Heiin, war sie weniger als je geneigt, sich bevormunden zu lassen.

„Ich passe nun einmal nicht zu den sogenannten .anständigen Frauen', die kleinlich und eifersüchtig sind, und nicht um ein Haar besser als ich, die ich nicht dem Schein opfere," erklärte sie; und sie fand Schmeichler genug, die sie in ihrer Ansicht bestärkten.

Ihr Hauswesen mar nun vollständig geregelt. Sie hatte bestimmte Besuchstage, und für die Intimen eine Nachmittagstheestunde, in der die Herren in allen Zimmern rauchten, plauderten, musicirten, wie in einem Club.

Nur die Bevorzugtesten durften mit der Herrin in dem rosig beleuchteten Boudoir plaudern.

Sie auf ihrem Bärenfell, vom Kammfeuer sanft bestrahlt, — der Freund ihr gegenüber auf niedrigem Stuhle, oder auch auf die Kissen gestreckt, die Cigarette im Munde, den duftenden Thee zur Seite.

Auf der Straße stets von der unauffälligsten Einfachheit, hatte sie sich für ihr Haus eine erentrische Tracht erfunden. Sie trug nur schwarz oder weiß, stumpfen Sammet oder weiche Wolle. Lange Falten, schlank an der Gestalt herabfließend, mit Gold gegürtet, am Halsausschnitt und den langen offenen Aermeln goldumsäumt. Dazu das Haar hochgesteckt, von goldenem Pfeil gehalten, wie sie es im Museum an der Diana von Versailles gesehen hatte. Ein berühmter Maler malte sie so, und zur nächsten Ausstellung stand sie einem Bildhauer zu einer Cleopatra.

Berlin fuhr fort von ihr zu sprechen. Wenn sie sich im Theater, in Concerten zeigte, tadellos gekleidet, wie eine Fürstin von ihrem Gesolge umgeben, nach rechts und links anmuthig grüßend, so flüsterten die Frauen, und ihre Männer lächelten mit jenem vertheioigenden Lächeln, das eine doppelte Anklage birgt. Und doch hatte sich die junge Frau weniger vorzuwerfen, als manche der strengen Sittenrichterinnen, die um keinen Preis „diese Person" über ihre Schwelle gelassen hätten!

Wohl hatte sie ihr Haus zu einem Minnehof gestaltet, dessen Mittelpunkt sie selbst mar; wohl war es stillschweigende Bedingung für jeden Neueingeführten, ihr zu huldigen.

Sie lauschte nachsichtig lächelnd dem feurigsten Werben; das freieste Wort war erlaubt, wenn es sich in Geist hüllte; sie duldete manch heißen Kuß auf Hand und Arm, manche kühne Annäherung beim Zwiegespräch, bei Tanz und Ausfahrt.

Aber so gütig ihr Mund lächelte, so vielversprechend ihre Augen flammten — sie gemährte Keinem die Gunst, um die Alle offen oder verhüllt warben. Sie fühlte sich wohl in der schwülen Atmosphäre, die sie umgab, und fürchtete kein Unterliegen. Das mar es ja, was sie sich ersehnt hatte: bewundert zu werden! Nach Liebe verlangte sie nicht — auch ihre Sinne blieben kalt, nur ihre Phantasie war heiß und schwelgte in den Gefahren, die sie umgaben, und mit denen sie, stolz auf ihre Unnahbarkeit, spielte.

Sie wähnte, daß sie eine Närrin märe, von der Höhe, von welcher aus sie sie Alle beherrschte, die eitlen, sinnlosen Männer, herabzusteigen, um Einem anzugehören, der sich dann rasch vom Sklaven zum Tyrannen verwandeln würde!

Hier und da wurde ihr ein Freund untreu. Der Eine, weil der Verkehr mit ihr nicht dem entsprach, was er sich davon erhofft hatte; der Andere wieder, weil ihm dieser Verkehr zu frei und ungebunden erschien. Sie achtete dessen nicht. Der Kreis der Männer, die sich in diesem merkwürdigen Haus wohl fühlten, mar immer noch groß genug; in diesem Hause, das eine verführerische Frau mit ihrem Reiz füllte, in dem alle Sinne umschmeichelt wurden, und in dem jeder Einzelne die Erfüllung seines geheimen Wunsches erhoffte!

Der Hausfrau war Jeder willkommen, der sich irgend welcher hervorragenden Eigenschaften rühmen konnte, war es Rang, großer Reichthum, geistige Begabung, oder besondere persönliche Liebenswürdigkeit.

Nur recht viel Sklaven vor dem Triumphwagen der Herrscherin, ihrem Herzen waren doch Alle gleichgültig!

So glaubte sie wenigstens.

Vor einigen Wochen hatte ihr Herr Möllburg, der seine interessante Kundin, trotz der Entfremdung der beiden Haushalte, noch ab und zu besuchte, einen jungen Mann zugeführt, Carlos Villarez, den Sohn eines amerikanischen Millionärs, der, unter dem Vorwande das deutsche Geschäft kennen lernen zu wollen, sein Leben in Berlin genoß.

Von französischer Mutter und spanischem Vater entsprossen, in Amerika groß geworden, vereinigte er die Eigenschaften dieser Nationen in seinem Aeußeren und seinem Charakter. Die dunkeln scharfgeschnittenen Züge, die brennenden Augen, die schlanke, sehnige Gestalt verriethen den Spanier; den liebenswürdigen Mund mit dem kindlichen Lächeln und das wohlklingende Organ hatte er wohl von der Mutter geerbt; und trotz seiner 23 Jahre mar er schlau und berechnet wie ein echter ?)ankee.

Seine Kameraden liebten es, ihn als Kind zu behandeln. Ein gefährliches Kind, halb Cherubin, halb Don Juan!

In Lenas Hause nahm er bald eine Sonderstellung ein. Er nannte sie „kleine Viaina" und nahm sich allerhand Freiheiten heraus, wie sie einem Sohn erlaubt sind. Er zupfte ihr Haar zurecht, band eine losgegangene Schleife, legte zutraulich den Arm um ihre Schulter, um ihr ein Geheimniß in's Ohr zu flüstern, und nannte sie zuweilen wie selbstvergessen, „Du".

Bald war er der häufigste Gast des Boudoirs, und er liebte es, zu den Füßen seiner „kleinen Mama" hingekauert, den Kopf auf ihre Kniee zu legen und seine Sünden zu beichten. Es war meist von Frauen die Siede, und sie stellte sich oft sehr erzürnt. Nur weil es gar zu reizend war, wie seine feuchten Blicke dann baten, seine weiche Stimme schmeichelte, und er sie so lange liebkosend bestürmte, nicht böse zu sein, „denn er würde es sicher niemals wieder thun," bis sie dem Reuigen verzieh.

Eifersüchtig wurde sie dadurch nicht, gewiß nicht! Diesem „Kinde" gegenüber mar sie ja eine gereifte Frau, und die Freude, die sie bei seinem Anblick empfand, die Unruhe, die ihr fein Ausbleiben verursachte, hätte ihr gewiß auch ein eigener geliebter Sohn eingeflößt.

Sie konnte darum bei den Neckereien der Freunde, die zu der steigenden Bevorzugung des Jünglings scheel sahen, recht böse werden. Wie unfreundschaftlich, ihr gerade dieses reine Verhältniß zu mißgönnen!

Wie zwischen Mutter und Sohn in ihren französischen Romanen, in denen auch selbst in diesem zartesten aller Bündnisse, die Galanterie so wichtig blieb!

Darum war es doch ganz harmlos, daß sie sich nach feinem Geschmack schmückte, nach seinen Launen Vergnügungen annahm oder abschlug, und ihm Plauderstunden schenkte, in denen sie für Niemand sonst zu Hause war.

„Er ist so einsam in der großen Stadt, ich muß ihm Heimat und Familie ersetzen," meinte sie.

Carlos war eine Woche verreist gewesen. „In Geschäften," hatte er gesagt, und in der ganzen Zeit nichts von sich hören lassen. Heute war ein Brief von ihni gekommen.

„Ich komme heute Abend 8 Uhr zu Ihnen; aber um des Himmels willen kein freindes Gesicht bei unserem Wiedersehen! Wie sehne ich mich nach meiner süßen kleinen Mama; nach dem duftenden Zimmer, in dem sie als schönste Blume blüht; nach dem Blick ihrer guten Augen, nach dem Druck ihrer rosigen Finger! Ich lebe nicht mehr bis zu der Stunde, wo ich den Kopf in ihren Schooß legen, und ihr Alles erzählen kann, was ihr leichtsinniger Sohn in der langen Zeit erlebt hat."

Lena hatte ihr Heim für den Langentbehrten festlich geschmückt. Alle Zimmer waren hell erleuchtet, nur im Boudoir waren die Lampen wie immer rosig verschleiert. Das flackernde Kaminfeuer warf phantastische Lichter in die halbdunklen, von ungewissem Flimmer erfüllten Ecken und kreuzte sich mit der hellen Flamme der Spirituslampe, die unter dem silbernen Sanwvar, auf dem niedrigen Theetisch, sang und summte. Veilchen und Tuberosen, Carlos Lieblingsblumen, füllten Vasen und Schalen; auch Lena's Gewändern entströmte ein feiner Veilchenduft. So viel Zeit und Sorgfalt sie auch heute auf ihren Anzug gewendet, sie mar nun doch zu früh fertig, und ungeduldig durchschritt sie die Räume, fragende Blicke auf die Uhr werfend.

Wieder im Boudoir angelangt, warf sie sich auf das Ruhebett. Sie dachte an Carlos, wie sie all die Tage her immer an ihn hatte denken müssen. Sie hatte sich unbegreiflich heftig nach ihm gesehnt. Sein schönes Gesicht, seine knabenhafte Heiterkeit, feine ungestüme Zärtlichkeit hatten ihr gar sehr gefehlt. Wo war er denn gewesen? Die „Geschäftsreise", bei seiner bekannten Trägheit ohnehin schwer glaublich, wurde von den Freunden lustig bespöttelt. Welche neuen Liebesabenteuer hatten ihn verstrickt? was würde sie ihm Alles zu verweisen haben?

Sie nahm sich vor, diesmal nicht so nachsichtig zu sein, wie sonst; sehr streng und ernst, wie es der mütterlichen Freundin geziemt; aber nicht zu streng, um sein Vertrauen nicht zu verscheuchen — um ihn nicht wieder entbehren zu müssen, lange, endlos öde Tage! Darum hatte sie auch ihr Haus und sich selbst so reizvoll geschmückt. Er sollte erkennen, daß er kein trauteres Heim, keine anmuthigere Gefährtin finden könne; er sollte sich gefesselt fühlen, um nicht wieder von ihr zu fliehen!

Sie blickte in den Spiegel, der ihr gegenüber hing und sie ganz wiedergab. Wie sie so dalag in dem weißen Wollgewand, die entblößten Arme hinter dem Haupt gekreuzt, glich sie einem klassischen Bildwerk. Von dem schwarzen Varensell hoben sich die schlanken Umrisse der biegsamen Gestalt scharf ab, im goldig flammenden Haar blinkte der silberne Halbmond. Rosig schimmerte die Haut durch die Maschen des Seidenstrumpfes, von dem der Goldpantoffel halb herabgeglitten mar. Das dämmernde Halblicht verwischte alle verrcitherischen Spuren, die das unruhige Leben, die rastlose Vergnügungsjagd ihr aufgeprägt. Nur vergeistigt, verfeiert erschienen ihre Züge. Das dunkel umränderte Auge schmachtete sehnsüchtiger und heiß brannte der Mund in der zarten Blässe des Gesichts.

Aus dem geheimnißvollen Halbdunkel, aus den gebrochenen Farben des Hintergrundes leuchtete sie hervor marmorhaft und doch voll feurigen Lebens. Sie lächelte sich zu, sie schwelgte in der eigenen Schönheit.

So wird sie Carlos sehen, bald, in wenig Minuten! Und er wird sie bittend umschmeicheln, seinen Kopf reuig auf ihren Schooß legen, seine Arme zärtlich um ihre Schultern schlingen! Ein wonniges Beben erfaßte sie bei dem Gedanken; ihre Augen verschleierten sich, der Mund athmete hastig.

Draußen ertönte die Klingel, sie hörte eine gedämpfte männliche Stimme. Das war er! Aber sie rührte sich nicht. Er sollte sie so sehen, in ihrer steghaften, ihren Reiz wie unabsichtlich darbietenden Stellung.

Ein paar Herzschläge lang lag sie still. Dann wendete sie den Kopf.

Vor ihr, die Kleider vom Schnee genäßt, die Stiefel beschmutzt, Haar und Bart vom Wind zerweht, stand ihr Schwager Hubert.

Sie starrten sich an. Beide sprachlos,—sie von einem jähen Schreck erfaßt; er wie gelähmt von dem überraschenden Anblick. Das Blut stieg ihm heiß in die Schläfen, die Hände preßten krampfhaft den weichen Hut zusammen.

Plötzlich ermachte die Frau zum Leben. Sie sprang auf. Halb unbewußt griff sie nach der seidenen Decke, die den neben ihr stehenden Tisch bedeckte und hüllte sich in ihre Falten. Da fand auch er die Sprache.

„Guten Abend, Schwägerin," sagte er. und seine Stimine klang heiser und rauh. „Wir haben uns lange nicht gesehen. Dich gelüstete es bis jetzt nicht nach einem Wiedersehen mit Deiner Familie." Er reichte ihr die Hand hin, aber sie that, als bemerke sie es nicht.

„Du heißest mich nicht willkommen; ich komme Dir ungelegen, in einem Augenblick, wo Du, wie es scheint, einen Anderen erwartest."

Sie antwortete nicht. In die Falten des Tuchs gewickelt, glich sie einer zürnenden Göttin, die Lippen fest zusammengepreßt, die Stirn gerunzelt. Welch ein Zwischenfall! In ihrem Kopfe summte nur der eine Gedanke: „Wenn er nur ginge, bald, gleich, ehe Carlos kommt!"

„Du fragst mich nicht, wie ich Dich gefunden habe, was mich herführt. Daß Du Dich nicht brennend nach mir sehnst, konnte ich wohl vermuthen. Aber da mich gerade Geschäfte nach der Stadt führten Geschäfte die eigentlich die Deinen sein sollten. — Das Grab Deines Mannes entbehrt noch immer des Schnmckes. Ich wollte Dir nicht vorgreifen" (er lachte bitter auf). „Aber nachdem der Jahrestag seines Todes vorbei war, hielt ich es doch für unpassend länger damit zu zögern.

— Das Denkmal ist fertig; allein dem Künstler genügt meine Zufriedenheit nicht, er wünscht es auch der trauernden Wittwe zu zeigen. So machte ich mich denn aus, die .trauernde Wittwe' zu suchen. Allzuschmer ist mir das nicht geworden. Du bist ja eine Art Berühmtheit in Berlin geworden, Magdalena: ich gratuliere zu dem raschen Erfolge."

Sie warf den Kopf zurück. Aus ihren halbgeschlossenen Augen schössen haßerfüllte Blicke nach dem Sprecher.

„Ich habe Auskunft über Dich gesucht," fuhr er fort; „sie ist mir überreichlich geworden. Magdalena" (er senkte die Stimine, als fürchte er, sie die Schwelle des Zimmers überschreiten zu lassen), „was habe ich Alles über Dich hören müssen! Daß Du schön bist, verführerisch und auf Verführung ausgehend, darüber sind Alle einig. Nur in einem Punkte gehen die Meinungen noch auseinander.' Die Einen halten Dich für fabelhaft reich, und glauben die Quelle dieses Reichthums nur allzu gut zu kennen. Die Anderen, wie Dein Banquier und seine Freunde, sehen in Dir eine Abenteurerin, die ihr eigenes Vermögen so lang aus dein Fenster schleudert, bis sie genöthigt ist, das der Fremden in Anspruch zu nehmen. Welche Auffassung gesällt Dir besser?"

Sie wurde leichenblaß unter den Worten, die sie wie Geißelhiebe trafen; aber sie schwieg.

„Du schweigst? Du blickst nach der Thür und überlegst, ob Du vermagst mich hinauszuweisen, ohne Deine Leute zu rufen. Und doch weißt Du, daß ich ein Recht habe —"

„Welches Recht?" rang es sich keuchend von ihren Lippen. „Schon einmal fragte ich Dich, welches Recht hast Du, mich zu demüthigen, zu bevormunden?"

„Das Recht des Mannes, der den Namen trägt, den Du entehrst."

„So will ich ihn von mir werfen! Was willst Du dann noch von mir? Deinen Bruder habe ich glücklich gemacht, so lange er lebte. Nach seinem Tode bin ich ihm nichts mehr schuldig."

„Vor dem Gesetz allerdings nicht, aber vor der Sitte, die Du mit Füßen getreten! Wie, wenn ich mich nun zum Rächer feiner Ehre berufen fühlte? Wenn ich hier bliebe, um den Mann zu erwarten, für den Du Dich fo schamlos geschmückt hast? Heute ihn, und morgen die Anderen, bis ich das ganze Gelichter Deiner Liebhaber verjagt habe?"

Sie starrte ihn an. Er erschrak vor dem Ausdruck der Angst, der ohnmächtigen Wuth, der sich in ihren Augen malte.

„Magdalena," sagte er weicher, „Du hassest mich. Wären Deine Älicke Dolche, ich stünde nicht mehr lebendig vor Dir. Und doch, weiß Gott, wenn ich auch die Worte nicht zu wählen weiß, wenn der Zorn mich hart und roh erscheinen läßt, ich bin nicht Dein schlechtester Freund, vielleicht Dein einzig getreuer. Höre auf mich, Magdalena! Du warst immer klug und vernünftig, trotz Deiner begehrlichen Wünsche. Welcher Wahnsinn hat Dich jetzt erfaßt, daß Du Deinein Untergang entgegentaumelst? Du weißt, wie ich, wie es mit Deinein Neichthum bestellt ist. Ueber die Hälfte Deines Vermögens hast Du schon vergeudet, und wenn das so fortgeht, so bist Du bald eine Bettlerin. Was dann, wenn Deine Mittel zu Ende sind? Wenn Du, an dieses von Dir stets ersehnte Leben der Ueppigkeit gewöhnt, nur die Wahl hast zwischen Armuth und Schande? Wach' auf, Magdalena! Du bist berauscht, betäubt von dem Weihrauch, den man Dir spendet. Du glaubst Dich erhaben über die Menschen, die Dich verachten, über die ehrbaren Frauen, die Dich verurtheilen. Aber wenn Du von Deiner trügerischen Höhe herabfällst, wenn Du nicht mehr die Herrin bist, sondern die Beherrschte, wenn Du Deine Gunst verkaufen mußt, anstatt sie zu verschenken — dann wirst Du empfinden, was es heißt, von der Welt verstoßen zu sein! Dein Stolz wird aus tausend Wunden bluten. Du wirst die brennend beneiden, die Du jetzt hochmüthig geringschätzest. — Und dann bedenke: Du bist nicht mehr jung! Noch bist Du schön. Schöner vielleicht, als Du je gewesen. Aber noch ein Paar Jahre so wild gelebt, und Du bist alt, mußt Dich mit geborgten Reizen schmücken, mußt Dir die Neigung der Männer erbetteln, die jetzt bewundernd zu Deinen Füßen liegen!"

«ord und Sud, 1,1,1«, IL

Lena war außer sich. Mit grausamer Hand zerpflückte der harte Mann alle ihre Freuden. In der Stunde der süßesten Erwartung übersiel er sie, und hielt ihr das Medusenhaupt einer entsetzlichen Zukunft vor! O nur dieseStimme nicht mehr hören, diese Gestalt nicht mehr sehen! Daß sie so schutzlos war, so ohnmächtig! Mitleid mit sich selbst erfaßte sie, verzweiflungsvolle Wuth.

„Was habe ich Dir gethan," schrie sie, „daß Du mich so marterst? Habe Erbarmen mit mir; gehe, gehe!!"

Und sie warf sich auf das Lager, den Kopf in die weichen Felle gedrückt, um ihr Schluchzen zu ersticken.

Ihr greller Schrei, ihr trostloses Aufweinen trafen ihn in's Herz. Langsam näherte er sich dem Ruhebette und sah auf die zuckende Gestalt herab. Seine Schläfen rötheten sich, er rang nach Worten.

„Ich bin zu weit gegangen, Lena, verzeihe mir." Und als sie von krampfhaftein Schmerz geschüttelt stch noch tiefer in die Kissen drückte: „Weine doch nicht so, beruhige Dich."

Sie hörte die Wandlung in ihres Berfolgers Stimme. Er war gerühn.

Wie, wenn es nur einer List bedurfte, um ihn vollends zu erweichen, um ihn von der Schwelle zu entfernen, die er dann nie, nie wieder überschreiten sollte? Mit gewaltiger Anstrengung bezwang sie sich. Sie faßte feine Hand, und flüsterte so leise, daß er sich tief über sie beugen mußte, um sie zu verstehen. „Ich bin nicht so schlecht, wie Du glaubst. Aber nicht heute kann ich mich vertheidigen. Ich bin krank, tief verwundet. Geh' jetzt, komm morgen wieder!"

Sie sah flehend zu ihm auf. Er mar ihr so nahe, daß ihr Haar seine Wangen Kreiste, ihr Athem seinen Mund. Er hatte sie nie so gesehen. Die Stolze, Spröde lag vor ihm, ein willenlos ergebenes Weib. Ein versührerischer Zauber lag in dem feuchten Blick ihrer Augen, in dem thränendurchzitterten Klang ihrer Stimme, in den schmerzgelösten schönen Gliedern, Der starke Mann zitterte. Seine Brust arbeitete, kalter Schweiß trat auf seine Stirn. Er preßte ihre weichen Finger zwischen die seinen, daß sie schmerzten.

„Was machst Du aus mir, Magdalena?" So stöhnte er. „Wäre es denn möglich? — wenn Du wüßtest — wenn ich Dir sagen könnte —."

Und plötzlich, wie von einem Blitzschlag gefällt, sank er zu ihren Füßen, und stammelte, in die Falten ihres Kleides gedrückt, milde Worte.

„Nicht der Haß ist es ja, der aus mir spricht, Lena! Liebe ist es, gierige, verlangende, zerfleischende Liebe. Ja Lena! Ich liebte Dich schon als meines Bruders Weib. Mit bitterem Vorwurs zwar, und tiefster Selbstverachtuug, denn meine Liebe war nicht nur Sünde, sie war auch Erniedrigung. Ich sah ja, wie gering Du uns achtetest; wie Du Dich nach Befreiung aus dem drückenden Joch sehntest. Zähneknirschend, mußte ich es dann später mit ansehen, wie Du Deine Freiheit nutztest, wie Du eiltest Deine geheimen Träume zu erfüllen. Aber es nagte an mir Tag und Nacht. Ich redete mir ein, es sei nur der Zorn über Deinen gewissenlosen Leichtsinn, der mich nicht zur Ruhe kommen ließ. Noch jetzt, auf dem Wege zu Dir, machte ick) mich glauben, ich folge nur der Stimme der Ehre, der Pflicht gegen den Bruder. Feigling, der ich Deinem verführerischen Zauber nicht widerstehen kann! der ich um die Liebe des Weibes bettle, an das ich nicht glaube, und das ich doch liebe mit heißem, zehrenden Verlangen! Ich weiß nicht, was ich spreche, verzeihe mir; o, erhöre mich. Fliehe diese Stadt, in der Du untergehst. Komm mit mir, sei mein Weib! Ich bin reich, Lena, viel reicher als mein Bruder war. Und ich will rastlos für Dich arbeiten, will alle Deine Wünsche erfüllen, und nie, ich fchwöre es Dir, soll Dich ein Wort an die Vergangenheit erinnern. Nichts verlange ich dafür, als daß Du mein wirst, mein ganz allein. Denn den würde ich tödten, dem Du einen Blick, einen Gedanken schenktest neben mir!"

Sie hatte sich längst aufgerichtet. Ihre Augen flammten, ihr Busen wogte. Jetzt sprang sie auf mit so jäher Bewegung, daß der Knieende zurücktaumelte.

„Also das ist Deine vielgerühmte Tugend," rief sie, „das ist die strenge Ehrbarkeit, die ich durch meine leichten Sitten beleidigt habe! Ein mehrloses Weib zu überfallen, es zu beschimpfen! Nicht aus heiligem, wenn auch ungerechtem Zorn; nein, aus boshafter Eifersucht, aus unreiner Leidenschaft für die Frau, die Du wie die Niedrigste beschimpfest! Wie erbärmlich, wie gemein! Und Du meinst, ich sollte niederfallen, Deine Gnade in Demuth hinnehmen! Ich, die ich wählen könnte zwischen den Besten, Edelsten, ich sollte mein Schicksal in Deine grausamen, harten Hände legen? In die Hände des Mannes, der stets meine harmlosesten Freuden getrübt hat, der mein trauriges Leben noch verdüsterte, den zu fliehen mein erster Gedanke war, als ineine Ketten fielen?! Nein, lieber in den Tod, lieber in Schande und Elend, als in Deine Anne!!"

Er stand vor ihr, erdfahl, bebend. Alles Blut, das ihm vorhin in den Schläfen brauste, drängte nach dem Herzen, daß er zu ersticken glaubte. Ein Krampf schüttelte ihn, er tastete nach einer Stütze.

„Ich danke Dir," sprach er dumpf, „Du hast ineine Ehre gerettet.'"

Sie hob den Arm, von dein die Hülle wieder abgefallen war, drohend nach der Thür.

„Hinaus, aus meinen Augen! Ich hasse Dich."

„Ich gehe schon," — seine Stimme hatte wieder denselben tonlosen Klang — „obgleich ich bleiben möchte, um Deinem Liebhaber die Lust zu vergällen. Aber ich will nicht länger Deinen Schutzengel spielen. Falle nur, versinke in dem Schlamm, mit dem Du liebäugelst. Werde, was Du der Welt längst bist, eine feile, mißachtete Dirne! — Närrin Du, Du glaubst, die Männer, die Dich umgeben, streben nach Deiner Hand! Nach Deinem Besitz wohl, für Monate. Tage, Stunden, je nach der Hitze ihrer verliebten Gluti)! Aber merke es Dir; wenn Du, gealtert, verlassen, von Leben und Menschen angeekelt, einen Schlupfwinkel suchst, so denke nie an die Familie, für die Du, von heute an, gestorben bist. Und wenn Du meine Kniee umklammertest, wie ich heute die Deinen umklammert habe — mit dem Fuße würde ich Dich hinmegstoßen, wie Du es mir gethan hast!"

Er wandte sich; die Thür siel hinter ihm zu. Langsam «erhallten seine Schritte.

Lena sah um sich. Es war Alles unverändert. Die Blumen dufteten, die Flamme sang, es war traulich, friedlich wie vorher. Und doch mar ihr, als füllten dunkle Schatten das Gemach; als durchtöne es noch die düstere, zornbebende Stimme!

Lange Zeit saß sie regungslos. Dann suchte sie, auf und abschreitend, ihre Gedanken zu klären. Welch ein Glück, daß Carlos nicht gekommen war! Welch ein Glück, daß er nun wohl nicht mehr kommen würde, denn sie hätte ihn doch nicht annehmen können, jetzt in dieser Stimmung!

Da ertönte auf's Neue die Klingel — und ehe sie einen Entschluß süssen konnte, stürmte der Jüngling in's Zimmer. Im tadellosen Gesellschaftsanzug, eine Tuberose im Knopfloch, einen großen Strauß Veilchen in der Hand.

„Endlich, einzigste Freundin," rief er, auf sie zustürzend, und ihre Finger mit Küssen bedeckend, „endlich bin ich wieder bei Ihnen. Wie lang, wie ewig lang habe ich Sie nicht gesehen! Und wie schön Sie sind; noch viel schöner, als ich Sie in meinen Träumen erblickte!"

Sie entzog sich ihm. In ihr zitterte noch die Erregung. Ihre Glieder bebten, und sie ließ sich in einen Lehnstuhl sinken, um nicht umzufallen.

„Was ist Ihnen, meine kleine, goldene Mama?" schmeichelte Carlos, vor sie hinkniend, und den Arm um ihre Knie legend. „Sie sind so blaß, so verstört, und wahrhaftig — Sie haben geweint. Sind Sie mir böse?"

Sie sah ihn mit einem langen Blick an, da er so kindlich zutraulich zu ihr aufschaute. Auch er war blaß. Um die großen dunklen Augen lagen tiefe Ringe, an den Schläfen traten blaue Adern hervor, und seine Hände brannten sieberheiß durch ihr Gewand.

„Sie haben mich lange warten lassen," murmelte sie, nur um etwas zusagen.

„Ohne mein Verschulden, und zu meinem größten Kummer. Aber denken Sie mein Eilebniß. In dem Blumenladen, aus dein ich meinen Willkommengrub holte, treffe ich Hartwig, der in der größten Aufregung ein Dutzend Tafelstrüußchen sür den Abend bestellt.

„‚Sie in Verlin, Carlos?' ‚Eben angekommen!' ‚Und ich Glücklicher muß Ihnen begegnen. Es lebe die Zerstreutheit, die mich meinen Tafelschmuck vergessen lies;! Ich nehme Sie mit mir. Wir geben heute unsere erste Gesellschaft. Olesia mar verzweifelt, Sie missen zu sollen!'

„Vergebens wehrte ich mich. Er faßte mich unter den Arm, zog mich in den Wagen, schleppte mich die Treppe hinauf, überlieferte mich seiner Frau — und eine volle Stunde verging, ehe ich mich ihrer Liebenswürdigkeit entreißen konnte."

„Hartwig ist verheirathet?"

„Seit vier Wochen! Wußten Sie das nicht?"
„Ich hatte es wieder vergessen."

Hartwig, einer ihrer ältesten Hausfreunde, hatte sich verheirathet, ohne es ihr mitzutheilen! Oft hatte er ihr von seiner Braut erzählt, einer vornehmen Polin, so daß sie auch für diese schon Freundschaft gefühlt: und nun ihr nicht vorgestellt, sogar die Hochzeit verheimlicht, um jede Annäherung zu vermeiden!

„Was sür eine Frau ist sie?"

„Frau v, Hartwig? Ein hübsches Provinzgänschen, scheu mje eine Klofterschmester und dem Herrn und Gebieter ganz ergeben."

„Und haben Sie ihr gesagt, daß ich Sie erwarte?"

„Ich werde mich hüten! Sie soll entsetzlich eifersüchtig sein. Und gute Freunde haben ihr gewiß schon von ihres Gatten einstiger Flamme berichtet."

Solch leichtfertiges Geplauder war die junge Frau gewöhnt und es behagte ihr sonst. Heute aber traf sie jeder Satz wie ein Messerstich in's Herz. Huberts finstere Töne summten zu jedem Wort die drohende Begleitung, und jeder Scherz wurde zur Beleidigung.

„Was ist denn heute mit Ihnen, süße Freundin? All die endlosen Minuten, die ich bei jenen langmeiligen Menschen verbringen mußte, sagte ich mir ja: Bald bin ich bei ihr, der Herrlichen, Gütigen! Bei ihr, die alle Sinne entzückt, durch ihren Geist, ihren Geschmack, ihre Anmuth! Und nun bin ich hier! Alles ist noch schöner, als ich es geträumt. Mein Lieblingslicht, meine Lieblingsblumen, mein Liebling selbst, so entzückend, so reizend — und doch so ganz anders als sonst, so kalt, so fremd?"

„Ich fühle mich krank, nervös. Gehen Sie, lassen Sie mich allein!"

„Sie schicken mich weg, Lena? Und ich hatte mich so maßlos auf den heutigen Abend gefreut. So sicher mar ich Ihrer Gastfreundschaft, daß ich es sogar gewagt habe, über Ihre Person zu verfügen."

„Wie das?"

„In einer lasterhaften Ecke bei Hartwigs wurde beschlossen, sich für die erlittenen Gesellschaftsfreuden zu entschädigen und nach Mitternacht noch bei Hiller zu souviren. Fräulein Gertraut vom Schauspielhause und die schöne Sängerin Alma sollten noch geworben werden. Mich beauftragte man, Sie mitzubringen."

„Da machten Sie also aus Ihrem Besuch bei mir kein Geheimniß?"

„Im Gegentheil. Ich versprach alle Mittel anzuwenden, um Sie zu ungestörter Plauderei für mich zu behalten. Im Nothfall sogar die Thür zu verrammeln."

„Und Sie fürchteten nicht, mich zu compromittiren?"

„Sie Lena? die vorurtheilsfreieste aller Frauen? Gehen Sie, Böse, Sie sind heute nicht Sie selbst! Was hat Sie mir in den acht Tagen so verändert?"

„Und wenn ich Sie nun fragte: Was haben Sie in dieser Zeit begonnen? Welche Art von ‚Geschäftes hat Sie Müßiggänger von hier weggetrieben?"

„Ihnen das zu erzählen bin ich ja eben gekommen! Aber nicht diesen strafenden Blicken, diesem strengen Mund kann ich beichten! Kommen Sie, kleine Mama, strecken Sie die schönen Glieder auf Ihr Bärenfell — so. — Wie sanft das Feuer ihr süßes Geficht beleuchtet! Wie berauschend schön Sie aussehen, halb Göttin, halb Bacchantin! Und nun lächeln Sie auch wieder ein Wenig, das macht mir Muth! Ich will zu Ihren Füßen kauern und Ihnen eine Geschichte erzählen, ganz heimlich, ganz leise, daß sie außer uns Niemand hören kann."

„Es war einmal ein Jüngling, unter einer Sonne geboren, deren Strahlen das Blut erhitzen, Geist und Körper frühzeitig reifen. Er wuchs in Reichthum und Fülle auf; jeder Laune ward Erfüllung, ihm ward Alles, was er begehrte, Lebenslust und Frauengunst. — Und doch mar er nicht glücklich. Er träumte von einer großen Leidenschaft, wie sie sein Herz noch nie wirklich erfüllt hatte, fesselnd ohne zu übersättigen, sinnenreizend und doch vornehm. — Er fand sie nirgends. Da wanderte er in feme Lande, unter einen kälteren Himmel — und da — führte ihm das Geschick ein Weib entgen, das alle seine Phantasieen noch weit übertraf. Voll irdischen Reizes und zugleich seelisch schön, hingebend und abstoßend, unberechenbar eigenartig in all ihrem Thun und Lassen. Aber ach — sie stand hoch über ihm! — Reich, verehrt, umschmeichelt, mar sie seinen Wünschen entrückt. Und er träumte von ihr, Tag und Nacht, mit fieberhaftem Verlangen. Da sagte er sich: Ich will ihr entfliehen. Eine Andere soll mich die vergessen machen, die zu besitzen ich nur im Wahnsinn zu hoffen wagen darf. Er flüchtete mit der Anderen. Vergebens! Ihr Bild verfolgte ihn, nur sie küßte er, wenn er die Andere in den Annen hielt! Muthlos gab er den Kampf auf. Er kehrte zu ihr zurück, zu der Einzigen, die er doch so hoffnungslos liebte — Sie fchmeigen — darf ich weiter sprechen, meine süße goldene Mama — nein! — meine angebetete, heißgeliebte Freundin?"

Regungslos hatte Lena gelegen. Ihre Augen trugen einen leeren Ausdruck, als verstünde sie nicht, was sie hörte. Jetzt richtete sie sich auf und seine Annäherung von sich abmehrend, sagte sie langsam:

„Sie haben eine wirkliche Mutter, Carlos? Würden Sie auch ihr eine solche Geschichte erzählen?"

„Wie meinen Sie das? — Meiner Mutter? — Ach, was hat meine Mutter mit dieser Beichte zu thun?"

Er wurde unhöflich, so hatte ihn die seltsame unerwartete Frage aus der Fassung gebracht.

„Sie haben mir überhaupt nie von Ihrer Mutter erzählt, von Ihrer Familie. — Von Anderen weiß ich, daß eine Ihrer Schwestern in der Nähe Berlins lebt und die Hauptstadt oft besucht. Sie ist sehr schön, nicht wahr?"

Immer bestürzter wurde der Jüngling. Was sollte diese Wendung? War das Koketterie, um sein Geständniß zu verzögern?

„Jawohl," sagte er. „Aber was kann Sie das interessiren?"

„Was mich das interessiren kann? Sie bedenken wohl nicht, was Sie sprechen? Bin ich nicht Ihre beste Freundin? Nennen Tie mich nicht Ihre kleine Maina? Nehme ich nicht Theil an Allem, was Sie betrifft? Sie misten, ich meide sonst die Gesellschaft der Frauen; ich weiß nichts mit ihnen anzufangen. Aber Ihre Schwester kennen zu lernen, das habe ich in letzter Zeit oft gewünscht. Wenn sie Ihnen gleicht, so muß ich sie schnell lieb gewinnen. Wollen Sie sie mir zuführen?"

Carlos war fprachlos. Also das mar es! Seine Leidenschaft wollte sie nutzen, um sich den Weg in die ihr verschlossene Gesellschaft zu bahnen. Und die sittenstrenge Schwester, die seinen Umgang mit der „berüchtigten" Frau scharf verdammte, der er längst als Lenas Geliebter galt, sollte er in dieses Haus bringen?

„Sie könnten mir keinen lieberen Auftrag geben," stammelte er; „aber meine Schwester ist leider unpäßlich. Kommends Familienfreuden — — sie geht voraussichtlich in den nächsten Monaten gar nicht aus."

„Und das wagen Sie mir zu sagen, da ich erst gestern die Beschreibung der glänzenden Toilette gelesen, die sie auf dem Ball des amerikanischen Gesandten trug?" Sie war aufgesprungen. Ihre Augen sprühten.

Aber auch sein Zorn regte sich. — Ihn, der voll übermüthigen Siegesgefühles gekommen, wie einen Schnlknaben zu behandeln!

„Was für eine seltsame Scene spielen Sie mir da vor? Woher dieses plötzliche Interesse sür Menschen und Dinge, die Sie sonst verachten? Wollen Sie mich verscheuchen, weil Sie einen Anderen erwarten?"

Sie erblaßte, und er milderte rasch den scharfen Ton zu bittender Weichheit.

„O, verzeihen Sie mir! Ich weiß nicht, was ich rede; der Schmerz verwirrt mich. Warum sind Sie auch so kalt heute? Warum wollen Sie mich nicht verstehen? Allzugut wissen Sie ja, wer der Jüngling ist, und die Frau, die er anbetet. Ja Lena, wozu die Maske? Sie missen, daß ich Sie liebe, glühend, namenlos! Sie müssen es wissen. Ihre scharfen Augen haben längst gesehen, daß es nicht die Gefühle eines Sohnes sein können, die ich für Sie, Verführerin, hege. Meine Finger bebten, wenn sie Ihre Gestalt berührten; und wenn ich Ihnen meine Sünden, meine Abenteuer beichtete, so war es nur, um Ihnen von Liebe zu sprechen, die doch nur einzig und allein Ihnen galt. — Und Sie

ließen mich gewähren Sie ließen mich hoffen — — — O Lena,"

flüsterte er, heiß den Arm um sie schlingend, und sie dem Ruhebett zuführend, „wirf den spröden Stolz hinweg! Gestehe, daß auch Du mich liebst. — Wohl ist es wahr, daß ich Dich geflohen! Ich wehrte mich gegen Deine Macht! Ich wollte der erschreckenden Kraft widerstehen, die mich mit unwiderstehlicher Gemalt zu Dir riß. — Aber auch Du hast gelitten durch meine Abwesenheit. Ich sah es sofort an Deinen blassen Wangen, Deinen heißen Händen, Deinem unruhigen Wesen. Du liebst mich! Hätte ich es nicht schon gewußt, dies Zimmer, das Du mir so festlich bereitet hast, hätte es mir gesagt! Du selbst, Deine bräutlich geschmückte, geängstigt schöne, doppelt berückende Gestalt!" — Er beugte sich tief über sie; wie zärtliche Liebkosungen umschmeichelten sie seine leisen Worte: „Sei mein, Geliebte! Entflieh mit mir, weit weg von den kalten, gewöhnlichen Menschen. In meiner Heimat weiß ich einen Ort, da ist es ewiger Frühling. Da duften die Blumen, da singen die Vögel, da rauschen die Bäume! Dort sollst Du als Königin herrschen; mit Brillanten und Perlen will ich diesen weißen Hals schmücken, zu Deinen Füßen will ich liegen und einen langen seligen Liebestraum träumen! — Sei mein! Geliebte!"

Er saßte ihre Hand. Weich und brennend wanderten seine Lippen von ihren schlanken Fingern, den schönen Arm entlang, um lange und durstig auf ihrem Munde zu weilen. —

Sie lag wie betäubt. Wild klopfte sein Herz an dem ihren. Heiße Schauer durchbebten sie. Ihr Mund öffnete sich lechzend, die Wimpern schlössen sich ^

Da sprang ein Stück Holz prasselnd aus dem Kamin. — Lena fuhr auf. — Hatte da nicht eben eine dumpfe Stimme gerufen: „Dirne! feile, ehrlose Dirne!!" Der Zauber mar gebrochen. Sie sah Carlos' zitternde Gestalt, sein geröthetes Gesicht, seine in Trunkenheit schwimmenden Augen. Ein Ekel erfaßte sie. Sie stieß ihn von sich.

„Gehen Sie," rief sie, „Sie sind schlecht, und Ihre Liebe ist eine Beschimpfung! So gehen Sie doch," wiederholte sie außer sich, und stampfte mit dem Fuß. „Bei den Frauen, die mich verachten, können Sie mit Ihren Perlen und Brillanten vielleicht erlangen, was Sie bei mir vergeblich suchen!"

Er. hörte nicht auf sie. Die Küsse, die er auf ihre Lippen gedrückt, hatten die ganze südliche Wildheit in ihm erweckt.

„Ich lasse Dich nicht, schönes Weib; mein mußt Du werden und

sollte Gewalt" Ein Stoß vor die Brust ließ ihn zurücktaumeln.

Wie eine kampfbereite Löwin stand sie vor ihm.

„Was wagst Du, Knabe? Soll ich meine Leute rufen, daß Dir die Züchtigung werde, die Du verdienst?"

Sie sahen sich an. Die Augen, die eben so begehrlich in einander getaucht waren, maßen sich zornerfüllt. Ein böses Wort schwebte auf seinen Lippen. Aber er bezwang sich. Sie war so begehrenswerth! Und nun erst recht wollte er sie besitzen. Dann sollte sie büßen für die Schmach, die sie ihm angethan!

„Ich gehe," sagte er, „und ich würde den nächsten Tag nicht erleben, müßte ich fürchten, Sie auf immer verloren zu haben. Aber Sie werden morgen anders denken; man hat mich bei Ihnen verleumdet."

Noch ein Mal versuchte er, sich ihr zu nähern. Ein Blick scheuchte ihn zurück. Da zuckte er die Achseln, und verlegen, wie ein Schauspieler, der sein Schlußwort vergessen, trat er den Rückzug an.

5 5

Auch hinter ihm schloß sich die Thür. Auch seine Schritte verhallten. Lena war wiederum allein. —

Sie strich mit der Hand über die Stirn. Die Kraft, mit der sie sich eben noch vertheidigt hatte, verließ sie.

Hilflos sank sie an die Erde, das Gesicht in die Hände vergraben. Aber ihr Bewußtsein schwand nicht; und sie fand keine Thränen.

Klar und greifbar, als hätten sie Leben gewonnen, standen die Worte, die Bewegungen ihrer beiden Besucher vor ihr; der beiden Männer, die ein Hohn des Schicksals ihr an einem Abende hintereinander zugeführt, die sich ablösten, wie um sich zu ergänzen, deren Stimmen zusammen die entsetzlich harmonische Disharmonie bildeten, die ihr so schrill in den Ohren dröhnte! Die beiden Männer, von denen ihr der Eine so verhaßt, der Andere so theuer gewesen! Und von denen doch gerade der Letzte ihr die tausendmal schimpflichere Beleidigung angethan! Er, dem sie nur Liebes gethan, den sie bei sich aufgenommen, freundschaftlich, mütterlich!

Sie lachte grell auf. Mütterlich! Wozu noch die jämmerliche Komödie!

Hatte er ihr nicht gesagt, daß sie es von Anfang gewußt, was sie von seinen Gefühlen zu halten habe, und daß auch sie, von der gleichen verlangenden Leidenschaft erfüllt, die Freundschaft nur als Deckmantel für das heiße Liebesspiel genommen! Und daß es kaum seiner schlauen List bedurft habe, dieser Entfernung, die ihre Sehnsucht steigern sollte, um sie in feine Anne zu führen, mühelos, fraglos! Bei dem Stelldichein des heutigen Abends, „zu dem sie ihm die Wohnung so festlich bereitet!" So also dachte er, so dachten alle die ritterlichen Freunde, die sie ihrer Verehrung versicherten! Da war auch nicht Einer, der an sie glaubte; nicht Einer, der sie in Gefahr meinte, und sie zu warnen eilte; nicht Einer, der sie für gut genug hielt, um sie mit seinem Namen zu schützen! Alle verachteten sie. Alle schätzten sie einer Dirne gleich! —

Wie sie sie verabscheute, in diesem Augenblick; wie sie sich vornahm, ihnen ihre Thür zu verschließen, sie aus diesen Räumen zu verjagen, Alle, Alle!

Sie verjagen? Aber was sollten diese Räume dann? Was sollte sie denn allein? Eine Königin ohne Hofstaat?

Sich andere Vasallen suchen, einen anderen Schauplatz für ihre Triumphe? Aber wie? wo? — Würde es ihr noch einmal gelingen? Die einzige Stütze ihres Lebens, ihr Vertrauen zu sich selbst, war unter ihr zusammengebrochen. In dem grellen Lichte, das ihr plötzlich Gegenwart und Zukunft beleuchtete, sah sie ihr eigenes Ich zum ersten Mal in grausamer Klarheit, und sie beurtheilte sich wie eine Fremde mit schonungsloser Härte.

Was war sie, daß sie sich berechtigt glaubte, eine Sonderstellung einzunehmen: daß sie verlangte, angebetet zu werden, zu herrschen? Nicht reich, nicht vornehm, nicht begabt und nicht schön! Auch nicht schön? Sie riß die Schleier von den Lampen und die brennende Kerze in der Hand stierte sie ihr Spiegelbild an. Was für scharfe Linien um den verblaßten Mund; welche Falten um die glanzlosen Augen, und an den Schläfen, nun die kunstvolle Frisur zerstört war, graue Haare! Nein, sie war auch nicht mehr schön!

Anderer Reizmittel hatte es bedurft, um sie begehrenswert!) zu machen. Der entblößten Arme, der wie unabsichtlich verrathenen Weichheit der Linien, des berechneten Anzugs, der ganzen geheimnißvoll erregenden Umgebung.

Und wenn sie gezwungen war aus dem Nahmen zu treten, der sie erst zum Bilde machte, was war sie dann? —

Mitternacht war lange vorüber. Wiederholt hatte die geängstigte Dore ihre Herrin gemahnt, die Nuhe zu suchen. Aber sie wies sie schroff zurück. Schlafen gehen, vielleicht einschlafen, vergessen — um morgen wieder zu erwachen zu dem elenden Bewußtsein ihres veränderten Lebens! Wie sollte sie es ferner ertragen? Werthlos lag es vor ihr, wie die zerbrochene Puppe vor dem weinenden Kind. Ein zerstörtes Spielzeug, inhaltlos!

Sie irrte durch die Zimmer, die leblosen Zeugen ihrer Niederlage. Sie hätte sie von den Wänden reißen können, alle die Kostbarkeiten; hätte Alles zertrümmern mögen und unter diesen Trümmern und Scherben sich selbst begraben — sterben. Eiskalt überrieselte es sie bei diesem Gedanken. Wie konnte sie an Sterben denken, sie, die immer nur dem Leben, dem Genuß nachgejagt?

War denn ihre Lage wirklich so verzweifelt? Gab es keinen anderen Ausweg aus der Finsterniß, die ihre Seele umnachtete?

Nicht eines Athems Länge gedachte sie ihres Schwagers und seiner ehrlichen, ihm wider Willen abgerungenen Werbung.

Der Verabscheute! Er hatte ihr einen schlechten Dienst ermiesen mit seinem Kommen, mit seiner finsteren Predigt, die Alles in ihr aufrüttelte, was noch von alten Vormtheilen in ihrem Gewissen schlief. Was sollte ihr der Verurtheilten, Verdammten, dieser Fetzen bloßer Tugend, an die doch Niemand glaubte?

Wäre er nicht gekommen, hätte er sie nicht aufgeweckt aus der süßen Beklommenheit, mit der sie Carlos erwartete, sie wäre jetzt vielleicht glücklich.

Aber war es denn dazu zu spät?

Ein Wort und der Verscheuchte lag wieder zu ihren Füßen!

Schon näherte sie sich dem Schreibtisch — doch die Feder entfiel ihrer Hand. Sie konnte nicht. Derselbe Ekel, der sie erfaßt, da sie Carlos trunkenes Gesicht gesehen, packte sie jetzt wieder.

Sie, die alternde Frau und der unreife .Knabe! Und nach ihm wieder ein Anderer, und wieder Einer, bis sie zu den Frauen gehörte, die man verleugnet, meidet; zu Zeiten eine Herrscherin, in Wahrheit eine erniedrigte Sklavin!

Mit milder Selbstverachtung sagte sie sich, daß sie nichts mehr habe, nicht einmal warme Sinne. Zu schlecht, um gut zu sein, hatte sie die Erbärmlichkeit nicht einmal, schlecht werden zu können!

Sie trat an's Fenster und hob die Gardine. Draußen stürmte der Nachtwind durch die Bäume: an dem sternenlosen Himmel jagten finstere Wolken. Und sie gedachte ihrer freudlosen Jugend, ihrer liebeleeren Ehe; der kurzen Monate, in denen sie das Glück zu genießen glaubte. Ein falsches Glück, dessen Nachgeschmack wie Asche und Galle in ihrein Inneren brannte. Sie liebte Niemand und Niemand liebte sie! Die geringste der Frauen, die sie einst verlacht, besaß mehr Lebenswerthes als sie!

Sie starrte in den Garten — der Wind hatte sich gelegt, leiser Regen rieselte herab. Auch in ihr folgte erschöpfte Müdigkeit dem wilden inneren Kampfe. Eine weiche Stimmung regte sich, die Sehnsucht, sich an eine andere Menschenbrust zu lehnen, ihren Schmerz auszuweinen.

Sie mißtraute dieser Rührung.

Was sie heute erlebt, durchkämpft hatte, das war unerbittliche, unveränderliche Wahrheit! Nur verzögern ließ sich ihr Geschick, nicht abwenden.

Wohlan denn! Wenn sie ihr Spiel so jämmerlich gespielt, daß sie als Bettlerin vom Tisch der Freude aufstehen mußte; wenn sie nicht verstanden hatte zu leben — durch ihren Tod wenigstens wollte sie zeigen, daß sie nicht zu den Gewöhnlichen ihres Geschlechts gehörte! Freiwillig wollte sie von dem Schauplatz ihrer Erfolge verschwinden, ehe Jemand die Roth ahnte, die sie zwang. Nicht Blatt um Blatt sollte ihre Schönheit welken und Schande und Elend ihren Namen trüben! Wie eine Blume, die der Sturm in voller Blüthe knickt, wollte sie hingehen. Und folgte ihr dann auch keine liebevolle Trauer, so doch wenigstens ein fragendes Bedauern, die Sehnsucht eines ungestillten Wunsches.

Blaß und fahl wie der dämmernde Tag, der sich durch die Scheiben stahl, ging sie, aus ihrem Waffenkasten ein Pistol zu holen. Noch einmal durchschritt sie die Wohnung und beseitigte die Unordnung, die ihre erregten Hände angerichtet.

Dann verschleierte sie wieder die müde brennenden Lampen ihres Boudoirs, streckte sich auf das Bärenfell, hüllte sich dicht in die Falten ihres Gewandes und legte mit ruhiger Hand die Waffe auf ihr pochendes Herz.

„So ist sie denn hingegangen in der Blüthe ihrer Jugend! Sie, die ihrem Gatten eine treue Gefährtin, eine unermüdliche Pflegerin gewesen, sie ist ihm auch bald gefolgt in jenes Reich, in dem es keine Trennung mehr giebt; in jenes Reich, das nicht von dieser Welt ist, und in dem himmlische, ewige Freuden der Wiedervereinigten harren. Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, sein Wille sei gepriesen in Ewigkeit, Amen." —

Der alte Pastor, der seine Rede an Lenas Grab mit diesen Worten schloß, wußte nichts von den Umständen, die ihren Tod herbeigeführt hatten. Er kannte keinen Klatsch, und in seine Gelehrtenstube drangen keine böswilligen Gerüchte. Er hatte Frau Cranz als Wittme gesehen, bleich in sich versunken; er senkte auch sie nach wenigen Monaten in die Erde. Das hatte ihm den Tert zu seiner Predigt angegeben.

Das kleine Trauergefolge, das ihn umstand, flüsterte wohl heimlich und warf sich vielsagende Blicke zu, und doch hätte auch von ihnen Keins etwas Bestimmtes behaupten können. —

Die treue Dore, die allein in ihrer Herrin Nähe schlief (Diener und Köchin wohnten im Seitenflügel) hatte in jener Schreckensnacht, von dem Geräusch aufgestört, trotz ihres Schmerzes die volle Fassung bewahrt. Sie beseitigte jede Spur des verhängnifzvollen Schusses, und der befreundete Arzt, den sie des Morgens herbeiholte, fand die Entseelte, wie schlafend, auf ihr Lager gebettet. Die Hoffnung ihn über die Todesursache zn täuschen, wurde der treuen Dienerin freilich nicht erfüllt. Doch ihre rührenden Bitten, der geliebten Herrin Andenken zu schonen, bewogen ihn zu einer Rundfahrt nach den Redactionen der bedeutendsten Zeitungen, wo er das Versprechen erhielt, das Ereigniß zu verheimlichen oder doch wenigstens den Namen zu verschweigen. So war die Wahrheit noch nicht nach Nemburg gedrungen.

Nur Hubert kannte sie in ihrein ganzen Umfange.

Dore, der sein Besuch in LenaS Haus nicht entgangen war, mußte ihn aufzufinden; seinen ahnungsvollen Fragen hielt ihre Schweigsamkeit nicht Stand.

Ein gramvolles Wiedersehen und eine gramvolle Fahrt, da er sie init sich führte, nach der er im Leben einst so heftig verlangt — als Leiche!

Neben ihren Gatten wurde sie gebettet, in der kleinen Stadt, der sie zu entfliehen trachtete; und nichts erinnerte an die Zeit ihrer großstädtischen Triumphe, als eine Anzahl kostbarer Kränze, die aus Berlin für sie eingetroffen.

Der Segen war gesprochen, das Grab gefüllt; die wenigen Leidtragenden, die eigentlich nur Neugierige gewesen waren, hatten sich entfernt.

Nur Hubert stand noch vor dem frischen Hügel. Seine Gestalt mar gebrochen, sein Haar vollends gebleicht. Immer sah er sie vor sich, die jetzt allen Kämpfen entrückt war.

Aber nicht mit dem stillen Lächeln auf dem ruhigen Gesicht, wie sie damals in ihrem Lieblingszimmer zwischen ihren Blumen gelegen! Nur mit den, Zornesblick in den dunkeln Augen, die verführerische Gestalt hoch aufgerichtet, den entblößten Ann drohend zur Abwehr ausgestreckt.

Er bückte sich. Einem großen Strauße von Veilchen und Tuberosen, der die Luft rings umher mit herrlichem Duft erfüllte, entnahm er einige Blüthen. Dann verließ auch er den Friedhof. Seine Vaterstadt hat ihn nie miedergesehen.

Giuseppe Verdi.*)

von

Heinrich Ehrlich.

— Berlin. —

io Entwicklungs-Geschichte der dramatischen Musik in Italien märe eine zwar mühsame, aber höchst dankbare Aufgabe für den gründlichen Musikforfcher. Denn in Italien ist die Oper entstanden, als ein Versuch der Wiederbelebung des antiken Dramas; von da aus verbreitete sie sich über Europa. Bis in die Mitte des verflossenen Jahrhunderts war sie allein maßgebend in der Musikmelt, und Italien mar das Land, in dem die größten deutschen Componisten ihre ersten Opern-Lorbeeren holten. Gluck, Händel, Mozart haben zuerst nur italienische Opern comvonirt; und an deutschen Hoftheatern wurden fast ausschließlich solche Opern gegeben. Die italienische Gesangskunst übte ihre Macht allenthalben, selbst als die Macht jenes Opernstiles zn sinken begann, als Händel**) vom Theater zum Oratorium überging, als Gluck seine Umwandlungen durchführte, als Mozart die „Entführung" und die „Zauberflöte" schuf und in der deutschen Nation das Bewußtsein erwachte, daß ihr

*) Es ist uns eine große Freude, gerade in der Zeit, wo sich Italien und die ganze musikalische Welt rüstet, das Jubiläum des gefeierten Componisten (17. November 1889) festlich zu begehen, zugleich mit seinem Bildnifz — welches Verdi nach einem Stich aus dem Jahre 187!) darstellt — diesen Artikel unseres verehrten musikalischen Freundes und Mitarbeiters veröffentlichen zn dürfen. Die Redaction.

**) Händel hat zwar im Anfange seiner hohen Mission ein paar deutsche Opern für den Hamburger Direktor und Componisten Reinh, Kaiser componirt: aber sie waren nach der damaligen Mode mit italienischen Arien vermengt. Dann hat er dreißig Jahre für das Theater nur italienische Opern geschaffen, bis er sich ganz dem Oratorium widmete.

Genius auch auf dem Gebiete der Oper Großes zu erzeugen vermag. Viele Arien Händel'scher Oratorien tragen ganz und gar das Gepräge der damaligen italienischen Moderouladen; die Arien der Constanze in der „Entführung", der Königin der Nacht in der „Zauberflöte" geben untrügliches Zeugniß, daß der himmlische Mozart der „ivelschen Bravour" ^) gar manches Zugeständniß bewilligt hat.

Eine spätere Forschung — die oben angedeutete Geschichte der dramatischen Musik in Italien — wird die Linien der Grenzscheiden festzustellen haben, an welcher die Wendungen der verschiedenen Richtungen sich vollzogen: wie Gluck den französischen declamatorisch-dramatischen Stil Lullys und Nameaus mit deutschem Geiste erfüllte und zur höchsten Kraft entfaltete; wie Mozarts Genius den deutschen dramatisch-lyrischen Stil schuf; und wie die Borläufer Rossinis jenen Weg einschlugen, auf welchem der geniale Comvonist des „Barbier", „Moise", der „Semimmide" zu jenen Triumphen gelangte, vor denen alle anderen gleichzeitigen erblaßten, und die seither nur von denen Verdi's überstrahlt morden sind.

Gar viel ist geschrieben worden über die kulturhistorische Bedeutung der Rossinischen Musik. Daß sie als die tönende Verkünden« des Geistes der damals herrschenden Gesellschaft zu betrachten sei, die, jeder höheren geistigen, ihr revolutionär erscheinenden Regung abhold, im momentanen sinnlichen Genüsse ihr Lebensziel suchte, und in Rossinis Musik den angenehmsten und verfeinertsten Kunst-Genuß fand. Das ist ja wahr; in Rossinis Musik waltet der Geist der Congreß- und Restaurationszeit, wie in den Beethoven'schen Sumvhonieen der Geist der Sturm- und Drangperiode und der französischen Revolution**). Aber man darf nicht außer Acht

lassen, welche musikalischen Mittel jene Zeit dem Componisten Rossini bot, auf welcher vor und nachher unerreichten Höhe die italienische Gesangskunst stand, wie Rubini, Donzelli, David, Lablache, die Fodor, Lalande, Colbran und Andere den Hörer in Begeisterung versetzten; und nicht etwa nur die „elegante", die Congreß- und Nestaurations-Gesellschaft, sondern noch ganz Andere, deren Geist sich gewiß nicht von der herrschenden Strömung mitreißen ließ, Grillvarzer besang 1825 die Fodor und den Lablache in überschwänglichen. recht schwachen Versen***). Hegel schrieb 1827 an seine Frau: „Das ist herrlich unwiderstehlich, daß man nicht von Wien wegkommen kann!" Und Carl M. von Weber, der 1823 in Wien

*) „Die Arie der Constanze 'habe ich ein wenig der geläufigen Gurgel der vlle, Cavalicn aufgeopfert. .Trennung war mein banges Loos' habe ich, soweit es eine welsche Bravourarie zuläßt, auszudrücken versucht." So schreibt Mozart an den Vater.

Ich verweise auf meinen Artikel „Der Musikminter" 1888/89 im Augustbefte von „Nord und Süd".

***) Ich fand sie in der Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode, Nr. ^5 vom 22. März 1827. Hier eiu Probchen:

Nachtigall, flöte nicht mehr; du gicbst deine Seele den Tönen,
All dein Leben wn Lied; was bleibt Dir, daß du lebst?

wellte, um seine Euruanthe vorzuführen, auf dessen künstlerische Wesenheit Nosfini'sche Musik abstoßend wirken mußte, schreibt an seine Frau: „Ein paar Künstler wie die Fodor und Lablache sind mir noch nicht vorgekommen. Hier ist die höchste reinste Vollendung, das Herrlichste, Grandioseste, was die Natur an Stimme geben kann, und Alles, was nur als Künstler verlangt werden kann; ich war unendlich ergriffen, und eine eingelegte Arie sang die Fodor so herrlich, daß ich überzeugt bin, wenn sie die Euryanthe sänge, man konnte toll werden; dieses tiefe, leidenschaftliche Gefühl und dabei die nie vergessene Herrschaft und Besonnenheit über alle Mittel." Und in einem anderen Briefe: „Ja wenn so gesungen und gespielt wird, da muß Alles wirken!" Solche Aussvüche entheben mich jeder weiteren Beweisführung; nur das Eine mag hier bemerkt werden, daß auch noch heute italienische Opernmusik von guten italienischen (oder in italienischer guter Schule gebildeten) Sängern vorgetragen, eine entschieden viel tiefer eingreifende Wirkung erzeugt, als wenn selbst die besten deutschen Künstler ihre Mühe daran wenden; daß also die Nossinische Musik in demselben Maße durch die unvergleichliche Wiedergabe der Sänger bezauberte, als durch ihren Zusammenhang mit der geistigen Richtung der herrschenden Gesellschaft.

Rossini trat in voller Manneskmft vom Schauplatze seiner Triumphe zurück, nachdem er noch im „Tell" gezeigt hatte, welch geniale Schöpferkraft in ihm lebte*) und wie er auch ernstlich gründlichen Arbeitens fähig war. Aber die Herrschaft der italienischen Musik dauerte fort, und die weichen süßen und oft wahrhaft edlen Weisen Bellinis — aus dem Munde Rubinis, Lablaches, Tamburinis, derGrisi,Alboni, Lalande, Malibranu.s. w. ertönend — übten auf die Hörer fast größeren Zauber, als vordem die brillantesten Arien Rossinis.

Gegen Bellini ist vielleicht noch mehr geschrieben und declamirt worden als gegen seinen genialen Vorgänger, der nunmehr in Bologna behaglicher Ruhe genoß. War diesem svectaculöse Instrumentation vorgeworfen worden, so hieß es von Bellini, er behandle das Orchester wie eine Guitarre, die zum Gesänge Begleitung zupse; seine Melodien seien weichlich kraftlos, süßlich, übersentimental u. s. w. iu inliniwm. Die deutschen Musikzeitungen überboten sich in derartigen Aussprüchen; ich erinnere mich einen Artikel gelesen zu haben, in welchem Rossinis „Othello" mit Bellinis „Normo." verglichen ward, und die letzten Arien der Desdemona weit über Alles gestellt wurden, was Bellini je geschaffen hatte. Die Zeit hat diese falschen Urtheile berichtigt. Daß Bellinis Compositionstechnik eine schwächliche war, ist nicht zu bestreiten; aber ebenso fest steht, daß

Es find nicht biosz die allbekannte» Schönheiten dieser Oper, welche vom Genie Rossinis zeugen: da ist ein wenig beachteter Brautchor im erste» Act, als der alte Melchthal die Paare segnet, der besten Meister würdig; ebenso das Frauentrio im legte» Acre.

manche seiner Melodieen die schönsten sind, die unter Italiens schönem Hinnnel geschaffen wurden. Und sie haben ihre Dauerkraft siegreich bewahrt. Welche Opern Rossinis werden heute noch gegeben? Der unverwüstliche „Barbier" und der mehr im französischen als italienischen Stile gehaltene „Tell" — und dieser doch meistens nur, wenn irgend ein reisender Tenor-Arnold sein hohes b und K hören lassen will. Aber die „Nachtwandlerin", „Norma", „Puritaner" sind auf allen Bühnen heimisch geblieben. Sie entstanden in der Zeit, da die empfindsame Lyrik herrschte, in Frankreich durch Lamartine, in Deutschland durch Heine; und manche ihrer Melodieen sind den schönsten Gedichten der Beiden gleichzustellen. Das Finale der „Norma" cor ti-äciisti") die letzte Traumarie der „Nachtwandlerin", die beiden Tenorarien in den „Puritanern" werden jedes Herz rühren, das für weichere Empfindungen empfänglich geblieben ist, das jedem Schönen in der Kunst warm entgegenschlägt, das nicht in trockener Gelehrsamkeit verknöchert, oder in aller modernster teutonischer Berferkerwuth verwildert ist. Bellinis früher Tod — er starb im 34. Jahre — war ein großer Verlust; sein letztes Werk „die Puritaner" bekundete so große Fortschritte nach jeder Richtung, daß man noch manches sehr Schöne mit Sicherheit von ihm erwarten durfte. Mit ihm war der am edelsten empfindende Musiker Italiens gestorben; und erst nach seinem Tode konnte Donizetti die Oberherrschaft über die italienische Oper gewinnen.

Ein flüchtiger Rückblick auf die Opern Donizettis, ein Vergleich derselben mit denen Rossinis, Bellinis und Verdis zeigt, daß er in ursprünglicher Begabung, in eigenthümlicher Erfindung unter allen Dreien stand, dagegen in der Geschicklichkeit der Mache und in musikalischem Wissen sie überragte. Er hatte vortrefflichen Unterricht genossen, mar sehr fleißig gewesen und in allen Musiksormen bewandert. Im Jahre 1843 am Charfreitage ließ er als Kaiserlich Oesterreichischer Hofkapellmeister und „Kammercomponift" in der Hofkapelle ein „Miserere" und ein „Ave Maria" aus seiner Feder aufführen, deren correct strenge Form selbst vor den Augen der Wiener Hoforganisten und sonstiger Kenner und Bekenner des Contrapunktes Gnade fanden. Auch giebt die Stimmführung in manchen mehrstimmigen Nummern seiner Opern Zeugniß, daß er tüchtigen Studien obgelegen hatte. Wahrhaft Originelles, Bleibendes hat er nur in den beiden kölnischen Opern „Elisir d'amore" und „Don PaSquale" geschaffen, in denen der heiterste Humor und Fluß der Melodie waltet; besonders „Don Pasquale" verdiente öfter gehört zu werden (freilich nur von italienischen Sängern); die meisten Nummern sind wahre Cabinetstücke feiner, geistreicher und melodischer Musik. Von Donizettis ernsten Opern — er hat deren über sechszig geschrieben — ist eigentlich nur die „Lucia" auf den Bühnen geblieben als die Paradepartie aller Coloratursängerinnen; hie und da taucht „Lucrezia Borgia" auf. Beide enthalten manche sehr wirksame Nummern, beide sind Werke eines Componisten, der keine eigentliche künstlerische Individualität, aber ein sehr begabter und ungemein geschickter, den Sängern ganz besonders zu Danke schreibender Eklektiker war. Und eben weil er *) keine ausgeprägte Individualität besaß, bildete er den Uebergang zu Verdi, der das was Jener ahnte und anstrebten, die dramatische Charakteristik in der italienischen Opernmusik, zur Vollendung brachte und bis zu dem Punkte führte, über welchen sie nicht hinausgehen darf, wenn sie ihren nationalen Charakter behalten soll; ich werde auf diesen Ausspruch später zurückkommen.

Giuseppe Verdi ist am 9. October 1813 in Roncole, einem ganz kleinen Dorfe nahe bei Busseto, ini ehemaligen Herzogthum Parma geboren. Seine Eltern hielten ein kleines Wirthshaus und einen ebenso kleinen Kramladen; sie nährten sich redlich und kümmerlich. Der Vater ging alle Wochen mit zwei Körben zu Fuße nach Busseto, um dort seinen Warenbedarf einzukaufen. Dieses Städtchen genoß von jeher eines besonderen Rufes wegen der Vorliebe für Musik und des Wohlthätigkeitssinnes seiner Bewohner. Es war (und ist noch heute) der Sitz einer „Philharmonischen Gesellschaft"; Präsident und eifriger Beschützer dieser Gesellschaft, ihr erster Flötist, Clarinettist, Hornist und Ophicleidist war der Spezereihändler und Liqueurfabrikant Barezzi, von dem Verdis Vater seine Vorräthe kaufte. — Im kleinen Giuseppe offenbarte sich von Kindheit an ein leidenschaftlicher Hang zur Musik. Den ersten Unterricht gab ihm der arme Organist des kleinen Dörfchens, dann kaufte ihm der Vater mit großen Opfern ein kleines, vollständig abgenütztes Spinett; ein Mechaniker Cavaletti setzte es „in einigermaßen brauchbaren Stand, unentgeltlich, um der guten Anlage und des Fleißes willen, den der kleine Giuseppe zeigte". So lautet ein Theil der Inschrift, die Ghislanzoni, einer der vielen italienischen Biographen Verdis, unter der Tastatur gefunden hat.

In seinem elften Jahre mar der Knabe schon so weit vorgeschritten, daß er als Stellvertreter des Organisten in Roncole verwendet wurde; dann brachte ihn der Vater nach Busseto, wo er die Schule besuchen und seine musikalischen Studien weiter führen sollte. Die erste Unterkunft fand er im Hause eines Schuhflickers, für dreißig Centesimi täglich. Das Organistenamt in Roncole — mit 36 Franken jährlichem Gehalte — versah er noch immer und ging jeden Sonntag zu Fuße dahin, um die Pflicht zu erfüllen. Bald ward er in das Haus des Spezereihändlers und Präsidenten der ^Philharmonischen Gesellschaft, Barezzi, eingeführt und nun änderte sich Manches. Erst copirte, dann componirte er für die Gesellschaft; deren Director, zugleich Kapellmeister der Kathedrale, Provesi,

*) Wenn ich Mercadcmte — dessen „Giuramento" und „Elisa e Claudio" ihrer Zeit sehr gefielen — sowie Ricci nur hier nenne, so geschieht dies, weil ihre Werke keine Phase der EntWickelung der dramatischen Musik bezeichnen.

ein tüchtiger Musiker, gewann ihn lieb, unterrichtete ihn und überließ ihm manchmal den Taktstock bei den Uebungen und Concerten der Philharmoniker, zuletzt sogar die Stellvertretung an der Orgel. Barezzi aber, der Präsident, roard der eifrigste und thStigste Beförderer des jungen Genies. Er bot ihm an in seinem Hause auf einem Wiener Flügel die Studien fortzusetzen, denen das arme aus Roncole mitgebrachte Spinettchen nicht mehr genügen konnte; und nach einigen Jahren verschaffte er ihm eine Unterstützung der Gemeinde und fügte von dem Seinen bei, auf daß der Schützling nach Mailand gehen konnte, um dort seine Studien zu vollenden und dann sein Glück zu versuchen; empfahl ihn auch einem sehr befreundeten Gymnasialprofessor so mann, daß dieser ihm sofort in seinem Hause Unterkunft gab.

Kaum in Mailand angekommen, stellte sich Verdi der Prüfungscommission des Conservatoriums vor, um als zahlender Schüler aufgenommen izu werden. Der berühmten Lehranstalt Director (Censor) war damals ein alter Maestro Francesco Basily (geb. 1766), von dessen künstlerischem Wirken heute fast nichts mehr bekannt ist. Er hat einige Opem comvonirt, kam dann 1837 als Capellmeister der Peterskirche nach Rom, wo er 1850 gestorben ist. Sein Name würde längst vergessen sein, knüpfte sich nicht die Erinnerung daran, daß unter seiner Direction des Mailänder Conservatoriums Verdis Ersuchen um Aufnahme zurückgewiesen ward. Ueber die Gründe dieses seltsamen Beschlusses sind viele Lesarten im Umlaufe. Felis in seiner Biographie giebt das sonderbare, fast lächerliche Motiv an, Basily hätte in'der Physiognomie des jungen Verdi nichts gefunden, was eine künstlerische Begabung erkennen ließ. Andere weifen mit viel verständigerer Ansicht der Dinge darauf hin, daß nach den Statuten des Conservatoriums nur Knaben vom 9. bis 16. Jahre angenommen werden und nicht länger als bis zum zwanzigsten die Anstalt besuchen durften, und daß Verdi bereits das neunzehnte Jahr erreicht hatte. Endlich ist noch Verdis eigene Angabe vorhanden, in einein Briefe cm Caponi, den italienischen Uebersetzer der Pougin'schen französischen Biographie. Nach dieser Angabe ist Verdi nicht von dem alten Basily allein, sondern von sämmtlichen Mitgliedern der Aufnahme-Commission sowohl als Componist wie als Claviersvieler geprüft morden, und ohne jeglichen ofsiciellen Bescheid geblieben. Nur Professor Roll«, dem er von Provesi, dem Organisten in Busseto, empfohlen war, und an den er sich wandte, gab ihm den Rath, „nicht mehr an das Conservatorium zu denken, und einen Lehrer aus der Stadt, Lavigna oder Neri zu wählen." Man kann also als feststehend annehmen, daß einerseits nicht die phystognomischen Studien des alten Basily den Entschluß der Commission herbeigeführt haben, sowie daß diese andrerseits sich nicht correct benommen hat, als sie den jungen Bewerber ohne Antwort ließ. Dieser nahm Unterricht bei Lavigna.

Im zweiten Jahre nach den eben erzählten Zwischenfällen starb der Organist der Kathedrale und Capellmeister der Philharmoniker in Busseto, Provesi, Verdis Lehrer; und dieser ward von seinen Freunden sofort aufgefordert sich um die freigemordene Stelle zu bewerben. Er that es, aber ohne Erfolg; ein von zwei Bischöfen empfohlener frommer, als Musiker ganz unbekannter Mann, Giovanni Ferrari, ward als Organist berufen. Die Philharmoniker geriethen in solche Wuth, daß sie in die Kirche drangen und alle der Gesellschaft gehörige Musikalien vom Chore gewaltsam wegnahmen. Dann setzten sie es durch, daß Verdi von der Stadt als deren Capellmeister bestätigt und besoldet wurde. In dem kleinen Städtchen von 200O Einwohnern bildeten sich zwei Parteien, die einander in jeder Weise und mit allen Mitteln befehdeten. Und übel wäre es den Philharmonikern und ihrem Capellmeister bekommen, daß sie sich mit der Geistlichkeit und deren Anhang verfeindeten, hätten sie nicht in dem Bürgermeister (PodestS) einen energischen Beschützer gefunden. Außerdem gewann Verdi selbst unter den Frommen zahlreiche Freunde; er componirte Messen und andere kirchliche Stücke und ließ sie in der Capelle des Franziscanerklosters, das dem bischöflichen Probste nicht unterstand, aufführen; auch spielte er manchmal die Orgel, und so oft das geschah, blieb die Kathedrale leer. Alles strömte in die kleine Capelle. Alle Kirchen der Umgegend bewarben sich bald um die Ehre, daß der junge Maestro bei ihnen einkehrte, und seine Compositionen aufführen ließ.

Im Jahre 1836 ehelichte Verdi die älteste Tochter Barezzis, seines edlen Freundes und Beschützers, in dessen Hause er wohnte. Margarethe war hübsch, liebenswürdig und spielte oft vierhändig mit dem Gaste — und so entspann sich das Freundschaftsverhältnis;, das in der Ehe einen glücklichen Abschluß fand. Zwei Jahre darauf ging das junge Paar nach Mailand, wo Verdi seine erste Oper auf die Bühne brachte. Dieses Erstlingsmerk steht in einer gewissen weitläufigen Beziehung zu Haydns „Schöpfung", und es wird unsere deutschen Leser interessiren, wenn mir hier Verdis eigene Erzählung, wie der Verleger Ricordi sie aus dem' Munde des berühmten Mannes vernommen und Herrn Caponi sofort mitgetheilt hat, in gedrängter Kürze miedergeben.

Im Jahre 1834 hatte Lavigna seinen Schüler zu den Proben der Mailänder Philharmonischen Gesellschaft geführt, die gleich der in Busseto aus Dilettanten bestand, aber viele singende Mitglieder zählte, und vom Maestro Masini und drei Concertmeistern geleitet wurde. Man studirte die Schöpfung, um sie im Teatro Filodrammatico aufzuführen. Bei einer Hauptprobe fehlten die drei Concertmeister, und Masini wandte sich an Verdi mit dem Ersuchen, die Begleitung am Clavier zu übernehmen. Der junge „Maestrino" entledigte sich der Aufgabe mit viel Geschick und Umsicht; das spöttische Mißtrauen, mit oem die Damen und Herren den mageren, ärmlich gekleideten Jüngling empfingen, verwandelte sich in laute Lobeserhebungen, und es ward ihm die Stelle der Concertmeister bei der Hauptaufführung übertragen. Eine zweite fand im adeligen Casino statt, in Gegenwart des österreichischen Statthalters, Erzherzog Rainer, und aller Spitzen der Gesellschaft.

Masini, der auch die Capellmeisterstelle im oben benannten Theater versah, zog den Maestrino zu manchen Hilfeleistungen im Orchester bei Opernvorstellungen heran? als Beweis der Zufriedenheit und Dankbarkeit für die unentgeltlichen Dienste gab er ihm die Anregung, für sein Theater eine Oper zu schreiben, und überreichte ihm die Skizzen eines Libretto, aus denen der Dichter Solera den „Oderts di San Bonifacio" bildete. So war also jene Probe von Haydns Schöpfung der mittelbare Anlaß zu der ersten Oper Verdis. Aber nicht im Teatro Filodrammatico wurde sie aufgeführt, sondern in der altberühmten Scala, die unter dem Impresario Merelli stand. Dieser, ein Mensch ohne die geringsten musikalischen Kenntnisse, besaß einen wahrhaft bewunderungswürdigen Jnstinct, Talent in Componisten und Sängern zu wittern, und verstand es, sie gleichzeitig zu übervortheilen, und bei guter Laune zu erhalten*).

Das Erstlingsmerk Oberto di San Bonifacio wurde am 17. November 1839 zum ersten Male aufgeführt; der Operncomponift Verdi feiert also in diesem Monate sein 50jähriges Jubiläum. Die Oper hatte günstigen Erfolg, manche Kritiker begrüßten „das neue Genie"; ein Beweis, daß die Italiener ihre Musik mit anderen Ohren hören, als alle Nationen diesseits der Alpen. Merelli schloß sofort einen Contract mit dem so hoffnungsreichen Componisten; er sollte drei Opern hintereinander von acht zu acht Monaten liefern. Er bekam zuerst das Textbuch „Proscritto" (der Verbannte), das ihm nicht gefiel, das Nicolai componirte. und mit großem Mißerfolge**) auf die Scala brachte. Dann wandte er sich auf Merellis Anregung der komischen Oper zu und componirte „Hn Aioru« cii Re^n«", die ein so ganz heilloses Fiasco machte, daß er sich verschmor, niemals

*) Er war später auch Pächter der Wiener Oper im Vereine mit dem alten Balochino. Dieser, ein Geizhals aber ein Ehrenmann, der seine Berflichtungen strenge einhielt, und Zweizüngigkeit nicht kannte, blieb immer unbeliebt. Mcrelli dagegen fühlte sich am behaglichsten, wenn er im Trüben fischen konnte, dem Wiener Oberftkämmerer Graf Lanczkoronsky fingirte Conctracte zu enormen Gehalten mit Sängern zeigte, denen er die Hälfte zahlte (die andere strich er ein), und dergleichen Kunststückchen mehr ausführte. Aber er zeigte immer gute Laune, selbst bei Beleidigungen — wenn er den Beleidiger brauchen konnte. Dabei liebte er die Kunst und Künstler nach seiner Weise, zog ihnen das Geld aus der Tasche, und bewirthete sie mit Champagner. Ein berühmter und edler italienischer Sänger sagte mir in den 40er Jahren: „Dieser 0er — Mcrelli! Uns Alle betrügt er; und dennoch gehen wir gern mit ihm um!"

**) Dieser war nicht ganz gerechtfertigt. Ich habe den „Verbannten" in deutscher Sprache auf der Wiener Hofoper aufführen hören, und kann versichern, er war nicht schlechter, als viele andere italienische gut aufgenommene Opern. In einem Concert Nicolais sang Jenny Lind mit Staudigl u. A. ein Quartett aus dem „Verbannten" und erregte „turors" und 6» oapn-Ruf.

mehr eine Oper zu componiren, und Merelli ersuchte, ihn seiner Verpflichtung zu entbinden. Der schlaue Impresario willfahrte dem desperaten Maestro ohne Gegenrede; er wußte wohl, daß diese Stimmung nicht lange dauern, daß die Anziehungskraft des Theaters in Bälde wirken würde, und nur der rechte Moment abzuwarten märe.

Verdi hat in der Mittheilung an den Verleger Ricardi — den Mißerfolg der Musik zum großen Theile aus der unbeschreiblich trüben Stimmung hergeleitet, in welcher das Werk entstanden war. Zuerst befand er sich in so bedrängten Verhältnissen, daß er nicht 50 Scudi (etwa 220 Mark) besaß, um die Wohnungsmiethe zu bezahlen, und daß seine Frau ihre wenigen Schmucksachen in das Leihhaus trug, um ihn von der Sorge zu befreien. Und kaum mar dies Unheil abgewendet, da kam noch viel härteres über ihn, e? verlor die zwei Kinder, zuletzt das brave Weib im kurzen Zeitraum von zwei Monaten, und stand allein! Unzweifelhaft mußten solche grausame Schicksale jede schaffende Kraft lähmen, und jede Heiterkeit der Stimmung für eine komische Oper verunmöglichen. Aber man kann, ohne dem Genie Verdis Abbruch zu thun, fest behaupten, daß er auch unter günstigeren Verhältnissen den „Fiorno" nicht besser comvonirt hätte. Denn Humor hat ihm die Natur versagt, das beweisen unwiderleglich die komisch sein sollenden Scenen in der sonst bedeutsamen Oper „1^ kor/» 6«! äestino", die er von Ruhmesglanz und Reichthum umstrahlt geschrieben hat*).

Merelli hatte richtig berechnet. Nach einem Jahre traf er — quasi zufällig — Verdi in der Gallerie Christofori, nahm ihn nach dem Theaterbureau, zeigte ihm das Libretto von „Nabucco", das Nicolai zurückgewiesen hatte, und zwang es dem Widerstrebenden, auf feinen Schwur Pochenden auf. Verdi fühlte sich von dem Textbuchs mächtig angeregt; in einer Nacht durchflog er es; am andern Morgen ging er zu Merelli.

„Nun?" fragte dieser, „wie gefällt's Dir?"

„Sehr schön."

„Also wirst Du es componiren?"

„Ich habe schon einmal gesagt und wiederhole es, ich will keine Oper mehr schreiben."

„So? das wollen wir sehen."

Merelli steckte das Buch in die Rocktasche Verdis, schob diesen zur Thürs hinaus, die er verschloß, und rixf ihm zweimal nach: „Du wirst es in Musik setzen!" Und so ist Nabucco entstanden!

Wenn man heute die italienischen Berichte über die erste Aufführung dieser Oper (9. März 1842) liest, über die Spannung, mit der sie er

wartet*), über den beispiellosen Enthusiasmus, mit dem sie aufgenommen wurde, so gelangt man zur Ueberzeugung, daß gemisse Kunsterscheinungen nur vom italienischen Publikum erfaßt und bewundert, von jedem anderen aber sehr gleichgültig betrachtet, wenn nicht abgewiesen werden. Selbst heute, wo die Opern Verdis in allen Welttheilen ertönen, hat Nabucco nirgends einen Halberfolg errungen; in Mailand wurde er als Verkündiger einer neuen Aera begrüßt. Auch die „^«inbaräi prim» «roeciata", die in Italien fast gleiches Furore erregten, haben anderswo nirgends bleibende Stätte gefunden, obwohl sie für Paris eigens neu bearbeitet und in der großen Oper mit dem Titel „Jerusalem" vortrefflich aufgeführt wurden. Dagegen erregte „Ernani", obwohl gerade diese Oper in Italien nicht überall mit gleichem Enthusiasmus aufgenommen ward, in Deutschland die Aufmerksamkeit derjenigen Hörer, die nicht von vornherein alles Italienische verwarfen. Ich erinnere mich „Ernani" in Wien gehört zu haben (Mitte der vierziger Jahre), und daß schon damals das Duett des Königs mit dem alten Sylva, der Schwur Ernanis an Sylva, die Arie Carl V. im Grabgewölbe und das darauf folgende Finale als Schöpfungen einer sehr bedeutenden Kraft erkannt wurden, wogegen allerdings die Bravourarien und manche Allegri, damals wie noch jetzt, den deutschen Empfindungen zuwider sein mußten. Bei der Composition dieser Oper hatte Verdi auch den ihm ganz zusagenden Textdichter gefunden, Piave, der sich jeder Anforderung unterzog, jede verlangte Aenderung sofort gehorsam ausführte, jede Laune des Meisters ertrug und jeden Gang, jeden Auftrag willig übernahm. Der Textdichter der drei ersten Opern, Solera, hatte zwar auch Alles gethan, was Verdi von ihm wollte, aber nur aus Gefälligkeit, als Concession, und nicht ohne eine gewisse brummige Selbständigkeit. Seine anfangs glänzende Laufbahn endigte traurig. Mit neunzehn Jahren hatte er einen Band Gedichte veröffentlicht, die mit ungemeiner Gunst aufgenommen wurden. Dann dichtete er die drei Texte für Verdi, die ebenfalls großes Lob gewannen, obwohl sie superlative Albernheiten enthielten, die selbst von den heutigen italienischen Biographen nicht weggeleugnet werden. Dann dichtete und componirte er selbst drei oder vier Opern. Eine davon ließ er in Madrid aufführen und gewann die Gunst der Königin Jsabella in hohem Maße. Dann verschwand er aus der Kunstmelt und tauchte in Ägypten auf, als — Polizeichef des Khedive. In den 70 er Jahren starb er in Paris als Antiquitätenhändler, verarmt und vergessen. Auch seinem Nachfolger bei Verdi mar kein glückliches Loos beschieden; der arme Piave, der eine

*) Wochen vorher war die Stadt erfüllt von den Erzählungen der groben Ans» regung, welche diese „ganz neue Musik" bei den Proben erzeugt hatte, wie selbst die Statisten und die Handwerker ihre Bewunderung laut äußerten. Und das war vollkommene Wahrheit, kein Jinpresariokniff. Die kunstvolle Neclame ist ein Product späterer Zeiten.

Masse Libretti für den Maestro geschrieben (unter ihnen „Rigoletto" und „La Tramal«"), verfiel einer langwierigen unheilbaren Krankheit; aber von Sorge für die Existenz ward er von dein dankbaren Componisten bewahrt, der ihm eine Pension aussetzte, auch dessen kleine Tochter reichlich bedachte wie er denn immer ein edles Gemüth bewährt hat.

Zwischen dem Ernani, der am 9. März 1844 zuerst auf dem Teatro Fenice in Venedig erschien, bis zum Rigoletto, der am 11. März 1851 an derselben Stelle hervortrat, hat Verdi nicht weniger denn elf Opern geschrieben, die alle mehr oder weniger Mißerfolg brachten: „I clus ?«8«»ri", „6i«VÄNNä „^löii-a", „Attila", „NaodstK", „I mu8Nä6isri"

< „die Räuber", in denen sogar Jenny Lind und Lablache auf der Londoner italienischen Oper die Hauptpartien sangen), „II eorssrv", bsttÄAliä äi I^sglläno", asseäio 6'^.rlsm", „I^niss, Niller" und endlich „Ltillsliu", der später zum „L,roI6«^ umgearbeitet, nur ein neues Fiasco erzielte. Also volle sieben Jahre der Mißerfolge! Welcher nicht italienische Componist wäre da nicht vollständig entmuthigt morden, und welches andere Publikum hätte sich so geduldig erwiesen, daß es jeder neuen Oper mii vollem Vertrauen entgegenkam! Allerdings, der Erfolg des „Rigoletto" recht, fertigte das Vertrauen der Italiener zu ihrem Verdi in vollem Maße: er gab ihnen diesen, dann „Trovatore" und „La Traviata" in unmittelbarer Folge nacheinander, drei Opern, die noch jetzt, nach mehr als dreißig Iahren, auf allen Bühnen oft gegeben werden.

„Rigoletto" ist dem famosen Sensationsstück von Victor Hugo r«i «'«muse" nachgebildet, in welchem der Dichter den König Franz I. als einen vollendeten Lumpen, dessen buckligen Hofnarren Triboulet dagegen als einen nur äußerlich boshaften, aber innerlich höchst edlen Menschen darstellt, der zwar seinem Könige bei allen Nichtswürdigkeiten gern mithilft, aber im Busen poetische Gefühle bewahrt! Nur als der König auch feine Tochter verführt, wirft Triboulet alle Gefühle über Bord, behält allein die Rachsucht. Doch anstatt diese zu befriedigen, verliert er die geliebte Tochter, die sich sür den elenden Verführer opfert und den Mörderhänden liefert, die der Vater für Jenen gedungen hatte. Das Stück ist eine geschickte Zusammenstellung aller möglichen aufregendsten Nichtswürdigkeiten; selbst die Regierung Louis Philipps durfte es wagen, die weitere Aufführung zu verbieten (1832) und das Verbot aufrecht zu erhalten trotz der Verwahrungen und Declamationen des Dichters, der sich an den König wendete. Man kann also die österreichische Polizei in Venedig nicht eines besonderen Verbrechens beschuldigen, wenn sie den Text, der ursprünglich den Titel „La malsäi/ions" (Der Fluch) trug, entschieden verwarf. Die Direction des Theaters wollte verzweifeln, denn - eine neue Oper Verdis war für die Stagione verkündet, und dieser mochte von einer Aenderung des Stoffes, ja nur des Titels, nichts hören. Einem Polizeicommissar mar es vorbehalten, die glückliche Lösung aller Schwierigleiten zu finden. Er gehörte zu den schlimmsten Augendienern und Spionen der gehaßten österreichischen Regierung, aber er besaß einige Bildung und verehrte Verdi; er schlug vor, die Handlung von Frankreich in ein kleines italienisches Ländchen zu verlegen, den König zum Herzog herabzusetzen und endlich statt irgend eines Titels, der in moralischer Beziehung zur Handlung stände, einfach den Namen des Helden auf den Zettel zu stellen. Verdi zeigte sich geneigt auf den Vorschlag einzugehen — und so ist „Rigoletto" entstanden. Diese Oper wird noch heute von manchen Verehrern Verdis, selbst von manchen italienischen Musikkritikern, als sein Meisterwerk betrachtet, weil in ihr die stärksten Gegensätze mit großer Kraft gezeichnet sind. Es liegt etwas Wahres in dieser Behauptung, nur kann der deutsche Musikkenner nicht vergessen, daß diese Kraft sich zu oft in Rohheiten gefiel und auch schwächliche Gemeinplätze, Trivialitäten, nicht vermied. Doch wollen mir betonen, daß einige Nummern zu den bedeutendsten Inspirationen der italienischen dramatischen Musik gehören: das Quartett im letzten Acte, das Duett zwischen Rigoletto und dem Banditen, sein Monolog, auch der Anfang der Scene, als er feine Tochter in den Gemächern des Herzogs vermuthet; das Lied „1^ 6«nuä s mobile" ist allbekannt.

Der „Trovatore", der zwei Jahre nach dem „Rigoletto", 1853 in Roin gegeben ward, hat fast noch größeren Erfolg errungen und wird entschieden auch heutzutage noch öfters gegeben. Doch dieser größere Erfolg ist nicht dem höheren Werths zuzuschreiben; die Oper enthält mit Ausnahme des höchst wirksamen „Miserere" im letzten Acte keine Nummer, die einen Vergleich mit den oben angeführten Scenen des „Rigoletto" bestehen könnte. Dabei ist das Libretto (einem spanischen Drama nachgebildet) von einer so unglaublichen Ungereimtheit, daß selbst Verdis begeisterter Biograph, Caponi*), der Pariser Correspondent der „Perseveranza", das Geständnis? ablegt, er habe nun seit Jahren den „Trovatore" gehört und noch nie den eigentlichen Inhalt der Handlung zu entdecken vermocht. Aber diese Oper enthält eine sehr große Anzahl Paradearien für verschiedenartigste Sänger und Sängerinnen: für die Sopranheldin Leonore, für die unverständliche alte Zigeunermutter Azucena, für den BarytonWütherich Luna; und nun erst für den Troubadour selbst, welche Ausbeute! Dieser Manrico mit seinem Verzmeiflungswalzer: „O meine Mutter, ich seh Dich sterben!" war und ist die unvermeidliche Hauptrolle jedes „Heldentenors", der ein hohes L in seinem Brustkasten beherbergt. Jeder ist ja unzähliger Hervorrufe sicher, wenn ihm dieses L gut gelingt. Die „Italiener" Toinberlick bis Mierzminski, die Deutschen Wachtel bis Bötel, haben mit diesem L die größten Triumphe gefeiert; und selbst Niemann, der große echte Deutsche, der Wagnersänger, hat den Manrico öfters dar

*) Er hat eigentlich keine selbständige Biographic Verdis geschrieben, jedoch die französische von Pougin überfetzt und mit vielen wichtigen Zusätzen versehen.

gestellt. Was vermögen alle ästhetischen Bedenken gegen derartige Erfolge?! Als einst in Berlin in der Vogelausstellung des Abends die elektrischen Lampen angezündet wurden, singen alle Hähne zu krähen an und viele Vögel sangen; sie hielten das elektrische für Tageslicht; wer vermochte ihnen beizubringen, daß nicht die, wahres Licht und Wärme erzeugende, die schöpferische Sonne leuchtete? Und wer will dem jubelnden Haufen begreiflich machen, daß aus solcher Kraftanstrengung, wie die oben bezeichnete, nicht die Sonne der Kunst leuchtete, sondern ein künstlicher Schein?

Viel bedeutender als der „Troubadour" ist „La Traviata", die kaum sechs Wochen nach dem ersten Erscheinen des erstgenannten am 6. März

1853 in Venedig gegeben wurde und durchsiel. Verdi schrieb an

seinen Freund Muzio:

„Lieber Emmanuel! Gestern Traviata — Fiasco! Ist's meine Schuld, war's die der Sänger*)? Die Zeit wird richten."

Er behielt Recht. Die Oper hat auf allen Bühnen Heimatsrecht erlangt und die Hauptrolle ist noch immer eine Paradeleistung aller bedeutenden italienischen Sängerinnen. Daß die Handlung eigentlich anwidernd ist, verden wohl nur noch Wenige bestreiten. Daß eine „Traviata", naädem sie sich in großmüthiger Aufopferung von dem heißgeliebten Manne trennte, doch wieder mit einein anderen Herrn zweifelhafte Bälle besucht, mag vielleicht psychologisch richtig sein; edleren Empfindungen entspricht es nichv Aber Verdi hat aus diesem Stoffe mit wahrhaft genialer Auffassung musikalische Anregungen geschöpft und manches Schöne geschaffen. Der erst: und der letzte Act enthalten sehr wirksame Nummem, und das Finale des dritten ist in seiner Art ein Meisterstück.

Nach der „Traiiata" brachte Verdi zwei Jahre lang kein Werk auf die Bühne. Dann tat er mit den „Veprs« SicilisQQW" in der großen Pariser Oper hervor. Diese ‚Aoä6Smis IrnvSrials (oder Ro^als oder Röpudlicaine) äs Wisiyue", wie das Institut je nach der bestehenden Regierung benannt wrd, ist von jeher fremdländischen Comvonisten sehr schwer zugänglich; und ihre Aufforderung an Verdi, für sie eine Oper zu componiren, galt is eine ganz besondere Auszeichnung*). Das Textbuch mar von Hcribe verfaßt und behandelte den bekannten blutigen Aufstand der Sicilianer gegen die Franzosen am Ostermontage 1282 mit dem großen Bühnengeschicke, das jener Allermelts-Dichter immer siegreich bemährt hat. Aber die Musik gefiel nicht. Verdi war

*) Einigermaßen war s wohl die Schuld der Sänger; die Darstellerin der Violett«, die an der Schwinsucht stirbt, war eine der fettesten Theater-Damen und erregte allgemeine Heiterkeit. >

**) Seit Rossini — deiCapellmeister deS Königs Karl X., also in französischen Diensten war — den Tell fmdie große Oper componirt hatte, ward nur noch einem Italiener, Donizetti, die Ehre^u Theil, daß die ^uäsmis rv^ale ein Werk von ihm aufführte: »I.» t'»vorits".

nie glücklich, wenn er beim Schaffen seiner Tonbilder den Rahmen der großen französischen Oper im Auge hatte. Ich bin weit entfernt, darob einen Vorwurf gegen ihn zu erheben; in meinen Augen ist es ein Vorzug, daß er am besten componirte, wenn er ganz seiner italienischen Wesenheit treu blieb. Die „Vsvres sicilisvues," in welchen die Cruvelli*) die Hauptrolle hatte (die Pariser nannteil sie röte a drss, Armrolle, weil die Dame ihre schönen Arme zeigen konnte) wurden für Italien als Giovcnna da Guzman umgewandelt, gefielen aber auch dort nicht. Ein noch schlimmeres Schicksal, einen totalen Mißerfolg hatte die nächste Oper, „Simon Bcccanegra", dessen Textbuch von Piave, nach dem Schiller'schen „Fiesco", recht schlecht gearbeitet war. Das Fiasco blieb sich bei einer Wiederaufnahme, 25 Jahre später, ziemlich gleich, obwohl der geniale Dichter-Comxonist Boito, von dem in der Folge noch gesprochen wird, dem Textbuche eine ganz andere Gestalt gegeben hatte und auch vom Componisten Aenderungen und Erweiterungen angebracht worden waren. Aber alle diese Schatten schwanden vor dem Glänze, den 1859 „II Kall« in masokein" um sich verbreitete. Die Oper mar für Neapel geschrieben, sollte schon 1858 aufgeführt werden. Aber die Censur verbot das Libretto, das eigentlich nur eine Uebersetzung des Scribe'schen, von Auber componirten, genannt werden konnte, da es ihm Scene für Scene folgte. Das Orsinische Attentat gegen Ludwig Napoleon hatte alle Polizeibehörden und nun gar die italienischen

in höchste Aufregung versetzt. Diese dmften nicht erlauben, daß ein Königsmord auf der Bühne dargestellt wurde**). Sie bestanden auf Veränderung des Textes, Verdi verweigerte es, der neapolitanische Intendant verlangte Schadenersatz, Verdi antwortete Mig? das Publikum nahm Partei für ihn; wo er sich zeigte, wurde er mt dem Rufe" Lvrivn Vsrcii! begrüßt-j-). Schließlich entband ihn die Regierung der Verpflichtung und der „Ballo" ward iin nächsten Jahre in Rom gegeben, allerdings in der Veränderung, daß die Handlung in Amerika stielt und der Getödtete ein Gouverneur ist. Verdi genoß jedenfalls die Genugthuung, seinen Willen durchgesetzt zu haben, und gewährte dem Römischen Impresario

*) Sophie Cruvelli, eigentlich Crüvell aus Bielefeld, mar mit einer mu»derbar schönen und kräftigen Stimme begabt, aber vollständige Ncturalistin. In London gefiel sie nicht, erregte dagegen Enthusiasmus, in Paris, wo sie zuerst in der italienischen Oper Verdi'sche Partien sang, dann aber 1854 von der Academe Imperiale mit glänzendem Honorare angeworben ward, 1856 heirathete sie den Baron Vigicr und lebte meistens auf ihrer Villa in Nizza.

**) Ich habe den Auber'schen Maskenball in Wien gesehen, in den 30 er Jahre». Dort war nicht blos der König in einen Herzog verwandelt worden — er wurde auch gar nicht ermordet! in dem Momente, als Anckarsrröm die Pistole gegen ihn losdrückte, erschien die Wahrsagerin des zweiten Actes, und gab dem Arm des Mörders eine Richtung nach oben, das Pistol schob in die Luft! Wer will da »och die italienische Polizei lächerlich finden?

-j-) Dieser Ruf hatte damals eine tiefe politische Bedeutung: Vittor« Dmin^nuel« Ii« «ß'Itttlin! Das ahnten die Polizeiorgane allerdings nicht.

Jacovani das Zugeständnis das er den, neapolitanischen Intendanten vermeigert hatte.

Wohl in keiner Oper Verdis tritt seine dramatische Gestaltungskraft, und in so echt nationaler Eigenthümlichkeit, hervor, als im „ballo in mas«K«ra". Dabei ist sie mit anerkennenswerther Sorgsalt gearbeitet und instrumentirt, und ziemlich frei von Trivialitäten. Das Motiv der Verschworenen im ersten Acte, das schon in der Einleitung als Fugato erschien, und oft wiederkehrt, ist sehr charakteristisch und originell; der zweite Act enthält einige Nummern, die unbedingt als die besten Erzeugnisse der italienischen dramatischen Musik bezeichnet werden können: so das Duett zwischen Amalie und der Wahrsagerin, und besonders das Quintett zwischen dem verkleideten Gouverneur, dem Pagen, den beiden Verschworenen, der Wahrsagerin, in welchem jedem Einzelnen eine ganz charakteristische Melodie zugewiesen ist, die dann im Zusammenflusse eine sehr schöne Wirkung erzeugen; in diesem Stücke tritt auch die Instrumentation bedeutsam hervor. Auch der dritte Act bringt Manches in Erfindung und geschicktester Ausführung gleich Werthvolle. Aber auch das vom künstlerischen Standpunkt aus betrachtet Unbedeutende ist ungemein wirksam; so z. B. das leidenschaftliche Allegro in ^-ruoli Tact in Terzett, da die Stinimen in Octaven auf- und abrollen. Das Finale, der Spottchor der Cavaliere. ist ein kleines Meisterstück der Charakteristik, jedenfalls ein Musterstück des Bühneneffects. Allerdings muß ich bemerken, daß dieser dritte Act nur von echt italienischen Sängern in ihrer Sprache zur rechten Geltung gebracht wird. Den Deutschen, auch den besten, fehlt der „bi-io'-, das nur auf den Effect losgehende Temperament, die Geläufigkeit der Zunge, die mit der weichen italienischen Sprache und den beim Gesänge zusammengezogenen Endvocalen' innig zusammenhängt, die pathetische Declamation, Eigenschaften, welche auch die prims Ooinis und primi Iloniini zweiten Ranges besitzen, und mit welchen sie bei Musikstücken, wie die obenerwähnten, das Richtige treffen.

Meine Bemerkung darf die deutschen Künstler nicht beleidigen. Ist es ihnen recht, wenn ich sage, daß die Italiener die „Zauberflöte", „Fidelis", „Freischütz" u. s. w.*) niemals richtig singen werden, so muß ihnen billig sein, daß ich andrerseits den Italienern ihr größeres Recht auf den dritten Act des „dallo" zuerkenne. Der vierte Act ist recht schwach; aber die große Bariton-Arie ist ein Paradepferd aller berühmten Sänger, auf dem auch die Deutschen gerne reiten; Reichmann hat sie selbst in einem „Liederabend" bei Kroll vorgetragen. Im sünften Acte bringt die Schlußscene eine gute Wirkung hervor. Alles in Allem genommen, ist der

*) Ma» sagt, Richard Wagners „Lohengrin" sei in Bologna vortrefflich wiedergegeben worden. Die Aufführung in der Mailänder Scala, die ich im April d. I. gehört habe, war eine sehr schwache.

„dallo iu WäscKsrä" eine bedeutende Erscheinung in der italienischen Opernentwickelung: und es ist eine Frage, die nur die Zeit, lösen kann, ob „Aida", die künstlerisch bedeutend höher steht als der „dallo", dieselbe dauernde Lebenskraft bewähren, in gleichem Maße als echt national italienisches Werk wirken wird.

Die „Aida" war nicht für Italien geschrieben. Nach dem „b«II«comvonirte Verdi siebzehn Jahre lang nur im Auftrage ausländischer Bühnen; „I,g, tor?» äel äestino" für Petersburg (1859 zum ersten Male gegeben), „Don Carlos" für die Pariser große Oper (März 1867) und endlich die „Aida" für Cairo (1871). tor-a äel cissrino« hatte weder in Petersburg, noch in Italien einen rechten Erfolg aus verschiedenen Gründen: der Text ist greulich, die Handlung haarsträubend, die Musik nicht recht Verdifch; dennoch verdient sie in vieler Hinsicht Anerkennung; die Behandlung der Recitative, die Declamation, das Orchester zeugen von eben so großer Sorgfalt als Begabung. Als die Over in Berlin von einer ziemlich mittelmäßigen italienischen Gesellschaft bei Kroll aufgeführt wurde (nur die Primadonna Saurel war eine vortreffliche Sängerin), erregte sie die Aufmerksamkeit und Theilnahme der gesammten Kritik. Aber Theater-Erfolg konnte sie nicht erzielen, und die komisch sein sollenden Episoden, die Erscheinung des belfernden Klosterbruders zeigten nur, daß in Verdi nicht die Spur einer humoristischen Ader vorhanden ist.

Im „Don Carlos" hat Verdi den Versuch angestellt, seinen Stil ganz nach' der Tradition der Pariser großen Oper u, lä Meverbeer und Halevy uinzuformen, und ein Zwitterwerk zu Stande gebracht, mit großartigen Einzelheiten, ohne Wirkung als Ganzes. Dagegen gelang es ihm, in „Aida" ein ganz einheitliches Werk zu schaffen, seine besten Kräfte zusammen zu fassen und in so prächtig wirksamer Weife zu entfalten, daß diese Musik in der That in vielen Hörern den Gedanken erweckte, Verdi habe einen neuen Stil geschaffen. Aber dein war nicht so, und das Verdienst des Werkes soll darob nicht im mindesten geschmälert werden. Der Stoff gab dem Comvonisten Gelegenheit zu neuen originellen melodischen und harmonischen Wendungen, und Fremdartiges mit seiner Wesenheit künstlerisch zu verschmelzen. „Aida" mar auf die Anregung des „kunstliebenden" (und die Fella schindenden, alle möglichen Schulden machenden, aber) höchst eleganten Vicekönigs von Egypten, Ismail Pascha, gedichtet und gesetzt, dem es nicht darauf ankam, 150 000 Franken (6000 Pfund Sterling) zu zahlen, damit die „Premiers der Oper des berühmtesten italienischen Comvonisten in seinein Opernhaus in Cairo ein paar Wochen vor der in der Mailänder Scala stattfinde. Der französische allgemein bekannte hochgeachtete Egyptologe Mariette schrieb den Entwurf der Handlung, der italienische Dichter Ghislanzoni faßte ihn in Verse, Herr de Locle übersetzte diese später in's Französische. Verdi, der bei der Annahme des vicekönigliche Antrags die Vorbedingung gestellt hatte, daß ihm der zu unterbreitende Stoff anstehe, fand an der tief tragischen Handlung großes Gefallen*) und comvonirte die Oper mit Liebe und Sorgfalt. Die ihm eingesendeten altegnptischen Melodieen verwendete er mit großer Meisterschaft und Bühnenkenntniß, und verstand auch seinen Originalmelodieen eine gewisse eigenthümliche Färbung zu geben. Hierdurch ist die Idee entstanden, daß er in „Aida" einen neuen Stil geschaffen habe. Es liegt hier derselbe Fall vor wie in „Carmen", da Bizet den spanischen Localton fast überall in Melodie und Harmonie so zu sagen mitklingen läßt, und doch seine eigene künstlerische Wesenheit vollständig bewahrte. „Aida" enthält einige sehr schöne Nummern von tiefer Empfindung und großer dramatischer Wirksamkeit. Gleich die erste Arie der „Aida", dann die im dritten Acte und ihr Duett mit Rhadames, die Gerichtsscene und die Schlußscene sind Meisterwerke echt italienischen Stiles. Die Oper hätte wohl verdient, daß der Tert von einem dichterisch begabten Manne in deutsche Sprache übersetzt und nicht von einem Pfuscher verstümmelt wurde**). Daß sie trotz dieser abscheulichen Macherei doch auf allen Bühnen sich erhält, und nicht bloß Erfolg beim großen Publikum, fondern auch dauernde Anerkennung ernsterer Beurtheiler gefunden hat, giebt beredtes Zeugniß für ihren Werth. Auch sei ganz besonders hervorgehoben, daß in der ganzen Oper kein eigentliches Paradestück für die Sänger vordringlich erscheint, daß alle Arien vornehm und im dramatischen Stile entworfen und ausgeführt sind.

Nach der „Aida", die Ende December in Cairo zum ersten Male aufgeführt wurde, hat Verdi vierzehn Jahre lang keine Oper mehr auf die Bühne gebracht, dagegen ein kirchliches Werk geschrieben, ein „liscMem"^) das von der Mailänder St. Marcuskirche, wo es zuerst (Mai 1874) erklang, nach dem?eatro äslla scala und dann in alle Concertsäle Europas wanderte. Ich muß mich gleich von vornherein zu einer gewissen Vorliebe für

*) H. Caponi, der italienische Biograph, den ich schon im Anfange dieser Studie genannt habe, versichert, dafz eine Hauptscene von Verdi allein, zuerst in Prosa geschrieben war: das unterirdische Gericht und die Verurtheilung Rhadames, während Ammeris, die ihn liebende Königstochter im oberen Tempelraume ihre Klagen mit den düsteren, aus der Tiefe erschallenden Tönen vereinigt. **) Hier ein Pröbchen: Die Worte der Thörin, o Götter, schlagt nieder (!!), Dem Busen deS Vaters die Tochter gebt wieder, Die Horden, die Horden, die Horden vernichtet, zerstreuet den Feind! Der wißbegierige Leser mag im deutschen Tcxtbuchc weiter nachforschen; er wird derartiges noch in Fülle finden.

1°) Es war Ifür die Todtenfeier Alessandro Manzonis, des berühmten Dichters, geschrieben, dessen „?roms8si sposi" in ganz Europa bekannt sind. Weniger bekannt ist es, dasz Goethe über Manzonis „ Carmag nola" zwei sehr lange Besprechungen veröffentlichte und von dem Dichter einen langen Dankbrief erhalten hat.

dieses .Myuism" bekennen; mag sie manchem gestrengen Herrn „undeutsch" erscheinen, ich fühle aber nicht die leiseste innere Mahnung sie zu verhehlen. Die Leser von „Nord und Süd" werden sich vielleicht meiner Studie über „Johannes Brahms" erinnern, meiner Gefühle für sein „Deutsches Requiem", sein „Schicksalslied" u. s. w.; sie werden daher auch nicht erwarten, daß ich Vergleiche anstelle, mich aber verstehen, wenn ich sage, dieses Verdi'sche ist als katholische Kirchencomposition die beste der letzten fünfzig Jahre; sie steht iin Ernste und im Schwünge weit höher als Rossinis „Stabat Nstsr", ja in mahrhafter warmer Empfindung überragt sie das Cherubini'sche „RecMeiu" das freilich den contravunktischen Vorbedingungen des Kirchenstils in ungleich bedeutenderem Grade entspricht. Es erklingen aus Verdis Composition Stellen, die von wahrhaft religiöser Stimmung zeugen; und hätte er nicht geglaubt, auch Fugen anbringen zu müssen, so märe an dem Werke fast nichts auszusetzen, es stände — iminer vom romanisch-katholischen Standpunkte beurtheilt — als ein vollständig einheitlich gelungenes da. Aber contravunktischen Versuchen sollte Verdi fern bleiben; für Fugen giebt es keinen nationalen Standpunkt, sondern nur den einen allgemeinen des künstlerischen Gesetzes, das die alten italienischen Kirchencomponisten in schönster Weise festgestellt haben; und vor diesem können die Verdi'schen Versuche keine Prüfung bestehen. Doch für diese nur seltenen Ausweichungen auf sreindes Feld entschädigen die reichen Schönheiten des ihm heimischen.

Nach dem ‚M<^nism" schmieg Verdi gänzlich. Zwar begannen eingeweiht-sein-Wollende gegen Ende der 70er Jahre zu flüstern, daß er an einem neuen großen Werke arbeite oder wenigstens darüber brüte; aber er hatte allen Anfragen gegenüber nur ein bestimmtes Nein. Von jeher war es ihin Gewohnheit, seinen Landsitz, Sant Agata, als den Ruheort darzustellen, in welchem er gar nicht an Musik dächte, nur Ruhe genießen wolle, und in dein der Besucher ein Clavier fände, das nicht allein ganz verstimmt, sondern auch ohne Saiten märe. Im Allgemeinen sprach er die volle Wahrheit; denn eigentlich comvonirte er meistens in Genua, wo er den Winter zubrachte; doch wenn ihn die Muse in Sant Agata besuchte, hielt er ihr die Thür nicht verschlossen, besonders seitdem neben dem verstimmten unbesaiteten Instrument ein prächtiger Erard-Flügel sich eingestellt hatte.

Mit dem „Otello" hatte es allerdings eine eigene Bemandtnifz. Verdi, dessen musikalische Phantasie von den düstersten tragischsten Handlungen am lebhaftesten angeregt wird, trug sich schon lange mit dem Gedanken einer Oper nach deni gleichnamigen Drama Shakespeares. Daß eine solche bereits von Rossini geschrieben worden, konnte ihm keine besondere Bedenken erwecken, denn der Rossini'sche „Otello" ist in Tert und Musik noch weiter von Shakespeares Drama entfernt, als der Fischmarkt in Bologna, von Venedig und Cr,pern. Zwar gehören die zwei letzten Arien der Desdemona zu den schönsten Eingebungen der italienischen Tonmuse, die selbst von gestrengen deutschen Kunstrichtern*) anerkannt wurden; dagegen sind „Othello" und „Rodrigo" und alle Nebenfiguren Carricaturen; die Ouvertüre könnte als sehr wirksame Einleitung einer komischen Oper verwerthet werden. Verdi jedoch war der rechte Mann, die Shakespeare'sche Tragödie richtig zu erfassen. Aber er bedurste auch des richtigen Mannes, der sie ihm zum Operntexte umwandelte, und dabei der Dichtung treu blieb, und diesen fand er in Arrigo Boilo, einem der genialsten Künstler des neuen Italien, geboren 1842. Er hat als Dichter sehr Schönes geschaffen, noch mehr aber als Componist. Seine Oper „Mefistofele", deren Text er den beiden Theilen von Goethes „Faust" mit Helena und der letzten Verklärungsscene nachgedichtet hat, ist reich an genialen Momenten: einzelne Nummern sind hochbedeutend; und man muß sehr bedauern, daß Boito anstatt auf der musikalisch dramatischen Laufbahn rüstig weiter fortzuschreiten, den Schwierigkeiten, denen er begegnete**), nicht die zuletzt gewiß siegreiche Ausdauer und Energie entgegensetzte, den Dichter in ihm über den Musiker stellte, und anstatt für sich, sür andere Componisten-f') Texte dichtete. Er kennt die deutsche Musik genau, besonders Bach und — Wagner, dessen Einfluß in seinem „Mefistofele" oft erkennbar ist; und er würde, wenn er sich wieder zu einer musikalischen That entschlösse, jetzt nach der Klärung Bedeutendes und Erfolgreiches schaffen.

Die Frage, mann Verdi den „Otello" begonnen, wie lange er daran gearbeitet hat, wurde in italienischen Zeitschriften und Büchelchen öfters behandelt, ohne daß deswegen eine sichere Angabe zu Tage kam. Festgestellt ist nur das Eine, daß Boito das Textbuch spätestens Anfang der achtziger Jahre dem Comvonisten übergeben hat, und daß dieser jeder Anfrage dieselbe Antwort ertheilte, er dächte nicht mehr daran, eine Oper zu schreiben. Aber trotz dieser Versicherung mar „Otello" im Jahre 1886 vollendet-j-f-), und kam am 5ten Februar 1887 in der Scala zur ersten Aufführung.

Diese Oper ist entschieden die mit größtem Ernste und' edelstem

Ich erinnere an das zu Anfang dieses Artikels erwähnte Urtheil der Musik

zeitung.

**) „Mefistofele" wurde zuerst 1868 in Mailand aufgeführt, wo damals merkwürdigerweise mehr und einflußreichere Gegner Wagners wirkten, als im südlicheren Theile Italiens. Es genügte, daß von Boito, als von einem Anhänger Wagner'scher Princivicn gesprochen wurde, um seiner Oper von vornherein Feindschaft zu erwecken. Sie ward bei der ersten Aufführung in der Lculs. mit heillosem Lärm zn Fall gebracht. Bologna und Venedig dagegen ließen ihr verdiente Anerkennung widerfahren, und 1881 hörte ich sie selbst in Mailand mit großem Beifalle aufführen.

j-) So hat er für Ponchielli den Text zu „Gioronoa" gedichtet.

-s-s-) Eine Zeit lang hieß es, die Oper würde „Jago" heißen und auf dieser Rolle ruhe der Schwerpunkt. Dem Südländer erscheint Jago, der eine ihm unzweifelhaft angethane Unbill Otellos an diesem fürchterlich rächt, nicht so ganz als der abscheuWillen geschaffene des Componisten. Schon der Text Boitos ist ja ein ganz anderer als der aller vorhergehenden; ist auch dem der „Aida" eine poetische Grundidee und geistreiche Ausführung zuzuerkennen, so treten doch im Shakespeare'schen Drama Charaktere und Verhältnisse hervor, vor denen die moderne dramatische Dichtkunst zusammenschrumpft. Boito ist mit gewissenhafter Treue dem Vorbilde gefolgt, nur daß er die Oper gleich mit Ankunft des Ehepaars in Cvpern (also mit dem zweiten Acte des Shakesveare'schen Dramas) beginnt; auch hat er am Schlüsse dieses ersten Actes ein Liebesduett Otello's mit Desdemona hinzugedichtet, was ihm der rigoroseste Beurtheiler nicht verübeln darf; denn im englischen Originale bricht Othellos Liebe erst in der letzten Scene nach dem Tode Desdemonas in voller Kraft hervor. Die Musik durfte mit dem Ausdrucke tiefster sanfter Regung nicht so lange warten, dieses Duett mar also ein glücklicher Gedanke Boitos. Der Text ist jedenfalls der beste, der je für eine italienische Oper gedichtet ward.

Betreffs der Musik sind vor Allem zwei anscheinende Widersprüche festzustellen. Es erklingt in „Otello" kein Ton, der an Richard Wagnersche Musik erinnert; und es existirt keine Scene, ohne Einfluß Wagnerischer Musik. Zwar war vielfach behauptet, daß Verdi von Wagnerscher Musik absolut nichts kenne, und ein Gegenbeweis läßt sich nicht erbringen. Aber ich behaupte mit vollster Bestimmtheit: die Wagnerschen Prinzipien kennt

Verdi ganz genau*). Dieses Ineinanderfließen des Recitativs und der Arien, diese dialogisirende Behandlung der Duette, diese rein dramatische Scenenfolge ohne irgend einen Abschluß, und dann das Zuspitzen der Charakteristik jeder einzelnen Phrase, dieses offenbare Streben nach Tonfärbung im Orchester, Alles das ist nicht denkbar ohne den so zu sagen imponderablen, aber unleugbaren Einfluß der Wagner'schen Musikdramen, ohne die nach entferntesten Zonen wirkende Ausstrahlung seiner Ideen. Doch nochmals sei es stark betont: in Verdis Melodieen ist nichts, was nicht ihm gehörte, was Wagnerisch genannt werden dürfte. Das erste Duett zwischen Otello und Desdemona, das Duetl zwischen Jago und Otello im zweiten Acte, im dritten Acte das Dnett Otello-Desdemona, dann eine Art Monolog

liche Verbrecher wie dem Nordländer. Macaulay hat in seinem Essay über Machiavelli einige tiefsinnige Anmerkungen über Verschiedenheit der nationalen Auffassung niedergelegt. Er spricht freilich von der italienischen Gesellschaft deS löten Jahrhunderts, doch mich dünkt, manches findet noch heute Anwendung.

*) Er weiß überhaupt ganz gut, was in der deutschen Musikwclt vorgeht. Ein italienischer Mnsikschriftsteller, Leopolds Mastrigli, sandte ihm ein Buch über groszc Musiker mit der Bitte um sein Urtheil, Er antwortete: „In Bezug auf Musik und alle über sie sprechenden Werke gebe ich nichts auf mein Urtheil noch auf das Anderer. Erinnern Sie sich an die Meinungsäußerungen Webers, Schumanns, Mendelssohns über Rossini, Meyerbcer und Andere, und sagen Sie selbst, ob man dem Urtheile eines Componisten über einen Anderen vollen Glauben schenken kann." Und der Schreiber dieses Briefes sollte nichts von Wagner kennen?!

- Otellos von mahrhaft ergreifender Wirkung, ein meisterhaft gearbeitetes Sextett mit vierstimmigem Chor, endlich im letzten Acte das Gebet der Desdemona und das Duett mit Otello: das sind Tonwerke Verdischen Geistes, die mit Hochachtung für das Genie eines Mannes erfüllen, der mit 73 Jahren derartiges zu vollbringen vermochte. Aber als Ganzes hinterläßt die Oper doch vielmehr den Eindruck eines sehr geistreich erdachten, mit großem künstlerischem Ernste und edelstem Wollest, selbst mit warmer Empfindung gearbeiteten Werkes als einer aus frischer, unmittelbar zeugender Phantasie hervorgegangenen Schöpfung. Man vermißt die Hauptgrundlage der echten italienischen Musik, die im Wohllaut fließende Klangreihe, die freie Schönheit des Gesanges, die bestrickende Melodie, die uns in „Traviata", „dsllo ill mägokei-ä" und„Aida" entgegentönt, und doch auch des Charakteristischen nicht entbehrt. Und von dem Augenblicke, in dem die italienische Musik sich der Melodie entkleidet und den breiten Faltenmantel des französischen deklamatorischen Pathos umhängt, opfert sie ihr schönstes nationales Vorrecht. Man mag von Richard Wagners Richtung im Wort- und Tondichten denken wie man will, — daß sie deutsch d. h. aus der Entmickelung deutscher Musik hervorgegangen ist, kann Niemand leugnen. Ob sie die richtigen Grenzen weit überschreitet oder nicht, ist hier nicht zu erörtern; nur daß sie national ist, muß festgestellt werden. Webers „Eurvanthe" ist unbestritten die VorlSuferin von „Tannhäuser", „Lohengrin", „Meistersinger"; aus Beethovens ‚Mssa solsmnis", aus dem Finale der „Neunten" ist Richard Wagners Behandlung der Stimmführung und des Orchesters hervorgegangen. Aber Verdis Otello ist bei allen Schönheiten doch mehr „international", nicht italienisch. Ich halte das nicht für einen Fortschritt, und muß immer an den Witz denken, den ich irgendwo gelesen habe: Verdi habe sich im „Otello" verbessert — zu seinem Nachtheile! Die echten Vollblutverdianer behaupten allerdings, dieses letzte Werk des Meisters sei sein höchstes; gerade wie die Bayreuthianer in „Parsifal" den Höhepunkt Wagnerscher Kunst erblicken, und über Jeden herfallen, der bei aller Verehrung für Wagners kolossales Genie die „Meistersinger" und den „Ring des Nibelungen" höher stellt. Wer kann sich mit Fanatikern verständigen? Ich wende mich an die Unbefangenen.

Verdi ist jedenfalls der bedeutendste dramatische Componist des neuen Italien. An Geslaliungskraft, Vielseitigkeit der Erfindung, charakteristischer Zeichnung und Tonfärdung überragt er seine Vorgänger Bellini und Donizetti; und hitte Rossini nicht den „Tell" geschrieben, so brauchte er auch vor ihm nicht zu weichen. Allerdings ist seine Kraft eine oft rohe, grelle, gewaltthitige; seinen Melodieen fehlt der herrliche Wohllaut, die süße Melancholie Bellinis; seine Allegri und Chöre sind besonders in den Opern der ersten und zweiten Periode oft trivialer als die Donizettis, und die Jnstrumenkation und Harmonisation kann — bis zur „Aida" — greller und lärmender nicht gedacht werden; selbst im „Otello" tritt nach

dieser Richtung Gewaltsames hervor. Dennoch üben seine Opern die größte Wirkung auf das Publikum, nicht bloß auf das exclusiv italienische. Unsere Generation ist nervös aufgeregt, sie will auch in der Kunst nicht blos angenehm belebt, sondern gepackt und dominirt werden — und das kann Verdi besser als die anderen. Man darf auch bei der Prüfung seiner Stellung in der Kunstwelt die Beschaffenheit des Publikums, für welches der italienische Operncomponist schreibt, nicht außer Acht lassen. Das Opernhaus Italiens darf mit dem anderer Nationen durchaus nicht verglichen werden. Deutsche, Engländer, Franzosen, Russen u. s. m. hören eine Oper immer mit äußerlicher Aufmerksamkeit an; lautes Gespräch ist eine sehr seltene und nicht gut angesehene Erscheinung. Ganz anders in Italien. Hier gilt nur die „Premiere" als die Vorstellung, in der man aufmerksam sein muß, um über das Urtheil schlüssig zu werden, um die begünstigten Nummern zu bestimmen, bei deren Beginn in allen folgenden Vorstellungen Stille eintreten muß. Während dieser herrscht nunmehr ungezwungene Conversation. Die Logen sind kleine Salons, in welchen die Damen ihre Bekannten empfangen; man plaudert ganz ungenirt, bis eine FavoriteNuinmer beginnt, lauscht dieser mit Andacht und knüpft dann den Faden des Gesprächs wieder an. Und in welcher Weise sich die günstige Aufnahme eines Opern'Tonstückes kundgiebt, davon habe ich bei der ersten Aufführung von „Otello" in Mailand zwei Beispiele erlebt, deren einfache Erzählung dem Leser bessere Einsicht in das Wesen des italienischen Publikums geben wird, als alle Betrachtungen. Im letzten Acte betet Desdemona in Todesangst und legt sich zu Bette; sie mußte aufstehen, wieder auf den Betstuhl knien, wieder ihr Ave Maria absingen und nochmals zu Bette gehen. Sie schläft; Otello tritt durch eine Tapetenthür ein, legt sein Schwert ab; den stieren Blick auf sein Weib richtend, schleicht er sich nach dem Bette. Das Orchester begleitet diese stummen Bewegungen mit einem sehr effectvollen Zwischenspiel, das offenbar inneres Wühlen der heftigsten Leidenschaften ausdrücken soll. Das Publikum tobt, schreit unaufhörlich „bis"; Otello muß wieder hinter die Tapetenthüre treten, wieder heranschleichen, wieder wildes Mienenspiel vollführen!

Ich äußert^ meine Meinung über diese unsinnigen, alle dramatische Handlung vernichtenden Wiederholungen ganz laut in italienischer Sprache; die Herren um mich im Parket gaben mir Recht — aber die nächste Vorstellung brachte denselben Spectakel. Das geschah in Mailand, dem Sitze der bezaubernd-liebenswürdigsten, elegantesten Italiener, wie mag es erst im lebhafteren Süden s zugehen? Ist's da verwunderlich, wenn

*) Man sagte mir, das Publikum der gelehrte» Stadt Bologna („I.n cl^tw") wäre ruhiger: ich wicderl;olc das Gesagte, ohne die mindeste Gewähr, kailn aber nicht umhin, auf den bemerkenswerthe» Umstand hinzmveifcn: da« grofze italienische Publikum kann auch aus den Schriften seiner gelehrte» Aesthetiker keine lichtigcn Anschauungen der Tonkunst gewinnen. Iniumazsu, Diüion»r« ostetn-u; <iiukerti I)ol Inwnv « Ävl der Operncomponist vor Allem dahin trachtet, für jeden Act seines Werkes ein paar effektvolle, Applaus und bis erregende Nummem hervorzubringen und sich um Einheitlichkeit wenig kümmert? Und muß man nicht Verdi sehr hochachten, daß er in „Alda" und „Otello" kein einziges gleichgiltiges Stück anbrachte, keines, das zur eleganten Logen-Plauderei Anlaß geben könnte?

Ich habe jetzt nur noch einige Zeilen über die Persönlichkeit des berühmten Componisten beizufügen.

Ein junger italienischer Schriftsteller war beauftragt, Verdi's Biographie zu verfassen; er wandte sich an Boito, den Textdichter und Freund des großen Meisters mit der Bitte um einige interessante Mittheilungen und erhielt die Antwort: „Geehrter Herr! Als das Pikanteste am Leben Verdi's kann ich bezeichnen, daß nie irgendwelches Pikante darin vorgekommen ist." Das ist größtentheils wahr. Der berühmte italienische Tondichter hat vom ersten Momente seiner Laufbahn Alles vermieden, was die Aufmerksamkeit auf seine Person gelenkt hätte; er war niemals zu einein Schritte zu bewegen, der einer Reclame ähnlich sah*), und ist seit Jahren bei keiner ihm zu Ehren veranstalteten Festlichkeit erschienen. Als er zu Reichthum gelangte, kaufte er das Gut Sunt Agata in der Nähe von Busseto, der Stadt, wo er seine Jugend verbrachte, und wandelte es ganz um. Ein großer Park umgiebt das Landhaus, Pflanzungen aller Art, Pferdegestüte, Viehställe und sonstige lanowirthschaftliche Einrichtungen liegen in unmittelbarer Nähe; und deren Products gelten als die beste« weit und breit. Auf diesem Gute lebt Verdi mit seiner Gattin im Sommer, steht regelmäßig um fünf Uhr des Morgens auf, geht um 10 Uhr zu Bett. Den Winter verbringt er gewöhnlich in Genua im Palast Dorm. Sein Umgang beschränkt sich auf wenige intime Freunde, im Uebrigen ist er sehr schwer zugänglich.

In früheren Jahren öfters leidend, hat er durch seine regelmäßige Lebensmeise eine eiserne Gesundheit gewonnen und ist noch heute im 76ten Jahre geistig und körperlich rüstig und frisch. Obwohl die Italiener seinen Namen als politisches Geheimwort gewählt hatten (wie ich bereits erzählte), blieb er selbst aller Politik fem und verhehlte nie, daß sie ihm nur Abneigung

bellu; OKiosi, <Zi8«c.rso «8tstiea; Antonio Isri, «stotie» i<Is3,1«; Oknsllv: 8»?gie; Zlonti, il Kella iisl vero; 1° rs?2», Stuclii: sie Alle sprechen von der Musik in den feurigsten Worten, mit höchster Verehrung, besonders der edle Gioberti: aber sie alle sprechen nicht von ihren großen Meistern Palestrina, Gabriel!, Durante, Lotti, Marzella u. s. w., sondern von Rossini's „stsbat m«,tsr" und von Mercadante'S und Donizetti'S Opern. Mazzini, der in seinen Schriften „v' un IWIian« vivents" der Tonkunst ein eigenes Cavitel widmet, und sie als ein Hauptmittel für die Wiedergeburt des Vaterlandes preiset, weist unter andern auf ein !Duett aus Verdi's „I <tne tos«äri," Freilich beginnt er das Capitel mit der Erklärung, dafz er von Musik gar nichts verstehe.

*) Im December 1871, kurz vor der ersten Aufführung der „Alba" in Cairo schrieb er einen ganz merkwürdigen Brief über „Reclame" an den trefflichen Kritiker der Persereranza Filippi (-f- 88). Die Schlußworte lauteten; I» gr^s <Is vis», so habe ich meine Laufbahn begonnen, und so will ich sie enden."

einflößt. Als er auf Cavour's Andrängen einen Sitz im neuen Parlamente annahm, sagte er dem großen Staatsmann geradezu, wie ihn das in all seinen Gewohnheiten störte, und legte auch sein Mandat bald nieder. Als ihn später der König Vittorio Emanuele zum Senator ernannte, kam er einmal in das hohe Haus, um den Eid zu leisten, und ward nicht mehr gesehen. Dennoch giebt es in Italien keinen populäreren Mann als Verdi, keinen, der eine so allgemeine, ganz widerspruchslose Verehrung genießt wie er. Wer von ihm spricht, rühmt seine stille Wohlthätigkeit, seinen Antheil an Allem, was der Allgemeinheit Nutzen bringen kann, seine Dankbarkeit für Jeden, der ihm in früheren Allhren Freundliches ermiesen, seinen Unabhängigkeitssinn. Und Alle sagen: Er ist nicht bloß unser Ruhm (I» iwLtra, Alori») als Künstler, er ist auch ein ganzer Ehrenmann!

Ludwig XlV. und Straßburg.

von

Erich ZNarcks.

— Berlin. —

er Streit um das Recht auf Straßburg ist nicht zur Ruhe ge

kommen von jenem 30. September 1681 an, an welchen!

AAAM die Truppen Ludwigs XIV. in die alte Reichsstadt eingezogen sind. Die Klage und die Anklage, welche Volkslieder und Flugschriften sofort zu erheben begannen, hat neuen Wiederhall erweckt, seit dem nationalen Bewußtsein unseres Jahrhunderts aus Straßburg die deutsche Schicksalsstadt geworden ist: aller Jammer und alle Schmach des tiefsten nationalen Elends hat in diesem Namen den Ausdruck und schließlich die Versöhnung gefunden; die historische Thatsache mnrde zu typischer, idealer Bedeutung gesteigert. Die Form, in welcher der französische König die deutsche Stadt mitten im scheinbaren Frieden an sich riß, mar diejenige des Processes gewesen: so hat denn die fortdauernde Rivalität der beiden Nationen den Streit um Straßburg literarisch als einen Rechtsstreit fortgeführt: die Juristen des heiligen römischen Reiches, die Diplomaten haben die Nechtsividrigkeit der Usurpation verfochten; noch heutigen Tages tritt die Streitfrage in der Geschichtforschung im staatsrechtlichen Gewände auf: noch in den letzten Jahren hat sie der neueste und gründlichste Bearbeiter, Legrelle, in einem stoffreichen Buche, das doch an allen Stellen der Nachprüfung und Ergänzung bedarf, in diesem Sinne behandelt. Dem deutschen Forscher also, der an das Verhältniß Ludwigs XIV. und Straßburgs mit wissenschaftlicher Absicht herantritt, stellt sich, neben der Pflicht einer verdoppelt ruhigen Vorsicht, die uns heute nicht schwer fallen darf, eine zwiefache Aufgabe dar: er kann die Rechtsfrage nicht unbesprochen lassen; er wird aber über die Form den Thatbestand, die Entmickelung der Ereignisse selber die Darlegung der Machtfrage, deren Gegenstand Straßburg gewesen ist, zu stellen haben.

Nach Auffassung der Franzosen ist ihnen Straßburg zugesprochen worden im westfälischen Frieden.

Richelieu hatte in der zweiten Hälfte des 30 jährigen Krieges das Elsaß militärisch unter die Macht Frankreichs gebracht: seinem Nachfolger Mazarin blieb die Aufgabe, das Land diplomatisch festzuhalten, seine Abtretung von Kaiser und Reich zu erlangen. In den endlosen Verhandlungen von Münster haben seine Abgesandten jahrelang darum gekämpft; man gelangte zu dem Abschlüsse, daß Habsburg seine elsässischen Besitzthümer und Rechte an Frankreich abtreten, die Reichsunmittelbaren des Landes aber im vollen Reichsverhältnisse bleiben sollten. Denn wie sah dasjenige im Jahre 1648 aus, was wir heute knapp und klar Elsaß nennen? Genau so bunt wie irgend ein anderes Stück deutscher, gar rheinischer Erde. Vom Elsaß zu sprechen, stand in Wahrheit keinem Reichsjuristen zu: diese Einheit gab es nicht; correct mar lediglich die Aufzählung einer Vielheit von vier Dutzenden einzelner Reichsglieder, deren Summe die Landschaft zwischen Basel und Weißenburg ausfüllte. Zwei große Gruppen scheiden sich. Den Süden bildet eine compacte Masse Habsburgischen Besitzes: einmal der Sundgau, zweitens die sogenannte Landgrafschaft Oberelsaß. Diese bezeichnet ein Gebiet, in welchem die Habsburger durchaus Territorialherren sind. Anders mar es im Unterelsaß. Auch hier giebt es eine Habsburgische Landgrafschaft: aber nur zwei Herrschaften bilden dieselbe. Im Uebrigen setzt das Elsaß sich zusammen aus zwei Bisthümern, aus Reichsstädten mit ihrem Gebiet und einer Reihe anderer Reichsstände geistlicher und weltlicher Art, Klöster, Pfalzgrafen, Grafen, Freiherrn, Ritter; nur an einem Punkte noch findet sich hier Habsburgische Macht: zehn kleine reichsunmittelbare Städte, durch die ganze Länge des Elsasses hingestreut, Hagenau, Colmar, Schlettstadt und andere, sind zur „Landvogtei Hagenau" vereinigt; ein Vogt, welcher sein Amt unmittelbar vom Kaiser hat, übt in diesen zehn Städten einige ganz minimale Schutzrechte aus und bezieht dafür einige Einkünfte: irgend welche Gerichtshoheit oder gar Herrscherbefugniß über die Städte besitzt er nicht. Diese Vogtei lag seit hundert Jahren in Habsburgischen Händen; sie mar Nichts, als ein Amt. Dieses Amt und den ober- und niederelsässischen Hausbesitz tritt nun das Haus Oesterreich 1648, gemäß einer Stipulation, die seit zwei Jahren feststand, im Friedensinstrumente an Frankreich ab und zwar als souveränen Besitz der französifchen Krone, nicht etwa, wie man erst gewollt hatte, als ein Lehen, welches diese Krone vom deutschen Reich zu nehmen hätte. Der Vertrag drückt es scharf und genau aus, daß es sich nur um Habsburger Gut handelt. Und er fügt noch ausdrücklich einen Paragraphen bei, welcher in klaren Worten fämmtlichen Reichsunmittelbaren des Elsasses, einschließlich jener zehn „kaiserlichen Städte" der Landvogtei Hagenau, den vollen Fortbesitz ihrer Unmittelbarkeit zusichert: nur die österreichischen Rechte erhalte hier der französische König. Welche Rechte aber hatte Oesterreich innerhalb dieser Unmittelbaren? lediglich die Vogtei der zehn Städte. Auf diese Vogtei allein bezieht sich also der Schluß des Paragraphen: an der Souveränetät des sranzösischen Königs über seine neuen Erwerbungen anders der Paragraph Nichts. Natürlich: die Vogtei ging, wie gesagt, als souveräner Besitz, nicht als Lehen in Ludwigs Hönde über. Die Vogtei, das Amt — nicht etwa die zehn Städte selbst!

Das Alles ist vollkommen klar und in der Folge der Gedanken eindeutig und unmißverständlich; nimmt man eine Interpretation von Wort zu Wort vor, so bleibt keine Schmierigkeit übrig.

Trotzdem war der Vertrag dazn angethan, Mißverständnisse zu erzeugen. Sie lagen gerade in jenem Nachtragsparagraphen vorbereitet, welcher so ausdrücklich die Reichsstände vor Frankreich sicher stellen sollte. Man brauchte nur diesen einen Absatz aus dem Zusammenhang herauszureißen. Zuerst constatirt er die Fortdauer der Reichsfreiheit der Stände; an, Schlüsse miederholt er, hierdurch werde an der französischen Souveränetät

Nichts geändert. Ist das nicht ein Widerspruch? Wir sahen, daß sich die Schlußklausel, den früheren Paragraphen entsprechend, einzig und allein auf das Vogtamt bezieht. Aber wie viel konnte eine willkürliche Deutung mit einer Jsolirung dieses Paragraphensund seiner Klausel anfangen! wie leicht zudem konnte, bei der Complicirtheit reichsrechtlicher Begriffe, aus dem souveränen Besitze der Vogtei ein Besitz der Souveränetät über die zehn Städte, wie leicht schließlich aus der österreichischen Landgrafschaft Unter-Elsaß, die Ludwig erhielt und die nur zwei Herrschaften umfaßte, das Unterelsaß als Gesmnmtlandschaft gemacht werdm! All dies gegen Geist und Buchstaben des Gesammtvertrages — aber ausgeschlossen war solcher Mißbrauch nicht. Die Stände mühten sich, sofort eine präcise Erklärung zu erlangen, in welcher Frankreich sich selber die Möglichkeit dieses Mißbrauches ausdrücklich abschneiden sollte: sie wurde verweigert. Es läßt sich nachweisen, daß die französische Diplomatie bemußt darauf ausging, diese Möglichkeit offen zu halten. Frankreich mar nicht stark genug, um die Abtretung des ganzen Elsasses, wie es sie wünschte, zu erzwingen: so richtete es den Friedensvertrag dergestalt ein, daß ihm offen und klar zwar nur das Habsburgische Gut zugesprochen wurde, daß aber im günstigen Augenblick die französische Regierung im mißbrauchten Wortlaute des Vertrages stets die Handhabe fände, weitere Ansprüche scheinbar mit juristischem Rechte zu begründen.

Aller Welt mar dieser Sachverhalt sofort klar. Wir besitzen zwei Briefe, in denen die Diplomaten Ludwigs den Plan offen eingestehen. Der wichtigere stammt aus der Zeit der Friedens-Unterhandlungen selbst; der eine der zwei französischen Bevollmächtigten ist sein Verfasser; hier tritt es so offen wie inöglich zu Tage, daß diese Diplomatie vom eigenen Unrecht vollkommen überzeugt mar: der Rechtsanspruch, der später zum Dogma wurde, mar damals noch eine bewußte Lüge, ein absichtsvoller Kniff. In ihm liegt der Urgedanke der Reunionen bereits enthalten. Es waren Gründe der Zweckmäßigkeit, welche die Geltendmachung der Ansprüche noch drei Jahrzehnte lang hinausschieben ließen. Man mar noch nicht mächtig genug, sie durchzuführen, aber man ließ sie je länger um so sichtbarer durchblicken. Im Nimmeger Frieden von 1678 bemühten sich die Deutschen auf's Eifrigste, durch klare Concessionen auch den Franzosen eine klare Begrenzung ihrer Ansprüche aufzuzwingen: damals antworteten die Unterhändler Ludwigs nur mit der steten Berufung auf den westfälischen Vertrag. Zu einer klaren Interpretation ließen sie sich nicht drängen, aber sie verhehlten ihre Auffassung nicht: sie waren jetzt soweit, daß sie die Macht hatten. Alles, was sie durch ihre, wie mir sahen, falsche Deutung jenes Paragraphen von 1648 juristisch begründen zu können meinten, auch in Wirklichkeit durchzusetzen. In den dreißig Jahren aber, welche zwischen den Verhandlungen von Münster und denen von Nimmegen liegen, hat Ludwig XIV. oft in ausdrücklichen Worten anerkannt, daß Straßburg reichsfrei, Reichsglied und für ihn Nichts sei als ein Nachbarstaat; er bestritt das erst mit Scheingründen, als er sicher war, seinen Argumenten den Nachdruck der wirklichen Eroberung verleihen zu können.

Das juristische Unrecht also war auf sranzösischer Seite: daran ist gar kein Zweifel. Den Deutschen blieb in voller Wahrheit die Genugthuung, den Gegner widerrechtlicher Gewalt zeihen zu dürfen. Eine jammervolle Genugthuung freilich! Proteste, deren sittliche Entrüstung, nach I. G. Droysens scharfem Worte, der Niederlage die lächerlichste Albernheit hinzufügt: statt der eigenen Ohnmacht klagt man die Gewissenlosigkeit des Feindes an! Gewiß, die Rechtsfrage enthält nicht den Kern der Sache. Ist sie darum werthlos? Auch das darf man schmerlich behaupten. Nicht nur, daß der deutsche Forscher verpflichtet ist, die Behauptung des modernen Franzosen von Ludwigs XIV. juristischem Rechte zu prüfen und, da sie falsch ist, zu widerlegen: wichtiger noch ist es, daß dieser Rechtsstreit doch den moralischen Charakter der Zeitgenossen, den Geist der Formen, in welche sie die Gegenstände zu gießen liebten, kennzeichnet. Immer wird die Art und Weise, in welcher der große König und sein Minister Louvois die Wegnahme Straßburgs motivirten, als solche ihre geschichtliche Bedeutsamkeit behalten; immer wird sich das Urtheil auch auf das Verfahren erstrecken müssen, auch wenn man recht gut weiß, daß es sich in Wahrheit nicht um's Staatsrecht handelte, sondern um die Macht, daß internationale Verträge niemals dazu da sind, unverrückbare Normen für eine weite Zukunft zu bilden, sondern nur den Abschluß für Kämpfe, den Ausdruck für den Stand der Kräfte im Augenblicke des Friedens. Das ist ja sicher: was auch die Parteien mit dem westfälischen Abkommen anfangen mochten in Recht oder Verdrehung, die Fortentmickelung wurde durch realere Dinge bestimmt als die feierlichsten Paragraphen des Instruments.

Wie sahen diese realen Mächte aus? Um ihrer drei handelte es sich: hier das Frankreich Ludwigs XIV., dort das deutsche Reich, wie.es der Mjährige Krieg geformt, in der Mitte, ein Gegenstand ihres Ringens, die Stadt Straßburg.

Zuerst Frankreich. Es mar die größte Zeit des Jahrhunderts, das die Franzosen als das große bezeichnen, in welcher das Land damals stand. Alle Früchte, welche die Lebensarbeit dreier großer Staatsmänner gepflanzt und gepflegt hatte, reiften jetzt dem Enkel Heinrichs IV., dem Erben Mazarins entgegen, sie sielen dem Könige in den Schooß. Aus der schmerzlichsten Krise, in welcher alle Kräfte eines sich umbildenden Staats- und Volksmesens in tiefer Verwirrung und Erregung wider einander gewirkt hatten, hatte die Einheit sich gewaltiger als zuvor erhoben; ihr Träger mar die Macht, die allein den inneren Frieden geschaffen und erhalten hatte, das Königthum. Alles verdankte man ihm: die ständischen Gemalten, die so blutig sich gegen den Absolutismus aufgelehnt hatten, deren unklarem Trängen schließlich nur Unheil über Unheil entsprossen war, sie lagen jetzt machtlos am Boden; auch sie ordneten sich dem allgemeinen Zuge zur Mitte hin ein; alle Anstrengungen der vergangenen Menschenalter, alle lebendigen Kräfte einer starken Gegenwart mündeten ein in das große Becken der Monarchie Ludwigs XI V. Und noch strebte das Königthum, seinem Volke, das ihm jetzt blindlings nachfolgte, zu immer höheren Zielen wahrhaftigen politischen Segens voranzuschreiten; indem es in seinen Händen die ganze Nation zusammenfaßte, wollte es dieselbe emporheben auf eine neue Stufe staatlich fester Zustände und volkswirthschaftlicher Entfaltung. Noch fehlte dem Frankreich Ludwigs XIV. viel dazu, ein moderner Staat im vollen Sinne zu sein; aber es rang, ein solcher zu werden. Der Kampf um Straßburg fällt in die Jahre, da die Negierung zur Durchführung des wahrhaften Staatsgedankens so mächtige Schritte that, in die Jahre der Wirksamkeit des großen Colbert. Daß es auf den Bahnen der politischen Pflichterfüllung nicht beharrte, ist später das Verhängnis; des französischen Königsthums geworden; aber wie weit stand es gerade damals durch die Höhe seiner Ziele, das Bewußtsein seiner Kraft, die Macht seines Einflusses auf das eigene Volk, durch die straffe Zusammenfassung aller Elemente desselben in der eigenen Hand jeder auswärtigen Macht voran! denn der einzige Staat, den wir Heutigen als ein zukunftvolles Gegenbild des absolutistischen Frankreich erkennen, der Staat des großen Kurfüsten, konnte in den Augen der Zeitgenossen doch niemals dem Reiche Ludwigs XIV. an die Seite treten. — Die auswärtige Politik des geeinigten Frankreich zeigt in der einen großen Richtung ihres Strebens die gleiche Idee volksmirthschaftlichen Interesses, welche die gesaminte Politik Colberts beseelt; längst hat man darauf hingewiesen, wie sehr die Kämpfe der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts Handelskriege gewesen sind. Jni engsten Verein mit dieser mirthschaftlichen Tendenz aber stand die andere, die historisch bestimmende, die eigentliche Grundtendenz der auswärtigen Politik Frankreichs seit mehr als anderthalb Jahrhunderten, die auch das Zeitalter Ludwigs XIV. am sichtbarsten beherrscht und den König zum Siege wie zum Niedergange geleitet hat: der Kampf gegen Habsburg. Jin Widerstand gegen die umfassende und erdrückende Weltmacht der burgundisch-österreichisch-spanischen Dynastie hatten Franz I. und Heinrich II. ihr Leben verbracht, hatte Heinrich IV. das Mittel gefunden, sein Volk zu einigen, hatte Richelieu den Mjährigen Krieg geleitet und Mazarin, dem großen Vorgänger nacharbeitend, das gebrochene Spanien endgültig gebeugt. Aus der Vertheidigung war das einst von seinen Feinden eingeschlossene Frankreich längst zum Angriff übergegangen; in der Politik Ludwigs XIV. wachsen Defensive und Offensive ineinander: das Prinzip der militärischen Sicherung Frankreichs beherrscht seinen Kampf gegen Habsburg. An jeder Grenze, wo er dem Feinde begegnet, schiebt er, in den Niederlanden, in Lothringen und Elsaß, am Jura und in den Alpen, den eignen Waffengürtel vor, so lange, bis er eine militärisch vollendete Situation erreicht hat; wenigstens ist das sein Bestreben; den Außenstehenden schien es ein Vordringen Frankreichs, den Franzosen nur der naturgemäße Abschluß des eigenen Gebietes gegen die Offensive des Auslandes. Der westfälische Friede und sein Nachfolger, der pyrenäische von 1659, hatten den französischen König noch nicht bis an die Grenze geführt, deren er zur Vertheidigung seines Gebietes ^ etwa auch zur Vertheidigung durch den Ausfall! — bedurfte, weder in Belgien noch in der Freigrafschaft noch gar im Elsaß; zerstückelt, schlecht geordnet, schlecht geschützt, durchaus unvollendet und vorläufig lag gerade im Elsaß der französische Neuermerb neben und zwischen dem Besitzthume des Reiches, dieses bedrohend, aber auch von ihm bedroht. Er mar hineingeschoben, ein Keil, in die zerfallene Menge der elsässischen Stände und kleinen Staaten: daß es bei dem Zustande von 1648 nicht bleiben konnte, das forderte jede Consequenz eines jahrhundertalten europäischen Gegensatzes, das erkannten die Zeitgenossen allerotten, das drängt sich dem Blick des Historikers als klare Nothwendigkeit auf.

Eine Veränderung würde geschehen — soviel war gewiß; welcher Art sie sein würde, konnte dem nicht zweifelhaft sein, der das heilige römische Reich deutscher Nation kannte.

Es braucht hier nicht geschildert zu werden. Die volle Auflösung der Neichsverfassung war im westfälischen Frieden legalisirt worden; tief griff das Ausland in jedes deutsches Interesse, in das Getriebe der deutschen KleinmSchte hinein; in Regensburg ging das Spiel auswärtiger und einheimischer Jntrigue, der Kampf um die kleinen Dinge und großen Formen, in trüber Wiederholung von Jahr zu Jahr. Was den Zeitgenossen wichtig erschien und oft gewiß so erscheinen mußte, vermögen wir nur mit Selbstüberwindung zu betrachten und zu würdigen; uns versöhnt mit dem labyrintischen Gewirr der damaligen Politik nur, was manchem ehrlichen Manne damals blos ein neues böseres Element des Verderbens scheinen mochte, das Aufsteigen Brandenburgs. Den treibenden internationalen Anstoß aber verlieh dieser Staatenwelt, und insbesondere der südlichen und westlichen, derjenige Gegensatz, der ursprünglich mit dem Reiche gar nichts zu thun hatte, der Gegensatz des Hauses Habsburg gegen Frankreich. Stets wurde in ihn das Reich hineingezogen; es half ihn auskämpfen — freilich mit einer Hülfe, deren Werth oft recht zweifelhaft war —; es hat nie in ihm gewonnen, vielmehr stets beitragen müssen, in ihm zu zahlen an Geld und Blut und an eigenen Gliedern. Die Niederlagen der Habsburger büßte es mit, von ihren Erfolgen hat es keinen Segen gehabt. Unsere Kenntnis; der Politik Leopolds I. ist vielleicht noch immer zu gering, um ein Urtheil zu rechtfertigen; daß der Erfolg aber dem entsprach, was eben gesagt wurde, dafür ist Straßburgs Schicksal der sprechendste Beweis geworden. Ludwig XIV. selber hat sich einmal in gleichem Sinne geäußert. „Wie sehr auch," entwickelte er 1680 seinem Wiener Gesandten, „das Reich im französischen Kriege zu leiden haben könnte, die Minister des Kaisers erhoffen für ihn uud für sich doch immer einen Vortheil.",

Ein Trüminerwall, dem großen Trümmerhaufen des Reiches vorgelagert, ist die elsässische Staatenwelt; ein Trümmerstück, trümmerhaft außen und bis in den Kern hinein, ist auch Straßburg, die Reichsstadt.

Leibhaftig genug steht das Straßburg des XVII. Jahrhunderts vor unseren Augen. Im Jahre 1697 wird die Einwohnerzahl auf 28,000 Seelen angegeben: wir haben Anlaß, für die vorhergehenden Jahrzehnte ungefähr eine gleiche Summe anzunehmen. In jenem Jahre schilderte ein französischer Beamter die Straßburger so, wie sie noch heute sind: arbeitsam, nüchtern, philiströs; es gebe, sagt er, wenig große Vermögen und nicht viel Armuth: eine gewisse mittlere Höhe genüge den Bewohnern durchweg; fast alle seien sie Lutheraner; der eigentliche Großhandel liege meist in der Hand reformirter Schutzverwandten. Der Handel war die Hauptquelle des Erwerbs; auf dem Rheine besaß die Schiffsleutzunft ein weitgedehntes Monopol; „das Handelsinteresse," der französische Minister sagte es klar heraus, „ist die Handhabe, an der man die Stadt zu bewegen hat." Die Stadtverfassung hatte sich normal im Geleise der allgemeinen deutschen Entwicklung fortbewegt: noch bestanden die Formen, wie die abschließenden inneren Kämpfe des fünfzehnten Jahrhunderts sie geschaffen hatten; aber die Bewegung mar in's Stocken gerathen, das stehende Wasser der munizipalen Oligarchie siel langsam der Fäulniß anHeim. Man hatte angeblich demokratisches Regiment, die Patrizier waren nicht besonders einflußreich, aus den Zünften ging die Versammlung der Schöffen, aus ihnen der Rath hervor. Drei engere Körperschaften, die drei geheimen Stuben, bildeten in Wahrheit die Verwaltung; an der Spitze standen die Ammeister, die eigentliche Gemalt hatte das Collegium der XIII. Es war übrigens gleichgültig, wer im Amte war: ein Anzahl von Familien regierte doch nur. Wir sehen die Vorgänge innerhalb der alten Stadt mit lebendiger Klarheit vor uns in dem Tagebuch, das von 1667 bis 1710 der Ammeister Franciscus Reißeißen geführt und das R. Reuß in Straßburg herausgegeben hat: Wahlen, Formfragen, kleine und um so giftigere Gegensätze treten wieder und wieder auf: die Männer, welche im Amte stehen, sind gewönhlich Schwäger Reißeißens oder dergleichen; ein junger Straßburger aus gutem Hause studirt Humaniora und Rechte, reist in's Ausland, besucht Paris, tritt in eine Zunft ein, wird Schöffe; dann fallen ihm die kleinen Aemter mit ihren mancherlei oft recht wunderlichen Vergünstigungen zu, später eine Stelle in der Finanzvermaltung, schließlich in der politischen Verwaltung. Große Dinge tragen sich nicht zu; ein drakonisches Verbot des Tragens von Spitzenhauben bringt einmal die ganze Bürgerschaft in Hader; Reißeißen klagt dabei „wie man (d. h. der Rath) anjetzo ohnnöthiger weiß solche L«mlr>a äiscioräiäe caufirt und annoch zu keinem Temperament schreitten will, welches doch endlich würd seyn müssen."

Es gab Parteien; da wir aber fast nur Quellen aus den regierenden Kreisen haben, so wird uns das Bestreben der Opposition nicht ganz deutlich; im Ganzen war die Volksmasse schroff antifranzösisch, die Regierung diplomatisirte mehr. Wir hören, daß einige Monate lang giftige und teuflische Pasquillen, gegen den regierenden Ammeister ausgestreut, die Stadt in die furchtbarste Erregung versetzen; schließlich verräth sich der Verfasser unvorsichtigermeise, es ist ein Jurist von Namen: « bous äeus, jammert Reißeißen, in qua« n«8 wrupor» ressrvaKtl! Der Sünder bereute; aber der Kopf wurde ihm doch abgeschlagen. In den kleinen Verhältnissen der Stadt ging eben jeder sachliche Gegensatz rasch in einem persönlichen auf; um große Fragen konnte es sich niemals bandeln; woher hätte ein großer Antrieb kommen sollen? Der alte Bürgerstolz mar erstorben, ein Vaterland hatte man nicht, aus dem Reiche wehte nur eine dumpfe Kellerluft herüber: kein Wunder, wenn Straßburg nicht besser war, als die übrigen kleinen Stände des Reiches! Auch in der näheren Umgebung Nichts als haltloses Kleinleben. Der Verfasser jenes Tagebuches findet einmal, als es sich um die Frage handelt, ob Straßburg am Reichskriege gegen Frankreich teilnehmen soll, die Formel für die Stellung seiner Stadt: „etliche Herren . . . incliniren sehr" zur Aufhebung der Neutralität; „ich aber halte darvor, es seye besser, etwas auf dem landt (ringsuin standen nämlich die gegnerischen Heerhaufen!) ia alles, welches Gott verhütte!, verlohren, alß sich auß der neutralitaet zu setzen und damitt dem äußersten ruin durch Hemmung der commercien thür und thor zu 'eröffnen. Lea non vmnss

«apiunt K«O." ?^on orrmss! Noch gab es Reminiscenzen an die große Zeit der Straßburger Politik — aber man sieht, wie sie ersterben mußten. Und neben diesem verfallenden Wesen die Großmacht Frankreichs! Nothmendig und sicher entwickelte sich aus dem Nebeneinander von Reich, Straßburg und Frankreich, in tragischem Fortgange, der Fall der Stadt.

In Beziehungen auch politischer Art stand die Stadt längst zu dem westlichen Nachbar. Sie mar mit ihm verbündet seit der Reformation; sie hatte sich ihm auch da nie rückhaltlos hingegeben. Damals zuletzt spielten ja unsere Städte eine selbstständige, bedeutsame Rolle in der Entwickelung der deutschen, ja der europäischen Angelegenheiten. Matt wurde der Antheil bereits im 30jährigen Kriege; seit 1648 sucht sich Straßburg der Umklammerung der französischen Freundschaft, die es doch nicht verletzen mag, nur eben noch zu erwehren. Nun faßte Frankreich allgemach festen Fuß in seinen neuen Gebieten; in wunderlichem Ringen unterwarf der Staat Ludmig's XIV. sich langsam, auf die Schonung der Negensburger Sympathien bedacht, die widerstrebenden kleinen Städte der Hagenauer Vogtei: höchst eigenartig stießen dabei die monarchischen Staatsanschauungen der königlichen Beamten mit der reichsrechtlichen LibertSt dieser winzigen Ortschaften zusammen. Das Königthum konnte diese Libertät nicht dulden: es schlug sie in Scherben. Als nach 24jährigem Waffenstillstände 1672 die allgemeinen europäischen Gegensätze im holländischen Kriege von Neuem auf einander trafen, zeigte es sich bald, daß auch Straßburg Nichts mehr sein könne in sich, daß es nur noch ein Gegenstand und ein Kampfmittel des großen habsburgisch-bourbonischen Widerstreites sei. Äeußerlich zwar umwarb man es wie eine felbstständige Macht; seine Neutralität sollte es, je nach dem Interesse der kriegführenden Mächte, aufrecht erhalten oder opfern; seine Rheinbrücke wurde ihm von den Franzosen verbrannt, von den Kaiserlichen benutzt; in hilflosem Schwanken sahen die Bürger zu, bis sie schließlich doch den Krieg an Frankreich erklären mußten. Viele Freude haben sie in diesem Kampfe nicht erlebt: die trostlose Zerfahrenheit des Reiches mar ihnen in den stets wiederholten Mißerfolgen der Reichsheere aus nächster Nähe recht greifbar vor's Auge gerückt morden. Dann führte der Friede von Nimwegen 1678 den glänzenden König auf den Gipfel seiner europäischen Uebermacht; es zeigte sich, daß Europa noch nicht im Stande mar, derselben zu widerstehen, gedemüthigt mußte jeder Gegner Ludwigs sich beugen, und triumphirend beschrieb im Spiegelsaale des Versailler Schlosses der farbenprächtige Pinsel Lebrun's die Siege, die Herrlichkeit, die gottähnliche Allmacht, die Schrankenlosigkeit seines königlichen Herrn, wie der Krieg von 1672 bis 1678 sie zu Tage gefördert.

Wie aber war die Bedeutung des neuen Friedensschlusses für Straßburg? Zweierlei war ganz deutlich: erstens, daß die Libertät Straszburgs für Frankreich ganz unerträglich geworden war; zweitens, daß dieses den klaren Entschluß ausgedrückt hatte, seine angeblichen Rechte von 1648 jetzt durchzuführen. Beides muß hier etwas näher dargelegt werden.

Erstens die Unentbehrlichkeit des Besitzes für Ludwig XIV. Der vergangene Krieg hatte sich zum guten Theile in Baden und Elsaß abgespielt; mehrmals hing der Erfolg der Operationen am Besitze des Rheinüberganges. Ganz unrerkennbar war es geworden, daß die Beherrschung des strategisch bestimmenden Platzes, eben der Stadt Straßburg, das einzige Mittel war, das Elsaß festzuhalten: Straßburg in kaiserlichen Händen lassen, hieß auf die strategische Ausnutzung, auf die ruhige Venverthung der elfSsser Erwerbungen ein für alle Male verzichten. Louvois und Ludwig waren aber entschlossen, ihre europäische Uebermacht zum

Abschluß ihrer Machtstellung am Oberrhein zu benutzen, sie durch diesen Abschluß erst zu festigen. Das Benehmen der Straßburger selbst kam, da es sich um so große internationale Fragen handelte, thatsachlich nicht in Betracht: es ist das Schicksal solcher Grenzprovinzen, daß sie sich nicht selber bestimmen können, daß sie den Bedürfnissen größerer Körper einmal geopfert werden; fo war es und fo ist es noch. Aber blickte nun ein Franzose auf das Auftreten der Reichsstadt im letzten Kriege, mußte er sich nicht fast berechtigt fühlen zur Gemaltthat durch die. schwankende Zweideutigkeit der Straßburger Politik? Die armen Straßburger hatten nicht anders gekonnt; aber ein Großstaat hatte keine Veranlassung, ihnen ein so bedenkliches Spiel auch künftighin frei zu lassen. Militärisch und politisch mußte Straßburg in eine feste Stellung gebracht werden; die Logik der europäischen Lage forderte es. Das Reich war zu schwach, es an sich zu ziehen; es mar Niemandem zweifelhaft, daß Frankreich es annectiren mußte und wollte.

Denn zweitens: thatsachlich hatte die französische Diplomatie in Nimmegen ja erklärt, daß sie es nehmen würde. Es ist oben angedeutet worden, wie die deutschen Unterhändler den französischen Ansprüchen durch klare Abtretungen eine klare Grenze auferlegen wollten und wie die Franzosen Nichts davon annahmen, unter der Erklärung, sie beharrten auf dem Rechte, das ihnen der westfälische Frieden gegeben habe. Was sie damit meinten, wußte alle Welt. Kaiser und Stände erließen einen Protest: sie blieben juristisch in vollem Rechte; aber sie schlössen Frieden. Damit mar für die Thatsachen, wie sie kommen mußten. Alles entschieden. Zweifelhaft konnte nur die Art und Weise sein, in welcher Louvois vorgehen würde.

Auch hierfür waren die Grundlinien bereits vorgezeichnet. Einen Rechtstitel wollten sie geltend machen, sagten die Franzosen: sie wandten die Nechtsform dabei an. Das war seit Münster vorbereitet. Freilich, die specielle Form, die der Minister Ludwigs, der in jenen Jahren die Politik seines Herrn bestimmend vertrat, Louvois, in feiner grobzufahrenden, skrupellosen, aber machtvollen Gewaltthäligkeit, wählte, war neu und schließlich doch überraschend. Die Kammern, die er in Metz und Breisach einrichtete, gingen vom Rechtsstandpunkte aus, scheuten vor dem entlegensten, dem unwahrsten Argumente nicht zurück, griffen über die Grenzen ihres Staates rücksichtlos hinaus, entdeckten überall alte Lehnsansprüche Frankreichs, die der Anfall der drei lothringischen Bisthümer und des Elsasses ihm eingebracht habe, und verfügten ohne wirklichen Prozeß, ohne Berufung, den Vollzug ihrer Enscheidungen durch französische Regimenter. In die Wunden, die sie schlugen, träufelte gerade die Rechtsform, welche die Gewalt umhüllen mußte, ätzendes Gift hinein; der Mißbrauch des feierlichsten Verfahrens wirkte auf die Welt, welche die Thatsachen selber hatte erwarten müssen, wie der cynischeste Hohn. „Wer bürgt dafür," rief der große Kurfürst, „daß Frankreich morgen nicht Magdeburg oder Berlin reuniren wird?"

Für Straßburg waren es leidvolle Jahre, die zwischen dem Nimmeger Abschlüsse und dem Einmärsche Louvois' lagen. Daß „dieser Frieden allein ein Jnterimsfrieden schiene und man sich mit Zittern frewen müsse," sprach man sofort aus im Raths der Dreizehn. Bald schlug die französische Politik einen herrischeren Ton an als bisher, es folgten die Reunionen, die Landbezirke Straßburgs wurden weggenommen, der Handel unterbunden; „wenn Gevatter Ludwig Ammeister fein wird," — so hatte man sich wohl hier und dort ausgesprochen — „dann wird Alles sich bessern." Aber im Allgemeinen überwog Abneigung, Bedrücktheit, dumpfe Erwartung. Bitter bemerkt Reißeißen zu einer königlichen Verfügung: „Ratio: Is R«)ls vsut," Proteste der Stadtregierung waren ohnmächtig. Und die Masse des Volkes schrie über Verrath.

Es ist eine alte Anklage gegen das Straßburger Regiment, daß es sich habe von Ludwig XIV. kaufen lassen. Louvois selbst hat sie verbreitet, um seine Gewaltthat minder gewaltsam erscheinen zu lassen. Man hat von einer französischen Partei, von Corruvtion sonder Gleichen gesprochen. Mit Unrecht,- eine Bestechung wenigstens in einem für jene Zeit irgend erheblichen Maßstabe oder von einer entscheidenden Bedeutung, das darf man heute versichern, hat nicht stattgefunden; selbst die Wirksamkeit des Fürstenbergischen Bischofs, der im französischen Solde stand, begann in Wahrheit erst nach der Einnahme; gerade Legrelle hat ausgeführt, wie weder Geld noch Sympathie Louvois die Thore geöffnet habe: er erschloß sie mit Waffengemalt. Ein kaiserlicher Gesandter wirkte in der Stadt für seinen Herrn: daß er irgend etwas erreicht, geihan hätte, sehen mir nicht; seine Anwesenheit aber, die an sich ganz legitim war, gab der französischen Diplomatie eine neue Waffe in die Hand: ein Rundschreiben konnte der Welt verkünden, Ludwig habe eilen müssen, um die Stadt, die ihm gehöre, nicht in Habsburgs Hand fallen zu lassen.

Der Hergang der Einnahme soll hier nicht erzählt werden. Louvois hatte Alles vortrefflich vorbereitet; die Stadt mar ohne Truppen, die auflodernde Wuth des Volkes brach bald in sich zusammen; man ging an's Unterhandeln. Im Straßburger Stadtarchiv liegt eine Abschrift des Berichtes, welchen die Stadtregierung der Versammlung der 300 Schöffen vorlegte, damit diese sich über Ausharren oder Uebergabe entscheide. Ta werden erst in langer Reihe die Ursachen entwickelt, welche für tapferen Widerstand sprachen: tiefes Mißtrauen gegen Frankreich, all die schlimmen Folgen, die dem Verluste der Selbständigkeit entspringen mußten, die Trennung vom alten Vaterlande, zu dessen Feinden man sich nun gesellen sollte; Scheu vor dem Urtheile der Berufenen; die Gerechtigkeit ist für Straßburg, die heilige Schrift bezeugt es, wie oft „die göttliche Allmacht den Stolz einer großen Macht durch einen kleinen Haussen gestürzt und zu Schanden gemacht habe." Noch einmal berauschte man sich so an großen und vollen Worten; wie mögen die Handwerker der alten Reichsstadt ihren Beifall gejubelt haben, da solche Sprache zu ihnen erklang! Aber sie waren verständige Leute. Die Reihe der Gründe wider den Kampf war kürzer als die vorhergegangene; ihr Ton war trockner — aber ihre Wucht entscheidend. Frankreichs Uebermacht ist riesengroß und vor Aller Augen, die Stadt unbewehrt. Hülfe nicht zu erwarten; selbst eine kürzere Gegenmehr, welche Pflichterfüllung gegen das alte Vaterland mit rechtzeitiger Klugheit des Nachgebens verbände, schien dem Raths allzu gefährlich; rasche Ergebung — und Ergebung mar doch unvermeidlich — sicherte am Ehesten gute Bedingungen. Und auch hierfür mußte die Schriftkunde der Staatsjuristen Straßburgs einen biblischen Grund in's Feld zu führen: zur Strafe für Sünden hatte Gott sein eigen Volk ja oft genug dessen Feinden in die Hände gegeben und ihm „nicht erlaubt sich zu defendiren." So soll man sich drein schicken „in christlicher Gelassenheit."

Dies Schriftstück, das so pedantisch und Hülflos einherschreitet! in dem barocken Faltenwürfe seines Für und Wider, ist das bezeichnende Testament der Straßburger Unabhängigkeit. Die Capitulation sicherte den Fortbestand der alten Verfassung, der Privilegien, auch der Confession; Reißeißen schrieb einer Vergangenheit von Jahrhunderten die nüchterne Grabschrift: „Es verbleibet alles im alten stand, und verhoffe ich, mir werden ahne statt der libertaet widerumb den flor der commercien, welche gaentzlichen erliegen, bekommen." Und Reißeißen mar ein guter Straßburger, ein achtungswerther Mann.

Im Reiche war die Erregung groß; sie blieb ohne Thaten. Der große Kurfürst gestand seufzend, daß man Nichts ausrichten könne. Straßburg war nicht zu retten gewesen. Man war froh, daß Frankreich versprach, jetzt wenigstens Halt zu machen. Erst in den nachfolgenden Jahren trug die Wegnahme der Reichsstadt fortwirkend dazu bei, den siegreichen Weltbund gegen die Uebergriffe des Königs zu begründen. Das Berhältniß Ludwigs XIV. zu Straßburg hat nach den Septembertagen von 1681 noch eine lange Geschichte von vierunddreißig Jahren gehabt: für die innere Entwicklung nicht^die interesselosere Hälfte dieser Beziehungen. Hier soll nur noch die Frage berührt werden, welcher Richtung von Ludwigs XIV. Politik die Einnahme^Straßburgs angehört. Derjenigen der nationaler Abrundung, der commerzieller Ausbreitung nicht: denn die Nationalität des Elsasses hat das französische Königthum, mit Consequenz wenigstens, nicht angetastet. Das Verhältnis; zu Straßburg blieb ein Vertragsverhältniß auf Grund der Cavitulation von 1681, und der Verkehr der Handelsstadt wurde keineswegs in die Bahnen französischen Lebens hineingezmungen: die Hauptzollgrenze lief nicht zwischen Straßburg und dem Reiche, sie schied Elsaß und die lothringischen Bisthümer vielmehr als provinces ötranß«r?8 ekeotivss vom französischen Gesammtkörper ab. Vielmehr ist diese Annexion der militärischen, der ant'ihabsburgischen Richtung der Politik einzuordnen: sie schloß, wie eine Münze feiernd besagte, Gallien vor den Germanen ab, sie sicherte Elfaff und machte Baden zum „Glans der ftanzösischen Grenzfestung". Der Historiker — Louvois', Camille Rouffet, hat in glänzender psychologischer Entwicklung den Einfluß hervorgehoben, den, neben allen politischen Berechnungen, die Eroberungslust des Volkes selber und des Königs, der sein Volk verkörperte, auch aus alle diese Kriege gerade in Ludwigs XIV. guter Zeit ausgeübt hat.

Spurlos natürlich ging die Zugehörigkeit zu dem großen Staatskörper an Sdraßburg nicht vorüber. Eine Ausnahmestellung behielt es freilich, aber die Verwaltung des ftanzösischen Königthums griff auch in sie Verfassung und Lenkung des Stadtmesens von Straßburg im Guten und Bösen umgestaltend hinein. Bezeichnend ist es, daß bereits Ludwigs erster Intendant die deutsche Frauentracht bekämpfte, daß aber erst die Abgesandten des Convents „den Bürgerinnen von Straßburg" die „moäes äll^manäe«" dauernd verbieten mußten, „da deren Herzen französisch sind", — mit dem stillschweigenden Hinweis auf die Guillotine! An der Zmitterhaftigkeit, die seitdem sein Schicksal geworden ist, krankt das elsässische Volksthum noch heute im Tiessten.

Nikolaus und Johannes von Pisa.

von

August Schmarsau?.*)

— Breslau. —

auin irgendwo erquickt den Erforscher der Vergangenheit so fühlbare Genugtuung, als wenn nach langem Werben um ihr Verständnis ein Denkmal nach dem andern sich ihm erschließt, um

das Denken und Empfinden eines längst begrabenen Geschlechtes ihm persönlich zu offenbaren. Einst redeten die Werke der Kunst eine Allen verständliche Sprache; denn Auffassung und Sinnesart ihrer Zeit kam ihnen auf halbem Wege entgegen, und was sie zu sagen hatten, lag gleichsam in der Luft, die Künstler und Mitwelt geineinsam atmeten. Heute dringen mir nur langsam zu dem Kern ihres Wesens durch; die Erscheinungsformen nehmen unfern Blick zu sehr gefangen, die Unvollkommenheiten stören, die Eigenheiten befremden uns; oft bringt erst umfassendes Vergleichen die charakteristische Note zur Unterscheidung. Haben mir aber einmal erfaßt,

*) Der Herr Verfasser beginnt eine Folge von Studien herauszugeben unter dem Titel: „Italienische Forschungen zur Kunstgeschichte" (Breslau, Schottlaender). ES ist uns eine große Freude, aus dem demnächst erscheinenden ersten Bande dieses Sammcl Werkes, welcher den Titel trägt: „St. Martin von Lucca und die Anfänge der toSkanischen Skulptur im Mittelalter" eine bedeutungsvolle Probe den Lesern von „Nord und Süd' schon jetzt bekannt machen zu dürfen. Die Redaction.

Ivorauf es ankommt, so fällt es wie Schuppen von unfern Augen. Wir sehen ein, daß alle Merkmale des Stiles, die wir so sorgsam beachten und schildern, doch nur Nebensache sind oder der vielfach bedingte Ausfluß des Wollens; daß der Urquell all dieser Aeußerungsweisen stets im innersten Seelenleben des Künstlers, seines Volkes und seiner Zeit zu suchen ist, und daß all unsere historische Charakteristik an Aeußerlichkeiten hangen bleibt, so lange die Empfindung selber uns nicht aufgegangen ist.

So sind uns die beiden bedeutendsten Bildhauer Italiens, welche die Skulptur des Mittelalters emporgeführt, gar lange ein Rätsel geblieben, wie sehr auch das eifrige Studium der Antike bei dem Einen, das leidenschaftliche Temperament bei dem Andern ins Auge fielen. Nikolaus und Johannes von Pisa sind Vater und Sohn. Unsere historische Betrachtung ist gewohnt, sie deshalb nahe miteinander zu verbinden. Der Eine blüht von 126V—1280, der Andre von 1277—1320; sie gehören also einer zusammenhängenden Periode an, die wir als „gotisch" zu bezeichnen pflegen. Der Sohn ist gar unter den Augen des Vaters aufgewachsen, arbeitet seit 1265 schon, aktenmäßig genannt, gemeinsam mit andern Gehilfen in der väterlichen Werkstatt und ist an der Kanzel des Domes zu Sien« wie an dem Brunnen auf dem Domplatz von Perugia so stark mit dem Hauptmeister beteiligt, daß es Manchem unmöglich scheint, das Eigentum des Einen von dem des Andern zu scheiden.

Und doch — betrachten mir die eigensten Werke des Nikolaus und die des Johannes nach einander, ohne des engen Familienbandes zu achten, das ihre Urheber verknüpft, so könnte nach gewöhnlichem Bedünken ein Jahrhundert zwischen ihnen verflossen fein. Nach dem Zeugnis der Denkmäler ist Nikolaus der spätgeborene Sohn einer alten Zeit, Johannes der erstgeborene einer neuen. Und unseres Erachtens sollte dieses Zeugnis der Werke in der historischen Darstellung Recht behalten, auch gegen den Ausweis des Kirchenbuchs!

Die Marmorkanzel im Baptisterium zu Pisa von Nikolaus und die Marmorkanzel in St. Andrea zu Pistoja von Johannes sind die beiden wichtigsten Belegstücke; denn sie bieten die nämliche Reihe von Darstellungen und bestätigen so Schritt für Schritt den weiten Abstand, eine Kluft in der kurzen Spanne Zeit zwischen 1260 und 1301, wo sie entstanden. Bis jetzt aber hat die Betrachtung des ersteren Werkes sich immer durch die Nachahmung der Antike, die unleugbar darin auffallen muß, vom Erfassen der Hauptsache und so vom eigentlichen Verständnis des Meisters ablenken lassen. Deshalb stellen mir eine andere Arbeit an die Spitze: die Kreuzabnahme im Bogenfelde des Nebenvortales am Dome zu Lucca. Da ist enthalten, was Nikolaus von Pisa selber mar nach dem glühenden Wunsche seines Herzens; da ist die Triebkraft, die ihn angespornt hatte, die herrlichen Ueberreste antiker Skulptur mit emsigem Bemühen anzueignen, in ihrem Wesen erkennbar.

Aus rohen Stämmen ist ein niedriges Kreuz errichtet, mit aufgeschütteten Steinblöcken, aus denen der Schädel Adams hervorblickt, zur Sicherung am Fuße, und der Querbalken erscheint in natürlicher Krümmung abwärts gebogen, der Linie der umfassenden Wölbung gemäß. Von links her kommend tritt Joseph von Arimathia mit dem rechten Fuß noch auf den Erdboden, mit dem linken gegen den Steinhaufen, und umfaßt mit kräftigen Armen den entseelten Leib, dessen Hände schon vom Holze gelöst sind. In lebendiger Bewegung sich selber Halt schaffend, stützt er zugleich mit Brust und Schulter, die sich aufwärts drängen, die Last des Körpers welcher am Kreuzesstamm herabgleitet, so daß das Haupt, der eigenen Schwere folgend, seitwärts auf die Achsel des rechten Armes sinkt. Auf der andern Seite des Kreuzes, rechts gegen das Geröll, kniet Nikodemus, bemüht in dieser kauernden Haltung mit einer Zange den Nagel auszuheben, der beide Füße auf dem Brettchen festhält. Das rechte Bein des Gekreuzigten ist über das linke geschlagen, und so die Beugung der Knie nach vom und links, zu Joseph herüber, geschickt motiviert, mährend sonst in allen Crucifiren jener Zeit der schlanke Körper eine weit ausladende Bogenlinie bildet. Maria und Johannes haben die beiden Arme Christi erfaßt, der Jünger rechts hinter Nikodemus, die Mutter gegenüber dicht neben Joseph, — an ihren gewohnten Plätzen unter dem Kreuz, — und jeder netzt sein Teil mit Thränen. Maria trägt den ganzen Arm, wie einst das Kind, auf ihren Händen, und neigt, darauf niederschauend, ihr gramerfülltes Haupt, während der Scheitel des Toten sich dem ihren nähert. Johannes faßt nur die Hand mit der seinen uud lehnt die Wange an den Arm, wie er einst an des Meisters Brust gelegen. Das sind die Hauptgestalten. Dann folgt der Hauptmann Longinus in römischer Kriegertracht. Auf die Lanze gestützt, das Schwert an der Seite umspannend, blickt er gläubig auf zu dem Gottessohn. Ganz rechts in der Ecke kniet ein bärtiger Mann, der auf verhüllten Händen einen Korb hält. Die blutige Dornenkrone, die man vom Haupt genommen, und die Nägel aus den beiden Händen sind darin; der Träger wartet auch den letzten Nagel zu empfangen, der soeben gelöst wird. Drüben zur Seite Marias steht eine andere der Frauen, mol Magdalena, in wehmütiges Schauen verloren, und in der Ecke kniet eine Dritte mit einem Tuch über dein Ann und einem Salbölfläschchen in der Hand, den Toten für das Grab zu bereiten.

So bildet das Ganze in dem engen Rahmen, der das Bogenfelo umschließt, einen woldnrchdachten Organismus, der nach eigenem Bildungsgesetz in diesem Naum gewachsen scheint. Alle Bewegungen sind klar erfaßt und greifen wirksam in einander. Alles ist echt plastisch in körperliche Aktion aufgelöst, und diese entwickelt sich nicht hastig und bunt, sondern ruhig und fühlbar vor unfern Augen. Wir haben das Werk eines Meislers vor uns auf der Höhe seiner Kraft. Die glücklichste Wahl eines Bewegungsmotives, das den Keimtrieb des ganzen Bildwerkes enthält, hat diese Leistung über die vorgeschriebenen Bildercyklen an den Kanzeln hinausgehoben und ihr die hohe Anerkennung gesichert, die sie verdient. Einsichtige Forscher müssen dieses Marinorrelief in Lucca als die Krone der künstlerischen Tätigkeit des Meisters Nikolaus betrachten. Der mahrhaft bildnerische Gehalt auch im christlichen Stoffe, der hier zu Tage gefördert ist, die grandiose Kraft, mit der sich physische und psychische Bewegung verbinden, Handeln und Empfinden zugleich in sichtbarer Gestaltung erscheinen, — dies Gelingen setzt das eine Werk in Zusammenhang mit den größten Meistern der italienischen Skulptur, mit Donatello und Michelangelo.

Solch eine Schöpfung gelingt nur als Ausdruck der eigensten Sinnesart, wenn die Flamme der Begeisterung aus der Tiefe des Künstlerherzens hervorbricht. Haben mir an der Kanzel zu Pisa vom Jahre die Nachahmung antiker Vorbilder in den biblischen Geschichten, am Marmorschrein zu Bologna 1Ä67 in der Legende des heiligen Dominikus den ersten Versuch der Gestaltung zeitgenössischen Lebens, so offenbart sich hier in Lucca in glücklichstem Einklang der Ausdruck des eigenen Empfindens.

5

„Wo ein Aufschwung im Gebrauch der Technik stattfindet", — schreibt Herman Grimm bei Gelegenheit der Pisanofrage — dürfen immer Ideen vorausgesetzt werden, zu deren Darstellung es den Meister drängte, die er jedoch mit der vorhandenen Technik nicht miederzugeben vermochte, die ihn also zu suchen zwangen. Das allein hätte Nikolaus bewegen können, sich die Mittel der antiken Meister anzueignen. Welche Ideen aber waren es, die ihn diese höhere Fertigkeit zu gewinnen drängten? . . . Die Ideen fehlten offenbar. Es wäre also nur der unbestimmte Reiz der vortrefflicheren Arbeit gewesen, die Schönheit." —

Ja, die Schönheit, und sie allein! müssen wir antworten. Freilich nicht die äußerlichen Vorzüge der technischen Vollendung, der Wert überlegenen Verfahrens, die dem ausübenden Künstler, der die Kräfte seiner Hände täglich erprobt, allerdings Veranlassung genug zu andachtsvollem Wundern und sehnsüchtiger Einkehr gaben, — besonders dazumal, wo von gleichmäßig geübter Technik sehr wenig als gemeinsames Besitztum überliefert ward. Nicht der unbestimmte Reiz vortrefflicherer Arbeit, den auch ein Steinmetz noch am Kunstwerk wol empfinden kann; sondern die Schönheit, die aus allen Gestalten der antiken Ueberreste immer klar und lebendig hervorleuchtet, die Schönheit des Menschenbildes vor allen Dingen, in ihrer mannichfaltigen Offenbarung, wie sie den geringsten Abkömmlingen hellenischer Kunst noch gelang.

Giebt es denn damals, auch mitten im christlichen Mittelalter, nur christliche Ideen, die den Bildhauer bestimmen konnten? Sollte ihm, dem Künstler, sei es in natürlichem Einverständniß mit seiner besten Anlage und liebsten Betätigung, oder im bemußten Gegensatz zu den asketischen Dogmen der Staatsreligion, nicht der Wert des menschlichen Leibes aufgegangen sein, in dem mir nun einmal leben und weben? Sollte er, wo christliche Lebensformen diesen Wert entrücken und verdunkeln mochten, nicht beim Anblick der bacchischen Vase und des Hippolvtos-Sarkophages zu Pisa, wie so manches andern antiken Beutestückes, das feine seefahrenden Landsleute heimgebracht und als Schmuck bei den Heiligtümern der Stadt, im Umkreis des Domes selber aufgestellt, in dieses edelste Mysterium hellenischen Natursinns eingeweiht sein, ohne daß er sich verftandesklar darüber Rechenschaft gab, wie er darob zum Heiden werden könne?

Es geht ein stolzes Bewußtsein von der eigenen Kraft des Individuums durch das Jahrhundert, in dem er lebte; der Hohenstaufenkaiser, mit dessen Musenhof man auch diesen antikisierenden Bildner so eifrig zusammenzubringen versucht hat, mar nicht der Einzige, der dieser Gesinnung huldigte. Gemaltige Männer und stattliche Frauen, ausgerüstet mit allen Gaben, die das Dasein bieten und erfordern kann, übermütige Jünglinge und frische Knaben, energisch häßliche Weiber selbst und wolgenährte Mönche, ja strotzende Kinder auf dem Mutterann sind die Freude der besten und vornehmsten Kreise damals, die Lust der Künstler vollends im Norden wie im Süden. Nur Italien gelangt spät, in letzter Stunde gleichsam, zum bildnerischen Ausdruck dieses Fühlens.

Und Nikolaus von Pisa ist der Träger dieses Wollens. Es ist die allerheiligste Idee des bildnerischen Schaffens überhaupt, die ihn beseelt. Solche Menschen zu machen begehrt er mit der Glut eines echten Künstlerherzens, nnd das anfängliche Unvermögen seiner armselig geschulten Hände mußte dies Verlangen nur steigern, wie unbefriedigte Leidenschaft. Deshalb giebt er sich in die Schule der antiken Kunst, wo er solche Erscheinungen findet, und ringt in dem sichtbaren Zwiespalt zwischen Wollen und Können. Ein herrliches Weib, das erj auf etrurischer Aschenkiste ruhen sah, begeistert ihn, den Wert solches Daseins noch einmal zu gestalten, und sie wird ihm zun, Ausdruck des hohen Ideales der Kirche: zur Gottesgebärerin. Der Anblick eines vollbärtigen Mannes, der in meinseligem Zustand noch die großartige Fülle seiner Kraft bewahrt, bestimmt ihn, den indischen Bacchus zum Hohepriester Jehovas selber zu weihen. Vor der nackten Schönheit hellenischer Jünglinge und den bemähnten Häuptern des edelsten Tieres, das dem ritterlichen Geschlecht der Kreuzfahrer der liebste Gefährte war, betet er den Psalmenvers: „Ich habe Wolgefallen an des Rosses Stärke wie an Jemandes Beinen," mit Unterschleif eines einzigen Wortes, der asketischen Verneinung, und in vollstem Einverständnis; mit dem Schöpfer, der nach Moses sich am siebenten Tage eingestand, seine Kreaturen seien gut gemacht. Selbst die Juden noch, die er — als elende Spötter unter dem Kreuz — in den Augen seiner Gemeinde brandmarken soll so arg es geht, werden ihm mit ihren langen Bärten und breiten Kapuzen lieber als er denkt, und sie spielen gar unerlaubt auf seiner Kreuzigung eine prächtige Figur. Und nun sein Christus vollends am Kreuzesstamm! Ist es nicht ein Heldenleib, dm man schmählich an das Holz genagelt, ein Mann in der Vollkraft seiner Jahre von herkulischer Bildung in allen Gliedern — gerade so wie bei Donatello! Der Sohn der Jungfrau ist ihm unversehens zum Sohne des Jupiter geworden. Und er liefert uns gar den Nachweis dieser Herkunft an der Kanzel zu Pisa selbst; denn da steht die christliche Tugend „Fortitudo" in der leibhaftigen Gestalt des nackten Herakles mit Lömenfell und Keule.

Kann es noch zweifelhaft sein, wo die Ideen zu suchen sind, die in diesem Bildner nach Ausdruck ringen? Und doch ist es unbillig, ihn als Heiden und Ketzer zu steinigen, oder auch nur ihm vorzuwerfen, das religiöse Gefühl versage bei ihm durchaus. Das Urteil freilich darf allein bei einer Aufgabe gefällt werden, wo auch das bildnerische Schaffen sein Genüge findet, wo die christliche Empfindung nicht rein passiv verharrt, und was die Herzen innerlich bewegt, nicht in untätigem Beharren nur sich offenbaren darf. In diesem Sinne wird uns die Kreuzabnahme in Lucca zum wertvollsten Zeugnis seines eigensten Wesens, in diesem Sinne zum Höhepunkt seiner Künstlerlaufbahn. Das religiöse Gefühl dieses Mannes ist freilich nicht sentimental, etwa wie das des heiligen Franciscus, nicht nervös und aufgeregt; aber welche Tiefe des Nachempsindens setzt eine Erfindung voraus, wie diese Abnahme vom Kreuze! Es ist der große objektive Schöpfergeist des echten Künstlers, den wir vor uns haben; er denkt wie die Antike, nur im Gedankenkreis seines eigenen Jahrhunderts. Das mar für den Plastiker der höchste Triumph.

Damit aber ist Nikolaus von Pisa als der frühe Vorläufer einer neuen Glanzzeit erwiesen, die länger als ein Jahrhundert auf sich warten ließ, bis Donatello kam, und kein Jahrhundert dauerte, bis Michelangelo die Menschenform mit Geist erfüllte, daß sie sprang, — zugleich aber als der Letztling einer Kunstperiode, die mit ihm dahin sinkt. Denn sowie Nikolaus die Augen schließt, ist auch das Trecento in Italien erwacht, und alle stolzen Ideale des Bildners von Menschenwert und Leibesschönheit zerstieben wie die Marmorfpreu unter dein genialischen Meißel — des eigenen Sprößlings.

Schärfer scheiden sich wol nirgends die beiden Weltanschauungen, die aus der sogenannten spätromanischen und frühgotischen Kunst so sprechend sich auch uns noch offenbaren, als zwischen Nikolaus von Pisa und seinem eigenen Sohn Johannes. Nichts ist lehrreicher als ein vergleichender Blick auf die Darstellung des Kreuzestodes an der Kanzel von S. Andrea zu Pistoja, Giovannis Meistermerk von 1391. Bis auf wenige Zutaten giebt er die selbe Komposition wie sein Vater an der Kanzel zu Pisa. Al'er welch ein Unterschied in allen Teilen!

Der Christus seines Vaters mar ein Göttersohn, eine Hünengestalt, die nmn ^ans Kreuz genagelt ohne ihre Schönheit und Manneswürde zu verletzen. Und ein König bleibt es, der gestorben. Der Christus des Sohnes hat für das Leben schon von Mutter Natur nur spärlich die Gaben entliehen, — nur soviel, scheint es, um unter den Erdenkindern zu wandeln und ihnen die Nichtigkeit alles Fleisches zu predigen. Im Tode vollends erscheint der nackte Körper, der am Holze hängt, nur wie ein armes gebrechliches Gefäß aus' Haut und Knochen — ein Jammerbild. Die Brust ist eingefallen, der Leib geknickt, der ganze schwache Bau zusammengesunken. Nur das Haupt, das zur Seite, geneigt vornüber fällt, bewahrt in seinen edlen durchgeistigten Formen selbst im Elend noch ein Hoheitszeichen. Die große Seele, die mit ,ihrer Liebe die Welt umfaßt, entfloh aus diesem dürftigen Gehäuse, — das sagt der Anblick, und das will er eben. Doch nicht genug; der Kriegsknecht mit der Lanze ist gerade im Begriff das Eisen in die Seite des Gekreuzigten zu stoßen, und links und rechts hängen auch die Sünder, die mit ihm ans Kreuz gebracht, und blicken, hier mitleidig und fromm, dort hadernd und verstockt, auf den Dulder, der nun ausgekämpft, in ihrer Mitte. Das ist die Zutat, die Johannes von Pisa zur Steigerung der Schmach und Not hier einführt, um seine Gläubigen noch stärker zu erschüttern. Und Entsetzen erfaßt die versammelten Juden, wie unter dem Anblick des Mordes. Wie vom Stunne gejagt stürzen sie hinaus; nur betroffen, furchtsam oder schaudernd blicken einige sich um, zu schauen, ob er tot sei, den sie Haffen. Zum Gehen gewandt, streckt auch der Hauptmann Longinus die Hand empor, zu bekennen: dieser war Gottes Sohn. Drüben aber, wo die Seinen bei einander stehen, erhebt sich der Schmerz in seiner ganzen Stärke. Wie ein schneidig Schwert durchdringt er die Mutter, die hier wie tödtlich getroffen zusammenbricht. Bebenden Kniees sinkt sie in die Anne der Frauen, die sie sorgend umgeben, und haltend zugleich zum Kreuze emporblicken. Johannes saht ihre Hand, bemüht an SohnessteUe tröstend teilzunehmen; aber das eigene Weh verzerrt sein Antlitz, das sich zum Herrn herummendet, mit dem auch er seinen Halt verloren. Lauter denn alle jammert Magdalena, mit aufgehobenen Armen, und richtet ihre Klage wie völlig selbstvergessen an den Toten hin.

So vertiefen sich alle Züge, beleben sich innerlich alle Beziehungen und steigert sich das Ganze unter dieses Künstlers Hand zu hochgradiger Erregung. Alle Ruhe der Personen ist vergessen, alle Schönheit der Formen wie des Angesichts geopfert, nur der Ausdruck dessen, was die Seele bewegt, wird hervorgetrieben und wirksam so auch dem Betrachter zu Gemüte geführt.

Durchgehends sind die Gestalten in kleinerem Maßstab gegeben, schlanker und feiner gebildet. Nirgends überwiegt mehr die Freude an der Erscheinung des stattlichen Leibes, sondern überall nur Bewegung und Anteil bis zu pathetischer Gestikulation, als dringe der Wehlaut aus ihrer Kehle und stelle das Wort sich vernehmlich ein. Der Körper ist diesem Bildhauer nichts mehr als das ausdrucksfähige Gefäß der Seele, die gewaltsam hervorbricht und ungeduldig an dem Gefängniß rüttelt, das ihr volles Ausklingen noch einschränkt. Deshalb wird von dein Knochengerüst und Gliederbau des Leibes unter der Gewandung nur soviel angedeutet oder durchgeführt, als zum Verständnis; seiner eingreifenden Bewegung oder feiner sprechenden Gebärde notwendig gefordert wird.

Damit freilich eröffnet sich der Künstler die Darstellungsfähigkeit der ganzen Tragik christlicher Stoffe, erschließt er die ganze hinreißende Poesie seelischer Schönheit, und beginnt in genialischem Gebühren mit seinen Marmorgebilden zu dichten, so reich und so innig wie kaum ein Zweiter in Italien. Nicht breit gelagert entfalten sich patriarchalische Propheten, sondern wie in sich hineingeschlungen kauern sie, nur noch mimetische Symbole des Gedankens. Nicht hochragend erheben sich stolze Sibyllen als persönliche Verkünderinnen der Wahrheit, sondern erbebend empfangen sie die Kunde; zitternden Leibes horchen sie wie angedonnert der inneren Stimme, oder winden sich wie ein schwankes Rohr unter dem Sturm der Begeisterung. Aber wie energisch redet der Engel im Traum zu den Königen; wie bezeichnend hat er den linken Arm auf die Brust des Schlafenden gestützt und erhebt die Rechte hinausweisend in die weite Ferne! Wie gutmütig rührt er den schlummernden Joseph an der Schulter und rät ihm freundlich zu dem Rettungsmeg! Ganz Demut und Verehrung ist der greise König, der seine alten Glieder vor dem Kinde beugt und das Füßchen des Kleinen zum Kuß an seine Lippen führt. Welch innige Holdseligkeit erfüllt die Mutter bei dieser Huldigung durch alle Glieder ihres schlanken Leibes bis hinein in den Blick der Augen, deren seelenvolle Tiefe wir zu sehen glauben! Das ist die Kunst dieses munderbaren Mannes, dem mir statt des Meißels manchmal den Pinsel oder Zeichenstift gegeben wünschten, oder daneben alle Mittel der Sprache gönnten, nur voll zu sagen was er im Menschengebilde geschaut und empfunden.

Wer möchte leugnen, daß wir damit weit entfemt sind von dem natürlichen Ausgang und dem eigentlichen Wesen der plastischen Kunst, daß diese Seelenbildnerei in Marmor nur noch an wenigen Banden mit der leibhaftigen Körperlichkeit zusammenhängt, aus deren freudiger Wertschätzung und gesunder Entfaltung die Gestaltenbildnerei einst hervorgegangen, aus der sie in glücklichem Gelingen zur Zeit hellenischer Blüte ihre besten Kräfte empfangen, und zu der auch jetzt wieder Nikolaus von Pisa, wie zum echten Quickborn sich zurückgewendet hatte!

Man betrachte nur einmal die jammerliche Figur, die aus dem antiken Herakles geworden, wo Giovanni ihn als Vertreter der Stärke an der Kanzel des Domes zu Pisa (jetzt als Fragment im Camposanto) verwendet, also sein Ideal eines nackten Mannes in vollster Kraft, — und vergleiche sie mit dem nächsten Vorbild, dem Herkules an der Kanzel seines Vaters im Baptisterium. Sonst ist es überall die christliche Entfremdung von der irdischen Grundlage der menschlichen Existenz, eine weit getriebene Durchgeistigung der realen Natur, die mir vor uns haben. Und sollten wir das Wesen dieser Bildnerkunst Giovannis charakterisieren, so müßten mir im Hinblick auf verwandte Erscheinung in der Architektur mol sagen: ganz ähnlich wie dort die Auflösung des Massenbaues in einen Gliederbau systematisch vollzogen wird, ist es hier die Auflösung der Körpermasse in ihre Glieder, ja bis in ihr Knochengerüst, die Darstellung des Construktiven mit möglichster Verringerung aller nur füllenden und umhüllenden Teile.

Die mimische Funktion jeder Figur in der Oekonomie des Ganzen läßt sich vielfach — gerade so wie in den ergreifendsten Malereien des Giotto — auf ein paar Linien zurückführen, etwa wie in flüchtiger Andeutung des Skelettes, oder so, wie Villard de Honnecourt seine Gestalten entwirft. Diese Runen aber, richtig herausgezeichnet, diese geraden Linien, die sich hoch aufrecken oder in sich zusammenknicken, die sich beugen und winden, mit den Hebelarmen in mannichfaltiger Stellung zu einander, mit den Ovalen auf der Spitze, die sich zurück oder vorwärts oder nach einer Seite neigen, — diese Symbole menschlicher Gebärdensprache geben als Gesamtbild das ganze ausdrucksvolle Wesen, das leidenschaftliche Pathos seiner Schöpfungen wieder.

Doch wäre es unrichtig, den Charakter der Kunst Giovanni Pisano's allein aus seinen Reliefskulpturen bestimmen zu wollen, oder nur die Statuetten herbeizuziehen, die an den Ecken und Trägern seiner Kanzeln in fühlbarer Abhängigkeit vom größeren Ganzen erscheinen. Auch die Freifiguren müssen zu Worte kommen. Sie sind unstreitig durch entschiedene statuarische Haltung ausgezeichnet. So die herrliche Madonna im Bogenfelde des Hauptportals am Baptisterium zu Pisa oder am ScrovegniGrabmal der Cappella bell' Arena zu Padua, ja selbst die kleine Elfenbeinstatuette der Cappella della Cintola im Dom zu Prato. Und doch verdanken auch sie ihre Wirkung nicht den, eigentlich plastischen Prinzip, der befriedigten Entfaltung des ganzen Leibes in feiner ausdrucksvollen Bedeutung, als vielinehr einer fremden Potenz, deren Erkenntniß wiederum bezeugt, was mir herausstellen möchten. Johannes von Pisa ist trotz der Gestaltenfülle, die er in überströmender Schaffenslust hervordrängt, durch und durch Architekt, — eben als gotischer Baumeister geschult. Seine Statuetten an den Kanzeln haften mit dem Rückgrat in dem architektonischen Glieds, das sie schmückend vertreten, und beugen sich in Ausübung dieser besonderen Funktion unter das Gesetz des Baues, deni sie dienen. Das verrät ganz deutlich noch die kleine Madonnensigur im Museum zu Berlin, die mit ihren auffallend kurzen Proportionen und ihrer abhängigen Haltung unzweifelhaft einst dem Zwischenpfeiler einer Brüstung vortrat. An gewisser Stelle geht die organische Form gleichsam in die unorganische über, und der beseelte Madonnenleib wird wieder zum Marmorblock. Dagegen befreit sich die Auffassung beinahe ganz in der würdigen Priestererscheinung am Eckpfeiler der Kanzel zu Pistoja, wo der Meister sich offenbar fast ebenso unbeirrt der Natur selbst gegenüber befindet, wie in der Porträtsigur des Scrovegni zu Padua, die unabhängiger sür sich bestehend, noch architektonischer befangen bleibt. Statt des biblischen Aaron oder eines jüdischen Leviten giebt Johannes das persönliche Abbild eines Geistlichen aus eigener Umgebung in Pistoja.

Auch aus den freistehenden Statuen des Giovanni Pisano spricht stets die architektonische Grundform. Sie steigen von viereckigem Sockel zu einem Höhepunkte empor, verjüngen sich konisch nach oben, gipfeln im Kopf fast wie in einer Spitze mit Kreuzblume darauf; — sie sind organisch aufgelöste Fialenrisen. Oder, geht unser Auge von der Betrachtung des ausdrucksvollen Hauptes der Madonna, der Arme mit dem lebendig bewegten Kinde aus, so nimmt die Beseelung fühlbar ab, je weiter wir abwärts blicken, und der Marmorblock als vierkantige Pyramide macht sich schon im reichen Gewände, das den Boden berührt, als tektonische Masse kenntlich. Enthält nicht die Halbfigur im Camposanto zu Pisa alles, was das Frauenbild als solches zu sagen hat?

Genug, mir finden in diesen Einzelgestalten des Meisters Johannes nur bestätigt, was wir den Reliefgeschichten bereits abgewannen: der Sohn des Nikolaus von Pisa gehört der strengen architektonischen, auf konstruktive Berechnung gerichteten Künstlergeneration; er ist ein entschiedener und eifriger Vertreter der „Gotik." Aber spricht denn nicht deutlicher, als dieser Einfluß des Architekten auf den Bildhauer in einer und derselben Person, seine Auffassung der menschlichen Gestalt in mannichfaltiger Beziehung, sein Drang nach Abstreifung des Fleisches zu Gunsten des mimischen Apparates aus Knochengerüst und Sehnenbändern, — spricht nicht deutlicher als alles Uebrige die grundverschiedene Empfindung, die wir beim Vergleich mit seinem Vater überall hervorbrechen sehen? In seinem eigensten Jnnem allein giebt es eine Antwort auf die Frage, weshalb sich der Sohn vom Vater losgesagt und die Formen der Antike, in denen er geschult mar, die teuerste Errungenschaft seines Lehrers, wieder aufgab? Mit der ganzen Leidenschaft religiöser Begeisterung wirft er die Schönheit des kraftvollen Menschenleibes von sich, um nach dem Ausdruck der Seele, der Schönheit des innern Menschen allein zu ringen.

Ist es erlaubt zwei so verschiedene, so gründlich entgegengesetzte Erscheinungen in der Geschichte der Bildnerkunst zusammenzujochen, weil sie zeitlich, örtlich, persönlich so nahe stehen? Nur das enge Familienband rechtfertigt einigermaßen die gewohnte Verbindung beider Künstler in unserer historischen Betrachtung; aber auch nur, so lange sie eben biographisch bleibt. Sobald uns die Kunst als notwendige Aeußerung des Menschengeistes ihre Geschichte als ein unveräußerlicher Teil der Menschheitsgeschichte erscheint, werden Nikolaus und Johannes von Pisa zu zwei vollständig durchgebildeten Typen verschiedener Entmicklungsphasen. Der Vater gestaltet aus einer in sich befriedigten Weltanschauung heraus, der vollen Bedeutung des eigenen Leibes wol bemußt, und bezeugt so das selbe Daseinsgefühl in Italien,, das eine Reihe glücklicher Meistermerke französischer und deutscher Skulptur uns für den Norden außer Zweifel stellt. Der Sohn, im Vollbesitz dieses Könnens, gerät in offenen Zwiespalt mit diesem Ideal der spätromanischen Kunst, und wirft sich mit Eifer der kirchlichen Auffassung in die Anne, welcher dieser irdische Leib nur als eine vergängliche, wertlose, ja hassensmerte Hülle gilt, die, so lange wir in ihr Hausen, nur als ausdrucksfähiges Gefäß der unsterblichen Seele Bedeutung empfängt. Wie die Kirche den Einzelmenschen nur als Glied des strenggeordneten Gottesreiches anerkennt, so gestaltet dieser Architekt seine Menschengebilde nur in Abhängigkeit, vom strenggegliederten Aufbau und wird so zum ausgeprägten Vertreter des gotischen Empfindungslebens. Der Bruch zwischen Vater und Sohn bedeutet die Scheidung zweier Menschenalter, zweier langen großen Kunstperioden, in die das ganze Mittelalter sich auseinanderlegt.

st kein Brief für mich da?

„Doch, es kam einer mit der Nachmittagspost. Er ist auf das Zimmer des Herrn Doctor gebracht worden. Nr. 11; haben Sie die Güte."

Wilhelm Herz nahm den Schlüssel und stieg die finstere Treppe des „Weinhauses" hinauf. Im ersten Stock trat er in ein Zimmerchen, das nach dem Marktplatze zu lag.

Auf der schief herunterhängenden Tischdecke lehnte gegen den angelaufenen Messingleuchter ein kleiner Brief. Wilhelm suchte aus der Tasche einer Weste in seinem Reisesacke ein Federmesser hervor und schnitt sorgfältig das Couvert auf. Als er den Brief entfaltete, fiel ein Bild auf die Decke nieder.

Es mar das Brustbild eines jungen Mädchens. Sie mußte schon über die Mitte der Zwanzig hinaus sein; aber die einfache, bürgerliche Anmuth, welche über ihrem heiter-offenen Gesichte ausgebreitet lag, ließ die Bezeichnung „junges Mädchen" richtiger als die „junge Dame" erscheinen. Ihr Gesicht war nicht eigentlich schön, die von dem dünnen, glatten Haar gleich wie von einem volirten Rahmen eingefaßte Stirn ein wenig zu hoch, die Brauen allzumächtig, der Mund nicht fein gezeichnet. Aber dieser Mund mar charaktervoll, und die ge

*) Aus dem Dänischen von Wilhelm Wolters. Einzige autorisirte und vom Verfasser selbst durchgesehene Ausgabe.

schlossenen Lippen lächelten so kindlich-arglos, so vertrauend, daß Wilhelm ganz gerührt auf ihn herniederblickte, ehe er begann, den Brief seiner Verlobten zu lesen.

Der Brief plauderte von ihrer Mutter, welche Zahnschmerzen gehabt, und von den kleinen Knaben in der Vorbereitungsschule. Da hatte z. B. einer von den Jungen angezeigt, daß ein anderer den verwegenen Wunsch ausgesprochen, Fräulein Jngerslev gerade auf den Mund küssen zu dürfen — und die schelmische Frage war hinzugefügt, ob er solch einen thörichten Wunsch begreifen könne — fo daß es fast so aussah, als sei die ganze Geschichte nur um dieses Zusatzes willen erzählt worden, wie die Fabel wegen der Moral. Und zum Schlüsse kam dann endlich der eigentliche Hauptpunkt, ob er Sonntag, an ihrein Geburtstage, zurück sein werde. Sie hätten die Absicht, eine Fahrt in den Wald zu unternehmen; wenn er aber nicht kommen könne, wolle sie doch lieber zu Hause bleiben.

„Natürlich kann ich kommen, selbstverständlich fahren mir in den Wald, du süßes Mädchen," sagte Wilhelm vor sich hin, indem er seine Briefmappe öffnete und sich zum Schreiben bereit machte. Er sei nicht sehr erbaut von der Lehrerstelle auf Herlufsholm uud glaube, er müsse den Plan, sich um sie zu bewerben, aufgeben. Doch wolle er noch den nächsten Vormittag mit einem der Adjuncten sprechen. Dann habe er nichts mehr in Naestved zu thun, und wenn sie also am Sonnabend um 9 Uhr Abends auf dem Bahnhofe sein würde, könne sie Iwrt umarmen ihren

getreuen

Wilhelm.

Durch das offene Fenster, nahe beim Sovha, blähte der Wind den dünnen, weißen Vorhang auf, dessen gestopfte Stellen sich vergeblich in den Falten des großblumigen Musters zu verstecken suchten. Während Wilhelm ein Couvert hervorholte, wurde der Brief vom Tische geweht, und der flatternde Zipfel des Vorhanges fegte das Bild auf den Boden hinunter.

Wilhelm erhob sich, um das Fenster zu schließen, blieb aber an demselben stehen, beugte sich über die Brüstung und sah auf den kleinen Marktplatz hinab.

Das holperige, krummlinige Pflaster lag fast ganz im Schatten des „Weinhauses" und der Kirche, deren rother Thurm in das Sonnenlicht hineinragte. Aus den Schornsteinen stiegen langsam dünne Rauchstreifen empor uud schienen in den kleinen, weißen Wolken zu zerfließen, die über den eingesunkenen Firsten der Ziegeldächer aufeinander geschichtet lagen. Schräg gegenüber zwitscherte ein Kanarienvogel im Fenster der Bandhändlerin; um das Dachgesims klappte der Flügelschlag von Tauben; ein Hund bellte; auf die hohe, schrille Stimme des Hausknechtes, welcher ihn neckte, antwortete verdrossen die grollende eines Sattlers, der in Hemdsärmeln auf der obersten schrägen Stufe der kleinen Vortreppe seine Pfeife rauchte. Ab und zu rumpelte von der Kirchgasse her ein Wagen über eine Ecke des Marktes, und gerade unter ihm, wo ein Landauer auf seine Herrschaft wartete, erklang das ungeduldige Scharren von Pferdehufen und das leise Klatschen der Peitsche.

Es schien als hätte der Anblick dieses einsamen Marktes mit den Aeußerungen seines kleinstädtischen Lebens den Gedanken Wilhelm's eine andere Richtung gegeben. Er drehte sich plötzlich um, hob den Brief vom Boden auf und steckte ihn mit einer hastigen Bewegung in das Couvert. Dann nahm er seinen Hut und verließ das Zimmer.

Das Bild blieb neben einem Tischbein auf der Diele liegen und starrte mit seinem gutmüthigen Lächeln nach der fleckigen Stubendecke hinauf.

II.

Unter all den vielen, wunderbar mannigfaltigen Stimmungen, welche den Menschen ergreifen, giebt es wohl keine, die ihn so ganz und gar zu beherrschen im Stande ist, wie jene, die sich seiner beinächtigt, wenn er nach Jahren eine kleine Stadt miedersieht, in der er einst geliebt hat!

Sie scheint dort auf ihn gelauert zu haben, diese Stimmung, Kraft gesammelt zu haben in den überwucherten, feuchten Gärtchen, unter Feuerlilien und in Jasminlauben hinter schwarzen Bretterzäunen — scheint sich verkrochen zu haben in den Kaufmannshöfen zwischen Fässern und Ballen, unter Wagenschuppen, in Taubenschlägen — sich hingeschlichen zu haben an den schiefen Hä'usermauern der grünen, grasbewachsenen Gäßchen — ausgespäht zu haben von den Kirchtürmen und all den windbewegten Mühlen der Hügel — ob er nicht einmal wiederkommen werde, daß sie sich auf ihn stürzen könne wie ein Vampvr und sagen: „Hier bin ich noch. Ich habe Dich erwartet, nun bist Du mein und ich lasse Dich nicht mehr. Du sollst mich mit Dir forttragen, und weil Du das Fleisch und Blut, das Du hier geliebt hast, nicht mehr finden kannst, sollst Du mich lieben, mich Dein Herzblut saugen, mich festklammern lassen an jede Faser Deines Lebensnervs!"

Ein Städtchen! — In der Großstadt hat das ewig treibende Leben zu viel von jener verflossenen Zeit zwischen seinen Mahlsteinen zermalmt, zu viele der kleinen, theuerenErinnerungsmerkzeichen nnter seinen tausend Sohlen glattgetreten, jene Stimmung in seinen ruhelos arbeitenden Polypenarmen erdrosselt . . . Und auf dem Lande fegt der Wind gar zu frisch über das Feld und durch den Wald, die Pflanzen von damals sind vermodert, andere stehen an ihrer Stelle, ja selbst die Schnitte ihres Namenszugs im dicken Baumstamm sind verwachsen oder die Rinde zeigt nichts mehr als eine verschwollene Wunde. Und dann ist das Wetter nicht wie damals, und die Gegend schaut anders drein. Oder die Jahreszeit ist nicht dieselbe: Blätterfall statt Blumensprießen, Lilien statt Schnee . . .

In dem kleinen Städtchen aber sind die Steine noch dieselben; ist auch eine Straße neu gepflastert, so ist sie doch nur ein wenig ebener und regelrechter geworden, wie es ja unser Leben mit den Jahren auch geworden ist. Und im Nebrigen findet er Alles in der alten Weise, in dem alten Geleise: den Marktplatz, auf dem das Denkmal Friedrich VII. seinen Schatten auf dem sonnigen Pflaster um sich herumdreht, in Ermangelung eines besseren Zeitvertreibs — die Hauptstraßen, in denen ein paar weißgetünchte, zweistöckige Mauern zwischen den bunten Häuserchen hervorragen, mit gähnenden Kaufmannslehrlingen in den Ladenthüren, mit blankgeputzten Fensterscheiben, die von Augen und plattgedrückten Nasen wimmeln, wenn ein Federmagen über das Pflaster rollt, mit Spiegeln vor den Fenstern, welche die Geheimnisse von anderthalb Straßen verrathen würden, wenn es solche gäbe — Gäßchen, die den Hügel hinanklettern, mit Rinnsteinen so grün wie die Gräben der Landstraße, mit eingesunkenen, von rostigen Eisengeländern eingefaßten Treppchen vor den Hcmsthüren und mit einem Fliederbaume, der eingezwängt zwischen zwei gelben Giebelmänden über einen vermoderten Zaun herüberlugt. . .

Es ist alles so beisammen, gerade als ob es besonders für ihn bestellt märe.

Die kleine Stadt hat vielleicht in Augenblicken des Rausches einen stolzen Traum geträumt von einem eigenen Theater mit Decorationen, welche die des Casinos übertrumpfen und sich mit denen des Königlichen Theaters messen könnten. Sie hat aber sicher nie gedacht, daß sie selbst eine Bühne sei mit so stilvoller Scenerie, wie sie kaum anderswo zu finden wäre, alles so fertig und bereit, als ob man nur auf die Primadonna warte, damit das Stück beginnen könne.

Aber die Primadonna ist verhindert . . . Die Primadonna ist gestorben und begraben, die Primadonna ist nach der Residenzbühne gegangen und unter den Choristinnen verschwunden . . . Die Primadonna giebt Gastrollen in der Welt und wird von Triumph zu Triumph getragen .. . Die Primadonna hat der Kunst den Rücken gekehrt, sie ist verheirathet und hat Kinder und Pflichten bekommen . . . Die Primadonna ist — gleichviel was — sie kommt nicht.

Und da geht der erste Liebhaber allein zwischen den stilvollen Coulissen umher und singt die Stelle des Duetts vor sich hin, nach der immer der große Applaus kam — aber der Sopran fällt nicht ein, und ihm bleiben die Töne im Halse stecken; verstummend steht er still und schaut die alte Gasse hinunter, an deren Ecke sie bei ihrem Auftreten erscheinen mußte oder auf den Altan hinauf, wo sie sich einander beim Licht des elektrischen Mondes zu umarmen hatten.

So stand jetzt Wilhelm Herz an der Ecke und sah die Gasse hinunter und starrte nach einem grauen Hause, als ob er etwas architektonisch Merkwürdiges an diesem Bau fände, der freilich unter seinen Nachbarn der ansehnlichste war, aber auch derjenige, welchen ein Künstler am wenigsten stimmungsvoll gefunden haben würde.

Gott weiß, dachte er, ob jetzt wieder ein Dragonerrittmeister im zweiten Stock wohnt? ob er Töchter hat? ob wohl eine von ihnen so schön ist wie Harriet Schultz? . . . Aber nein, das märe zu viel, daß so ein Nest wie Naestved mehr als ein solches Wesen mährend eines Menschenalters beherbergen sollte!

Wirklich zeigte sich in einem der Fenster ein jugendliches Mädchengesicht, sei es nun, daß es einer Rittmeistertochter oder einer gewöhnlichen Civilistin angehörte. Es zog sich wieder in das Dunkel zurück und wurde bald darauf in dem nächsten Fenster sichtbar, wo einige Blumen sich sehr langsam mit Waffer begießen lassen mußten. Dann fand sich etwas Unordentliches an dem Vorhang; und als dies zurecht gemacht morden war,

stellte sich die Nothmendigkeit heraus, das Fenster zu öffnen, sich hinauszulehnen und sehr angestrengt erst die Gaffe hinauf und dann nach der Brücke hinzusehen, bis zuletzt auf dem Rückwege der Blick zufälligerweise auf ihm verweilte, der ja auch ein Gegenstand so gut wie jeder andere war.

Aergerlich darüber, daß man ihn bemerkte, und sehr wenig zuin Kokettiren aufgelegt, drehte er sich um und studirte, ehe er weiter ging, eine Concertanzeige, die an der Ecke angeklebt mar.

Sie erinnerte ihn an einen Sonnabend, an dem er mit Harriet zusammen zu einem solchen Kunstgenuß gegangen mar. Eine Kopenhagener Pianistin, welche Ruhm und Geld in der Provinz suchte, hatte ein Concert gegeben, und dem Rittmeister Schulz waren als einem der vornehmsten Honoratioren ein paar Billete zugeschickt morden. Der Rittmeister aber wollte nach Ravnstruv zum Herrenessen und seine Frau hatte Migräne, so daß Harriet und er allein gehen mußten. Während er nun damals in seinem Gastzimmer auf und abschritt und sich ankleidete, war es ihm eingefallen — er erinnerte sich nicht mehr wie — durch das Schlüsselloch in's Speisezimmer hineinzugucken. Die Thür von diesem nach der Wohnstube stand aber offen, und ganz an der anderen Seite der letzteren erblickte er Harriet. welche so saß, daß man. ihr Gesicht sehen konnte. Es war ein wenig niedergebeugt, sie schien zu lesen. Und so blieb sie die ganze Zeit über sitzen, mährend er sich anzog und alle Augenblicke wieder hinein sah. Plötzlich erhob sie den Kopf und schaute gerade nach ihm hin, so daß er verwirrt einen Schritt zurücktrat. Indem er mit der Hand nach seinem leiden^ schastlich klopfenden Herzen fühlte — was um so leichter geschehen konnte, als er ohne Weste war — gestand er sich, daß er verliebt sei. Und er sah einen Fingerzeig des Himmels in dem merkwürdigen Zufall, daß sie sich gerade in den Sehkreis seines Auges gesetzt hatte, den ihr Gesicht beinahe ganz ausfüllte . . . Und wie hatte er sich dann an ihrer Seite

in dein halbleeren Saale während des mittelmäßigen Clavierspiels ergötzt i Kein Gewandhausconcert hätte einen tieferen Eindruck machen können.

In der Nähe der Brücke ging er zu einem Kaufmann hinein, um seinen Brief frankiren zu lassen. Der Canums, welcher die Marken durch einen Faustschlag festklebte, während er zugleich den Lehrling ausschalt, mar derselbe, welcher damals so oft in der Ladenthüre gestanden; und als der Kaufmann feinen Kopf durch das kleine Contorfensterchen hinter den: Ladenraum steckte, um zu sehen, was es gebe, erkannte Wilhelm auch dessen vergrautes Gesicht wieder. Er war es gewesen, der ihn und Harnet so eifrig unterhalten hatte, als sie eines Vormittags vor dem Regen zu ihm herein flüchten mußten. Nein, wie es damals gegossen hatte! Auf der Hauptstraße draußen konnte man vor Wasser das Pflaster nicht sehen, und das Gäßchen herunter, welches gerade gegenüber nach der Kirche hinaufging, kam ein wahrer Bergstrom herabgestürzt, wirbelnd und schäumend um die kleinen Treppen vor den Häusern herum. Die Pferde eines Bauernwagens, welcher aus dem Thor des Kaufmannshauses herauswollte, wurden scheu, als sie statt einer Straße, einen Fluß sahen, und ein Mann siel, so lang er war, in den Rinnstein, nachdem er auf ein Brett getreten, das schon längst wie ein Floß nach dein Flusse hinunter geschwommen war. Harnet hatte gelacht; denn sie war ebenso leicht zu Gelächter und Scherz bereit wie zum Ernst, und er wußte selbst nicht, was ihm am meisten an ihr gefiel . . . Dann mußten sie sich zuletzt das kleine Stück nach Hause durch Höfe und Küchen schleichen, durch Stuben und Hinterthüren; denn es war nicht daran zu denken, durch die Straße zu waten. Und er sah noch im Geiste, wie geschickt sie sich zwischen den Pfützen hindurch zu finden wußte und wie anmuthig sie darüber erröthete, daß sie sich so hoch schürzen mußte — denn sie wurde roth über nichts . . .

Die Brücke war grell roth angestrichen, das war eine Neuigkeit für ihn; die einzige außer dem Pflaster der Brückenstraße und dem Theater, die er in der guten conservativen Stadt Naestved entdeckt hatte. Unverändert aber war das kleine anheimelnde Haus, welches mit seinem steinernen Sockel im Wasser stand und in dessen fast nur ellenbreitem Gartenstreifen auch heute alle die hochstämmigen Rosen blühten. Harnet und er waren einmal darüber einig geworden, daß in diesem Hause eine gute alle Pfarrerswittive vom Lande wohnen müsse, welche sich nicht hatte entschließen können, nach der lärmenden Residenz überzusiedeln, sondern die ihre kleine Pension hier genießen wollte, an derselben Brücke, über welche sie mit ihrem Manne so ofl in der alten Kutsche mit den kleinen Braunen gefahren war, wenn sie nach dem Städtchen kamen, um Einkäufe zu machen. Harnet hatte gemeint, daß auch eine Tochter, die einen Kindergarten besäße, da sein müsse — ei» paar Menschen wie Frau Jngersler und Marie, hatte Wilhelm gedacht. Er wäre schon damals sehr verwunden und enttäuscht gewesen, wenn man ihm gesagt hätte, daß er neun Jahre später als Mariens Verlobter diese Brücke betreten sollte!

Der Gedanke an seine Braut fand keinen freundlichen Widerhall in seinem Herzen bei der Stimmung, welche ihn zu beherrschen begann. Und er verließ ihn auch bald wieder, als er den Fußweg nach Herlufsholm hinabschritt — denselben Fußweg, welchen Harriet und er so oft gewandelt waren, wenn der Schatten der hohen Eschen sich über das schmale Sommerbett des Flüßchens breitete und seinen zackigen Saum über das frische Wiesengras und auf die Büsche des anderen Users legte, dort wo das bunte Laub des Stadtparks in den schrägen Strahlen der Abendsonne erglänzte.

Bei jedem Schritte auf diesem Wege wurden neue Erinnerungen geweckt; kleine, zufällige Begebenheiten, an die er jahrelang nicht gedacht hatte, schienen von dem Orte, an dem sie sich abgespielt, festgehalten worden zu sein und von ihm selbst erzählt zu werden.

Dort war ein Halbrund von mächtigen Bäumen, deren Stämme an einem glücklichen Abende sich wie ein dunkles Gitter vor der Lichtfluth eines goldenen Sonnenunterganges abgehoben ... Bei jenein Försterhause hatte er ihr ein Glas Wasser bringen müssen, und seine Hand zitterte vor Erregung, so daß sie besorgt gefragt hatte, ob er krank sei. . . Vor einem der Gehöfte Herlufsholms sah er einen alten Hund, der in seiner Jugend immer sehr bissig gegen ihn gewesen war und selbst die muthige Harriet bang gemacht hatte — und dort graste auch ein weißes isländisches Pferd, jenem dummen Thiers merkwürdig ähnlich, welches sich von Harriet nicht streicheln ließ und auf dem ihre Schwester Tony durchaus hatte reiten wollen . . . Mitten auf der alten Steinbrücke hatten sie oft gestanden und sich über ihre verzerrten Spiegelbilder gefreut, die auf dem schnellströmenden Wasser schwammen: jetzt aber sah er nur große Steine und halbfeuchten Sand um die Füße der dicken Brückenpfeiler, und das Flüßchen sickerte langsam unter dem Herlufsholm zunächst gelegenen Bogen hindurch — es war Trockenzeit!

Er durchblätterte mährend dieses Spaziergangs ein Tagebuch der Liebe, geschrieben mit Sonnenstrahlen auf zitterndes Laub und rinnendes Wasser — auf verwelktes vom Winde verwehtes Laub und auf Waffer, das vor Jahren zum Meere hinabgelaufen . . .

Schon von Herlufsholm aus hatte er gehört, daß im Stadtparke Concert mar. Auch das gehörte mit dazu, und er konnte sich nicht entschließen, einen anderen Weg einzuschlagen, obwohl er fürchtete, auf irgend einen Bekannten der alten Tage zu stoßen, welcher ein Recht auf mehr als einen flüchtigen Gruß im Vorübergehen besaß. Da waren z. B. Doctor Storch's, alte Freunde seines Vaters, in deren Hause er oft verkehrt hatte, als er bei Rittmeister Schultz wohnte — ihnen hätte er eigentlich einen Besuch machen müssen; und wenn er sie traf, entging er seinem Schicksale nicht.

Doch das Glück war mit ihm, und er fühlte sich bald beruhigt, als er unter der Menge um die weißen Notenpulte der Regimentsmusik, welche pflichteifrig eine Polka von Lumbue herunter spielte, nur den Tabakshändler und den Barbier erkannte. Das junge Mädchen, welches mit ihm voin Fenster aus kokettirt hatte, spazierte Arm in Arm mit einer Freundin. Die Beiden steckten die Köpfe zusammen und kicherten, als sie vorübergingen; sie waren die Einzigen, die ihn bemerkten.

Aber vom Ausgange des beschatteten Waldwegs her sah er richtig unter ein paar hohen Eschen Dr. Storch angestiegen kommen mit seiner Frau und ein paar jungen Damen. Mann und Frau bewegten sich vorsichtig über einen kleinen Steg, während die jungen Mädchen zum Bache hinunter liefen und über die nassen Steine hüpften, die unter den hohen Absätzen ihrer Stiefelchen wackelten. Wilhelm bog schnell ab, ging am Saume des Waldes entlang und setzte sich auf eine einsame Bank.

Dort hatte er am letzten Morgen gesessen, den er in Naestved zugebracht. Er war allein hinausgegangen, ganz früh. Die Bank mar noch naß vom Thau gewesen. Auf dem Stamme einer alten Eiche gegenüber, wo die Aeste sich theilten, hatte damals ein Specht gesessen und mit seinem spitzigen Schnabel auf die Rinde geklopft, tick, tack, wie eine Uhr. Es war gewesen, als hätte die Natur selbst ihn daran mahnen wollen, wie unerbittlich die letzten Minuten schwinden.

Und die Zeit war dahin geeilt, ohne Stillstand, unaufhaltsam. Wie mar das alles so munderbar lange her!

Plötzlich siel es ihm ein, daß er doch die Gelegenheit benutzen sollte, seine Karte bei Storch's abzugeben; er mar ja sicher sie nicht zu treffen und dann hatte er doch seine Pflicht gethcm. Sie hatten ihn gewiß nicht gesehen, der Doctor war gar zu kurzsichtig und die Frau zu sehr dadurch in Anspruch genommen, daß sie mit dem Sonnenschirme winken und die Mädchen ermahnen mußte, sich keine nassen Füße zu holen.

Die Joee gefiel ihm; sie hatte etwas Praktisches nnd Berechnendes, was in wohlthuendem Gegensatze zu den Träumereien stand, denen er sich hingegeben — nutzlosen Träumen — vielleicht gefährlichen Träumen . . .

Nein, dachte er, mährend er das letzte Stück des Waldes durchschritt, nein, ich will mich nicht hier festsiedeln! — Die Luft auf Herlufsholm ist nicht gut für mich, das hat alles noch zu viel Macht über mich . . . Und wer weiß, vielleicht war es eben darum, daß ich Lust zu dieser Anstellung bekam, oder ich benutzte sie gar nur als Vorwand, um einmal hierher zu reisen . . . Aber damit muß es nun genug sein .... Ich könnte eigentlich ebenso gut mit dem Morgenzuge nach Hause reisen ohne den Adjunkten getroffen zu haben; denn ich darf nicht, ich will nicht . . .

Schnell ging er über die Wiese nach der Stadt. Der Moorgrund gab nach unter seinen Schritten und inachte seinen Gang elastisch. Nicht als der mehmüthige Träumer kam er wieder zurück, als der er nach Herlufsholm hinausgeschlendert war.

III.

Doctor Storch wohnte an dem einen Ende von Naestved. Er besaß eine Villa, deren langer, schmaler Garten sich bis an die Wiese zwischen Stadt und Stadtpark hinauserstreckte.

Als Wilhelm klingelte, wurde ihm von einer fremden jungen Dame geöffnet.

Er bedauerte außerordentlich, die Familie nicht zu Hause zu treffen und wollte feine Karte abgeben; das Fräulein bat ihn jedoch einzutreten und zu warten, bis Doctors zurückkämen. Es würde ihnen sehr leid thun, wenn sie erführen, daß Herr Herz wieder weggegangen wäre; denn sie wüßten, daß er in der Stadt sei und hätten davon gesprochen, daß er sie wohl besuchen werde.

Ein rechtes Nest, dachte Wilhelm, in dem Jeder die mit dem letzten Zuge Angekommenen un den Fingern herzählen kann: auch sie weiß gleich, wer ich bin!

Er wollte eben irgend eine Ausflucht gebrauchen, als sein Blick auf den grauen Augen des Mädchens haften blieb. Etwas Eigenthümliches in diesen Augen nahm seine Gedanken gefangen und verwirrte die Worte auf seinen Lippen. Er fühlte, daß er seine Entschuldigung sehr ungeschickt vorbringen werde, ließ sie in einen bescheidenen und halbwiderstrebenden Dank übergehen und trat in die Wohnstube ein, in der die junge Dame ihn sogleich allein ließ.

Merkwürdig — dachte er, von der Veranda auf die abendlich beleuchtete Wiese hinausschauend — sie kommt mir so bekannt vor, ich weiß nicht . . . Eine Melodie, welche er leise vor sich hin summte, beunruhigte ihn, er konnte die Worte zu ihr nicht finden, gerade so, wie er sich nicht zu entsinnen vermochte, wem die junge Dame ähnlich sehe.

Während er vergeblich sein Gedächtniß anstrengte, kam sie herein und setzte einen Teller mit Kuchen auf den Tisch; gleich darauf brachte die Magd Wein und Selterwasser. Er sing ein alltägliches Gespräch über Ort und Wetter an, indem er aufmerksam dies junge Mädchen betrachtete, deren geheimnißvolle Anziehungskraft er wieder zu fühlen begann, ohne sie sich erklären zu können.

Sie mar durchaus keine Schönheit, nein!

Sie war noch nicht einmal völlig entwickelt, ihre Büste kindlich, nur der Kopf und der starke, ungewöhnlich lange Hals der eines Weibes. Die Schultern hatten etwas mädchenhaft Eckiges, sie glich einer Marmorstatue, deren Kopf und Hals Meißel und Feile schon vollendet haben. mährend Schulter und Brust noch im halbgeformten Steine nur angedeutet sind.

Das blonde Haar kräuselte sich an den Schläfen und fiel unter den Flechten in kleinen Locken über den steilen Nacken hinab. Die großen grauen Augen traten ein klein wenig hervor und bekamen dadurch etwas eigenthümlich Träumerisches, die Nase war energisch gebogen. Bei jedem Mienenspiel zeigten sich tiefe Grübchen in den blassen Wangen; und wenn sie lächelte, so lächelte Alles, selbst das Grübchen am Kinn.

Der etwas große Mund aber war das Merkwürdigste dieses Gesichts. Sein nachdenklicher Ausdruck beruhte auf der ein wenig über die Unterlippe hervortretenden Oberlippe, seine Linien waren stark geschweift. Man konnte sich dieses bleiche Gesicht von einem hohen Haaraufsatz gekrönt denken, auf langem Halse von entblößten schmalen Schultern getragen, über einer hochgeschnürten, nackten Büste — eines jener Portraits aus der Zeit unserer Großeltern, auf denen Alle denselben, nach dem Cupidobogen stilisirten Mund besitzen.

Als sie, mit ihrem ganzen beweglichen Gesicht lächelnd, sich zu ihm neigte und ihm den Teller anbot, da fanden sich bei ihm die Worte zu der Melodie, welche er vorhin gesummt hatte. Es war eine Stelle aus dein fliegenden Holländer:

„Wie ein Gebild aus längst vergang'nen Zeiten
„Spricht dieses Mädchens Blick zu mir." —

„Sie sind zu Besuch hier bei Doctor Storchs, mein Fräulein?"

«I«, Friederike ist eine Freundin von mir aus der Kinderzeit."

„Sie sind aus Kopenhagen?"

„Ja; wie es scheint, erkennen Sie mich nicht?"

„Nein, ich muß gestehen — ich . . . Freilich ist mir die ganze Zeit über etwas an Ihnen bekannt vorgekommen — aber —"

„Nun, es ist ja auch ganz begreiflich, daß ich mich mehr verändert habe als Sie sich . . . Denn ich erkannte Sie gleich . . . Erinnern Sie sich denn nicht mehr an die kleine Antonie Schultz?"

„Tony?"

„Ja freilich — die bin ich.

„Nein, das hätte ich nicht gedacht . . .Sie haben sich allerdings sehr verändert . . . Aber es ist ja kein Wunder. Sie waren damals ein kleines Mädchen, das umherlief und mich in den Arm zwickte, wenn ich über einem Romane einschlief, damit ich mit ihm Haschen spielen sollte."

„Hoha, mar ich so schlecht?"

„Bismeilen sogar sehr — boshaft. Ich erinnere mich z. B. an ein Mal — es war an dem Abende, als der Stiftungsball auf Herlufsholm sein sollte. Ich kam in die Wohnstube im schwarzen Frack, mit^weißer Binde u. s. m. Kein Mensch war darin, sie hatten alle noch imt der Toilette zu thun. Ich besah mich im Spiegel, zog meine Handschuhe an — die ich mißtrauisch auf dem Marktplatze bei der Hauptwache gekauft hatte . . . Da kamen Sie hereingeschlüpft im vollsten Putz; Sie sollten zum ersten Male mit den kleinen Schülerinnen tanzen."

„Ich entsinne mich des Abends sehr gut, es mar mein erster Ball."

„Wissen Sie auch noch, was Sie mir damals sagten?"

„Nein, das freilich nicht."

„Sie kamen zu mir her, ganz kokett, entschuldigen Sie — ‚Sie müssen leider mit mir vorlieb nehmen, Herr Herz, meine Schwester' — Sie waren plötzlich so raffinirt, daß Sie nicht einmal Harriet sagten! — ‚meine Schwester ist nicht ganz wohl und kann nicht mitfahren' . . . Ich war. aufrichtig gesagt, nicht sehr erfreut darüber; ich antwortete nichts und zerrte an meinen Handschuhen, daß selbst ihre Naestved'sche Festigkeit beinahe nicht widerstanden hätte ... da aber kam Ihre Schwester herein in strahlendem Ballstaat, und Sie steckten den Kopf zwischen den Gardinen hervor und lachten."

„Ja, der Streich sieht mir ganz ähnlich, nach alledem, was ich über mich gehört habe."

„Jetzt aber sind Sie nicht mehr so boshaft?"

„Nun — das kann ich Ihnen doch nicht versichern."

Sie neigte, indem sie dies sagte, den Kopf auf die Seite und machte eine abwehrende Bewegung, welche Wilhelm wie von Harriets Hand gethan erschien.

„Wie Sie doch Ihrer Schwester ähnlich sehen!" rief er unwillkürlich.
Antonie lachte laut auf.

„Ich der Harriet? . . . Sie werden schmerlich für diese Ansicht viele Stimmen auf Ihrer Seite haben ... Ich glaube, man kann nach Schwestern suchen, die sich sinander weniger ähnlich sehen als mir!"

„Nun, so etwas bemerkt wohl ein Fremder am besten."

Und doch mußte er ihr halb und halb recht geben. Das Aeußere war wirklich ziemlich verschieden, kaum ein Zug derselbe. Trotzdem aber herrschte zwischen Beiden eine echte Geschmisterähnlichkeit, eine Aehnlichkeit tieferer Art, als jene in die Augen springende, die man auch zwischen Fremden finden kann — jene Einheit im Ausdruck und in den unwillkürlichen Bewegungen, durch welche eine gemeinsame Natur der verschiedenen Formen zu spotten scheint, in denen sie sich äußerlich darbietet. Aber selbst in diesen anscheinend so verschiedenen Formen derselben Gattung herrscht eine eigenthümliche Art von Gleichheit, eine Gemeinschaft, die nicht auf der gleichen Zusammensetzung verschiedener Elemente, sondern auf der verschiedenartigen Zusammensetzung der gleichen Elemente beruhen mag. Es ist keine zufällige Aehnlichkeit der Linien, so wie Roms Sorakte dem Pilatus von Luzern ähnelt, sondern es ist derselbe Stoff, nur in verschiedenartiger Bildung, so wie die Frucht der Eiche die Verwandtschaft mit dem Eichenblatte zeigt.

Und je länger er sie anschaute, unisomehr wurde er davon überzeugt, daß jenes unbestimmte Gefühl nicht das Gefühl des Wiedererkennens gewesen, keine Erinnerung an das Kindergesicht von Tony. Nein, es waren die unbewußt in seinem Geiste auftauchenden Züge Harriets, welche Antonien den Schein von etwas Bekanntem gegeben hatten — so mag ein Nebenmotiv einer Sonate halb und halb bekannt erklingen, wenn man das Hauptthema auswendig weiß.

„Es ist doch hübsch, daß ich hier in Naestved noch eine von — das; ich Sie hier treffen mußte," verbesserte er sich.

Es lag ihm auf der Zunge, seine Freude darüber auszusprechen. Jemanden aus dem Schultz'schen Hause getroffen zu haben, an demselben Orte, welcher einst ein scenenreicher Schauplatz für ihn gewesen und der ihm jetzt so leer, so öde wie eine Ruine vorkam.

Antonie, welche jenem Zauberhause angehört hatte, mar ein lebendes Verbindungsglied zwischen damals und jetzt. Die ganze Anmuth und zarte Schönheit jener Zeit lebte durch ihre knospende Jugend in ihm wieder auf, und alle Bitterkeit verschwand bei der Erinnerung an ihr Kindergelächtcr und ihre übennüthigen Mädchenstreiche ... Er fühlte sich in ihrer Nähe gleichsam von einem Drucke befreit.

Seitdem er den Gasthof verlassen, hatte er nur ein paar Mal vorübergehend an Marie gedacht. Jetzt bedurfte es nur der leisesten Frage von Seiten Antoniens, daß er sich weitläufig über seine Braut aussprach, was sie für ein gutes Mädchen fei, mit welch gesunder Anschauungsmeise und wie ausgezeichnet sie für einander paßten mit ihren gemeinsamen Interessen und verschiedenartigen Temperamenten, welche sich einander ergänzten. Sie war ja seine Halbcousine, und sie kannten sich seit ihrer Kindheit. Es sei keine Enttäuschung möglich. So müsse ein Verhälwiß. aufwachsen, festgewurzelt und langsam, wenn es zu einer glücklichen Ehe führen solle!

Mit dem letzten Satze konnte Antonie sich nicht einverstanden erklären. Sie glaubte nicht an eine angewöhnte Liebe; sie wollte etwas Plötzliches, etwas Leidenschaftliches — oder jedenfalls — sie mußte selbst nicht was, nur nicht das Ruhige, nicht das Ebene, lieber Unglück! Als er über ihre mangelhafte Erklärung lachen inußte, fühlte sie sich gekränkt darüber, so wenig beachtet zu werden wie ein Kind, welches das Leben nicht kennt, sondern sich nur in den gewöhnlichen, romantischen Traumen wiegt. — Und das um so mehr, weil sie im Innersten sehr gut mußte, daß sie die Liebe nur aus Romanen und aus den Gedichten Christian Winters kannte, und aus dem Geschwätz, welches unter jungen Mädchen über dieses sie am meisten berührende Thema geführt wird.

„Ich merke recht gut, daß Sie mich überspannt und altmodisch finden," sagte sie verletzt. „Sie sind wohl auch der Ansicht, wie so viele Männer der Jetztzeit, daß sowohl die Romantik wie die Religion veralteter Kram sei."

„Ich? Nein! Warum glauben Sie das? . . . Im Gegentheil, ich habe'den^größten — Respect vor dem Religiösen im Allgemeinen, wenn ich^auch nicht selbst — ... Und ich halte sogar sehr viel von der Romantik — in der Poesie — freilich glaube ich, daß man im Leben sich nicht zu viel Romantik wünschen darf, sie greift gar zu störend in dasselbe."

„Ach, störend! . . . Was nützt es denn, wenn Alles so ordentlich ist, wie in einem frisch gerechten Garten, in den, man kaum auf den Wegen gehen darf, geschweige denn auf den Grasplätzen. Wenn alle Romantik aus dem Leben verbannt wird und auch kein zukünftiges Leben existiren soll, dann kann man ja eben so gut hingehen und sich morgen aufhängen."

„Morgen, morgen, nur nicht heute —"

Antonie lachte, dazu bereit, dies Gespräch, in dem sie sich schon zu weit gewagt zu haben fürchtete, in Scherz übergehen zu lassen. Auch Wilhelm mar nicht besonders geneigt, es fortzusetzen. Er ärgerte sich darüber, daß er sich so spießbürgerlich vernünftig ausgesprochen hatte.

Deshalb mar es ihm auch nicht unangenehm, als die Rückkehr der Familie sie von der Schwierigkeit, einen Uebergang zu einem neuen Thema zu finden, befreite.

Wilhelm wurde mit der überströmenden Gastfreundschaft willkommen geheißen, welche in einer kleinen Stadt wohlfeil ist, in der man sich so ziemlich langweilt. Sie hatten in der Zeitung gelesen, daß er im „Weinhause" abgestiegen war, und fast zu fürchten angefangen, daß er sie ganz vergessen habe. Auch warum er Naestved besucht, war ihnen kein Geheimniß, denn sie hatten mit einem Adjuncten von Herlufsholm gesprochen. Aber Wilhelm mußte bald ihre Hoffnung auf eine angenehme Vergrößerung der intelligenten Gesellschaft Naestveds zu Nichte machen.

Fräulein Storch konnte sich keinen angenehmeren Aufenthalt denken, als das Waldkloster Herlufsholm an den Ufern des Süßbachs. Antonie fand im Gegentheil es höchst begreiflich, daß man sich nicht dort begraben möchte, so lange man in Kopenhagen sich durchzuhelfen im Stande märe. Dort wohne ja auch seine Verlobte, und er könne sich doch nicht auf das Lehrergehalt von Herlufsholm hin verheirathen.

Ja, mein Gott, richtig, er wäre ja verlobt, das hätten sie natürlich auch gehört! Die Frau zeigte sich sehr eifrig, etwas von seiner Braut zu erfahren, aber Wilhelm war jetzt weniger mittheilsam, und gab nur die nothdürftigsten Antworten.

„Wie geht es denn mit Deinem Kopfschmerze, Tony?" fragte Fräulein Storch.

„Der ist ganz vorüber. Und er mar doch zu etwas gut; denn wenn ich nicht zu Hause geblieben wäre, würde Herr Herz auch wieder fortgegangen sein."

„Du solltest doch Eisenpillen nehmen," sagte der Doctor, der schon in Schlafrock und Pantoffel geschlüpft war; „zu dünnes Blut und zu schwache Nerven, das ist das ganze Elend. Geht es nicht Ihrer Braut auch so, Herr Herz? Nun, natürlich. Nein, da solltet ihr Muttern gesehen haben, als sie ein junges Mädchen mar! Ein Prachtexemplar! — Meiner Seel, nicht mehr nervös, als ein junges Eichenbäumchen . . . aber jetzt muffen ja alle Frauenzimmer Nerven haben ... die dümmste Mode, die der liebe Herrgott erschaffen hat."

„Aber mein Gott, Vater, mußt Du denn immer wieder das alle Lied leiern!"

„Bleiben Sie den Sonntag noch hier in Naestved?" fragte Frau Storch.

„Nein, ich reise morgen mit dem Nachmittagszuge," antwortete Wilhelm, seinen letzten Entschluß, den Morgenzug zu benutzen, vergessend.

„Das ist schade; mir wollen Sonntag eine Tour nach Gauno und Lönnede machen, und ich hoffte schon, daß wir Sie mitbekommen könnten,.. Aber jedenfalls müssen Sie morgen bei uns zu Mittag essen. Heute Abend ist so wie so nicht viel mehr anzufangen. Die Uhr ist bald neun, und um halb zehn ist die ganze Familie schläfrig, wir sind altmodische Leute, wissen Sie."

Als Wilhelm nach Hause gekommen war, und seine Brufttasche herausnahm, siel ihm der Brief an Marie in die Hände, welchen er vergessen hatte, in den Postkasten zu werfen. Es mar ja dadurch nichts versäumt. Jetzt wollte er doch die Gelegenheit benutzen, eine vergessene Bemerkung hinzuzufügen und ein paar Zeilen darüber, wie er den Nachmittag zugebracht: dann würde der Brief auch fast vier Seiten lang sein, das gewöhnliche Maß, welches seine Feder diesmal nicht erreicht hatte.

Als er aber den Brief durchlas, gefiel er ihm nicht. Er fand ihn trocken, er war nicht mit der stürmischen Sehnsucht nach dem Wiedersehen auf das Papier hingeworfen, welche einen jungen Mann inspiriren muß, wenn er an seine ferne Geliebte schreibt.

Er hatte keine Lust, diesen Brief abzuschicken. Andrerseits war es ihm aber ganz unmöglich, einen besseren zu schreiben; denn obgleich die Uhr von St. Peter eben erst halb elf schlug, mar er doch so schläfrig, als sei er von dem Storch'schen Hause angesteckt worden.

Aber eigentlich mar ein Brief ja auch gar nicht nöthig; er kam ja selbst, und konnte direct nach seiner Ankunft init dem Abendzuge zu ihr hinausgehen! Und wenn er sich's überlegte, mar es sogar ganz gut, sich nicht gebunden zu haben: vielleicht bekam er Lust, den Abend hier zu bleiben, da er ja doch mit dem Sonntag-Frühzuge zeitig genug anlangte.

Er zerriß den Brief und sing an sich auszukleiden.

IV.

Als Wilhelm am nächsten Morgen den Fußweg am Gattenzaun der Storch'schen Villa entlang ging, sah er Antonie in einer Laube am Wege sitzen und lesen.

Sie hatte ei» Hellrothes Morgenkleid an, dessen zarte Farbe den dünnen Stoff noch leichter machte, und unter dessen nachlässigen, ein wenig zerknitterten Falten die jugendlichen Formen ihres schlanken Leibes wie durch einen Schleier mit jener rührenden Anmuth des kaum Entwickelten hindurch zu schimmern schienen. In diesem Kleide gefiel sie ihm noch besser als gestern: sie kam ihm so ganz und gar vor wie ein Wesen, das eben zum Bewußtsein erwacht, dessen Gedanken und Gefühle sich noch nicht der vorgeschriebenen Modetoilette des Lebens unterworfen haben.

Gerade vor ihm wiegte sich auf langem Stengel eine blaßrothe Mohnblume. Ihre feinen Blätter legten sich halbgeöffnet, noch faltig von dem engen Lager, um einen Thautrovfen herum, der in ihrein Kelche zitterte . . . Ihm dünkte, daß sie dem Mädchen ähnelte, und er pflückte sie.

Antonie ließ das Buch auf den Schooß sinken und lachte laut auf, indem sie sich zurückbog und den Knoten ihres Haares in das Grün der Gaisblattlaube drückte. Als sie darauf ein wenig nach der Seite blickte, entdeckte sie Wilhelm und stieß einen leichten Schrei der Ueberraschung aus.

„Guten Morgen, Herr Herz. Das ist aber nicht nett, so dazustehen und Jemand zu beobachten!"

„Ich bitte sehr um Entschuldigung. Ich war eben noch unentschlossen, ob ich eintreten und Sie in Ihrer poetischen Morgenandacht stören sollte . . . Nun, es scheint wenigstens eine weltliche Lectüre zu sein."

„Ziemlich weltlich . . . Die Minder der Wel? von Paul Hense."

„So? Gehört er zu Ihren Lieblingsdichtern?"

„Ich weiß wirklich nicht, ob er noch einmal dazu gehören wird; denn ich habe ihn erst hier angefangen zu lesen."

„Aber Sie besitzen ihn ja doch auch zu Hause. Er steht in Ihrem Bücherschrank, ich erinnere mich dessen von alten Ferienzeiten her, als ich zu ihm Zuflucht nahm."

„Ja . . . a — dort ist er aber verbotene Frucht . . . Vater sagt, das sei noch nichts für mich."

„Und Sie sind eine gehorsame Tochter, wie ich sehe!"

Antonie zuckte mit den Schultern und machte ein trotziges Gesicht:

„Die Eltern glauben auch immer, daß man noch so ein reines Kind sei, das von nichts in der Welt einen Begriff hat . . . und das bin ich doch wirklich nicht mehr!"

Als sie in demselben Augenblick Wilhelm ansah, wurde sie ein wenig verlegen über dieses Zwischending von einem Bekenntnisse und einem Monologe und fügte lächelnd hinzu:

„Ja, darüber können Sie freilich schwerlich eine Meinung haben"

„O doch! Bei wem die Lust zum Fliegen erwacht ist. der ist eben schon ein Vogel."

Antonie lachte. Sie machte eine kleine Flügelbewegung mit den Armen und sang: „Wenn ich ein Vöglein wär'."

Dann wurde sie plötzlich wieder ernst.

„Aber es ist freilich Vieles hier darin, was ich nicht verstehe," fuhr sie fort, indem sie auf das Buch zeigte. „Es ist so philosophisch . . . und ich habe gar nichts derartiges im Institut gelernt — natürlich, davor nehmen sie sich dort wohl in Acht . . . Hören Sie, Sie könnten mir das erklären, Sie sind ja Philosoph."

„Ich? Nein. Das ist zu viel Ehre."

„Auf Ihrer Visitenkarte steht doch, daß Sie Ooetor pkilosopkias sind." „Das ist nicht so zu verstehen. Ich habe über ein geschichtliches Thema disputirt."

„So? ... Ja, aber Sie wissen das gewiß alles, davon bin ich überzeugt ... Dr. Storch kann ich nicht fragen, das nützt mir nichts,' denn er antwortet immer, das sei erst nach seiner Zeit aufgekommen. . . Und zu Hause bin ich von allem Derartigem ganz ausgeschlossen. . Von den Herren, die bei uns verkehren, sowohl den älteren als den jüngeren, von denen sind nicht viel Aufschlüsse zu bekommen; es fällt ihnen überhaupt gar nicht ein, daß man mit niir über solche ernste Dinge sprechen könne . . . Uebrigens haben sie kein anderes Urtheil über alles Moderne, als daß es unreligiös, unmoralisch und lächerlich sei. Doch ich merke sehr gut, daß sie es eigentlich gar nicht kennen ... Es wäre sehr schön, wenn Sie mir etwas darüber erzählen wollten. Aber es ist ja wahr, Sie reisen schon heute Nachmittag und müssen jetzt wohl weiter? Gehen Sie nach Herlufsholm?"

„Ja wohl, aber es hat keine Eile! . . . Was nollen Sie denn eigentlich wissen?"

„O, viel . . . z. B. was diese Neuerer, der Fortschritt, diese . . . Freigeister — nennt man sie nicht so? — was sie eigentlich wollen?"

„Hm, ja wie meinen Sie das? Meinen Sie in der Politik?"

„Nein, Gott bewahre, was geht mich die Politik an! Nein, was sie über Natur und Menschen denken, über Leben und Tod und — ja was sie wollen, was sie bezwecken?"

„Nun, erstens giebt es unter denselben wohl ebenso viel verschiedene Zwecke, als es Menschen giebt."

„Aber es muß doch etwas vorhanden sein, was die Meisten wollen."

„Die Meisten wollen wohl hier wie überall nichts anderes als überhaupt dabei sein."

„Dann will ich missen, was die Besten sagen; denn darauf kommt es schließlich doch an."

„AH, jetzt ist die Aufgabe bedeutend mehr begrenzt! Aber trotzdem bleibt es immer noch eine ziemlich verwickelte Frage, die nicht leicht schon so am frühen Morgen zu beantworten ist."

„Ich merke wohl," sagte sie verletzt, indem sie sich wegwendete, „daß Sie mich für ein Gänschen ansehen, mit dem man nicht ernsthaft sprechen könne."

„O, wie können Sie so etwas denken?" ries er mit der ganzen Entrüstung eines unschuldig Angeklagten. Und so gut er es unvorbereitet vermochte, versuchte er ihr eine Erklärung des Monismus, der Entwicklungslehre nach modern-wissenschaflicher Aanschauung zu geben, von welcher er freilich selbst fühlte, daß sie ziemlich mangelhaft sei. Und es schien auch nicht, als ob Antonie dieselbe besonders interessant fände; denn als sie einige Minuten zugehört hatte, rief sie plötzlich:

„Aber was haben Sie denn da gethan, Herr Herz? Sie haben ja meine Mohnblume gepflückt!"

„Ach, gehörte Sie Ihnen? Das wußte ich nicht/'

„Ja allerdings; ich hätte sie schon längst pflücken können. ... Ich habe mich schon vor ein paar Stunden über sie gefreut, als sie gerade eben die Hülle gesprengt hatte . . . Aber ich brachte es nicht über's Herz, sie zu brechen; dann ist es doch so schnell vorbei mit ihr, und sie hätte ja noch viele Tage die Menschen erfreuen können . . . Auch kommt es mir immer vor, als ob so eine Blume lebte und fühlte und den Sonnenschein und Thau genösse — und warum sollte man sie da nicht stehen lassen?"

„Es thut mir wirklich leid. Darf ich sie Ihnen geben? Sie wird Ihnen gut stehen."

„Nein; da ich sie als mein Eigenthum betrachte, will ich sie lieber Ihnen schenken . . . Aber jetzt müssen Sie weiter, nach Herlufsholm, sonst raube ich Ihnen Ihre ganze Zeit . . . Freilich wird es ja doch nutzlos sein; denn ich bin sicher, daß Sie die Stelle nicht annehmen."

„Ich auch — aber der Ordnung halber — Adieu!"

„Adieu, wir sehen uns ja zu Mittag wieder."

„Es ist doch wunderlich mit diesem Mädchen", dachte Wilhelm, während er schnell den Weg nach dem Stadtparke ging. Wie sie mich immer und immer wieder an Harriet erinnert, bald durch ihre Aehnlichkeit, bald durch ihre Verschiedenheit! ... Als sie sagte, ‚ich will wissen, was die Besten sagen; denn darauf kommt es schließlich doch an' — das war ganz und gar Hairiet . . . Sie ist nicht so schön und wird es auch nicht . . . Aber sie scheint eine reichhaltigere Natur zu fein ... Ist sie begabter? . . . Sie ist lebhafter . . . Doch ihr fehlt die Ruhe und Sicherheit, jene stille Größe, die man so zeitig bei der Schwester fand . . . Auf alle Fälle ist sie nicht nur eben erwacht . . . sondern sie ist wach — ganz wach!"

V.

„Aber können'Sie denn wirklich nicht hier bleiben und uns morgen bei der Landpartie Gesellschaft leisten?" fragte Frau Storch nach Tische, „Sonntags haben Sie doch wohl keinen Dienst in Kopenhagen? Da Sie jetzt einmal nach den Ferien auf's Land gekommen sind, so sollten Sie doch auch das schöne Augustwetter genießen so lange wie möglich! Am Montag könnten Sie dann mit Antonien zusammen mit dem Frühzuge zurückfahren."

„Sie sind sehr freundlich und es klingt sehr verlockend — aber nein, ich muß morgen in Kopenhagen sein."

„Die Braut wartet!" sagte Antonie neckend.

Dies Wort traf ihn an einer empfindlichen Stelle. Er fühlte sich in dieseni Augenblicke gebunden, unfrei, und ärgerte sich darüber.

„Herr Herz bedenkt sich, folglich giebt er nach," sagte Fräulein Storch.

„Sie brauchen auf keinen Fall eher als morgen früh zu reisen," fuhr Frau Storch fort. „Dann können wir noch diesen Nachmittag einen schönen Spaziergang machen und Sie haben Zeit sich zu entschließen . . . Unser Gastzimmer steht ja leer, wir lassen Ihre Sachen holen — nicht wahr?"

Nach einem höflichen Sträuben ging Wilhelm auf diesen Vermittlungsvorschlag ein, welcher ihm schon deshalb gefiel, weil er selbst am vorigen Abend eine solche Möglichkeit in Betracht gezogen hatte.

Zum Kaffee kam eine Freundin von Fräulein Storch, dieselbe junge Dame, welche er am Tage vorher mit der Familie zusammen gesehen hatte. Sie mußte jetzt auch an dem Spaziergang theilnehmen, und da sie sich die ganze Zeit an Fräulein Storch hing, so konnte Wilhelm ungestört mit Antonien gehen und sich mit ihr unterhalten.

Das Gespräch hatte sich schon lange um Antoniens Familie gedreht, als Antonie es plötzlich abbrach und sagte:

„Um auf etwas anderes zu kommen, auf etwas von heute Vormittag; — sagen Sie mir, wenn es keinen persönlichen Gott gäbe — ich meine, wenn die Menschen nicht an einen solchen glaubten, und auch nicht an Strafe und Belohnung im Jenseits — dann könnten sie ja thun und lassen was sie wollten!"

Wilhelm überraschte diese Frage; er hatte nicht gedacht, daß sie besonders auf das, was er heute Morgen gesagt, aufgepaßt hätte, und geglaubt, daß ihr Wissensdrang nur die Laune des Augenblicks gewesen. Es war aber offenbar, daß sie darüber später nachgegrübelt und diese Frage für ihn zurecht gelegt hatte.

„Nun und wenn z. B. Sie selbst thäten was Sie wollten, meinen Sie denn, daß Sie dann so viel Schlimmes thun würden?"

„Jetzt verspotten Sie mich wieder! . . . Können Sie mich nicht verstehen? Ich meine, daß dann kein Unterschied mehr zwischen gut und böse vorhanden wäre."

„Können Sie mich denn aber nicht verstehen? Ich meine, Sie würden nichts besonderes Böses thun, weil in ihrer Natur wahrscheinlich nicht viel Böses steckt."

„Nun, wenn man es nur nicht thut, weil es nicht in unserer Natur liegt, dann ist ja kein Verdienst dabei! Dann scheint es mir, als ob die Guten durchaus nicht besser seien als die Schlechten — und das kann ich nicht begreifen."

„Ach," dachte Wilhelm, „jetzt sind wir wahrhaftig mitten in der Frage über Determinismus, über welche ich mir selbst niemals habe recht klar werden können . . . Das ist ja ein gefährliches Mädchen; wenn man mit ihr spricht, ist es gerade, als stünde man noch einmal vor'm philosophischen Examen!"

„Ja, missen Sie, Fräulein, das ist wirklich eine sehr schwierige Frage, welche Sie da berührt haben, und Sie müssen einen armen Historiker nicht verachten, wenn er sie nicht so niir nichts Dir nichts beantworten kann... Sie sollten ein wissenschaftliches Werk darüber lesen, wenn sie sich für diese philosophischen Dinge interessiren."

„Ist das Philosophie?"

„Ja freilich, und überdies gehört es zu den schmierigsten Theilen derselben. Es giebt sogar große Philosophen, welche meinen, daß der Menschenverstand diese Frage überhaupt nicht zu lösen vermag."

„Nun da sehen Sie, was nützen denn dann diese Grübeleien und die Wissenschaft, wenn die menschliche Vernunft das doch nicht fassen kann!" rief Antonie, froh, in ihrer Unschuld den Feind in eine Sackgasse hineingelockt zu haben.

Sie schritten durch die große Lindenallee, die nach HerlufSholm führt; auf der alten Steinbrücke blieben sie stehen und sahen den Fluß hinunter, der die dicke Buchenmand des Waldes von den schrägen Grashängen des alten Klostergartens trennte, mit seinen atlasstämmigen Birken, seinen glänzenden Pappeln und fremden Nadelbäumen. Der eingetrocknete Fluß schien sich in dem breiten Bett nicht zurecht finden zu können; nachdem er sich den nördlichen, kleinen Brückenbogen bescheiden zum Durchgang gewählt, schämte er sich plötzlich, in seiner Dürftigkeit dem stolzen Garten so nahe gekommen zu sein und zog sich wieder durch Schlamm und Geröll quer nach dem Walde hinüber, dessen braunes Laub seine Schatten verhüllend über ihn legte und ihm hier und da ein paar im Sonnenlicht goldig-roth leuchtende Blätterdukaten zuwarf. Selbst mitten in dem schmalen Flußlaufe zogen sich noch lange Sandbänke hin, um die das Wasser sich herumschlängelte oder über welche es wie ein dünner Firniß halb hinüberglitt. Diese Stellen sahen recht traurig aus, wie Flecken auf der lasurblauen Haut der Najade.

„Ich erinnere mich nicht, jemals so wenig Wasser im Flusse gesehen zu haben," sagte Wilhelm.

„In ein paar Wochen wird Hochwasser sein."
„Sind Sie eine zuverlässige Prophetin?" ,
„Vergessen Sie nicht, daß ich eine Eingeborene des Landes bin."
„O, gerade das vergesse ich nicht so leicht!"

„Wissen Sie, wozu ich eine fast unwiderstehliche Lust bekomme, wenn ich so in das fließende Wasser hinunter sehe?"

„Hinunter zu — spucken?"

„Ach, wie haben Sie das errathen können?"

„Ihre Schwester besaß genau dieselbe Schwäche, und gerade hier hat sie mir das einmal unter vielem Gelächter vertraut — sie lacht ganz wie Sie jetzt lachen."

„Sollte das vielleicht eine erbliche Neigung sein? Dr. Storch spiichl so viel davon, daß dies und jenes erblich sei, was ich aber wieder nicht begreifen kann."

„Gehört das nicht unter die Dinge, die nach feiner Zeit erst aufgekommen sind? Das ist doch merkwürdig . . . Man beschäftigt sich doch erst in neuerer Zeit so viel mit der Erblichkeit ... es ist auch eine Modesache."

Er sagte dies eigentlich nur, um nicht gleich wieder in tiefsinnige Untersuchungen Hineinzugerathen. Zwar langweilten ihn diese Gespräche durchaus nicht; im Gegentheil, es lag etwas eigenthümlich Reizvolles darin, die ernsten Schatten der schweren Gemitter des Menschengedankens über diese glatte Stirn hinziehen zu sehen, die gleich wieder in der hellsten Frühlingssonne strahlte; zu sehen, wie diese zarten, jungfräulichen Finger spielend an dem großen gordifchen Knoten nestelten, zu dessen Lösung das Cherubschwert der Kirche sich keinen besseren Rath mußte als das Durchhauen. Er fühlte sich geschmeichelt durch das naive Zutrauen, mit welchem dieser junge Wissensdrang bei ihm Aufschluß suchte. Aber dann mar es wieder um so demüthigender für ihn, sich selbst gestehen zu müssen, daß er nicht im Stande sei, ihr zu helfen; noch demüthigender, es ihr gestehen zu müssen!

Ihr Zwiegespräch nahm übrigens bald ein Ende. Antonie schloß sich den Freundinnen an; Wilhelm unterhielt sich zuerst mit Fräulein Storch über seinen verstorbenen Vater, mit welchem er sie zum ersten Male besucht hatte; und endlich plauderte die ganze Gesellschaft lustig durcheinander über nichts, mährend man zwischen den mächtigen grauen Buchenstämmen des „Kuhgartens" dahinging.

Man nahm Platz auf einem Aussichtspunkte, von dem man einen freien Blick nach Westen über das Land hatte. Wilhelm stand abseits allein und schaute nach der überhängenden Laubdecke des „Steinmaldes"**), über deren bläulichem Schimmer sich ein durchsichtiger Schleier von Abendroth zu legen begann. Lautlos sprach er im Geiste die Verse Christian Winters vor sich hin:

Ä^ij, „m Hcrlufsholm. **) Gleichfalls.

„Wo Fensmark') erhebt sein Gottcszelt
Mit dem rothcm Thurms zum Himmel,
Und lächelt hinüber nach Gisselfeld«)
Und des Städtchens frohem Gewimmel;

„Und hinunter nach dem torfigeu Moor,
Nach BroxSS) am waldigen Hange"

Dort lagen sie hinter dem Steinwald, all' diese Orte, welche der Dichter zu den klassischen Stellen Seelands gemacht und welche die Strahlen seiner jungen Liebe vergoldet haben! ... In Rom war Wilhelm an einem heißen Sirokko-Tage nahe daran gewesen zu weinen, als er im skandinavischen Verein diese Verse aufgeschlagen . . . Und als er durch Norddeutschland reiste, hatten die endlosen Birkenreihen der Chaussee ihn an die Birkenallee von Haesede^) nach Gisselfeld erinnert, und er war plötzlich so stumm geworden, daß sein Nachbar, der dicke Bremer Kaufmann, nicht eine einzige vernünftige Antwort mehr von ihm hatte bekommen können . . . Und der Moor . o, wie oft hatte er nicht mit Harriet zusammen über seine wunderliche Fläche hinausgeschaut! Schattenlos, sonnengebadet, von duftigblauen Waldessäumen umgrenzt, lhatte er sich vor ihnen um das alte Holmegaard 5) mit feinen Fachwerksbauten und binsengefüllten Burggraben gebreitet — oder er hatte bäuerlich finster dagelegen, Nebelstreifen in seinem Birken- und Erlengebüsch, über ihm ziehende Wolken, welche den Rauch der thurmhohen Glashüttenschornsteine mit sich fortführten . . . Auch auf Broxö war er mit ihr zu Besuch gewesen; er erinnerte sich noch einer alten Dame, die für Harriet sehr eingenominen war. Eine liebenswürdige feine alte Dame! Viele Jahre lang hatte er nicht an sie gedacht — wo sie wohl jetzt fein mochte? — Gewiß war, sie todt, es war schon lange her . . . Es war Zeit genug seit jenen Tagen gewesen zum Sterben für den, dem vom Schicksal das Loos der Ruhe zugefallen — Zeit genug, sich unsterblich zu machen für den, der dazu die Kräfte gehabt — Zeit genug zu Allem — nur nicht zum Vergessen!

„Woran denken Sie, Herr Hertz?" fragte Antonie, welche sich ihm genähert, ohne daß er es bemerkt hatte. — „Ueberlegen Sie, ob Sie bleiben wollen und die Partie mitmachen?"

Und als er nicht gleich antwortete, fügte sie hinzu:

„Ich hätte noch über Vieles gern mit Ihnen gesprochen."

Sie erröthete leicht bei diesen Worten, weil sie fühlte, daß sie vielleicht zu entgegenkommend gewesen sei. — Aber er war ja ein Bräutigam!

„Dann bleibe ich," antwortete Wilhelm.

^ Geburtsort Christian Winters, des klassischen dänischen Lyrikers.
2) Gut, welches dein Grafen Moltke gehört,
s) tSin Gnt.
') Ein Wald.

>'<) Nittergnt. .

TZord und ?«d I,l, ^

Es mar ihm in dem Augenblicke ganz unmöglich, der Aufforderung zu widerstehen. Ihm war so behaglich zu Muthe gewesen diesen ganzen Nachmittag, an dem er mit der Schwester seiner einstigen Geliebten nach den Orten seiner ersten Liebe wanderte; eine so wunderbare Stimmung war über ihn gekommen, eine Stimmung, von der so schwer sich loszureißen, die so leicht, so verlockend mar, zu erneuern! Gaunö und Lönnede, welchen die morgige! Partie galt, gehörten auch zu den verzauberten Plätzen, welche ihn auf einmal mit so geheimnißvoller Sehnsucht anzogen. Als er mit Antonien die alten Stellen wieder betreten, war es ihm gewesen, als ob auf ihnen eine neue Zeit für ihn auflebte, als ob er noch ein blutjunger Bursch wäre, dessen Schritten jeder Weg, dessen Herz allen Träumen offen stünde . . .' Was lag denn eigentlich so viel daran, ob er morgen komme oder nicht? Ein Geburtstag war doch schließlich wie jeder andere Tag und kehrte alle Jahre wieder — wann aber kam der morgige Tag für ihn wieder? . . . Ehe er sich unter das beständig-schwere Joch des Alltagslebens beugte; ehe er — o, wenn es doch bald geschähe! — in die Fesseln der Ehe geschlagen würde, — Rosenfesseln, liebe Fesseln, aber Fesseln! — vorher müßte es ihm doch erlaubt sein, noch einmal seine Freiheit und seine Jugend zu umarmen und ihnen ein Lebewohl zu sagen — nur ein Lebewohl!

VI.

Als Wilhelm am Abend auf seinem Gastzimmer an Marie schreiben wollte, sing er schon an, sein Versprechen zu bereuen. Es kam ihm nicht mehr so gleichgültig vor, ob er an ihrem Geburtstage bei ihr sei oder nicht; wie bestimmt mußte sie ihn nicht erwarten, besonders da er nichts hatte von sich hören lassen! ... Er stellte sich vor, wie sie morgens mit den Vorbereitungen zur Landpartie beschäftigt sein und dann diesen Brief empfangen werde, welcher ihr alle Lust zu dem Vergnügen nehmen und den Tag, auf welchen sie sich so gefreut hatte, doppelt leer machen würde.

Und nun erst der Brief! . . .

Was in aller Welt sollte er schreiben! Den wirklichen Grund konnte er doch nicht angeben, so unschuldig er auch sein mochte. Er mußte sich mit einer kleinen Nothlüge helfen, das war schon an und für sich bedenklich .... und dann die Schwierigkeit, einen Vorwand zu finden! Er entschloß sich endlich, zu sagen, daß er vergeblich versucht, den Adjunkten zu sprechen, daß er keinen endgiltigen Entschluß fassen dürfe, ehe er hinreichende Erkundigungen eingezogen hätte, und daß er sich deshalb genöthigt sehe, noch den Sonntag in Naestved zu l'leiben.

Als er aber den Brief durchlas, fand er, daß er ihn nicht so abschicken könne. Es kam ihm vor, als ob die Falschheit dieser Entschuldigungsgründe zwischen den Zeilen zu lesen sei. Es war Alles so breit auseinandergesetzt, als ob es darauf ankäme, zu überzeugen; er war so schwerfällig und steif wie ein Geschäftsbrief, dieser Geburtstagsbrief, und vor lauter ängstlichem Verstand war kaum ein Stückchen Herz hineingekommen. Und einen besseren zu schreiben, einen derjenigen Briefe, die fast ebenso willkommen sind, wie ihre Absender — unmöglich!

Wäre er noch im Hotel gewesen, er hätte die ganze Sache aufgegeben. Mit dem Morgenzuge märe er in die Arme seiner Braut geeilt und hätte sich bei Storchs mittelst einer Postkarte entschuldigt.

Eine Postkarte, das war eine Idee! Die offene Karte überhebt der Herzlichkeit wie der Ausführlichkeit. Ein paar Sätze in einem scherzenden Lapidarstil, und er mar Herr der Situation! Aber selbst diese wenigen Zeilen konnte er nicht zu Wege bringen, so verdummt mar er schon von den geschraubten Wendungen seines Briefes. Nun, das Beste wird sein, es zu beschlafen — mit einem morgenfrischen Gehirn muß es gelingen.

Als die sorgfältig gestellte Weckeruhr am Sonntag Morgen ihr Gewicht mit furchtbarem Lärm herunterfallen ließ, sprang Wilhelm schnell aus dem Bett. Während des Anziehens überlegte er, schrieb eine Postkarte ziemlich > voll und — zerriß sie wieder. Er Hatte nur noch eine übrig. Einen Augenblick dachte er daran, doch lieber noch Storchs eine Entschuldigung zu schicken, und mit seiner Tasche nach dem Bahnhofe zu gehen. Aber das wäre doch zu dumm gewesen!

Endlich bekam er vier Zeilen mit großen Buchstaben zu Stande, und mit diesem bescheidenen Resultate seiner epistolaren Thätigkeit begab er sich auf den Weg nach der Station.

Waren aber seine vroductiven Kräfte noch nicht erwacht, so war doch sein Urtheil ein krittlicher, verdrießlicher Frühaufsteher. Selbst an eine Postkarte konnte man doch größere Forderungen stellen! Allein es gab keinen Ausweg mehr — niedergeschlagen ging er das letzte Stück der Straße an den Geleisen entlang.

Es war ein schöner Morgen; lose, ziehende Wolken am Himmel; ein frischer Wind trug auf seiner munteren Flucht all' das Geräusch frühe Thätigkeit mit sich: Rollen und Rufen vom Güterschuppen, Hufschläge und Rasseln von Wagen, die nach dem Bahnhofe fuhren, Rauschen von Windmühlenflügeln, Pfeifen und Dampfstöhnen von, Zuge hinter dem Hügel. Aber durch alle diese Laute zog sich ein langer, summender Tonr steigend und fallend wie die geschwungenen Drähte, welche die Luft durchschnitten.

Das war es — der Telegraph!

Im Telegramm sind alle Forderungen aufgehoben; da handelt es sich nur darum, die kürzesten Worte zu finden, und dann liegt etwas Außergewöhnliches, Feierliches in so einen? Telegrmnm — so recht passend für einen Geburtstag! ... Es wirkt zwar erschreckend: „Sollte ein Unglück passirt sein?" — Mit zitternden Händen wird es geöffnet: „Nein, Gott, sei gelobt, er kann nur heute nicht kommen." — Milde Resignation, wohlthuend nach der Spannung! Und dabei hat man noch Zeit gewonnen, sich auszudenken, was man sagen könne, welche Vorwände, welche Phrasen.

Er betrat das Bureau mit dem erhabenen Bewußtsein, endlich wie ein praktischer Mann zu handeln, und zugleich mit einem seierlichen Gefühle, etwas Außerordentliches zu thun; denn in seinem ganzen Leben hatte ihn das Geschick erst ein einziges Mal zu telegraphiren veranlaßt — vor einigen Jahren, als er seinen seligen Eltern mittheilte, daß er das Kandidatenexamen «um lauäs bestanden.

Hm! hm! hm! räusperte er sich, um die Aufmerksamkeit des Beamten auf sich zu lenken, welcher hinter feinem Verschlag fleißig mit der Morgenpfeife und dem Naestveder Tageblatt beschäftigt mar. — „Kann ich ein Tele —"

„Was können Sie?" fuhr der Beamte mit mürrischem Gesichte auf eine ungeheure Dampfmolke von sich blasend.

„Guten Morgen! Ich möchte gern telegraphiren."

„Na, bitte . . . dort liegen ja die Formulare."

„Ach, es ist ja wahr." Es dauerte einige Zeit, ehe Wilhelm sich darin zurecht fand, wie das Formular ausgefüllt werden mußte; dann schrieb er: „Unvorhergesehene Hindemisse. Unmöglich zu kommen. Morgen. Tausend Glückwünsche. Dein getreuer Wilhelm."

„Muß die Adresse auch bezahlt werden?" fragte er, als der Telegraphist zu zählen ansing.

„Ja, glauben Sie vielleicht, daß sie sich selbst bezahlt?" brummte der Beamte, verdrießlich sowohl an und für sich wie Jeder am frühen Morgen, wie ärgerlich über die Unwissenheit der Leute . . . Als er aber fühlte, daß er dem Armen doch vielleicht zu hart begegnet sei, machte er Wilhelm wohlwollend darauf aufmerksam, daß er den halben Preis sparen könne, wenn er ein Wort weglasse.

Wilhelm sah das Telegramm durch. Nun, „getreuer" mar ja im Grunde genommen ganz überflüssig; das gehörte nicht in den Depeschenstil — etwas so Selbstverständliches! Aber jetzt stand es einmal da, und er war freigebiger Laune.

„Ach, das thut nichts," antwortete er, schob das Papier durch das kleine Fenster zurück und bezahlte.

Die glückliche Vollendung dieses MorgengeschSftes versetzte ihn in die heiterste Gemüthsstimmung. Alle Dinge zeigten ihm ihre beste Seite. Der Obelisk auf dem Marktplatze mit dem Medaillon Friedrich VII, welcher ihn sonst gewöhnlich ärgerte als eine Verherrlichung des Gebers der demokratischen Verfassung, erschien ihm plötzlich wie ein schönes Symbol des treuen Royalismus des Volkes ... Er labte förmlich seinen Blick an den munteren Sonnenblitzen, die am Säbel im Arme des Dragoners funkelten, welcher, vor der Hauptwache hin und her marschirend, durch das Trampeln seiner dicken Sohlen das Echo des Marktes erweckte. Als er einen anderen Dragoner sich gähnend aus dem geöffneten Arrestfenster hinauslehnen sah. jauchzte seine Freiheitsfreude doppelt auf, voll Sehnsucht danach, sich ganz dem Genüsse des Tages hinzugeben, der jetzt sein eigen war.

Er ging in eine Rasirbude hinein, deren kleine, sonnige Stube voll war von eingeseiften Naestvedern, die an der Nase gefaßt wurden, zeitungslesenden und rauchenden Naestvedern und Naestvedern, die sich wuschen. Die letzte Stadtneuigkeit circulirte. Der Arrestant auf der Hauptmache hatte lange Zeit seine Kameraden im Spiel betrogen — man stritt sich darum, ob um hundert oder tausend Kronen. Er märe aus guter Familie Einige meinten sogar aus vornehmer.

„Sie haben alte Bekannte hier wieder getroffen, Herr Doctor?" sagte der Barbier, indem er das Messer über die Wange Wilhelms gleiten ließ.

„Wie?"

„Ich sah Sie gestern Nachmittag mit Fräulein Schultz spazieren gehen."

Ein Ladendiener, welcher sich duschte, blickte über seine Schulter hinweg, um zu sehen, wer das märe, der die Tochter des vornehmen Rittmeisters bekommen sollte.

„Erinnern Sie sich wirklich noch daran, daß ich beim Rittmeister Schultz gewohnt habe?"

„Das will ich meinen . . . Schmerzt das Messer? ... Ja, ja, ich habe Sie damals manches liebe Mal rasirt ... 's ist lange her; er muß doch jetzt wohl Oberst sein ... Am ersten Tage habe ich Sie mit der Frage beleidigt, ob Ihr Schnurrbart stehen bleiben solle . . . Haha! Jetzt ist er schmuck, weiß Gott! ... ein wunderschön gesonnter Schnurrbart."

VII.

Antonie saß, als Wilhelm zurückkehrte, allein am Theetisch in ihrem Hellrothen Morgenkleide. Sie stand auf und schenkte ihm den Thee ein. Der Doctor mar schon zu seinen Patienten gefahren. Frau und Fräulein Storch hatten sich noch nicht gezeigt.

Wilhelm vermißte sie nicht.

Eine zarte, bedienende weibliche Hand des Morgens giebt dem ganzen Tag seine Weihe. Der Morgenthee bekommt für den Junggesellen einen eigenen aromatischen Duft, wenn er ihn ausnahmemeise einmal in der Gesellschaft einer jungen Dame genießt. Diese Mahlzeit des Tages, welche für ihn sonst stets die absolut einsame ist, die der Morgenverdrießlichkeit, dem Schlafrocke und der Morgenzeitung trübselig geweihte, strahlt ihm plötzlich im Festesglanz des eigenen Heims, soweit seine Unerfahrenheit sich ein solches vorzustellen vermag. Wilhelm hatte diesen Genuß nicht wieder gekostet, seitdem er seine Sommerferien in dem Schulischen Hause zugebracht, wo er gewöhnlich den Thee allein mit Harriet getrunken. Er war immer sehr zeitig aufgestanden — meistens hatte er schon einen Spaziergang nach Herlufsholm gemacht und sich erfrischt von Thau und Vogelgesang an den Tisch gesetzt, mit jener angenehmen Müdigkeit, die man nach so früher Bewegung im Freien empfindet — ganz so wie jetzt.

Es war ihm, als ob die Stimmung ertra für ihn da an diesen Theetisch hingesetzt worden sei und auf ihn warte, die Stimmung, die bis zum Rausche zu genießen er erpicht war — gleichwie man in einer berühmten Weingegend nicht genug von dem köstlichen Traubensaste trinken kann, dem unnachahmbaren Producte des Ortes. Sehr oft bekommt der Fremde eine geringere Sorte, weil die gute versendet wird. Wilhelm benahm sich wie ein Kenner, dem dieser Umstand lsehr wohl bekannt ist, der sich aber einmal vorgenommen hat, den Wein an Ort und Stelle zu trinken, sich bei der richtigen Etikette beruhigt und seiner erinnernden Einbildungskraft dem Tränte, den er vor sich hat, den unvergleichlichen Duft hinzusetzen läßt — bis ein seliger Rausch den Unterschied zwischen Selbstbetrug und Wirklichkeit ausgleicht.

«Ist Ihr Bater noch immer solch ein passionirter Schachspieler?" sragte Wilhelm.

«Freilich."

„Und citirt er noch immer den merkwürdigen Fall aus dem berühmten Springergambit zwischen Anderssen und Heydebrandt von der Lasa?"

Antonie blickte über die Tasse hinweg, da ihr die Frage ein wenig ironisch vorkam. Aber Wilhelm sah so gutmüthig schalkhaft aus, daß ihre kindliche Pietät sich nicht verletzt fühlen konnte, und lachend antwortete sie:

„Ja, von der Art kann Vater Vieles anführen, er treibt es wirklich, als wäre es eine Wissenschaft .... In seinem Zimmer steht immer ein Schachspiel, an das man nicht rühren darf. Es ist mir und Harriet ein Dorn im Auge, weil es so staubig ist und wir es nicht abwischen dürfen."

„Haben Sie das Spiel nicht gelernt, um Ihrem Vater Gesellschaft leisten zu können?"

„Ich? nein, dazu bin ich zu dumm .... Harriet aber versteht es . . . . Sie spielen auch, nicht wahr? ... Ja, ich erinnere mich, Sie spielten damals mit Vater. Wenn ich kam und gute Nacht sagen wollte, saßen Sie gemüthlich am Schachbrett und Harriet sah zu. Vater hatte kaum Zeit, mich zu bemerken und schielte nach den Figuren, während er mich küßte .... o, wie langweilig das aussah!"

„Aber das Cello langweilt Sie wohl nicht?"

„Nein, Vater spielt wenigstens eine halbe Stunde jeden Tag . . . er spielt sehr schön . . . Und dann haben wir Quartettabende . .. Vater kennt von alter Zeit her mehrere Musiker, und sie kommen alle vierzehn Tage, wenn nicht eine Oper oder ein Concert sie verhindert, und spielen dann drei Quartette... Es ist herrlich, wie Sie sich denken können, solch einen Genuß in seiner eigenen Stube zu haben statt im Concertsaal."

„Und Sie spielen wohl auch selbst?" > „Ja, Clavier ein wenig . . . Harriet spielt aber viel besser, sie spielt auch Duos mit dem Vater." „O, spielen Sie mir etwas vor!"

„Nein, das kann ich wirklich nicht . . . und gar noch so am frühen Morgen, wie können Sie das verlangen? Nein, mir wollen lieber ein wenig spazieren gehen."

Sie schlugen den gewöhnlichen Weg ein, den Fußweg nach dem Stadtparke hinaus. Der Thau blinkte auf dem Wiesengrafe, und die Sonnenstrahlen glitten glänzend über unsichtbare Spinnenfaden dahin, ein leichter blauer Morgennebel hing noch über den herbstlich-braunen Kronen des Waldes. Von den hohen Schornsteinen der Papiermühle rollte ein rußiger, wolkiger Rauch durch die blaue Luft hin und zog seine Schatten über die äußersten Spitzen der gelblichen Baumwipfel.

„Finden Sie nicht, daß Harriet sehr schön ist?" fragte Antonie plötzlich.

Sie hatten fast noch gar nicht über die Schwester gesprochen.

Gott weiß, ob die Kleine etwas von unserem Verhältnisse erfahren hat, dachte Wilhelm.

„Ihre Schwester war ein schönes junges Mädchen, als ich sie kannte . . . jetzt habe ich sie mehrere Jahre nicht gesehen."

„Auch auf der Straße nicht? . . . Nun, es ist wahr, sie ist ja lange auf dem Lande gewesen — wegen ihrer Gesundheit. Sie macht nämlich die dümmste Mode mit, wie der Doctor es nennt, Nerven zu besitzen . . . Aber jetzt sollten Sie sie sehen; jetzt ist sie gesund und strahlend, sie wird mit jedem Tage schöner!"

„Nun, wenn Sie es sagen, muß ich's wohl glauben; denn es ist ebenso selten, daß eine Dame die Schönheit ihrer Schwester, wie daß ein Poet die Verse seines College« lobt."

„Ach, Sie meinen, ich müsse neidisch sein . . . Nein, ich denke gar nicht daran mit Harriet zu rivalisiren, so eingebildet bin ich nicht . . . Besonders da sie ja, wie gesagt, mit jedem Jahr schöner wird, ich sie also unmöglich einholen kann," fügte sie lachend hinzu.

„Wie alt ist Ihre Schwester jetzt?"

„Vierundzwanzig Jahre."

„Vierundzwanzig Jahre, so schön und hat noch Niemanden glücklich gemacht? . . . Dann hat sie wohl eine kleine Sammlung von Körben ausgetheilt?"

„Das weiß ich nicht; von so etwas würde Harriet nie sprechen, nicht einmal mit mir."

„Und wie alt sind Sie denn, wenn ich fragen darf?"

„O, Sie dürfen schon, besonders weil sie so einen glücklichen Tag dazu gewählt haben . . . Erst aber müssen Sie rathen!"

„Nun, vielleicht kann ich es ausrechnen . .. Warten Sie, Sie müssen sein — ungefähr siebzehn Jahre.

„Genau; es ist nämlich heute mein Geburtstag."
„Ach! Mariens auch!"
„Mariens, Ihrer Braut?"

Wilhelm nickte. Die Worte waren ihm entflohen, ohne daß er bedacht hatte, daß sie etwas verriethen, was ihn in ein sonderbares Licht stellen mußte.

„Aber warum haben Sie denn das nicht früher gesagt? — Dann hätten wir Sie ja doch nicht gequält . . . Wissen Sie. daß es gar nicht hübsch von Ihnen ist, den Geburtstag Ihrer Braut zu versäumen?"

„Marie legt kein besonderes Gewicht auf so etwas Aeußerliches wie einen Geburtstag — außerdem ist sie über das Alter hinaus, in dem man sich freut ein Jahr älter geworden zu sein . . . Und dann bekam ich plötzlich eine solche Lust, Gaunö wieder zu sehen. Wer weiß, mann ich wieder in diese Gegend kommen werde . . . Nun, und schließlich haben Sie selbst mich ja dazu verleitet."

„Das Letztere war wohl von ganz besonderem Einflüsse?" antwortete Antonie spottend. „Und über alledem vergessen Sie ganz, mir Glück zu wünschen . . . Aber jetzt müssen mir eilen! Friederike wird schon

aufgestanden fein und sich sehr wundern mich nicht zu finden. Das hat sie davon, so ein Siebenschläfer zu sein! . . . Dieser Fußpfad hier ist bedeutend kürzer; kommen Sie nur, ich kenne den Weg!"

Sie bog in einen schinalen Waldpfad ein, der bald so verwachsen mar, daß die Zweige der Büsche sich über ihm kreuzten. Er rief ihr zu, sie folle unikehren oder aber ihn vorausgehen lassen. Antonie jedoch, welche sich umgewendet hatte und einen Zweig zurückgebogen, stampfte in's Gras und antwortete, er möge sich beeilen, sie sei müde. Als er ganz nahe bei ihr war, ließ sie den Zweig wie vor Müdigkeit los, daß ihm die thaunassen Haselblätter in's Gesicht schlugen.

„Ich danke. Ist das der Lohn dafür, daß ich zu Ihrem Geburtstage da geblieben bin?"

„Nein, es ist ein Geburtstagsgruß von Ihrer Braut — mit den Thränen, welche sie meint, weil sie allein ist!" rief sie lachend, indem sie sich einen Weg durch das Gebüsch bahnte.

„Da haben Sie eine schöne Morgentoilette gemacht," sagte er, als sie wieder in's Freie hinauskamen; „Sie sind sowohl gewaschen als auch frisirt!"

Um ihr aufgegangenes Haar hingen flatternde Schleierfäden von Spinnengewebe; ihr Morgentteid war voller Flecken und mit Kletten übersät und hing schlaff, mit durchnäßten! Saume herab.

„Dann ist es ja wie es sein soll!" antwortete sie. Athem schöpfend und sich den Thau von den mit ihren tiefen Grübchen lächelnden Wangen mischend. ‚Ländliches Neglige, fügte sie hinzu, indem sie mit dem Fuße einen Zweig wegstieß, der sich in ihrem Unterrock verwickelt hatte, und an sich hinunter sah mit der Freude eines Kindes, das beim Anblick des verdorbenen Sonntagskleides seine muthmilligen Streiche im Geiste noch einmal durchgeht.

VIII.

„Es ist aber doch furchtbar hochmüthig . . . Wie darf man denn etwas so verwerfen, woran alle Anderen glauben ... Ich begreife nicht, woher die Menschen den Muth dazu nehmen!"

„Besitzen Sie denn wirklich nicht den Muth, irgend eine Meinung zu haben, welche die Meisten nicht theilen?"

„Ja, die Meisten — aber solche Männer wie Paulus und Johannes — soll ich denn glauben, daß ich klüger wäre als die?"

„Warum nicht? ... Es giebt viele Dinge, von denen wir Bescheid wissen und welche jene nicht ahnten."

„Dann haben wir doch aber auch die eigenen Worte des Erlösers."

«Ja — wer weiß — gerade von ihnen meinen die Kritiker, daß wir deren sehr wenige besitzen."

„Wie dürfen sie das sagen, wenn so viele hundert Jahre lang es Alle geglaubt haben!"

„Daß es Alle geglaubt haben, kann wohl nicht entscheidend sein... Denken Sie nur daran, auf welchem Wege Sie selbst dazu gekommen sind, es zu glauben — und beurtheilen Sie dann ehrlich, wie viel Werthes hat."

Dieses äi-Aumsllwin Kominein setzte Antonien in Verlegenheit. Sie biß sich in die Unterlippe, neigte sich vor, schlang die Arme um die Kniee und starrte vor sich hin durch eine Dachlücke hinaus, in deren Rahmen man die äußersten Gipfel einiger Bäume erblickte, ziehende Wolken unter tiefblauem Himmel und ab und zu plötzlich erscheinende dünne Linien, von fliegenden Schmalben gezogen.

Sie saß auf der obersten Stufe der Treppe, einen schottischen Sommershaml auf dem Schooße haltend; er stand, den Ueberzieher über dem Arme, ihr zur Seite und lehnte sich über das Geländer.

In demselben Augenblicke, als er aus seinem kleinen Gastzimmer auf dem Boden hinausgetreten war, um in die Wohnstube hinunter zu gehen, wo die Familie sich zu der Landpartie versammelte, war sie aus ihrer Stube nebenan herausgekommen und hatte ihn sogleich mit einer dieser religiösen Fragen angefallen, welche sie in diesen Tagen fort und fort zu beschäftigen schienen. Reisefertig, den Fuß auf der Treppe, hatten sie sich in. ein Gespräch vertieft, dessen hochehrwürdiger Inhalt einen neuen pikanten Reiz bekam durch den unvolirten Nahmen des Dachbodens.

„Nun ja, Sie können vielleicht nicht ganz Unrecht haben," antwortete sie endlich, „gerade das hat freilich keinen großen Werth." „Sehen Sie doch," rief sie plötzlich, indem sie nach dem Dachfensterchen zeigte, „wem meinen Sie wol, daß dieses ähnelt?"

„Die Aussicht dort? Nicht, daß ich wüßte."

„Sie ähnelt ganz und gar den Vignetten in den gewöhnlichen Ausgaben der englischen Klassiker — Wissen Sie —"

„Ich habe gar zu wenig englisch gelernt, ich lese es nicht mehr."

„Dann will ich sie Ihnen nachher zeigen; ich habe heute Longfelloms Werke von Harrtet geschenkt bekommen. Es ist so stimmungsvoll, daß man nur die Wolken' und Baumwipfel sieht, es erregt eine so munderbare Sehnsucht, eine Lust zum Fliegen — Erinnern Sie sich, Sie sagten gestern selbst, daß diese Lust in mir erwacht sei . . . Ach, die Poesie und freie Natur, das ist etwas besseres, als seinen armen Kopf mit Fragen zu quälen, die man ja doch nicht lösen kann . . . Bei Ihnen ist es freilich ein anderes Ding . . ."

„O, sagen Sie das nicht, ich bin noch lange nicht klar über manche dieser Fragen . . . Eben deshalb wird mir Ihre Bekanntschaft von so großem Nutzen gewesen sein, weil Ihre Worte mich anspornen werden, über das nachzudenken, was ich außerhalb meines eigentlichen Beruss aus Trägheit habe liegen lassen."

Antonie lachte.

„Dann sind Sie wahrlich der Erste, der Nutzen von meiner Gesellschaft gehabt hat . . . Aber fragt Sie Ihre Braut denn nicht auch manchmal über dergleichen Dinge?"

„Nein, darüber sprechen wir nicht . . . Sie ist ungefähr ebenso religiös, wie ich es nicht bin."

„Dann haben Sie ja aber nicht dieselbe Anschauung."

„Nein, aber was thut das, wenn keiner von uns besonderen Werth darauf legt? . . . Vielleicht hofft Marie mich zu bekehren — ich weiß wirklich nicht ... Ich aber gebe mir jedenfalls keine Mühe, ihre Ueberzeugungen zu ändern, im Gegentheil — im Grunde genommen, scheint mir, steht es einem Weibe am besten, ein wenig religiös zu sein."

„Das will in Ihrem Munde wohl ungefähr so viel sagen, als daß man von uns nicht viel Nachdenken verlangen könne?"

„Nein, durchaus nicht ... Ich weiß wirklich selbst kaum, warum ich es finde ... es ist Gefühlssache — ungefähr wie die, daß ich es nicht leiden mag, wenn Damen rauchen.

„Ich habe vorgestern eine halbe Cigarette geraucht, davon bekam ich aber auch Kopfschmerzen ... Da rollt der Wagen vor die Thür."

Antonie lief mit kleinen, schnellen Schritten die Treppe hinunter lächelnd und kopfschüttelnd folgte er ihr.

Leopold I. König der Belgier.*)

Aus dem unter der presse befindlichen III. Bande von „Aus meinem Leben und

ans meiner Zeit"

von

<Lrnst II. Herzog von Tachsen-Coburg-Gotha.

ür mich und mein Haus sollte das alte Jahr nicht ohne einen unersetzlichen Verlust endigen, den ich seit meines Vaters Tode als einen der schwersten zu empfinden hatte. Am 10. December 1865 starb König Leopold I. von Belgien. Es war, wie wenn sich das alte europäische Staatssystem nicht bloß in seinen Grundsätzen, sondern auch in seinen hervorragendsten Vertretern persönlich aufzulösen im Begriffe märe.

Den zahlreichen Lesern deS bedeutsamen Memoirenwerkes Herzog Einsts ist bekannt, mit welcher Meisterschaft der fürstliche Autor, bald in scharf gezeichneten Charakterbildern, bald in geistvoll skizzirten Umriszlinien, hervorragende historische Persönlichkeiten so zu gestalten weiß, daß sowohl die künstlerisch ausgeführten Portraits wie auch die leicht aber prägnant hingeworfenen Silhouetten dauernd in der Erinnerung hasten. Dabei treten sie nicht, wie etwas Besonderes, aus der Erzählung heraus, sondern begleiten, erklären uns ergänzen dieselbe. Selten aber hat Herzog Ernst mit solcher Liebe die Feder geführt, wie in dem abschließenden Bilde seines väterlichen Freundes und Oheims König Leopolds I., das wir mit huldvoller Genehmigung des hohen Autors hier unseren Lesern bringen dürfen.

Wir bemerken zugleich in Bezug auf den III, Band, daß der Verfasser in vier Büchern („An der Schwelle deS großen Jahrzehents", „Fahrten und Abenteuer-, „Buildesstreit und Dänenkrieg", „Gründung des neuen Bundes") die Geschicht seiner Zeit bis zum Norddeutschen Bunde führt und dann in dem inhaltreiche» letzten Abschnitt mit einem Ausblick bis auf unsere Tage das große Werk beschließt.

Die Trauerbotschaft von Brüssel war mir noch am selben Abend zugekommen. Ganz außerordentlich zeigte sich die Antheilnahme an dem Verluste unseres Hauses, nicht nur in dem kleinen Ländchen, wo die Wiege des seltenen Fürsten gestanden, sondern überall in Europa, wo man einen zuweilen überschätzten Einfluß auf die konstitutionelle Entwickelung der Staaten ihm zuschrieb. Die Persönlichkeit des Königs, der durch fast sechszig Jahre an allen wirklich großen Begebenheiten Europas, oft durch einen verwunderlichen Zusammenhang der Dinge, in näherer oder entfernterer Beziehung mitbetheiligt und interessirt war, hat noch niemals eine geschichtlich treue Schilderung erhalten. Was man in England und Belgien über ihn schrieb, beschränkte sich meist auf die dortigen Verhältnisse; in Deutschland war nur in einem kleinen Kreise eine volle Kenntniß des Königs zu finden. Darüber hinaus begegnete man den mannigfaltigsten Vorurtheilen und falschen Auffassungen seines ganzen Wesens. Seit dem Tode des Fürsten Metternich sah man den König Leopold da und dort für ein politisches Orakel des alten Europa an, aus welchem man sich über die populären und liberalen Strömungen der gebildeten und besitzenden Klassen die besten Aufschlüsse verschaffen könnte.

Seine kluge und ruhige Art, die Ereignisse zu besprechen, sicherte ihm überall einen Einfluß von mehr moralisch als politisch eingreifender Natur. In den letzten Jahren machte er gegen Niemand ein Hehl daraus, daß ihm der Gang der Dinge höchst widerwärtig und besorgnißerregend erschien. Aus den Differenzen zwischen den deutschen Mächten sah er das steigende Uebergewicht des Imperialismus erwachsen; es verursachte ihm fast eine persönliche Kränkung, wenn in den letzten Monaten, selbst in ernsten Blättern, von einer Theilung Belgiens zwischen Frankreich und Preußen die Rede war. Der König hatte von Natur aus in allen Angelegenheiten einen Zug zur Vermittelung; aber er verlangte die entschiedene Anerkennung der Grenzen des Rechtes und der Billigkeit von vornherein und konnte sich über Einzelne wie über dieGesammtheit erzürnen, wenn dagegen gefehlt wurde.

Mein Oheim hatte nichts weniger als eine innerlich hohe Achtung vor dem, was die wandelbare öffentliche Meinung mit dem Tage hervorzubringen pflegt; und wenn ihn jene gekannt hätten, welche gewöhnlich meinen, daß sich in der Unterwerfung unter das allgemeine Urtheil die liberale Gesinnung des Staatsmannes zeige, so würden sie ihn ohne Zweifel für einen der illiberalsten Fürsten Europas gehalten haben.

Er war sehr geneigt, das, was als das sogenannte allgemeine Urtheil in politischen Dingen an der Oberfläche zu erscheinen pflegt, zu belächeln und in milder Form zu verspotten. Immer war er ein Feind aller extremen Ansichten und Maßregeln und gleichsam die Personifikation decAristotelischen Maßes in allen Dingen. Seine Abneigung gegen die ultramontanen Wiederbelebungsversuche vergangener Zeiten ist bekannt genug; aber in der letzten Zeit mar er eben so sehr über die belgischen Liberalen erzürnt und tadelte ihr hartes Vorgehen gegen die katholischen Gefühle der Bevölkerung. „Hier habe ich mich furchtbar" — so schrieb er mir im November 1864 — „über meine Minister geärgert, die unter dem Einfluß der radikalen Clubs Dinge thun, die der Zukunft des Landes nur verderblich sein können. Sonderbar! daß die Menschen sehr glückliche Zustände schwer ertragen." Er beschwerte sich besonders darüber, daß man die „wirklich anhängliche katholische Bevölkerung saus rims et sans raison drangsalire. Die Tollheit hiervon übersteige alle Begriffe."

Man konnte behaupten, daß der König neben einem scharf ausgeprägten Rechtsbemußtsein auch von dem vieldeutigen Worte der Freiheit einen lebendigen Begriff besaß, durch welchen er die Parteien von rechts und links wahrhaft beschränkte. In einem Artikel, den ich selbst bei dem Tode des Königs für eine heimische Zeitung geschrieben habe, glaubte ich meine Ansicht über die politische Bedeutung desselben in folgende Worte fassen zu sollen:

„Das war des Königs Größe, daß er, zum Schirm und Hüter eines eben erstehenden Staates bestellt — eines machtlosen, politisch und religiös gespaltenen Staates — mit sicherem Blicke das einzige Heil in dem Fundament des Rechtes und der Freiheit erkannte. Er verstand seine Zeit und ihre Forderungen. Gewissermaßen der Träger des modernen constitutionellen Lebens, hat er durch die Ausrichtigkeit seiner Hingabe an die Institutionen des Landes, wie durch die nach rechts und links bewährte Festigkeit des Charakters seinen jungen Staat zu jenem Musterstaat erhoben, auf den die anderen Völker des Continents mit sehnsüchtigem Neid schauten, und der in gemaltigen Katastrophen, als hundertjährige Throne zitterten, unberührt und in sich gefaßt dastand."

Diese Denkweise des Königs hatte indessen nichts mit jenen despotischen Beglückungstendenzen gemein, welche zuweilen ein bestimmtes System philosophischer Anschauungen den Völkern aufzwingen möchten. Ter Sinn des Königs mar allem Doktrinarismus fremd. Er konnte diejenigen Leute am wenigsten begreifen, die sich und Anderen durch endloses Verbessern, Reformiren und Revolutioniren die größten Leiden zu verursachen

vermögen. Denn er war, nach allen Richtungen betrachtet, eine freie und freisinnige Natur, welche, mit dem größten Wohlwollen gepaart, die Freiheit jedes Andern bis an die äußerste Grenze des Möglichen zu respectiren vermochte.

Er hatte sehr viel Sinn für häusliches Leben, und es ist ganz wahr, daß er nach dem Tode seiner ersten Gemahlin eine Reihe von Jahren trübseligster Art verlebte, ehe er den belgischen Thron bestieg. In dieser Zeit verhältnißmäßig geringer politischer Thätigkeit mochte sich das eigenthümliche contemplative Wesen ausgebildet haben, von welchem in einigen romanhaften Schriften, die von dem Könige handeln, eine carrikirte Zeichnung gegeben worden ist. Er mar ein Mann ohne starke Leidenschaften; er pflegte zu sagen: „Man hat gemeiniglich keinen Feind für das ganze Leben, aber auch selten einen Freund, mit dem man in Allem übereinstimmt." To verbreitete er sich gerne mit philosophischer Nuhe und mi: einem Anfluge von Humor über Menschen und Dinge der Welt. Er imponirte durch solche Gespräche den verschiedensten Politikern, Gelehrten, Künstlern; und gerade solchen am meisten, die im Wesentlichen anderen un? besonders prononcirten Anschauungen huldigten. Allen flößte der König eine nicht zu verweigernde Sympathie ein, welche zwischen hoher Verehrung und aufrichtiger Liebe schwankte. Er besaß sehr viel Sinn für die Kunst, besonderes Verständniß für die Malerei, deren Blüthe in Belgien mit seinen: persönlichen Antheil an dem künstlerischen Streben Hand in Hand ging. Für die Musik hatte er viel natürliche Anlage; auch verfügte er über sehr ansehnliche Kenntnisse auf den mannigfachsten Gebieten des Wissens un? noch mehr über eine ungewöhnliche Masse von Erfahrungen, die er wohlgeordnet in seinem Gedächtniß allzeit bereit hielt, um sie auf neue Erscheinungen anzuwenden.

Seine unendlich reiche Lectüre bezog sich mit Vorliebe auf Memoiren und politische Schriften wie auch auf die gesammte moderne, insbesondere englische schöne Literatur, Eine so starke geistige Durchbildung gab ihm, obwohl der Unterricht seiner Jugend in den Kriegsjahren der französischen Revolution nicht der sorgfältigste genannt werden konnte, eine außerordentliche Sicherheit in der Kenntniß anderer Menschen. Die Personen, mit denen er in Berührung kam, durchblickte er bis in die tiefsten Falten des Herzens, wobei er fast niemals gegen irgend Jemand ein Vorurtheil oder ein feindseliges Gefühl hegte. Sein Interesse an den Personen war steto vor Allem ein menschliches und erst in zweiter Linie ein politisches.

Die militärischen Erinnerungen gehörten zu dem werthvollsten Inventar seines Lebens. Er bewahrte sich auch das volle Verständniß für militärische Dinge, und er hat in seiner Armee, so weit es nach den gegebenen Mitteln nur irgend möglich war, nicht geringes Organisationstalent an den Tag gelegt. Mit großer Freude verfolgte er in dem letzten Jahre seines Lebens die Schicksale seiner Kinder in Mexiko. Er mar es, der die Idee der Bildung einer belgischen und einer österreichischen Legion aufgebracht hatte, und er hielt durch diese das Kaiserthum für die schlimmsten Fälle gesichert. Es war ein wahres Glück für ihn, den raschen Zusammenbruch dieser Hoffnungen nicht erlebt zu haben.

Und wenn ich endlich über mein persönliches Verhältniß zu dem theuren Oheim noch Einiges sagen soll, so darf ich es wohl das zärtlichste nennen, das sich in einer Familie nur denken läßt. Ich bewahre mit inniger Freude die reiche langjährige Correspondenz, aus welcher in den vorstehenden Blättern wohl zum ersten Male wirklich bezeichnende Mittheilungen über sein Denken und Empfinden gegeben werden konnten. In den letzten Monaten seine» Lebens schrieb mir der gute Onkel in feiner treuen Liebe: „Du stehst mir am nächsten von allen Verwandten, und ich sehe im Geiste Deine lieben braunen Augen, die so treu und herzlich im Ausdruck sind."

Er war mir, wie der freundlichste und redlichste Rathgeber, den ich jemals hatte, so auch der nachsichtigste Beurtheiler. Er vermochte meine Lebensanschauungen wie ein väterlicher Freund zu verstehen und theilte meistens dieselben. Indem er, was uns so selten im Leben zu Theil wird, niemals die Mühe sich verdrießen ließ, die Motive meiner Handlungen zu suchen und zu finden, war es ihm durch seine herzliche Liebe zu mir fast immer möglich, mich auf meinen Wegen und in meinen Ideen treulichst zu begleiten. Der schriftliche Verkehr mit ihm, von welchem der Leser zahlreiche Proben erhalten hat, giebt kein volles Bild des außerordentlich tiefen und eingehendenVerständnisses, welches erdurch den persönlichen Verkehr sich zu verschaffen wußte. Denn so kurz und aphoristisch, wie meistens seine Briefe waren, eben so lang und gründlich waren seine Unterredungen, bei denen er nicht ruhte, bis er durch endloses Fragen gleichmäßig docirend und forschend die speciellsten Dinge zu ergründen gewußt hatte.

Charakteristisch für seine Fürsorge wie auch für seine politische Denkart war, daß er in seinen letzten Tagen sich mit dem Gedanken beschäftigte, in Coburg für seine Familie ein Fideicommniß zu gründen. Er wollte dieselbe in ihren Eigenthumsverhältnissen von den Bestimmungen des Oocke Napoleon unabhängig machen, da er den Werth dieses vielgerühmten Privatrechts, besonders in Fragen dieser Art, bezweifelte.

„In neuester Zeit" — so schrieb er mir — „bedauert man in Frankreich so sehr, es versäumt zu haben, nach dem Ooup ck'Lwt dem Locke nicht etwas abgeholfen zu haben. Noch zu Comviegne sprach mit mir der Kaiser Napoleon davon."

Ein langes und schweres Steinleiden trübte den Lebensabend des starkmüthigen Königs durch Jahre hindurch; aber Schmerzen und Operationen ertrug er mit außerordentlichster Geduld und unverwüstlicher Lebensfreudigkeit. Seine gerechten Klagen über die eigene Gebrechlichkeit lösten sich meist in eine Art von selbstlosem Bedauern der menschlichen Natur und ihrer Schwäche auf. Seine Umgebung wußte nicht genug davon zu erzählen, wie er auch in den letzten Stadien seiner Krankheit bei ungetrübtein Bewußtsein ruhig und muthig dem Tode entgegenging. Er starb so sanft, daß seine anwesende Familie und sein alter Freund Jules van Praet, dem er noch noch einmal die Hand zu drücken gewünscht hatte, es kaum bemerkten, da er den letzten Athemzug that. In einem nicht ärztlichen, aber speciell an mich gerichteten Berichte heißt es: „Der Hauptkrankheitscharakter des Königs war zuletzt eine stets fortschreitende Schwäche, verursacht durch die nicht zu verdrängende ruhrartige Diarrhoe und erhöht durch denwassersüchtigenZustand des Königs. Seine Majestät wollte in den letzten vierzehn Tagen Niemand vorlassen und zeichnete am 4. dieses zum letzten Male. Seit Donnerstag erst blieb er an das Bett gefesselt, bis dahin kämpfte er hartnäckig gegen den Gedanken drohender Gefahr. Erst Samstag erkannte er diese und sprach sich in diesem Sinne gegen Herrn Dr. Wimmer aus. So sagte er mehrmals: ‚Jch bin recht elend, und ich bin sehr krank und werde langsam hinscheiden, der Tod ist mir nicht unerwünscht.' Während der letzten 24 Stunden stöhnte er viel, der Tod aber war sanft.

„Der König war bis zu Ende bei Bewußtsein, konnte aber Verständliches schwer vorbringen; überhaupt war es in den letzten Tagen schwer, seine Aeuszerungen klar zu verstehen. Die Gedanken schweiften oft unzusammenhängend herum, und Wortverwechslungen gestatteten nur das Errathen manches Verlangten."

So weit dieser Trauerbericht!

Nichts mar mir schmerzlicher, als daß ich durch ein eigenes, ernstes Unwohlsein verhindert, war, den, Leichenbegängnisse des theuren Onkels beizuwohnen. Während man den edlen Todten zu Brüssel in der Gruft des von ihm begründeten Coburgischen Königsgeschlechtes beisetzte, gaben mir auch in Coburg der aufrichtig empfundenen Landestrauer durch das Geläute der Glocken und durch eine würdige Todtenfeier Ausdruck.

Die erste deutsche Uebersetzung von Giordano Bruno's „Reformation des Himmels."

!or einigen Monaten habe ich an dieser Stelle den Versuch gemacht, in wenigen

großen Zügen ein, wenn auch nur unvollständiges und skizzenhaftes, so doch

~~H^AknM~~ einigermaßen zutreffendes und übersichtliches Bild der wissenschaftlichen und allgemeinen kulturhistorischen Bedeutung des großen Mannes, den man mit vollem Recht als den heroorragendsten Denker Italiens und der Renaissance bezeichnen kann, zu entrollen. Seitdem hat das weltgeschichtliche Ereignis, das sich am 9. Juni d. I. in Rom vollzog, den Namen Giordano Bruno's durch alle Lande getragen, und in zahllosen gleichgestimmten Gemüthern klingen heute noch die begeisterten Jubelrufe der vieltausendköpfigen Menge nach, die an jenem Tage das eben enthüllte Standbild des todesmuthigen Vorkämpfers und Märtyrers der Geistesfreiheit begrüßten. Als eitel und ohnmächtig haben sich alle Bemühungen von gegnerischer Seite erwiesen, die darauf abzielten, die Bedeutung dieser über alles Erwarten großartigen und imposanten Huldigung abzuschwächen und das Andenken desjenigen, dem sie dargebracht ward, auf alle erdenkliche Weife zu verunglimpfen und zu beschimpfen. Der Eindruck, den die in jeder Beziehung so überaus würdig und harmonisch verlaufene Denkmalenthüllungsfcier in Nähe und Ferne hervorrief, ist ein ebenso tiefer als nachhaltiger gewesen, und man wird ihrer noch lange Zeit erhobenen Herzens und freudig bewegten Sinnes als einer wahrhaft internationalen Verbrüderungsfeier frei gesinnter Geister gedenken.

Unter solchen Umständen ist es doppelt erfreulich, daß gerade gegenwärtig auch denjenigen deutschen Lesern, die der italienischen Sprache nicht mächtig sind, Gelegenheit geboten wird, sich mit einem der berühmtesten nnd eigenartigsten Werke Giordano Bruno's durch eigene Lektüre bekannt zu machen und aus erster Hand ein selbständiges Urtheil über den Werth desselben und über das, was eS thatsächlich bedeutet und will, zu gewinnen.

, Das Werk, um das es sich handelt, ist der „Lpaoei» ch'llä de8ti^ trionfaute" („die Vertreibung der triumphirenden Bestie") — ein vielgeschmähtes Buch, das vermöge der hartnäckigen Verfolgungen, die es von protestantischer wie katholischer Seite zu erdulden hatte, Jahrhunderte lang fast verschollen war, das schließlich nur noch in einigen wenigen, überaus kostbar gewordenen Exemplaren existirte, und das gegenwärtig zum ersten Mal in deutscher Sprache von Ludwig Kuhlcnbeck überfetzt und mit zahlreichen erläuternden Anmerkungen versehen, vollständig und unverkürzt zum Abdruck gelangt.*) „Giordano Bruno's Reformation des Himmels" hat nach dem Vorgange

*) Verlag vonRauert und Rocco in Leipzig. Beigegeben ist dieser Ausgabe ein Wiederabdruck zweier Vorträge desselben Verfassers, die in übersichtlicher uns instructiver Weise das Leben und die Weltanschauung G. Bruno's behandeln. Nord und Es,?, i.i, >,',?. 19

«ines französischen Uebersetzers Kuhlenbeck in freier Abänderung des von Bruno selbst gewählten italienischen Titels sein Werk benannt. Beide Benennungen sind charakteristisch, denn sie deuten unmittelbar auf den Inhalt des Buches, au? den symbolisch allegorischen Charakter desselben und auf den mythologischen Ausgangspunkt seiner tiefsinnigen Ausführungen hin. Ungewöhnlich, wie ihr Titel, ist auch die ganze Schrift. Obwohl da? Product eines in eminentem Grade spekulativ beanlagten Denkergeistes, ist sie dock kein wissenschaftliches Werk im eigentlichen und engeren Sinn. Weit eher läßt sie sich mit Kuhlenbeck bezeichnen als ein „philosophisch allegorisches Gedicht". Sie richtig zu klasnficiren hält aber überaus schwer. Bruno selbst versichert in seinem Erklärung?- und Widmungsschreiben, das; er das Buch lediglich als Skizze oder Borspiel eine? von ihm geplanten größeren moralphilosophischen Werkes betrachtet wissen will. Auf alle Fälle ist es in erster Linie eine Schöpfung seiner reichen, dichterisch gestaltenden Phantasie.

Dies documentirt sich sogleich in der poetisch-phantastischen Einkleidung, die er feinen spekulativen Ideen im «p««üin zu geben weiß, und die er in ungezwungenster Weise durch die Anknüpfung an die von Alters her gebräuchlichen Sternbilderbezeicknungen und ihren ohne Ausnahme mythologischen Ursprung gewinnt. Diese Bezeichnungen sind bekanntlich zum größten Theile dem Thierreiche entlehnt und ihrer ursprünglichen Bedeutung nach beinah sämmtlich zur Verherrlichung von fabelhaften Personen und mythischen Vorgänge», die an und für sich betrachtet einer derartigen hohen Auszeichnung sehr wenig würdig erscheinen, bestimmt. An dieser bedauerlichen Thatiache aber — so hören wir im ersten Dialog des „Lrmeew" die Vertreterin der Weltweisheit Sofia ihrem andächtigen Zuhörer und Verehrer Saulin berichten*) — an dieser bedauerlichen Thatsache tragen lediglich die alten olympischen Götter die Schuld. Denn diese haben in unverantwortlichem Leichtsinn in der allewillkürlichsten und sinnlosesten Weise über die himmlischen Ehrensitze, die dem Verdienst gebühren, verfügt und ohne Rücksicht au Recht und Gerechtigkeit, so oft sie gerade die Lust angewandelt, Personen und Dinge von unwürdigster Art an's Firmament, unter die Sterne versetzt. Sie haben in unbegreiflicher Verblendung gleichsam die Geschichte ihrer eigenen Verirrungcn, ihrer Laster und Thorheiten und Jugendsünden mit Flammenschrift an den Himmel geschrieben und dadurch den strahlenden Himmelssaal, der „ein Sitz der Glorie und Erhabenheit" sein sollte, mit allerhand Bestien und Ungeheuern und thörichten Sinnbildern der nichtigsten Art bevölkert und erfüllt. Aber die Strafe für diesen Frevel blieb nicht aus. Weil sie von der Macht, die ihnen anvertraut war, einen so schlechten und unwürdigen Gebrauch gemacht haben, ist ihnen dieselbe entrissen worden und durch den Willen des allwaltenden Fatums sind sie des Ansehens, das sie vordem auf Erden besaßen, eines großen Theils ihrer früheren Herrlichkeit, und schließlich selbst der Jugendkraft und Jugendfrische, dieses scheinbar unverlierbaren Eigenthums der Himmlischen, beraubt.

Früher als sämmtlichcn anderen Göttern geht endlich dem GSttervater selber das Bewußtsein der traurigen Veränderung, die mit ihm vorgegangen ist, auf. Er wird! ganz tiefsinnig über dieser Entdeckung, wirft einen wehmüthigen Rückblick auf sein vergangenes Leben, beklagt, daß er den übrigen Himmclsbewohnern in mehr als einer Beziehung ein so unrühmliches und unwürdiges Beispiel gegeben, bedauert, was er Uebles gethan, und möchte wieder gut machen, was er gefehlt. So beschließt er denn nach reiflicher Erwägung, um sogleich die Hauptsache in Angriff zu nehmen, den Himmel sowohl inner« lich als auch nach außen hin zu reformiren und die triumphirende Bestie der Unwürdig

) Der „«i>a«io" ist in Dialogform geschrieben: Saulin ist Bruno selbst, der Name, den er sich beilegt, wohl eine Anspielung auf den Familiennamen seiner Mutter: «svolina. Er wird durch Sofia, die ihrerseits durch den Gott Merkur davon Mittyeilung erhalt, über die Vorgänge, die sich im Himmel abspielen, und über die Beschlüsse der Gotlcrversammlung, die Vertreibung der lrminohire,idc,i Bestie betreffend, unterrichtet. reit, die nur allzulange daselbst gehaust, soivohl aus den Gemüthern der Himmelsbewohner als auch von den strahlenden Ehrensitzen des Sternenftrmaments zu vertreiben. Am Jahrestage der Gigantenschlacht, der im Himmel als höchster Festtag gilt), theilt er den Göttern sein Vorhaben mit. Diese sind überrascht aber einverstanden, und sagen ihre Mitwirkung zur Ausführung des großen Werkes bereitwillig zu. Man vereinigt sich dahin, daß in feierlicher, himmlischer Volksversammlung über das Schicksal der alten Sternbilder verhandelt und über einen würdigen Ersatz derselben Beschluß gefaßt werden soll.

Wie man sich's vorgenommen hat, so geschieht's. Der große Tag kommt hermi. Die Versammlung wird mit allem ihr gebührenden himmlischen Pomp vom Göttervater in Person eröffnet; die Verhandlungen werden mit aller wünschenswerthen Gründlichkeit geführt: alles, was sich des Himmels unwürdig erweist, wird aus demselben ausgewiesen, sie W ahrhe it wird auf den höchsten Thron im früheren Sternbild der „kleinen Bärin" erhoben;**) und alle die übrigen himmlischen Ehrensigc, vuf denen vordem in Gestalt der alten Sternbilder und Himmelszeichen „die triumphirende Bestie" des Lasters und der Niedertracht gethront hatte, sie werden nun, wie sich's gebührt, je nach ihrer besonderen Bedeutung dcn Repräsentantinnen der verschiedenen Tugenden zugesprochen und mit den Personifikationen alles dessen, was gut und schon und würdig ist, was das Leben schmückt und adelt und ihm wahren und dauernden Werth zu verleihen vermag, besetzt.

Dies ist m Kürze die frei erfundene Fabel des Bruno'schen Gedichts. Die Allegorie desselben ist durchsichtig und ihre Bedeutung ohne Weiteres klar. Die Götter, die der „Spaccio" uns vorführt, sind in Wahrheit keine Götter, sondern veränderliche und sterbliche Menschen; und der Sternenhimmel, den sie zu reformiren unternehmen, ist daS Sinnbild und Spiegelbild ihres eigenen, d. h. eben des menschlichen Gemüths. In diesem, und nur in diesem allein, hat die triumphirende Bestie, die ausgetrieben werden soll, ihren Sitz. Unter ihr versteht Bruno die Gemeinheit und Niedrigkeit der Gesinnung, die U «Würdigkeit und Niederträchtigkeit, die Vcrderbtheit in jeder Gestalt, Ihr erklärt er in seinem „Spaccio" den Krieg. Denn unter dem Vorgeben, dcn Himmel reformiren zu wollen, weiß er die Laster und Thorheiten der Menschen zu geißeln; und im Barockrahmen seiner phantastischen Dichtung tritt ein Spiegelbild irdischer Zustände, zu dessen Schöpfung sich die Spottlust des geiswollen Satirikers mit der Begeisterung und schöpferischen Kraft des Poeten und dem Ernst und Tiefblick des

Weltwcisen verbunden hat, vor unsere Seele hin.

Und was bringt Bruno nicht alles in diesen Rahmen hinein! Seine Fabel ist überaus glücklich gewählt, denn in den Mythen, die sich an die alten Sternbildernamen knüpfen, steckt eine Fülle von Poesie. Sie bieten nach den verschiedensten Richtungen hin Gelegenheit zu allerhand Anspielungen und tiefsinnigen Betrachtungen, und Brunos beweglicher Geist hat diesen Umstand vollauf benützt. Sein „Spaccio" ist in der That nicht die „moralische Plattitude", die nach Dühring's treffendem Ausdruck gewisse Leute in ihm erblickt. Er ist anch mehr als ein bloßes satirisches „Vorspiel" eines zukünftigen „Systems der Ethik", obwohl man ihn allerdings in gewissem Sinne (nach Brunos eigenem Vorgange) als ein solches bezeichnen kann. Er ist eine Schöpfung, die vom höchsten philosophischen Standpunkte aus beurtheilt werden muß, weil sie nicht bloß moralphilosophische Gedanken, sondern nebenbei fast alle wesentlichen Grundgedanken der großartigen metaphysischen Weltanschauung ihres Verfassers zum Ausdruck bringt. Er ist, wie Berti in seiner „Vita di Giordano Bruno" hervorhebt, ein Werk, das „phantasievoller, ideenreicher, unerschöpflicher nn Anspielungen und Allcgorieen aller

*) Der Erinncrungstag der berühmten Schlacht, in welcher die olympischen Götter einst ihre mächtigsten und gesürchtetsten Feinde, die alten Giganten, besiegt hatten.

**) Dieser Platz gilt als der „vornehmste" des Firmaments, weil zu dem genannten Sternbilo der Polarstern gehört, der „feste Pol" der Simmelskngcl, um dcn das Sterncngewölbe sich dreht.

Art, eigenartiger und seltsamer erscheint als irgend ein anderes, das die philosophische Literatur Italiens, und fast mochte man sagen der Welt ausweisen kann" — ein Wert, das von Geist und Laune sprüht und das Genie seines Autors ebenso sehr in der Anmuth und attischen Feinheit des Witzes, durch die es uns gelegentlich überrasch! und bezaubert, wie in der ätzenden Schöne seiner Satire, in der Unerschöpflichkeit an originellen Einfällen ebenso sehr wie in der Kraft und Kühnheit des Denkens und in der gluthvollcn Energie deS Empfindens, von denen cS Zeugniß ablegt, verräth.

Dennoch darf nicht verschwiegen werden, daß auch der „Svaccio" von den Mängeln und Schwächen nicht frei ist, die der Bruno'schen Schreibweise im Allgmeincn anhaften, und für sie fast ebenso sehr wie die eben erwähnten bewunderungswürdigen Borzüge fast aller seiner Schriften bezeichnend sind. Es ist viel Gesuchtes, Gemachtes in dem Buche: es fehlt nicht an Maßlosigkeiten der Form wie des Inhalts, nicht an Derbheiten, die unser moderne« Empfinden beleidigen, nicht an Aeuszerungen einer zu weit getriebenen Naivität. UeberdieS leidet das Ganze an Ueberladung. Der geistige Reichthum des Autors, die Gedanken- und Bilderfülle, die er vor uns entfaltet, sind allzu groß. Die Anspielungen und geistreichen Einfälle überstürzen sich oft förmlich; die Gleichnisse und rhetorischen Figuren häufen sich gelegentlich in geradezu unschöner Weise, und das „Zuviel" in materialer und formaler Beziehung beeinträchtigt den ruhigen, freien und unbefangenen Genuß. Dazu kommt der allegorische Charakter des Werkes, der dem modernen Geschmacke so wenig conform ist, und der halb wissenschaftliche, halb dichterische Grundton desselben, der den Effekt des Ganzen schädigt, weil er die Einheitlichkeit der Stimmung, diese eungiti« siuv qu» von jeder harmonischen Wirkung, zerstört. Alles in allem genommen ist der „«p»<,'>,-ic," wohl dasjenige Produkt seines Autors, das uns im eminentesten Grade an das berühmte Goethe'sche Wort von den ungleich vegabken Erzgängen des Bruno'schen Geistes und von der Schwierigkeit, das Gold derselben aus den Schlacken, mit denen es untermischt ist, rein auszuscheiden, gemahnt. Tritt uns doch aus den, Rahmen desselben der ganze Bruno mit all seinen Vorzügen und Schwächen entgegen, blicken wir hier doch auf den Grund seiner Seele, fühlen und begreifen wir doch, daß eZ kein müßiger Einfall von ihm ist, wenn er die Wahrheit symbolisch als den festen Pol und Angelpunkt jedes wohlgeordneten »geistigen Universums" bezeichnet, indem er ihr den Pol des Sternenfirmaments (im Lternbild der kleinen Bärin) zum Wohnsitz anweist und sie, die ihm frühe zum Leitstern ward, der er sich voll und ganz zu eigen gegeben, auf den höchsten, erhabensten Himmclsthron, dahin, „wo die Klaue» der Verkleinerung sie nicht erreichen können, wo der blaffe Neid sie nicht zu verschleiern vermag, wo die Finsternisse dcS Jrrthums außer Stande sind, sie zu umwölken," erhebt! Sein wahrstes und tiefstes Empfinden, sein eigenstes, innerlichstes Erleben ist es, was er in dieser sqnibolischen Handlung, was er in der Grundtendenz und Grundanfchauung des „Spaccio" zum Ausdruck bringt. Die Wahrheit war ja recht eigentlich seine Gottheit; ihrem Dienste hatte er sein Leben geweiht; ihr wollte und sollte er Treue halten, feste Treue bis zum Tode!

Es ist sicherlich kein geringes Verdienst, ein Werk von dieser Bedeutung auch solchen Lesern zugänglich gemacht zu haben, die der Sprache des Originals nicht mächtig sind. Hoffen wir, daß der Uebcrfetzer, der sich dieser schmierigen und mühevollen Aufgabe mit Gülck und Geschick unterzogen hat, in weiten Kreisen derjenigen Anerkennung und sympathischen Theilnahmc begegnet, die sein Unternehmen an und für sich betrachtet ebenso sehr wie seine tüchtige und wohlgclungene Leistung verdient! Für die zahlreichen erläuternden Anmerkungen, die das Vcrständniß deS Textes erleichtern helfen, gebührt ihm besonderer Dank. Sic werden auch solchen Lesern willkommen sein, welche die persönliche Anschauungsweise Kuhlenbccks keineswegs in allen Punkten thcilen, und die, bei aller warmen Verehrung Mr den Genius Giordano Brunos, doch auch die hervorragende wissenschaftliche Bedeutung der großen Männer, die nach ihm kamen, die Bedeutung eines Leibniz und Benedict Spinoza, nicbt verkennen

Illustrirte Bibliographie.

Moderne Kunft. Jllustrirte Monatsschrift mit Kunstbeilagen in Meisterholzschnitten. 1889/M. Jahrgang IV, Lieferung 1. Berlin, Verlag von Richard Bong,

as Heft, mit dem die „Moderne Kunst" den neuen Jahrgang eröffnet, zeichnet

sich ebensowohl durch die Mannigfaltigkeit und geschmackvolle Auswahl der

U^^W dargebotenen Bilder wie durch ihre durchweg ganz vortreffliche Ausführung aus; es giebt uns vollauf Gelegenheit, uns nn dem hohen Grade der Vollendung, den die Technik der Holzschneidekunst erreicht hat, zu erfreuen. Die Redaction ist in dankenswerther Weise bestrebt, den internationalen Charakter der Kunst zu wahren und neben den Werken unserer vaterländischen Meister uns auch hervorragende Erzeugnisse der sremländischen Kunst vor Augen zu stellen.

Unter den Gaben deutscher Künstler sei zunächst ein reizendes Bild von Ludwig Knaus, „Reigen" betitelt, hervorgehoben. Es zeigt uns vier nackte Kindcrgestalten, die sich unter der leitenden Obhut eines gröberen, leicht bekleideten Mädchens an einem Ringeltanz im Freien ergötzen. Dieses Bild strahlt den ganzen erfrischenden Zauber kindlich unschuldigen Frohsinns wider. Eduard von Blaas läßt eine liebreizende Tochter der Lagunenstadt unser Herz durch den lockenden Blick ihrer schönen Augen gesangen nehmen. Joseph Lieck's Gemälde „Liebestraum", dem ein kleines Gedicht Ernst von Wolzoaens beigegeben ist, führt uns an das Lager einer holden Schläfen», deren von dunklen Locken umwalltes, durch ein sanft seliges Lächeln belebtes Antlitz uns Kunde giebt von dem süfzen Traume, der durch ihre jugendliche Seele zieht. Einige Studien ans dem Balletleben lenken unsere Aufmerksamkeit auf den jungen, üufzerst talentvollen bairischen Maler Friedrich Fehr (geb. 1862). Das von uns wiedergegebene sehr fein charakterisirte Bild „Vor der Balletvrobe" erzählt eine ganze Geschichte: eine vollerblühte, im Liebeswesen offenbar wohl bewanderte Balleteuse liest der neben ihr sitzenden jüngeren, schüchternen und unerfahrenen Collegin einen Liebesbrief vor, den diese erhalten und den sie ihr zagend und zweifelnd übergeben hat. Der Gesichtsansdrnck der Vorleserin verräth deutlich genug, in welchem Sinne sie der Freundin die glänzenden Anerbietungen ihres reichen Liebhabers zu beantworten räth, und es sieht so aus, als würde die ängstliche Sittsamkeit der Andern vor der Versuchung nicht Stand halten. G. v. Maffe i's Bild „Kämpfende Aucrhähne" gehört zu einer Reihe von Bildern, in denen der Künstler die vier Jahreszeiten durch die Verbindung von Thier und Landschaft zur Darstellung gebracht hat.

Die fremdländische Malerei ist vertreten durch M. Stone („In Liebe": ein junges Paar in der Tracht des vorigen Jahrhunderts, das auf einer Bank unter schattendem Baume einander gegenübersiLt und eben mit der zärtlichen Frage: „Hast Du mich lieb?" beschäftigt zu sem scheint): I. Echena („Simson uud Delila") und K. E. Makomski („Der Zar wählt die Braut").

Von Werken der Plastik finden wir Abbildungen der zu Ehren des Besuches des Königs Umberto in Berlin errichteten Hundrieserschen Statue der Berolina und eines von E. Werner modellirteu verliebten Fauns, dessen bizarr häßliches Gesicht sich eben zum Kusse rüstet und dadurch zur lächerlichen Grimasse wird.

In dem neuen Jahrgang soll auch für erweiterten Umfang des Textes Sorge getragen werden. So bietet uns bereits das erste Heft u. A. die Anfänge zweier Noveletten von A. von Klinckowstroem und Hermann Heiberg. II.

Bibliograph

Die politische und militärische Korrespondenz König Friedrichs von Württemberg mit Napoleon I. <l8VS—1813). Herausgegeben von A, v. Schlohberger. Stuttgart, W. Kohlhammer. Wie der Verfasser bereits in den Beilagen zum Württembergischen StaatsAnzeiger von 1837—1388 näher ausführte, so geht auch aus dieser nunmehr veröffentlichten Korrespondenz zur Evidenz hervor dag das Bündnis König Friedrichs mit Napoleon nur aus dem gewaltigen politischen und militärischen Druck einer Zwangslage hervorgehend erfolgte, und dasz die rheinbündische Politik der süddeutschen Staaten überhaupt nicht etwa vom Stand» Punkt des Nationalitätsprinzips unserer Tage als ein Verrath am Vaterlande angeschen werden darf, sondern daß in ihr viel» mehr vorzugsweise ein trauriges Symptom der damaligen Lage Deutschlands erkannt werden muß. In der That schloß König Friedrich „der Roth gehorchend, nichl dem eigenen Trieb", um Land und Krone zu retten, den Bund mit dem Usurpator und sagte sich erst, nachdem er acht Jahre hindurch auch in Zeiten schwerer Unglücksschläge treu zu demselben gestanden, in eine gleiche Nothlage gerathen, von ihm los. Er handelte so als kluger Haushalter seines Landes und seiner Dynastie, und die politische Treue jener Tage muß unseres Dafürhaltens nicht mit dem sonst üblichen Maßstab gemessen werden.

In dem intimen geistigen Verkehr, welchen Napoleon mit dem talentvollen Könige pflegte, und der in der nunmehr veröffentlichten Correspondenz seinen beredten Ausdruck fand, liegt ein glänzendes Zeugniß für die hohe politische Begabung

ische Notizen.

dieses Fürsten, welches nur dazu beitragen kann, die Lektüre des Briefwechsels beider Monarchen aus jener weltbewegenden Epoche zu einer höchst anregenden zu gestalten.

R. v. L.

Das hellenische Land als Schauplatz der althellenischen Geschichte.

Von Dr. Dondorff, (VirchowHoltzendorff, gemeinverst. wissensch. Vorträge, N. F. III. 72). Hamburg, Verlagsanstalt (vormals I. F. Richte r). Der Gedanke, aus der Natur Griechenlands den Charakter und die Geschicke des hellenischen Volkes zu erklären, ist nicht mehr neu; auch für die einzelnen griechischen Landschaften ist derselbe oft genug angeregt morden. Trotzdem war es vielleicht nicht unzweckmäßig, ihn noch einmal in ganz gemeinfaßlicher Weise für einen größeren Leserkreis durchzuführen. So schildert denn Dondorff im vorliegenden Aufsatze zunächst die Bodenstructur des griechischen Festlandes unter Hervorhebung der Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten der einzelnen Thelle, vor Allem der Unterschiede zwischen der östlichen und westlichen Hälfte, und bespricht alsdann die wichtigsten physikalischen Einflüsse des Landes auf Leben, Sitten und politische Geschichte der Griechen. Einige neue Gesichtspunkte bietet der zweite Abschnitt, in welchem die drei Binnenlandschaften: das innere Thessalien, Böoticn und Lakonien, ebenso weiterhin die drei vorgelagerten Küstengebiete MagnesiaPhthiotis, Attila und Argolis ihrer Beschaffenheit und historischen Entwickelung nach mit einander verglichen werden. Die eingehende Behandlung Attilas bildet den Schluß.

In populären Werken sollen unserer Ansicht nach nur die 'gesicherten Resultate der Forschung niedergelegt, alle zweifelhaften Hypothesen aber möglichst vermieden werden. Als Thatsache können wir es aber nicht betrachten, daß Athen „ähnlich wie Rom" aus der Vereinigung von vier „ursprünglich getrennten Gemeinden" enstanden sei: nämlich aus den Pelasgcrn, welche die Akropolis besetzt hatten, aus einer jonischen Niederlassung auf dem Hügel Agra, aus Thrakern auf dem Mufcion und Phönikischcn und karischen Kolonisten auf Melite (S, 32). Wir halten im Gcgentheil diese Anschauung für verfehlt. sb.

Pädagogische Episteln von Orbilius Empiricus. Wiesbaden, C. G. K u n z e'S Nachfolger. Der Verfasser gehört zn den wenigen Lehrern, die sich in ihrem Berufe von Einseitigkeit und Verknöcherung frei gehalten und in dem wirren Streite der Meinungen über unsere Schulen einen unbefangenen Blick bewahrt haben. Was ihn leitet, ist die Liebe zur Jugend, Es wäre zu wünschen, daß recht viele Lehrer sich die Rathschläge im letzten Briefe zu Herzen nähmen und ihre Hauptaufgabe darin sähen, die Schüler zu tüchtigen Menschen zn bilden! Aber nicht nur Lehrern ist dieses Buch zu empfehlen? auch manchem Vater, der seine Söhne auf eine höhere Schule schickt und zuweilen verzweifeln möchte, werden diese von horazischem Geiste erfüllten und in vollendeter Form geschriebenen Episteln eine wahre Erquickung bereiten! rj.

Briese von Goethes Mutter an die Herzogin Anna «malia. Neu

herausgegeben und erläutert von K.

Heinemann. Mit zwei Bildnissen.

Leipzig, Verlag des lit. Jahresberichts

(A, Seemann). Vollständiger und — auch in allen Einzelheiten der Schreibung — genauer Abdruck des ganzen erhaltenen Briefwechsels (auch die vier Briefe der Herzogin an Frau Rath Goethe sind mit abgedruckt!) der beiden berühmten Frauen, welcher den unmittelbarsten Einblick in die Art ihres Verkehres, ihre Denkweise und Weltanschauung eröffnet. Beigegeben ist eine Einleitung und sachliche Erläntcrungen (zum Theil aus der ersten Ausgabe der Briefe von Burkhard herübergenommcn, zum Theil neu hinzugefügt); überall zeigt sich, daß der Herausgeber aus reicher Sachkunde schöpft und ein warmes Interesse daran hat, dem Leser jene beiden Frauengestalten, die

eine Zierde ihrer Kreise uud ihrer Zeit waren, anschaulich zu machen und gemüthlich nahe zu bringen. Leider sind die beiden interessanten Bildnisse der Frau Rath nur in Zinkdruck miedergegeben, der — namens lich bei der ersten Tafel — entsetzlich abgeblaßt ist. Derartige Nachbildungen können dem gebildeten Publikum den Geschmack an illustrirten Werken gründlich verleiden. >lr.

Ein Kest auf der Vaftille. Schauspiel in 2 Akten von Franz Held. Berlin, Rosenbaum i, Hart. Held will die französische Revolution dichterisch gestalten — ein Vorwurf würdig eines Shakespeare. Das vorliegende Schauspiel betrachtet er als Vorspiel zu seiner beabsichtigten „Revolutionstrilogie". Es verräth ein dramatisches Gestaltungstalent im Keime. Aber über Ansätze ist der Dichter nicht hinausgekommen; ihm fehlt augenscheinlich die Leichtigkeit der Bewegung für größere Massen. Der hiergeschilderte sociale Hintergrund für die Trilogic wird durch aufdringliche Obscönitäten und Verzerrung kulturgeschichtlicherMomente trotz des bemerkbaren dichterischen Talentes verwischt. Das Nackte, Uebertriebcne und Geschraubte überwuchert, die in's Vulgäre ausgeartete derbe Realistik der Sprache wirkt ost abstoßend und beleidigend.

«nnie BrafsehS „Letzte Fahrt" an Bord des Tunveam. Nach dem Englischen. Mit 188 Holzschnitten im Text und 20 Einzeldrucken inLithographie ausgeführt. Leipzig, Fcrd. Hirt K Sohn. Die muthige Weltumseglerin Lad« Annic Brassen ist im Herbste 1887 in Folge eines Trovenfiebers auf einer Kreuzfahrt im Indischen Ocean verschieden: auf dem Grunde des Meeres, welches ihr eine zweite Heimat geworden war, fand sie für immer Ruhe. Entschlossen, in Indien, Borneo. Australien keinen Fleck unbesucht zu lassen, der erreichbar war und ihrem Vermuthen nach etwas Lernens- oder SehenswertheS bot, hatte sie ihren Reisen innerhalb der Tropen eine Erweiterung angedeihen lassen, welche nicht ohne üblen Einfluß auf ihre Gesundheit gewesen war. Wie der Gemahl der Entschlafenen in dem kleinen Lebensbilde derselben, welches die Einleitung des Buches bildet, mittheilt, verdanken die Werke der Lady Brassey ibre Entstehung der Gewohnheit, jedesmal nach dem Erwachen am frühen Morgen die schmucklose Erzählung der Vorgänge des vergangenen Tages aufzuschreiben. Daß diese Entstehungsart bei dem Vorliegensen Werke, dessen endgültige llebcrarbeitung der Verfasserin nicht vergönnt war, besonders kenntlich ist, und daß daher dasselbe einen etwas skizzenhaften unfertigen Charakter hat, ist erklärlich. Im Uebrigen kann man dem Urtheil des Lord Brassey — von dem auch die Ergänzung des Tagesbuches durch einen kurzen Schlußbericht herrührt — über die schriftstellerische Qualität seiner Gattin beistimmen. Ihre Schriften sind nicht tief wissenschaftlichen Inhalts, aber nützlich und spannend für Jedermann. Der Werth des gediegen ausgestatteten Buches wird durch die zahlreichen zum Theil recht hübschen Illustrationen nicht unwesentlich erhöht.

Verbrauchte Waffen. Roman von Philipp Vogler. 2. Aufl. Danzig, Carl HinstorffS Verlag (Gustav Ehrke.)

Ein Agrarroman, der für die Kreise der Grundbesitzer und Alle, die für lcmdwirthschaftlicne Fragen Neigung haben, von Interesse sein wird. Diese Fragen sind nicht etwa oberflächlich gestreift, sondern' sie bilden den Hintergrund, von dem sich die Handlung, mit interessanter Charakteristik der Personen und mit lebhaft empfundenen schönen Naturschilderungen durchwoben, wirkungsvoll abhebt. Die verschiedenen socialen Stufen der vorgeführten Gesellschaft sind trefflich geschildert. Die Probleme sind jedoch nicht auf das angedeutete enge Gebiet beschränkt, sondern durch Betrachtungen mannigfaltiger Art vertieft und erweitert. ss.

I« stillen Winkel«. Skizzen und Stimmungsbilder von P, G. Heims, Kiel, Haeseler, Unter diesem anspruchslosen und bescheidenen Titel verbirgt sich eine Sammlung von sechs kleinen novellistischen Erzählungen, welche zum Theil flüchtig hingeworfen, zum Theil fein ausgearbeitet sind, Sie bekunden eine ungewöhnliche Kraft poetischer Gestaltung, eine geradezu hinreißende, plastische, ja fast dramatische Darstellung? die schöne gesättigte und fein abgetönte Sprache, die scharfe psychologisch vertiefte Charakteristik, die lebendige Frische und der Hauch reiner Poesie nicht minder als

der göttliche, köstliche Humor erheben diese Skizzen hoch über das Durchschnittsmaß der Eintagsliteratur. Mit urkräftigeni Behagen dringt es dem Dichter aus der Seele und packt den Leser, Wenn man auch ab und zu eine bekannte Figur antrifft, so erkennt man doch eine kräftige und selbständige dichterische Individualität, welche in Schilderung der Natur ebenso groß ist, wie in der Schilderung von Scherz und Ernst des Lebens; und so herzlich wir an manchen Stellen lachen müssen, so wahr ist auch die Rührung, welche der Dichter an anderen in nns erregt. Hoffentlich begegnen wir ihm recht bald wieder. 88.

Gedichte von Detlev Freiherr von Liliencron. Leipzig, W. Friedrich.

Der Verfasser greift seine Probleme aus dem vollen Menschenleben, aus dem harten Kampfe um's Dasein, um die Ideale und um die Wahrheit, Er gaukelt nicht wie ein Schmetterling auf der Oberfläche der Erscheinungen, fondern er dringt tiefer ein und greift derb zu, oft allzu derb, und dieser realistische Zug ist für ihn charakteristisch. Man fühlt den kräftigen Pulsschlag einer gesunden Dichternatur, aber die Phantasie wird nicht immer gezügelt. Liliencron weiß kräftig zu gestalten, aber nicht genügend poetisch abzutönen und abzurunden. In der vorliegenden Sammlung ist gereimte und ungereimte Prosa? nicht Alles hätte gedruckt werden dürfen. Das dichterisch Ausgereifte wird durch Bizarres und Geschmackloses unterbrochen. Doch finden wir noch genug des Schönen, und es verlohnt sich wohl dem Fluge des Dichters zu folgen, 88,

Das Lied von der weiße« LotoS.

Niedergeschrieben von Mabel Coli inS. Uebersetzt aus dem Englischen. Leipzig, Th. Griebens Verlag (L. Fernau). Eine gedankenticfe, symbolische Dichtung, deren allegorische Einkleidung geschickt und effektvoll ist. Leider wird die Wirkung des Werkes durch seine Länge beeinträchtigt, so daß das anfangs sehr lebhafte Interesse des Lesers gegen den Schluß hin bedeutend abnehmen muß. Die Uebersetzung ist im Allgemeinen mit Sorgfalt gearbeitet; doch finden sich unter den fünffüßigen Jamben viele Verse, die einer Feile noch bedürftig sind. O.^V.

unsere Abonnenten!
ie bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd"

können entweder in complet broschirte» oder fein gebundenen Bänden von uns nachbezogen werden, preis pro Band (— 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original>Linband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Ulark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Hriginak - Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand, und stehen solche zu Band I.I (October bis December 1.839), wie auch zu den früheren Bänden I—I. stets zur Verfügung. — Der preis ist nur l, Ulark 50 Vf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Linsendung des Betrages (nebst 50 Vf. für Frankatur) das Gewünschte zu exxediren. Breslau.

Die Verlagsbuchhandlung von ö. öchottlaender.

(Bestellzettel umstehend)

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

Paul Lindau.

Band. — December My. — Heft j53.

lMit eincm Portrai! in Radirnng: ludroig Pfau.)

N?ar es Siebe?

Novelle

Mite Rremnitz.

— Bukarest, —

rauhen schneite es, obgleich der Märzmonat vor der' Thür mar. Drinnen brannte ein Holzfeuer, das aber den großen eleganten Raum nicht genügend erwärmte und nur in seiner nächsten Nähe ein Gefühl der Behaglichkeit aufkommen ließ. Darum mar augenscheinlich das lange Sopha und auch ein runder Tisch, der sonst in der Mitte des Zimmers stand, dicht an den Ofen gerückt. Auf dem Tische brannte eine verhängte Lampe, welche das Gesicht der auf dem Sopha ruhenden Frau im Dunkeln ließ, aber das Buch in ihrer Hand grell beleuchtete. War es Absicht, daß sie sich geschützt hatte, während ihr Gegenüber der ganzen Helle ausgesetzt war?

Dieses Gegenüber, ein blonder Mann, saß auf einem niedrigen Polsterstuhle und blickte gedankenlos durch die geöffnete Ofenthür in's Feuer. Fühlte er durch die schweren Lider hindurch, daß er beobachtet wurde, oder mar er so fern mit seinen Träumereien, daß er die Umgebung vergessen hatte? Sie fragte sich das, und schließlich, als er garnicht aufblickte, sagte sie:

„Haben Sie Heimweh?"

Er wandte sich ihr ruhig zu, wenn auch eine leichte Rothe ihm bis unter die Augen stieg, und entgegnete lächelnd:

„O nein! Ich bin es ja gewohnt, fern von den Meinen zu sein."
„Woran dachten Sie denn?"
„Ich glaube, an nichts."

Es lag etwas Abweisendes in den letzten Worten, und die ruhende Frau, durch lange Hülflosigkeit doppelt empfindlich gemacht, zuckte leise zusammen. Als sie aber dem lächelnden Blick aus blaugrünen Augen begegnete, der noch auf ihr haftete, nahm sie das Gespräch wieder auf.

„Wollen Sie mir etwas aus Jhrein Elternhause erzählen?"

„Was möchten Sie wissen?"

„Alles!"

Dabei lachte sie auf, und wenn sie lachte, schien sie um zehn Jahre jünger. Aber ihre Züge behielten nicht lange diesen Ausdruck, sondern verfielen rasch wieder dem gewohnten Ernst.

„Ich weiß wohl, daß Sie sehr zahlreich zu Hause sind, und darum war mir bange, es würde Ihnen hier zu einsam sein; mir sind zwar nicht immer so still wie in dieser Woche, aber munter ist es nie mehr bei uns!"

Er erwiederte nichts; so fuhr sie fort: „Mir ist das leid, der Kinder wegen; ich hatte immer gehofft, sie würden in einem glücklichen Hause aufwachsen."

Da sie schmieg, so meinte er, ihm schienen beide Kinder sehr glücklich zu sein, besonders der Knabe.

„Gefällt er Ihnen?" fragte sie mit mühsam unterdrücktem Stolze.

Er blickte zur Decke auf, als ob die tanzenden Putten droben ihn besonders interessirten. „O, gewiß — —" entgegnete er.

„Sie stimmen etwas zögernd zu; er gefällt Ihnen wohl nicht, oder nicht ganz?"

„Verzeihen Sie, gnädige Frau, um ein richtiges Urtheil abgeben zu können, bin ich noch zu kurze Zeit hier — er scheint in der That ein kluger und gutherziger Knabe, vielleicht aber"

„Nun, vielleicht?"

Er stockte und schaute zu ihr hinüber, wie um den Ausdruck ihres Gesichts zu erspähen. „Vielleicht merkt man ihm an, daß er hauptsächlich unter Frauen aufwuchs: er ist weich von Gemüth und gar zu leicht gekränkt."

Sie seufzte und legte das Buch, aus dem sie gelesen, in den Schooß: „Sie haben recht; wie sollte der Knabe auch anders sein? Dem Kinde

fehlt der Vater doch unter Ihrer Leitung wird er, hoffe ich, diese

kleinen Fehler, diese mehr mädchenhafte Art verlieren. Ich habe großes Zutrauen zu Ihnen; woher eigentlich, weiß ich nicht, mir kennen uns ja garnicht! Begegnen Sie nun auch mir mit demselben Zutrauen und sprechen wir stets offen und ohne Scheu über Ihre Zöglinge; denn ich gehöre nicht zu den Müttern, welche meinen, ihre Kinder seien reine Engel. Aber jetzt rede ich immer nur von mir und den Meinen, während Sie mir von Ihnen und Ihrem Heim erzählen wollten, nicht wahr?"

„Es ist so schwer, davon zu erzählen, gnädige Frau, denn an meinem Elternhause mar Alles einfach, Alles alltäglich! Mein Vater ein Landgeistlicher, meine Mutter eine vielbeschäftigte Frau — das ganze Hauswesen ruhte auf ihr, die Knechte und Mägde, die vielen Kinder — über dem Ganzen der Druck sehr beschränkter Mittel, oft peinlich beschränkter Mittel — das Alles macht dem Erzähler keine Freude, dem Hörer auch nicht. Aber was schön war, unvergleichlich schön an unserer Kindheit, das läßt sich nicht beschreiben: den Duft einer Blume muß selbst einathmen, wer sich daran freuen will; er läßt sich nicht siriren und übertragen, weder

durch Worte noch durch den Pinsel . . ."

„So waren Sie glücklich zu Hause und haben nur angenehme Erinnerungen an Ihre Kindheit? Ich glaube, das ist selten!,"

„Im Gegentheil, das ist die Regel — in unseren Kreisen wenigstens!"

„Ihre Kreise sind auch die meinen!"

„O nein!"

..Warum nicht?"

„Well Sie im Luxus aufgewachsen sind." „Nun. ich denke, Geld macht nicht den Unterschied, sondern die Bildung!"

„Hauptsächlich Geld," entgegnete er.

Sie betrachtete ihn eine Weile, dann fragte sie lächelnd: „Sie meinen wohl, wenn man Geld hat, dann gebe es keine Sorge, kein Leid mehr?"

„Jedenfalls sehr viel weniger!"

„Und Krankheit und Tod, zählen die nicht?"

„Auch Krankheit kann man sich durch Geld erleichtern; und den Tod können Sie doch nicht zu den Lebenssorgen rechnen?"

„Und das Leid, das Menschen unter einander sich zufügen?"

„Ich verstehe Sie nicht. Wenn mir Einer ein Leid cmthäte, vergölte ich es ihm; aber trauern würde ich nicht darüber!"

„Wenn Sie aber den lieb hätten, der Sie beleidigte?"

„Das würde ich nicht, einen Feind kann man nicht lieb haben!"

„Das ist sehr unchristlich! Sonst aber haben Sie recht: das Schrecklichste auf der Welt ist gewiß Hunger und Elend; aber sie schützen doch, so hoffe ich, vor den Seelenqualen der Reichen."

„Ich möchte wohl wissen, was Seelenqualen sind." erwiderte er mit größerer Lebhaftigkeit. „Sollten es nicht Einbildungen der Reichen sein, die bei etwas Arbeit vergehen würden?"

„Haben Sie nie welche empfunden?"

„Ich? Gewiß nicht! Wie sollte ich?"

Sie sah ihn groß an. „Dann haben Sie nie geliebt!" schwebte ihr auf der Lippe, sie sagte es jedoch nicht. „Aber Ihre Schwestern?" „Auch die nicht, die haben keine Zeit dazu!" „Sind sie alle verheirathet?" „Zwei."

„Und mit wem? Mein Gott," lachte sie, „wie Sie sich die Worte aus dem Munde ziehen lassen!"

Er lachte auch, so daß er die ganze Reihe seiner blitzenden Zähne zeigte. „Es kann Sie ja nicht interessiren, gnädige Frau," antwortete er. Warum aber versuchte er, wenn er der Ueberzeugung mar, trotzdem zu beschreiben und zu malen? Es war ihm ja offenbar nicht allzubehaglich in diesem Gegenüber; er fühlte deutlich jene leise Verlegenheit, die ihn immer befiel, wenn er mit einer Dame redete. Was für Damen kannte er überhaupt? Seit seinem zwölften Jahre hatte er einsam für sich hingelebt, außerhalb jedes Familienkreises, zuerst auf der Schule, dann auf der Universität. Er hatte sich selbst erzogen, in schwerer Arbeit,- ein Wunder, daß er nicht noch unbeholfener war und eckiger, als er wirklich mar oder sich vorkam! Woran er mit den Männern war, pflegte er meist zu wissen, das hatte er gelernt, lernen müssen; aber mit Frauen? Hatte ihn, als Studenten, die Vermietherin vernachlässigt oder übervortheilt, so mar er ausgezogen; mar er mütterlich und sorgsam von ihr behandelt worden, so hatte er es sich gern gefallen lassen, ohne ihr oder etwa ihrer heirathslustigen Tochter näher getreten zu sein. Seine Abende waren verstrichen über Büchern und Heften oder aber in der Rauch- und Bieratmosphäre der Kneipe bei Skat- und Billardspiel, seltener im Parterre des Theaters.

Deshalb fühlte er sich fremd, fast unbehaglich in der neuen Umgebung, in dem eleganten Salon der vornehmen Frau, die so ruhig und überlegen zu ihm hinübersah; er merkte, wie sie ihn, den neuen Hauslehrer, beobachtete, und von Zeit zu Zeit machte eine aufsteigende Blut» welle ihn erröthen bis unter die Haarwurzeln. Und doch sprach er so gern und zum eigenen Erstaunen beinahe fließend zu ihr von seinem Leben und Treiben; stockte er einmal, so half sie ihm wieder ein, öurch eine freundliche Frage, durch eine geistreiche Bemerkung, die er von Frauenlippen nie erwartet hätte. Was er sprach, war eigentlich keine Salonplauderei. Es mar ja der erste Salon, in dem er gesessen — unschwer merkte man in ihm den Menschen, der niemals geplaudert, aber in der Einsamkeit seiner Stube sich laut zu denken gewöhnt hatte. Seine Befangenheit verflog im Verlauf des Abends; was ihm noch nie eingefallen war, sah er jetzt: daß man sich nicht nur mit Büchern, daß man sich auch mit Menschen gut unterhalten könne. Er vergaß, daß er fremd hier mar und blickte wie verzaubert auf die gelähmte Frau, auf das Spiel ihrer wunderbar schlanken, bleichen Finger. Existirte sie wirklich oder mar sie ein Phantasiegeschöpf, das seine Augen in das Halbdunkel des Zimmers hineintrugen? Sicherlich, es mar Alles nur Traum; er lag gewiß noch in seiner kahlen, kalten Studentenflube. Es würde verschwinden, sobald er erwachte, und bleiben nur seine froststeifen Glieder und sein dumpfer Kopf — deshalb nur nicht erwachen; weiter schlafen und träumen und plaudern!

Und auch sie — hatte sie Anfangs ihn reden machen aus Neugierde, fo jetzt aus Interesse. Wie kam sie dazu, vor ihm, dem wildfremden

Menschen, von Dingen zu erzählen, über welche sie sonst kaum mit dem eigenen, verschwiegenen Ich zu sprechen wagte? All die Gedanken, welche in den langen Jahren ihrer Krankheit unter ihrer blassen Stirn sich gejagt und gehetzt hatten — warum sprudelten sie jetzt hervor, wie der Quell, den die Hacke des Bergmanns geweckt und erlöst hat, unaufhaltsam und uneindämmbar?

Die Uhr schlug zehn — und Frau von Wendelow blickte unwillkürlich auf das Zifferblatt; er mißverstand diese Bewegung und erhob sich.

„Ich glaube bemerkt zu haben, daß Sie sich stets so früh zurückziehen?" meinte er zögernd. Sie wußte nicht, ob er den Vormund ergriff, um sich ihrer Gesellschaft zu entziehen. Ihr bangte davor, eines Anderen Freiheit zu beschränken; sie sagte deshalb: „Gute Nacht!" Er nahm die dargereichte Hand, ohne den leisen Druck zu erwidern, verbeugte sich und ging mit regelmäßigen, volltönenden Schritten aus dem Zimmer.

Sie mar nun allein und wollte, wie sie allabendlich that, ihr Tagebuch weiterführen; aber als sie es aufgeschlagen hatte — es lag stets neben ihr — konnte sie den Blick nicht von dem Blatte abwenden. Es war sehr merkwürdig, daß ihr das Herz gar nicht so voll war wie sonst; daß ihr der Seufzer, den sie gestern hineingeschrieben, nur noch in der Erinnerung, nicht im Bewußtsein lebte. Freilicb war ihr auch heute noch unbegreiflich, weswegen sie auf dieser Erde auszuharren habe, sie, deren Lebensinteresse längst erstorben war! Aber brauchte sie deshalb unaufhörlich an dem Unabänderlichen zu rühren? Es mußte so schön sein, wie andere Menschen zu leben, nur dem Augenblick, den kleinen Leiden und Freuden, nicht stets im Bewußtsein aller Tragik des Schicksals!

Sie klappte das Buch zu, sie wollte nicht einmal darin blättern. Sie wußte ja genugsam, was darin stand: ihr ganzes Herz, die große Bitterkeit und die noch größere Liebe, die sie sich vorwarf, weil sie ihr ein Unrecht gegen die eigenen Kinder schien. Ach ja, sie kannte nur zu gut all die Selbstquälereien, die Spitzfindigkeiten ihres Herzens und Kopfes, welche die einzige Abwechselung in ihrem gleichmäßig mit ihren Kindern verbrachten Leben waren. War sie nicht, dem Scheine zum Trotz, eine schlechte Mutter gewesen? Sie hatte immer nur an den Vater gedacht, an ihn, der auch jetzt noch den Inhalt ihres Lebens bildete!

Unterdeß war die Wirthschafterin, das sogenannte Fräulein, eingetreten, die nach verschiedenen Kleinigkeiten für den folgenden Tag fragte

„Wollen gnädige Frau nicht, daß ich Anna rufe? Es ist schon spät."

„Nein," entgegnete die Herrin, „ich bin nicht müde!" Plötzlich aber siel ihr ein, daß sie die Leute ja unnöthig lange aufzubleiben nöthigte.

„Es ist doch recht peinlich, so abhängig zu sein," dachte sie und griff an ihr Bein. „Ich glaubte, mir müßte die Lähmung gleichgültig sein, weil ich wunschlos bin. Der Doctor meinte immer, es könne einmal wieder besser werden, wenn ich nur wolle. Was kann er damit gemeint haben? Jeder möchte doch lieber gesund sein! Herr Mark Nieger schien zwar zu denken, daß ich mir in der Krankenrolle gefiele! Junge Männer werden jetzt dazu erzogen, die Frauen zu verachten, seit Schopenhauer an der Mode ist. Ich werde ihm aber eine bessere Meinung beibringen. Allein wozu? Es ist ja viel besser, wenn wir ungekannt an einander vorbeiziehen! Wenn ich nur wüßte, was hinter diesem angenehmen Aeußeren steckt? Hermann sagte, der stärkste Zug im Menschen sei die Neugierde; es wird wohl Neugierde sein, daß ich immer durch Herrn Rieger's Augen hindurch sehen möchte, während ich mir vorrede, daß es der Kinder wegen wichtig sei, ihn zu ergründen. Er ist drei Tage hier; mir scheint es schon viel länger. Dabei hatte ich heute Abend, als ich so lange mit ihn, sprach, Angst, daß ich es thäte, um mich vor ihm zu zeigen; ein Franzose sagt einmal: Man will die Anderen nicht kennen lernen, sondern von ihnen gekannt sein!' Wer so viel liest wie ich, wird ein Stückmerk fremder Gedanken. Mein Gott, wie gern möchte ich in der Atmosphäre gelebt haben, aus welcher er kommt, in welcher Alles so normal und einfach, nichts unnatürlich ist — in und an mir war stets Alles unnatürlich!"

„Doch nein, ich wollte mich nicht vor ihm zeigen; wirklich nicht, ich habe gar nicht daran gedacht, wie ich ihm erscheinen könnte, nur hat er mich interessirt, wie lange nichts. Warum nur? Mir ist doch sonst die Außenseite der Dinge gleichgültig. Ist es nur die augenerfreuende Form des Mannes, oder —"

Damit schlief sie ein.

Der „neue Hauslehrer" hatte seine Kerze in die Hand genommen, war die Treppe hinaufgestiegen und tappte nun. mit der Unsicherheit eines Fremden durch die Finsternis?, welche das in der Zugluft flackernde Licht fast noch verstärkte, nach seinem Giebelzimmer. Mechanisch zündete er seine Lampe an, blies die Kerze aus und befreite seine Hand von ein paar Wachströpfchen, die darauf gefallen waren; gleichfalls mechanisch öffnete er ein Cigarrenkästchen — er hatte es vorgefunden bei seiner Ankunft und sich darüber gefreut als über eine unerwartete Aufmerksamkeit. Mit der Sorgfalt eines raffinirten Rauchers schnitt er die Spitze der Cigarre ab, entzündete dieselbe und begann, mit starken Schritten auf und abgehend, zu rauchen.

Sein Zimmer hatte nichts Merkwürdiges, und sein Blick ruhte auch nicht auf einem der in ihm vorhandenen Gegenstände, sondern starrte leer in'S Weite, durch die Wände hindurch. Ob er in Gedanken versunken oder gänzlich gedankenlos umhermanderte, war ihm nicht anzumerken.

Es war ein richtiges „Candidaten-Zimmer" in typischer Ausstattung: eher zu groß als zu klein; der Hausrath ein wenig schäbig, umsomchr als die meisten Stücke desselben ein gewisses prätentiöses Aussehen hatten, als ob sie sich besserer Tage erinnerten und nur gezwungen in der Giebelstube auszuharren sich herabließen. Da mar der Schreibtisch, ein geradezu unglaublich mit Tinte beschmiertes Möbel; ferner der krachende und seufzende Schaukelstuhl, welcher in den Tagen seiner Jugend den Glanz schwarzer Lackirung und prunkender Vergoldung besessen zu haben behauptete; an der langen Wand entlang drückten sich einige verlegen aussehende Ledersessel, alle mit einer charakteristischen Vertiefung im Polster; ein Bücherbord, das sich erfolgreich in der Nachahmung des schiefen Thurmes von Pisa versuchte, und schließlich hinter dem durchsichtigen, verschossenen Vorhange, dessen Farbe bei Lampenlicht nicht mehr zu eruiren mar, das Bett.

Der junge Mann rauchte träumerisch weiter und traf dabei feine Vorbereitungen zum Schlafengehen.

Aber bald sah er, daß er sich getäuscht hatte — er war noch nicht müde und konnte nicht einschlafen, so lange sein Geist noch so eingenommen war von der gelähmten Frau.

Ist sie schön? — Nein, nicht eigentlich. Hübsch? — Auch das nicht recht. Aber was in aller Welt fesselte ihn denn so, warum hatte er ihr Bild überall vor sich? Ja, sie war doch schön, nur ganz anders als alle anderen Frauen! Sie mar schön, wenn sie sprach, schön, wenn sie ihn so wunderbar ansah, während er sprach, und schön vor Allem, wenn sie lachte! Ja, sie war schön, trotz ihrer — sollte er sagen dreißig Jahre? Sie imponirte ihm mehr als irgend eine andere Frau, die er bisher gekannt hatte. Er hätte sich überhaupt nicht gedacht, daß eine Frau ihm würde imponiren können, nein, niemals!

Ja, wenn sie nicht gelähmt wäre, wenn sie keine Kinder hätte, wenn er von ihrem Stande wäre und reich und klug — er fuhr auf aus dem Halbschlaf. Die Cigarre war seinen Lippen entfallen, und ein leiser brenzlicher Geruch stieg ihm in die Nase: ja, da mar der kleine geschwärzte Fleck auf dem Leintuch. Er drückte das Feuer des Cigarrenrestes aus und schleuderte ihn in's Zimmer hineini dann suchte er den Faden seiner Gedanken wieder anzuknüpfen, wo er gerissen war. Allein es ging nicht, in seinem Hirne verwirrte sich Alles, er drehte sich auf die andere Seite, und alsbald befiel ihn tiefer, traumloser Schlaf.

Frau Luisa von Wendelow pflegte frühmorgens zu erwachen; dann hatte sie ihre schlimmste Zeit: der Tag sah so grau aus, wenn er so lang vor ihr lag; sie sühlte sich so müde, als könne sie ihn und alle ihm noch folgenden nicht durchleben. Nie kam sie sich so Hülflos vor, als wenn das ermachende Leben ihr all die Pflichten in Erinnerung brachte, welche sie nicht mehr zu erfüllen im Stande mar. Wie ein Alp lag ihr dann die Sorge um ihrer Kinder Erziehung auf der Brust; so auch heute morgen. Gestern Abend war ihr plötzlich so leicht zu Sinn geworden — aber das war ein Traum unter der Lampe gewesen, der im, nüchternen Licht des anbrechenden Tages verflog.

Warum sollte der Mann, dem sie ihre Kinder anvertraut hatte, nun gerade etwas Besonderes sein? Sie besaß ja die leidige Angewohnheit des Idealismus: hatte sie nicht Anfangs selbst das unausstehliche Fräulein Schulz reizend gefunden, welche doch zwei Jahre lang die Kinder geplagt und dem ganzen Hause das Leben verbittert hatte? Durch Fräulein Schulz' Kleinlichkeiten war sie zu dem Entschluß gebracht worden, einen Lehrer zu suchen. Die beschränkte, gezierte Person hatte ihr Töchterchen so eingeschüchtert, daß es die Augen nicht mehr aufzuschlagen wagte; und der Junge mar ganz unbändig geworden, immer mißmuthig und unlustig zur Arbeit. Sie hatten aufgeathmet, als sie dann sich selbst überlassen waren. Herr Rieger sah jedenfalls besser aus als Fräulein Schulz! Frau von Wendelow wurde nun förmlich von einem wehen Gefühl durchzuckt, als sie daran dachte, daß sie nie, wie ihre Tochter, von des Lehrers intelligenten Augen durchschaut, von seinen festen Händen geleitet werden konnte. Denn müde und schwach, wie sie frühmorgens sich fühlte, sehnte sie sich nach einem Halt.

„Hoffentlich haben meine Kinder nicht meinen Charakter," seufzte sie halblaut; aber als sie darüber nachdachte, ob dieselben mit dem Charakter ihres Vaters glücklicher sein würden, ward sie nur noch trüber gestimint

Endlich regte es sich im Hause, die Dienerin trat ein, und die umständliche Toilette begann, während die Kinder von beiden Seiten an die Thür pochten und bald diese, bald jene Auskunft verlangten.

Beinl Frühstück sah Frau von Wendelow den neuen Hausgenossen prüfend an, ob er noch wüßte, was sie gestern Abend Alles geredet; und ob er auch gemerkt, wie schnell sie einander vertraut geworden, — und ob er sich vielleicht darüber gewundert habe? Sein schönes, ruhiges Gesicht sah aber so fremd drein wie am vorigen Morgen, und er hatte augenscheinlich weder an sie noch an die gemeinsame Unterhaltung gedacht. Warum sollte er auch? Ihm schien es vielleicht ganz natürlich, daß sie so lebendig nach so vielem gefragt und ihm so vieles gesagt hatte; für ihn war es vielleicht nichts als eine der Unannehmlichkeiten seiner Stellung, daß er mit der Mutter seiner Zöglinge so und so viel Stunden des Tages Zusammensein und sprechen mußte!

Die Kinder gingen mit dem Lehrer in's Schulzimmer, und sie schrieb Briefe; zuerst an ihren Bruder, der wegen der Gesundheit seiner Frau den Winter in Italien zubrachte. Sie wollte ihm auch über den neuen Lehrer schreiben, unterließ es aber, weil sie meinte, doch noch kein richtiges Urtheil abgeben zu können. Gerade als sie den Brief vollendet hatte, kam Herr Nieger in's Zimmer. Noch nie war er ungerufen zu ihr eingetreten; es mar das erste Mal, daß er es aus eigenem Antrieb that, und sie hatte darüber eine so große Freude, daß sie roth wurde.

„Das Wetter ist heute herrlich," meinte er und blieb an der anderen Seite des Ofens stehen.

„Sind wir so verlegen um ein Gesprächsthema, daß wir zum Wetter greifen müssen?" fragte sie schalkhaft.

„Wie so?" entgegnete er, und ein Lächeln erleuchtete seine kaltfarbenen Augen. „Warum sollte man nicht auch einmal über das Wetter reden?"

„Ich habe leider keine meteorologischen Kenntnisse," meinte sie und betrachtete dabei sein hübsches Gesicht, mährend sie dachte, wie stolz sie als Mutter solch eines jungen Mannes sein würde. Vielleicht ahnte er ihre Gedanken, denn sein Colorit wurde wärmer und in seine Augen kam ein gelbes Licht, über welchem Frau von Wendelom ganz und gar vergaß, weiter zu sprechen.

Da wurde der Arzt gemeldet, und der junne Mann am Ofen entfernte sich wortlos. In der Thür begegneten sich die beiden Männer; der Doctor warf dem Anderen im Vorübergehen einen prüfenden, scharfen Blick zu, den dieser jedoch nicht beachtete.

„Die neue Acquisition?" fragte er nach den ersten Begrüßungen, indem er sich zur Thür umwandte.

„Sie meinen den Lehrer meiner Kinder?" entgegnete sie kühl.

„Wie macht er sich?"

„Darüber läßt sich noch nicht urtheilen," antwortete sie, das Thema abbrechend.

Die Art und Weise der Frage hatte sie offenbar verletzt, so daß sie nicht mehr Lust hatte, dein Doctor mitzutheilen, was sie sich am Morgen ausgedacht, nämlich, daß sie durchaus gesund werden wolle, und daß er das Unmögliche an ihr versuchen müsse.

Sie sagte statt dessen: „Und wie geht es bei Ihnen?"

„O, viele Sorgen, wie immer. Die Aelteste hustet, meine Schwester liegt mit ihrer Migräne schon seit drei Tagen; Sie wissen gar nicht, wie gut Sie es haben, so ein ruhiges, behagliches Haus!"

„O, Doctor," sagte sie verletzt, „ich bin wohl die Letzte, welche Sie beneiden dürften!"

„Warum? Weil Sie einmal Unglück gehabt haben? Aber die meisten Menschen haben mehr als eins!"

Sie schwieg, und er fuhr fort, über sein Haus zu klagen, und griff dann nach seinem Hut.

„Also Alles beim Alten?" fragte er beim Fortgehen.

Sie erwiderte: „Ja," ohne alle die Fragen an ihn zu richten, die sie auf dem Herzen gehabt hatte, und er trat hinaus. Draußen aber mußte er sich eines anderen besonnen haben, denn er wandte sich um und fragte an der Thür das Mädchen, wo der neue Hauslehrer sei? Sie wies ihn in's Schulzimmer. Hier traf ihn der Doctor, wie er auf und abgehend, seinen Schülern ein deutsches Gedicht dictirte. Nachdem er sich ihm vorgestellt hatte, fragte er ihn etwas brüsk: „Könnten Sie den Kindern nicht eine kleine Pause gewähren?"

„Ach ja!" rief Erich und sprang schon auf.

„Wie Sie wünschen," antwortete der junge Mann zögernd.

„Dann vorwärts, Kinder, in den Garten auf eine Viertelstunde," rief der Doctor, nahm ohne weiteres Platz und mies auf einen zweiten Stuhl mit einer so bewußten Herablassung, daß der jüngere Mann, dessen Gesicht

sonst so unbeweglich mar, leise die Augenbrauen zusammenzog.

„Sie sind hier in keiner leichten Stellung," begann der Arzt.

„Ich sind« sie angenehm," entgegnete der Angeredete kühl.

„Weil Sie kaum angekommen sind. Frau von Wendelom ist im Grunde eine ausgezeichnete Frau, aber höchst nervös und reizbar."

Der junge Mann schwieg.

„Darauf nmssen Sie Rücksicht nehmen, sie ist eben krank, oder glaubt es wenigstens zu sein."

Er erwiderte noch immer nichts, obgleich er gern gefragt hätte, was das eigentlich für eine Krankheit märe; aber er wollte dem tactlosen Manne nichts verdanken, nicht einmal eine Aufklärung.

„Sie nimmt immer die Partei der Kinder. Wie hat die frühere Erzieherin, Fräulein Schulz — eine ausgezeichnete Dame, mit der meine Schwester innig befreundet ist — darunter gelitten! Unsertwegen hat dieselbe es zwei Jahre ausgehalten, aber länger ging es eben nicht. Für Sie, einen Mann, ist die Stellung einer nervösen Frau gegenüber allerdings leichter."

„Inwiefern?" fragte er scharf.

„Nun, einem Manne gegenüber sind solche Frauen meist milder."
„Das verstehe ich nicht."

„Er imponirt ihnen mehr. Das mar ja auch das Unglück in dieser Ehe, daß sie sich Alles gefallen ließ; sonst wäre es nie so weit gekommen!"

„Von diesen Dingen weiß ich nichts; und sie gehen mich auch nichts an, da ich mich nicht mit der Mutter, sondern einzig mit den Kindern abzugeben habe."

„Das glauben Sie; aber die Schwierigkeiten 'Ihrer Stellung kommen eben von der Mutter!"

„Nun, ich bin ja nicht gebunden, ich kann jeden Tag mein Bündel schnüren", meinte er leichthin.

„Bei solcher Denkart." siel der Doctor lachend ein, „werden Sie gut durch die Welt kommen — doch ich will nicht länger stören." Er stand auf; aus diesem Menschen war nichts herauszubekommen, wenigstens nicht so schnell. Darum nahm er seinen Hut und ging fort.

Rieger ging noch eine Weile im Zimmer auf und ab, ehe er die Kinder hereinrief. Was konnte der Doctor gewollt haben? Er hatte ein unbehagliches Gefühl, das er sich nicht erklären konnte. Bald aber schlug er es sich aus dem Sinn: was ging ihn Frau v. ‚Wendelom und ihr Arzt, ihre wirkliche oder eingebildete Krankheit weiter an? Er nahm sich vor, hinfort die Abende auf seinem Zimmer zu verbringen und zu arbeiten.

Eine Woche hindurch führte er das wirklich aus, bis sie ihn einmal direct aufforderte, ihr etwas vorzulesen.

„Sie halten mich nicht für unbescheiden?" fragte sie und sah ihn prüfend an. „Sie wollen nicht etwa arbeiten?"

„Ich lerne ja auch hier," entgegnete er ausweichend.

„Bitte," sagte sie roth werdend, „thun Sie mir das nicht an, gegen Ihren Willen bei mir zu bleiben; denken Sie nur, wie mein Stolz bei dein Gedanken leiden würde!"

Dabei traten ihr die Thränen in's Auge.

„Jch bin sehr glücklich, wenn Sie mir gestatten, Sie zu unterhalten!" beeilte er sich zu sagen und nahm einen Band Goethe zur Hand. „Sie erwähnten gestem seine Sprüche — soll ich Ihnen einige vorlesen?"

Er sah sie nicht an, damit sie ihre Thränen schnell verschlucken könnte; als sie ihm aber nicht antwortete, blickte er doch auf. Die ersten Thränen waren über ihre Wangen gerollt, aber schon sammelten sich neue in ihren großen Augen. „Verzeihen Sie mir; aber es ist ja so natürlich, wenn ich überempfindlich bin!"

„Gewiß, es muß schrecklich sein, immer krank dazuliegen."

„O nein, nicht darum! Ich meine, wegen der traurigen Erfahrungen, die ich gemacht habe —"

Er sah sie verblüfft an.

„Hat man es Ihnen denn nicht gesagt, ehe Sie die Stellung in meinem Hause antraten?" „Was denn?"

„Daß ich keine Wittme bin, sondern eine verlassene Frau!"

Sie weinte nicht mehr, sondern sah ihn gespannt an; aber in seinem Gesichte regte sich nichts, er blickte vor sich herunter, und seine Hände spielten mit dem Buche.

„Hatte man es Ihnen wirklich nicht gesagt?" fragte sie noch einmal.

„Nein," antwortete er kurz.

„Unglaublich, nicht wahr?" sagte sie, und ihr Mund zog sich steif und fest über den kleinen Zähnen zusammen. „Unglaublich, daß eine Frau wie ich verlassen werden kann!" Sie lachte höhnisch auf. „Ich hätte es auch nie geglaubt, aber es ist doch wahr!"

Das Lachen mar verschwunden; eine furchtbare Müdigkeit lag auf dem Gesicht, als Nieger sie nach einigen Minuten des Schweigens anblickte. Er wußte nichts zu sagen, und sie schien es auch nicht zu erwarten, denn wieder begann sie, vor sich hin starrend: „Hätten Sie ihn gekannt, so würden Sie begreifen, daß ich daran zu Grunde gehe!"

Plötzlich mußte sein Schweigen ihr auffallend fein. „So sagen Sie doch etwas! Sagen Sie, daß ich nicht zu Grunde gehen darf, der Kinder wegen! Irgend so einen Brocken, den alle Welt mir vorwirft! — Finden Sie denn kein Wort? Stößt es Sie so sehr ab, erscheint es Ihnen unmeiblich, daß ich Ihnen, dem Fremden, dem jungen Manne, mein ganzes Leid vorklage?"

Bei diesen mild herausgestoßenen Worten sah sie so verändert aus, daß er sie wie gebannt betrachten mußte.

„Was soll ich reden über Dinge, die ich nicht verstehe? Ein Mann, der seine Frau verläßt, ist ein Schuft; und wie man an solchem Manne hängen kann, vermag ich nicht zu begreifen!"

„Sie haben ihn eben nicht gekannt," sagte sie weich und leise, ‚^nd ich muß doch auch viel Schuld gehabt haben — seit wie vielen Tagen und Nächten grüble ich darüber nach! Worin lag sie nur? Ich finde sie nicht! Aber sie muß dagewesen sein — auf beiden Seiten!"

„Warum? Wenn der Habicht die Taube frißt, was ist die Schuld der Taube?"

„Das verstehen Sie wirklich nicht," entgegnete sie, „und jedenfalls mar ich keine Taube."

„Erich glaubt aber, daß sein Vater todt ist."

„Das soll er auch," unterbrach sie ihn. „Wenn Sie wüßten, mit welcher Angst ich in den Zügen meiner Kinder suche, ob auch keine Aehnlichkeit darinnen liegt! Wie oft giebt eine Bewegung des Kopfes, eine Intonation der Stimme mir einen Stich in's Herz, weil sie die des Vaters sind — besonders bei meinem Mädchen! Ach Gott, die Natur kann doch nicht so grausam sein und Aehnlichkeiten mit dem Manne schaffen, der kein Verdienst an meinen Kleinen hat, nur die Schuld an ihrem Sein! Giebt es denn Vaterrechte ohne Vatervftichten? Aber nicht wahr," brach sie ab, „welche Nomangeschichte! Nun graut Ihnen vor mir? Sie wären, hätten

Sie das gemußt, nicht in mein Haus gekommen? So sprechen Sie

es doch aus, ich weiß es, ich sehe es an Ihren Augen! Und nun

wissen Sie auch, warum und seit wann ich gelähmt bin!"

Er konnte kein Wort herausbringen, es war ihm wirklich, als ob sie eine Andere geworden märe, als ob sie gar nicht zu seiner Welt gehörte.

„Wie lange sind Sie es?" fragte er schließlich.

„Es sind etwas über drei Jahre vergangen, daß er mich um einer seiner Geliebten willen verließ — er glaubte es ihr schuldig zu sein — eines Bastards wegen," sagte sie kalt.

Mark hätte gern mehr gemußt, aber es war nicht seine Art, zu fragen. So blätterte er in den Goethe'fchen „Sprüchen in Prosa". Er las laut: ‚Der Handelnde ist immer gewissenlos: es hat Niemand Gemissen als der Betrachtende.'

„Das verstehe ich nicht," sagte sie, und seine Art und Weise mar ihr plötzlich ganz verhaßt.

Ihr war, als habe man sie auf offene Wunden getreten. Wie hatte sie sich nur vor dem Manne solche Blößen geben können? Dabei hatte sie das Gefühl, als könne sie jetzt nicht zurück, als müsse sie mehr sagen, als sei es doch nicht möglich, daß er gar kein Interesse für sie hege. Oder war sie nur so erregt, daß sie ihrer selbst wegen sprechen mußte?

„Eine schöne Frau zog ihn immer an — er hatte ja eine Künstlernatur! Ich mar nie schön, obgleich er mich natürlich einmal schön gefunden haben muß: vielleicht war das der Grund, und ich war heftig und meinte, weil wir uns liebten, dürfte ich ihm Alles sagen — verstehen Sie das? Nein, Sie brauchen nichts zu antworten, ich sehe es schon. — Und dann meinte ich, der Mensch könne, was er wolle; er jedoch, er wollte immer Alles, was er irgend konnte, und noch mehr. Das müssen Sie Alles bedenken, wenn Sie den Knaben erziehen," setzte sie hinzu. „Falls er dem Vater ähnlich wird — dann — dannbringe ich ihn um, ihn und mich!"

Sie bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen. Rieger saß da und wußte nicht, wie das Gespräch in ruhigere Bahnen zu lenken sei. War dies dieselbe Frau, die bisher Tag für Tag so ruhig und lächelnd, ihm weit überlegen, mit ihm gesprochen? die mit dem Leben fertig sein, die nur noch für ihre Kinder leben wollte? Wie war das Bild verzerrt, das er sich von der still trauernden Wittwe gemacht! War sie ihm menschlich näher gerückt, nun da er sie in ihrer ganzen leidenschaftlichen Unvollkommenheit gesehen hatte? Er mußte es nicht, er mußte nur, daß er aus der Peinlichkeit befreit sein wollte, sie derart sich gegenüber zu sehen; aber er konnte nicht zuerst sprechen.

„Das heißt man .nervös^ Herr Rieger," sagte sie plötzlich mit veränderter Stimme. „Haben Sie sich die Nerven so vorgestellt?"

„Ich habe mir überhaupt keine Vorstellung von Nerven gemacht," entgegnete er und stand auf.

„Ich schäme mich so, derart mit Ihnen gesprochen zu haben; können Sie mir denn nicht darüber forthelfen? Scheine ich Ihnen verächtlich?" fragte sie leise.

„Nein; aber so furchtbar unglücklich, daß ich wortlos davorstehe."

„Ich danke Ihnen für die Aeußerung, — und nun wollen wir uns für heute trennen. Uebrigens, warum fahren Sie nie in die Stadt? Reizt das Theater Sie nicht? Oder all die Bierpaläste? Ich wollte Ihnen das schon lange sagen. Sie missen, die Pferdebahnen fahren bis spät in die Nacht hier hinaus, und junge Männer bleiben doch eigentlich ungern Abends zu Hause!"

Er verbeugte sich und verließ sie.

Als sie allein war, brach sie zusammen.

„Was ist es nur, das Alles wieder lebendig macht, als ob es gestern geschehen wäre! Ich darf nie wieder den Abend mit ihm allein zubringen; sein Gesicht reizt mich zum Reden, und ich will nicht!"

Mark ging unterdessen in seinem Zimmer auf und ab. Er hatte vergessen, sich seine Cigarre anzuzünden; er dachte nur, daß er den Mann aufsuchen müßte, wo er auch sei in der Welt, und ihn erwürgen.

Es war Sonntag, und Frau von Wendelow hatte mit ihren Kindern Lotto gespielt um Knallbonbons und andere Süßigkeiten. Mark Rieger, der dazu gekommen war, machte der Mutter Abends den Vorwurf, daß sie die Kinder zu sehr verwöhne. Sie aber meinte lachend: „Ich weiß, wie Sie zu der Bemerkung kommen. Der Doctor hat sie auf dem Gemissen."

Da Mark gerade an des Doctors Ausfälle hatte denken müssen, so nickte er halb lächelnd.

„Dabei ist," fuhr sie fort, „fein Vorwurf nur so eine kleine männliche Rache dafür, daß ich jseine Anbetung nicht ermiederte. Und ehrlich gestanden, es märe doch zu viel verlangt gewesen, daß ich mich für ihn hätte begeistern sollen!"

„Warum?" fragte er, um ihr zu widersprechen. „Ich glaube, es ist ein ehrenhafter Mann."

„Aber bei der Liebe kommt es auf Ehrenhaftigkeit meist nicht an! Liebe schert sich nicht uin unsere Einsicht und unseren Willen!"

„Was nennen Sie Willen?"

„Was Jeder so nennt! Bleiben Sie mir mit Ihren philosophischen Spitzfindigkeiten fern! Ich weiß, Sie wollen wieder an unser Tischgespräch anknüpfen; aber ich kann nicht anders — nennen Sie 'es einen Mangel meiner geistigen Organisation — ich kann nicht an der Freiheit des Willens zweifeln."

„Und mein ganzes ethisches System ist auf der Unfreiheit desselben aufgebaut!" entgegnete er.

„Aber ich weiß doch, daß ich oft im Leben etwas hätte thun mögen, was ich nicht gethan habe, weil meine Vernunft stärker mar als mein Wunsch, Trieb, oder wie Sie es sonst nennen!"

„Sehen Sie! Sie konnten also nicht, was Sie wollten; Sie mußten genau so handeln, wie Sie handelten!"

„Es bringt mich aber außer mir, wenn Sie das sagen! Denken Sie sich, jetzt, gerade jetzt hätte ich die allergrößte Lust, eine furchtbare Dummheit zu machen; aber ich mache sie nicht, denn ich darf nicht!"

„Dann haben Sie eben keine Lust!"

Ihr Blick streifte ihn flüchtig; so herausgefordert pflegte sie meist mehr zu sagen, als wahr war. Und doch märe es in diesem Augenblicke Wahrheit gewesen, wenn sie ihm gesagt hätte, sie stände im Begriff, sich in ihn zu verlieben! „Wahrheit ist aber doch nichts Vorübergehendes; und Wahrheit, die nur kurze Zeit Stich hält, ist direct Unwahrheit!" Das flog ihr durch den Sinn, mährend sie den Blick zu ihm zuriicklenkte. War es nur die Wirkung ihrer eigenen Gedanken, daß er ihr plötzlich verändert aussah, oder mar es wirklich? Seine Augen hatten sich mit einem Schleier überzogen, und statt des klaren Strahls flackerte in ihnen ein unsicheres Licht; er vermied augenscheinlich ihren Blick. Hatte er wirklich, mit der Feinfühligkeit seltener Menschen, das Unausgesprochene verstanden?

Dabei wurde es heißer im Zimmer, von Augenblick zu Augenblick.

„Wir wollten, glaub' ich, etwas lesen," meinte sie beklommen, um das peinliche Schweigen zu brechen. Er reichte ihr wortlos ein Heft, das vor ihm gelegen hatte, über den Tisch; sie schlug es aber nicht auf. Es war ein merkwürdiges Wohlgefühl, ein berauschender Zauber in diesem Schweigen, das sie sich nicht fähig fühlte zu brechen — trotz der eigenartigen Angst, die ihr das Blut in den Kopf trieb und die Brust zuschnürte. Warum aber schmieg er? Er hatte doch nicht genau dieselben Empfindungen?

„Ich kann, was ich will," sagte sie plötzlich laut, wie im Aerger; „und ich will nicht lesen!"

„Wir können ja auch reden," meinte er, und seine Stimme, die gleichgültig klingen sollte, hatte etwas Tonloses.

Reden, wenn so viel Unaussprechbares in der Luft lag! Jeder Gegenstand, der ihr durch den Kops flog, war ein brennender. Und doch mußte sie, nicht er, diese Atmosphäre reinigen! Nur Ein erlösendes Wort!»

Da klingelte es. Statt der Freude über diese Störung legte sich eine große Enttäuschung auf ihr Herz. Sie hatte aus jener Stimmung herausgewollt, aber nun schien es ihr, als habe sie einen Augenblick des Glücks nicht ausgenossen!

Doch es kam kein Besuch; der Diener legte die Zeitung, welche eben abgegeben mar, auf den Nebentisch.

„Wollen Sie lesen?" fragte sie und reichte ihrem Gegenüber das Blatt.

„Die Depeschen über Bulgarien möchte ich mir ansehen," entgegnete er zu ihrer großen Enttäuschung.

Nachdem er schnell das Gesuchte durchflogen und die Zeitung vor sich hingelegt hatte, wie sie vorhin das Heft, fragte er: „Jnteressirt es Sie nicht?"

„Nein, nicht mehr! Früher versuchte ich noch mit meinen Nebenmenschen mitzufühlen; es sind mir aber zu viele geworden, mein Herzschlag reicht nicht mehr aus."

„Meinen Sie, daß sich die Menschheit in den letzten Jahren so abnonn vermehrt hat?" sragie er lächelnd.

„Das nicht, aber mein Herzschlag hat sich vermindert, ich habe mich egoistisch in mich selbst eingesponnen, ein Zeichen des Alters!"

„Meistens ist die Jugend selbstsüchtiger als das Alter."

„Dann ist es vielleicht der Rest Jugend in mir. Ich rede so gern

Nord und Siit„ lll„ I,',z, 2t

von meinem Alter, weil ich selbst noch kein Gefühl davon habe — übrigens erst seitdem Sie bei mir sind; vorher kam ich mir immer noch jung vor, da ich nur mit viel Aelteren verkehrte. — Ja," sagte sie, wie zu sich selbst, „ich begreife eigentlich gar nicht, wie ich überhaupt dazu komme, mich mit Ihnen zu messen, zu vergleichen? Man vergleicht doch nur Gleichartiges."

„Es ist eigentlich keine Schmeichelei für mich, daß Sie uns für so verschieden erklären!"

„Und doch beabsichtigte ich eine solche. Ich stelle Sie weit über mich; ja, die Freude, die ich an Ihrer Gesellschaft habe, würde aufhören, sobald ich das nicht könnte! Es war mir immer Bedürfnis;, zu Anderen aufzublicken,' und da ich keine Götter mehr vorfand — ich bin zu spät geboren, unter Epigonen — so machte ich sie mir selbst. Man sieht ja immer nur im Anderen, was die eigene Natur verlangt, wodurch sie sich ergänzt; und da der meinen viel fehlte, so mußte ich mir viele Götter machen. Sehen Sic Mark, oeshalb verstehe ich die Anderen so gut, und obgleich ich bin, was man eine sittenstrenge Frau nennt, so verstehe ich selbst diejenigen, auf welche man sonst herabzublicken pflegt. Dies ewige Suchen und sich im Suchen Verlieren ist nichts Kleines, es ist eins der besten Erbtheile der Menschennatur in ihrer ursprünglichen Anlage, es ist der Ausgang alles unseres Könnens und Wissens! Wie weit sich das Individuum dabei verliert, ist der Natur sehr gleichgültig! Aber ich halte Ihnen einen etwas verwirrten Vortrag, der eigentlich gar nicht in unser Gespräch paßt — wie kam ich nur dazu? Ach, ja, ich wollte Ihnen sagen, warum ich Sie über mich setze: Weil Sie rein sind, und ich schon durch so viel Schlamm gezogen worden bin!"

Er schwieg; aber dunkle Röthe zog ihm bis in das seidige, sast farblos helle Haar. Sic folgte der Blutmelle mit den Augen und erröthete dann auch.

„Als wir einmal von der Männerwelt im Allgemeinen sprachen, und Sie meinten, es gäbe Männer, die zu viel auf sich hielten, um sich je wegwerfen zu können," fuhr sie fort und sah mit den Augen an der Wand entlang, als wollte sie dieselbe mit dem Blick glätten und all die Bilder von ihr abstreifen; „da habe ich das Mädchen beneidet, das einst Ihre Frau werden wird — so beneidet, daß ich es schmerzhaft wie einen Stich in die Brust fühlte. — Ich war ja im Leben meines Mannes doch nurdieso und

so Vielte, weder die Erste noch die Letzte! Jetzt wollen mir uns aber

Thee bringen lassen," setzte sie hinzu, „und nicht mehr schmatzen! Es hat ja eigentlich das Alles keinen Werth, oder nur für so eine sentimentale Kranke, die mit der Blendlaterne plötzlich ein Stück Leben beleuchtet und sich einbildet, daß all das Andere, weil es gerade im Dunkel liegt, überhaupt nicht da sei. — Hat eigentlich die Liebe Wichtigkeit im Leben oder nicht? Ist sie wirklich die Are, um die sich die alte Welt dreht, oder haben die Anderen recht, die in ihr nur jene tat» m«rS«,ua erblicken wollen, jenes Trugbild, hinter dem die Natur ihre dunkelen Zwecke verbirgt? Sie verstehen mich doch? — Wenn ich von Liebe spreche, meine ich, wie wir Frauen meistens, nur die geistige Liebe, welche an dem rohen Körperlichen ersterben würde, welche nichts mit Schopenhauers FortvflanzungsIdeen zu thun hat; die Liebe, deren äußerste Verirdischung ein im Sterben gegebener Kuß wäre — etwas, worüber der gröbere Mann lacht, bis er selbst es einmal empfindet; die Liebe, welche keines Körperlichen zu ihrer Bethätigung bedarf, da sie aus einer anderen Sphäre hinüberleuchtet in diese rohere Welt der Erscheinungen! Sie lachen schon? Selbst Sie — den ich eben noch reiner als mich genannt? Nehmen Sie sich in Acht, daß ich Sie nicht zu den Männern werfe!"

„Werfen Sie mich zu ihnen, das wäre nur richtig!" meinte er. „Und was Liebe bedeutet, ob sie etwas bedeutet, fragen Sie nicht mich; ich habe sie nie erfahren!"

„Wirklich nicht? In keiner Form?"

„Nein, in keiner!" erwiderte er.

Doch sie hielt es für eine Nothlüge: wie konnte man aber auch Fragen stellen, auf die man doch keine aufrichtige Antwort bekam? Das war wieder einer ihrer unausstehlichen Frauenzüge, die sie ablegen mußte! Hatte er nicht erst kürzlich gesagt, derartiges verheimliche man feiner eigenen Mutter, seiner Schwester, seinem Bruder, Allen! Er mar gewiß verlobt!

Ihre Gedanken flogen hinüber in seine nordische Heimat, und ihr mar, als sähe sie hinter den kleinen Scheiben eines alten Patricierhauses ein rundes Gesichtchen, welches mit seinen großen Kinderaugen über dem reizenden Stumpfnäschen weg sehnend in die Feme schaute. Ja, das war „Sie", und der ganze Duft des Nordens lag auf ihr. — Wie jedesmal, wenn sie ihren Willen nicht durchsetzen konnte, hatte sie auch damals die kleine Faust geballt und ganz ungehörig mit den Füßchen gestampft, als Mark in die Ferne gezogen war und ihr geschrieben hatte, warum. Sie sah es nicht ein, daß ihr Geld zwischen ihnen stehen sollte, sie mar doch weit stolzer auf ihn gewesen als auf ihre Thaler? Ja, sie würde auf ihn warten, und endlich würden sie getraut werden in dem Dome mit der schönen Holzschnitzerei, von der er kürzlich gesprochen, und die Poesie erster Liebe und junger Ehe würde ihn der Erde entrücken! —

Auf wie lange? — Das fragte sich die Frau, deren Augen jetzt nur noch träumerisch auf ihm ruhten. O, nicht auf lange! Die entsetzliche Prosa des Lebens, der entnüchternden Täglichkeit würde den Zauber verschlingen. Nachher, nach einigen Jahren, würde er ein glücklicher Familienvater sein, wie Hunderttausende. ' Das Maikraut ist nur duftig, ehe es zur Blüthe kommt; aus den reizvollen Heckenrosen reifen Hagebutten! Aber dem Lauf der Entwickelung kann Keiner entgehen, und Entwickelung ist nicht immer Vervollkommnung. Wie schade, wie jammerschade! Auch er mußte das Alles durchmachen, wie jeder Andere. Er sehnte sich ja nach der abstumpfenden Behäbigkeit des Lebens, er glaubte nicht, daß das wahre Leben dort aufhört, wo so Viele meinen, daß es begänne!

Warum hatte es aber für sie nicht aufgehört? Warum hatte ihr die Prosa des Täglichen das Herz nie ausfüllen können; warum meinte sie, daß nur sie allein an der Quelle des Emigen getrunken habe?

„Sie sind müde," unterbrach er plötzlich ihren Gedankengang und stand auf. Sie entgegnete nichts, und er ging fort. Nun träumte sie weiter.

Sie mußte wohl, warum sie eine so gute Meinung von sich hegte — weil Er, der ebenso Gehaßte wie einst Geliebte, sie von ihr gehegt hatte. Und jetzt, wo sie allein war, wo vor dem nüchternen Bilde, das sie sich von Marks Zukunft gemacht, die ganze unreale Poesie des Gefühls verraucht mar, welches heute Abend zwischen ihm und ihr emporgestiegen mar, jetzt dachte sie zum ersten Male wieder mit Haß an den Mann, an dessen unwandelbare Liebe sie einst geglaubt, und der doch nach ihr Anderen gehört, der in ihrem Arm von Anderen geträumt und der sie verrathen und verlassen hatte! Ja, mit ihm hatte es für sie keine Prosa gegeben, sein Zauber war bis zur letzten Stunde unvermindert geblieben — aber wohl darum hatte die Dauer gefehlt!

„Weshalb bin ich hier iminer so müde?" fragte sich Mark am nächsten Morgen, als er den wirren blonden Kopf in das eiskalte Wasser getaucht hatte, um seine brennenden Augen zu kühlen. „Weshalb? Doch wohl, weil ich hier schlecht schlafe! — Aber weshalb schlafe ich nicht wie sonst und anderswo?"

Er beendete seine Toilette und begab sich in's Frühstückszimmer, durch welches sein suchender Blick hastig glitt, um etwas enttäuscht an seinen beiden Zöglingen haften zu bleiben. Diese hatten auf ihren Lehrer gewartet, um mit ihm gemeinschaftlich frühstücken zu können. Jetzt erhoben sie sich, gaben ihm die Hand und wünschten ihm guten Morgen.

„Guten Morgen, Kinder!" antwortete Mark, etwas zerstreut und wie von oben herab — er kam sich ganz neuerdings so unendlich viel älter vor als sie. „Eure Frau Mama schläft wohl noch?" begann er, sich auf seinen Stuhl setzend, aber die Augen und Ohren nach der Thür gerichtet, ob er nicht das Knarren des Rollstuhles vernähme, aus dem die Kranke sich gewöhnlich an den gemeinsamen Frühstückstisch schieben ließ.

»Ja, Herr Rieger," sagte Käthchen, denn Erich hatte bereits den Mund zu voll, um antworten zu können.

„Ich guckte eben in Mama's Zimmer hinein; sie rührte sich noch nicht, sie schläft oft Morgens noch einmal ein, wenn die Nacht schlecht war."

„Natürlich!" sagte Mark; schweigend trank er seinen Kaffee und stand auf, um in's Schulzimmer zu gehen.

Wie angenehm wann war es dort sckon; die Sonne blickte gerade mit ihren ersten Strahlen durch's Fenster, und draußen, im Garten hinler dem Hause, zeigten sich nur noch unter den Sträuchern und Hecken Spuren des vergänglichen Märzschnees. Mark trat an's Fenster, blickte scharf auf das an der Außenseite befestigte Thermometer, nachdem er sein Auge zuvor in die richtige Höhenlage gebracht — aber er that es nur aus Gewohnheit, er sah gar nicht, daß der Endpunkt des Quecksilberfädchens auf 5« über Null stand. Er gähnte, fuhr sich mit der Hand durch die Haare und fragte: „Was haben wir heute Morgen?"

Diesmal mar es der Junge, welcher antwortete; das Madchen schaute gespannt zum Hauslehrer hinüber, für den sie extra eine halbe Stunde früher aufgestanden und in den Garten hinaus gehuscht mar. Unter dem Schnee, in der Ecke hinten am Hagebuchenzaun, mußte sie die ersten Schneeglöcklein: die hatte sie für ihn gebrochen, in ein niedliches Sträußlein zusammengebunden und auf seinen Platz hingelegt — und nun — nun hatte er sie nicht einmal angesehen! —

„Zuerst haben mir Rechnen," hatte Erich auf die Frage Marks erwidert.

„Aber Erich, wie kannst Du so etwas sagen?" rief Käthchen, ohne auf das Winken ihres etwas ängstlich aussehenden Bruders zu achten. „Du weißt doch, daß wir am Montag Morgen zuerst immer Religion haben!"

Der Knabe ward roth und schwieg. „Deine Schwester hat recht! — Nun Erich, fange Du an!

Und Erich fing mit beklommenen, Herzen und unsicherer Stimme an, den dritten Artikel Herzufagen, mechanisch und ohne Rücksicht auf den Sinn, wie Kinder meistens thun. Als er aber an's: „Was ist das?" kam, verwickelte er sich, gerieth in eine falsche Reihe, merkte es, begann von Neuem, wurde wieder fest, und schließlich, zumal da er das Auge des Lehrers auf sich gerichtet wußte, schwieg er in absoluter Verwirrung.

„Nun Erich?"

Er sah halb trotzig auf. „Aber Fräulein Schulz half uns immer beim Aufsagen — sie sagte uns immer ein Wort — — — bei ihr brauchten wir es nicht besser zu missen"

„Aber bei mir!" sagte Mark, und sein Auge war so finster, daß der Junge die trotzige Miene so schnell wie möglich wieder aufgab; er hatte am Sonnabend überhaupt nicht gearbeitet, sondern den ganzen Nachmittag gespielt.

„Käthchen, zeig' Deinem Bruder einmal, wie man lernen muß! Das Mädchen erröthete vor Stolz und Vergnügen und sagte ihr Pensum ohne Fehler und Anstoß auf. Die Stunde nahm ihren Fortgang: Käthchen mußte die Fragen immer richtig zu beantworten. Erich fast nie; ihr frisches kleines Kindergesicht strahlte vor Eifer und Vergnügen, und die Religionsstunde ging ihr viel zu früh zu Ende.

Dann kam das Rechnen an die Reihe. Mark begnügte sich damit, die hin und, wieder an ihn gerichteten Fragen zu beantworten, und schritt für's Uebrige langsam auf und ab, achtlos die Schneeglocklein in der Linken drehend und hin und wieder gähnend. Ja, es mar zweifellos, das Unterrichten machte ihm nicht mehr das Vergnügen wie in den ersten Tagen. Morgens, wenn er aufstand, lag der Vormittags vor ihm wie eine weite, langweilige Ebene, ohne Baum und Strauch und Haus, und mit bleiernen Wolken drüber; er durchwanderte diese Ebene, weil er eben mußte, weil es sein Geschäft war und weil — ja, weil auf den Tag der Abend folgte, der Abend, den er am Ruhebett jener kranken Frau zubringen durfte! Er lebte nur für diesen Abend — und doch, was hatte er eigentlich davon? Hätte er nicht noch vor wenigen Wochen solches Leben für entsetzlich langmeilig und öde gehalten? Hatte ihm nicht gegraust vor der Aussicht, den Tag mit geisttödtendem, halbem Müßiggang zubringen zu müssen? Sicherlich; nur in dem Wunsche seine zwar kleinen, aber ihn doch drückenden Schulden los zu werden, hatte er die ihm dargebotene Stellung angenommen. Die Abende, das war sein tröstender Gedanke gewesen, die Abende würden doch sein bleiben, die würde er verwenden zu seinen Lieblingsstudien oder zu seiner Zerstreuung. Ja, das war anders gekommen. Noch stand seine Bücherkiste unausgepackt da, noch mar er keinen Abend ausgegangen, obwohl er die große Stadt Wien, deren Lichterglanz durch die Dunkelheit bis zur Villa herüberschien, noch so gut wie gar nicht kannte, und obwohl dort Vergnügen und Anrüsement so leicht zu beschaffen waren.

Er lachte plötzlich leise vor sich hin, so daß feine beiden Schüler ihn verwundert anschauten. Er dachte: Jene wunderbare Frau, die so eifrig die Freiheit des menschlichen Willens zu vertheidigen unternahm, wie würd? die mit einein Mal seiner ganz entgegengesetzten Ansicht beipflichten, wenn sie ahnen könnte, wie er unter ihrem Zauber gebannt und gefesselt lag, unfähig, sich davon loszumachen oder nur an irgend etwas Anderes zu denken als an sie, allein an sie! Aber gerade das durfte er ihr ja nicht sagen. „Mein einziger Trost ist," dachte er bei sich, „daß sie nicht ungestraft solche Tyrannei über mich aufrichten kann. Wirkung und Gegenwirkung sind gleich — in ihrer ganzen starken Eigenliebe lacht sie darüber, daß Jemand auf sie sollte Einfluß gewinnen können, ohne oder gar gegen ihren Willen — sie entflieht dem Verhängniß so wenig wie ich — aber was will dieses mit uns beiden, was hat es vor? Ver> liebt bin ich nicht, das weiß ich; es ist nur, als hätte sie mich hypnotisirt. Ich höre sie zu mir sprechen wie aus weiter, weiter Ferne, ich sehe sie wie durch eine Wolke hindurch und ich lasse sie ruhig sprechen — sie ist so schön, wenn sie spricht! Soll ich aber, um irgend ein armseliges Wort zu sagen, auch einmal den Mund öffnen, dann muß ich mich gewaltsam dazu aufraffen; und daß es albern ist, was ich rede, ist nicht meine Schulde sie hat es zu verantworten, sie holt die Worte aus mir hervor. — Wenn ich nur müßte, was sie will? Fast kommt sie mir vor, diese gelähmte Frau, wie die Spinne im Netz, die auf ihr Opfer wartet. Es soll ja Frauen geben, die mit ihrer dämonischen Macht die Männer an sich locken, um mit ihnen zu spielen und ihnen das Herzblut auszusaugen, oder ihnen wenigstens tief in's Herz, in's innerste Selbst zu schauen und jede Faser ihres Wesens zu zerpflücken. Dann, wenn ihre Neugierde zufriedengestellt, ihre Langeweile für eine Zeitlang zerstreut morden, dann ist auch ihr Interesse verflogen, dann werfen sie uns dahin, wohin sie unsere Vorgänger bereits geworfen, in's Nichts. Sollte sie von diesen Frauen eine sein? Gott weiß! Aber bald werde ich's ja sehen. Und was dann? Unter demselben Dache mit ihr leben und sie nicht mehr sehen, sie nicht mehr sprechen hören, das hielte ich nicht aus, ich schnürte mein Bündel und ginge. — Dieser Doctor muß sie geliebt haben, darum beobachtet er sie so sonderbar, und auch mir warf er gestern so unverschämt forschende Blicke zu, daß mir das Blut zu Kopf stieg. — Die dreiste Vertraulichkeit, mit der er ihr die Hand küßte! Ich weiß wohl, das ist österreichische Sitte und bedeutet weiter nichts — ich habe noch keiner Frau die Hand geküßt in meinem Leben, aber ihr möchte ich sie küssen — nur daß es mir etwas anderes wäre als bloße Höflichkeit und Unterthnnigkeitsform — von der Hand zum Munde ist ja kein weiter Weg!"

Sie lag währenddessen noch im Bett-, sie dachte an ihn und sprach mit ihm. Wohl wußte sie, daß sie nur aufzustehen brauchte, um wirklich mit ihm zusammen zu fein; aber sie konnte sich nicht von seinem Bilde losreißen, das ihrer Einbildungskraft feine Scheinexistenz verdankte. Dabei ging sie mit sich in's Gericht. Was wollte sie, und was that und fühlte sie? Hatte sie schon einmal in ihrem Leben Aehnliches gefühlt? — Natürlich mar es ihr erster Impuls, Nein zu sagen. Aber vielleicht war das acute Gefühl ein so ganz anderes als das nur in der Erinnerung lebende, und sie wollte sehr streng gegen sich sein. Konnte sich das, was jetzt ihr Herz beschäftigte, auch nur vergleichen lassen mit dem Gefühl, welches sie einst für ihren Mann gehegt? Jahre lang hatte sie an seiner Seite in der sogenannten großen Welt gelebt, und sie leugnete es nicht, oft hatte es ihr Freude gemacht, wenn sie Männern gefiel — freilich nicht etwa aus Gefallsucht und Eitelkeit, nur seinetwegen, um seiner würdiger zu erscheinen, denn ihr Herz hatte ihm ganz ungetheilt gehört.

Seitdem aber das Unglück in seiner ganzen Schwere sie heimgesucht hatte, glaubte sie in quälerischer Selbstreflexion ihr ganzes individuelles Sein erstorben — nicht für sich, nur noch für ihre Kinder hätte sie fortan zu leben! Und das sollte nun ein Jrrthum gewesen sein?

Er selbst, über den sie zu Grunde gegangen, er selbst mar es gewesen, der ihr stets gesagt, sie habe noch nie geliebt, immer nur sich lieben lassen. Sie hatte dazu gelacht und sich gewundert, was er wohl meinen könnte? Und sollte ihr am Ende jetzt das klar werden, was sie früher nie verstanden, sollte sie jetzt, wo sie sich nicht mehr jung nennen durfte, wo sie seit Jahren schon nur für ihr heranwachsendes Mädchen noch geträuint hatte, dem Zauber jener fremdartigen Macht verfallen, sich unter ihre Herrschaft begeben?

Es mar ja nicht möglich! Und wer war es, mit dem sie jenen erdentrückenden Traum träumen sollte? Ein Mann, jünger als sie, indem sie nur einen älteren Bruder ihres Knaben zu sehen geglaubt hatte! Eine förmliche Angst packte sie. Doch vielleicht beschmor sie die Gefahr für sich, nur dadurch herauf, daß sie sich vor ihr ängstigte? Und wovor fürchtete sie sich im Grunde? Vor Leid und Qual? Kannte sie deren nicht schon genug? War nicht durch sie ihr ganzes Herz durchfurcht? Gab es nicht auch Glückseligkeiten in diesem Gefühl, die sie jetzt schon ahnte? War es nicht eine Wonne, so ganz stille dazuliegen und an ihn zu denken, zu denken, wie sein Lachen ihm sonnig das Gesicht erhellte, und das? ne nur sich zu erheben brauchte, um ihn zu sehen? Ja, sie konnte sich vorstellen, daß sie ihm leise mit der Hand über die Haare führe, und sie durfte sogar in Gedanken ganz verstohlen seinen rothen Kindermund mit ihren Lippen streifen, ganz sachte, so daß er es gar nicht merkte. Das durfte sie; gerade, weil es nie geschehen würde. Dazu mar ja ihr Wille da, den er nicht anerkennen wollte, weil er dessen Macht nicht ahnte! Vor einer Aeußerung ihres Gefühls fürchtete sie sich nicht, nein, an Selbstbeherrschung hatte es ihr ja nie gefehlt! — Und wenn sie so geistig mit ihm lebte, ohne daß er es ahnte, wenn sie sich ein Glück stahl, indem sie sich vorstellte, es märe ihr eigen — doch nein, schon das war ein Raub! Nein, sie, die nicht nach dem Thun, sondern nach dem Decken die Menschen beurtheilte, sie durfte nicht einer Gedankensünde nachhängen.

Sie war dunkelroth geworden; diese Träume mußte sie von sich abschütteln! Sie klingelte, sie wollte sich anziehen lassen. Als aber ihr Mädchen kam, schickte sie es wieder fort: schon seit einigen Tagen hatte sie daran gedacht, einmal einen Schritt allein zu gehen; sie wollte den Versuch machen und mar überzeugt, daß er gelingen würde, wenn Mark sie stützte — sollte nicht vielleicht die bloße Vorstellung, daß er ihr seinen Arm reichte, helfen können? War ihr doch jedesmal, wenn er ihr die Hand gab, zu Muth gewesen, als könnte sie an dieser Hand sich aufrichten und wandeln, als gäbe es etwas von dem magnetischen Einfluß, an den sie doch nicht glauben mochte! Auch die verlachte Jägersche Geruchstheorie fiel ihr immer in seiner Nähe ein; ihr mar, als ob sie auch durch die Nasenflügel Kraft von ihm söge, wenn er ihr gegenüber saß! Er mar so gesund und stark, sie so leidend und zart — mar es nicht einfach natürlich?

Sie setzte ihre Füge auf und hielt sich mit beiden Händen fest; aber der Muth, sich aufzurichten, wollte nicht kommen. Noch saß sie auf ihrem Bett. „Ich kann doch, was ich will!" murmelte sie vor sich hin und erhob sich, in demselben Augenblicke aber stürzte sie auch zusammen, so daß sie ohnmächtig dalag, als das Mädchen wiederkam. Mit Hilfe des schnell herbeigerufenen Fräuleins brachte sie ihre Herrin in's Bett zurück.

5 *

5

Mark, der inzwischen seine Stunden beendet hatte, stand am Fenster und blickte hinaus. Als er den Arzt anfahren sah, ging er eiligst in den Garten hinaus, wo die Kinder spielten, um dem neugierigen Manne auszuweichen. Weder er noch die Kinder, mit denen er Springübungen machte, fanden in dem Kommen desselben etwas Sonderliches; erst als sie beim Frühstück nur drei Couverts gelegt sahen, wunderten sie sich. Käthchen stürzte hinaus in die Küche, um zu fragen, was geschehen, und kam mit der Nachricht wieder, Mama dürfte Niemand sehen und in den nächsten Tagen auch nicht aufstehen!

Trübe begannen sie ihr Mahl. Mark fühlte eine unerklärliche, sonderbare Angst, wie noch nie im Leben, ihm wurde heiß und kalt, und er begriff nicht, wie die Kinder gleich nach der Suppe schon wieder schmatzen und lachen konnten! Er hatte nie kranke Leute gesehen, wenigstens so weit er sich erinnerte, und jede Krankheit war ihm gleich mit dem Tode verwandt. Gut, daß der Nachmittag wieder Stunden und damit Arbeit brachte, sonst wäre er ihm gar nicht vergangen. Als er Abends auf seinein Zimnier saß, brachte ihm die Jungfer unerwartet ein offenes Briefchen. Verwundert betrachtete er es, ehe er es las; es enthielt nichts als: „Wollen Sie mir nicht ein wenig Gesellschaft leisten?"

Anfangs verstand er nicht, woher es kam; dann aber fragte er hastig: „Wo ist denn die gnädige Frau?"

„Im Salon; sie ist eben aufgestanden — der Doctor hat's verboten, aber sie wollte nicht hören."

Er antwortete nicht, sondern stand auf und ging.

Als er in den Salon trat, sagte sie: „Nur für Sie bin ich aufgestanden, denn mir mar. als müßte ich Sie sprechen; in meinem Schlafzimmer darf ich Sie doch nicht empfangen!",

Sie hielt seine Hand fest, während er nichts zu entgegnen wußte als: „Geht es Ihnen wirklich bester? Sind Sie nicht sehr krank?"

„Wissen Sie, was ich gethan habe — aber nun setzen Sie sich erst! ^ ich habe zu gehen versucht, und es ging nicht." Sie lachte leise auf.

Er schwieg. „Und missen Sie auch, warum ich zu gehen versuchte?"

Er schüttelte den Kopf und sah sie träumerisch an. Sie war auch schön anzusehen: über dem glänzenden schwarzen Haar trug sie ein weißes Spitzenhäubchen mit kleinen rosa Schleifen, und der weiße KaschmirMorgenrock, der einen so hohen Kragen hatte, daß der Kopf halb darin stak, kleidete sie ganz besonders gut. Sie sah gar nicht so bleich und leidend aus wie sonst.

„Ja, weil — weil — eigentlich sind Sie daran schuld, — weil ich mir einbildete, Sie würden an die Macht meines Willens glauben, wenn ich plötzlich gehen könnte."

„Ich glaube auch so daran," erwiderte er leise und tonlos, „wenn auch in anderein Sinne als Sie —"

Sie verstand ihn nicht ganz, aber sie nahm feine Hand und mag an ihr die eigene, fast ohne zu wissen, was sie that; plötzlich jedoch wurde sie roth und ließ seine Hand wieder fallen.

„Wissen Sie, wie mein Mann mich immer nannte?" fragte sie. Er schüttelte den Kopf.

„Jsa! Finden Sie das hübsch? Ich wünschte, daß Sie einmal Jsa sagten!"

Er that es, und Beide schmiegen einen Augenblick.

„Ich glaube, ich könnte gehen, wenn Sie mir hülfen," begann sie wieder. Sie hatte ihre Selbstbeherrschung verloren: sie mußte gar nicht mehr, was sie sagte und that; der Rausch, in den seine Nähe sie versetz! hatte, machte sie willenlos, sie konnte sich seinem Einflüsse nicht entziehen. Hätte er, wie es jeder Andere gethan haben würde, ein Wort, eine Bewegung des Entgegenkommens gemacht, der Rausch märe verflogen; so aber, wo sie um jedes Wort von ihm erst werben mutzte, mar der Wunsch, ihm von Liebe zu sprechen, stärker in ihr als alle Ueberlegung. Bald hatte sie nur noch ein dumpfes Bewußtsein davon, daß sie etwas Hochs:

Eigenthümliches empfand, daß dieser nicht zurückzudrängende Trieb, ihn anzurühren, Liebe sei; daran, daß er dasselbe empfände, zweifelte sie keinen Augenblick. Wie aber konnte das so urplötzlich in ihr geworden sein?

„Wollen Sie mir gehen helfen?" fragte sie noch einmal. Er sprang auf, umschlang sie und hob sie aus dem Rollstuhl — sie stand, fest an ihn gelehnt, denn er hielt ihre Schultern noch umfangen; sie wandte sich ein wenig mehr ihin zu und küßte ihn auf die Wange.

„Ich danke Ihnen," flüsterte sie.

„Ich hätte nicht gedacht, daß Sie so groß sind," murmelte er besangen.

„Sehen Sie, an Sie gelehnt kann ich stehen und" — sie niachte einige Schritte, er folgte ihr — „auch gehen!" Dann aber fetzte sie sich schnell, ihr ward schwindelig.

„Wissen Sie, was das ist?" fragte sie ihn, mit zurückgelehntem Kopf zu ihm aufschauend. Wieder nickte er nur wortlos.

„Das ist Liebe," sagte sie. „Hätten Sie sich die so schön gedacht?"

„Nein, Jsa," flüsterte er und kniete neben ihr nieder. —

Sie wußte weiter gar nichts die ganze Nacht, als daß er „Nein, Im" gesagt und neben ihr gekniet hatte. Gleich darauf mar die Jungfer eingetreten, aber er halte doch „Jsa" gesagt! Wie hatte es geklungen? Sie wiederholte es sich. Und wie mar es gewesen, als er sie umfangen und mit seinem mächtigen Arm aus dem Stuhl gehoben hatte? Mit geschlossenen Augen konnte sie sich das Gefühl zurückrufen. Wunderbar! — Aber nicht er hatte sie geküßt, sondern sie ihn — ob er es wohl morgen thun würde? Er hatte gewiß noch nie eine Frau geküßt! Womit sollte sie es nur verdienen, daß sie seine erste Liebe war? Er hatte es zwar nicht gesagt, aber sie wußte es, daß er sie liebte. Es konnte ja nicht anders sein, sie liebten sich, als ob sie Beide Kinder mären, welche die Liebe erst erfunden hätten; es hatte noch Niemand vorher so lieben können — und damit schlief sie ein.

Er nicht! Lange durchmaß er hin und her wandernd sein Giebelzimmer, dann warf er /ich schwer in den Schaukelstuhl. Und als er auch hier keine Ruhe fand, legte er sich, den Kopf auf die Arme gestützt, in die Fensterbrüstung. Draußen wehte kalte Frühlingsluft — er fühlte es nicht, ihm mar siedend heiß.

Was sollte nun werden? Keinen Augenblick kam es ihm in den Sinn, die Frau verantwortlich zu machen. Sie war ihm eine Heilige, ein Kind, ein Engel! Aber er, was war er? Ein roher Mensch, der den einen Wunsch nur fühlte, diese Frau in seinen Armen zu zerdrücken, der sie nicht mehr sehen konnte, ohne sie berühren zu müssen! — Ja, nun er es sich überlegte, hatte er vom ersten Tage an den Wunsch gehabt, sie zu küssen. Mußte er sich nicht seiner selbst schämen, war er nicht ein mildes Thier? Wie war nur diese heiße Leidenschaft, vor der er sein Lebenlang keine Furcht gehabt hatte, so plötzlich in ihm erwacht? Sie ahnte ja nichts davon, Kind wie sie mar; sie spielte ahnungslos mit dem Feuer, sie meinte, es wäre Jeder so rein wie sie!

Er hielt es im Zimmer nicht aus; so suchte er sich die Hausschlüssel, leuchtete sich vorsichtig die beiden Treppen hinab, ließ die brennende Lampe im Flur und schloß Haus und Gitter hinter sich zu. Er fühlte sich erleichtert, als er auf der Straße stand, und doch mar ihm, als müsse er wieder zurück, als dürfe er sie nicht allein lassen in der dunkelen Nacht. Er ging jedoch vorwärts, die Chaussee entlang bis zur Stadt und kehrte erst beim grauenden Morgen gedankenlos vor Ermattung heim.

Sie konnte jetzt gehen, aber Beide behielten es noch für sich als ihr Geheimniß. Er hatte sie geheilt — durch seinen ersten Kuß oder durch die folgenden? Darnach fragte sie ihn lachend, wenn er, vor ihr knieend, mit ihren Fingern spielte, und sie sein blondes Haupt an ihre Brust drückte. Er schüttelte dann den Kopf, sah sie ganz verloren an und begriff nicht, daß sie lachen konnte, wenn sie vom Küssen sprach. Es war doch etwas Heiliges, und fern von ihr wagte er kaum daran zu denken, daß sich ihr süßer Mund ihm hingegeben. Wenn er allein in seinein Zimmer war oder den Kindern Unterricht gab, wiederholte 'er sich immer nur die eine Fragei Was wollte sie aus ihm machen?

War er glücklich oder unglücklich? O, furchtbar unglücklich, wenn sie ihm von ihrem Manne sprach; und das that sie täglich und stundenlang! Schon wenn sie begann: „Hermann sagte immer" — dann schloß er die Augen, und eine Art Uebelkeit stieg in ihm auf, gleichsam voni Leibe her in den Kopf, so daß alles Blut ihm aus den Wangen mich. Auch itir Tagebuch hatte sie ihm gegeben, er aber gab es zurück, ohne es bis Ende haben lesen zu können, so sehr haßte er den Mann, von dem ne ganz erfüllt schien! Was war denn er, Mark, dieser Frau?

Noch aber hatte er die Frage nicht ausgesprochen. Es mar, als bannte sie ihn mit dem leisen Veilchengeruch, der sie umgab, als ob seine Gedanken sich in ihrer Nähe verwirren mußten. Wie konnte sie da so viel reden unv in so klugen, scharfen Motten, wo ihm der Verstand verloren ging? Hatte sie ihn denn nicht lieb? Doch, sie sagte es ihm ja wieder und wieder, daß sie durch ihn ihr neues Sein bekommen! Es war ja auch richtig, denn sie konnte gehen, sie bewegte sich ganz frei, und seine Liebe hatte das bewirkt! O Gott, wie war sie schön, wie war sie jung und graziös, als sie ihm zum ersten Mal durch das lange Zimmer entgegenschmebte. Er war so demüthig stolz auf das, was er gethan: wirklich, sie war eine Andere, nicht mehr die Frau, in deren Nähe er schon einen Monat gelebt — diese war sein Werk!

„Ich weiß schon nicht mehr, daß ich einmal unglücklich mar, Matt, und mir ist zu Muthe, als müßte ich Hermann von meinem Glück erzählen!"

„O, Jsa, was hat er damit zu thun? Kannst Du ihn denn nicht aus Deinem Kopfe herausreißen!"

„Gewiß nicht; besonders jetzt nicht, wo mir immer ist, als wäre alles Unrecht auf meiner Seite gewesen; denn, siehst Du, ich habe ihn ja nie so geliebt wie Dich!"

„Bitte, sprich nicht von ihm, ich kann es nicht hören!" stieß ei heraus.

Sie sah ihm plötzlich in die Augen. „Wird Deine Liebe auch nicht aufhören, wenn ich erst Deine Frau bin?"

„Meine Frau?" miederholte er, „aber . . ."

Sie erbleichte und zog ihre Hand aus der seinen, er blickte erschrocken zu ihr auf. Er hatte sich oft genug gefragt, was wohl daraus werden würde, aber daran hatte er noch nicht gedacht. Sie wollte seine wirkliche Frau werden! Aber er konnte sich doch nicht verheirathen! Wie viele Jahre mußten vergehen, bis er eine Anstellung finden würde — und wenn auch, wie sollte er eine Frau erhalten — solch eine Frau! — und die beiden Kinder! Sie konnte überhaupt nicht die Frau eines Gymnasiallehrers werden; sie mar nicht dazu gemacht, in einer realen und einer kleinen Well >u leben. Ihm schien, als wäre sie aus einem Zauberlande — ihre abgeschiedene Villa glich einem solchen. Sie war gewiß sehr reich und kannte solche Bedenken nicht; aber er konnte und wollte nicht von ihrem Gelds oder gar von dem ihres Mannes leben!

Sie suchte ihm seine Gedanken von dem Gesicht abzulesen. Ihre Stirn lag in tiefen Falten, und mit veränderter Stimme sagte sie: „Ich möchte Sie bitten zu klingeln; die Kinder sollen kommen!"

Er stand auf und vollzog ihren Befehl. „Darf ich hier bleiben?" fragte er leise.

„Wie Ihnen beliebt," entgegnete sie kühl.

„Was habe ich denn gethan?" erwiderte er traurig.

„Gethan?" Sie sah ihn groß und hochmüthig an. „Gethan gar nichts, ich will nur die Kinder sehen!'"

„Jsa," bat er flehentlich — er hörte schon Tritte vor der Thür.

„Was wünschen Sie, Herr Rieger?"

Er wandte sich ab, als der Diener eintrat und verließ das Zimmer.

Nach einer Stunde sandte sie ihm ein Zettelchen: „Verzeihen Sie mir! ich weiß, ich war im Unrecht. Ich redete mir ein, daß Sie mich beleidigt hätten, während ich genau weiß, daß Ihre Bedenken nur schmeichelhaft für mich sein können. Bitte, kommen Sie!"

Er ging gleich zu ihr. Er mar so froh, daß sie nicht mehr zomig mar; und sie wunderte sich, fast mit einer Art Bedauern, daß er ihr keine Scene machte, sondern dieselbe unterwürfige Liebe zeigte wie vorher. Es mar merkwürdig, daß das sie reizte, gleich wieder von ihrem Manne zu sprechen.

„Er hatte die Gabe wie ein Geisterseher, jede meiner Regungen zu begreifen, ehe ich selbst sie verspürte, und darum war er auch meiner Liebe immer so sicher, weil er meinte. Niemand könne mich verstehen wie er — ich glaube, er hatte Recht!"

Mark schmieg; was hätte er darauf sagen sollen?

„Ueberhaupt giebt es keinen Menschen, der ihm das Wasser reicht. Ich wünschte, Sie kennten ihn!"

„Ich werde ihn kennen lernen!" siel Mark ein, und ein unheimliches Licht strahlte aus seinen Augen. „Ja, wenn Sie so fortfahren, gehe ich noch heute hin und bringe ihn um!"

Ihr fuhr durch den Kopf, daß das die rechte Strafe für Hermann wäre! Ja. der Mann, der sie liebte, mußte so denken und mußte sie so an dem Verräther rächen! Noch nie hatte Mark ihr so gefallen!

„Ja, Sie müssen ihn kennen lernen; aber ich glaube, er wird Sie so bezaubern, daß Sie mich vergessen."

Er beugte sich über sie und flüsterte: „Glaubst Du das wirklich?"

Sie legte ihm beide Arme um den Hals und sagte leise: „Ich berausche mich an Dir!"

Als sie dann nachher allein mar, wunderte sie sich, daß sie jetzt so wenig mit ihm zu reden habe und daß sie nur, wenn sie in seinem Arm läge, noch müßte, daß sie ihn liebe. Sollte er ihr am Ende vom Himmel nur dazu geschickt morden sein, um ihre Lähmung zu heilen, und dann, nachdem sie geheilt

Aber was mar sie dann? Wenn sie aushörte den Mann zu lieben, der sie geküßt, den sie Du genannt, war sie dann nicht eine verächtliche Frau? Ihr wurde ganz schwindelig. Wie hatte sie nur so handeln können, wie mar es möglich gewesen, daß jene Empfindungen so übermächtig in ihr geworden? Sie besann sich, sie konnte es sich nicht zurückrufen. Es mar wie eine unbezwingliche Gier gewesen, diesen liebefremden Mann Liebe zu lehren, die Sucht, die Erste zu sein, die er küßte; sie hatte es nicht vertragen können, daß er kühl neben ihr saß. Und nun, da er sie liebte, mar sie enttäuscht? Nein, enttäuscht nicht; aber der Zauber war verschwunden. Er mar so, wie sie ihn sich vorgestellt hatte, so durch und durch gesund, nur vielleicht nicht beglückt genug durch ihre Liebe, wenigstens äußerte er es nicht; da sie die erste Frau mar, die er je geküßt, glaubte er gewiß, eine Jede wäre so wie sie, während sie doch überzeugt mar, etwas ganz Besonderes zu sein, schon durch ihre krankhaft verfeinerten Nerven! — Es war sehr unrecht von ihr, aber er langweilte sie, und er kam ihr manchmal wie ein großer, ungeschulter Knabe vor, körperlich und geistig, der sie ungeduldig machte: er mar zu schlicht und auch zu vertrauensvoll. — Wie würde ihr Mann sie auslachen, wenn er je erführe, daß sie diesen Jungen geliebt habe! — Oder liebte sie ihn etwa doch noch? Wollte sie wirklich seine Frau werden? Sie hatte es sich ja vor acht Tagen ausgemalt, daß sie stolz auf ihn sein würde, wenn sie zufammen ausführen — nein, ausgingen, denn sie hätten natürlich kein Geld zum Fahren, und sie konnte ja jetzt gehen. Armuth mit ihm hatte sie nicht schrecklich gefunden. Und sie würden gewiß eine Fülle von Kindern haben — sehr bequem würde es nicht sein, sie selbst zu pflegen und zu warten; nein, er würde gewiß heftig und streng sein, wenn Geschrei wäre, und sich in sein Zimmer einschließen, und sie würde nicht den Muth haben, solch mühseliges Leben freudig zu ertragen! Und vom Wirthschaften verstand sie nichts, auch nicht vom Kochen; und sie würde es auch nicht mehr lernen, denn sie mar viel zu zart dazu. Jetzt mar sie reich; aber durch die Wiederverheirathung verlor sie die Rente, welche ihr Schmiegervater ihr ausgesetzt hatte, und behielt nur ihr eigenes, nicht bedeutendes Vermögen. — Und die Kinder? Würde er immer gut gegen sie sein?

Mark zerbrach sich den Kopf, wie er den verhaßten Mann kennen lernen könnte. Es war doch nicht so einfach, zu einem Fremden zu gehen und ihm zu sagen: „Ich weiß, daß Sie ein Schuft sind, und ich möchte Sie umbringen!" Man würde ihn auf die Polizei führen und ihn für unzurechnungsfähig oder betrunken erklären lassen! Und doch mußte er ihn sehen, eher hatte er keine Ruhe; er fühlte ein stetes Brennen im Herzen, ivenn er nur den Namen hörte. Dabei mußte er sich, sowie er allein war, eingestehen, daß er kein Recht habe, jenem etwas anzuthun, vor seinem eigenen Gemissen nicht. Wollte er etwa den Treubruch des Mannes rächen? Das Gefühl, das ihn dazu trieb, war ja auch ein Treubruch, denn in seines Herzens Grunde galt ihm Jsa doch als die Frau eines Anderen, und das Wort der Schrift: „Wer eine Abgeschiedene freiet, der bricht die Ehe" — kam ihm immer in den Sinn: ja, einmal war es ihm, als hörte er es in seines Vaters Stimme dicht an seinem Ohr! Jetzt wußte er auch, warum er es sich nie hatte vorstellen können, daß sie seine Frau würde. Sie war ein Ideal, das er ewig lieben würde, ein Wesen aus einer anderen Welt, aber für ihn keine Frau! Mit einer Anderen würde er sich nie verheiralhen können, weil er sie nicht lieb haben würde — aber mit ihr auch nicht!

All diese Gedanken kamen ihm nur, wenn er allein war; in ihrer Nähe dachte und sühlte er nur sie, und das berauschte ihn so, daß nichts Anderes daneben Platz hatte.

So vergingen die Tage; sür die Anderen war sie noch krank, sür ihn gesund und frisch.

Einmal sann er gerade darüber nach, was für eine merkwürdige Bewandtniß es mit ihrer Lähmung gehabt habe, als unvermuthet an die Thür geklopft wurde, und der Doctor eintrat, ohne sein „Herein" abzuwarten.

„Wenn Sie müßten, was mir vassirt ist!" rief er Mark mit etwas gespielter Aufregung entgegen. „Es ist zu schrecklich!'"

Mark mar aufgestanden, unangenehm überrascht, drückte aber durch keine Frage sein Interesse aus."

„Er ist todt, bei Tische umgefallen, und ich soll es ihr mittheilen!"

„Wer?"

„Wendelom, Herr von Wendelom!"

„Bergiftet?" fragte Mark erschrocken, so daß ein Argwöhnischer ihn sür den Schuldigen hätte halten können.

„Ei was vergiftet — Herzschlag! — Aber wie soll ich es ihr sagen?"

„Nun, was geht das eigentlich Frau von Wendelom noch an?"

„Was es sie angeht? Da sind Sie zwei Monate hier im Hause und wissen noch nicht, daß die Frau nur Einen Gedanken hat, den an ihren ungetreuen Patron? — Oder sollte Fama Recht haben, wenn sie behauptet, seit Ihrer Anwesenheit märe sie etwas getröstet"

Mark stieg das Blut in's Gesicht, er unterdrückte aber eine Aufwallung seiner Heftigkeit und sagte ruhig, wie gewöhnlich:

„Ich verstehe nicht, was Sie meinen."

„Mn. lassen wir das für den Augenblick! Ich komme eigentlich, um Sie zu fragen, ob Sie es ihr nicht mittheilen können?" „Ich? Gewiß nicht," antwortete er rasch. „Warum nicht?" entgegnete er, ihn fixirend. „Ich kenne sie kaum seit zwei Monaten, Sie sind ihr alter Freund." „Dann vielleicht Eines der Kinder?"

„Erst recht snicht! Die Kinder sollen gar nicht missen, wer ihr Vater ist!"

„Wer hat Ihnen das aufgebunden? Frau von Wendelom selbst?"

Er lachte. „Was die Frauen alle für Redensarten machen! Vor nicht sechs Monaten sagte sie, das Einzige, was sie anstrebte, wäre, die Kinder im Geiste des Vaters und in der Liebe zu ihm zu erziehen, damit sie sich so an ihm rächen könnte! — Doch wie Sie meinen. Ich mutz es ihr also selbst sagen — aber eine angenehme Aufgabe ist's nicht!"

Er verließ das Zimmer. Mark blieb am Fenster stehen. Was würde nun geschehen? Würde sie wieder krank werden? Jetzt trat der Doctor in den Salon — jetzt sagte er es ihr — — Würde sie aufschreien und hinfallen? Aber dies äußere Factum änderte ja nichts an der Innenwelt, in der sie lebte — warum sollte sie es so schwer nehmen?

Nach einer Viertelstunde kam der Arzt wieder bei ihni vor; Mark war ihm höchst dankbar dafür, denn er hatte nicht gehofft, so bald Nachricht über sie zu bekommen.

„Wissen Sie. was sie that?"

Mark sah ihn gespannt an.

„Sie stand von ihrem Stuhl auf, seit drei Jahren zum ersten Mal, ging auf mich zu und sagte: „Das hätte ich missen können — so mußte es geschehen — das habe ich verdient!" Ihre Ruhe erschreckte mich fast, denn ich kenne die Leidenschaftlichkeit dieser Frau. Sie fragte mich nach den Einzelheiten des Falles: was ich nicht mußte, erfand ich rasch, uni etwas zu sagen zu haben, und ging dann fort. Sie rief mir nach, ich möchte sie bei Ihnen entschuldigen. O, diese Frau vergißt nichts! Jetzt überlegt sie, welche Rolle sie spielen soll: die der verzweifelten Gattin, oder der Heldenmutter, oder der stummen trauernden Matrone!"

„Warum haben Sie eine so schlechte Meinung von Frau von Wendelom?" fragte Mark mit erheuchelter Ruhe.

„Ich habe keine schlechte Meinung von ihr; im Gegentheil. ich findc sie sehr anziehend! Sie thaten mir übrigens leid, als ich hörte, daß Sie in die Hände solcher Sirene sielen; hoffentlich sind meine Warnungen nicht umsonst gewesen?"

„Haben Sie Herrn von Wendelom gekannt?" fragte Mark anstatt einer Antwort.

„Wie mich selbst."

„Er muß ein sehr bedeutender Mann gewesen sein."

„Ja, mit dem Munde! Nichts gab es, wofür dieser Mann sich nicht interessirte! Er schwärmte für die sociale Gleichheit, ließ aber seine Bauern — er hatte große Güter in Galizien — durch seine Verwalter zu Grunde richten, während er selbst hier in Musik und Malerei dilettirte. Er hatte Thränen im Auge, wenn er von Kindern sprach, und sah sich nicht um, wenn seine eigenen Kinder an ihm vorbeifuhren; er war begeistert für edle Weiblichkeit und zog seiner Frau jede Kammerzofe vor; er"

„Aber woher galt er denn soviel bei seiner Frau?"

„Weil er über Alles spottete, so meinte sie, er könne mehr als Andere; und weil er sich Allen überlegen glaubte, so glaubte sie es auch, Anfangs wenigstens."

„Ich habe nie im Leben einen solchen Menschen getroffen."

„Das sind auch Raritäten, Treibhauspflanzen des Reichthums! ^ Uebrigens ich muß jetzt fort — Sie thun mir leid, Sie werden jetzt eine Hölle hier im Hause haben — hoffentlich entschließt sie sich zur Heldenmutter!"

Er ging fort.

Was er gesagt hatte, ging, bis auf die letzten Worte, spurlos an Mark vorüber. Wie konnte eine Seele gleich der des Doctors seine Jsa begreifen! Ihm kam das vor, als hätte man auf seines Stiefelputzers Meinung über ihn Gewicht legen wollen! Ueber die „Hölle", die ihm voraus gesagt worden, mußte er lächeln. Dann wieder seufzte er auf, halb aus Erleichterung, halb aus Befremdung: Sie war jetzt frei — konnte es doch einmal wahr werden, was sie gesagt? War es nicht zu vermessen, sich in solchen Träumen zu wiegen? War es nicht kleinlich gewesen, daß er bisher auf den Unterschied des Vermögens so großes Gewicht gelegt hatte? Er wollte ja fleißig arbeiten, um in der Welt vorwärts zu kommen — da war es doch keine Schande, wenn die heißgeliebte Frau reich war?

Unterdeß brach der Abend herein, die Tageszeit, die ihm im Lauf der letzten Wochen so lieb geworden war, daß er um diese Zeit schon ein wohliges Gefühl empfand, ohne zu bedenken, warum? Er erinnerte sich, daß der Doctor sie in ihrem Auftrage bei ihm hatte entschuldigen sollen; so machte er sich auf, die Kinder im Garten zu suchen und ihnen an's Herz zu legen, daß sie die Mutter vollkommen in Ruhe lassen möchten. Gewiß hatte sie gar nicht die Absicht, den Kindern zu sagen, welche Nachricht sie erhalten hatte; ihre Aeußerung, daß dieselben nie wissen sollten, wer ihr Vater wäre, siel ihm wieder ein. Er durchsuchte vergebens den Garten! Zu rufen ivagte er nicht, weil Jfa's Schlafstubenfenster auf den Garten hinausgingen, und ein lauter Ruf hätte sie stören oder beunruhigen können. So kehrte er unverrichteter Sache in's Haus zurück, wo ihn der Diener erwartete,

um ihin mitzutheilen, daß heute für ihn allein servirt wäre, da die Kinder am Bette der Mutter speisten. Mark fand das schließlich erklärlich, schluckte sein Essen schnell hinunter und ging dann auf sein Zimmer.

Es wurde still im Hause; er saß vor seinem Schreibtische und schrieb Briefe. Zuerst an seine älteste Schwester, dann an seine Eltern und schließlich an seinen Bruder, mit dem er über politische Dinge zu discutiren pflegte.

Da öffnete sich plötzlich seine Thür — Mark hatte keine Schritte auf der Treppe vernommen, kein Knarren auf den Dielen des Corridors

— Jsa stand vor ihm, in langem schwarzem Kreppgewande. Sie glich darin und in ihren Bewegungen einem Geiste.

Seltsam! Sein erster Gedanke war der: wo hat sie so schnell das Trauergewand gefunden? Hatte sie es für irgend welche Gelegenheit liegen gehabt? Er war aufgesprungen, und sie setzte sich an seinen Schreibtisch, während er vor ihr stehen blieb. Sie war seit Jahren keine Treppe gestiegen, hatte also noch nie den Fuß in sein Zimmer gesetzt. Er ergriff wortlos ihre Hand und küßte sie, worauf sie sie ihm schnell entzog:

„Ich komme, um ein schweres Unrecht gut zu machen," begann sie mit fremder Stimme, setzte aber dann in ihrem alten Tonfall hinzu: „Wenn man es eingesteht, ist es doch schon halb vergeben, nicht wahr?"

Er antwortete nichts, aber seine Blicke hingen niit merkwürdiger Spannung an ihr. „Sehen Sie mich reicht so an, ich denke sonst, Sie lieben mich wirklich, und das ist ja nicht möglich nach so kurzer Bekanntschaft' es war ja ein Jrrthum von uns Beiden ."

„Jsa!" stieß er heraus, und etwas so Vorwurfsvolles lag in dem Ton, daß sie ihn nicht ansehen konnte, sondern sich die Augen mit der Hand beschattete.

„Mark, es wäre ja solch unerhörter Unsinn gewesen, selbst wenn wir uns wirklich geliebt hätten —" begann sie wieder.

„Wenn —!" unterbrach er sie und trat einen Schritt zurück.

„Ach bitte, lassen Sie mich einmal aussprechen — ich weiß, daß Sie mich verstehen werden, aber lassen Sie es mich Ihnen ruhig und besonnen erklären, nicht so in abgerissenen, unterbrochenen Sätzen . . ."

„Ich habe Sie schon verstanden," sagte er bitter.

„Nein, nein, denn Sie wissen nicht, was ich empfand, als ich heute die Nachricht bekam. — Für mich sollte er ja lange todt sein, aber ich brauchte diese Erschütterung doch, um zu mir selbst zu kommen. Wissen Sie, wenn man eine große Arterie im menschlichen Organismus unterbindet, so bricht sich das Blut durch kleine Nebenwege Bahn; denn es mutz kreisen, wie die Meerfluth steigen und fallen muß. Mir hatte das Schicksat die Hauptarterie unterbunden — ich durfte ihn nicht lieben, all mein Stolz, all mein Wollen verbot es mir. Nun ist sie wieder frei — er ist todt

— und all mein Blut strömt durch sie durch, und die kleinen Nebenwege sind verlassen! Das klingt furchtbar, ich stelle mir selbst damit das

schlichst« Zeugniß aus; aber meine Natur ist so grausam, so unerbittlich' Ich liebe nur ihn, habe nur ihn geliebt: ich begreife nicht einmal mehr, daß ich je Sie zu lieben glaubte, ich kann es nicht begreifen —" „Ich dachte, Ihr Wille sei frei?"

„Sie haben mich ja eines Besseren belehrt," versetzte sie sanft. „Aber warum über Worte streiten, Mark? Ich will jetzt nur von Ihrem Standpunkt aus sprechen — Mark, es märe ja nie gegangen!"

„Was?"

„Daß ich Ihre Frau geworden wäre! Es wäre ja lächerlich gewesen und ein pures Unglück für Sie. Sie müssen ein junges, unerfahrenes Mädchen Heirathen — ich glaube sogar zu wissen, daß in Ihrer Heimat Eine auf Sie wartet — nicht mich, eine Frau mit zwei Kindern und so schmerer Vergangenheit!"

Er hatte sich auf seinen Schaukelstuhl geworfen, der dem Lichte abgewandt stand, und bewegte sich langsam, den Kopf hintenüber gelehnt, hin und her. Sie sah seinen blonden Kopf alle Augenblicke vom Lichte goldig erhellt, dann wieder in die Dunkelheit zurückgetaucht; seine Züge aber konnte sie nicht beobachten.

Da er nichts erwiderte, so sprach sie nicht weiter. So vergingen wohl fünf Minuten.

„Was sagten Sie?^ begann er plötzlich mit heftiger Stimme.

„Nichts."

„Ach ja, Sie haben nichts mehr zu sagen! Ich auch nicht." Er sprang auf, holte seinen Ueberrock aus dem Schranke und ergriff seinen Hut.

Sie stellte sich vor die Thür: „So dürfen Sie nicht fort!"

„Warum nicht? Weil wir einen Contract haben?"

Er kramte im Schubfache des Schreibtisches, holte ein Papier heraus, zerriß es und warf es ihr vor die Füße.

„Mein armer Junge," sagte sie. „Mark, feien Sie vernünftig!"

„Ich bin ganz vernünftig, zum ersten Male, seitdem ich hier einzog! Bitte, lassen Sie mich durch!"

„Ich werde ohnmächtig, Mark, wenn Sie mich so foltern!"

„Das glaube ich nicht; die kleinen Nebenarterien sind ja ausgetrocknet, nur in dem Hauptarm strömt Ihr Blut —"

„Haben Sie mir den Vergleich verargt?"

„Den Vergleich nicht, der war ganz gut; aber die Sache!"

„Sieden Sie doch nicht so trocken und hart; haben Sie Mitleid mit mir!"

Er maß sie einen Augenblick kalten Blickes, dann schob er sie bei Seite. „Mark," sagte sie, „wenn es Ihnen so furchtbar schwer wird — ich wußte nicht, daß es Ihnen so tief ging —"

Er lachte bitter auf: „Das wußten Sie nicht? Das ist das FurchtMite Kremnitz in Bukarest.

barste, was Sie mir heute Abend gesagt haben; es soll aber auch das Letzte sein!" Damit schloß er die Thür.

Sie sank auf einen Stuhl. „Der arme Junge!" seufzte sie. Dann überlegte sie, daß dies unerwartete Ende doch das beste wäre. Nun war die schöne Episode geschlossen; und es war nicht schade, daß sie dagewesen! Nein, sie hatte neue Lebenskraft aus ihr gesogen, und nun konnte sie Hermann ganz gerecht werden, nun verstand sie ihn ganz, nun hatte sie auch einmal etwas empfunden, was sie nicht gebilligt; es hatte jedenfalls zu ihrer Vervollkommnung gedient! Und auch dem jungen Manne würde es nicht schaden, daß er sie geliebt hatte, gewiß nicht! Eine Jugendliebe ist eine Bereicherung für's Leben! — Wie sollte sie es nur den Kindern sagen, daß Mark Rieger sie schon wieder verlassen hätte? Käthchen würde gewiß weinen, sie mar so weichherzig wie ihr Vater; aber die Zeit heilt ja Alles! — Aergerlich war des Doctors höhnisches Gesicht, das sie eine Weile würde ertragen müssen; aber sie war ja gewohnt, die Schwächen der Leute zu ertragen.

Und damit begab Frau von Wendelom sich in ihr Zimmer; und als sie am Spiegel vorbei ging, wunderte sie sich selbst über ihre Ruhe und Selbstbeherrschung.

Mark aber fuhr in die Heimat, um sich nach einer neuen Stellung umzusehen.

Ludwig Pfau.

von

Gustav Karpeles. /

— Berlin. —

^ie geistige Scheidung zwischen Nord und Süd des deutschen Vaterlandes hat viel früher ein Ende gefunden als die politische. Streng genommen existirt die literarische Mainlinie schon seit einem halben Jahrhundert nicht mehr; süddeutsche Poeten finden im Norden, norddeutsche Romanschriftsteller im Süden des Vaterlandes Interesse, Anerkennung und Theilnahme. Wenn wir die Literatur der Gegenwart überschauen, so sind es im Grunde genommen nur zwei mächtig ausgeprägte Individualitäten, auf welche dieses Gesetz keine Anwendung findet: Theodor Fontane im Norden, Ludwig Pfau im Süden Deutschlands. Und doch hat gerade Fontane etwas von der süddeutschen Gemüthlichkeit, während Pfau viel von der norddeutschen Physiognomie des Empfindens und Denkens an sich trägt. Es kann hier nicht die Aufgabe sein, nach der Veranlassung dieser Thatsache zu forschen; aber sie dürfte sich wohl wenigstens für die eine dieser beiden Individualitäten aus der Betrachtung ihres Lebens und Schaffens von selbst ergeben. Zu einer solchen Betrachtung bietet sich jetzt geeignete Veranlassung. Der siebenzigste Geburtstag und die Gesammtausgabe der Werke sind ja wohl oft die einzigen Feste, die der deutsche Schriftsteller zu verzeichnen hat, und eine sichere Etappe, auf welcher die Kritik ihm gegenüber Stellung nehmen muß.

Von Ludwig Pfau's Leben ist nur wenig zu berichten. Nicht etwa, weil dieses Leben an sich nicht interessant und bewegt genug gewesen wäre, sondern weil es noch nicht an der Zeit ist, dasselbe zu erzählen. Ludwig Pfau ist ein Württemberger. Er gehört also wohl zu den Schwaben in der Literatur; man weiß, wie viel Geist und Kraft dieser Landstrich der deutschen Bildung seit mehr als einem Jahrhundert geschenkt hat. Er ist geboren am 25. August 1821 zu Heilbronn als Sohn eines Kunstgärtners. Schon in jungen Jahren ging er selbst als Gärtnerlehrling nach Paris. Nach der schwäbischen Heimat zurückgekehrt, entsagte er jedoch diesem Berufe und widmete sich dem Studium auf den Universitäten zu Tübingen und Heidelberg. Seine Neigung führte ihn zur Poesie und Kunstwissenschaft; auf beiden Gebieten leistete er schon damals mehr als Gewöhnliches und wußte die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Die Revolution des Jahres 1848 sah ihn unter ihren vordersten Streitern; in der Zeit der Reaction flüchtete er erst nach der Schweiz, und dann 1852 nach Paris, wo er sich ausschließlich der Kunstgeschichte und Kunstkritik zuwandte. Später wechselte er seinen Wohnort noch oft; er hielt sich zeitweise in Brüssel, Antwerpen und London auf und kehrte endlich amnestirt im Jahre 1865 nach Stuttgart zurück, wo er seither seinen Wohnsitz hat. Seine politische Ueberzeugung hatte sich in den Jahren der Reaction nicht geändert, und er fand bald Gelegenheit, sie journalistisch zu bethätigen. Im Jahre 1848 hatte er das Witzblatt „Eulenspiegel" herausgegeben; und nach seiner Rückkehr betheiligte er sich lange Zeit an dem „Stuttgarter Beobachter", dem bekannten süddeutschen Demokratenorgan, dessen Leiter der jüngst verstorbene Karl Mayer gewesen ist. Aber die politische Richtung übte keinen oder doch nur einen sehr geringen Einfluß auf sein geistiges Schaffen aus; sie hat seine poetische Lebensanschauung gar nicht und seine künstlerische Weltanschauung nur wenig beeinflußt.

Schon als Fünfundzmanzigjähriger gab Pfau seine erste und einzige Gedichtsammlung heraus, deren vierte durchgesehene und vermehrte Auflage in diesem Jahre erschienen ist (Stuttgart 1889). In diese Ausgabe ist wohl auch das Beste aus den „Stimmen der Zeit" (Heilbronn 1848) sowie aus den „Deutschen Sonetten auf das Jahr 1850" (Zürich 1849) mit aufgenommen. Außerdem ist auf poetischem Gebiete nur noch eine in Gemeinschaft mit seinem Freunde Moritz Hartmann unternommene vorzügliche Uebeitragung „Bretonischer Volkslieder" (Köln 1859) zu verzeichnen. Wir haben also die poetische Individualität Ludwig Pfau's in einem nicht allzustarken Bande von 450 Seiten abgeschlossen vor uns liegen und können uns danach unser Urtheil bilden.

Es lag nahe, daß man den Dichter ohne Weiteres zu den Schwaben geworfen hat. In unseren Literaturgeschichten ist er mit Eduard Mörike überall als ein Nachzügler der schwäbischen Schule aufgeführt. Aus einer näheren Chamkterisirung seiner poetischen Art wird es sich ergeben, ob diese Nubricirung berechtigt ist oder nicht. Die schwäbische Schule zeichnete sich durch den Ernst der Gesinnung, durch die Wärme ihrer Ueberzeugungen, durch die Reinheit ihrer dichterischen Gestaltungskraft vor den anderen poetischen Schulen Deutschlands aus. Ihre Welt ist die des Gemüthes; in weiser Beschränkung haben sich die Dichter auf ein Stoffgebiet zurückgezogen, in dem die einfache Innigkeit der Empfindung, die klare Anschauung der Natur und das südliche Pathos überwiegen. Die markige Kraft des Ausdrucks, die überschäumende Fülle des Gedankengehalts, die schöpferische Dichterkraft fehlte ihnen; kühne Probleme des Gedankens haben sie stets sorgsam vermieden in den Kreis ihrer Betrachtung zu ziehen; ihre Poesie ist „ganz Hingabe, Sinnigkeit, Innigkeit und Naturandacht." Die Natur selbst, ihre höchste Meisterin, spiegelt sich für sie in den Reizen ihres eigenen Heimatlandes wieder; der Einfluß dieser landschaftlichen Schönheiten auf die Poesie ist die schwäbische Gemüthlichkeit.

Wie steht es nun um alle diese Eigenthümlichkeiten der schwäbischen Schule bei Ludwig Pfau? Seine Gedichte erregen unser Interesse zunächst durch die bestimmt ausgeprägte Individualität des Poeten. Er durchbricht die conventionellen Formen, in welchen sich seine dichterischen Heimatgenossen bewegen. Nichts Menschliches ist ihm fremd und kein Stoff zu spröde. Er weiß jedem eine eigene Seite abzugewinnen; seine Poesie macht den Eindruck des Wahren, und die Originalität in seinen Gedichten erhebt sie weit über das Maß auch der besseren Schöpfungen der älteren schwäbischen Dichterschule. An Zierlichkeit und Formenglatte mögen ihn sehr viele seiner poetischen Landsleute übertreffen — an Kraft, an Gedankenreichthum und an Plastik des Ausdruckes überragt ihn nur ein einziger: Eduard Mörike.

In der That bilden Eduard Mörike und Ludwig Pfau eine neue schwäbische Dichterschule. Die Zeit ist längst vorüber, da man die poetischen Schwaben höhnen durfte:

Andre Dichter haben Geist,
Andre Phantasie, und andre
Leidenschaft; jedoch die Tugend
Haben wir, die Schwabendichtcr!

Poeten wie Eduard Mörike und Ludwig Pfau haben neben allen anderen nationalen Tugenden auch Geist, Poesie und Leidenschaft in ihren Schöpfungen. Ludwig Pfau ist. wie ich bereits bemerkte, ein Dichter von Originalität in der Empfindung. Damit soll aber durchaus nicht gesagt sein, daß , er ganz unabhängig von bestimmten Vorbildern sich entwickelt habe; im Gegentheil: er ist ohne Uhland und Heine nicht zu denken. Von Uhland hat er den volksthümlichen Ton in seinen Gedichten, von Heine die sangbare Melodie. Was ihm aber vor Allem eigenthümlich ist, das ist der Zauber der Stimmung, den er allen seinen Bildern aus Natur und Leben zu verleihen weiß. Stimmung ist in Allem, was er schildert, sowohl in seinen Liebesgedichten, wenn er die Wonnen der ersten Liebe, die Stürme der Leidenschaft, den Schmerz der Trennung, die Freude des Wiedersehens, die Trauerbotschaft von dem Tode der Geliebten oder die Klage über Verrath in der Liebe zum Ausdruck bringt, wie auch in seinen Bildern aus dem Leben, die im bunten Kaleidoskop alle Freuden «nd Schmerzen, alle Erfahrungen und Empfindungen des Menschenherzens uns vorführen. Vor Allem aber ist eine Fülle von Stimmung in seinen Burschenund Mädchenliedern und in seinen Balladen; hier ist Ludwig Pfau ganz ein Zögling der schwäbischen Dichterschule, deren Vorzüge er in reichem Matze vereinigt. Es ist das Volksthümliche, der schlichte Ausdruck der Wahrhaftigkeit, der volle Reichthum innerer Empfindung, der seine Lieder dem Ton des Volksliedes sehr nahe bringt. Die Art, wie er die Natur auffaßt, wie er sein individuelles geistiges Leben in das allgemeine Naturleben aufgehen läßt, oder auch wie er die Einwirkung dieses auf jenes mit wenigen Strichen zu schildern weiß, um dadurch eine nachhaltige Stimmung hervorzurufen, ist geradezu bewundernswerth. Das gemüthvolle Naturgefühl der Schwabendichter feiert in seinen Liedern wahre Triumphe; die Freude an der Natur weiß immer neue Schönheiten an ihr zu entdecken, und diese, mit der poetischen Schönheit vermählt, vermag immer neuen Eindruck auf unser Gemüth hervorzubringen.

Aus der Natur entlehnt er Schmuck, Bild und Gleichniß, um auch das Leben zu schmücken; vor Allein aber bricht in seinem Liebeslied das Naturgefühl mit siegreicher Kraft durch. Die Liebe steigert sein subjectives Empfinden zu jener hohen Stimmung, in welcher es getrieben wird, sich in das Allleben der Natur zu versenken und hier das den eigenen Stimmungen entsprechende Verwandte und Sympathische zu suchen.

Einige Beispiele mögen dieses Urtheil bekräftigen. Ich greife auf gut Glück aus den „Mädchenliedern", in welchen ein armes junges Kind sein Liebesleid den Wäldern und den Blumen klagt, eines heraus:

O Blätter, dürre Blätter!

Wie trauert ihr so sehrl

Als ihr noch gäbet grünen Schein,

Da war mein lieber Schatz noch mein,

Den Hab' ich nimmermehr.

O Blätter, dürre Blätter!

Ihr habt ihn oft gesehn.

Wann er mir Treu versprochen hat —

Ach! kann denn Liebe wie ein Blatt

In einem Jahr vergeh«?

O Blätter, dürre Blätter!
Es war ein falscher Knab';
Euch klag' ich es, ihr schweiget still,
Weil ich sonst Niemand sagen will,
Wie lieb ich ihn noch Hab'.

Man kann wohl kaum schlichter die tiefe Empfindung unglücklicher Liebe ausdrücken. Hier ist poetische Unschuld und bescheidene Wahrheit; hier ist Ton und Melodie des Volksliedes, und das Einstimmen und

Mitsingen ist nur eine Frage der Zeit und des persönlichen Verhältnisses.

Ein Hauch von dem Geiste Goeth's weht in dem Liede „Nachtbalsam"; hier ist Alles Leben und Empfindung, nirgend Reflexion oder Beschreibung, Alles im unmittelbaren Bezug zum subjectiven Empfinden des Menschenherzens.

Mein Lieb' Du sollst gesunden! Die bösen Zungen schweigen,
Sieh, kommen ist die Nacht, Die Deiner Liebe dröhn,

Und Alles ist verschwunden, Und milde Sterne steigen

Was Tags Dir bange macht. Herauf am Himmel schon.

Die stillen Lande liegen Und alle Gründe lauschen,

So groß und feierlich, Ein Weh'n geht iiber's Feld,

Und helle Wasser schmiegen Und alle Wipfel rauschen —

Durch dunkle Thiiler sich. TaS ist der Geist der Welt.

Der zieht ob dem Getriebe
Des Lebens ernst einher;
Die Herzen voller Liebe,
Die schönen, segnet er.

Liebesgefühl und Naturempfindung haben sich hier zu wundervoller Harmonie vereinigt; die Naturscenerie bildet den geeigneten Hintergrund, aber das rechte Maß in der Darstellung dieser Naturscenerie ist überall in discretester Weise gewahrt. Und diese Discretion versteht Pfau in allen seinen Gedichten anzuwenden; nur als Hintergrund derselben werden mit leichten aber sicheren Strichen Frühling und Morgen, Mondschein und Sonnenpracht, Thau und Regen angedeutet. Dieses rechte Maß in der Naturdarstellung ist einer der größten Vorzüge feiner poetischen Schöpfungen. Ein Beispiel aus den „Volksweifen" mag dieses Urtheil erhärten.

Der Todesengel singt:
Der Abend kommt, der Tag verblich,
Die Schatten Wehn und weben.
Schon wächst ein langer Schattenstrich
Dir langsam übers Leben.
Gemach versinkt in Dämmerschein
Gebirg und Thal und Feld und Hain —
Schlaf, müdes Herz, schlaf ein!

So Lust als Leid, dir wohlbekannt,

Verlassen den Genossen;

Und Alles, was Du Dein genannt,

Ist wie ein Duft zerflossen.

Der Tag, er war voll heifzer Pein,

Jetzt nabn die Sterne kühl und rein —

Schlaf, müdes Herz, schlaf ein!

Am Himmel flammt die letzte Gluth,
Und flackert trüb und trüber.
Es haucht der Wind, es rauscht die Flut,
Und Alles ist vorüber.

Die Nackt bricht wie ein Meer herein,
Du wiegest auf den Wellen sein —
Schlaf, müdes Herz, schlaf ein!

Derselbe volksthümliche Ton kehrt auch in den Balladen Psau's wieder. Einzelne derselben, wie „Der Wassermann", „Das Schloß am Rhein", „Jungfer Zimperlich", „Die Nonne", „Kuß" und andere, gehören zu den besten lyrischen Erzeugnissen in dieser Dichtungsart. Ich kann es mir mit Rücksicht auf den eng bemessenen Raum nur schwer versagen, einzelne Beispiele anzuführen; aber die lyrische Vielseitigkeit unseres Dichters erschwert ein Häufen von Beispielen. Denn Ludwig Pfau hat auch dem Zeitinteresse und dem Zeitgeschmack seinen Tribut dargebracht. In seinen „Zeitgedichten" ist er der rechte süddeutsche Demokrat voll Energie des Ausdrucks und politischem Pathos, aber ohne eine bestimmte, scharf ausgeprägte originelle Physiognomie. Er hat etwas von Uhland, etwas von Herwegh und etwas von Heine in seiner politischen Lyrik. Die Bitterkeit des Verbannten hat auch seine Empfindungen getrübt. Nur die ersten dieser Zeitstimmen haben frische Jugendlichkeit und Begeisterung; in den meisten macht sich Unmuth, Verbitterung, ja sogar Haß geltend. Es fehlt nicht an Adel, Kraft und Schwung der Empfindung; aber es überwiegt doch schließlich der Zorn und die Satire. Der Dichter ist ein entschiedener Parteigänger, und seine Poesie hat mehr eine kosmopolitische Färbung, die hinter der nationalen Begeisterung weit zurücktritt. Jedenfalls bildet die politische Lyrik nicht die Stärke unseres Dichters; er zieht vielmehr gerade die Wurzeln seiner Kraft aus dem deutschen Empfindungsleben, und in dem schönen Liede „Abschied", mit dem er von seinen Gedichten und von der Zeit poetischen Schaffens überhaupt scheidet, hat er das mit klarer Selbsterkenntnis; zum Ausdruck gebracht:

Geliebtes Lied! In meinen frühen Tagen
Warst Du mir schon ein vielgctrcner Gast;'
Du Herzgespicle meiner jungen Klagen,
Du nahmst mir ab des engen Daseins Last;
Die Seele hast Du mir emporgetragen.
Wo sie der Zug der groszcn Schöpfung faßt —
Und alles Weh, das auf mich eingedrungen,
Es ist durch Dich in sanften Hauch verklungen.

Der Abschied naht, — nur noch ein leises Bcben,
Den letzten Ton, Du trostgcsandtes Lied!
Wie sich zwei Freunde noch die Hände geben
Und umschaun nach dem Kreuzweg, der sie schied —
So fahre wohl! mich nimmt das ernste Leben;
Die Saiten springen, wo die Jugend flieht —
Wir müssen wandern zu getrenntem Ziele,
Ich mit dem Stab, Tu mit dem Saitcnspicle.

Wir haben gesehen, daß das lyrische Element die Jugendperiode Ludwig Pfau's ausfüllt, und daß er am Scheidewege von den heiteren Spielm der Poesie feierlich Abschied nimmt. Die Manneszeit seines Lebens ist durch die Kritik ausgefüllt, die er fast vierzig Jahre mit unbestechlicher Wahrhaftigkeit und seltenem Geschick gehandhabt hat. Seine gesammelten Essays über Kunst und Literatur erscheinen jetzt in sechs stattlichen Bänden (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt), von welchen Band I, II, IV und VI bereits vorliegen, die beiden anderen Bände wohl bald erscheinen werden. Man muß sagen, daß selten ein so dankensmerthes buchhändle^isches Unternehmen erschienen ist; denn diese Sammlung gibt uns Gelegenheit, Pfau's kritische Thätigkeit nach allen Richtungen hin zu controliren und zu beurtheilen. Ludwig Pfau ist einer unserer hervorragendsten Essayisten und einer unserer scharfsinnigsten Kritiker; seine ästhetische Intelligenz hält seinem poetischen Talent die Wage: der Künstler und der Kritiker ergänzen sich gegenseitig.

Der eigenthümliche Vorzug seiner Essays über Kunst und Literatur ist der der Klarheit und Schärfe. Als die erste Bedingung gilt ihm der Satz, daß die Resultate der wissenschaftlichen Forschungen in allgemeinverständlicher Weise vorzutragen seien. Wo sich ihm nur Gelegenheit bietet, eifert er gegen die Baalspfaffen der Wissenschaft, die weder die logische Kraft besitzen, ihre Ideen selbstständig zu bilden, noch auch das sprachliche Vermögen, ihren Gedanken ein eigenes Gewand zu schaffen, und die deshalb nur die hergebrachten Formen der Schule breit treten. Um diese Art wissenschaftlicher Darstellung zu geißeln, braucht Pfau ein drastisches Beispiel. „In China hat bekanntlich die Schrift so viele Zeichen wie die Sprache Worte, so daß dort nur hochgelahrte Mandarinen zum Verständniß des Schriftthums gelangen können. Man denke sich nun einen frechen Zukunftschinesen, der mit einem Abc-Buch in der Tasche aus Abendlanden heimkehrt und zu den Schriftgelehrten des himmlischen Reiches also spricht: ‚Die hunderttausend Drachenschwänze, Drudenfüße und Hiihnervfoten, die ihr euch in's Gedächtnis; gekeilt habt, o ihr Schatzgemölbe der Wissenschaft! — die könnt ihr euch wieder ausrupfen, wie man sich einen Dorn Fuße zieht oder einen Splitter aus dem Finger; denn eure gan , ^' mache ich mit zwei Dutzend Buchstaben ab"/ Nun stelle man sich die gelehrten vor, die ihr ganzes Leben dem Studium dieser ehrt Krackelfüße gewidmet haben und deshalb für Brunnen der Weishei, ‚u ‚k Einstimmig werden sie Zeter schreien über die neue Schrift. n ihnen nicht gelingt, dem vorwitzigen Abc-Schützen mit Hilfe allerhöchste ' ‚1 greiflicher Beweismittel den Bauch aufzuschlitzen, so werden sie ihn wc' den, Hasse aller Wohldenkenden empfehlen, klärlich darthuend, da? j< Schreibweise nicht, wie die ihre, eine Wissenschaft, sondern ein v ^ Machmerk gemeiner Empirie sei, einzig erfunden, um jede edlere des chinesischen Gedankens zu vernichten und aus dem Reich de.

ein Reich des Endes zu machen." Aehnlich verhält es sich nach Ludwig Pfau mit der deutschen Philosophie; sein Bestreben ist nun, anstatt der hieroglyphischen Zeichensprache in der Beurtheilung der Kunst und ihrer Werke die allverständliche Buchstabenschrift einzuführen und das kritische Urtheil aus der Sandwüste des Formalismus herauszuführen. Sein Credo ist fehr einfach, klipp und klar: „Es giebt nur eine Wissenschaftlichkeit, und die besteht darin, die Beziehungen der Dinge richtig zu erkennen und das Erkannte klar auszudrücken. Ohne das angeborene Wort ist der Gedanke nur eine mit Zangen in's Dasein gemarterte Mißgeburt. Wer das, was er sagen will, nicht in gemeinverständlicher Sprache sagen kann, der versteht sich selbst nicht; der hat eine fremde Fonnel im Kopfe, die vielleicht gesetzmäßig gebildet ist, die er jedoch im Strome des wirklichen Lebens nicht flüssig zu machen wußte, und deren wahren Werth er nicht darzustellen vermag."

Ohne Zweifel liegt beiden Citaten nicht blos ein Credo, sondern auch ein Geständniß zu Grunde. Es scheint mir fraglos, daß Pfau nach seiner ganzen Individualität von den Zunftmeistern der Kunstkritik angegriffen und über die Achsel angesehen worden ist. Aber man muß sagen, daß es allezeit sein heißes Bemühen gewesen ist, dieses Glaubensbekenntniß wahr zu machen; es giebt wenige Kunstkritiker in Deutschland, die so reiche Gedankenbarren in hellblinkender Kleinmünze zu verwerthen wissen. Neben dieser Klarheit, die sich durch alle seine Essays zieht und viele derselben zu Meisterwerken der Gattung stempelt, ist es das redliche Suchen nach Wahrheit, welches aus jeder Zeile seiner kritischen Arbeiten hervorgeht. Wir glauben es ihm am Abend seines Lebens gern, was er in dem Vorwort zu den „Freien Studien" bekennt, daß er weder zeitliche Ehre noch wirklichen Vortheil von seiner kritischen Arbeit je erwartet habe, sondern daß er sich mit dem Bewußtsein bezahlt mache, die Wahrheit redlich geht und ehrlich gesagt zu haben. Ihm genügt das Bewußtsein, daß .,. er befreiende Gedanke in mohlgearteten Herzen und hirngefunden Köpfen viel fruchtbaren Boden findet als er braucht, um seine Saat auszueuen."

Mit der Klarheit des Ausdrucks und der Wahrhaftigkeit des Gedankens i bei Pfau auch die Schärfe der Form verbunden. Er ist scharf, aber ch nicht, oder nur selten, verletzend; in erster Reihe steht ihm immer die ! Sache, in letzter die Persönlichkeit, und selbst seine demokratische Neberlgung verblendet ihn nicht gegenüber der Erkenntniß des wahren Kunstrks, auch wenn dieses aus anderen Ueberzeugungen hervorgegangen ist. ,1

all diesen Vorzügen kommt noch die künstlerische Architektur und die ,^ 'rundung seiner kritischen Aufsätze. An diesen ist nichts auszusetzen; es Alles fest im Blei, wohlfugig gemauert und gewissenhaft ausgeführt. Es ist klar, daß mit solchen Vorzügen Pfau auf dem Gebiete der künstleri-)en Kritik eine wesentliche Bedeutung gewinnen mußte. Das Beste, was er geschrieben hat, sind seine ästhetischen Urtheile über Maler und Gemälde, über Bild- und Baumerke, welche die beiden ersten Bände seiner „Studien" füllen. Manche dieser Essays, die einen Zeitraum von fünfundzwanzig Jahren unifassen, sind ursprünglich für Pariser Zeitschriften französisch geschrieben morden; aber man sieht dies weder dem Inhalt noch der Form an. Die kritischen Berichte Pfau's über Bilder und Maler bilden eine Art moderner Kunstgeschichte und bieten ein umfassendes Gesammtbild der neueren Malerei. Allen in dem letzten Vierteljahrhundert hervorgetretenen Bestrebungen auf diesem Gebiete wird unser Kritiker vollständig gerecht; aber mit Vorliebe verweilt er doch bei der belgischen und französischen Malerei, da nach seiner Ueberzeugung für die gegenwärtige Periode realistischcoloristischer Entwickelung die französische Malerei tonangebend und wichtiger als die deutsche ist. Sein kritischer Canon ist der, daß die moderne Kunst der Naturmahrheit und Farbenstimmung in alle Lebenskreise dringen und die Herzen des Volkes sich erobern müsse; denn diese Kunst ist eine nationale, deren Wirksamkeit nicht spurlos verschwinden wird.

Von besonderem Werth sind seine Urtheile über die moderne Plastik, welche ja leider seit jeher das Stiefkind der Kritik gewesen ist. In der Beurtheilung der modernen deutschen Skulptur giebt Ludwig Pfau auch einen Abriß seiner ästhetischen Weltanschauung, die sich aus folgenden Factoren zusammensetzt. Die heutige Richtung nach einer greifbaren Wirklichkeit in der Kunst ist zugleich das charakteristische Merkmal einer Zeit, die allen Bestrebungen des Geistes ihr stoffliches Gepräge aufdrückt. Wir stehen an den Thoren einer neuen Weltanschauung. Die freundlichen Parzen des Mittelalters: Glaube, Liebe, Hoffnung befinden sich im Untergang; ihre alten Embleme sind zerbrochen und verrostet, ihre Herrschaft ist vollendet, ihre Zeit ist um. Sie verschwinden, um als verjüngte Schicksalsgöttinnen wiederzukehren, die da heißen Kunst, Wissenschaft und Gerechtigkeit. Aber dieses Interregnum ist die götterlofe, die schreckliche Zeit; das schöne Ideal ist in alle Ferne geflohen, und die streitbar gewordene Justitia, die Binde auf der Nase, hat ihre Wage weggeworfen und haut mit dem Schwerte um sich. Sie kann nicht mehr mitzählen unter den Genien des Fortschritts; an ihre Stelle ist die Physica getreten, die Erforscherin der Natur, in der einen Hand das Messer der Section, in der anderen die Wage der Atome. Noch weicht die Menge erschrocken zurück vor der Nackten; aber sie schreitet mit Niesenschritten einher und spricht: „Die Welt heißt Nothwendigkeit, der Gott heißt Vernunft; das Leben ist der Tod, der Tod ist das Leben; weder Gnade noch Willkür, weder Rache noch Bannherzigkeit — ein Wort, ein Weg, ein Gesetz für Alle! Es ist keine kleine Zeit, in der wir leben, sie wird zählen in der Weltgeschichte; aber sie nimmt sich schöner von Weitem aus, und wohl denen, die nach ihr kommen!"

Es ist selbstverständlich, daß Ludwig Pfau bei einer solchen Weltanschauung ein entschiedener Realist ist; aber es ist doch auch begreiflich, daß er, wie schon aus dem Stoßseufzer des letzten Satzes hervorgeht, vom Idealismus ausgegangen ist. Er ist keineswegs der Meinung, daß erst die modernen Dichter und Künstler sich direct an die Natur gewendet haben, und er polemisirt immer scharf gegen die Idee, als ob die Kunst erst von heute datirte und nur vom Realismus ausgehen sollte. „Das Ideal, weit entfernt, die phantastische Schöpfung einer übersinnlichen Willkür zu sein, ist vielmehr das treue Bild der Wirklichkeit, die plastische Darstellung der Wahrheit, wie sie nicht aus einer einzelnen und zufälligen Erscheinung, sondern aus dem Wesen einer Gesammtheit regelrechter Thatsachen hervorgeht. Der antiideale Realismus ist daher gerade so willkürlich und so falsch wie der antireale Idealismus. Der erste, indem er die Grenzen künstlerischer Darstellung überschreitet, wird Caricatur oder Cadaver; der zweite, indem er die natürliche Ordnung der Dinge verläßt und den der Kunst unentbehrlichen Lebenshauch der Sinnlichkeit verliert, verwandelt das Ideal in Idol . . . Idealismus und Realismus bezeichnen daher nichts als die zwei Gruppen jener mannigfaltigen Formen des Ideals, welche der mannigfachen Gefühlsweise der verschiedenen Epochen, Rassen und Individuen entsprechen. Diese Bielgestaltigkeit bekämpfen, ist Unsinn; es handelt sich darum, sie zu verstehen."

In seinen „Freien Studien", welche die Kunst im Staat besprechen, das Berhältniß der Kunst zur Philosophie, zur Geschichte, zur Moral, zur Oekonomie und zur Politik, hat Pfau viel für dies Verständniß gethan. In diesem seinem besten Werk hat er ohne Frage die Kunstästhetik um ein ansehnliches Stück weitergebracht. Mit seltener Klarheit weiß er die Betrachtung und Verknüpfung der Dinge darzulegen, mit spielender Leichtigkeit macht er die schwierigsten ästhetischen Formeln seinen Lesern mundgerecht; er steht auf einein freien Standpunkt außerhalb der streitenden Parteien, und mit überlegener Klarheit weiß er den Nerv der Kunstgeschichte und Kunstentwickelung bloßzulegen. Um mich eines Goethe'schen Wortes zu bedienen: es ist die Sachdenklichkeit, welche die charakteristische Eigenart Pfau's bildet, und die uns in seinen künstlerischen Definitionen und kritischen Urtheilen auch da noch anzieht und fesselt, wo unsere Wege sich von denen des Kritikers scheiden und unsere politische und ästhetische Ueberzeugung in Widerstreit mit seiner Welt- und Lebensanschauung geräth.

Auch literarische und historische Skizzen hat Ludwig Pfau geschrieben; einzelne derselben, wie der über Zola/) sind wohl den Lesern dieser Zeitschrift noch in bester Erinnerung. Aber seine Stärke scheint mir doch nicht in der literarischen Kritik, sondern in der historischen Erkenntniß und Darstellung der ewigen Kunstgesetze zu liegen. Auf diesem schweren

und vielmnstrittenen Gebiet ist er Meister und bleibt es auch, selbst wenn die Zunftkritiker die Klarheit seines Vortrags für Dilettantismus auszugeben geneigt sein sollten.

Der Essay als solcher ist in dem letzten Vierteljahrhundert in der deutschen Literatur viel gepflegt worden; aber nur wenige Schriftsteller haben ihn mit so entschiedenein Geschick zu behandeln gewußt wie Ludwig Pfau. Die Kunst ist seine Liebe; ihr gilt sein Sinnen und Schaffen, und er erhebt sich zu der poetischen Kraft seiner Jugendjahre, wenn er mn Schlüsse seiner „Freien Studien" noch einmal in einer sinnigen Betrachtung Alles zusammenfaßt, was die Entmickelung der Kunst im Leben der Menschheit bedeutet. Mit diesem Dithyrambus auf die moderne Weltanschauung, deren treuester Jünger Ludwig Pfau sein ganzes Leben gewesen ist, sei diese kurze Darstellung beschlossen; er ist charakteristischer für den Menschen, für den Dichter und Kritiker, als die eingehendsten ästhetischen Untersuchungen über seine literarische Eigenart. Es heißt in dieser Schlußparabase der „Freien Studien": „Wenn ich bedenke, was die Gemalt gegründet hat, die Reiche von Meer zu Meer, die Städte mit hundert Thoren, die Tempel, steinerne Riesen — Herrlichkeiten, davon nichts übrig ist als die paar Scherben, die unter der Sohle des Wanderers krachen —, dann sag' ich mir: Was die Gemalt auferbaut, das zertrümmert der Geist; was im Räume erhöht wird, das versinkt in der Zeit. Wenn ich betrachte, was der Geist geschaffen hat, die Künste, die Wissenschaften, die Satzungen der Gerechtigkeit — heilige Erbschaften, welche die Völker den Völkern überlieferten, die Geschlechter den Geschlechtern —, dann sag' ich mir: das herrliche Jlion ist gefallen, aber Homer ist noch aufrecht; das schöne Griechenland ist untergegangen, aber die Venus von Milo ist auferstanden; das glorreiche Rom ist nichts mehr als ein Schutthaufe, den das Dogma der Freiheit streitig macht. Aber wenn der Papst geht, so bleibt Virgil, und diese gequälte Statte bleibt immer die ewige Stadt, denn der patriotische Hauch der Quinten, welcher den staatlichen Gedanken über die Welt ausgoß, wird ewig von ihren sieben Hügeln wehen; ihr Andenken wird nicht verschwinden, denn sie hat uns mehr als Steine hinterlassen, und der Geist ist ein Brot, das ewig nährt und nimmer verzehrt wird. Alsdann erfüllt eine hohe Freude mein Herz, eine stolze Zuversicht hebt mir die Stirne; und ich ehre den Griffel, dieses bescheidene Sinnbild des Künstlers, das mir edler erscheint als ein königlich Scepter; und ich segne die Feder, dies arme Werkzeug des Denkens, das mir mächtiger däucht als ein kaiserlich Schwert."

Die deutschen Hmperativnamen.

von

R. G. Andresen.

— Bonn. —

uf dem umfangreiche», kaum zu bewältigenden Gebiete der Namen*) hebt sich ihrer Bildung und Form nach eine besondere Klasse in auffallender Weise ab. Während nach den gewöhnlichen Gesetzen der Sprache Wörter aus Wurzelsilben durch Ableitung oder Zu« sammensetzung gebildet werden, liegt hier der Fall vor, daß ein ganzer Satz sich zu einem einzigen Worte, welches den Werth eines Substantivs bekommt, zusammenzieht, verschmelzt und verhärtet. Dergleichen Wörter, oder vielmehr Namen, Gattungsnamen sowohl als insbesondere Eigennamen werden Catznamen genannt. Sie treten in verschiedenen Formen und Constructionen auf. Die bei weitem überwiegende Mehrzahl enthält einen Imperativ. Mitunter spricht aber auch der Name ein Urtheil im Jndicativ aus, wie in Taugenichts für Taugnichts, vom mittelhochdeutschen touo — taugt (vergl. franz. viiuiion aus vkutriev), in den österreichischen GeschlechtSnamen Waisnix und Weißgut. Einen Conjunctiv zeigen Gottbehüt, Gotthelf, Gottseibeiuns, euphemistisch für Teufel, Waltigott und Waltsgott. Ein Nebensatz ist zusammengezogen in Wiedumild (wie du willst). Wies well (es gehe, wie es wolle). Bismeilen fehlt das Berkum ganz, wie in den alten Beinamen Auffdenman, Durchdenpusch. Kopfentzwei, Orab, Russenz an (cheraus den Zahn^), in den heutigen Familiennamen Dörwandt (‚durch die Wand'), Frischauf, Gleichauf,

Wir verweisen auch auf den Aufsatz desselben Herrn Verfassers „Ueber die Namen und die Nameiigeduug der alten Deutschen". Junihcft 1887, 367—383. Red.

Morgenbesser, Simmergott — (so mir Gotthelfe vergl. Jasomirgott, wie ein österreichischer Herzog Heinrich im 12. Jahrhhundert bezeichnet wurde). Da diese Namen sämtlich einen Ausruf enthalten, ist die Vollständigkeit der Form leicht entbehrlich.

Die folgende Darlegung wird sich ausschließlich mit den imperativisch gebildeten Namen befassen.

Keine andere Gruppe der verschiedenartigen Geschlechtsnamen, welche aus Beinamen entstanden sind, gewährt ein solches kulturhistorisches Interesse und zeugt so sehr von der munderbaren Kraft des Volksgeistes, dem sie ihren Ursprung verdanken, als diese mittelalterlichen, echt humoristisch zu nennenden Namen. Alle mannigfaltigen Erscheinungen des menschlichen Lebens treten uns aus diesen Namen, welche sich ihrem größern Theile nach, in einem gemissen Gegensatze zu den Beinamen im Allgemeinen, als Spitz- oder Ueb ernamen bezeichnen lassen, lehrreich und bedeutungsvoll entgegen. Vorzugsweise spiegeln sich in ihnen das rohe und wüste Kriegshandmerk, die Streif- und Raubzüge beutegieriger Ritter und deren Genossen, die Trink- und Spielgelage der Schenken und Herbergen; daneben finden auch ordentliche und ernste Verhältnisse, wie die bürgerlichen und bäuerlichen Beschäftigungen des Handmerks und des Feldbaus, ihre theils nüchtern prosaische, theils muthwillige und witzige Bezeichnung. Es verlohnt der Mühe und gemährt eine nicht geringe Befriedigung, im Einzelnen und im Ganzen wahrzunehmen, mit welcher rücksichtslosen Kühnheit und einem wie lebendigen, neck- und spottsüchtigen, zu nicht geringem Theile gewissermaßen poetischen Muthmillen die Mehrzahl dieser Namen in den Kreisen rauf- und sauflustiger Gesellen, sowie auf den Zügen wandernder Handwerker und fahrender Sänger geschaffen worden ist.

Nachdem romanische Völker schon früher sich der imperativischen Namengebung bedient hatten, scheinen die ersten Anfänge derselben für Deutschland erst in das 12. Jahrhundert zu fallen. Im Verlaufe der folgenden Zeiten häufen sie sich in kaum ermeßlichem Umfange; ein großer Theil derselben, welcher hier keine weitere Berücksichtigung verlangt, kommt auf Rechnung meist vorübergehender Einfälle der Dichter und anderer Schriftsteller. Aus der Menge dieser mittelalterlichen, heute größtentheils nicht mehr erhaltenen Jmperativnamen erscheint es angemessen nur eine Anzahl der kräftigsten und in kulturhistorischer Hinsicht interessantesten zur Veranschaulichung herauszuheben:

Suchentrunk, Slintemin (zu slinäen, schlingen, schlucken), Drinkebeer und Sluckebeer, Füllenapf und Füllfessl (vgl. Methfessel), Gewsauf und Gysnein (gieß auf, gieß hinein), Raumsglesel (leere das Gläschen), Lernpecherund Lerencruch, Saufsgaraus, Schlickenmoft, Früenpeiß (vruo «ndi-sii, früh am Morgen schwelgen), Frißumsonst, Schlintdenspeck, Leckenprey (Brei), Füllendrüssel (ärilMl—Gurgel, Kehle) undFüllenhals, Eilaufdiestraß, Schaffenlitzel (schaff ein wenig; vgl. Schaffganz), Haudreyn und Haumenkerl

R«d und Süd. ll,, ldS. 23

Greiffdrauff und Greifintaschen, Raumstaschel und Laerenbiutel, Hödevick (hüte die Tasche), Schreckenmirt, Schinttenwirtt und Zaldenwirth, Zerrenmantel und Zuckenmantel, Würgenpawer (würge den Bauer), Murrdengast (morde den Gast), Slupfindeck (schlüpf in die Ecke), Sengenwalt und Wüstenmalt, Schüttenpogen, Schüttenspieß, Schüttenwürfel (zu SOliüttsn, schütteln), Fretendüvel und Kleuenduvel (krau den Teufel), Scheuchengalgen (sekii^so, scheuen), Fürenraven (führe den Reihen), Fleugimtanz, Springenklee, Wattinschnee, Zwilchenbart («»üksn, verdoppeln, doppelt drehen). Schutelock (schüttle die Locken), Pleckentzan (die Zähne blecken, d. h. weifen, Zeichen der Feindseligkeit), Tumernit (thu mir nichts), Wendenschimpf (Spaßverderber), Druckenpfennig und Kttssenvfennig (Geizhals), Streusgütlein (Verschwender), Tylosen (Eisenfeiler), Bfchlagngaul, Bindenkübel, Bintenschuch.

Die Bedeutung und Anwendung des durch den Imperativ bezeichneten Ausrufs entfernt sich in diesen Namen mehr oder weniger von dem Begriffe, welcher dem Imperativ als solchen, innewohnt. Wenn Leuten zugerufen wurde: Birnescuttle, Greyffinpemtel, Kliebenschedel, Lericoph, so lag darin nicht sowohl eine wirkliche, ernst gemeinte Aufforderung die (hölzernen) Schüsseln zu verbrennen, in den (fremden) Beutel zu greifen, den Schädel zu spalten, den Becher zu leeren, als vielmehr eine Angabe desjenigen, was diese Leute schon von selbst ohne Aufforderung zu thun pflegen und was man an ihnen wahrzunehmen gewohnt ist. Im gewöhnlichen Leben wird dieser Sinn am einfachsten durch das Präsens dargestellt, wie in dem bereits besprochenen Taugenichts, dessen Begriff dem des imperativischen Thunichtgut nahe verwandt ist. Aber die Bedeutung des Imperativs rechtfertigt sich durch die Ironie, mit welcher den:, an dem eine Eigenschaft oder Gewohnheit haftet, gleichsam zugerufen wird, zu thun, was er ohnehin thut oder durch sein Betragen in Aussicht stellt. Hiervon giebt das tägliche Leben für den, welcher darauf achtet, Beispiele genug. Unbedachten und Leichtsinnigen, insbesondere Kindern, hört man zurufen: Trotz noch! Schneid dich! Fall herunter und brich den Arm! Verfriß dich! und dergleichen, nicht selten mit dem Zusätze: das ist recht!

Es giebt aber auch viele Namen, in denen der Imperativ feinen eigentlichen Sinn behauptet. Einige dieser Namen, deren überwiegende Mehrzahl jungem Ursprungs ist, fordern ernsthaft zur Frömmigkeit und Rechtfchaffenheit auf, oder äußern Wünsche für den Lebensweg. Man vergleiche Besserdich, Dienegott, Keifnicht, Leberecht, Leb sanft, Liebetreu, Schlafmunter, Stelldichmohl, Traugott, Werdeguth. Zuweilen sind Zweifel hinsichtlich der Bedeutung des Imperativs berechtigt. Der Name Bleibimhaus z. B. kann in wörtlicher Auffassung einem, der sich viel außerhalb des Hauses aufhält, wohlmeinend gegeben worden sein; er kann sich aber auch ironisch auf den beziehen, welcher selten oder nie ausgeht, sondem zu Hause bleibt. Ebenso steht es um Lachnit, worin entweder die wirkliche Mahnung liegt, nicht zu lachen, oder die Eigenschaft und Gewohnheit desjenigen, der nicht lacht, ausgedrückt ist. Aehnlich verhalten sich Fürchte.ncht, Haltaus, Schmeigstill, Trauernicht. Je älter der Name ist, desto eher wird man die ironische Bedeutung des Imperativs annehmen dürfen.

Obgleich es bei der nun folgenden Zusammenstellung, welche sich mit den als eigentliche Geschlechts- oder Familiennamen imverativisch gebildeten Namen beschäftigen wird, angemessen erscheinen kann, die Eintheilung nach den verschiedenen Gruppen des innern Gehaltes einzurichten, so dürfte doch die alphabetische Folge den Vorzug verdienen, besonders da einzelne Namen, vorzüglich mit Rücksicht auf deren Beziehung, sich nicht ohne Schmierigkeit absondern lassen und jene äußerlich geregelte Folge jedenfalls eine leichtere und bequemere Uebersicht gewährt.

Der Name Abhau zeigt zwar den verhältnifzmäßig seltenen Fall, daß die Präposition oder das Adverb den ersten Theil des zusammengesetzten Verbs bildet, er kann aber nicht wohl anders als imverativisch erklart werden, da es kein Substantiv derselben Form gibt; aus alter Zeit wird Howaf, d. i. Hauab, nachgewiesen. Achtsnick hat ursprünglich Achtesnicht gelautet, aus welchem deutlichen Namen, wie Urkunden berichten, auch

Achtzig und Achtzehn, die heute verschollen sein mögen, merkwürdig umgedeutet hervorgegangen sind. Arbeitlang ist vermuthlich neuern Ursprungs.

Unter Bachenschmanz, entstellt Backenschwans, ließe sich Schwanz der Bache oder milden Sau verstehen, wie man Hasenzahl, Mäusezahl, Rattenzagel, Voszal hat (Zagel, Schwanz); allein weit mehr spricht die Deutung aus „Wachenschwanz" an, bewege den Schwanz, mag damit zunächst die Bachstelze, deren Benennung heute als Bachstelz und Bachstez in deutschen Familien auftritt, gemeint, oder unmittelbare Beziehung auf eine Person (vgl. später Weibezahl) behauptet werden. Beißengroll. Beißenhirtz, beiß den Hirsch, entstellt Beisenherz. Bellut. Besseroich. Beuthan, Benthan und Beuthin, Beythin, zu niederd. anböten, anboiten und inböten, inboiten, einheizen; vgl. Bötefür und Fürböter. Biethahn, beiß an; vgl. Streichhahn. Bindauf. Bitdendüvel, Bietendüwel, beiß den Teufel. Bleibimhaus, Bleibinhaus. Bleibnichtlang. Bleibtreu. Blivernicht, bleib da nicht. Bötefür, Bütefür, Ofenheizer, entstellt Bettführ. Brenneisen, Brenneis, franz. orüle-tsi-, Schmiedename. Brennemald, Brennmald, Waldbrenner. Bringemath. Bringezu. Bürneschür, verbrenne die Scheuer, jetzt öfters in Bornscheuer verwandelt. Buckup, von niederd. upbuLkeil, — den Kopf aufwärts beugen,

Dempmolf, Wolfbezminger; vgl. Schindewolf. Dienegott. Drabsanft. Drischaus, Drishaus.

Ehrenfried kann zwar sehr bequem imperativisch gefaßt werden, vergleicht sich jedoch ebenso auch altdeutschem Lrintriä; vgl. Giebfried.

Fahraus. Fallav. Fallum, ursprünglich Wirtshausname. Fangauf. Fassin. Fegebank. Fegebeutel, Fegbeitel, eigentlich Namen von Wirtshäusern; vgl. die Ortsnamen Vegesack und Vegetasch. Fegenteufel. Feghelm, Waffenschmied; vergl. Schmerdtfeger. Feinedegen, von dem veralteten feinen, fein machen, polieren. Fellnast, fälle den Ast. Fickenmirth, Fickewirth, hau den Wirt. Fillensack. Findeisen, Finneisen, Findeis, Fendeis, anscheinend Schmiedenamen. Findekeller, Zechbruder. Findeklee. Flickenschild. Flickschuh. Fliegauf. Fliegaus. Fressenteufel. Frettwurst. Führekranz. Füllbier. Fülleborn, Fülborn, Fileborn. Füllenbüttel, fülle den Beutel. Füllgrabe. Füllkrug und Füllkruß, Füllekrus. Füllmich. Fürchtdichnicht, Fürchtenicht, niederd. Früchtenicht, Fröchtenigt Früchtning. Fürchtegott.

Gerathewohl, Gratwohl, Gerothmohl, Grotwohl; entstellt, d. h. an neue Wörter angelehnt und zum Theil umgedeutet Grademald, Grotwahl, Grotewohlt. Geweg. Glaubtrei. Greiffentrog, Greiffentroch, Griepentrog. Greifzu. Griepenkerl, Uebername für Häscher, Gerichtsdiener, Bettelvögte.

Habedank, Habdank, Hadank, ehedem Danksagung. Haberecht, Rechthaber. Habenicht, Havenith, Habenichts. Habenschaden. Hablützel, der wenig hat. Hackauf. Hackbusch. Hackdentüfel. Hackenfeind. Hackspan. Hackstroh. Haltanderheide und Haltaufderheide. Haltaus. Haltein. Haschenteufel. Hassenkrug. Hastenpflug, Hassenpflug. Hassenmein. Hassesang. Haßdenteufel, Hastenteufel, Hassenteifel, Hassendeubel. Haßkerl, Hatenkerl. Hatenbur. Haueisen, Haueis, der die Rüstung des Feindes durchhaut, franz. Inillessr. Hauenhut. Hauenrand, Haurand, franz. I'älls^rav.ä, Rand als Schildesrand, Schild verstanden. Hauenschild, Haunschild. Hauschild, umgedeutet Hausschildt und Hauffschild, letzteresaus dem mittelalterlichen Howeschilt. Hauenstein, Haustein, Steinhauer; doch ist Hauenstein auch Name mehrerer Oertlichkeiten. Haunit. Hauto, Hautau, hau zu. Hebebrand, von heben gleich anheben. Hebeisen, Schmiedename. Hebenkrieg. Hebenschimpf, Spaßmacher. Hebenstein. Hebenstreich. Hebenstreit, Hebestreit. Hebentanz. Hegewald, Heegewaldt, Forstaufseher. Helpup, hilf auf. Hergenhahn, verheere, verwüste den Hagen. Hödenschild, erhöhe den Schild. Hoffendrunk. Hoffesommer. Hohlwein, Hohlwien. Holaus. Holup, halt auf. Höregott. Höruf. Huckauf. Hupfaufdleut. Huvfuf, Hüpop, Hippauf. Huschenbett, husch ins Bett. Hütwohl, Hützwohl.

Jagaus. Jagenmann, Jagemann. Jagenteufel, Jagendeubel. Juckenack.

Kaufauf. Kaufholz. Kehrein. Keifnicht. Kennegott. Kernftein, kehre den Stein, vor Alters Lsrumv6en8taiii, zur Bezeichnung des Brotbäckers. Keruth. Kiekhöfer, Kieckhäfer, entstellt aus niederd. kikSver, kiköver, guck über, zunächst wohl local. Kiesewetter, Wetterspäher, verunstaltet Kiesevetter (vergl. Schiervater neben Schier water), Käfewieder und wahrscheinlich Küßwieder. Kikuth, auch Ortsname. Klaubauf. Klebefattel, Clebsattel, Klebsadel, Glebsattel, Kleesattel, Beiname kecker Reiter. Klingebeil, Klingebiel, Klingsviel, laß das Beil klingen. Klingsvor, Klingspaar, von spor, Sporn. Klinguth. Klöfkorn, Kloevekorn, Kornspalter, Haarspalter. Klopfan. Klophaus, zu KlopKen, klopfen. Klopperdran, klopf da dran. Kochmohl. Kommallein. Kratzenstein. Kreuchauf, Krichauff. Krichenbauer, krieg den Bauer. Kuckein.

Lachnicht, Lachnit. Ladegast. Ladensack. Langguth, lang ut, lange aus. Laßleben. Lategahn. Lathmesen, Lattmesen, laß sein. Lauffher. Lebegott. Leberecht; aber I^uäderaKt fordert zugleich Beachtung. Lebfromm. Lebsanft. Legab. Legan. Legenstein. Lehrenkrauß, leere den Krug. Leidemit. Liedemith, Liedemeth, Lidemedt. Leidenfrost, vielleicht daraus entstellt Leibenfrost. Leidenkampf. Leidenkauf. Leidenrost. Lernbecher. Lernpaß, lerne besser. Leruth. Leschbrand, Löschbrand. Leuchtweiß, Leichtweiß. Lickfett, Likkefett, Liekefett. Lickleder, Lückleder, Spottname des Schusters. Liebegott. Liebegut. Liebenmirth. Liebetreu. Liesaus. Lobenmein. Lobmafser. Loopweg.

Machan. Macheleidt, auch Teufelsname im alten Schauspiel. Machemehl. Machenschein. Macherauch. Machetanz, Machedanz, Mackedanz, Magendantz. Machnick; vgl. Achtsnick. Mahlenbrei. Makeprang, Aufrührer, von dem ältern niederdeutschen prank, Unruhe, Mengein. Mengewein. Merkswohl. Mernfchatz, mehre den Schatz.

Nagengast. Nagenzaum. Nimmnicht. Nimsgern.

Piplies, pfeif leise. Preußendanz, entstellt aus dem altem Preisendanz — preise den Tanz.

Rabsilber, Rapsilber, von rapen, raffen. Naffegerst. Naffenfaö. Natswohl. Raufenbarth. Neckefuß. Regedanz, Redantz. Reintanz. Regenfuß. Reibeholz. Reibenschuh. Reibenstein, Reibstein. Neibetopf. Reichentrog. Reifenstahl, Riefenstahl, Nieffestahl. Reifenstein. Reifenstuhl. Reimkasten, räume, leere den Kasten, mittelalterlich Raumenkasten. Reißaus. Rennenkampf, Rennekamp, Rönnekamp; vgl. Renninsfelt aus alter Zeit. Richtentisch. Ringseisen, Ringseis, Ringeißen, ringe, schwinge das Eisen. Rininsland. Röckenzaun, errichte den Zaun. Röhrbein, Rohrbein, Rehrbehn, rühre das Bein. Röhrdanz, Rohrdanz; vgl. Hebentanz. Röhrhand. Rowedder, Rohweder, Rohmer, Rohwetter, ruh' wieder: vgl. den Wirtshausnamen Stawedder, steh wieder, in Holstein. Ruöaber, rück wieder, entstellt Ruckhaber und Rückgabe?. Rückeisen. Ruckenschuh. Ruckenstuhl, Ruöstuhl, vermuthlich einem beliebten Gesellschaftsspiel entlehnt. Rückforth. Rückfür. Ruckmich. Rühmekorb, Rühmkorff, Rumkorff, Ruhmkorf, Rumpfkorf, leere den Korb. Rumbauer. Rümenapf, Rümenapp. Rummfeld, Rumsfeldt, Rumpsfeld, Reimsfeld. Rummelandt, Rumland, Ruhmland, Raumeland. Rumschöttel, Rumschüttel, Reumschüssel, Raumschüssel, Reimschüssel, Ramschüssel. Rumstieg, Reimstieg. Rürup, Röhropv, Rehrovv.

Saufaus, Suvvus. Saugenfinger. Saumnicht, Sumnicht. Seumenicht, Sümenicht, Saumsnit, Sumsnit. Schaffenicht, Schaffganz, wunderlich entstellt Schafgans. Schaffrath, Schaffrott, Schaffenroth. Schauinsland, Schaunsland, ursprünglich lokal. Scheerbarth. Scheinemeiß. Schenkebier. Schenkhut, schenk aus. Scheuchenpflug, Scheinpflug; vgl. Hassenpflug. Scheuchenstuhl, Scheuenstuhl. Schicketanz, Schickedanz, Schicktanz, Schickendans, Tanzordner. Schieben HS bel, schiebe den Hobel. Schietenduivel, Schiedendüfel. Schindemolf. Schindhelm. Schladoth, schlag todt. Schlasmunter. Schlagdenhaufen, Schlagenhauf. Schlagenteuffel. Schlagintmeit, schlaginsWeite. Schlatau, schlag zu. Schluckebier. Schmeckebier, auch ein ehemals in Königsberg gefeiertes Abendessen und Biertrinken. Schmeckenbecher. Schmeckpeper, Schmeckpepel, Schmackpfeffer. Schmelzeisen, Schmelzeis. Schmieduth, wirf hinaus. Schnappauf. Schneidemind, Schneiderwind. Schneidemin, Schniemind, Schneemind, Schneidemendt, Schnödemind, franz. willevent, Landstreicher. Schnellenpfeil. Schnüran. Schötensack, schüttle den Sack. Schreckendüvel. Schreckengast, Schreckegast. Schröckenfur. Schuddefell. Schüddemage, Schüddemagen. Schunicht, scheue nicht. Schüthuth,Schüththut, schütte aus. Schüttenhelm, Schittenhelm. Schüttenkopf, Schüttekopf, Schüddekopf Schittelkopf, Schüttpelz, Schüppelz. Schutzbar, verdunkelt aus Schüttesper; vgl. 8KaKs8pSärs. Schmeigstill. Schweisguth, gleich Streusgut, wie man im Mittelalter den Verschwender nannte. Schmeisthal. Schwendenwein. Schmenkenbecher. Schwenkros. SchwindenHammer. Schwingenschuh. Schminghammer. Sengebusch. Sengeholz, Sennholz, Singeholz. Sengelaub,Sennelaub. Sengenmald, Sen.gewald, Sennemald, Senewaldt, Singewald. Sengenmein. Sengstacke, Sengstack, Sengstock. Settegast. Setzenstock. Setzepfand, Setzpfand. Setzkorn, Sezekorn. Siedentopf, Siedentop, entstellt Seidentopf, Beinamen des Kochs. Singeisen für Sengeisen; vgl. Brenneisen. Singto. Eitzum. Sitzmohl. Spalteholz. Spannan. Spannaus, Spannuth, Spanuth, Spanhut, Spannhut. Sparbrod. SparkSse. 'Svarnicht. Sparschuh. Sparwasser. SpSrhase, der den Hasen spürt. Spreizenbart. Springauf, Springob. Springenzaun. Spri nginreif. Springinsguth, Springsguth. Springsfeld. Standfest, Stehfest. Standop. ftüher hochdeutsch Standthauff. Staubesand, Stövesand, Stömesand, vielleicht entstellt Steifensand. Stechmesser, Steckmest, zur Bezeichnung desjenigen, welcher bei Trinkgelagen das Messer in den Tisch am Platz eines Andern steckt, damit der für ihn bezahle. Steig entes ch, im Mittelalter deutlicher Steigindtaschen, auf Raub bezüglich. Stelldichmohl. Stichdenteufel. Stichenwirth. Stillfchweig. Stoßnach. Streckdenfinger. Streckfuß, auch Beiname des Todes, wie Streckebein. Streich« n, Streichhan Streichhahn. Streißguth. Stürzekarn. Suchensteig. Suchenmirth. Suchland, Suchsland, Sökeland. ?üdekum, Sydicum, sieh dich um, ursprünglich ein Local.

Tanzwohl. Thudichum. Thugut, vorher Thunichtgut. Tillewein, vertilge Wein. Trauernicht, Trnrnit. Traugott. Treckan. Tredup, tritt auf, entstellt Tretopf (vgl. Hotovf, Hut auf). Treffenfchedl. Tretrop, tritt darauf. Treubleib. Trinkaus, Trinkhaus, Drinkhut, Trinksaus, Trinksüss, Trinks. Tunkein.

Vollenhals, fülle den Hals. Völlenbaum, fälle den Baum.

Wackerbarth, wahrscheinlich entstellt aus dem urkundlichen Waöebard. von macken, woher wackeln. Wakenhut. Wakop, Wakuv, mach auf. Warnkönig, schütze den König. Warnkros, wahre den Krug. Weckauff. Wegehaupt, bewege das Haupt. Wegemund. Wehrenpfennig, wahre den Pfennig. Weibezahl, Wedelschmanz, Schmanzmedler. Weibezahn. Wendhut. Wendleder. Wendschuh, Wendschuch. Wieschenbart, mische den Bart. Winnenpfennig. Wisbereit, sei bereit. Wüstenwald.

Zeigan. Zickendraht, Spottname des Schusters. Ziechnaus. Ziehensack. Zirngiebel, Ziergiebel. Zuckenmantel, Zuckmantel, Tuckmantel, Tückmantel, völlig verdunkelt Zuckermandel, auf Wegelagerei bezügliche Namen, zum Theil Oertlichkeiten. Zuckschwert, Zugfchmert. Zuckseisen. Zwickaus.

Es giebt nun aber neben diesen vielen unzweifelhaft imverativisch zu deutenden auch eine größere Anzahl heutiger Geschlechtsnamen, welche seit längerer, größtentheils bis auf die jetzige Zeit dem Bereiche der Jmperativnamen übermiesen worden sind, in der That aber eine abweichende Erklärung verlangen.

So bequem es ist. Glaubrecht und Liebrecht imverativisch zu fassen, so weigern sich dieser Deutung doch verschiedene Nebenfornien beider Namen, wie Klauprecht, Glubrecht, Klaub ertundLiebert, Leo precht, Laub recht. Der Name Glaubrecht ist vielmehr aus (Zlsuporälit (zu A>au, scharfsichtig, einsichtsvoll), Lieb recht aus I^iutpsralit (zu Hut, Volk) entsprungen, beide mit berskt, derdt (engl. bri^Kt)—glänzend zusammengesetzt. Gangauf bedeutet nicht ‚geh auf, sondem gründet sich auf (ZanFolk (umgekehtt Wolfgang), wie Baldauf, Bitterauf, Thierauf auf LalZolk, Litsrolf, ?iur«I5, Gebrat und Giebfried lauteten im Altdeutschen, der eine Name buchstäblich, der andere der Hauptsache nach, ebenso wie heute; an imperativische Fassung darf aber bei dem ersten Namen gar nicht, bei dem zweiten (vgl. Ehrenfried) nur vorübergehend gedacht werden. Hauhardt heißt nicht: hau stark, sondern es ist vielmehr, wie Hugart und Hanert, aus HussiKarZ hervorgegangen; vgl. Haubert, Haubold aus Hussudsrt. Uu^iimlä. Dem Namen Schmithals, welcher in weit von einander getrennten Gegenden Deutschlands, auch in der Schreibung Schmidthals, angetroffen wird, ist die unannehmliche Erklärung ‚schmeiß (triff) den Hals (des Hirsches)' zu Theil geworden; aber wie sich Bierhals,Goethals, Nachhals patronvmisch mit eingefügtem h zu Lernlcl, (Zocloslä, RacKolä verhalten, so Schmithals zu Smital aus Lmiäonlg. Daß Bockendahl, Buckendahl ‚beugihn nieder' bedeuten sollen, klingt unwahrscheinlich; mehr dürfte die Erklärung als „Buchenthal" ansprechen. Ebenso wenig wird Hupfeld als „hüpf ins Feld" zu verstehen sein, wohl aber, wie es bei Hopfeld der Fall ist, als eine Oertlichkeit. In Fahrenholz liegt nicht die Aufforderung ins Holz zu fahren; es giebt mehrere Oerter dieses Namens, welcher an sich Föhrenholz bedeuten kann. Die Erklärung von Tilgenkamp durch „tilge, zerstöre das Feld" verträgt sich schlecht mit Tellkampf und Telkamp, mit Tillenberg, Tellberg und Telgenhauer; unter Tilgenkamp und Tellkampf ist ein mit „Telgen" (tel^s, Zweig, Schößling, Steckling) bepflanztes Feld zu verstehen. Die Frage, ob Mackenthun „mach den Zaun" bedeute, erledigt sich dadurch, daß es einen Ort gleiches Namens gibt, der anders erklärt werden muß. Dasselbe läßt sich von Stemshorn behaupten, da so ein Ort im Hannoverschen heißt; die imperativische Fassung gemährt überdies kaum einen erträglichen Sinn. Ganz unvorsichtig ist Tolkemit, das ja auf einen gleichlautenden Ortsnamen verweist, als „sprich mit" verstanden worden; während Spaltenstein, obgleich ein Ort dieses Namens, an dem ohne Zweifel der Familienname haftet, nachgemiefen wird, sich leichter als Imperativ verstehen ließe. Bei Röhrmund, Rührmund liegt es doch näher an den Namen der holländischen Stadt Roermond als an die Aufforderung „rühr den Mund" zu denken. Daß Springmühl wie Springsfeld und Springs gut zu erklären seien, leuchtet nicht ein; wie Springborn, Springhorn, Springstein mit dem Substantiv Spring, Ouelle, zusammengesetzt sind, ebenso SpringMühl (eine Svringmühle liegt bei Heiligenstadt), deren Besitzer Springmüller, Svrinckmöller heißt. Der Auslaut des Namens Kreidebring hat veranlaßt, daß man einen Imperativsatz mit umgekehrter Wortstellung angenommen hat; aber das auslautende g steht für k wie in Finkenbring, Jgelbring, Klebring, Lehmbring, und Kreidebrink (Kreidehügel) ist selbst ein heutiger Geschlechtsname. Habekoft klingt freilich wie ein Imperativ, ohne daß der Sinn vollkommen deutlich wäre; aber ohne Zweifel liegt die aus' Havighorst, Havikhorst hervorgegangene Fonn Havekost, wie 4 Oerter in Norddeutschland heißen, zu Grunde. Wenn es wenig Glauben verdient, daß Mundhenk wie das ältere Hengentriel (Maulhänger) zu erklären sei, zumal da das Object voraufgeht, so läßt sich dagegen der Name, der auch als Mundhenke vorkommt, sehr wohl mit dem mittelalterlichen Beinamen Mittem munde^ vergleichen und als Henk oder Henke mit dem Munde verstehen. Keineswegs bedeutet Rennenpfennig „dem Pfennig nachrennend"; um 1300 hießen am Niederrhein gemisse leichte Münzen „Rennepenninge". Ebenso falsch ist die Erklärung von Stichtenoth, Stichnoth als: stifte Roth, Nothstifter; das niederdeutsche Wort entspricht dem hochdeutschen „Stiftgenoß". Schellhase, Schelhase,Schelhas und Scheelhaß enthalten schwerlich die Aufforderung den Hasen zum Weichen oder zu Fall zu bringen; zu Grunde liegt vielmehr das Adjectiv sckelle«, scheu, vor Furcht aufspringend, wie denn noch heute in der schwäbischen Mundart ein Pferd, welches ausreißt, gleichfalls „schellig", ein überall umherlaufendes Weib „die alte Schell" genannt wird. Hat die weit verbreitete Ansicht, Schlichtegroll sei als Imperativ zu verstehen, wenig für sich, so scheint durch die Form Schlichtkrull so gut wie bewiesen zu werden, daß Entstellung von „Krull" oder „Kroll" (Locke) in „Groll" vorliegt und daß diese Namen mit Schlichthaar, Reithaar, Glatthaar zu vergleichen sind. Nach den neuern Untersuchungen bezeichnen Stürzenbecher, Stürtzenbecker, Sturzenbecker, Störtenbecker, Störtebeker nicht imperativisch den Trinker, der den Becher hinunterstürzt, sondern es ist ein Trinkgefäß mit einer Stürze, ein Deckelbecher gemeint. Der Name Mutz enbecher, welcher den Klang eines Imperativs hat und auch so verstanden worden ist (putze, schmücke den Becher?), dürfte eher demjenigen gelten, der Mutzen oder Mutschen bäckt (vgl. Mutzschler); aber der in Westfalen vorkommende Familienname Mutzenbach, dem ja gewiß eine Oertlichkeit (vgl. Mutzenfeld, Mutzenhausen, Mutzenroth) zu Grunde liegt, weist doch stärker auf die locale Bedeutung auch des Namens Mutzenbecher (vgl. Eschenbecher, Weidenbecher) hin. In Lobedanz steckt kein Imperativ; das schon im Mittelhochdeutschen übliche Wort lodotlm?, welches einen Tanz meint, zu dem sich junge Gesellen für gemeinschaftliche öffentliche Lustbarkeiten verbunden und verpflichtet haben.ist mit dem ältern „loben" ?ür „geloben" zusammengesetzt. Auch Lösekann und Lösekrug sind schwerlich imperativisch zu verstehen, die Bedeutung des Verbums märe ohnehin kaum erklärbar; vermuthlich enthalten beide Namen das in der heutigen Schriftsprache verschollene Substantiv „Läse", Henkelgefäß, dessen a öfters in o übergeht und hierauf, vielleicht durch mißverständliche Zurechtlegung, auch zu ö geworden sein kann.

An die außerhalb des Bereiches der Personennamen vorkommenden imperativischen Bildungen darf es hier genügen nur mit einzelnen Beispielen zu erinnern. Die ältere Sprache hatte deren weit mehr als die jetzige; insbesondere in der volksthümlichen Literatur des spätem Mittelalters findet sich eine große Menge.

Unter den örtlichen Eigennamen, welche einen Imperativsatz enthalten, können zu denjenigen, die entweder als spätere Geschlechtsnamen oder zur Unterstützung der imperativischen Erklärung bereits genannt worden sind, noch folgende hinzutreten: Schlutup in Mecklenburg nahe bei Lübeck, umgedeutet aus „Slukup", dem ein älteres „Fretup" —, friß auf!° zu Grunde liegt; die holsteinischen Wirtshäuser Jappup (jappen, — nach Luft schnappen, aufatmen), Lurup (laure auf), Kruvünner (kriech unter); die süddeutschen Locale Paßauf. Sichdichfür, Traunicht, welche zur Vorsicht gegen Straßenraub mahnen; Luginsfeld und Luginsland; das Forsthaus Steurendieb in der Eilenriede bei Hannover.

Persönliche Begriffe werden bezeichnet durch Habenichts, Haberecht, Saufaus, Springinsfeld, Störenfried, Thunichtgut Wagehals. Bekannte Hundenamen sind Faßan und Packan; ein gewisser Vogel heißt Wendehals, zuweilen Drehhals.

Während es in alter Zeit eine größere Anzahl imperativisch gebildeter Pflanzennamen gab, ist der heutigen Sprache fast nur das Vergißmeinnicht gebieben; das Maiglöckchen wird hie und da Sprinqauf genannt; in niederdeutschen Gegenden kommt Klimo p — Mmm auf für Epheu vor.

Das sogenannte Stehmännchen, engl. «ork-tumdler, heißt auch Stehauf. Ein rascher Schlußtanz führt den Namen Kehraus, älter Kehrab.

Zu abstracten Begriffen sind geworden: Gerathemohl, Kratzfuß für Verbeugung, Lebewohl, Reißaus für Flucht, Stelldichein als gute Uebersetzung des französischen renäW-vous, Zeitvertreib.

Einige imperativische Benennungen, welche im Niederdeutschen wurzeln, werden in dortigen Gegenden von hochdeutsch Redenden häufig übertragen. So hört man in Holstein das insgemein so genannte Schlucken, das wiederholte laute Aufstoßen, gewöhnlich als Schluckauf, niederdeutsch Sluckuv, bezeichnen. Ein kleines Kind, mitunter auch ein unerfahrener, meist etwas vorlauter junger Mensch heißt Kikinnemelt und darnach in hochdeutscher Rede Guckindieroelt. Der Eigensinn, Leichtsinn und der Eigensinnige, Leichtsinnige werden Kehrdiannix und Kehrdichannichts genannt.

Schließlich noch die Bemerkung, daß der Blumenname Reseda und die jedem gebildeten Deutschen bekannten Wörter Facsimile und Factotum von lateinischen Jmperativbildungen herrühren.

Russische Secten.

von

Leopold v. Tacher-Masoch.

— kindheim'Wberhessen. —

I.

Einleitung. — Die Raskolniki. — Die Lipowaner. — Die Duchoborzen und ihr weiblicher Papst.

^s ist ein dunkles Gebiet, das wir betreten, dunkel in geistiger, in psychischer und physiologischer Beziehung; ein Gebiet, auf dem wir nicht vor einein einzelnen Mysterium, sondern vor einer ganzen Welt von Näthseln stehen. Die Erscheinungen, denen wir begegnen, lassen sich zum Theile, wenn auch nicht erklären, so doch beleuchten und verstehen, der größere Theil derselben bleibt uns aber unfaßbar und berührt uns zugleich unheimlich und märchenhaft.

Ehe wir uns mit den russischen Secten beschäftigen, ist es unerläßlich, sich flüchtig an den historischen Charakter der aus der griechischen Kirche von Byzanz entstandenen orthodoxen russischen Kirche zu erinnern. Keine der christlichen Kirchen ist so sehr in ihren Lehren und Formen gleichsam erstarrt, so in leeres Ceremonien - Wesen ausgeartet und dabei so finster, so unduldsam und so unbarmherzig wie die russische; in keiner Kirche ist der Clerus so entartet, so gesunken wie in dieser; in keiner die kirchliche Allgemalt eine so tyrannische wie hier, wo sie mit der weltlichen vereinigt ist, wo der Czar-Papst Geister, Herzen und Leiber von 80 Millionen Menschen gleich unumschränkt beherrscht.

Druck aber erzeugt Gegendruck, und Tyrannei erzeugt Rebellion. Es ist deshalb leicht begreiflich, daß keine Kirche so viel Abtrünnige, so viel Ketzer hervorgebracht hat, als die russische. Die erste Trennung erfolgte 1666. Heute zählt man über 200 Secten, und es entstehen täglich noch neue. Alle diese Secten wurden seit der Mitte des 17. Jahrhunderts strenge verfolgt, besonders unter Peter dem Großen, und erst unter Katharina II., der Philosophin auf dem Throne, zum Theil erst untei Alexander I. geduldet. Manche werden heute noch von der Staatsgewalt mit aller Strenge bekämpft. Trotzdem haben sie niemals abgenommen, sondern sich stets nur weiter verbreitet, und alle Mittel der Kirche und des Staates haben sich ihnen gegenüber ohnmächtig ermiesen.

Allen diesen Secten sind zwei große Züge gemeinsam. Zuerst greifen sie alle gleich den Reformatoren, die aus der römischen Kirche hervorgegangen, auf die Bibel, die Evangelien, das Nrchristenthum zurück. Dies ist das Band, das sie mit dem Westen verknüpft. Dann aber schöpfen sie alle aus dem dunklen Born, aus dem die asiatischen Propheten geschöpft haben, aus dem geheimnißvollen Urquell der Natur, dem die indische Lehre und die düstere Weisheit eines Buddha entstammen; und dies ist das Band, das sie mit dem Orient, seinen Räthseln, Geheimnissen und seinen dämonischen Mächten verbindet.

Ich werde hier selbstverständlich nicht von allen russischen Secten sprechen, sondern nur von den merkwürdigsten und einflußreichsten, und vor Allem von jenen, welche uns den überraschendsten Einblick in die große slaviscke Welt des Ostens gestatten, die dem Westen vorläufig als eine dunkle Macht stumm und drohend gegenübersteht.

Die erste Trennung innerhalb der russischen Kirche erfolgte, wie ich bereits gesagt habe, im siebzehnten Jahrhundert, Es mar Nikon, der Patriarch von Moskau, der Anlaß dazu gab, indem er 1642 verschiedene Neuerungen durchführte. Obwohl er an den Dogmen in keiner Weise rüttelte, nur die Bibel-Uebersetzung einer Revision unterzog, in den Gesang- und Gebetbüchern Aenderungen anbrachte und die Liturgie reformirte, lehnte sich doch ein großer Theil der Gläubigen dagegen auf und sagte sich nach langen Kämpfen auf dem Concil von Moskau 1666 von der orthodoren Kirche los. Diese Schismatiker nannten sich fortan Starovierzi, Altgläubige, während sie von der russischen Kirche Raskolniki, Ketzer, genannt wurden.

Anfangs repräsentirten sie gleichsam die alte Kirche, und nahmen eine ähnliche Stellung ein, wie heute die Altkatholiken gegenüber der römischen Kirche; doch im Laufe der Zeiten sagten sie sich mehr und mehr von der Kirche und vor Allem von dem Priesterthume los und zweigten sich in Lipowaner und Duchoborzen ab.

Unter Peter dem Großen starben viele Raskolniki den Märtyrertod. Katharina II gab ihnen eine gemisse Religionsfreiheit. Heute eristirt diese Hauvtfecte der russischen Kirche in drei verschiedenen Zweigen, als Raskolniki, Lipowaner und Duchoborzen, jedoch in zwei Hauptgruppen getheilt: in die Popowtschina, jene Sectirer, welche Popen, Priester, haben und die Bespopowtschina, die keine Priester hgben.

Die Altgläubigen halten noch in Vielem an der Kirche fest. Sie feiern ihren Gottesdienst in Kirchen, haben Priester, haben die Sacraniente und erkennen außer der Bibel auch noch die griechischen und russischen Kirchenväter bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts an. Zu ihren rituellen Eigenthümlichkeiten gehört, daß sie das Kreuz mit dem Zeige- und Mittelfinger machen, und daß ihr Kreuzbild achteckig ist, sowie daß sie das Hallelujah, nur zweimal singen und das dritte Mal: Lob sei Dir Gott!

Die Lipomaner haben keine Priester. Ein erwählter Aeltester, Starik, hält oen Gottesdienst ab und tauft die Kinder. Alle anderen Sacramente verwerfen sie. Sie verkehren nicht mit Andersgläubigen, erkennen den Czaren als Haupt der Kirche nicht an, leisten weder Eid noch Kriegsdienst und scheeren weder Haar noch Bart. Sie verabscheuen geistige Getränke und den Tabak. Ein Lipowaner, in dessen Hause ein vornehmer Gast ein paar Züge aus einer Cigarrette that, ließ dasselbe vom Dache bis zum Keller reinigen, fegen und scheuern.

Einige tausend Lipomaner kamen unter Joseph II. nach Ostgalizien und in die Bukomina, wo sie heute noch in abgeschlossenen Gemeinden leben. Sie haben sich seit Anbeginn so musterhaft gehalten, daß Kaiser Franz bei seiner Bereifung Galiziens ihren Aeltesten, einen achtzigjährigen Greis, eigenhändig decorirte. Seitdem sie da sind, seit mehr als 100 Jahren, ist kein Lipomaner bestraft morden. Sie waren in Oesterreich früher vom Heerdienst vollkommen befreit. Seit Einführung der allgemeinen Wehrpflicht dienen sie, da sie kein Blut vergießen dürfen, ausschließlich in der Sanitätstruppe. Statt des Eides wird ihnen bei Gericht nur der Handschlag abgenommen. Sie wohnen in hübschen, gutgebauten Dörfem, treiben Ackerbau und Viehzucht, handeln nur mit ihren Producten und sind in jeder Beziehung brave, friedliche und streng sittliche Menschen.

Ganz anders haben sich die Duchoborzen entwickelt. Sie nennen sich zwar Streiter des Geistes; aber bei ihnen hat der sinnliche Mvsticismus des Orients schon ziemlich kräftige Wurzeln gefaßt. Sie zweigten sich im 18. Jahrhundert von den Raskolniki ab und haben heute mit denselben fast nichts mehr gemeinsam. Anfangs wurden sie mit großer Härte behandelt und verfolgt; erst 1804 erlangten sie durch den milden Kaiser Alexander I. Religionsfreiheit. Sie wohnen zumeist in Taurien, doch findet man sie im ganzen Süden Rußlands, bis nach dem österreichischen Galizien hin verbreitet.

Ich hatte Gelegenheit eine Gemeinde der Duchoborzen genauer kennen zu lernen.

In dieser geheimnißvollen Secte spielt das Weib zuerst jene mächtige und räthselhafte Rolle, der wir in der slavischen Welt des Ostens auf Schritt und Tritt begegnen; es ist gleichsam die Sphinx, die vor dem Eingange des Tempels liegt. Die Duchoborzen verwerfen die Kirche, die Sacramente, die Priester und den Papst-Czaren; dafür haben sie einen weiblichen Papst, die sogenannte Gottesmutter, in der Gott sich den Gläubigen verkörpert, und welche zwischen ihm und ihnen vermittelt. Die Gottesmutter, welche ich kennen lernte, war die Tochter eines reichen Bauern, dessen Gehöfte jedem Edelmann Ehre gemacht hätte.

Sie empfing mich vor dem Hause, wo sie eben ihren jüngeren Geschwistern Befehle ertheilte. Es war eine seltsame Erscheinung; hoch gewachsen, majestätisch, mit einem von üppigem blonden Haar umrahmten, schönen, milden Madonnengesicht, glich sie in ihren rothen Bauernstiefeln, dem kurzen bunten Rock, dem langen hellblauen, mit weißem Pelzwerk besetzten und gefütterten Kaftan, den Kopf mit einein weißen Tuche turbanartig umwunden, die Brust mit Korallen und Goldmünzen bedeckt, mehr einer asiatischen Despotin oder einer schönen Sultanin, als einer Helligen. Sie führte mich in ihre Stube und gab auf alle Fragen bereitwillig Antwort.

„Wir haben keine Geistlichen und keine Kirche," sagte sie, „wir verwerfen die Sacramente und verehren auch die Heiligen nicht; dennoch wird uns Niemand das Zeugniß verweigern, daß mir duldsame, friedliche und arbeitsame Menschen sind. Unser erstes Gesetz ist die Gleichheit aller Menschen, aller Stände, aller Bekenntnisse; wir achten Juden und Mohamedaner, ebenso wie jede Art von Christen. Es giebt unter uns weder Herren noch Knechte, trotzdem sind alle Duchoborzen wohlhabend, rein und gut gekleidet. Unsere Frauen gelten als schön, sie sind alle fleißig, aber dabei stets heiter und hübsch angezogen. Die Gottesmutter ist das Haupt der Gemeinde, das Ebenbild Gottes auf Erden. Durch das Weib ist die Sünde in die Welt gekommen, deshalb kann auch nur durch das Weib die Erlösung kommen.

„Die Gottesmutter wird von der Gemeinde erwählt, wenn dieselbe durch Fasten und Gebet vorbereitet und vom Geiste erleuchtet ist, denn der Geist, das reine Licht ist noch mehr werth als die Bibel. Unser Glaube ist kein trauriger, er verdammt nicht Alles, was den Menschen erfreut, als Sünde. Wir dienen Gott, ohne die unschuldigen Triebe der Natur zu kreuzigen. Es ist Sitte bei uns, daß die Frauen und Mädchen und die jungen Männer sich an den Abenden versammeln, um leichte Arbeiten zu verrichten, zu plaudern und sich zu vergnügen."

„Eure Frauen sollen aber nicht sehr moralisch sein," warf ich ein.

Die Gottesmutter blickte mich mit ihren großen klugen Augen ruhig an. „Eigentlich legen mir der Ehe keine große Bedeutung bei," sprach sie, „denn der Wille zweier erwachsenen Menschen verschiedener Geschlechter genügt, um dieselbe zu schließen. Der Aelteste der Familie erklärt die Brautleute für vereint, und der Bund ist geschlossen. Ebenso leicht ist die Trennung der Ehe. Jene Triebe, welche die Quelle der Sünde sind, müssen an und für sich nicht böse sein, sonst hätte sie uns Gott in seiner Giite gewiß nicht anerschaffen. Statt also diese Triebe zu unterdrücken und auf diese Weise die Natur zur Empörung aufzustacheln, unterjochen mir sie, indem wir ihnen nachgeben. Wir erleichtern die Ehe, deren Schließung und Trennung, und wir machen aus der Liebe keine Sünde. So nehmen wir derselben den Stachel, hindern sie, jene Leidenschaften zu gebären, welche, wie Eifersucht, Haß und Neid den Menschen Unheil bringen, und helfen dem Geiste zum Siege. Wir gestatten dem Weibe jede Art von Putz, Tand und Vergnügen, sobald es seine Pflichten erfüllt und seine Arbeit gethan hat; deshalb lieben die Frauen unseres Glaubens die Arbeit. In aller Frühe, beim Lichte der Sterne stehen sie auf und bringen schon vor Sonnenaufgang Haus und Wirtschaft in Ordnung. Wenn sie sich dann hübsch angezogen mit Handarbeiten beschäftigen und Abends in Gesellschaft unterhalten, so geschieht Niemand ein Unrecht damit. Da die Trennung der Ehe so leicht ist, so ist es den Frauen leicht gemacht, die Treue zu bewahren; deshalb wird auch der Ehebruch bei uns sehr streng bestraft. „Von wem?" fragte ich. „Von der Gottesmutter," antwortete die schöne Heilige. „Aber es kommen selten Klagen vor, da die Duchoborzen gegen die Fehltritte ihrer Frauen, in Bezug auf Treue, sehr nachsichtig sind, wenn dieselben nur sonst ihren Pflichten nachkommen."

„Die Duchoborzen sind also überzeugt, daß Gott in Gestalt der Gottesmutter lebendig unter ihnen ist?" fragte ich weiter. „Gott ist in jedem Menschen lebendig," gab die Gottesmutter zur Antwort, „denn der dreieinige Gott offenbart sich uns nur in der Seele des Menschen, der Vater in der Gedächtnißkraft, der Sohn in der Weisheit des Verstandes, der Geist im Wollen; die Gottesmutter aber ist von Gott erwählt, um seinen Willen hier auf Erden zu vollziehen."

„Man beschuldigt aber die Duchoborzen, daß sie nicht sehr gottgefällig, sondern im Gegentheil ziemlich frei und weltlich leben," wendete ich ein. „Wir befolgen jene Moral die uns Christus gelehrt hat," erwiderte die Gottesmutter. „Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst, und was Du nicht willst, daß Dir geschehe, thue keinem Anderen. Unser Glaube lehrt uns auch das Ebenbild Gottes in jedem Menschen zu verehren. Erlösung bringt aber nur unsere heilige Lehre. Die ersten Menschen haben durch den Sündenfall das Paradies verloren. Es liegt ein tiefer Sinn in dieser Lehre, ein heiliges Geheinmiß, das ich jetzt enthüllen will."

Die Gottesmutter heftete die Augen auf mich und fuhr mit gedämpfter Stimme fort. „Die ersten Menschen aßen die Frucht von dem Baume der Erkenntniß und sahen plötzlich, daß sie nackt waren und schämten sich; das will sagen, sie bemerkten mit einem Male, daß der Geist und die Natur wie Tag und Nacht, wie Feuer und Wasser nichts mit einander gemein haben, und die Menschen schämten sich ihres Fleisches und suchten es seither zu verbergen, zu verleugnen, ja ihr Geist trat in seinem Hochmut!) demselben feindlich und verächtlich gegenüber. Dieser Zwiespalt in uns selbst ist der Fluch, der auf der Welt liegt; und das Paradies, aus dem die Menschen vertrieben worden sind, ist die Natur.

„Wir gewinnen aber das verlorene Paradies wieder, indem wir der Natur und ihren Trieben, statt sie zu kreuzigen, ihre ursprüngliche Unschuld wiedergeben. Derselbe Geist, der die Scham vor dem Leiblichen erzeugt hat, lehrt uns jetzt, sich dessen nicht zu schämen, was natürlich ist; denn Gott hat uns den Geist gegeben, um die Natur zu beherrschen, nicht aber um sie zu mißhandeln. Zur Erlösung ist das Weib daher auch deshalb berufen, weil im Manne mehr der Geist lebendig ist, im Weibe aber die Natur."

„Glaubt ihr an ein Fortleben nach dem Tode und an die Auferstehung der Tobten?" lautete meine nächste Frage.

„Wir glauben, daß die Seele schon vor diesem irdischen Dasein gelebt hat und auch nach demselben weiter leben wird. Am jüngsten Tage werden alle Menschen auferstehen, aber nur im Geiste; dann folgt das letzte Gericht."

„Aber hier auf Erden richtet die Gottesmutter an Gottesstelle," warf ich ein.

„So ist es," sagte die seltsame Heilige. „Die Gottesmutter ist an Gottes Stelle zu verehren, weil sie in seinem Namen hier auf Erden regiert, weil Gott sie erwählt hat, um die Menschen in das Paradies zurückzuführen. Sie allein kann die Sünden bestrafen oder erlassen, und ihre Gebote sind Gebote Gottes. Die Duchoborzen glauben weder an die Trinität, noch an die Gottheit Christi; sie erkennen weder den Papst, noch den Czaren als Oberhaupt an, noch die Heiligen. Sie haben keine Geistlichen, keine Heiligenbilder, keine Sacramente; die Gottesmutter allein ist unter ihnen als die Verkörperung des göttlichen Wesens und Willens."

An dem nächsten Sonntage hatte ich Gelegenheit, dem Gottesdienst der Duchoborzen und der Aufnahme zweier Neophvten beizuwohnen. Das Bethaus dieser geheimnißvollen Secte stieß unmittelbar an das Haus, das die Gottesmutter bewohnte und in dem sie Hof hielt. Der große Saal, in dem die Gemeinde ihre Andacht verrichtete, war ein einfach eingerichteter schmuckloser Raum. Es waren über 200 Personen in demselben versammelt, alle gut gekleidet, die Frauen sogar mit einer gewissen Koketterie. Außer mir waren noch mehrere Andersgläubige, und zwar Lutheraner und Katholiken, sowie ein paar polnische Juden anwesend. Die Männer standen links, die Frauen rechts nach dem Alter. Ganz oben befand sich ein hölzerner Tisch, auf dem Salz und Brot lagen. Als die Gottesmutter in einem langen Pelz von blutrothem Sammt mit kostbaren Marderfellen besetzt und gefüttert, goldgestickte Pantoffeln an den Füßen, den Kokofchnik, eine Art silbergestickte Tiara auf dem Haupte, an eine Moskauer Czarin aus der Zeit Iwans des Schrecklichen mahnend, hereintrat, warf sich die ganze Gemeinde vor ihr auf die Knie. Sie segnete sie und nahm dann auf einer Art Thron Platz. Auf ihren Wink näherte ich mich ihr. „Wie kommt es, daß Ihr Andersgläubige in Eurem Tempel duldet?" fragte ich erstaunt, denn ich mußte, daß die Raskolniki nicht so tolerant sind. Die Gottesmutter erwiderte: „Jeder, ob Christ, Jude, Muselmann oder Heide, kann an unserem Gottesdienste theilnehmen, denn der Mensch kann den Tempel Gottes nicht durch seine Gegenwart, sondern nur durch schlechte - Thaten entweihen."

Der Vorsänger trat jetzt an den Tisch und stimmte den Psalm an: „So spricht der Herr, der Gott Israels;" die Gemeinde siel jedesmal am Schlüsse im Chor ein. Als der Gesang zu Ende war, trat der Zweitälteste vor den Tisch und nahm den Aeltesten bei der Hand. Es mar rührend anzusehen, wie die beiden Greise mit ihrem weißen Haar und Bart und ihren ehrwürdigen Gesichtern sich zweimal tief vor einander verneigten und küßten. Hierauf trat ein Dritter zu ihnen, und sie verneigten und küßten sich alle drei. Alle Anwesenden folgten der Reihe nach ihrem Beispiel, zuerst die Männer, dann die Frauen.

„Was bedeutet diese Ceremonie?" fragte ich die Gottesmutter.

„Sie bedeutet," erklärte mir die Heilige bereitwillig, „daß man das Ebenbild Gottes in seinem Nächsten verehren muß, da der Mensch Gott auf Erden vertritt". Jetzt ergriff der Aelteste die beiden Neophvten an den Händen und führte sie zu dem Thron der Gottesmutter. Hier fielen sie auf die Knie, schlugen mit der Stirn dreimal zur Erde und küßten dann demüthig die Füße der Gottesmutter, während diese sie segnete. Nun erhob sich der weibliche Papst, richtete die Knieenden auf und führte sie zu dem Aeltesten, Alles mit einer Hoheit, um die sie manche Herrscherin beneiden konnte. „Ich bringe Euch zwei neue Brüder", sprach sie. „nehmt sie freundlich auf und achtet und liebt sie." Der Aelteste gab hierauf den Neophvten die Hand und küßte sie, und nach ihm küßten sie alle Anderen der Reihe nach.

Das eigentliche Mysterium der Duchoborzen erinnert an die sinnlich religiösen Feste der Astarte, der Griechen und der heutigen Drusen im Libanon. In allen diesen Geheimdiensten spukt die mystische Jungfrau des alten Orients, die sich in reinerer Gestalt in der römischen Kirche miederfindet.

Wie bei den Drusen eine lebendige Jungfrau auf den Altar gesetzt wird und der Gottesdienst zuletzt in eine wüste Orgie ausartet, so erinnert auch das Paradies, in das die Gottesmutter der Duchoborzen die Anhänger ihres Glaubens einführt, mehr an das Paradies des Mahomet, als an das Eden der heiligen Schrift.

Zwei Jahre nachdem ich die Duchoborzen besucht hatte, ließ die Gottesmutter einen treulosen Geliebten an das Kreuz schlagen. Das Gericht war nicht im Stande sie zur Rechenschaft zu ziehen, da sich Niemand fand,

der gegen sie Zeugnis; abgelegt hätte. Die Gottesmutter ist jedenfalls einer der überraschendsten Typen des räthselhaften Ostens.*)

Es ist begreiflich, daß eine solche mit despotischer Macht verbundene Stellung für hochfahrende Frauennaturen etwas verlockendes hat; es darf uns daher nicht wundern, daß in Rußland nicht selten vornehme Damen diese Würde bekleiden. So war unter anderen die Hofdame Katharina Tartarinow die Gottesmutter der Chlistowchifchen Secte der Adamiten. Sie starb 1856.

II.

Schaloputen — Wanderer — ökopzen — Himmelsspenoer.

Die Schaloputen, welche vorzüglich im Kaukasus zu finden sind, haben viele Aehnlichkeit niit den Duchoborzen. Ihre Dogmen stimmen mit denen dieser fast ganz überein, ebenso ihr Gottesdienst. Sie haben gleichfalls eine Gottesmutter, als „Erlöserin," als weiblichen Messias; aber neben derselben auch noch einen sogenannten „lebendigen Gott" männlichen Geschlechtes.

Außerdem kommt bei ihnen ein finsterer Zug morgenländischer Askese, eine an die indischen Fakire erinnemde grausame Selbstpeinigung hinzu, welche den Duchoborzen fremd ist. Eine bei den Schaloputen beliebte Marter ist es, sich an das Kreuz schlagen zu lassen. Andere schlafen auf Dornen, stehen barhaupt und barfuß in der Sonne, im Regen und Schnee; und andere lassen sich mit dem Kopf in einen Ameisenhaufen stellen.

Anfang 1888 berichtete die Kaukasische Eparchialzeitung, daß die sehr einträgliche Stelle eines lebendigen Gottes bei den kaukasischen Schaloputen in Folge des hohen Alters des jetzigen Inhabers derselben in Kürze vacant werden dürfte und daß sich zwei Candidaten um dieselbe gemeldet hätten. Einer dieser Candidaten, Antoschu, stammte aus dem Tambow'schen Gouvernement und versicherte den Schaloputen, daß ihn der noch lebende „lebendige Gott" zu seinem Nachfolger ausdrücklich gewählt hätte. Tiefer lebendige Gott ließ sich nämlich kurz vorher in Gegenwart seiner Anhänger und mehrerer hohen Personen an das Kreuz schlagen. Während er an diesem hing, standen dem Kreuze der Bewerber Antoschu und die Gottesmutter Amdotja Maxiinomna am nächsten. Allerdings, sprach Antoschu, sei das Väterchen, der „lebendige Gott," noch lebend vom Kreuze genommen worden; er werde aber ohne Zweifel doch bald in das bessere Jenseits hinübergehen und hoffe, daß die kaukasischen Schaloputen vorher ihn, Antoschu, als seinen Nachfolger anerkennen würden. Die Aeltesten der Schaloputen waren nicht sehr geneigt auf Antoschus Vorschlag einzugehen; aber es ge

*) Turgenjew hat dieselbe nebenher in seinem „König Lear der Stevvc" vorgefiihrt. Ich selbst habe die Secte der Duchoborzen und deren weiblichen Papst m einer Novelle: „Die Gottesmutter" eingehend geschildert.

lang diesem, sich bald unter den anderen Gläubigen einen Anhang zu verschaffen. Der andere Candidat mar Aleschu, ein Schaloput aus einein kaukasischen Dorf; Aleschu behauptete, er sei Christus selbst. Er habe zwar in Petersburg zuerst im Gefängnis; gesessen, sei aber dann freigelassen und zum Czaren geführt worden, der seinen Erlöserberuf anerkannt und ihm sogar ein Document ausgestellt habe, in welchen ihm der Titel „Christus" zugestanden worden sei. Welcher von den beiden Candidaten zum „lebendigen Gotte" erhoben wurde, ist mir nicht bekannt geworden.

Als eine neue Jncarnation des indischen Büßermesens erscheint die Secte der Wanderer. Diese haben das Hauptdogma, daß Gott die Herrschaft über diese Welt dem Teufel überlassen habe. Sie verabscheuen folglich alles Irdische als Teufelsmerk, sie verwerfen die Kirche, die Sacramente, den Staat, das Eigenthum, die Ehe sowie jede andere Gemeinschaft mit dem Weibe und die Arbeit. Blutvergießen ist in ihren Augen die größte Sünde; sie entziehen sich deshalb dem Kriegsdienst und nähren sich nur von Pflanzenkost. Der Wanderer verläßt Haus und Hof, Weib und Kind, und zieht ruhelos wie Ahasver durch die Welt. Sein Leben ist eine endlose Pilgerfahrt; er übernachtet unter freiem Himmel und stirbt unter freiem Himmel. Häusig belöd er sich noch init schweren Ketten oder trägt ein Holzkreuz auf dem Rücken. Das russische Bolk verehrt die Wanderer als Heilige und macht sich ein Verdienst daraus, ihnen unentgeltlich Speise und Trank zu reichen.

Turgenjew hat einmal einen solchen Heiligen vorgeführt, dessen mattervolle Pilgerschaft von einem schwärmerischen Mädchen getheilt wird. Ich selbst habe diese düstere Gestalt in dem Prolog zu meinem „Vermächtnis; Kains" und in der Skizze „Zwei Pilger" poetisch verwerthet.

Wir kommen nun zu der häßlichsten unter den russischen Secten, der einzigen, welche der gegenwärtige Czar Alexander III. in dein bei seiner Krönung erlassenen Toleranzedict von der Duldung ausgenommen hat. Es sind dies die Skopzen. Bei dieser Secte wendet sich die Askese direct gegen den Geschlechtstrieb. Im Gegensatz zu den Duchoborzen, welche die Natur zu unterjochen suchen, indem sie die Forderungen derselben befriedigen, wüthen die Skopzen in einer an Wahnsinn grenzenden Weise gegen die Natur. Die Natur ist ihnen das Werk des Teufels, und vor Allem ist Satan im Menschen selbst und zwar in jenen Theilen des menschlichen Körpers, welche zur Zeugung dienen, lebendig. Jeder Mensch hat zwar die Pflicht, ein Kind in die Welt zu setzen, damit das Menschengeschlecht nicht ausstirbt, da sonst Niemand da wäre, um Gott zu loben und anzubeten. Das irdische Dasein hat den Zweck, früher begangene Sünden abzubüßen. Der Skopze darf in der ersten Lebenszeit irren und sündigen; er hat ein so großes Sündenregister von früher her abzubüßen, daß es auf ein paar Sünden mehr oder weniger, die er hier auf Erden begeht, gar nicht mehr ankommt. So weit wäre die Skovzenlehre sehr bequem, aber nun kommt die entsetzliche Buße, welche jeder Skopze sich freiwillig auferlegt. Jeder Bekenner dieser mahnwitzigen Lehre muß eine Ehe schließen und ein männliches Kind in die Welt setzen. Gelingt ihm dies nicht, so wird es ihm zur Pflicht gemacht, die Ehe zu lösen und eine neue einzugehen, und dies so lange, bis er einen männlichen Nachkommen gezeugt, ebenso das Weib so lange, bis es einen Knaben geboren hat. Sobald der Mann einem Sohn das Leben gegeben, wird er entmannt; sobald die Frau einen Knaben geboren hat, wird sie zur weiteren Zeugung unfähig gemacht. Dieses Axiom ihrer Lehre stützt sich auf den Ausspruch de? Evangelisten Mathöus: „Sobald Dich Dein rechtes Auge ärgert, reiß' es aus" u. f. m. (V. 29. 30). Man findet diese russischen Eunuchen vorzüglich unter den Kaufleuten und erkennt sie leicht an der Beleibtheit, welche sie dann erlangen, und an ihrer bleichen Gesichtsfarbe.

Sie sind auch politisch gefährlich, denn sie nennen alle russischen Czaren seit Peter III. Pseudo-Czaren, wie sie den orthodoxen Gott der russischen Kirche einen Pseudo-Gott nennen, und sie beschränken ihre Propaganda nicht auf Rußland, sondern haben sogar einmal den wunderlichen Plan ausgeheckt, alle Völker des Erdballs zu kastriren. Damals waren sie nahe daran, in Nußland die Zügel der Regierung an sich zu reißen. Der eigentliche Czar ist nach ihrer Meinung Peter III., von dem sie annehmen, daß er heute noch unter dem Namen Andrej Jmanoff in Jrkutsk in Sibirien lebe, aber als Erlöser zurückkehren und, selbst ein Kasttat, Rußland im Sinne der Skopzen regieren werde.

Doch datirt die Lehre schon aus dem Jahre 1014, wo Arian aus Kiew sie begründete, und wurde um 1770 durch Andrej Jwanoff und Martyn Nodienoff gegenüber den Ausschweifungen der Duchoborzen erneuert. Die Skopzen behaupteten damals, Christus selbst habe in der Person Peters III. den russischen Thron bestiegen; und nach seinem Tode verbreiteten sie die Kunde, daß statt seiner einer seiner Adjutanten begraben worden, er selbst aber nach Sibirien geflüchtet sei. Als Paul I. den Thron bestieg, erschien der Skopze Maßon vor ihm und erzählte ihm das Geheimniß der Skopzen, daß nämlich sein Vater Peter IH. in der Gegend von Jrkutsk lebe.

Paul I. gab Befehl, denselben aufzusuchen, und schließlich wurde der Skopzen-Messias Andrej Jmanoff dort entdeckt und vor ihn gebracht.

„Wer bist Du?" fragte ihn der Czar.

„Ich bin Dein Vater, Czar Peter III.," antwortete der Skopie.
„Du lügst," rief Paul.

„Ich rede die Wahrheit, so wahr ich Jesus Christus bin," sagte Jmanoff.

Der Kaiser ließ ihn hierauf unter den Namen Neistwostnji (der Unbekannte) in das Obnichow-Hospital bringen.

Der Regierungsantritt des milden Alexander I. brachte den Skopzen

Befreiung aus den Kerkern, in denen sie schmachteten, und ein neuer Messias ihrer Lehre trat in dem Staatsrath Jelienski auf. Seinem Einflüsse gelang es Andrej Jwanoff zu befreien. Das Skopzenthum breitete sich in Petersburg, das Neu-Sion genannt wurde, aus und brütete den wahnsinnigen Plan aus, die Herrschaft in Rußland an sich zu reißen und sodann alle Völker zu kastriren. Bei jedem Amte sollte ein Skopzen-Prophet als geheimer Agent angestellt und Jwanoff dem Kaiser als „Lenker" beigegeben werden. Sein Kabinet sollte den Titel „Göttliche Kanzlei" erhalten. Jelienski legte dies Projekt dem Kaiser vor, der ihn dafür in ein Kloster sperren ließ. Dagegen führte Jwanoff die Propaganda in Petersburg offen fort und errang immer mehr Einfluß in den höchsten Schichten der dortigen Gesellschaft.

Erst 1820 gelang es dem Gouverneur Graf Miloradovitsch den Kaiser zn einem entschiedenen Einschreiten gegen die Skopzen zu bewegen. Jwanoff wurde nun gleichfalls in ein Kloster gesperrt, wo er 1832 starb. Für die Skopzen lebt er aber heute noch und wird so lange leben, bis er seine Mission, alle Völker des Erdballs zu kastriren, erfüllt hat. In Folge der Verfolgungen, denen die Skopzen seither ausgesetzt sind, hat sich ein großer Theil derselben in den Balkanländern, besonders in Rumänien, niedergelassen*). Ihre Zahl beträgt dort über 20 000.

Daß die russische Regierung im Rechte ist, wenn sie diese mahnsinnige Secte mit der größten Strenge verfolgt, läßt sich wohl begreifen. Die Skopzen werden entweder nach Sibirien geschickt, oder als gemeine Soldaten für Lebenszeit in das Heer gesteckt und jenen Regimenter einverleibt, welche in Asien die Grenzen des Kaiserreichs gegen die kampflustigen Nomaden der asiatischen Steppen zu vertheidigen haben. Ihre Lehre krankt an einem großen Widerspruch. Wenn es wirklich ein Gebot Gottes ist, die Natur zu kreuzigen, und ein besonderes Verdienst den Geschlechtstrieb zu bezwingen, so könnte dieses Verdienst nur im fortwährenden^ Kampfe mit der Natur und den Versuchungen der Sinnlichkeit erworben werden. Wo es keine Versuchung giebt, da giebt es auch keine Tugend. Indem die Skopzen Männern und Frauen jeden geschlechtlichen Verkehr, also jede Sünde unmöglich machen, richten sie sich den Weg zum Himmel doch allzu bequem her. Ebenso wenig ist ihre Lehre consequent. Wäre sie consequent, so würden sie überhaupt keine Kinder mehr in die Welt fetzen, sondern gleich mit Büßen und Entsagung beginnen und dieses ganze sündhafte Geschlecht aussterben lassen.

Unbegreiflich ist es, daß gerade Leute aus der besseren Klasse, wohlhabende, ja reiche und gebildete Menschen, dieser abscheulichen Secte angehören. Als im Jahre 1869 in Rußland eine Anzahl Skopzen entdeckt und vor Gericht gestellt wurden, befanden sich unter denselben mehrere

*) Vgl. den Orientartikel im Juliheft, Bd. 50, S. 101.

Red.

der reichsten Geldwechsler und Kaufleute, sowie Beamte und Lehrer. Die Skopzen boten Alles auf, un, den Fürsten Urussoff, den berühmtesten Vertheidiger Moskaus, zu bewegen, daß er ihre Sache vor den Schranken des Gerichts vertrete, was dieser gleich Anfangs entschieden zurückgewiesen hatte. Zuerst bot man dem Fürsten Urussow eine Million Rubel an, man legte sie ihm sogar auf den Tisch; aber der Fürst blieb fest, obwohl er kein Vermögen besitzt. Nun boten ihm die Skopzen, die das geheimnißvolle Netz ihres Einflusses über ganz Rußland breiteten und deren Fäden hoch hinauf, bis zu der Person des Czaren liefen, Ehren, Würden und Orden an. Als auch dies nicht gelang, wurde Urussoff eines Tages zu einem reichen Mann berufen, der angeblich sein Testament machen wollte. Aber statt zu einem Sterbenden, wurde er in einen Saal geführt, der vollkommen dunkel war, als er eintrat, und in dem sich, als er plötzlich hell erleuchtet wurde, ein ganzer weiblicher Olymp seinen Blicken zeigte. Hundert Mädchen, keine über zwanzig Jahre alt, jede schön und verführerisch, die eine schlank, die andere üppig, diese schwarz, jene blond oder rothhaarig, standen oder lagen in malerischen Gruppen umher; die eine verschämt abgewendet, die andere herausfordernd und eroberungssüchtig. Ein würdevoller Greis näherte sich dem Fürsten. „Sieh hier unsere schönsten Jungfrauen; erwähle unter ihnen, nimm jene, die Dir am besten gefällt, nimm Alle, die Dir gefallen, und wenn Dir Alle gefallen, dann wähle sie Alle — aber vertheidige uns, rette uns!" Aber auch die Reize der schönen Skopzinnen vermochten den Fürsten nicht zu bezwingen. Die Skopzen fanden keinen Vertheidiger und wurden schonungslos ver, urtheilt und bestraft.

Mehr als eine Tragödie mag sich innerhalb dieser Secte abspielen und den Augen der Welt verborgen bleiben. Ein Fall jedoch, der vor einigen Jahren an die Oeffentlichkeit gedrungen ist, mag dazu dienen, die Schrecken dieser Lehre schärfer zu beleuchten.

In einem Bade des Auslandes erschien eines Tages eine vornehme russische Dame, deren schmermüthige Schönheit Aufsehen erregte und die Männer magisch anzog. Viele huldigten ihr, aber ohne jeden Erfolg; sie schien die Strenge selbst. Da kam ein junger Franzose, dessen leidenschaftliche Liebe sie zu rühren schien; sie verkehrte immer intimer mit ihm, und er wagte zu hoffen, daß das Marmorbild sich für ihn beleben werde. Da, als er zu ihren Füßen lag, ein Wahnsinniger und Verzweifelter, als er sich vor ihr zu tödten drohte, da löste die Sphinx selbst das traurige Räthfel, das auf ihren stummen Lippen gleichsam versteinert war. „Ich kann niemals die Deine werden," sprach sie, „denn ich darf nicht lieben, mein Glaube verbietet es mir; und wollte ich auch dieser schrecklichen Satzung Widerstand leisten, ich wäre doch für Dich verloren, niemals kannst Du die Skopzin besitzen." Noch immer begriff der Unglückliche nicht; da riß die Russin ihr Gewand auf, und zeigte ihin die entsetzlich verstümmelte Brust. Im nächsten Augenblick machte sie aber mit einem Dolchstoß ihrem Leben ein Ende.

Minder widerwärtig, aber ebenso grauenhaft, ja vielleicht noch entsetzlicher ist die Secte der „Himmelsfpender", welche an die „Affaffinen", die mörderischen Boten des Alten vom Berge, an die indischen „Würger" und die im vorigen Jahrhundert in England ihr Unwesen treibende „Bande der Ersticker" erinnert.

Es liegt im Wesen dieser Secte, daß sie sich vollständig im Verborgenen halten, jedes öffentliche Auftreten, jede religiöse Handlung, sogar jedes Abzeichen vor den Augen der Welt vermeiden muß, um nicht dem Strafgericht und dem Henker zu verfallen. Gerade dies macht sie so gefährlich und gefürchtet. Es liegt in der Natur der Sache, daß man von ihrer Lehre, ihrer Kircheneinrichtung und ihrem Gotte.sdienste vorläufig nur Weniges erfahren konnte. Ein Hauptdogma ihrer Lehre ist die mystische Anschauung, daß nur diejenigen zur Seligkeit eingehen können, welche die Sünde des Daseins unter grausamen Qualen mit dem Tode gebüßt Habens sei es freiwillig, sei es durch die rettende Hand Anderer. .

Diesem Dogma entsprechend sind die Anhänger der Secte stets bereit, stets bemüht, die Sünder, welche nicht die eigene Buhfertigkeit zum Martyrium führt, unter den merkwürdigsten, erlesensten Qualen in das Jenseits, in das Paradies zu spediren; daher ihr Name „Himmelsspender". Sie sind stets gleichsam auf der Jagd nach Seelen, nach Menschen, die sie dem weichen Pfuhl des Genusses, den Armen der Liebe, dem Glänze der Ehren zu entreißen suchen, um sie unerbittlich dem Tode zu weihen.

Regelrecht, ihrem Ritus entsprechend, findet die blutige Erlösung nur dann statt, wenn es ihnen gelingt das Opfer ganz in ihre Netze zu ziehen und dann auf mystische Art verschwinden zu lassen, indem sie es als sichere Beute wehrlos, jeden Widerstandes unfähig, gefangen fortschleppen und dem Priester überliefern, welcher es vor den versammelten Gläubigen und Angesichts des Altares mit dem Kreuzbilde dem qualvollen Opfertode weiht.

Ehe es zu dieser feierlichen, rituellen Handlung kommt, welche den finstern Cultus asiatischer Gottheiten zurückruft, muß der Sünder eine allgemeine Beichte ablegen, und von dieser, von dem Maß seiner Fehltritte, hängt dann auch das Maß der Qualen ab, die über ihn verhängt werden, ehe er den Gnadenstoß empfängt. Die Himmelsspender scheinen in dieser Beziehung besonders erfinderisch zu sein und eine mahrhaft teuflische Scala von Grausamkeit bereit zu halten. Dieser rituelle Mord ist aber begreiflicherweise mit nicht geringen Gefahren für die ganze Secte verbunden. In Rußland kann man allerdings leichter Menschen verschwinden lassen als anderswo, und wo Entdeckung droht, spricht wohl auch der Rubel sein Wort, und die Himmelsfpender haben ohne Zweifel ebenso bedeutende Mittel zur Verfügung wie die Ekopzen; aber es giebt trotzdem zahlreiche Fälle, wo eine Entführung des Opfers zu den Unmöglichkeiten gehört. In solchen Fällen suZ,t der SeelenjSger sich das Vertrauen des Opfers, das er sich erwählt hat, zu erringen und die Sünden, welche dieses auf dem Gemissen hat, auszukundschaften. Darnach spricht er das Uttheil, welches er zugleich selbst vollstreckt, und zwar dort, wo es nicht angeht, dem Sünder die Wohlthat vorangehender Mattern ««gedeihen zu lassen, durch einen kräftigen Stoß in das Wasser, durch einen Dolchstoß oder Gift. Es darf uns nicht Wunder nehmen, daß auch in dieser Secte den Frauen die Hauptrolle zugefallen ist. Das sarmatische Weib ist hart, unbeugsam, von unglaublicher Thatkraft beseelt, eisig kalt und dort wo es nöthig ist, auch grausam. Es ist sehr begreiflich, daß gerade diese Secte vor Allein die Frauen zu ihren Werkzeugen erwählt hat. Erstens herrscht auch bei den Himmelsspendern die Ansicht, daß das Weib höher stehe, reiner und besser sei als der Mann; das sündhafte männliche Geschlecht ist es daher, das vorzugsweise die Opfer für den blutdampfenden Altar der Secte zu liefern hat. Und zweitens: wer wäre geeigneter, sündige Männer anzulocken, zu berauschen und schließlich gleich Opferthieren dem Messer mahnsinniger Priester zu überliefern, als schöne Weiber mit weichen Gliedern und harten Herzen? Deshalb suchen die Himmelssvender vorzugsweise unter dem weiblichen Geschlechte Proselyten zu machen und ihren blutgierigen Gott mit einer möglichst zahlreichen Leibmache verführerischer Amazonen zu umgeben, denen jede weibliche Schwäche, jedes Erbarmen fremd ist. Diese weiblichen Assassinen theilen sich in zwei Klassen, die Seelenfängerinnen und die Opferinnen.

Die Seelen fängerin betreibt die Menschenjagd mit allen Mitteln und Feinheiten weiblicher List und Koketterie. Sie lebt stets in größeren Städten, wo sie in der Regel als junge Wittme und Gutsbesitzerin aus einem fernen Gouvernement erscheint; sie tritt mit allen Allüren einer eleganten Dame auf und bewegt sich in der besten Gesellschaft. Sie lockt ihre Opfer durch ihre Neize und Toilettenkünste an sich, umstrickt sie mehr und mehr durch die Hoffnungen, die sie ihnen gemährt. Plötzlich ist sie nach ihrem Gute abgereist. Dies ist der entscheidende Moment. Schreibt der von ihr Umstrickte nur einen einzigen Brief voll Vorwürfe und voll Sehnsucht an sie, so zeigt sie sich sofort erweicht und lädt ihn ein, sie zu besuchen, wobei sie ihm alles irdische Glück verheißt. Folgt er der Lockung, dann ist er verloren; er betritt den einsamen Edelhof, dessen Herrin die Seelenfängerin zu sein vorgiebt, um ihn nicht wieder zu verlassen. Statt in den Armen der Geliebten findet er sich unerwartet in der Gewalt eines hinterlistigen Weibes, die ihn erbarmungslos ihren blutgierigen Schwestern, den Opferinnen überliefert.

Er wird nun in einem unterirdischen Gewölbe durch ewige Nacht. Hunger und Durst erst mürbe gemacht und dann, wenn er vollständig gebrochen ist, dem Priester vorgeführt, der seine Beichte hört. Er gesteht dann Alles, was er auf dem Gemissen hat, denn er ahnt noch nicht, in messen Händen er sich befindet, und hofft durch Reue und Buße feine Kerkerhaft abzubüßen. Wer jetzt ist er dem Tode geweiht. Die Gemeinde versammelt sich und spricht sein Urtheil. Die Zahl und die Größe seiner Sünden entscheidet über sein Schicksal. Finden die Himmelsspender, daß es schwer wird, für ihn das Himmelreich zu erringen, dann suchen sie aus der Legende der Heiligen die schrecklichsten Martern für ihn hervor, oder sie ersinnen neue, noch nicht dagewesene Qualen. Er wird hierauf in das hellerleuchtete, unterirdische Gewölbe geführt, in dem die Himmelsspender versammelt sind, von dem Priester förmlich dem Tode geweiht, und dann den Opferinnen überliefert, diesen weiblichen Tigerinnen, deren Augen mordlustig funkeln, während sie an ihre grausame Arbeit gehen. Der Unglückliche wird von denselben zuerst gefoltert, nicht selten mehrere Tage nacheinander, und zuletzt unter den entsetzlichsten Qualen zur höheren Ehre Gottes hingeschlachtet; und mährend die weiblichen Tigerinnen ihn zerfleischen, singen die übrigen Glieder der Secte Bußpsalmen, welche der Priester vor dem Altare anstimmt.

Manche werden in eine Art Zwinger gesperrt, in dem sie, wie einst die christlichen Märtyrer in der römischen Arena, von wilden Thieren, Wölfen und Bären zerfleischt werden. Andere werden an das Kreuz geschlagen, mit glühenden Zangen gezwickt oder dem Hungertode preisgegeben. Jene großen Sünder, welche erst noch gehörig gemartert werden sollen, hängt man an den Armen oder Beinen auf, man geißelt sie, sticht ihnen die Augen aus, oder hackt ihnen Hände und Füße ab und läßt sie, wie einst Semiramis die rebellischen Könige, gleich Hunden unter dem Tische, an dem die Himmelsspender ihr Liebesmahl halten, die Brosamen auflesen.

Die ^Himmelsspender selbst retten ihre Seele schon zum Theil durch die grausame Marter und den qualvollen Tod, den sie anderen Sündern zur Rettung ihrer Seele gewähren. Zuletzt machen sie aber trotzdem noch freiwillig durch einen glorreichen Märtyrertod ihrem Leben ein Ende. Das Wenige, das von dem Treiben dieser Secte bekannt geworden ist, verdankt man einem Offizier, der im Jahre 1852 von einem schönen Weibe auf ein Gut in Südrußland gelockt worden ist und dort bereits dem. Opfertode geweiht mar. Ein Bauernmädchen, dessen Mitleid er erregte, rettete ihn aus den Händen der grausamen Seelenfängerin und flüchtete mit ihm nach Kiew. Die Gerichte stellten, jedoch ganz vergeblich, Nachforschungen an. Man fand in dem betreffenden Hause nichts Verdächtiges und als einzigen Bewohner einen taubstummen Greis, aus dem absolut nichts herauszubringen war. Das Bauernmädchen verschwand bald darauf auf Mhselhafte Art. Der Offizier zog es vor seinen Abschied zu nehmen und in's Ausland zu gehen. Mehrere Jahre hindurch schien es, als ob es ihm gelingen sollte, dem rächenden Arm der Himmelsspender zu entgehen. Da fand man ihn eines Tages in Paris, in seinem Zimmer im Hotel, auf entsetzliche Art ermordet. Er lag halb angekleidet auf seinem Bette, an Armen und Füßen gefesselt, einen Knebel im Munde? Ohren und Nase waren abgeschnitten, der Rücken mit blutigen Striemen, die Brust mit Brandmalen bedeckt, die Füße abgehackt. Den erlösenden Gnadenstoß hatte er mit einem kurzen Messer bekommen, das noch in seiner Brust stak. Man wußte nur, daß eine verschleierte Dame Abends nach ihm gefragt und zwei Stunden später das Hotel wieder verlassen hatte. Ihre Spur mar und blieb verloren.

Auch unter den russischen Bauern macht diese Secte zahlreiche Proselvten. Von Zeit zu Zeit treten Propheten oder Prophetinnen derselben unter dem Volke auf, besonders in den nordöstlichen Gouvernements, von Orenburg u. s. w. Sie predigen die Feuertaufe, die Bluttaufe und die Wiederermerbung des verlorenen Paradieses.

Sie wirken Wunder, indem sie barfuß im Schnee waten und gleich den indischen Fakirs feurige Kohlen in den Händen halten. Sie kündigen an, daß der Antichrist da sei und die Herrschaft der Welt an sich reißen werde. Das einzige Mittel, dem ewigen Tode zu entgehen, sei freiwillig zu sterben. Ganze Gemeinden, von den Aposteln des Todes sortgerissen, ziehen in den Urwald, wo sie sich mit einem Dornenzaun absperren und unter Gebeten und Bußübungen dem Hungertode weihen. Andere Bekenner der grausamen Lehre verbrennen sich in ihren Hütten mit Weib und Kindern. Ein russischer Maler hat unlängst eine Scene dieser Art verewigt. Nicht selten schlachten Väter ihre Kinder. So wurde ein Bauer von dem Gedanken erfaßt, das Opfer Abrahams an seinem siebenjährigen Sohne, den er zärtlich liebte, zu wiederholen. Er warf sich eines Tages vor der aufgehenden Sonne nieder und erwartete die Erleuchtung. Eine Stimme billigte sein Vorhaben. Er band sein Kind auf eine Bank und schnitt demselben den Leib auf. Dann ergrissen ihn Zweifel; aber ein Sonnenstrahl, der auf den kleinen Märtyrer siel, bestätigte von Neuem feinen Wahn. Der Vater betete hierauf vor den Heiligenbildern, dann näherte er sich dem Knaben, der noch athmete. „Verzeihst Du mir?" fragte er.

„Ich verzeihe Dir," erwiderte das Kind.

„Sag': ,ich hoffe, daß Gott Dir verzeihen wird/"

«Ich hoffe, daß Gott Dir verzeihen wird," widerholte das Kind. Es waren seine letzten Worte.

Als die Nachbaren eintraten, fanden sie das Kind todt und den Bater auf den Knieen vor den Heiligenbildern; dies geschah 1871.

M. Prugawie hat berechnet, daß,seit Entstehung dieser Secte mehr als 10000 Personen, sei, es freiwillig, sei es gezwungen, den Opfertod gestorben sind, jene ungezählt, deren Tod nicht zur Kenntniß der Behörden kam.

III.

Bijtschi — purificanten — öteuerverweigerer — das Nest der frommen Leute.

Viel weniger schrecklich, aber auch mit einer gewissen asiatischen Grausamkeit tritt die Secte der Bijtschi oder Prügler auf, welche wie eine Verschmelzung der Flagellanten und Mannten erscheinen.

Daß die Prügel in Rußland überhaupt und speciell in der Liebe eine große Rolle spielen, ist bekannt. Es wird erzählt, daß eine vornehme junge Russin, die zu Anfang dieses Jahrhunderts an einen Franzosen verheirathet wurde, an der Liebe ihres Gatten zweifelte, weil sie niemals von ihm geschlagen wurde. Die russischen Czarinnen, besonders Elisabeth und Katharina II., liebten es zu schlagen und geschlagen zu werden. Zur Zeit der Letzteren befand sich ein sogenannter physischer Club in Petersburg, in dem Amors Geschosse durch die Knute ersetzt wurden.

Wie die Skopzen halten es auch die Bijtschi odet Prügler für unerlaubt mehr als ein Kind in die Welt zu setzen. Daß dieses ein Knabe sein muß, erinnert uns an eine deutsche Anschauung, die uns ., Professor Weinhold mittheilt. In Steiermark nämlich gilt ein Mädchen als Jungfrau, so lange sie nur Mädchen und keinen Knaben geboren hat.

Das Mittel, welches die Prügler anwenden, um, sobald einem Ehepaare ein Knabe geboren ist, die Geburt weiterer Kinder zu verhüten, ist indeß ein ganz anders, viel harmloseres als bei den Skopzen. Es besteht ausschließlich aus der Peitsche in schöner, kräftiger Frauenhand. Die Geißel und die Ruthe sind jederzeit als Züchtigungsmittel beliebt gewesen, zu allen Zeiten wurden sie aber auch mit ebenso viel Eifer als erotische Reizmittel benützt. Im ersten Sinne wurde die Geißel von den Asketen der ersten christlichen Jahrhunderte, den Mönchen des Mittelalters, von den zu Tausenden umherziehenden Flagellanten und der Inquisition angewendet. Als erotisches Reizmittel wurde die Ruthe, in Verbindung mit Pelzwerk, Katzenfellen schon von den Frauen von Lesbos gebraucht. Die edlen Römerinnen der Cäfarenzeit waren ebenso wie die Damen des Mittelalters mit den Wirkungen der Ruthe sehr vertraut. In unserer Zeit scheint das Schlagen der Männer besonders bei den Polinnen und Russinnen üblich; doch ist auch in Paris, in den Kreisen der höheren Demimonde, ein erotisches Spiel beliebt, daß man an der Seine jouor 1'ssclsvö, den Sklaven spielen, nennt. Es besteht darin, daß der verliebte Mann sich für eine bestimmte Zeit vollständig als Sklave in die Hände der Angebeteten giebt, welche ihn ganz wie ihren Leibeigenen mit Fußtritten und Schlägen traktirt. (Siehe Zola's Nana.)

Die russischen Bijtschi werden aber deshalb die Prügel als Mittel zur Seligkeit wohl nicht so leicht aufgeben. Schläge geben uni> empfangen scheint diesen Schwärmern verdienstlicher als irgend ein Werk der Nächstenliebe.

Auch hier dominirt das Weib. Es ist das reinere Wesen, dessen religiöse Pflicht es ist, dem unreineren, dem Manne, den Teufel auszutreiben. Ein Weib zu schlagen ist die größte Sünde, die ein Mann nach Ansicht dieser Secte begehen könnte. Die Männer werden von den Frauen geschlagen, die Frauen aber wieder von Frauen.

Sobald ein Mann sich verlobt hat, ist er auch schon der Peitsche der holden Braut ausgeliefert; und diese macht gem Gebrauch von derselben, gilt es doch das Seelenheil des Geliebten. Die meisten Schläge giebt es natürlich in der ersten Zeit der jungen Ehe, so daß bei den russischen Flagellanten die „Flitterwochen" eigentlich „Prügelwochen" heißen sollten.

Jeder Verkehr der Geschlechter außer der Ehe ist Sünde und wird strenge bestraft; ebenso werden jene Ehemänner, welche sich von ihren Frauen nicht bändigen lassen, noch besonders gezüchtigt, und zwar so lange, bis sie sich in ihr Schicksal ergeben. Zu diesem Zwecke werden förmliche Prügelfoireen arrangirt, welche den Charakter einer gottesdienstlichen Handlung haben. Nachdem der Aelteste den Sündern vor der versammelten Gemeinde eine Strafpredigt gehalten und sie zur Buße ermahnt hat, werden dieselben stehend an die hölzernen Säulen gefesselt, welche in dem Vorsaal des Bethauses angebracht sind. Die Männer und die älteren Frauen stellen sich nun an die Wand und singen einen Bußpsalm, während die jüngeren Frauen und Mädchen, jede eine kurze Peitsche in der Hand, paarweise ihren Einzug halten. Sie bilden einen großen Kreis um die Delinquenten, indem sie sich bei den Händen halten, und singen einige Zeit stehend den Bußpsalm mit. Dann beginnen sie zu tanzen, in einein sanften Rvthmus, der von Minute zu Minute wilder und leidenschaftlicher wird; und wenn dieser bacchantische Reigen seinen Höhepunkt erreicht hat, beginnen sie dem armen Sünder, die Knute schwingend, den Teufel auszutreiben.

Den Tanz als religiöse Uebung finden wir unter anderen auch bei den sogenannten tanzenden Derwischen, dann bei den Adamiten, die man heute noch in Böhmen in lauen Vollmondnächten auf einsamen Waldwiesen tanzen sehen kann. Ganz besonders entwickelt trat die Tanzmuth als religiöser Wahnsinn in früheren Jahrhunderten auf, wo Tausende tanzender Pilger die Lande durchzogen und nicht selten in den sicheren Tod hineintanzten, sei es von Bergeshöhen in tiefe Abgründe hinab, sei es in das Meer hinein.

Wir kommen jetzt zu einer Secte, welche vielleicht die merkwürdigste und interessanteste von allen ist. Es sind dies die Purificanten, welche Vorzugsweise in Sibirien ihren Sitz haben, in neuester Zeit aber auch in Finnland und Südrußland aufgetaucht sind. Ihr Hauptdogma ist die Oberherrschaft des Weibes. Das Weib ist hier nicht wie bei den Duchoborzen die lebendige Göttin, sondern die weltliche Herrin in jeder Richtung.

Das Frauenregiment ist so alt wie die Welt. Von der asiatischen Semiramis bis zur russischen Katharina, die beide ihre Gatten morden ließen, um die Zügel der Herrschaft an sich zu reißen, und weiter hinauf bis in unsere Tage ringt das Weib mit dem Manne um die Herrschaft. Zu ganz besonderer Blüthe war das Frauenregiment im Mittelalter zur Zeit des Frauendienstes gelangt, wo die ritterlichen Helden sich um die Wette zu den Knechten schöner Frauen machten, uud ihre Herrinnen in ihrem Uebermuthe so weit gingen, sie in Wolfsfelle zu nähen und auf sie Jagd zu machen, oder ihre Waschbecken von ihnen austrinken zu lassen; und dann nochmals zur Zeit der russischen Katharina, wo eine geniale Frau den Hermelin trug, eine zweite Präsidentin der Akademie der Wissenschaften mar und mehrere andere Regimenter commandirten. Eine religiöse Anwendung hat das Frauenregiment indeß vor den Purificanten nur einmal gefunden und zwar im Mittelalter in dem Orden von Fonterraur. Es mar dies das einzige Kloster, in dem Frauen und Männer gemeinschaftlich lebten, die Nonnen als die Herrinnen, die Mönche als die Sklaven derselben, welche ihren weiblichen Meistern Gehorsam schwören und denselben jede Art von Diensten, auch die niedersten leisten mußten, wenn sie nicht die härtesten Strafen erdulden wollten. In diesem Orden mar die Unterordnung der Männer unter die Frauen indeß nur eine Verschärfung der mönchischen Askese, in dem Sinne der Worte im Buche Judith: „Gott hat ihn gestraft und in eines Weibes Hände gegeben."

Bei den Purificanten ist es umgekehrt; hier soll der Mann durch das Weib zum Guten geleitet, veredelt, erhoben werden; ihm wird keine Strafe dictirt, indem man ihm das Frauenjoch auferlegt, sondern im Gegentheil eine Wohlthat erwiesen. Das Frauenregiment ist in Rußland etwas ganz Natürliches. Ein berühmter Ethnograph sagt: Wenn das Weib bei der romanischen Race dem Manne gleichsteht, so ist es bei der germanischen dem Manne inferior; bei den Slaven dagegen steht das Weib entschieden in jeder Beziehung über dem Manne. Eine russische Sage erzählt, daß, als Gott eine Biene nach Polen sandle, um den Menschen Geist zu bringen, die polnischen Frauen denselben vollständig verschlangen und für die Männer nichts übrig blieb. Man könnte dasselbe Märchen von den Russen erzählen. In der russischen Literatur spukt überall das Gespenst der Weibertyrannei, bei Turgenjew finden mir es vorzüglich in seiner herrlichen Novelle „Frühlingsfluthen."

Die Idee, von der die Purificanten ausgehen, ist folgende.

Durch das Weib ist die Sünde in die Welt gekommen und das Paradies für die Menschen verloren gegangen; aber gerade die Geschichte des Sündenfalles beweist, daß der Mann von Anfang an unter dem Einflüsse des Weibes stand, demselben untergeordnet war. Das Weib hat diesen Einfluß zumeist im bösen Sinn geübt und dafür Jahrtausende hindurch gebüßt, indem es dem Mann unterworfen war. Jetzt ist die Zeit der Buße zu Ende und der Augenblick der Erlösung da, welche nur durch das Weib erfolgen kann, da diesem Gemalt über den Mann gegeben wurde, mit ihm zu thun, was ihr beliebt. Die Welt wird in Kurzem eine andere, das Verhältnis; der Geschlechter umgekehrt werden. Das Weib wird den Mann, den Staat, die Kirche, die Welt regieren; denn das Weib steht über dem Manne. Es ist zur Herrin erschaffen, und der Mann ist bestimmt sein Sklave zu sein, ihm zu gehorchen und zu dienen. Die Regierung des Mannes hat nur Böses gebracht, Unfrieden, Haß, Kriege, Blutvergießen, Elend jeder Art. Die Negierung des Weibes aber wird Segen bringen, Frieden und Eintracht, Versöhnung, Liebe; die Welt wird wieder zum Paradiese werden.

Dieser Idee entsprechend ist das Hauptdogma der Purificanten, wie ich schon hervorhob, die Oberherrschaft der Frau im Staate, in der Kirche, in der Gesellschaft und in der Familie. Die Ehe ist bei ihnen kein Sacrament. Jede Verbindung, die Mann und Weib eingehen, ist heilig; nur wird es ihnen zur Pflicht gemacht, zusammen zu wohnen und zu leben.

Die Bekenner dieser Secte, ob sie nun in einer Ehe oder in einem anderen Verhältnisse mit einem Weibe leben, müssen einen Eid leisten, sich vollständig der Frau zu unterwerfen. Sie regiert das Haus, der Mann ist nur ihr erster Diener, ihr begünstigter Knecht; er muß sie verehren, ihr gehorchen, ihr dienen und ihr ein Mal in der Woche, vor ihr auf den Knieen liegend, seine Sünden beichten. Sie ertheilt ihm hierauf Vergebung oder legt ihm entsprechende Bußen auf, und wenn sie es nöthig findet, bestraft sie ihn. Bei den Purificanten regieren die Frauen die Gemeinde, ebenso gut wie die Familie; sie sprechen Recht, sie allein sind Lehrer und Aerzte.

Sämmtliche Frauen einer Gemeinde erwählen das weibliche Oberhaupt derselben, welches den Titel „Herrin" führt. Bei dieser Wahl geben Schönheit und Hoheit der Erscheinung ebenso sehr den Ausschlag, wie Verstand und Energie des Willens. Die Herrin trägt eine an die päpstliche Tiara mahnende goldgestickte Stirnbinde auf dein Kopfe. Man sieht sie nie zu Fuße, wenn sie öffentlich erscheint, sondern stets zu Wagen oder zu Pferde, von ihrer Leibwache begleitet, welche aus einer Anzahl junger Mädchen besteht, die nichts zu thun haben, als die Herrin zu bewachen und ihre Befehle, sowie die von ihr dictirten Strafen zu vollziehen. Denn eine Hauptaufgabe der Herrin ist es, darüber zu wachen, daß die Männer ihren Eid halten, und die Ungehorsamen zur Rechenschaft zu ziehen. Sie ist zugleich Oberpriesterin und oberste Richterin. Eine Anzahl männlicher Sklaven ist ausschließlich dazu bestimmt, ihr zu dienen und alle Verrichtungen in dem von ihr bewohnten Hause zu besorgen. Die Wirkungen dieses Frauenregiments lassen sich bis jetzt nur als sehr günstige bezeichnen. Die Männer dieser Secte werden allgemein als musterhaft geschildert, sie übertreffen alle anderen an Mäßigkeit, Friedfertigkeit, Fleiß, Arbeitsamkeit und Moralität. Man findet unter den Purificanten weder Säufer, noch Raufbolde, noch Diebe. Gemaltsame Verbrechen kommen bei ihnen überhaupt nicht vor. Ebenso wenig giebt es Bettler oder Vagabunden unter ihnen.

Es liegt in der Natur der sibirischen Verhältnisse, daß gerade in dieser Secte alle nur erdenklichen Elemente vertreten sind. Wie in jenem Lande, in Folge der massenhaften Verbannungen, alle Confessionen, Nationen und Stände des Ezarenreiches durcheinander geworfen wurden, so findet man auch unter den Purificanten Adlige, Kaufleute, Bauern, Juristen und Fabrikarbeiter, ehemalige Priester und Beamte, Gelehrte und Künstler, alle Schattirungen der Gesellschaft und der Bildung. So mar eine Gräsin längere Zeit hindurch Herrin der Purificanten. In Folge des Rufes, dessen sich diese Secte erfreut, kommt es nicht allzu selten vor, daß Frauen derselben beitreten, um sich von der Tyrannei oder den Lastern ihrer Männer zu befreien. Diesen bleibt dann nur die Wahl, sich von ihren Frauen zu trennen oder den Glauben derselben anzunehmen. Im letzten Falle kehrt sich die Sache sofort um und die resolute Frau hat das Vergnügen, ihrem bisherigen Tyrannen den Fuß auf den Nacken zu setzen.

Vor Kurzem erst vassirte eine ergötzliche Geschichte. Ein Cavitän der Infanterie nahm eine reizende junge Frau und zugleich seinen Abschied. Das glückliche Paar lebte einige Zeit friedlich auf seinem Gütchen; dann begann sich der Cavitän zu langweilen und in Folge dessen zu trinken, zu spielen und wenn er betrunken war, sein Weib zu mißhandeln. Eines Tages war dieses entflohen und, zwar zu den Purificanten. Der Gatte, dessen Liebe wieder erwacht war, folgte der Flüchtigen, und da sie sich nicht erweichen ließ, so trat auch er zu den Purificanten über und schwur seiner Frau Gehorsam. Bald verfiel er aber wieder in die alten Laster. Seine Frau bestrafte ihn, indem sie ihm jede Art von Liebkosungen untersagte und ihm die niedersten Sklavendienste anbefahl. Als er aber immer renitenter wurde, führte sie bei der Herrin Klage. Diese ließ ihn auf der Stelle durch zwei Mädchen ihrer Leibmache gefesselt in ihr Haus bringen. Hier wurde er so lange gefangen gehalten und mit der Knute tractirt, bis er vollständig gezähmt und reumüthig zu seinem reizenden Weibchen zurückkehrte. „Sie haben mich dressirt wie einen Pudel," pflegte er zu sagen, „es ist nur ein Wunder, daß ich nicht auch apportiren lernen mußte."

In neuester Zeit sind wieder zwei Secten in Rußland aufgetaucht, von deren Dogmen und Gebühren man bisher nur sehr wenig erfahren konnte, ja deren Namen man nicht einmal kennt, obwohl eine derselben bereits vor Gericht stand und mehrere ihrer Mitglieder nach Sibirien verbannt wurden. Diese letzte nennt man die Steuervermeigerer. Wieder ist es eine Frau, die an der Spitze steht, und diesmal sogar eine, die weder jung, noch schön ist. Die neue Prophetin Domanowa ist fünfzig Jahre alt und macht einen klugen und energischen, aber keineswegs bestechenden Eindruck; dennoch scheint sie große Macht über ihre Anhänger zu haben. Sie behauptet, Gott habe einen Geist zu ihr gesendet, der ihr befohlen habe, diese Lehre zu verbreiten. Ein Hauptsatz derselben lautet: wer bis zu Ende leidet, wird erlöst. Also wieder die indische Büßerphilosophie! Den Hauvtmerth legt Domanowa auf die Nächstenliebe; man muß den Armen helfen, Werke sind Alles, Gebete nichts. Man bedarf keiner Kirche und keines Priesters, lehrt sie weiter, das Hauptgebot ist: Niemand etwas zu Leide thun. Deshalb verweigern ihre An» Hänger den Kriegsdienst und leben nur von Pflanzenkost. Sie erkennen weder den Czaren, noch den Staat an. Der Kaiser hat nur eine bürgerliche Gemalt, aber auch diese ist mit dem Christenthum nicht vereinbar, da keine Macht über den Menschen ist, als Christus. Die Czaren sind seit Peter dem Großen, der eine Synode bildete und die geistliche Gemalt unter die weltliche stellte, nicht mehr Christen, sondern Heiden, denn die geistliche Gemalt soll über der weltlichen stehen. Deshalb soll man auch dem Czaren keinerlei Steuern oder Abgaben leisten. Es macht fast den Eindruck als sei diese Secte von den Nihilisten in das Leben gerufen, um die geistliche Autorität des Czaren und mit dieser auch die weltliche zu untergraben und die große Masse des russischen Volkes, welche nur religiösen Argumenten zugänglich ist, für die Revolution zu gewinnen.

Die zweite dieser neuen Secten nennt das Volk „Das Nest der frommen Leute." Sie existirt feit etwa 10 Jahren und hat ihren Hauptsitz in Bessarabien. Ihre Bekenner sind durchaus Bauern. Dieselben graben sich ein Grab in ihrer Hütte oder ihrem Garten und liegen darin, bis sie von Hunger und Durst überwältigt Visionen bekommen. Sie sehen Heilige, Engel und Dämonen; auch erscheint ihnen Gott, und diesem selbst beichten sie ihre Sünden. Das Grab wird mit einem hölzernen Deckel zugedeckt, in welchem eine Thür angebracht ist. Ein Luftloch bewahrt die Selbstpeiniger vor dem Ersticken. Dichtes Gebüsch umgiebt das Grab, und ein großer Hund dient als Wächter, um alle Profanen abzuwehren. Die Bekenner dieser Secte verkehren weder mit anderen Personen, noch untereinander, so daß sie in jeder Beziehung das Leben von Anachoreten führen.

5

Wenn wir am Schlüsse die in den herrschenden russischen Secten hervortretenden Tendenzen und Eigenthümlichkeiten resumiren, so ergeben sich folgende Hauptmomente:

1. In der großen ostslavischen Welt dominirt im Gegensatz zu der materialistischen Weltanschauung des Westens die indische Weitung Lebensverachtung.

2. In der slavischen Race sind die Volks-Jnstinkte keine kriegerischen wie bei Germanen und Romanen, sondern entschieden friedfertige.

3. Im Gegensatz zu der aristokratischen Natur der westlichen Welt ist die Natur der slavischen Race eine eminent demokratische; der Gemeinsinn herrscht in derselben ebenso, wie bei den Romanen und^Germanen das Streben nach Geltendmachung der Individualität.

4. Während der romanisch-germanische Westen um die Befreiung und Gleichstellung des Weibes ringt, führt das Weib im slavischen Osten heute schon factisch das Regiment.

Wenn wir uns diese vier Punkte, zugleich mit dem steigenden Einfluß der slavischen Race in Europa, in politischer, socialer und literarischer Beziehung, vor Augen halten, so kommen mir zu dem Ergebnis;, daß die nächste, große Umwälzung, welche unbedingt aus dem Osten kommen wird und muß, alle unsere Verhältnisse, ja unsere gcmzeZ Welt, weit radicaler umgestalten wird, als jede frühere, die französische Revolution nicht ausgenommen, und zwar ohne Völkerwanderung, ohne Weltkrieg, ohne Feuer und Schwert und ohne Guillotine.

Goethe-Erinnerungen einer Ienenserin.

INitgetKeilt von

Karl Theodor Gaedertz.

— Berlin —

^ der nachhaltigen Theilnahme, welche dic ^chrii: „.?ao

Z mann'scheHaus und seine Freunde" gefunden, in welcher Fritz

Frommann, der Sohn, seinen mit GoclKe eng ver'.m::?." Elten: und einem vertrauten Kreise ein schönes Denkmal gesetzt Hai. werden Aufzeichnungen von Alwine Frommann, der Tochter uns Schwester, allgemeines Interesse erwecken wegen der Persönlichkeit, deren liebenswürdige, geist- und gemüthvolle Erscheinung Vielen unter uns noi in frischer Erinnerung steht, sowie um des Inhaltes willen, durch d« Lichtstrahlen fallen auf berühmte Gestalten aus der klassischen Zeit ir Weimar und Jena.

Den Rath, Bücher zu schreiben, vor Allem ihre Memoiren, mies wiederholt zurück. „Nie mar ich ferner solchen Gedanken, nie mutzte iü besser, daß ich nicht schreiben kann," erklärte sie im Jahre 1838 eine?. Bekannten, der bei ihr war, um zu sehen, ob sie noch lebte. Gera>c damals führte sie eigentlich ein Leben nach dem Tode, geschieden von dc Welt, mit Sonne, Mond und Sternen in Gesellschaft, von guten Geisten unsichtbar umgeben.

Ihre an Barnhagen von Ense gerichteten Briefe, die sich, bisd: unbenutzt, im Original in der Handschriftenabtheilung der Königliche: Bibliothek zu Berlin befinden, bieten jedoch mancherlei Material, das nes< charakteristische, zartsinnige und lebenswarme Züge zu dem von ihren, Bruder entworfenen Bilde beiträgt, und zwar vornehmlich aus der letzten Evote Goethe's.

Alwine Frominann, einzige Tochter des Buchhändlers Friedrich Frommann und seiner Frau Johanna, geb. Wesselhöft, kam den 16. März 1800 in Jena zur Welt. Neben ihr und dem drei Jahre älteren Bruder Fritz wuchs in der Familie als Adoptivtochter die holde Wilhelmine Herzlieb auf, welche bei Alwinens Geburt bereits elf Jahre zählte.

Ein Jugendportrait Alminens hat Karoline von Wolzogen, geb. von Lengefeld, Schiller's Schwägerin, schon 1826 gegeben im ersten Bande ihrer „Erzählungen, von der Verfasserin der Agnes von Lilien." — „Das Stumpfnäschen" betitelt sich dies dichterische Bild, das unter dem Anspruch auf Feinheit und Zartheit nach Varnhagen's Gefühl roh und herb ist, die Erfindung darin widerlich. In der That zeigen ihre Briefe sie als eine tiefinnerliche Natur und von einer weit vortheilhafteren Seite: heiter, oft nicht ohne Humor, schwärmerisch und dabei doch praktisch, von reinster Herzensgüte, wahrem Seelenadel, klar und mild in Auffassung und Beobachtung von Personen und Verhältnissen, durch künstlerische Talente, Umgang und Lectüre hochgebildet, ihr ganzes Wesen verklärt gleichsam durch Goethe's Genius.

Die Jenenser nannten sie im Scherz „die Prinzessin." Nur die Nächsten sahen eben, daß bei dem wogenden Treiben — immer Freunde und Fremde, Musik, Vorlesung — im gastlichen Frommann'schen Hause das engste, strengste Arbeiten war. Sprichwörtlich hieß es „herzliebe" Arbeit, weil Minchen Herzlieb's häusliches Besorgen als Muster galt. Von Alwine sagte die Mutter einmal, sie wundere sich, daß in ihrer kleinen bewegten Seele schon so viel Stille sei, und dann wieder, daß in ihrem Kopfe statt Grillen nichts als Melodien steckten. Gesang wurde der Schmuck und Trost ihres Daseins; die Beschreibung, welche Rahel von Grüneisen's Gesang macht, paßt auch ganz auf den ihren. Außer in der Notenwelt lebte sie in der Malerei; Blumen und Arabesken gelangen ihr vorzüglich. Mit innigster Liebe copirte sie auch aus alten Meßbüchern die Initialen; sie war ganz andächtig dabei; und wenn sie bisweilen geneckt wurde, daß die Mönchs-Arbeit nun Nonnen-Arbeit werde, so erntete sie auch das Lob, es sei fromm gemalt.

Glücklich verfloß ihre Kindheit und Jugend, lebhaft versetzte sie sich noch im hohen Alter dahin zurück und zehrte an ihren Goethe-Erinnerungen. Einst gab es als Weihnachtsgeschenk eine Icterus, umFic». „Goethe und Riemer erbauten uns Alle damit und trieben es so eifrig wie eine Wissenschaft"*). Unvergeßlich blieb ihr Zacharias Werner neben der edlen Goethe-Erscheinung als Folie. „Ich stahl mich, sein Vorlesen zu hören, oft aus der Kinderstube und wurde doch immer wieder verbannt, weil mein krankes Köpfchen schon mehr als billig von seiner ‚Wanda^ verdreht

*) Davon erzählt auck> Louise Seidlcr in „Erinnerungen und Leben" S. 13.

war." Gern dachte sie an jene schönen Zeiten, „wo Goethe lange und doch himmlisch kurze Abende bei uns saß, besonders unter der Messe, wenn ich mit der Mutter allein mar, wo er oft von sechs bis zehn fast unausgesetzt allein sprach. Was konnten wir ihm geben, als leises Verstehen, tiefste Ergebenheit und festes Schweigen, worauf er bauen konnte." — „Wie ich Kind mar," gesteht sie einmal, „liebte ich Goethe, weil er himmlisch gut gegen mich war, weil ihn meine Eltern verehrten, weil er zu unserem Hause gehörte; dann als strenges scheues Mädchen von fünfzehn Jahren wandte ich mich vor Manchem in seinen Schriften etwas weg; nach und nach wich das, und als die .Wanderjahre' kamen, der prosaische Theil des .Divan' kam, da gehörte ich ihm ganz und so an, daß es seitdem nur wächst."

Trotz des „Strengen, Scheuen" hegte Alwine damals große Theaterlust und wünschte wohl Opernsängerin zu werden. Ob und wie Goethe über diese Mädchenpassion urlheilte, verschweigt sie, erzählt dagegen, daß er im Hinblick auf ihre vergeblichen Bemühungen die französische Sprache zu erlerneu*) den Ausspruch that, nur die Liebe zu einein Franzosen könne ihre Zunge lösen. „Verschone mich der Himmel gnädig mit diesem glücklichen Unglück!" Ihre seste, innigste Neigung war einem mackeren Deutschen zugewandt, den sie durch und durch liebte. Doch kam es zu keinem Bunde für's Leben. Almine blieb unvermählt.

Am 9. Se;tember 1831 verschied ihre treffliche Mutter, der milde gute Geist des Hauses, Licht und Wärme. Noch bis zuletzt wirkte sie liebend, opfernd, frisch für Andere; ein schneller Tod rief sie ab. Der Vater kränkelte ernstlich und lange, erholte sich aber wieder, so daß er am 13. März 1836 sein Handlungsjubiläum unter Theilnahme und Anerkennung von Großherzog, Universität, Stadt und Freunden sehr heiter gestimmt feierte, auch im April seine fünfzigste Messe in Leipzig besuchte. Darnach steigerte sich sein Leiden, Haut- und Brustwassersucht, und auch er entschlief am 12. Juni 1837. „Es mar rührend," schreibt Alwine, die treue Pflegerin, „daß er in den letzten drei Tagen wieder nur Goethe lesen wollte, der ein solcher Lebensstern ihm gewesen, und den er doch immer abgemehrt, das letzte Jahr, weil er nur ‚Neues' wollte. Halb bewußt. Einzelnes noch verstehend, saß er da, umgeben von vielen Bänden unseres Helden. Co ist inir auch lieb, daß es so still um ihn war, als der letzte

5) Sie stellte die französische Sprache hoch als Büttel und las gern französische Bücher, allein die Abneigung ihrer eigensinnigen Zunge war unüberwindlich. „Alle in Weimar und Jena um mich herum schwirrten in diesem Klang! bei Ottilie von Goethe wußte man freilich nicht, was man sprcch, Thurm zu Babel, das Ende des Gewirres war meist, daß sie mich an den Flügel führte und wir in einer Svrache, die alle Geister verstehen, uns bereinigten. — In Jena waren zwei Schweizerinnen, welche sich sehr abquälten, mir diese einzige mcingelnde Bollkcmmcnheit noch beizubringen; aber wenn ich sie nur sah, vergingen mir vor Langeweile alle Gedanken, zuerst die französischen."

Hauch entfloh. Der Abend ruhte über dem Garten, den er liebte? ich bat meine Geschwister, sich zu'erholen, da wurde der Athem schwächer, und noch ehe sie, gerufen, kommen konnten, hatte er fein Haupt nach einem tiefen Laut in meinem Arm zur ewigen Ruhe gelegt. Die schweren Kämpfe der letzten Jahre waren geendet, ein wunderbar gemischtes Leben für hier beschlossen."

Die Tochter unterzog sich der interessanten und auch mehmüthigen Arbeit, Papiere und Briefe des Verstorbenen zu ordnen, die ihr der Bruder übertragen; es waren viele Briefe darunter von Ebel, dem Schweizer Reisenden, Fichte, Schilling, Steffens u. f. w., und es gereichte ihr zur Beruhigung, Alles nach dem Willen des Vaters durchzuführen. Unbeschreiblich wohl thaten ihr auch Briefe der Mutter an den Vater mährend dessen Reisen 1826—27, aus denen eine Frische und Liebe, ein geistig immer angeregtes Leben ihr entgegenströmte, daß sie in ihrer warmen Nähe sich fühlte; viel über Goethe aus der Zeit, wo, wenn auch selten Auge in Auge, doch so manche liebe Botschaft noch hin- und herflog, einzelne Stunden bei ihm neues Leben gaben.

Dieser Schatz liegt dem Frommann'schen Buche zu Grunde.

Fritz bekam Handlung und Geschäftshaus, Alwine führte ein eigener Zufall wieder in das alte Frommann'sche Haus, wo sie vom ersten bis zum dreißigsten Jahre gewohnt hatte, und das in andere Hände übergegangen mar. Die Besitzer, gute Bekannte, ließen ihr drei kleine Zimmer ab und ein Stück des Gartens.

Schwere Verbindlichkeiten lasteten auf dem Verlag. Nur bei bescheidenen Ansprüchen konnte Almine unabhängig leben. Aber wenn sie sich ehrlich fragte, ob sie Alles, was an Menschen, Städten, Gegenden in ihre Jugend hineingeleuchtet hatte, nicht gekannt haben wollte und dafür das vom Vater dadurch Ersparte besitzen, so wollte sie doch nicht tauscheu und freute sich der reichen Vergangenheit. Oft bereitete sie sich in stiller Seele, sich als Vorleserin der alten Fürstin von Rudolstadt zu denken, einer von den Frauen, denen ein reiches und edles Leben unvergänglichen Schimmer gab, so schlicht auch ihre äußere Erscheinung war.

Nach Verlauf des Winters*) öffnete sich ihr unvermuthet ein Wirkungskreis in der Familie des ersten preußischen Cultusministers, Karl Freiherrn von Stein zum Altenstein, im einsamen, ländlichen Schöneberg unweit Berlin. „Warum gehst Du nur? Du gehörst ja zu uns," hieß es in Weimar und Jena. Oft wünschte man sie zurück, man wollte „Frau Minnetrost," die „Helferin" wieder haben. „Sie können ja eine ähnliche

*) Das Christfest bekam einen sehr ernsten Anstrich durch den Tod des auch Frommanns befreundeten Großherzoglichen Leibarztes und Geh, Hofrathes Johann Christian Stark des Jüngeren, der am 24 December Morgens starb, „schön und ruhig am Schlag im Schlas, gerade zn rechter Zeit, ehe sein Ruhm sank."

Stelle bei der Universität stiften, wenn Sie nicht ohne mich sein können," scherzte sie, und doch zog dabei Heimweh durch ihr Gemüth.

Die Trennung erfolgte im April 1838; am 23. traf Alwine im Hause des Ministers ein, dessen aufmerksame und verständnißvolle Gesellschafterin sie blieb bis zu seinem Tode, den 14. Mai 1840.

„Besitzen Sie den ‚Taugenichts' von Eichendorff?" schreibt sie im Sommer 1838 an Varnhagen von Ense in Berlin. „Mein Leben hat in guten Tagen so viel Aehnlichkeit mit feinem im Chaussee-Haus, daß ich wohl meinen Doppelgänger einmal durchsehen möchte." An Barnhagen gewann sie den geistigen Beistand, der sie über manche schroffe Kluft zu heben vermochte, wo es dem Einzelnen nur zu leicht schwindelt.

Bereits im September 1833 war die Bekanntschast mit ihm angeknüpft morden. Bei Frau von Wolzogen sah sie nämlich Varnbagen's Buch über seine Gattin Rahel Levin und trachtete nach einem Exemplar aus der Hand des Autors. „Danken kann ich Ihnen durch nichts als viele glückliche Stunden, die mir dann werden würden; denn wie ein guter und erhebender Hausgeist würde es bei mir wohnen, wie oft mich stärken, aufrichten und trösten, und wie wollte ich es lieben und verehren, das einzige Buch!*) Sie lächeln nicht über meine Bitte oder ungeschickten Ausdruck; wem als lebenslänglich Vermächtniß, als Segen das Gefühl bleibt, dieser Frau .die goldene Zeit° gegeben zu haben, von der die Prinzessin im .Tusso' spricht, dem können sich Frauen nur mit Vertrauen nahen. Das schmerzliche Gefühl, jener geliebten Gestalt im Leben nie mit stiller inniger Verehrung nahen zu können, steigert sich, wenn ich auch das, was ich so gern mit niein nennen möchte, nicht besitzen soll; mein Vater lebt in beständigen Klagen, daß er, der so viele der Ausgezeichneten kannte, die ihr genaht, ihr nie begegnet."

Nicht nur das Buch, sondern auch das Bild Rahel's wurde ihr, und es entspann sich ein reger, vertraulicher Briefwechsel. „Ich habe mir schon ausgedacht," heißt es in dem Dankschreiben, „wie ich das theure Bild vor manchen Augen und dem Staub schützen will; ich will's wie die Altarbilder mit einem anderen Bild zuschließen, und das soll eins von Goethe sein, was meine Mutter gezeichnet, mir unendlich lieb; kann ich sie besser behüten und beschützen?**) Von Rahel möchte man wohl ini vollsten Sinne

*) Mehrere Jahre später: „Heut ist mir mit einmal klar geworden, das; es nur ein Buch giebt, das mich »och in keiner Stimmung verlassen — ‚RaheI; es giebl Augenblicke, wo ich nicht Goethe, nicht die Bibel lesen kann — Rahel immer;" und über die Briefe von Rahel: „Welch eine Wohlthat waren sie mir, welche Fülle von Güte und Geist liegt da wieder in wenig Worten, wie Herrliches über Goethe, Tieck. Es war mir eine rechte Stärkung."

Tics Nahcl'Goethc-Bild, umgeben von Basen, war ihr thcucrster Schmuck und Schatz. „Wie ich noch lebte im gemeinsamen täglichen Denken und Empfinden mit der Mutter, hatte sie solche» Blumenschmuck neben dem Heilig-Schönsten, der Madonna della Sedia, aufgestellt."

Goethe's Wort auf Anna Amalia sagen: ‚DaS ist der Vorzug edler Naturen, daß das Hinscheiden in höhere Regionen segnend wirkt wie ihr Verweilen auf der Erde; daß sie uns von dorther gleich Sternen entgegenleuchten/ — Sie sagen, Sie hätten nie so auf bestimmte Tage gehalten; ich weiß nicht, an meinem Geburtstag hänge ich gar nicht, so auch nicht an bestimmten Festen, aber ich kann nicht läugnen, daß es Geburts- und Feiertage der Seele giebt, Andenken, die sich an solche knüpfen, an denen ich nur zu sehr hänge: so ist mir der Frühling immer Bewegung des Gemüths. weil sich die Erinnerung eines Frühlings von Neigung, Jugendlust, Wechsel von Gedichten von Gries und einem jungen Dichter, Zeichen von Goethe's Theilnahme, seiner Anwesenheit immer erneut — wenn sonst die Weiden grünten, kam er, märe es auch nur auf einen Tag gewesen!"*)

Noch in Jena fand ihre erste Begegnung mit Varnhagen statt. „Als Sie damals bei uns waren," schrieb sie ihm später, „reiste ich mit dem Vater gleich nachher nach Schmarzburg, Ilmenau u. s. w. Wie hätte ich Ihnen all die Schatten und Lichter meines Thüringer Waldes zeigen mögen — nur über solchen Wipfeln konnte Goethe dichten: ‚Ueber allen Wipfeln ist Ruh'!" — Auf Varnhagen's Klage, daß man so wenig Sinn für die ‚Wanderjahre' finde, antwortete sie überrascht: „Ich glaubte, nur hier müsse man davon schweigen, denn gerade über so Geliebtes, Verehrtes mit sonst reich Begabten gar nicht sprechen zu können, ist mein Jammer hier; und oft begreife ich es nicht, daß man nicht Trost, Erhebung, Erbauung, Alles darin findet, da es mir so ein heiliges Buch ist. Fast nie mag ich hier Goethe nennen, ich verstehe nicht zu widerlegen, und dann thut mir Vieles zu weh, ärgert mich auch wohl, wenn sie urtheilen und wenig von ihm kennen. Mit Meier**) konnte ich Alles sprechen, diese Bücher mit ihm lesen, und das kam mir wie ein reines Geschenk des Himmels nach der Mutter Scheiden, wo ich ein ähnliches Zusammenstimmen nicht mehr, nicht wieder gehofft."

Solches wurde ihr im reichsten Maße wieder durch Varnhagen zu Theil, vor dem sie bald kein Geheimniß hatte.

So gestand sie ihm auf die Forderung der Wittme Karl Ludwig von Knebel's, einige an sie gerichtete Poesieen desselben für den herauszugebenden Nachlaß beizusteuern: „Ich will es nicht thun — sie sind nur der dichterisch gesteigerte Ausdruck seines Wohlmollens, ohne sonst charakteristisch zu sein; mir wäre es nach meinem Wesen eine wahre Aufopferung und ganz unnütz, ich neige mich sehr zu den Worten des Dichters: ‚Es geht die Welt nichts an, Du kennst mich gut/ Ich habe aber Frau von Knebel Freiheit gegeben, mich bei Ihnen und Dr. Mündt

*) Eine andere Reminiscenz: Heute am 8. November und gestern kam Goethe — einer der Weimanschen Landesfeiertage.

**) Dieser hatte Jena verlassen und eine Professur in Gießen angenommen.

zu verklagen. Die Auszüge in dem kleinen Hefte, was Mündt herausgegeben, haben uns sehr interessirt; der erste Brief vom Großherzog iü herzerhebend. Einiges aus den Tagebüchern hat mich auch sehr angezogen und erfreut." Ein Jahr darauf, 1835, meldet Almine: „Knebel's Nachlaß hat hier in Jena viel Redens veranlaßt; besonders will Niemand die Liebe zu der Göchhausen begreifen, da man sich nur erinnert, daß er sie wie alle Anderen wie einen strengen, fast bösen Geist zu Gute zu halten gesucht. Mich interessirte Vieles sehr, und bei der Stelle, wo er das Holz anredet, das er in den Ofen legt, sah ich ihn lebhaft vor mir, den alten wunderlichen Humoristen. In den Briefen liegen recht viele Schatze. Der rothe Faden, der von Goethe ausgeht, ist mir auch da nicht verloren, und an dem hängt doch viel von meinem Leben."

An Karoline von Wolzogen bat Varnhagen 1836 einen Auftrag zu besorgen, wozu Almine Frommann sich freute: „Die Wolzogen ist so leicht verletzt und wie ein wenig eifersüchtig, wenn es Goethe und Schiller betrifft. Sie ist himmlisch gut für mich, ich liebe sie so, daß ich neulich ganz gefaßt blieb, als sie behauptete, es sei abscheulich, daß die Prinzessin im ‚Tasso' erst durch Koketterie ihn anziehe, um ihn abzustoßen nachher! ^ Ein solch Gemisch von Weltfrau und Kindes-Reinheit, Jugend und Alter ist gewiß selten oder einzig wie sie mit 72 Jahren." Aus derselben Zeit, 1836, heißt es: „Frau von Wolzogen ist geistig und körperlich erholt von einer Reise glücklich durch den Winter geschifft, ihr Wohlmollen als schönste Krone des Alters bewahrend," und im November 1837: „Schön ist der Schopenhauer Eifer, ihre Memoiren zu schreiben, die Wolzogen ist sehr davon eingenommen; sie selbst kommt selten zu ihrem Roman, ihre Kräfte nehmen sehr ab, so wenig dies in den geselligen Stunden erscheint, so tiefsicher geht es feinen Gang. Sie sieht viel und geme den Minister von Wangenheim, den wir Ostern verlieren, was bei seiner großen Regsamkeit ein Verlust für Jena; er ist noch eines der seltenen Exemplare der Enthusiasten, die immer sparsamer Herumgehn." Ueber den 1840 veröffentlichten Roman ‚Cordelia' urtheilt Fräulein Frommann: „Im Ganzen schwach, ini Einzelnen schöne edle Lebensblicke aus reiner Seele." In Bezug aus Johanna Schopenhauer berichtet sie im Lenz 1838: „Die Schopenhauer gab alle Winterabende ein rechtes Bild, beleuchtet von der Lampe eifrig an den Memoiren arbeitend, dicht am Ofen wie auf einer kleinen Oase sich mit dem Glanz der Vergangenheit die matte Gegenwart erhellend; denn welchen Lebenswechsel hat sie erfahren! Mir ist eS immer zu traurig, sich im Alter so um die äußere Existenz zu quälen/'

Die Uebersiedelung in die Nähe Berlins, Ostern 1338, unterbrach nur räumlich den Zusammenhang mir Weimar und Jena. „Die Fäden sind stark, die mich festhalten, auch an unser Schloß." Obendrein begrüßte Alwine in Berlin Bekannte, und bald hörte sie sich auch wieder „Fräulein Alwine" nennen, was ihr so gut klang, wie eine Ecke Heimat. Froriep, Seebeck, Passow, Rauch, Bettina Brentano, Charlotte von Kalb und andere den Mittelpunkt des geistigen, ästhetisch-literarischen Lebens bildende Persönlichkeiten wurden besucht, so oft sie aus Schöneberg in die Hauptstadt fuhr. Am häufigsten Varnhagen, dem sie wöchentlich, bisweilen sogar täglich Billette oder Briefe schickte, welche für die Culturgeschichte jener Zeit nicht bedeutungslos sind, interessant auch im Hinblick auf die politischen und kirchlichen Ansichten des Staatsministers Excellenz von Altenstein und eine Quelle für dessen bald zu erwartende Biographie.

Hier seien nur solche Aufzeichnungen abgedruckt, die im engeren oder weiteren Sinne, nach der einen oder anderen Seite hin als „GoetheErinnerungen" gelten dürfen. An verschiedenen Tagen schreibt Alwine Frommann an Varnhageni „Ich erwarte die Doctorin Seebeck, die zum Minister bestellt ist; es hat mir etwas Bewegendes, wie ich diese Familie hier miederfinde. Meine erste Kindererinnerung, in der Schlacht 1806 waren sie zu uns geflüchtet, *) — ich hatte keine andere Gespielen als die Töchter, das Leben hat ihnen viel aufgegeben zu lösen, alle bestanden 's, in ihrer verschiedensten Weise, stark." . . . „Ich hatte ein altes Versprechen zu lösen: Pas so ms ‚Um Mitternacht' vorzusingen; dort ist auch ein beständig stilles Goethe-Feuer, das nie erlöscht, in ihm etwas pedantisch wie er selbst, in ihr durchhaucht von aller Wärme ihrer ganzen Erscheinung. Er brachte auch die Stelle aus der Salzburger Chronik hervor, die mit „Hermann und Dorothea" **) verwandt ist. Endlich löste sich auch durch mein Singen die Scheu von Seebeck, und statt einer rauhen Baßstimme, die ich erwartet, klang mir der weichste Ton entgegen, Lieder, die Alles erschlossen, was er im Leben streng verbirgt. Er dachte wohl an alles vergeblich Erhoffte, an alles doch treu Bewahrte — wie ich, und so fang eins dem anderen die Seele frei und die Thränen in die Augen. Wir sangen erregt durch einander, und doch sang keins für das andere! Warum sind die Augenblicke so selten, wo wir Anderen unser Bestes. Tiefstes zeigen! Ist's Feigheit? ist's Mißtrauen? oder rechte Scheu?" ... „Und ich war bei Bettina. Sie war sehr gut, sehr freundlich — einzelne Blitze, spricht aber doch zu viel von ihrer Einfachheit, Natürlichkeit und Wahrheil —, über Ottilie von Goethe ist sie zu hart, weil sie Bestimmtes in ihrem Sinn von ihr verlangt, ... wo ist denn ihre unendliche Güte, wenn sie hier endet? Warum will sie, die Geistvolle, nur, daß man in einer einzigen Sorte Rock gut sein kann? Sehr schön sprach sie über den Großherzog Karl August, wahrhaft großartig über die Heygendorf, wie die sich hätte fühlen müssen, wie nicht jetzt nur immer nach allen Hof-Ehren lechzen und'trachten, aber auch ihr Gutes zu tief weggeworfen;

*) Vergl. Gocthe's Minchen. Auf Grund nngedruckter Briefe geschildert von Karl Theodor Gaederh. Zweite vermehrte Auflage. Bremen 1389. S. 24 folg.

**) Vergl. Goethe's Hermann und Dorothea. Erläutert von Heinrich Düntzer. Jena 1855. S. 2.

ich blieb beinah zwei Stunden. Sie kennen ihre Umgebung — die Papiere — den Staub — die untereinander gewürfelten Büsten —, aber man fühlt's doch durch und durch, wenn man eine Treppe herabsteigt, ob die Seele was mitnimmt oder nicht. *) . . . „Bei Edda **) sah Alles ganz festlich aus. Wie ich die Thür öffne, sieht mir ein blauer Kranz entgegen, es mar Alles zierlich und freundlich, wenig modisch — sehr eigen ein Zufalls-Arrangement — das Bett von Frau von Kalb weg und der Betthimmel über ihrem Lehnstuhl, sie selbst ganz geputzt auf diesem Thronsessel wie eine Fürstin aus anderer Welt. Vor und nach Tische hatte ich mit ihr Sologespräche, sie war sehr gestimmt und hat Merkwürdiges geredet. Und von wem hat mir Frau von Kalb nach Tisch erzählt? —von Corona!***) Es soll aber noch das Nähere in einsamer Stunde mir mitgetheilt werden, heute nur. daß sie sie aus's innigste geliebt. Alles verstärkt an ihr rühmt, was Andere andeuten, sie ist in Warschau geboren, ihr Vater ein Sachse; leider ist sie an furchtbarer Krankheit gestorben in Ilmenau — das letzte Scheiden ohne Schmerz, voll Sehnsucht nach Wärme. Der Grofzherzog hat Alles ausbieten lassen, ihr die letzte Zeit zu erleichtern; wie schmerzlich, das schöne Gebilde zu denken — leidend —, aber sie ist noch die letzten Tage in den grünen Thälern gewandelt." . . . „Heute war ich bei der Majorin Paalzow, fand eine schöne charakteristische Wohnung, gegenüber Monbijou, wie eine Insel, nichts prächtig in der Einrichtung, aber mit Sinn, — schöne Bilder, und die Frau, die mir so sentimental erschienen, — leidend an unheilbar schrecklichem Uebel — voll heiterer Einfälle, so daß auch ich ganz in Lachen und Scherz war. ehe ich es merkte ... Am Sonntag war die Paalzow bei mir, ich mag ihr weiblich liebevolles Theilnehmen sehr. Alles hat sie mit mir durchwandert, in jeder Sophaecke gesessen, sogar mit mir auf dem Bett, Alles war ihr recht. Scherz herrschte vor, doch auch zum erstenmal ernste Gespräche, über Humboldts viel und tief, mir merkwürdig, wie die verschiedenen bedeutenderen Frauen, die ich keime, sich solche leidenschaftliche Richtung, wie sie sie hatte, zurechtlegen; viel über sensitive Naturen gesprochen, über die Strafe, daß sie selten gleiche Stimmung halten, den Trost, Anderer Leid und Freud schneller und leichter mitzufühlen, zu verstehen; dazwischen waren wir fröhlich wie Kinder. Was

*) Uebcr Bettiiia's Briefe schreibt Alwine an Barnhagen: „Himmelsgedanken ziehn sich durch halb wahre Selbslbemerkungen, und man möchte all die echten, reinen «trahlen dieses seltsamen Gestirns festhalten."

Charlotte von Kalb's Tochter wohnte als Hofdame der Prinzessin Wilhelm ^ Mit der Mutter im Schlosz zu Berlin.

Die Kammersängerin Corona Schröter, Goethe'S Freundin. Noch zwei Notizen: „Ich wollte, Frau von Kalb ließe sich bewegen, etwa« über Corona aufzuschreiben, wenn auch halbe Phantasice», doch gewiß nicht unbedeutend." — „Bei Frau von Kalb fand ich keine Corona-Stimmung und warte günstiger Stunde,"

uns Beiden davon blieb, paßt selten unter Menschen. — Ihr Geist ist nicht bedeutend, doch läßt ihr selbst die Kalb (die sie gar nicht amüsirt), daß sie immer den edeln starken Sinn bewahrt. Ihr neuer Roman soll viel von der SevignS handeln — eigen, da sie gar nicht französisch lesen kann, ihr Eigentümliches doch kaum ganz wiederzugeben." . . . „Frau von Woltmann mar sehr freundlich, viel zu gütig und hat mir doch den unangenehmsten Eindruck gemacht; es blieb der Haupteindruck: die arme Frau! Sie sprach von Goethe gerade so, daß sie mich dauerte." . . . „Wie ich Rauch neulich sagte, daß ich bei seiner Erzählung von den Eisengießereien so an Goethe gedacht, mar er ganz erschreckt und rief: „Jch dachte auch an ihn!' So ist's überall, wo seine Gemeinde Echtes und Rechtes findet, sehen sie zu ihm auf und arbeiten im Sinn an ihn weiter. — Dagegen habe ich wenig Sinn für Stägemanns SonettenDenkmal; wie ein kaltes Marmorbild weht es mich an, ich sehe ein, daß viele Sonette schön sind, doch es ist mir fern. Die Liebe, die Goethe und Shakespeare uns geben, die fühle ich warm und frisch im Scherz und Ernst."

Ueber Goethe's Sonette, die Wahlverwandtschaften und Minne Herzlieb *) unterhielt sich Alwine Frommann viel mit Varnhagen, zumal sie schon im Juli 1838 aus Jena hörte, daß ihre ebenso schöne wie unglückliche Ziehschmester noch in demselben Monat zu Verwandten nach Berlin reisen würde. Bettina eignete sich die Goethe'schen Sonette sämmtlich zu. So fragt Alwine an: „Wir sprachen neulich von dem Gedicht von Goethe, was Bettina mittheilt, und ich finde eben das, was ich meine, an Minne Herzlieb (2tes) aus jener Zeit geschrieben. Spricht das ‚phantasiereiche Kind' von diesem? ich entsinne mich's nicht"; worauf der Freund mit „Ja" antwortet.

Am 27. Juli sahen sich die Schwestern in Schöneberg wieder. „Minne Herzlieb mar von Morgens neun Uhr bis Nachmittag drei bei mir, und da quoll denn Leid und Freud reichlich aus unseren Herzen hervor; sie fühlte durch meine Erzählungen und Ihr letztes liebes Blatt, was Sie ihr gönnten, sich durch und durch für Sie erregt und meinte, das sei ganz wie Goethe aufgefaßt und ausgesprochen. Ich möchte so gern, daß Sie Minne Herzlieb-Walch sähen, und weiß doch nicht, ob es Ihnen recht märe und sie Zeit findet, daß ich einmal mit ihr einen Moment zu Ihnen käme!" .Dies geschah vierzehn Tage darauf. Alwine schreibt am 8. August: „Ich bin sehr gespannt, ob Sie Minne noch sehen, aber immer froh, daß sie mit mir bei Ihnen mar, wollte auch, Sie hätten die Schwestern auf der Treppe reden hören, mag's aber nicht miedersagen. Das Geschick der drei unglücklichen liebenswürdigen Frauen, von denen wir sprachen gestern, hat

*) Alwine nennt sie stets „Minne", Goethe „Minchen". Ich verweise im Allgemeinen auf meine bereits citirte Monographie.

mich noch sehr beschäftigt; mit zweien*) habe ich ja den höchsten Jammer durchgelitten und durchgekämpft, eben so tief ich sie beklage, so sehr ich ihres Herzens Leid verstehe, muß ich doch sehr an Custine's Wort denken: „et tous 6<zux vonr subir Isur 8ort, c'sst-Ä-'Zirs, I« dsrQiörs oollssciuLllos äs Isurs caraotörss," Wenn ich denke, daß Minne, die so viel Leid gegeben und so viel Leid empfangen, noch ruhig heitrem Lebsn-Zab. schluß entgegenginge, wird mir ganz leicht um's Herz; doch ich fürchte mehr als ich hoffe. An ihr fühle ich recht, wie Liebe und Schmerz eng verbunden sind: der Kummer über sie hat meine Mutter früher in's Grab gebracht, und doch spreche ich so gerne mit ihr von ihr. — Hier den Alans mit vielem Dank zurück — ich möchte jetzt gleich mit Ihnen davon sprechen können — schön und traurig und den oben erwähnten Gedanken immer tiefer gefaßt; sonderbar daß er gerade gegen die Wahlverwandtschaften spricht **), da er gerade sehr mit Goethe zusammentrifft: .ich dächte, ich hätte schon in Eouard's Kindheit gezeigt, daß es mit ihm zu bösen Häusern hinausgehen muß'." — Mitte August reiste Minchen Herzlieb ab. „Vor Mittwoch, wo ich sie noch zum Eilmagen geleiten will," meldet Almine dem Freunde, „komme ich nicht wieder nach Berlin. Da fürchte ich wirklich, daß Sie mich ganz aus den Gedanken verlieren, und sende Einiges, mich darin zu halten. Der kleine Aufsatz ist zwar nicht über die Wahlverwandtschaften, die uns beschäftigen, doch durch ein Gespräch über sie angeregt und möchte Sie einen Moment interessiren. Ottiliens Blätter, glaube ich, hat sie kaum aufgehoben, — ich muß so viel an sie denken jetzt! Minne geht Mittwoch, obwohl sie bis den Löten Urlaub bekommen, sie sehnt sich aber so hin, daß sie dies den Ihrigen hier nicht gesagt; die liebe Seele ist eins der wunderlichsten Gemische."

Wieder einmal wurde bei Minchen H.'rzlieb, verehelichte Walch, in der Ferne die Sehnsucht nach Jena übermächtig, und sie sühlte sich stark genug, um zu ihrem Gatten zurückkehren zu können. Da hielt sie nichts; fürchtete sie doch sonst vielleicht im nächsten Augenblick wankend zu werden. Neue Beiträge zur Beurtheilung des verhängnißvollen Bundes mit Professor Walch bieten nachstehende Stellen aus Briefen Alwinens: „Ueber viel Gutem ist doch ein schwarzer Flor durch den Gedanken an die armen Zwei, die sich quälen. Ich bin wie gelähmt durch einen Brief meines Bruders über Walch's, — nicht helfen können, ist rechte Qual." (27. August 1838.) „Gestern kam ein Brief von Walch, es steht schlimm, aber nicht so schlimm, als die schlaflosen Nächte, wo man doppelte Sinne hat, sie zeigten. Sie

Minne Herzlieb und Ottilie von Goethe. **) Ueber Goethe's Ottilien-Roman merke ich hier Folgendes aus einem Briefe Mvincns an: „Sollte denn die Großherzogin die Wahlverwandtschaften nicht verdanrmen? In Weimar und Jena sind sie wenig geliebt; Freundinnen haben sie gelesen, eigentlich mit Widerwillen. Ackermann kämpfte dafii r, da horchten die Damen, Er der Strenge. Ernste!"

wechselt in der Stimmuno, und er hält sich fern, sowie die ungünstige vorherrscht, auch ist ihr nichts in den Weg gelegt, als sie reisen wollte, da hat sie es gleich aufgegeben; jeder Moment, wo sie heiter ist, beglückt ihn sehr." (5. September.) „Von Minne Herzlieb-Walch habe ich einen traurigen, aber milden Brief, sie spricht nicht von gehen, aber von der Freiheit und Möglichkeit, wenn es ihr nicht gelinge, sich zu finden. Das ist der bittre Tropfen in der Freude! Die Arme, Liebe, die nicht mehr recht froh werden wird, so oder so." (7. September.) „Heute ist der (50.) Geburtstag der armen Minne Walch — wie schwer wird ihr Herz sein!" (22. Mai 1839.)

Im Sommer 1839 schwebte Fritz Frommann's Tochter Minchen in Todesgefahr, Monate lang. Da war's Minchen Herzlieb, welche nicht von dem Bette ihres Pathenkindes wich. „Minne hat uns in unserer Roth mit einer Treue, Liebe, Freudigkeit und Kraft beigestanden, die wir ihr nie genug danken können," schreibt der Bruder. „Ja, Niemand pflegt wie sie."

Unrnnuihet wurde Alwine Mitte September desselben Jahres nochmals dmch einen kurzen Besuch Minchens überrascht. „Denken Sie mein Erstaunen," meldet sie an Barnhagen, „als ich dieses Blatt, in's Ministerhaus eintretend, empfange; ich habe sie gebeten, den ganzen Tag zu bleiben, ich weiß nicht, ob sie es kann, und ob Sie sie wiedersehen mögen — ihr und mir könnte Ihr Kommen nur lieb sein — ich werde so wenig als möglich mit ihr von dem Leid reden. Meine Schwägerin schreibt trostlos, sie zu verlieren." Nach der Abreise: „Der arme Walch denkt an ihr Wiederkommen und sie auch zuweilen." (27. Sept.) Obgleich gute Kunde eintrifft, daß Minna wieder ruhiger geworden, so gelangt doch Almine zu der Ueberzeugung, daß es eine Qual sei, aus der Elend nach allen Seiten hervorgehe, und klagt: „Armes, zerrissenes Leben!"

Dasselbe ist bekanntlich an die Oeffentlichkeit gezogen und ihr Verhältnis; zu Goethe und zur Ottilie der ‚Wahlvermandtschaften' sehr verschieden aufgefaßt morden. Nach dem Erscheinen von Lewes' Goethebiographie schrieb Almine, die sich im August 1856 zu Jena aufhielt, an Barnhagen: „Viel Plage haben wir vor Anfragen in Bezug auf Lewes' Aeußerungen über Minne Herzlieb, und aus einem hingehauchten Anflug lieblicher Neigung wird ein ganz anderes Verhältuiß, was nie so existirte." Allerdings nicht so, wie Lewes, Stahr, Hesse u. A. fabeln, aber auch nicht so, wie die obige poetische Auslegung uns könnte glauben machen. Man muß

immer bedenken, daß Alwine zur Zeit der vielbesprochenen Liebesepisode erst sieben Jahre zählte, Minchen Herzlieb dagegen verschwiegen und verschlossen war und blieb, nur einer auswärtigen Busenfreundin gegenüber offen. So sind ihre an Christiane Selig gerichteten Briefe, die meiner Schrift „Goethe's Minchen" zu Grunde liegen, einzig maßgebend und würden noch überzeugender, beweiskräftiger sein, wäre nicht ein wichtiger Theil abhanden gekommen.

Neben Minchen Herzlieb taucht Goethe's ältester Enkel Walther in Berlin auf, mehrmals, zuerst im Mai und October 1838. Almine Frommann mar innig beglückt. „Wir haben uns immer gegenseitig auf der Straße wieder zurückbegleitet, so quollen Fragen und Namen übereinander; es ist ein lieber, ernster Leichtsinn!" Walther, damals zwanzig Jahr alt, studirte Musik, anfangs bei Felir Mendelssohn und Weinlig in Leipzig, dann unter Löwe in Stettin, zuletzt in Wien. Bettina sagte von ihm, er hätte wahre Musik in sich, hätte aber nicht zu den Schulmeistern gehen sollen. Im Sommer 1839 wurde seine erste Oper in Weimar beim Theater angenommen. Almine bedauerte, daß sie dieselbe, sei sie auch mittelmäßig, nicht mit einstudiren und nicht mit zittern könne bei der Aufführung; das sei eine Epoche sür sie. Ein günstiges Urtheil aus unparteiischem Munde läßt sie aufjubeln: „Welche Lust, wenn Walther Bedeutendes würde!" — Mitte October kam Walther Goethe abermals. Alwine freute sich, ihn geistig gewachsen zu finden; er war so Hingeriffen von dem, was sie ihm von den Zigeunern aus dem ‚Gefangenen im Kaukasus' vorlas, daß er gleich die letzte Scene comvonirte, wie Aleke allein bleibt. Fräulein Frommann schrieb den 23. Oktober an Varnhagen: „Walther's Musik möchte schwer zu senden sein, ich stand bei ihm und las, er sah in's Buch, wir sahen uns an, er sang und so verflog's! Auf keinem Papier steht es, und da möchte es auch wunderlich aussehen, sehr ungeordnet. Dazu ist er noch sehr scheu und will nichts herausgeben. Ich habe Walther ‚den Gefangenen' versprochen, der Gegenstand erfaßte ihn so nach meiner Erzählung, daß ich es ihm versprechen mußte, ihn bald zu schicken; er kann es so nicht componiren, doch träumt er von Zusammenziehen oder nur den Stoff nehmen ‚nach Puschkin.' Es wird verfliegen, aber er soll's haben zum Andenken an den Morgen, an dem er mir noch viel lieber geworden." Dessen erstes Liederheft erschien 1840. Bei seinem dritten Besuch in Berlin, Juli 1841, meldet Almine ihrem Freunde: „Walther Goethe ist hier, lebendig und etwas wie Monsieur Jaques in ‚Wie es euch gefällt' unter vier Augen, außerdem äußerlich eher wenig von der Natur begünstigt, dies und die Schwere seines Namens unter Menschen schwer fühlend, allein noch glücklich im ewigen Produciren, zu der Welt noch gar keine Stellung. An Walther fühle ich alle Gluth von Weimarifcher Luft, und ich denke, er soll hier sich etwas ausruhen, essen, dick werden, abkühlen, ehe er wieder nach Weimar oder Italien geht; — er sieht jetzt aus wie sich selbst verzehren, sein Humor ist nur noch Hintergrund."

Auch über den zweiten Enkel Goethe's, Wolf, geb. 1320. finden sich einige Aufzeichnungen. Im Februar 1837: „Wolf spielt seines Bruders Melodieen hinreißend. Wolf ist tief verletzt, an der Lebenswurzel — ehrgeizig und fleißig — äußerlich kalt, innerlich Feuer. Ich hänge mit allen Herzensfasern an Beiden;" im November: „Ich habe lange nicht mein Herz für eine Individualität so bewegt gefühlt, ich könnte Alles thun, um Wolf zu heilen; bei großer Neigung zum Arbeiten ist ihm das Verbot dagegen eine große Qual, seine Gesundheit ist aber zu leidend. — Der Arme mit seinen siebzehn Jahren ist tief melancholisch ohne seine Schuld; ich denke aber, seine köstliche Natur soll sich doch durchkämpfen, wenn nicht sein Körper unterliegt": und drei Jahre später: „Wolf scheint ein tüchtiger Mensch zu werden."

Alwine Frommann charakterisirt selbst ihr Gefühl für Goethe's Enkel als alte und neue Neigung, verschlungen durch tausend Erinnerungen, die durch unlösbare Fäden damit festgekettet sind. — Ja. es liegt ein eigener Reiz in einem so festen, angeerbten Band ohne alle Verwandtschaft, wo jeder Lebensabschnitt neuen Antheil weckt, wo der stärkste Tadel die Liebe nicht ändern kann.

Unter diesem Gesichtspunkt wollen auch ihre Bemerkungen über August und Ottilie von Goethe, des Dichters Sohn und Schwiegertochter, verstanden sein. Die sich leicht und oft aufdrängende Betrachtung, wie Erholung suchen so natürlich ist, und daß, wer nicht Gelegenheit oder Muth hat, gute zu suchen, dann schlechte oder gewöhnliche nimmt, erinnerte Almine einst recht an die letzten Tage vor August Goethe's Reise, 1830, wo sie im Haus acht Tage einen Blick in sein Inneres that. Nach Tisch mußte ihm Walther immer vorspielen. Da sprach er einmal seine Seele frei, wie ihn das tröste und erleichtere, wie er ganz anders geworden, wenn er diese Hülfe gehabt, wie aber nun Alles so weit gekommen, daß er, um nicht vor den Augen des Vaters zu Grunde zu gehen, fort müsse. Abends spielte er die Mundharmonika, die eben erfunden worden; — ihn konnte nur eine positive Beschäftigung erleichtern, keine betrachtende, kein Studium; fast das Einzige — leider, worin er deshalb mit Ottilie einig mar — die Bestiminung, daß beide Söhne bis fünfzehn Jahre Musik lernen müßten, dann erst sich entscheiden dürften, ob es fortzusetzen sei.

Ueber Ottilie, geb. Freiin von Pogwisch, berichtet Almine 1838 an Varnhagen: „Ottilie, die Arme, Ruhelose, sich und Andere Quälende und doch so schön und reich Begabte — sie ist wieder hier und wieder leidend, sanft, mild und liebenswürdig, mit allen Schatten, die nun auch zu ihr gehören. Hier (in Weimar) ist sie nicht gut, und nie ist mir Jemand vorgekommen, der so wenig vom Leben gelernt in jedem Sinne;" und 1841: „Adele Schopenhauer schreibt mir, daß sie nicht im Stande fei, irgend eine Neigung festzuhalten; Ottilie gab man schuld, sie liebe Alle immer und zusammen, die sie je geliebt. Das verstehe ich sehr wohl; — wo endet der Reichthum solcher Zustände, und wie arm sind die reichsten Bücherbeschreibungen gegen das Leben mit all seinen verschiedensten Schatten und Lichtern!"

Der einzigen Enkelin Goethe's, Alma, brachte Fräulein Frommann keine Sympathie entgegen; von Christiane Vulpius schweigt sie, auch da, wo sie sich die Persönlichkeiten und Eindrücke aus ihrer Jugend vergegenwärtigt. Und das thut sie häusig, besonders in der ersten Zeit ihres Aufenthaltes im Hause des Ministers von Altenstein, den verwandtschaftliche und freundschaftliche Beziehungen mit Charlotte von Stein, Knebel, Goethe, Staatsrath Schultz u. f. w. verknüpften. Almine ruft sich alle guten und besten Stunden vor die Seele. Sie scherzt, wie ihre Vorliebe von Kindheit an für alte Herren, zumal Goethe, einst gestraft morden; sie träumt von der Wanderung mit einem Freunde nach Tiefurt durch das kleine Gehölz, das sie vor der Sonne schützte — ein selig ruhiges Behagen schweigend und sprechend — Vergangenheit, Zukunft verschmolzen mit der Gegenwart: Tiefurt in seiner lieben Heimlichkeit, die Bäume, die leise plaudernde Ilm, den Mittag im Anblick von Froriep's Garten, der Teich, die Schwäne, den Nachmittag im Park, lange Goethe's Garten gegenüber auf der Bank, wo Nösels Ansicht desselben genommen ist. Viel inußte sie an Goethe denken bei den unruhigen Steinen in Böhmen, „nur zu denken, wie er das aufgefaßt, giebt Leben." Fest überzeugt ist sie, daß beständig tausend leise Fäden wie stiller Segen als Andenken Goethe's durch das Land ziehen. Sein Bild grüßt sie überall; die verschiedensten Vorfälle, Dinge, Menschen rufen das Gedächtniß an ihn wach, an seine Stellung zum weiblichen Geschlecht, an Ausdrücke von ihm. Das Lesen seiner Werke, das Singen seiner Lieder ist ihr Labsal.

Fritz schickte ihr Billetpapier, das, zuerst durch Goethe bei Frommanns eingeführt, manchen Gruß von ihm gebracht hat. Gern benutzt sie dasselbe und theilt Varnhagen davon mit. Dessen äußerst sauber geschriebene Briese sah sie immer mit Beschämung an, indem ihr dabei in vieler Beziehung das Vermächtniß des alten Parsen vor die Seele trat:

„Grabet Euer Feld in's zierlich Reine,
Daß die Sonne gern den Fleiß bescheine;
Wenn Ihr Bäume Pflanzt, so sei's in Reihen,
Denn sie läszt Geordnetes gedeihen."

Ihm verehrt sie einen gepreßten, auf Pappe geklebten Kranz: „Ter Epheu von einem Stamm in Goethe's Garten, den er sehr liebte, die Kornblumen von den ersten Kränzen, die Sie mir gaben; die kleinen blauen Blumen nannte Goethe: Himmelssterne."

Als Barnhagen einmal sagte, daß er Goethe's Gedicht auf die Narzisse nicht kenne, sandte sie ihm eine winterlich erblühte und dazu die Goethe'schen Verse:

„Weiß wie Lilien, reine Herzen,
Sternen gleich, bescheidner Beugung,
Leuchtet aus dem Mittelherzen
Roth gesäumt die Gluth der Neigung."

Eifrig vermehrte sie ihre Goethe-Sammlung, Bücher, Blätter und Bilder, und gab dem Freunde gern ab, welchem sie auch ihr größtes Heiligthum, das Rahel^Goethe-Bild mit den Vasen vermacht, sollte sie vor ihm aus der Welt gehen.

Wie er im Juli 1839 Lebewohl sagte, um eine Badekur zu gebrauchen, fand sie es sehr hübsch, daß die Pserde, die ihn wegführten, gerade so aussahen wie die, „welche uns so oft bewegt zu sehen, wenn sie Goethe brachten; ich hatte wahres Zutrauen zu diesem guten Zeichen für Ihre Neise." Sie wünschte, daß die Sommermonde ihm eine Begegnung brächten mit einigen der seltensten Frauengestalten, die noch in Weimar und Jena geblieben aus früherer Zeit und mehr Jugend in sich hätten als viele junge Damen; sie zu kennen, rechnete sie unter ihren reichsten Besitz. „Wer endete, wenn er diese Frauen alle entwickeln wollte? sie sind das Leben; und doch sagen so viele Leute, Goethe habe nur schlechte oder schwache Frauen geschildert." - - Ohne nähere Angabe heißt es einmal: „Was sagt Goethe? Er müßte leben, sie zu unterwerfen und ihr wieder unterworfen zu sein; die anderen Frauen den Abend bei Goethe waren alle wie Marionetten gegen sie." . . . „Mit Mündt ging es mir, wie Goethe mit jener schönen Frau, — er hat mich nicht distrahiren können." . . . „Marie v. L. ist eine Erscheinung, für die Goethe volle Aufmerksamkeit und wieder scharfen Tadel gehabt hätte." . . . „Von Adele Schopenhauer (die krank gewesen) die besten Nachrichten. Goethe würde sagen: Fischchen, schwimmst Du wieders"

Gelegentlich citirt Almine drastische Aussprüche des Dichterfürsten. „Hier ein Nachtrag zu dem ‚grob sein', ein Lieblingssvrüchwort Goethe's: ‚Wer sich grün macht, den fressen die Ziegm'. Dies und Stolpern fördert' hat er uns in Dornburg einmal höchst launig ausgelegt." . . . . „Schluß des Streites mit Wolf. Goethe: ‚Der Kerl hätte es am liebsten, der Mond wäre ein Eierkuchen, da könnte er ihn fressen.'"

Unerschöpflichen Genuß bereiteten ihr Goethe's Werke und Briefe. Sie bezeichnet Varnhagen besonders merkwürdige Stellen und freut sich, wenn er mit ihr übereinstimmt. Hier seien aphoristisch einige Gedanken aneinander gereiht. „In trüben Tagen hat mich Goethe doch wieder erhoben! — Sein ‚Leben', ‚Wilhelm Meister', Mermann' — da hat man doch Boden unter den Füßen und Himmel über sich. Die Professorin Zimmern hat durch Carus' Briefe über den ‚Faust' entdeckt, daß Goethe auch eine melancholische Ader in sich hat, während sie sich ihn ‚nur in Glanz und Lust' gedacht hatte, nun lesen sie plötzlich eisrig den .Faust'!" . . . „Wohl kenne ich nur zu gut das Möglich — Unmögliche', aber halten Sie auch nicht das Mögliche sür unmöglich? — Muß man denn nicht immer an Goethe denken! wie bewegte mich immer die Mailänderin! wie kennt er Finden im Scheiden, Bleiben beim Trennen! erinnern Sie sich wohl in den ‚Wanderjahren' der Hilarie und der schönen Wittwe, Wilhelm und des Malers auf dem Logo Maggiore, zuletzt auf der Insel? — da ist auch in Worten niedergelegt, was vom Himmel kommt in solchen BeNord und Süd ll., ISS. 26

zügen." . . . „Wenn Sie sich wohl fühlten, in den ‚Faust' zu gehen, so würde ich doch erst recht genießen; neben den Ideen, die schon mehr als zuviel sind uns zu halten, zu fassen, liegt noch eine Welt von Schmerz und Freude für mich in diesem Dichtervermächtnifz; so ist's mir immer wie vieles von Goethe." . . . „Wie Ihnen der gestrige Abend (15. Mai 1839, bekommen sein mag? ich danke es Ihnen sehr, daß Sie mich auch damit geheilt, denn auch in unvollkommener Darstellung hilft mir unser einziger Freund immer, und ich denke, man kann auch ohne Mephisto weggeführt werden auf Faust's oder anderem Mantel über so vieles, was hemmt und drückt. Das Gleichen — war keins, die arme Seele hat sich viel zu viel Mühe gegeben! Schön ist's aber und erwärmend, so ein gedrängt volles Haus zu sehn, was doch gewiß mehr der Kunst zu Ehren war als den glänzenden irdischen Gestirnen, unter denen ich am meisten unser

kleines Fürstenhaus suchte*)" „Gestern Abend (21. Juli 1839) kam der

Minister auf den Prolog von Goethe zur Eröffnung des Berliner Schauspielhauses, weil ich die Stelle citirte: ‚Und ohne Zeus und Fatum, sagt mein Mund, ging Agamemnon, ging Achill zu Gründl Ich mußte ihn lesen und that es mit Entzücken; was liegt darin, eine Welt!" . . . „Ich lese mit Lust und Erbauung Zelter und Goethe, es steht so viel noch zwischen den Zeilen sür mich. Wenn ich wüßte, ob Sie ein roenig heiter wären, würde ich Ihnen sehr ‚die Mitschuldigen' als Lectüre vorschlagen und besonders das Schlußwort zu beherzigen."

Einmal wünscht sie! „Ich wollte, Goethe hätte Uhland mehr anerkannt." Dessen Lieder sang sie nicht minder gern, als die Goethe'schen; diese sind ihr darin einzig, „daß mir ein neuer Glanz plötzlich im kleinsten Vers aufgeht, wenn die Seele in den Zustand eintritt, der diese ewigen Wahrheiten eingegeben." Eines Abends beim reinsten, klarsten Mondenschein singt sie Goethe zum Andenken sein himmlisch Lied: „Breitest über mein Geftld lindernd Deinen Blick" und meditirt: „Was bringt der Mond mir, herrlichste Abende mit Goethe; wie schön feiert er ihn ‚Um Mitternacht bis dann zuletzt! wie liebte er ihn durch alle Lebensalter, sprach es aus, — er konnte auch solch tröstlichen Mondesblick haben, vor dem sich die Gedanken reinigten." ... Ein andermal plaudert sie von einem wunderlichen Zusammentreffen. Goethes „Wie kommt's, daß Du so traurig bist" hatte sie eine Zeitlang sehr beschäftigt; da bat Karl Werder um den Gesang eines Liedes und nannte das. „Es ist auch himmlisch, und man fühlt immer von neuem, diese Lieder sind sür Gesang

*) Aus derselben Zeit die Reflexion: „Heute las ich sehr hübsche Mittheilungen vom Kaukasus, höchst poetische Bilder quellen aus Land und Leuten. Das ist einc Seite uiisercr Zeit, die ich immer von neuem liebe und freudig sehe, dies Befreunden der Länder, die sich sonst feindlich fremd standen. Fast könnte man zu diesem Näherrücken auch rechnen, daß Goethes , Faust' jetzt ganz ruhig in Berlin auf dem Nepcrtoirc ist."

gemacht. — Ich lege auch das Lied ein, was Sie nicht kennen wollen; Goethe liebte es so, daß er noch unendliche Varianten der Verse gemacht, die in der Welt herumfliegen, geliebt und heilig gehalten. Selbst wie es Zelter componirt, ist es anders, und ich zeige Ihnen das nächstens."

Matt und äußerlich nennt Almine ihre Worte Varnhagen gegenüber und sagt sich selbst zum Tröste, was Goethe einmal schreibt: „Mag's aussehen, wie ein Amor oder ein Igel, menn's nur aus den, Herzen frisch kommt."

Im Mai 1840 starb Minister von Altenstein. In den Tagen nach seinem Tode verschwand ihr die Gegenwart vor der Erinnerung ähnlicher bei Ottilie: „Wenn ich die Augen schloß, wollte kein anderes Bild haften, als der letzte Anblick Goethe's; ihm gönnte der Himmel auch noch im Tode den Augen, der Seele wohlzuthun. Noch feh' ich ihn umgeben von Licht und Blumen und reichen Lebens-Jnsignien. Die Tage hier machte er mir leichter."

Was ihr damals und in jeder Lage blieb, weil es ihr gehörte als ewiges inneres Eigenthum: ihre Liebe zur Malerei und Musik, ihr Leben darin; was still fortmuchs, ohne sich an die Welt zu kehren, aber doch von derselben lernte: ihre Theilnahme an allem Bedeutenden in Kunst und Schrift, ihr Glück in schöner Gegend, Blumen, Farben, eine innerliche Freude am Arbeiten, am Schaffen ihres kleinen Reiches, wie sie es haben mußte, wo sie auch athmen mochte, ihre Lust an jeder eigenthümlichen Menschen-Erscheinung, die ihr ganzes Wesen durchdringende Treue zu den Freunden, namentlich zu Varnhagen, dem „Eckermann so manches Lebens," und — die Erinnerung an eine reiche Vergangenheit, wo Alles sie zurückführte auf Goethe!

Ihr Lieblingsspruch war:

„Was willst auf dieser Station
So breit Dich niederlassen!
Wie bald nicht bläst der Postillon,
Du mußt doch Alles lassen."

Almine Frommann lebte fortan abwechselnd in Jena und Berlin, zeitweise als Vorleserin der Königin Augusta, der Weimarischen Prinzessin, und entschlief in ihrer Heimat am 2. August 1875; sie hatte bis dahin mit dem Jahrhundert gleichen Schritt gehalten. Unter den vielen mit Goethe's Andenken verknüpften Namen wird auch der ihre in Liebe und Achtung genannt.

Vorstehendes vervollständigen Varnhagen's „Tagesblätter", die, von Ludmilla Ajsing nur auszugsweise benutzt, jetzt in der Königlichen Bibliothek zu Berlin bewahrt werden, und aus denen ich demnächst noch unbeachtete Erörterungen über Goethe zu'veröffentlichen gedenke.

Hier zuvörderst ein paar bezeichnende Striche zu dem Lebensbilde von Wilhelmine Herzli eb! Welchen Eindruck deren Erscheinung auf den mit Goethe persönlich bekannten Varnhagen gemacht hat, interessirt uns besonders. Die betreffenden Eintragungen lauten, 7. Juli 1833: „Alwine Frommann erzählte von ihrer Verwandten, Minne Herzlieb, an welche mehrere der Goethe'schen Sonette — die sich Bettina fälschlich aneignet

— gerichtet sind, namentlich die Charade, deren Lösung der Name Herzlieb ist; auch die wichtigsten Züge zur Ottilie in den .Wahlverwandtschaften' sind von diesein liebenswürdigen Frauenzimmer entlehnt. Wir kamen in mancherlei Betrachtungen überein, in anderen blieben mir streitig." 25 Juli: „Minne Herzlieb ist hier." 7. August: „Alwine Frommann und Minne Walch geb. Herzlieb besuchten mich, letztere eine feine, anmuchige Gestalt, und eben solche Physiognomie, und eben solches Wesen; sehr einleuchtend war mir es gleich, daß Goethe seine Ottilie großentheils nach ihr geformt. Kurzes, nicht ganz freies Gespräch, die Zeil zu kurz. — Um 6 Uhr kam Alwine wieder." 9. August: „Mit Almine besprach ich vorgestern das Schicksal dreier Frauen, denen, bei schönen und reichen Eigenschaften, entschieden gutem Willen und höherem Streben, die Ehe schlecht bekommen ist: Ottilie von Goethe, Minna Walch und Professorin Weiße in Leipzig. Die Männer alle drei gehören auch zu den guten, und die beiden letztern zu den entschieden ausgezeichneten. Keiner von beiden Theilen hat eigentlich Schuld, die Verbindung nur. Da war ein großer Text für Rahel oder die Saint-Simonisten! Wir betrachteten nur das Verhängnißvolle in seinen Lebensbezügen. Traurig, sehr traurig!"

— Soviel über Minchen Herzlieb. Varnhagen scheint sie bei ihrem zweiten Besuche in Berlin nicht gesehen zu haben, er macht wenigstens keine diesbezügliche Notiz.

Almine Frommann im Urtheil Varnhagen's und im Hinblick auf ihr gemeinsames Interesse für Goethe gewinnt unsere erhöhte Sympathie. Er nennt sie „das vortreffliche liebe Mädchen," „das liebe gute Kind, von redlichem Herzen, tapferem Sinn und echter Innerlichkeit," rühmt ihre gute Einsicht, ihren feinen Takt, sagt von ihr: „sie verdient das Beste und bringt es unter jeder Bedingung hervor", wünscht: „Daß es ihr einmal recht vollauf begegnete! sie bestände die Probe, sie ertrüge die Reihe von guten Tagen, wie Rahel sie auch ertragen hätte. Das Sprichwort, wenn es auch Goethisch geworden, redet unwahr, bei den besten Naturen schlag: es fehl." Ueber die meisten Dinge waren Beide ziemlich einverstanden, über Staatswesen, Literatur, Gesellschaft, Menschen, über Welt und Leben im Ganzen doch nicht. Sinn und Erfahrung vereinigte, aber die ursprüngliche Gefühlsweise trennte sie.

Einige der wichtigsten Niederschriften Varnhagen's über feine Freundin und ihren Goethe-Cultus folgen hier. 26. Mai 1838: „Angenehme Ueberraschung gestern, als ich in Schöneberg bei Almine Frommann das Bild Goethe's in ungewöhnlich starkem Rahmen an der Wand hängen sah und die Bemerkung machte, dahinter stecke noch etwas. ‚Allerdings', sagte Almine, hob das Bild aus dem Nahmen und siehe da! Rahel's Gypsbild zeigte sich, auf solche Weise bestens bewahrt und geschützt." 12. Juni: „Gestern besuchte mich Alwine. Viel von Goethe; handschriftliche Blätter von ihm, die mir Alwine mittheilt. Das sind doch nur die wahren Dichter, die uns ernste Lehrer und treue Führer sind! Goethe ist es uns Beiden. — Nach Alminens Fortgehen fuhr ich durch den Thiergarten, traf sie noch auf der Chaussee, sie trug ihre Bücher und ihren Kornblumenkranz als Trostsymbole, die goldene Abendsonne schien heiter dazu; ich gab dem guten Mädchen stille Segnungen auf den Weg, sie ist alles Besten merth, und esistihr nöthig!" 25. Juli: „Alwinens Besuch erquickte mich, lauter Liebes und Freundliches, wahrhafte Ermunterung durch inniges Zusammenstimmen in Erkenntniß Goethe's und Liebe zu ihm." 28. August: „Zu Goethe's Geburtstag bin ich schön beschenkt worden, von Alwine mit einer prächtigen Arabesken-Malerei, aus einem alten Evangelienbuch zu Jena von ihr copirt. Sie besuchte mich Nachmittags; eine stets willkommene Gesellschaft und wohlthätige Mittheilung. Viel inneres Leben quillt hier, auch viel äußeres fließt hier zusammen. Goethen kennt, versteht und genießt sie, wie zu allen Zeiten gewiß nur Wenige. Sie glaubt an ihn, wie Rahel an ihn glaubte." 8. November: „Almine brachte gestern bei mir eine gute, mir angenehme Stunde zu; der ganze Lebenskreis von Weimar und Jena, in den sie mich immer versetzt, hat doch etwas Edles, Innerliches, Hohes, wogegen vieles Beste von hier fast nur gemein und roh erscheinen muß. Eine ganz andere Welt!"

Seit ihrer Anwesenheit in Berlin führte Almine Frommann ein Tagebuch, das sie im März 1840 Varnhagen zeigte; er war darin ein Hauptgegenstand, ihm zur Verwirrung, Beschämung, zur Dankbarkeit und zum Aerger. Dies Manuscript gab leider den ersten Anstoß, daß sich allmählich die Wege Beider schieden. Es befindet sich wohl noch im Besitz der Frommanu'schen Familie in Jena, welche hoffentlich daraus die Aufzeichnungen und Gespräche über Minchen Herzlieb bekannt machen wird; denn wie auch immer dieselben beschaffen sein mögen, jedenfalls bedeuten sie einen Gewinn für die Goetheforschung.

G-Dur.

Eine Rammermusik-Novelle.*)
von

Karl Gjellerux.

— Dänemark. —
IX.

s muß doch wunderbar sein, so ein Gut zu haben," sagte
Fräulein Storch.

„So oft ich ein derartiges Besitzthum sehe, denke ich mir immer, wie schon es sein muß, ein geliebtes Weib hineinzuführen und sich an ihrer Freude zu meiden, wenn alle diese Herrlichkeit ihr zu Füßen gelegt wird ... Ich erinnere mich, denselben Gedanken gehabt zu haben, als ich zum ersten Mal durch diese Lindenallee schritt ... Es ist etwas so wunderbar Feierliches, solch ein Laubgewölbe mit seinem kühlen Schatten und den tausend tanzenden Sonnenflecken — diese lange, lange Flucht mit dem Stückchen blauen Himmel am Ende und den weiten gelben Feldern; man wandelt dahin wie durch ein ganzes Leben in festlichem, stillen Frieden . .. Langsam würden wir gehen, Arm in Arm, vom Gärtnerhäuschen aus, in dem sie zuerst die Gärtnerfmnile begrüßt hat, bis mir endlich in's volle Sonnenlicht auf das kleine Plateau hinaustreten und über die Felder Hinblicken, auf denen unsere Leute arbeiten, und über all die klaren Wasser — und das Städtchen und die Dörfer, die fernen Hügel und die blauen Wälder."

„Nun, Ihre Braut wird wohl auch zufrieden sein, in ein minder glänzendes Glück heimgeführt zu werden," entgegnete Friederike.

Wilhelm erschrak beinahe, daß er eigentlich an Marie dabei gar nicht gedacht. Damals war es Harnet, mit welcher er ging, gewesen, die ihn im Geiste begleitet, und heute — nein, Marie nicht. Auch Antonien war

*) Ans dem Dänischen von Wilhelm Wolters. Einzige autorisirte und vom

Verfasser selbst durchgeseycne Ausgabe.

es aufgefallen, daß er „ein geliebtes Weib" gesagt und nicht „meine Braut". „Sie haben einander sicher gern," dachte sie, „aber in seinen Luftschlössern scheint sie nicht zu wohnen .... Vielleicht ist sie ein zu schwerfälliges Vernunftwesen, als dasz sie dort leben konnte . . . Und er ist doch eine so poetische Natur!"

Wilhelm hatte sich ganz in Bewegung geredet; seine Stimme hatte einen weichen, elegischen Klang bekommen, als er diese idyllische Phantasie vortrug. Jetzt schwieg er und sah vor sich nieder. Ein verstimmter, müder Zug lag um seinen Mund, nur in seinen Augenwinkeln haftete noch der Schimmer eines Lächelns. Antonie fand ihn in diesem Augenblicke ungewöhnlich schön.

„Wenn ich mir einbilde, daß ich eine solche Herrlichkeit besäße," sagte Friederike, „dann denke ich daran, wie hübsch es sein müßte, in der Sommerzeit Verwandte und Bekannte einzuladen, die sonst nicht auf's Land kommen können . . . hier ist so viel Platz, sie könnten ganz ungenirt leben . . . Nur müßten sie pünktlich zu den Mahlzeiten kommen, wenn ich die große Glocke ziehe."

„Ganz als ob ich Marie hörte", dachte Wilhelm — und gleich darauf fügte er in Gedanken hinzu: „Wenn die gute Seele nur schon wieder auf dem Bock säße; es ist ein Glück, daß sie das Rückwärtsfahren nicht verträgt!"

„Eine Art Familien-HStel," bemerkte Antonie.

„So kann man es ja nennen . . . Und was sagst denn Du, Geburtstagskind? Wenn Du das alles zum Geburtstage geschenkt bekämest — oder zum Hochzeitstag?"

Antonie antwortete nicht gleich. Sie blickte zur Erde nieder und stieß mit dem Schirm in die Sonnenflecken, an denen sie vorübergingen. Plötzlich schüttelte sie heftig den Kopf:

„Ich will lieber gar nicht daran denken; ich bekomme sonst viel zu viel Lust danach!"

„Mein Gott!" rief Frau Storch. „Wir haben ja ganz vergessen, das niedliche Kinderhäuschen im Gute anzusehen; da müssen wir noch hin!"

„Aber dort hält ja schon der Wagen am Ende der Allee," wendete der Doctor ein, seine Stirn mit dem rothcarrirten Taschentuche trocknend.

„Ach, ich muß auf alle Fälle erst hin!" rief Antonie, „ich kann mich noch so gut auf das Häuschen besinnen .... ich muß es unbedingt wiedersehen!"

Wilhelm lächelte. Auch er erinnerte sich daran, wie die siebenjährige Tony auf den Zehen gestanden, ihre wunderlichen Lippen gespitzt, die großen Augen sich fast aus dem Kopfe herausgeguckt und in die kleine Stube hineingestarrt hatte, in der die winzigen Stühle und Tisch und Sopha so ordentlich dastanden und der Spiegel an der Wand hing, als wartete die ganze Wohnung nur darauf, daß eine Zwergfamilie einziehen solle. Harriet hatte ihm zugelacht und gesagt: „Wenn sie groß sein wird, dann wird Fräulein Antonie wahrscheinlich mit eben einem solchen heißhungrigen Blicke auf das ganze Gut sehen."

X.

„Hören Sie, es donnert," sagte Antonie. „Es ist auch so schwül und still geworden . . . Und jetzt blitzt es."

Am Horizonte, auf dem dunkeln Wolkengrunde hinter dem kleinen Mastenwalde im Hafen von Karrebäksminde zitterte ein bläuliches Licht. Davor aber lag Alles im Sonnenglanz. Die weiße Kalkwand des Kirchthurms von Karrebäk drüben warf einen langen Spiegelstreifen in die unbewegte See, die Mühle streckte ihre Flügel regungslos in die blaue Luft hinauf, das Wasser des Bachs glitzerte, und auf dem grünen Wiesenteppiche schimmerten die frischgemähten Heuschober, kurze Schattenschleppen hinter sich breitend. Unschuldsweiße Sommermölkchen zogen in langem Zuge über die finster-blauen Fichtengipfel und die bräunlichen Laubkuppeln der Buchen hin; leise gurgelten die Wellen am Fuße des schroff abfallenden Hügels und raschelnd strichen die Blatter der Binsen an einander hin und her.

„Es ist doch schade, daß Friederike die ganze Zeit drinnen sein und Chokolade kochen muß: ich sollte wirklich hingehen und ihr helfen."

„Nein, bleiben Sie nur hier . . . Sie haben ja gehört, das sie es nicht will . . . Kommen Sie, soll ich Sie einmal schaukeln?"

„O ja, und recht hoch!"

Antonie sprang in die Schaukel, er faßte den Strick.

„So hoch Sie können, ich werde nicht schwindlig!"

Und hinauf schoß sie ^ nach vorn in die blaue Luft und rückwärts in die Kronen des Waldes, als ob sie wie eine wilde Dryade in ihnen verschwinden wollte. In leichten Linien wogten die Falten des Kleides ihr um die Füße, die sie fest übereinander gekreuzt vorgestreckt hielt. Sie freute sich an dem kühlen Lufthauche, der sie liebkosend und streichelnd umwehte, und schrie oft unwillkürlich auf, wenn das steile Abwärtsgleiten aus der Höhe ihr den Athem benahm, bis sie zuletzt wie trunken sich ganz dem Rausche der Bewegung hingab, die Füße hinuntersinken ließ und den Nacken so weit zurückbog, daß die lange Linie ihres Halses in gestrecktem Bogen bis zu dem Grübchen des Kinns hinauflief. Ab und zu drehte sie den Kopf ein wenig nach der Seite und sah lächelnd auf Wilhelm, der dadurch zu immer größerer Anstrengung angespornt wurde. Er warf den Hut in's Gras und fuhr fort, an der Leine zu ziehen, obgleich die leiseste Handbewegung genügt hätte, die sausende Schaukel in Schwung zu erhalten. Es siel ihm gar nicht ein, daß dies gefährlich werden könne, er dachte nicht nach, er fühlte nur die Begierde, immer und immer wieder diese leichte Last zu beflügeln, und hätte es auch mit seinen letzten Kräften geschehen müssen.

„Um Gotteswillen, Kind, wie schaukelst Du da!" rief Frau Storch, die mit Theegeschirr auf der Veranda erschien.

Sie hörte es nicht. Ringsumher singen die Baummipfel an zu rauschen. Plötzlich sah er, daß sie ihm Zeichen machte. Sie bat ihn einzuhalten. Einer der schwankenden Zweige hatte sie in's Gesicht getroffen.

Ehe noch die Schaukel ganz still stand, sprang sie, ohne seine Hülfe anzunehmen, herunter und lief nach dem Geländer am Hügelrand, dessen vom Seewind zerzauste Buchenkronen sich jetzt noch stärker landeinwärts bogen. Der Wind blies ihr das Kleid fest um die Beine und zerrte in seinen Falten, eine lange, von den Zweigen aufgerissene Strähne ihres blonden Haares flatterte wie ein Wimpel hinter ihr her.

„Nehmen Sie doch etwas um, Sie erkälten sich sonst," sagte Wilhelm, der ihr gefolgt mar.

„Ich? O nein!" antwortete sie mit dem der Jugend eigenen naiven Zutrauen auf die unverletzliche Festigkeit ihres Körpers. — „Aber Sie sehen erhitzt und angestrengt aus . . . Was für eine schlechte kleine Egoistin bin ich doch, Sie so arbeiten zu lassen und Ihnen nicht einmal zu danken . . . Bin ich wirklich so schwer?" fügte sie mit einem schelmischen Lächeln hinzu,

„Nein, das wäre Sünde zu behaupten! Aber ich weiß nicht, ich habe es zu ungestüm getrieben, und es ist wirklich heiß . . . Jetzt bekommen wir Erfrischung durch diesen Schauer."

„Wenn es nur nicht ganz schlechtes Wetter wird . . . Aber sehen Sie, das ist doch schön!"

Die Masten drüben im Hafen singen an leise zu schaukeln und ein paar Segel, die zum Trocknen aufgehängt waren, blähten sich auf . . . Ueber die glatte Fläche des Haffs begannen dunkle, gespenstische Schatten dahinzufliegen, bis das Ganze zu einer gekräuselten stahlblauen Fläche wurde. Dann tauchten draußen am Ausgange der Bucht einzelne kleine glänzende Punkte auf und schaummeiße Streifen kamen hereingesegelt, einer Schaar von Seevögeln gleich, welche den Hafen suchen. Auch das rauschende Laub des Lönnede-Waldes vor ihnen wogte, finster und glanzlos mit den vom Winde umgekehrten Blättern.

Friederike, welche meldete, daß die Chokolade fertig sei, störte sie in ihren Naturbetrachtungen. Man hatte des Wetters wegen in der Stube gedeckt.

Als man gegessen hatte, war der Regenschauer vorübergezogen und der Himmel über ihnen und über das Land hinaus wieder blau; nur über der Ostsee, hinter den Masten, deren Segel im Sonnenlichte glänzten, lag noch ein schmarzblauer Nebel, und bisweilen leuchtete es draußen am Horizonte auf. Die Regentropfen hatten kaum den Sand gefärbt, dem geplanten Spaziergange im Walde stand nichts entgegen.

Eine Gesellschaft lärmender Naestveder Bürger mar vor dem Hause um einen mit Bierflaschen besetzten Tisch versammelt. Auch sie wollten eben aufbrechen, um in den Wald zu gehen. Einer von ihnen, der schon in den Fußweg eingebogen war, drehte sich plötzlich um, schlug sich vor die Stirn, als ob er mit einem Male eine großartige Idee bekommen hätte, und eilte nach der Flaschenbatterie zurück mit dem Ausrufe: „Ich glaube wahrhaftig, es könnte nichts schaden, wenn ich noch eine Halbe tränke!"

Dieses Bckenntniß erregte große Heiterkeit. Des Doctors viereckiges Gesicht wurde kuvferroth vor Lachen, nur Antonie lächelte kaum. Sie war plötzlich ganz still und ernst geworden und sprach blos mit Friederike, die nicht nur während der Fahrt, sonden? auch später, als der Tisch gedeckt wurde, so wenig mit ihr zusammengemesen war.

Als sie von dem Spaziergange zurückkamen, hielt der Wagen schon angespannt unter den Bäumen. Es dauerte jedoch eine Weile, bis Alles zusammengepackt war. Um die Pferde schwebte eine Wolke von Bremsen, sie waren kaum still zu halten; so sehr sie auch den Kopf bewegten und mit dem Schweife schlugen, dennoch setzten sich ganze Schwärme der kleinen Blutsauger auf ihrem kastanienbraunen Felle fest.

„Nun, uni so schneller kommen wir fort, wenn sie laufen dürfen," sagte Antonie, die bei dem Landauer stand und sich mit Wilhelms Hülfe den Mantel anzog. — „Und es ist so angenehm, in der Abendkühle schnell heimwärts zu rollen . . . Wenn nur Frau Storch nicht etwa haben will, daß der Wagen geschlossen wird."

Sie wandte sich um, ging um die Pferde herum, und schlug mit der Hand auf sie, daß eine ganze Menge Bremsen zerdrückt auf ihnen hängen blieb. Triumphirend zeigte sie die von Blut gerötheten Handflächen.

„Nein, wie siehst Du denn aus?" fragte Friederike, die im selben Augenblicke ankam, und dem Kutscher ein Packet von Tischdecken und Servietten hinaufreichte. „Willst Du nicht noch einmal hineingehen und Dich waschen?"

„Ach, das thut nichts; Herr Herz weiß ja, woher es kommt . . . . Aber kannst Du mir sagen, was das für Blut ist?" „Nun ja, Vremsenblut."

„Wenn es nicht Pferdeblut ist, je nachdem das Gestohlene Eigenthum des Diebes oder des Bestohlenen ist . . . Uebrigens hast Du jedenfalls Unrecht," fügte sie stolz über ihren Scharfsinn hinzu, „denn, wenn es dem Räuber gehört, so gehört es jetzt mir, und darum will ich meine Handschuhe darüber ziehen."

Sie sprang in den Wagen und Wilhelm setzte sich wohlgemuth an ihre Seite, nachdem er der „guten Seele" auf den Bock hinaufgeholfen hatte. Frau Storch fand sich, sorgfältig in Tücher gewickelt, ein und entschloß sich nach langem Zaudern und vielen mißtrauischen Blicken zum Himmel endlich für den offenen Wagen, nachdem der Doctor sie darauf aufmerksam gemacht, daß man denselben ja unterwegs zuschlagen könne.

„Das ist wahr, es ist doch hübsch mit diesen neuen Einrichtungen!" rief Frau Storch, „das mußt Du doch zugeben, daß dies eine Verbesserung ist!" ,

„Ach roas, Verbesserung! Es war, meiner Treu, viel gemüthlicher in den alten Kutschen ... Sie hatten doch wenigstens einen ordentlichen Bock, auf dem man schlafen konnte, nicht so einen Bock, auf dem die arme Nieke balanciren muß wie eine Henne auf der Hühnerstiege .... Man kann ja, Gott steh mir bei, schwindlig werden, wenn man sie nur ansieht — So ein bischen von einem eisernen Geländer, das nicht höher hinaufgeht als bis dahin, wo der Rücken anfängt . . . Die richtigen alten Kaleschen, die in Federn hingen — ja, die habt Ihr freilich nicht gesehen — das mar, meiner Seel, eine andere Komödie! .... Aber was hat denn die heutige Jugend überhaupt gesehen? Es ist ein Jammer und eine Schande, daran zu denken; weder die Fahrpost noch irgend ein anderes Stückchen Romantik .... Na, und dann hatte man doch damals Platz; jetzt mag der Kukuk missen, wo man seine Beine Hinthun soll . . . Bist Du das, Tonn? Mit Deinen langen Stecken nimmst Du den ganzen Wagen ein. Es ist ein wahres Elend!"

Unter solchen Neckereien rollten sie schnell den weichen Waldweg dahin, wo es schon dunkel und, kühl war, und durch lichtes Birkengebüsch dein stillen Wasser entlang.

Als sie aus dem Schloßparke hinauskamen und über den langen Brückendamm von Gaunö fuhren, mar die Sonne im Begriffe unterzugehen. Bon dem rothen Horizonte strahlte ein langer Lichtstreifen nach dem Zenith hinauf. Antonie fragte, ob dies das Zodiakallicht sei, von welchem sie in den „Briefen Gabrielis*)" gelesen hatte. Wilhelm vermochte keinen Aufschluß zu geben. Der Doctor tröstete sich damit, einmal gewußt zu haben, was Zodiakallicht sei — und als das dritte Zündholz bei diesen Bemerkungen auslöschte, ließ er den Kutscher halten, um endlich seine Pfeife anzünden zu können.

„Hast Du Dich ein wenig amüsirt, meine Liebe?" fragte Frau Storch, „und bereust Du nicht, an Deinem Geburtstage hier geblieben zu sein?"

„Ach, ich habe es so gut gehabt, ich bin so froh!" antwortete Antonie, indem sie lächelnd Frau Storch zunickte und sich behaglich in die Kissen drückte.

„Hast Du nicht das Dings mit, das ich Dir zum Geburtstage geschenkt habe?" fragte vom Bock herunter Friederike, die vor lauter Tüchern und Shawls nicht im Stande war, sich umzudrehen.

*) Bekannter dänischer Roman des Philosophen Sibbern; etwas an KoetheS »Werther" erinnernd.

„Wie? Das Patentdings? Das kannst Du Dir wohl denken, das ist längst in Stücke gegangen . . . Nein, wie man noch mit seinem Stahl auf den Feuerstein hämmerte, da konnte man sich doch bei jedem Wetter seine Pfeife anzünden ... Na, fahre nur zu, Rasmus."

Wilhelm schritt unaufhörlich in seinem kleinen Gastzimmer auf und nieder.

Die alte Weckeruhr schlug zitternd und heiser elf; aber er konnte sich nicht entschließen, zu Bette zu gehen.

Das Zimmer war noch heiß von der Abendsonne, und die schwüle, dumpfe Luft, die langsam ohne den leisesten Windhauch durch die geöffneten Fenster drang, brachte wenig Kühle mit. Ab und zu leuchtete es draußen in der Finsterniß auf, und ein langgezogener Donner grollte in der Ferne, als ob ein Wagen am Horizonte ringsherum dahinführe, plötzlich lautlos auf einem Seitenwege verschwindend, um dann wieder über den hatten Boden der Landstraße weiter zu rollen.

Aus seinem Fenster fiel ein Lichtschimmer auf die Blätter emes großen Ahornbaumes und weiter links, nach einem schmalen Schattenstreifen, wsren die Blätter wieder beleuchtet. Der Schein mußte aus dem Zimmer Antoniens kommen.

Als Wilhelm sich hinausbog, sah er Antonien, die Ellenbogen auf die Brüstung gestützt, sich aus deni Fenster hinauslehnen. Sie schien sich gleich ihm nicht losreißen zu können von diesem Tage, der schon ansing der Vergangenheit anzugehören . . . Wer weiß, vielleicht hatte auch er seinen Antheil daran . . .

Ganz leise begann er eine Melodie vor sich hin zu summen, die ihm gerade auf die Lippen kam.

Antonie drehte sofort den Kopf und blickte ihn an.

„Ach, Sie sind auch noch nicht zu Bett ... Es kommt herauf. . ."

„Was?"

„Nun, das Gewitter."

„Ach, Sie sehen nach dein Wetter und ich glaubte, Sie schwebten in romantischen Träumen hoch über den Wolken — wenigstens zwischen den Sternen!"

„Mache ich denn einen so schwärmerischen Eindruck?"

„Nun, wenn Sie sich bei Nacht in diesem Kostüme zum Fenster hinauslehnen, sehen Sie allerdings ein wenig romantisch aus."

„Ach, ich habe ganz vergessen, daß ich beinahe im Negligöe bin. Doch es ist Alles ja ganz ordentlich."

„Ordentlich! Ö, Sie sollten nie anders gekleidet sein, es steht Ihnen gut . . , . Zu einem Maskenball müßten Sie immer nur diesen Anzug wählen ^ aus der Revolutionszeit oder vielleicht aus dem Empire?"

„So? Es paßt wohl für mich, wie meine eigene Urgroßmutter auszusehen! .... Das sind ja wunderliche Dinge, die ich da über mich zu hören bekomme" sagte sie, sehr geschmeichelt darüber, daß er sich um ihr Aeußeres so viel kümmerte, um sogar in Erwägung zu ziehen, welche Toilette sie am besten kleiden würde.

Sie hatte ihren großen Kragen abgelegt und weil das Kleid stark ausgeschnitten mar, ein weißes, seidenes Tuch um den Hals genommen, dessen Enden am Gürtel befestigt waren, so daß es glatt über die Schulter hinweg ging und seine durchschimmernden Falten auf der Brust schräg zusammenliefen.

- „Singen Sie das noch einmal, es ist so schön."

„Ich weiß wirklich nicht, was es war."

Antonie sang die Melodie leise und mit schüchterner Stimme:

„Es ist aus einem Schubert'schen Quartett, das ich so sehr liebe — es wurde an unserem letzten Quartettabende im Frühjahre gespielt."

„Ah, das V-Vur-Quartett, Sie kennen es also ... O, es gehört zu meinen liebsten. Ich weiß selbst nicht warum, aber es giebt keine andere Musik, die mich so tief ergreift . . ^ Ich glaube, wenn ich einmal sterbe, wünsche ich mir, daß dies Quartett gespielt wird, um bei seinem letzten Tacte auszuathmen ... Es ist lange her, daß ich es zum ersten Male gehört habe."

Und mährend er in die finstere, blitzdurchzitterte Nacht hinaussah, versetzte er sich zurück an einen jener Tage, die zu der ersten Unglückszeit seiner Liebe gehörten. Er sah den leeren Saal, matt erhellt von dem traurigen Halblicht des Novembertages, mit dem großen, über der Menge der aufmärtsstehenden Stuhlbeine thronenden Flügel, und an dem letzten regentriefenden Fenster das Quartett, das eben zu spielen begann. Er erkannte den viereckigen Rücken des Bratschenspielers, den breiten Perrückenstocknacken des zweiten Violinisten und den fremden Virtuosen, der das Spiel abbrach und seinen Nebenmann, den Cellisten corrigirte: „Leichter, viel leichter — so — geisterhaft dunkel" ... Er war damals grenzenlos unglücklich gewesen, als er die Schönheit dieser zugleich wehmuthsvollen wie leidenschaftlichen Musik einsog — mar er denn später eigentlich glücklich geworden?

„Hören Sie, wenn Sie Musik so lieben, haben Sie nicht Lust, einmal zu unseren Quartettabenden zu kommen? . . . Wenn Sie uns überhaupt besuchen wollen . . . Wie geht es denn eigentlich zu, daß mir uns alle diese Jahre in Kopenhagen gar nicht gesehen haben?"

„Ach, ich weiß selbst wirklich nicht — ich — es ist schon lange her, es hörte so allmählig von selbst auf ^ Sie hatten einen anderen Bekanntenkreis bekommen, und auch ich war mit anderen Familien bekannt geworden — und vermißt hat man mich mohl auch nicht."

„O, sagen Sie das nicht ... Ich war natürlich damals zu klein als daß ich mich hätte darum kümmern können, wer da kam, aber ich erinnere mich doch, daß Vater Sie sehr gern hatte — und Mutter und Harriet auch."

Gott weiß, ob wirklich etwas zwischen ihm und Harriet vorgefallen ist, dachte Antonie, welcher die Verlegenheit nicht entgangen mar, mit der er eine Antwort zu umgehen suchte. — Es mar eigentlich eine indiscrete Frage gewesen ... Ach was, das thut nichts, er wird höchstens glauben, daß ich nicht die mindeste Ahnung davon habe.

Sie wendete sich nach ihm, er aber hatte den Kopf nach der Seite gedreht; das Licht beleuchtete sein halbes Profil und die weißen Finger, die nervös den Schnurrbart drehten.

Eine Zeit lang waren sie stumm und blickten nach dem Gemitter, das sich nahte. Bismeilen schien der Horizont sich auseinander zu schieben und man sah wie durch ein geöffnetes Himmelfenster breite, zuckende Flammenstreifen, gegen deren schweflig-blaues Licht sich die dunkeln Linien des Waldes wie finstere Wellen abhoben. Dann wieder leuchtete es plötzlich auf, blendend, formlos und rasch verlöschend, ehe man es recht gesehen. Andere röthlichere Strahlen aber bekamen Formen und Grenzen, wurden zu Feuerzeichnungen auf dem schwarzen Grunde. Wie zornige Cherubsschwerter stießen sie hinauf in die Luft oder fuhren, Donnerkeilen gleich, im Zickzack hernieder. Einzelne schienen leckend über die fernen Hügel dahin zu laufen.

„Nein, so ein Blitz!" rief Antonie, indem sie unwillkürlich den Kopf zurückzog. „Und hören Sie, das mar viel näher als vorhin! Es ist gut, daß Sie hier nebenan sind," fügte sie offenherzig hinzu, „sonst würde ich Angst bekommen!"

„So? Fürchten Sie sich vor dem Gewitter?"

„Ja. Sie nicht?"

„Nein, das kann ich eigentlich nicht sagen... Ach, das ist Nervosität."

„Kommen Sie nun auch damit? . . . Immer müssen es jetzt die Nerven sein . . . Habe ich nicht einmal die Erlaubniß Angst zu haben, ohne daß ich von meinen Nerven hören muß?"

Ein dumpfes, undeutliches Brausen kam vom Walde her und ein zitterndes Säuseln lief durch die Gebüsche des Gartens. Es klang, als hätten unsichtbare Finger auf ein paar der nächsten AHornblätter geschlagen, die sich duckten, wieder emporschnellten und nicht aufhörten an ihren dünnen Stielen auf und nieder zu schwingen. Dann schlug es wiederum auf ein Dutzend Blätter auf, und die anderen singen an, auseinander und wieder zusammenzufahren und zu flüstern, wie erschrocken über dieses fremde, lebendige Etwas, das mitten unter sie gekommen war. Auch die Vorhänge bekamen Angst und flatterten in das Zimmer zurück. Plötzlich wurde es finster zwischen den Blättern, die in wildem Sausen und Rasseln durch einander wirbelten. Mit einein Male leuchteten sie auf bei dem schweflig: blauen Schimmer eines nahen Blitzes, der unter die großen Tropfen hinein zu springen schien: eine schwere Regensalve schlug gegen die Fenster, die Wilhelm und Antonie fast gleichzeitig verschlossen.

Wilhelm zündete schnell das ausgelöschte Licht wieder an. Er hatte der Schwüle wegen die Thürs offen stehen lassen. Als er mit dem Licht auf den Vorplatz hinaustrat, ging die Thür Antoniens auf und sie stand bleich in dem dunklen Nahmen derselben.

„Ach, Sie haben Licht! ... Ich konnte meine Streichhölzer nicht finden . . . Das war doch gerade über uns!"

„Noch nicht, da kommt erst der Donner."

Als ob er ärgerlich darüber wäre, zu spät gekommen zu sein, fuhr der Donner fort zu brummen und drohend zu knurren wie ein Hund, der nicht länger bellen darf.

Antonie schien nicht Lust oder Muth zu haben, in das finstere Zimmer zurückzugehen und ihr Licht anzuzünden. Sie setzte sich auf die oberste Stufe der Treppe, die gleich an ihrem Zimmer hinunter führte. Wilhelm stellte das Licht auf den Boden und nahm Platz an ihrer Seite.

Der Regen klatschte strömend auf das Schieferdach nieder. Die Dachlucke ihnen gegenüber wurde jeden Augenblick von den Blitzen erhellt, man konnte durch die kleine Oeffnung den schwarzen Waldsaum erkennen. Im Winkel des Daches, dort wo der Schein des Lichtes nicht hinreichte, leuchteten ein paar gelbe Kugeln; sobald die Reflexe der Blitze auch in diese Ecke drangen, verschwanden sie, und man erblickte eine zusammengeballte Katze mit geschlossenen Augen.

Bei jedem starken Donner merkte Wilhelm, wie Antonie zitterte; er plauderte ihr Trost zu wie einem erschrockenen Kinde: es fei keine eigentliche Gefahr vorhanden, sie wären ja in der Stadt, und das Haus habe einen Blitzableiter und ein hartes Dach.

In demselben Augenblicke, als ein gewaltiger Blitz sie blendete, erzitterte das Haus unter einem plötzlichen, kurzen, kanonenschußähnlichen Donnerschlage.

Antonie drückte sich an ihn, er legte seinen Arm um sie und als seine Brust ihren Herzschlag fühlte wie die fangenden Finger das Flattern des Schmetterlings, klopfte er sie mit bebender Hand auf die Schulter.

„Tony! Herr Herz! Seid Ihr da? Es ist ja ein schreckliches Gemitter. Komnit doch zu uns herunter!"

Antonie sprang aus und lief die Treppe hinunter. Wilhelm folgte verwirrt und ein wenig enttäuscht, obwohl er sich sagte, daß es gut sei, sie nicht geküßt zu haben, was er unfehlbar gethan, wenn es noch ein paar Sekunden länger gedauert hätte. Vielleicht sei er schon zu weit gegangen. Aber sie war es ja gewesen, die sich an ihn geschmiegt, sie war so erschrocken, daß sie nicht wußte, was sie that, und er hatte sie nur getröstet wie ein Bruder . . . Diese Idee gefiel ihm: eine Schwester, eine Schwägerin ^ es war ja nicht seine Schuld, daß sie es nicht der Welt gegenüber mar.

Die Familie befand sich allerdings in der Wohnstube, allein trotz ihrer Einladung eigentlich nicht in einem Zustande, Besuche zu empfangen. Der Doctor war noch am besten dran, nur konnte der zugeknöpfte Schlafrock es nicht verbergen, daß der Kragen des Nachthemdes nicht besonders frisch war. Die alten, unter dem Kinn zusammengesteckten Shawls der Damen, die intimen Unterröcke und das nächtliche Haar, in dem der Gemittersturm gehaust zu haben schien, hatten etwas unwiderstehlich Komisches an sich, das alle Gedanken an Gefahr verscheuchte. Die Hängelampe mar nicht angezündet und warf einen großen Schatten schräg an die Decke, während ein Lämpchen auf dem Rande des Tisches dem Doctor Licht zuin Lesen der Zeitung spendete. Der Doctor schien sich an' einer Ecke unten in das Wort „Fortsetzung folgt" vertieft zu haben, seine Frau nickte unablässig, das Kinn immer tiefer in eine Falte des wollenen Tuches hinunter versenkend. Friederike saß kerzengerade da und hielt die Augen aufgesperrt, so daß man eine Vorstellung davon bekommen konnte, wie ein Hase aussieht, der mit offenen Augen schläft.

Anfangs mar Antonie ein wenig verlegen, aber die Gemeinschaft, welche zwischen den zwei einzigen Wachen bestehen mußte, ihr gleichzeitiges Lächeln, wenn Frau Storch nickte, ließ ihre Befangenheit bald schwinden. Als kein Zweifel mehr darüber herrschte, daß sich das Gemitter mehr und mehr entfernte, schlug diese sogar in jugendliche Ausgelassenheit um, sie blies Friederike in den Nacken und fragte den Doctor, ob er sich nicht mit einer Erfrischung stärken wolle, ob er nicht dächte, daß ihm „noch eine Halbe nichts schaden könne s" eine Frage, die einen ohnmächtigen Gelächterversuch hervorrief, so daß Frau Storch ein paar Secunden aufsah . . . Mit den Andern war doch nichts anzustellen, Wilhelm blieb ihr einziges Publikum.

„Sie haben mich heute Morgen gebeten, daß ich Ihnen etwas vorspielen solle," sagte sie, „jetzt will ich es thun, denn da die Gefahr vorüber, bin ich ebenso muthig wie ein Hündchen, welches bellt, wenn es außer dem Bereiche des Stockes ist."

Sie begann eins der Schumannschen Papillons zu spielen. Als er sich aber an's Fenster zum Clavier hinsetzte, hielt sie inne und sagte, er dürfe dort nicht sitzen, sonst greife sie daneben.

Die Halbschlafenden wurden einen Augenblick von der Musik elektrisirt, diese Wirkung hörte jedoch bald wieder auf. Erst als sie den Großvatertanz ansing, schien sie alte gemüthliche Träumereien in den Schlaf des Doctors hineinzuspielen. Man hörte ihn sogar falsch vor sich hin brummen: „Und als der Großvater die Großmutter nahm."

Als Wilhelm und Antonie einander gute Nacht gewünscht, und ne schon ihre Thür geöffnet hatte, drehte sie sich plötzlich um und sagte:

„Das hätten Sie nicht thun sollen, das mar nicht hübsch von Ihnen. Herr Herz!"

„Was?" fragte er und erröthete eben so stark wie sie.

„Ach, Sie wissen schon . . . Wenn ich solche alberne Angst bekomme, benehme ich mich wie ein Kind; aber Sie hätten mich doch nicht wie ein Kind behandeln sollen!"

Und ehe er ein Wort der Erwiderung finden konnte, hatte sie die Thürs geschlossen.

XII.

Marie Jngerslev saß vor dem Nähtisch auf dem altmodischen Tritte am Fenster, abwechselnd in die Aufgabenhefte ihrer Schüler blickend und zwischen den Zweigen des Gartens hindurch nach dem angelehnten Pförtchen zur Seite des immer verschlossenen Thores spähend.

Es mar ein ziemlich großer Garten, der sich jenseits eines Vorplatzes vor dem langen, niedrigen Hause hinstreckte. Er war in kleine Parzellen getheilt, jede mit ein paar Beeten und einer Laube. In der Höhe aber bildeten die gekrümmten Aeste der Obstbäume mit ihrem dünnen Laubgeflecht eine Decke über dem Ganzen, an der das Obst in den letzten Sonnenstrahlen sich röthete. Ein alter Herr im Schlafrock und mit einer langen Pfeife drehte sich mit einer Gießkanne auf seinem kleinen Blumenbeete herum. Von dem Vorplatz unten hörte man frohe Stimmen spielender Kinder.

In der niedrigen Stube fing es an dunkel zu werden. Nur das Gold auf dem Rahmen eines alten, mächtigen Urgroßvaterbildes, welches so schwarz war, daß man beinahe weiter nichts als eine graue Verrücke auf ihm erkennen konnte, erglänzte im Neflexlicht eines Fabrikfensters jenseits des Gartens. Unter diesem Bilde in dem tiefen Sopha saß Frau Jngerslev und strickte.

„Was mag er nur eigentlich für Abhaltungen gehabt haben?" fagte sie, als Marie wieder eine Weile durch das Fenster hinausgeschaut hatte.

„O, es wird etwas wegen der Anstellung gewesen sein, sonst wäre er sicher nicht fortgeblieben."

„Nein, das war's wohl nicht . . . Jetzt kann er nun erst mit dem Abendznge kommen, so daß wir bis neun Uhr mit dem Thee warten müssen."

»Möglicherweise ist er auch schon heute Vormittag angekommen; ich glaube er hat Montags Nachmittag Stunden zu geben," antwortete Marie, während ihr Bleistift eine Correctur in das Heft einzeichnete.

„Marie! Sieh einmal herunter!" ertönte es unter dem Fenster.

Während Marie mit der Mutter gesprochen, hatte sie nicht bemerkt, daß die Gartenpforte geöffnet wurde.

Obgleich sie ganz ruhig gewesen zu sein schien, wurde sie doch vor

freudiger Ueberraschung ganz roth im Gesicht, als sie das Fenster ausstieß und hinunter grüßte. Dann eilte sie hinaus, die Vorsaalthür zu öffnen. Nach ein paar Minuten traten sie in die Wohnstube, lächelnd und heiter. Wilhelm umarmte seine Schmiegermutter mit einer Zärtlichkeit, als hätten sie einander Jahr und Tag nicht gesehen.

„Na, es ist schön, daß Du wieder da bist, Willy! Du kannst Dir denken, wie mir Dich gestern vermißt haben!"

Geheimnißvoll zog er ein kleines Papierpacket hervor, und als Maric nicht errathen konnte, was es sei, erhielt sie endlich Erlaubniß, es zu öffnen. Es war eine Brustnadel in Form eines kunstvoll gearbeiteten Edelweiß. Sowohl Marie als Frau Jngerslev meinten, daß sie zu dem Schönsten gehöre, was sie jemals gesehen, und ihr Werth wurde noch unendlich dadurch erhöht, daß er sie selbst aus Jnterlaken mitgebracht. Marie hatte schon viele solche kleine Schmeizererinnerungen bekommen, aber geglaubt, der Quell sei längst versiegt.

Dann faßte Wilhelm Marie mit beiden Händen an den Schultern und hielt sie vor sich hin, um zu sehen, ob er entdecken könne, daß sie ein Jahr älter geworden. Er that, als ob er eine kleine Runzel gefunden hätte, die weggeküßt werden müßte. Marie aber wollte das nicht erlauben und behauptete, es märe Verleumdung.

„Gott, Kinder, was Ihr doch für Dummheiten macht!" rief Frau Jngerslev, innerlich vergnügt.

„Und dabei vergißt Du ganz, uns zu erzählen, was das Resultat Deiner Reise ist."

„O, ich nehme die Stelle nicht an."

Warum er sie nicht annehme, wurde ihm nicht so leicht, ihnen zu erklären.

Frau Jngerslev fand, daß, nach dem, was er erzählt, sie doch gar nicht so schlecht, sei und meinte, es wäre nicht richtig von ihm, sich nicht an eine solche Anstalt zu binden, an der er vielleicht verhältniszmäßig bald zu einer heirathsfahigen Stelle hinaufrücken könne. Marie aber war so froh darüber, ihn in der Stadt zu behalten, daß sie eben so viele Syllogismen gegen Herlufsholm aussindig zu machen wußte, wie Duns Scotus für die unbefleckte Empfängniß ihrer heiligen Namensschwester ausgeklügelt hatte. Sie würde es wenigstens gethan haben, wenn die Mutter nicht bald nachgegeben und Wilhelm gefragt hätte, was ihn in Naestved zurückgehalten.

Wilhelm erklärte kurz und ein wenig nachlässig, daß ein Adjunct den er nothwendig habe sprechen müssen, bis Sonntag Nachmittag weggewesen märe; und dann beeilte er sich, zu fragen, wie sie den Tag zugebracht und ob etwas aus der Partie geworden — um weiteren unangenehmen Fragen zu entgehen.

„Ja, mir waren im Walde — die Mutter hatte so große Lust hinauszukommen . . . Wir nahmen Chokolade und Gebäck mit und haben beides am Kirsten-Pils-Quell verzehrt. Lange Zeit saßen mir am See bei den Erlenbäumen mit den hohen, über den Boden herausragenden Wurzeln. Erinnerst Du Dich, wir waren ein paar Tage nach unserer Verlobung dort? Und dann tranken wir den Thee auf der Eremitage, in derselben Laube, in der wir den Abend zubrachten, als Du Doctor geworden. Der Sund mar so blau, ach, so blau, mit so vielen Segeln bedeckt, daß man kaum durch sie hindurchsehen konnte; und die Rehe grasten ganz nahe bei uns in großen Herden, sogar ein paar kleine Damhirschkälber, nur wenige Schritte von mir. Wir sahen die Sonne untergehen — ich glaube kaum, daß sie irgendwo in der Welt so schön untergeht — ja, lache nur — und ein langer Lichtstreifen erschien am Himmel, der sich fast bis zum Zenith hinaufzvg. Wir dachten an Dich, ob Du ihn auch seben könntest, und ob Du uns vermißtest."

„Ja, ich habe ihn gesehen, ich war gerade auf dem Brückendamm von Gaunö. Ich dachte an Euch, natürlich —"

Die Heiterkeit Wilhelms war verschwunden, er schmieg. Die unwahre Erklärung, die er geben mußte, und der Bericht Marien's mit den kleinen, rührenden Beweisen davon, wie Alles sich um ihn gedreht, um ihn, der mit seiner Abwesenheit glänzte — das alles hatte ihn verstimmt und beschämt. Doch dieses Gefühl mußte bald dem Aerger weichen: mein Gott, mar man denn so ganz und gar zusammengeleimt! Und dann diese ewige Frage, ob man an einander gedacht, ob man einander vermißt habe, solch dumme Frage, die man bejahen mußte, ob man's so meinte oder nicht! — Er bat Marie, ihm etwas vorzuspielen, nur um nicht zum Sprechen gezwungen zu sein.

„Willst Du Licht haben?" fragte Frau Jngerslev.

„Nein, ich spiele auswendig."

„Das ist auch hübscher — ich liebe die Dämmerung so sehr — besonders wenn drüben in der Fabrik Licht ist, daran habe ich mich so gewöhnt ... Ach ja, wie oft habe ich hier gesessen und den Funken des Fabrikschornsteins zugesehen und an alte Zeiten gedacht . , . Sieh nur, wie hoch sie fliegen und wie die Flamme zu ihnen hinaufschlägt. . . Und dann leuchtet es so schön hier herein auf mein altes Schreibepult — es ist mir immer als ähnle es dem Kaminfeuer im Schlosse, wo ich zum ersten Male meinen seligen Mann traf."

Wilhelm ging unruhig auf und nieder und hörte zerstreut Beethovens „Ehesonate" an, das Stück, welches er sich gewöhnlich von Marie erbat. Diesmal aber, meinte er, hätte sie ein anderes wählen können — denn sie spielte es nicht mehr gut. „Es ist schrecklich, wie schnell sie ihre Sachen vergißt," dachte er — „sie kommen ihr gleich wieder aus den Fingern." Es siel ihm ein, wie flink und sicher Antonie am vorhergehenden Abende gespielt und wie hübsch sie mit ihren großen Grübchen gelächelt hatte, als sie sagte, er dürfe nicht so nahe bei ihr sitzen und sie ansehen, sonst greife sie daneben. Daß Marie daneben griff, hatte wohl einen anderen Grund.

„Spiele doch lieber ein anderes Stück," sagte er, als Marie wieder ansing, unsicher zu werden.

„Du hast doch aber das Stück so schön spielen können!" warf Frau Jngerslev ein.

„Ich weiß nicht, ich bin heute nicht aufgelegt/' antwortete Marie, die sich durch den ungeduldigen Ton in Wilhelm's Stimme nicht ermuntert fühlte. „Wir wollen lieber plaudern."

Wilhelm drang nicht in sie, er machte sich Nichts daraus noch mehr Musik zu hören, selbst wenn sie besser vorgetragen morden wäre. Es kam ihm vor, als ob das Clavier so matt und dünn klänge — und doch mar er im letzten Herbste so froh gewesen, als Marie nach jahrelangen Ersparnissen und durch ein verwickeltes Abzahlungssystem in den Stand gesetzt wurde, sich dieses gebrauchte Pianoforte anzuschaffen an Stelle eines ehrwürdigen Spinetts, welches so unmöglich geworden mar, daß nicht einmal Frau Jngerslev es vertheidigte, trotzdem es vom Pfarrhofe herstammte, wo ihr Mann bisweilen in der Dämmerung demselben einen Tiroler Walzer entlockt hatte, das einzige Stück, welches er spielen konnte.

„Nun, dann plaudern wir," sagte er, indem er sich in einen Schaukelstuhl warf, daß ein zerbrochener, zusammengebundener Stab der Lehne auseinanderfuhr und Frau Jngerslev ihn scherzend darüber ausschalt, daß er mit dem Meublement so gewaltthätig verfahre, obgleich er mit dessen Gebrechlichkeiten doch vertraut sei.

„Nun, ja, mein Gott, es ist nicht leicht, das immer so im Kopfe zu haben!"

Marie und Frau Jngerslev lachten herzlich, ohne die verdrießliche Stichelei, die in diesen Worten liegen konnte, zu argwöhnen.

Die Plauderei, die so förmlich beschlossen morden war, wollte nicht recht in Fluß kommen; es blieb bei einzelnen Bemerkungen über Mariens Erlebnisse in der Schule und über seinen kleinen Ausflug. Doch vermied er instinktnmszig Alles, was Antonie und die Erinnerung an das Schultz'sche Haus berührte. Als das Gespräch sich eine Weile so hingezogen hatte, ging Marie hinaus, um den Thee zu bereiten, mährend Wilhelm von Neuem seine unruhige Wanderung auf und nieder begann.

„Wie, Du willst keinen Thee mehr?" fragte Marie, als er kopfschüttelnd die Tasse festhielt, die sie nehmen wollte.

„Nein, ich danke; ich fürchte, ich kann dann nicht schlafen."

„Aber Du trinkst doch immer zwei Tassen, Willy," sagte Frau Jngerslev.

„Wirklich? Nein, heute will ich aber nicht mehr." Der Thee nmr ihm nicht gut genug, er hatte einen Beigeschmack — und 'es mar allerdings nicht derselbe Thee, den der Kaiser von China zu trinken pflegt; auch wünschte er keine Verlängerung des Abendessens, es war ihm unbequeni an diesem kleinen Tischchen, auf dem Teller und Schüsseln sich stießen und die Lampe, die kaum Platz hatte, ihm so nahe stand, daß seine Stirn ihre Wärme spürte. Er fürchtete Kopfweh zu bekommen, zumal die Flamme ihn in's Auge stach, well in der Glocke ein großes Loch war.

„Wir sollten freilich eine neue Glocke kaufen," sagte Frau Jngerslev, als er sie umdrehte, „sie sieht nicht gut aus, aber solche Extraausgaben sind nicht für den Schluß des Monats, ich muß bis zum nächsten warten/

Auf den nächsten Monat warten! Ja, das war die Art von Haushaltung, auf welche sein eigenes Eheglück Aussicht hatte. Ein Leben, bei dem man am Anfang des Monats vor dem Schluß bangt und am Schlüsse auf den nächsten hofft! Wie oft hatte er in seiner bescheidenen Resignation sich selbst das Idyllische der Armuth gepriesen, die Poesie der Sparsamkeit, die das Dürftige reich macht, weil es theuer erkauft ist. Wie oft hatte er nicht mit dem alten Studentenliede gesungen:

„Ein Hüttchen und ein Mägdlein hold —
Eine Königin mit einer Krone Gold —
Das ist meiner Träume Ziel!"

Jetzt schienen ihm die beiden Fälle nicht ganz gleichbedeutend zu sein; es kam ihm vor, als märe „Eine Königin mit einer Krone Gold" sein alter Jugendtraum, den er um etwas Geringeren willen vergessen zu können gewähnt hatte. Und gerade, daß Marie so vollständig in kleine Verhältnisse hineinpaßte, daß sie durch sie nicht im Geringsten beengt wurde, sondern sich in ihnen wie in ihrem eigensten Elemente bewegte — diese Bescheidenheit ihres Wesens, in der er früher sein Glück gesehen hatte, sie langweilte und ärgerte ihn jetzt: sie bedeutete das Aufgeben aller Anforderungen an das Leben. Mein Gott, wenn man auch zwischen engen Mauern begraben zu sein verdammt ist, dessenungeachtet kann man doch den Blick nach den Strahlen eines Sterns emporheben, anstatt so verzweifelt begnügsam unausgesetzt seine Freude an dem Lichte der Alltags-Straßenlaterne zu haben!

„Du solltest doch noch eine Tasse trinken," sagte Frau Jngerslev; „es ist ein gutes, starkes Gebräu, das Marie eingegossen hat, und vor dem Nichtschlafenkönnen brauchst Du Dich nicht zu fürchten. Du siehst ja so müde aus, als wärest Du nicht ein paar Stunden mit einer modernen Eisenbahn gefahren, sondern den ganzen lieben langen Tag in einem Postwagen gerumpelt."

„Du hast ja wohl auch Unterricht gegeben nach der Reise," sagte Marie.

„Ja, ich bin wirklich etwas abgespannt ... ich bin gestern Abend auch sehr spät zu Bett gekommen."

„So? In Naestved ... Da kann es doch Abends nicht viele Zerstreuungen geben?"

„Nein, aber wir bekamen ein furchtbares Gemitter."

„Und da warst Du so vernünftig, aufzustehen?" fragte Frau Ingers!«?. „Das muß ich loben; man sollte glauben. Du märst auf dem Lande erzogen und nicht hier in der Stadt, wo Jeder glaubt, der Blitz könne nicht bei ihm einschlagen, weil er zwischen so einer Menge anderer Menschen steckt. Als ob sich ein Unglück nicht eben so gut hier wie dort ereignen könnte, wenn Gott es will."

„O, mir blieben Alle auf."

„Alle? — Im Hotel?"

„Nein, nicht im Hotel — ach, es ist ja wahr, ich habe ganz vergessen. Euch zu erzählen, daß ich zuletzt bei Dr. Storchs wohnte."

„Du bist wirklich ein netter Berichterstatter . . . Dann bist Tu also doch nicht dem Besuche bei ihnen entgangen, vor dem Du Dich so fürchtetest?"

„Allerdings; ineine Angst mar aber sehr unrecht, sie waren so freundlich gegen mich — und schließlich ist es auch nicht gerade angenehm, allein im Hotelzimmer zu sitzen."

„Da hast Du wohl die Antonie Schultz getroffen, die jüngste Tochter des Obersten?" fragte Marie.

‚Ha, kennst Du sie?"

„Nein, aber Christine erzählte mir, daß sie dort mar: sie sind in der Selecta zusammen gewesen . . . Wie gefällt sie Dir?"

„O, ich kenne sie ja so wenig. Aber es scheint ein ganz nettes Mädchen zu sein."

„Habt Ihr nicht viel zusammen gesprochen? Sie ist doch gewiß recht lebhaft!"

„Ja gewiß — freilich — übrigens haben wir auch ein wenig zusammen gesprochen . . . aber sie ist ja noch so jung."

„Ja. lebhaft sieht sie aus," sagte Frau Jngerslev — „ich sah sie oft an den Teichen spazieren gehen. Schön ist sie freilich nicht, das hat alles die Schwester bekommen."

„O, sie ist doch ganz hübsch," sagte Marie.

„Ja, darin muß ich Dir Recht geben — es kommt mir auch so vor — nicht gerade eine Schönheit, nein, das nicht, bewahre, das wird sie auch nicht, aber — sie sieht nicht aus wie ein gewöhnliches Mädchen — es ist eine gewisse Feinheit und Anmuth an ihr — und sie ist auch nicht ganz gewöhnlich, das habe ich schon merken können."

„Nein, sie ist sehr begabt . . . Christine hat sie außerordentlich gelobt, sie hat mir viel von ihr erzählt".

Wilhelm vernahm mit lebhaftein Interesse einige kleine Züge, welche die Freundin zu Antoniens Verherrlichung berichtet hatte. Er erzählte dann auch selbst, wie sie ihn über neuere Anschauungen ausgefragt hatte, von ihrer Nachdenklichkeit, ihrer Wißbegierde.

Diese Unterhaltung über einen angenehmen Gegenstand brachte ihm seine Lebhaftigkeit und gute Laune zurück. Und mit ihnen zugleich allerlei Scherze und fröhliche Plauderei, bis die Uhr elf schlug, ehe Jemand daran gedacht hätte, daß es Zeit sei, zu Bette zu gehen.

In bester Stimmung verabschiedete er sich, so wie er gekommen war.

Er ging nicht nach Hause, sondern an den Teichen entlang, bis er vor einer Villa stand, die rückwärts im Garten hinter einer großen Blutbuche und ein paar schlanken Birken lag. Dort wohnten Schultzes.

Im unteren Stock mar es finster. Oben aber schimmerte ein Eckfenster gelblich aus einem rothen Blätterrahmen milden Weins hervor. Das Licht kam aus dem Zimmer der Tochter. Er kannte ungefähr die Einrichtung des Hauses; wie oft hatte er vor Jahren des Abends nicht dort gestanden und hineingespäht, wie ein Nachtwandler von unbewußten Schritten vor dieses Haus geführt.

Drinnen aber mar er nie gewesen.

Ob er sie wirklich besuchen sollte?

Frau Schultz, die am Morgen auf dem Bahnhofe mar, hatte ihn so freundlich darum gebeten. Und Antonie auch. Es war ihm so vorgekommen, als ob sie die Sonne wieder hätte aufgehen lassen nach jenem kleinen Unwillen des vorhergehenden Abends — und es war wohl auch mehr pflichtgemäßer als wirklicher Zorn gewesen.

Antonie hatte ihre Aufforderung wiederholt, einen ihrer Ouartettabende zu besuchen. Sie hatte auch versichert, daß Harriet sich freuen würde, ihn wieder zu sehen. Sie wußte natürlich nicht, wie es mit ihnen gestanden hatte. Aber mein Gott, das war ja doch so lange her! Ihm wäre es gewiß lieb, Harriet wieder zu sprechen!

Warum sollte er diese neue Bekanntschaft nicht fortsetzen und die alte von Neuem anknüpfen? Es ist doch nicht so etwas Alltägliches, in dieser bunten Welt Menschen zu treffen, in welchen der erste Blick die verheißenden Züge der Wahlverwandtschaft erkennt.

Vielleicht würden auch die Schwestern Freundinnen Mariens; ja, sie würden es ganz bestimmt werden ^ und wie herrlich würde das nicht sein!. . . Marie brauchte Freundinnen — es wurde ihm eigentlich jetzt erst klar, daß es gerade das war, dessen sie bedurfte, um eine vielseitigere Anschauungsmeise zu erlangen. Und bessere Freundinnen konnte sie gewiß nicht finden. Sie waren eben nicht verschiedener von ihr, als es für ein solches Verhältniß fruchtbringend ist. Harriet ähnelte ihr am meisten. Aber auch mit Antonie hatte sie viele Berührungspunkte, auf jener Grundlage, die allen guten Naturen gemeinsam ist.

Wer von ihnen mochte es wohl sein, deren großer Schatten sich jetzt an der Decke bewegte? . . . Eine Gestalt trat vor das Licht gegen das Fenster hin . . . Es mar gewiß Harnet . . . Das Fenster wurde geöffnet und sie lehnte sich heraus — nein, jetzt konnte er deutlich die Schultern Antoniens erkennen. Ob sie wohl an den gestrigen Abend dachte, als sie sich zum Fenster hinausgelehnt und mit ihm gesprochen hatte, mährend sie das Gemitter erwarteten?

Er sing an die kleine Schubert'sche Melodie zu pfeifen, bei welcher sie damals den Kopf gedreht hatte. Aber er hielt gleich wieder ein aus Angst, daß sie es gehört haben könnte, weil sie eine plötzliche Bewegung machte. Doch ein großes Stück Garten lag ja zwischen ihnen, und er hatte so leise gepfiffen!

Sie schien auf etwas zu hören, was Harriet sagte.

Das Fenster wurde geschlossen. Antonie blieb an demselben stehen, ihm den Rücken zukehrend. Leichte Bewegungen der Schultern und die Beugung des Kopfes zeigten, daß sie mit der Schwester sprach. Tann ging sie langsam hinein und nur der Schatten schwebte noch bisweilen über die Decke hin — bis auch er in einer Ecke verschwand und das Zimmer nur erfüllt zu sein schien von einem stillen, goldenen Lichte, das die Ränder des wilden Weinlaubs in dunkler Rubingluth entzündete und zwischen den kleinen, zitternden Birkenblättern mit thaunassem Schimmer hinausstrahlte.

Wilhelm schritt von dem einsamen, friedlichen Lampenlichte hinweg in den Laubschatten hinein gegen das unruhige Laternenflimmern und Fensterblinken der Stadt zu.

XIII.

„Willst Du mir denn absolut eine Erkältung auf den Hals schaffen?"

Antonie verschloß das Fenster, drehte sich um und sah gedankenvoll nach der Schwester. Harriet saß mit dem Rucken gegen sie vor dem Spiegel und kämmte ihr losgelöstes Haar, das fast bis zum Boden reichte und den weißen Frisirmantel halb bedeckte. .

„Aber etwas ist doch zwischen ihm und Dir vorgefallen, nicht wahr Harriet?", fragte Antonie plötzlich.

„Zwischen wem und mir?"

„Nun, Herz natürlich, wir sprachen ja eben von ihm ... Ich war doch damals nicht so dumm, um nicht ganz gut merken zu können, daß er Dich gern hatte . . . Aber, ich meine, ob er nur ganz im Stillen geschwärmt, oder ob er Dir geradezu gesagt hat, daß er Dich liebe."

„Das kann Dir doch ganz einerlei sein."

„Nein, das iuteresnrt mich, und mir kannst Du's doch sagen. Du brauchst Dich doch deswegen nicht zu schämen."

„Nein; denn jedenfalls ist er es gewesen, der in mich verliebt ivar" . . .

„Nun: wenn Du in ihn verliebt gewesen märst, brauchtest Du Dich doch auch nicht zu schämen."

„O nein . . . Diese jugendliche Liebe ist ja so etwas Zufälliges, daß sie sich auf den Ersten Besten werfen kann und überhaupt nicht viel zu bedeuten hat."

„Pfui, wie schlecht Du sprichst!"

„Und dann ist er ja schließlich nicht unbedeutender als die Meisten."

„Unbedeutender!"

„Du findest ihn wohl bedeutend!"

„O nein — er muß wohl sogar ziemlich unbedeutend sein, da er so niel und so gern mit mir sprach und über so ernste Dinge; denn ich weiß wohl, daß die Anderen, die ich kenne, dazu zu bedeutend sind."

„So? Ueber ernste Dinge habt Ihr gesprochen? Davon hättest Du inir doch auch etwas erzählen können."

„Wozu denn? . . . Doch, Du sollst das alles nachher hören, sage mir nur, ob er wirklich in Dich verliebt gewesen ist!" — Antonie ging auf die Schwester zu, legte den Arm um ihre Schulter und küßte den Zipfel ihres Ohres, der rosigroth aus der Fülle des braunen Haares hervortrat . . . „Süße Harriet, das kannst Du wirklich, ich sage es ja Niemand; und ich kann's ihm ja auch nicht verdenken, daß er Dich geliebt hat!"

„Nicht? . . . Nun denn, wenn Du es durchaus wissen willst, dann hat er allerdings unleugbar mir einmal die Ehre angethan, feierlich um meine Hand anzuhalten."

„Nein wirklich! Wann war denn das?" rief Antonie, indem sie sich der Schwester schräg gegenüber setzte und, das Kinn in die Hand gestützt, sie unverwandt betrachtete."

„Kurz ehe wir nach Kopenhagen zogen. Er hatte damals eben die Sommerferien bei uns in Naestved zugebracht und wir waren recht gute Freunde. — Ich mochte ihn im Grunde ganz gern; dann kam ich hierher zu Besuch und wir trafen oft bei Professor Wilhjelms zusammen. Er begleitete mich gewöhnlich nach Hause; denn wir hatten ungefähr denselben Weg. Eines Sonntags aber, als es regnete, hatte ich die Magd beauftragt, mich abzuholen. Als er das beim Nachmittagskaffee hörte, merkte ich wohl, daß er sehr enttäuscht wurde und ansing, sich um mich herumzudrehen, als ob er etwas auf dem Herzen hätte . . . ., aber wir waren die ganze Zeit mitten unter den Anderen. Endlich konnte er mir zuflüstern, er hätte mir etwas unter vier Augen zu sagen .... Dann, gegen die Theezeit folgte ich einem Winke von ihm und ging aus der Stube . . . Er öffnete die Thür zum Bibliothekszimmer, in dem es finster war, mir wurde plötzlich angst und es kam mir der Gedanke, jetzt hält er um Dich cm. Aber ich glaubte es doch auch wieder nicht und ging hinein . . . . Jetzt kannst Du Dir denken, wie lächerlich! In der Bibliothek konnte man sich am hellen Tage kaum rühren vor Büchern, die auf dem Boden aufgehäuft lagen, und es mar so stockfinster, daß man nicht die Hand vor Augen sehen konnte . . . Und da fing er wirklich an zu erklären, daß er mich liebe und ohne mich nicht glücklich werden könne."

„Mein Gott, Harriet, was antwortetest Du denn?"

„O, ich weiß nicht, irgend etwas Dummes, daß er mich mißver^ standen, daß ich zu jung sei und an so etwas gar nicht gedacht hätte . . O, das Ganze mar zu dumm! Seine Stimme zitterte so, daß sie mich todtenangst machte, bevor er nach etwas Rechtes gesagt hatte; und ich märe hinausgelaufen, wenn ich nur gewußt hätte, wo die Thüre war. Ich mar genau so daran wie Leporello in der Wohnung der Frau Elvira/'

„Und darüber kannst Du lachen!"

„Nun, damals lachte ich freilich nicht ... Als er die Thüre wieder öffnete, mar er fo bleich, als ob er in Ohnmacht fallen wollte. Aber das ist ja lange her, und er ist mit einer Anderen verlobt, so daß kein Grund vorhanden ist, es so feierlich zu nehmen. .

„Ja, er ist allerdings verlobt, aber —"

„Nun?"

„Ach, ich glaube nicht, daß er wirklich in Marie Jngerslev verliebt ist/'

„So? .... Das sind doch nicht etwa die ‚ernsten Dinge/ die Ihr..."

„O pfui, wie kannst Du nur glauben, daß er so unfein sein würde, mit einer Fremden darüber zu sprechen . . . Nein, im Gegentheil, wenn er sie erwähnte, mar es immer mit großer Verehrung . . . Aber ich glaube nun einmal, es ist eine Vernunftehe — wenn es eine Ehe wird, und das wird es ja wohl."

„Eine Vernunftehe mit einer Schullehrerin und einer pensionirten Pfarrers-Wittwe zur Schmiegermutter!"

„Ich meine nur, eine Ehe, die nicht aus Leidenschaft geschlossen ist; etwas, das zu Stande gekommen ist, weil es paßt, weil sie ein gutes Mädchen ist, mit der er zufrieden leben kann — gegenseitige Achtung und alles das, worauf ich nicht viel gebe.

„Wirklich nicht? . .. Das ist merkwürdig, denn Du weißt wenigstens, was das ist; was dagegen Leidenschaft —"

„Ach! Willst Du mir vielleicht einreden, daß Du eine Leidenschaft hättest, die ich nicht entdeckt habe?"

„Das habe ich ja nicht gesagt; aber darum kann man doch missen, was es ist und eine Meinung darüber haben . . . Ja, das kann man!... Ich bin sicher, daß keine Leidenschaft zwischen ihnen herrscht . . . Sie ist gewiß ein ‚vernünftiges, gutes Mädchen/ er aber ist eine schwärmerisch« Natur — und sie wird ihm auf die Dauer kaum genügen."

„Nun, das geht uns ja eigentlich nichts an."

„O nein, wenn es Jemand von uns beiden anginge, müßtest Du es sein, da Du Dich damit tröstest, es schade nichts, daß Du sein Herz gebrochen hast, weil es jetzt wieder zusammengekittet ist!

XIV.

„Antonie ist leider nicht zu Hause," sagte Frau Schultz . . . Sie macht einen Besuch in der Stadt, aber sie kommt gewiß bald

zurück, und wird sich freuen Sie zu sehen Sie hat viel

davon erzählt, wie hübsch es in Naestved war .... Uebrigens glaube ich, daß sie ihr Aufenthalt ein wenig enttäuscht und sie Fräulein Storch ziemlich langmeilig gefunden hat ... . Es geht ja oft so mit den Kinderfreundschaften; so lange die Kinder klein sind, können sie prächtig zusammen spielen, später aber entwickeln sich die Verschiedenheiten, und Antonie ist ja schon ein erwachsenes Mädchen."

„Ja, es überraschte mich, sie als junge Dame wieder zu sehen . . . . Man denkt nicht daran, wie die Zeit vergeht; wenn aber aus den kleinen Mädchen, die einem auf dem Schooße gesessen haben, große geworden sind, die für die jungen Männer schon gefährlich zu werden beginnen, dann spürt man, daß man anfängt, alt zu werden!"

„O Sie, der Sie noch ein junger, unverheiratheter Mann sind und mohl kaum die dreißig erreicht haben — doch? — nun, dann stehen Sie ja gerade in der Blüthezeit .... nein, was müssen denn dann mir Mütter sagen, wenn unsere Töchter aufwachsen und uns unser Alter vorwerfen!"

Wilhelm lächelte. Er erinnerte sich daran, wie augenscheinlich die Frau Oberst auf einem Stiftungsballe an den Qualen des Verblühens gelitten hatte, als die plötzlich entfaltete Weiberschönheit Harriets sich eine so ausschließliche Huldigung zuzog, daß sogar ein junger Dragonerlieutenant aus dem Schulischen Regiment ganz vergaß, daß auch die Frau Oberst noch tanze. Und jetzt hatte sie zwei Töchter, denen sie helfen mußte, die Bouquets tragen! Uebrigens mußte man zugeben, daß die zweite Jugend der Frau Schultz sich mit einer Lebenskraft erhielt, welche eine Resignation erschweren mußte, und Wilhelm machte dieses Zugeständniß in einem Compliment, das Knit lachendem Kopfschütteln beantwortet wurde.

In demselben Augenblicke trat'Harriet ein. Antonie hatte Recht: selbst der Blick eines ehemaligen Liebhabers, für welchen im Grunde jede Veränderung ein Rückgang ist, mußte zugeben, daß sie in lden letzten Jahren noch schöner geworden war. Ihr Gesicht, welches eine ruhigere Regelmäßigkeit besaß, als das der Schwester, hatte jetzt ganz die harmonische Anmuth der Reife und der geistigen Entwickelung bekommen. Ein hochgeflochtener Nackenknoten, der eine schwere, braune Haarfülle zusammenfaßte, setzte ihrer Schönheit eine klassische Krone auf; die ungewöhnlich hohe Figur hatte sich zu vollerem Rhythmus gerundet, ohne etwas von ihrer jungfräulichen Schlankheit einzubüßen.

Sie grüßte ihn wie einen alten Bekannten ohne Spur von Verlegenheit und setzte sich an seine Seite. Das Gespräch lenkte sich auf seine Braut, die Harnet mährend ihres Aufenthaltes auf dem Lande oft in einem Pfarrhofe getroffen hatte, in dem Marie damals Lehrerin gewesen mar.

„Beschäftigt sie sich auch hier mit Unterricht?" fragte Harriet.

„Ja, sie ist Lehrerin in einer Schule, und das nimmt ihre meiste Zeit in Anspruch, aber auch ihr meistes Interesse."

„Dann ist sie glücklich! .... Es ist von großem Werth, eine solche regelmäßige Thätigkeit zu besitzen, für die man sich interessirt. Wir Weiber leiden so viel darunter, daß wir keine rechte Beschäftigung haben — und dann werden wir melancholisch."

„Aber Sie spielen doch und aquarelliren, hat mir Ihre Schwester erzählt."

„Ja, zum Zeitvertreib nmg das ganz gut sein; wenn man es aber nicht so weit bringt, Künstlerin zu werden, so überkommt einen schließlich doch das drückende Gefühl, keine eigentliche Arbeit zu haben."

„Und dann bist Du doch auch häuslich — was sollte aus dem Hause werden ohne Dich?" fragte die Frau Oberst.

„Ach, das ist eben der Aerger! In einen? Haufe wie dem rmsrigen weiß man ja, daß Alles auch ganz gut gehen würde, auch wenn man nicht da wäre." ^

„Nun, Sie können in Verhältnisse kommen, in denen Ihre häuslichen Tugenden unentbehrlicher sind, als hier ... Es sieht Ihnen aber ganz ähnlich, so genau, fast pedantisch gegen sich selbst zu sein."

„Es mar gut, daß Sie das ‚fast< hinzufügten", antwortete Harriet lachend.

Die Frau Oberst aber stimmte ihm bei. Harriet treibe wirklich ihre Gewissenhaftigkeit zu weit. Es wäre gut für sie, ein wenig von dem Leichtsinn Antoniens angesteckt zu werden!

Wilhelm fühlte sich ganz wie ein Hausfreund, so leicht und natürlich hatte der alte Ton sich gefunden. Alles heimelte ihn an. Es war zum ersten Mal in dieser Wohnung, aber die neue Wohnstube umgab ihn mit lauter bekannten Gegenständen, lauter Jnventarien seiner ersten Idylle . .. Ueber dem Sovha, auf dem die Frau Oberst saß, hing noch der alte Kupferstich vom Apollo-Tempel des Claude Lorrain. Hinter den Scheiben des Bücherschranks sah er die Bände, die er so oft an regnerischen Sommerferientagen in Händen gehalten . .. Aus dem Nebenzimmer klangen Eellotöne, immer dieselben, ein kleiner, verrufener Lauf im Anfang des C-DurQuartetts von Beethoven, der schon damals zu den täglichen Hebungen des Obersten gehört hatte. Endlich, nachdem er sich wohl ein halbes hundert Mal wiederholt hatte, hörte er auf. Gleich darauf wurde die Thür geöffnet und der Oberst trat herein.

Obwohl er von der Arbeit in seinem eigenen Zimmer kam, war er doch in Lackstiefeln, bis oben hinauf zugeknöpftem Rock und nicht ohne die bekannten ungeheuren, kreideweißen Manchetten — ganz wie Wilhelm ihn erwartet hatte. Der Oberst Schultz mar stets sehr genau gewesen in der Ausstattung seiner Person, die fast zarter und kleiner war, als es für einen Cavallerieoffizier erlaubt schien. Seinen Bart trug er u. Ia Napoleon III. und die sehr weiten Beinkleider spitz nach den Stiefeln zulaufend, was seinen französisch-militärischen Anstrich noch erhöhte. Ein leichter Duft von Patchouli und Cigaretten war seine Atmosphäre.

„Jetzt müssen Sie bald sicher sein in der Cello-Passage, Herr Oberst," bemerkte Wilhelm, als die Grüße gewechselt waren.

„O, sagen Sie das nicht; es ist kein Spaß, obschon es ganz leicht klingt. Kellermann übte diese Stelle täglich eine Viertelstunde, und sie ging ihm'doch einmal bei einem Concerte in die Brüche."

Wäre Kellermann hier nicht erwähnt worden, so wäre Wilhelm ebenso enttäuscht gewesen, wie wenn man in der gewohnten Kneipenecke einen possirlichen Stammgast vermißt. Jetzt fehlte nur noch des Springer-Gambit, dann stand das Schultz'sche Haus vollendet bis zur Wetterfahne da in seiner alten Glorie!

Oberst Schultz erzählte von seiner Reise nach Frankreich, wo er einer der Repräsentanten der dänischen Armee bei der großen Revue gewesen. Er war entzückt über die Liebenswürdigkeit der französischen Offiziere und begeistert für das Heer. Man würde es noch sehen, wie ihre Waffen Revanche an Deutschland nehmen würden, trotzdem die schlechte republikanische Regierung mit ihren zersetzenden und atheistischen Bestrebungen einem fast die Hoffnung nehmen könnte. Uebrigens mache man sich im Auslande eine verkehrte Vorstellung von ihrer Macht; der Kern des Volkes sei immer noch rovalistisch und gläubig. Er hätte seiner Wirthin, einer vortrefflichen braven Bauersfrau, sein Ritterkreuz gezeigt und ihr die Inschrift übersetzen müssen. Dien — le roi — maig l^'est trös be»u! hätte sie ausgerufen. Die brave Frau habe ihm den Glauben an Frankreichs Größe zurückgegeben!

Plötzlich fiel es dem Obersten ein, daß Herr Herz vielleicht Lust hätte, eine Partie Schach zu spielen. Er hatte selbst mehrere Tage lang nicht gespielt, und weil Besuch für ihn der schrecklichste Frohndienst war, so dachte er, es müsse auch für den armen jungen Mann ein ungeheurer Vortheil sein, einen solchen Besuch in eine Schachpartie verwandelt zu bekommen, bei der man doch wußte, woran man war.

„Ich glaube gar, Sie sind mir noch Revanche schuldig."

„Dessen kann ich mich wirklich nicht erinnern; aber es wird wohl kaum der Fall sein, da der Herr Oberst ja so ausgezeichnet spielt."

„Nun, wir wollen einmal in meinein Journal nachsehen," sagte der Oberst und ging in sein Zimmer, nach welchem er die Thürs offen ließ.

„Das nenne ich seine Sachen in Ordnung haben!" rief Wilhelm; „nach so langer Zeit!"

„Wie lange ist es her, daß Sie uns in Naestved besuchten?" fragte die Frau Oberst.

„Es wird wohl neun Jahre sein."

„Journal — Journal für achtzehnhundert — mann sagen Sie?" -
„Dreiundsiebzig."

„Achtzehnhundert — und — drei — und siebzig — Sommer — warten Sie, warten Sie — hier werden wir's gleich sehen, lieber Herr," sagte der Oberst, welcher herankam, in einem kleinen Maroquinbande blätternd — „Sie erinnern sich wohl nicht —"

„Ich reiste am fünfundzmanzigsten August," sagte Wilhelm und erröthete, weil er das Datum so genau mußte.

„Also wahrscheinlich — ja, hier haben wir's, ganz recht . „ Sehen Sie nur, am vierundzwanzigsten, Spiel mit Herrn Herz — Match II No. 7. verloren. Zu zeitige Entblößung des linken Flügels — hm — hier kommt nur noch ein Hinweis auf das Pariser Turnier." — Der Oberst unterstrich die Zeile mit dein Nagel des kleinen Fingers, dessen scharfes Dreieck das Papier hätte durchschneiden können . . . „Also der alte Match steht — lassen Sie sehen — steht so — daß — ach, daß Sie — 2>/2 gegen — 4 haben ... ja, 2'/2 gegen 4 . . . Also wenn Sie Lust haben, können mir gleich weiter spielen."

Wilhelm hätte zwar vorgezogen, bei den Damen zu bleiben; andrerseits mußte er sich aber darüber freuen, zwischen sich und der Familie ein so gutes Verbindungsglied zu besitzen, wie die Schachpassion des Obersten, und er folgte ihm darum ohne Widerstand nach der kleinen, carrirten Wahlstatt.

Ms sie ungefähr eine halbe Stunde gespielt hatten, hörte er plötzlich die Stimme Antoniens in der Wohnstube. Er hatte eben einen Vortheil über den Obersten errungen, und das Spiel würde sich deshalb in's Unendliche hinausgezogen haben — und er sing an, vor Ungeduld zu brennen . . . Wenn er einer Einladung zum Mittagessen hätte Folge leisten können, im Falle es gar zu lange dauerte, ja dann — aber er mußte zu Jngerslevs. Wahrscheinlich würde er kaum Zeit haben, Antonien ein kurzes „Guten Tag," zu sagen, um dann Hals über Kopf fortzustürzen; denn die Mittagsstunde Frau Jngerslevs war so schrecklich altmodisch zeitig. Er faßte sich ein Herz, that, als ob er eine Falle übersehen, siel mit Willen in ein ‚Schach und Gardez' und brachte es nach einer Viertelstunde so weit, daß er das Spiel verloren geben konnte. Mit einer für einen Schachmatten durchaus unpassenden Lebhaftigkeit stand er auf, dankte dem Obersten und ging, gefolgt von dem Sieger, in die Wohnstube.

„Ach, ich hätte kaum gehofft, Sie zu sehen," sagte Antonie, „als ich hörte, daß Sie schon beim Schachspiel wären ... es ist hübsch vom Vater, daß er schon mit Ihnen fertig geworden ist."

„Herr Herz kam mit einem so vergnügten Gesicht herein, daß er gewiß der Sieger ist," bemerkte Frau Schultz.

„Nein," sagte der Oberst, „ich war's, der siegte . . . Herr Herz hatte übrigens eine sehr gute Stellung bekommen, eine für mich gefährliche Stellung, aber ich weiß nicht, auf ein Mal — ja wissen Sie, Herr Herz, nachdem Sie die Königin verloren hatten, haben Sie, grade heraus gesagt, dilettantenhaft gespielt ... So den Kopf zu verlieren'/'

„Ja, ich merke, ich bin aus der Uebung gekommen."

„Sie haben vielleicht gedacht, wenn die Königin fort ist, was taugt dann das Reich?"

„Pfui Tonn, überlaß Du das den Herren, dem schönen Geschlechte Complimente zu machen."

„Oder vielleicht hat Herr Herz absichtlich verloren, um zu uns hereinzukommen," errieth die Frau Oberst.

„Sie sind wirklich gar zu erfinderisch, die einfache Thatsache, daß ich schlecht gespielt habe, zu erklären!"

„Nein, freiwillig ein Spiel zu verlieren — haha! —", rief der Oberst, „Du sprichst wie Du's verstehst, liebe Frau . . . Nein, da müßte man doch bis über beide Ohren verliebt sein, und selbst dann nicht — selbst dann nicht!"

„Ach, es ist abscheulich," rief Antonie, „es mit anhören zu müssen, daß die Männer unsertwegen nicht einmal ein Spiel verlieren wollen!"

„Nun, Sie waren mir ja auch Revanche schuldig; nächstes Mal ist die Reihe an Ihnen . . . Wenn Sie uns nicht früher das Vergnügen machen, hoffe ich, daß Sie einmal Abends ein paar Quartette bei uns anhören werden."

„Ach, werden wir bald einen Quartettabend haben, Vater? Das ist ja herrlich!"

„Wir wollen sehen; vielleicht in dieser Woche, wenn nicht eine Oper dazwischen kommt."

„Hast Du Herrn Herz Deine Aquarelle gezeigt?", fragte Antonie — „Das solltest Tu doch — die von der Reise — Herr Herz ist selbst in der Schweiz gewesen."

„Ja, die müssen Sie mir zeigen"

„Nun, Herr Herz," sagte Antonie, als Harriet hinausgegangen war, „sind Sie ausgezankt worden von Ihrer Braut, weil Sie ihren Geburtstag versäumt haben?"

„Nein, das bin ich nicht, obgleich ich es verdient habe."

„Da haben Sie es freilich gut . . . Gott weiß, ob ich eben so gutmüthig an ihrer — wenn ich verlobt wäre . . . Hören Sie, ich möchte gern Ihre Braut kennen lernen, Harriet hat sie so sehr gefallen. Wollen Sie sie uns nicht einmal vorstellen?"

>,O ja, sehr gern; ich habe gerade den Gedanken gehabt, daß es für sie sehr gut sein würde, Sie und Ihre Schwester kennen zu lernen."

„Hier sind die Aquarelle", sagte Harriet; „roenn man aber die Wirklichkeit gesehen hat, nehmen sie sich freilich armselig aus."

„Im Gegentheil, wenn man sie kennt, sucht man in ihnen noch mehr . . . Ah, da haben wir ja die Dreieinigkeit des ewigen Schnees — oh, das ist aber wirklich sehr schön! — Das Abendroth auf dem Silberhorn entzückend! ... es muß von Wengernalp aus gesehen sein, man hat ja die Jungfrau gerade vor sich . . . Und der finstere Fichtenvordergrund, der ist wohl auf dem Hügel, von dem aus man gegen Jnterlaken sieht? . . . Den achtundzwanzigsten August 1880. — Aber das mar ja gerade zu derselben Zeit, zu der ich dort mar! .. . Warten Sie einmal ... ja, nur zwei Tage später!"

„Zwei Tage genügen, um einander nicht zu begegnen," sagte Harriet lachend.

„Zwei elende Tage! Und wie schön märe es gewesen, wenn ich Sie dort getroffen hätte ... ich ahnte nicht einmal, daß Sie in der Nähe wären!"

Antonie sah ihn verstohlen an. Es war ihr, als ob sie auf seinem Gesichte die Seligkeit sehen könnte, die er empfunden hätte, wenn er unerwartet, wie durch ein Wunder, der Gebieterin seines Herzens in der Einsamkeit der gigantischen Gebirgsnatur begegnet märe — wenn er dort mit ihr gewandelt wäre, während die untergehende Sonne ihr Rosalicht und ihre kühlblauen Schatten über den ewigen Schnee hinhauchte, das Alpenglühen die goldenen Firnen entzündete und die Gletscherlawinen wie rauchende Wasserfälle donnernd zur Tiefe stürzten!

Sie fühlte in diesem Augenblicke einen Anflug von Neid gegen die Schwester und von Mitleid mit ihm: mein Gott so nahe daran, warum konnte das Schicksal ihm nicht den glücklichen Zufall gönnen, eine kleine Oase in seiner Wüstenmanderung!

„Und Sie waren nicht mit, Fräulein Antonie?"

„Nein, Harriet reiste mit der Familie, bei der sie auf dem Lande wohnte."

„Nun, Sie traf ich ja ebenso unerwartet und zufällig in Naestveo. Freilich ist es dort nicht so schön wie auf der Wengernalp, aber stimmungsvoll ist es doch auch."

Antonie lächelte. „Es verhält sich wohl zum Berner Oberland, wie ich zu Harriet," dachte sie.

„Sie hat Talent, nicht wahr?" fragte die Frau Oberst vom Sopha.

„O gewiß, bedeutendes . . . DicS Bild vom Pilatus mit dem WolkenHute ist vorzüglich . . . Wie? War das halb vier, was es eben schlug? Dann muß ich mich beeilen."

„Sind Sie irgendwo zum Mittagessen eingeladen?" „Ich muß zu meiner Braut und Schwiegermutter, dort bin ich stets des Sonntags."

„Dann grüßen Sie Ihre Braut von mir; sie erinnert sich wohl meiner noch."

„Es wird uns freuen, sie bei uns zu sehen," fügte die Frau Oberst hinzu.

XV.

„Ist Wilhelm noch nicht da?", fragte Marie, indem sie den Hut abnahm und auf's Clavier warf. — „Und ich bin so gelaufen, um nicht zu spät zu kommen ... er bleibt lange bei Schultze's."

„Beim Oberst?"

„Ja, ich sah ihn zur Gartenthür hineingehen, als ich auf dem Wege nach Oesterbrock war ... Er war ein kleines Stück voraus, ich rief ihm zu, aber er hatte solche Eile, daß er weder sah noch hörte . . . Gott weiß, was er eigentlich dort will."

„Es ist wohl nur ein Besuch, weil er die Tochter in Naestved getroffen hat," sagte Frau Jngerslev. „Aber er hätte freilich pünktlich zum Mittagsessen kommen können . . . Sophie, Du mußt den Tisch decken."

„Nun, mein Gott, weil man eine junge Dame in einem fremden Hause trifft, braucht man doch nicht gleich die Familie zu besuchen."

„Nein, das ist schon richtig, aber was hast Du denn dagegen? Fürchtest Du die Harrtet?"

„Fürchten, das will ich nicht sagen, obschon ich wohl weiß, daß Wilhelm mich nie so geliebt hat wie sie — sie ist ja auch so schön . . . Aber es kann nicht zum Guten sein — und es ruft doch leicht Unruhe und Verstimmtheit hervor —"

„Nun, so fest wird doch wohl sein Herz mit den Jahren geworden sein, daß er sie ohne Schaden sehen kann."

„Besser ist immer besser. . . Wenn nun Harriet jetzt ansinge für ihn eingenommen zu werden — ich fürchte ja nicht, daß er mich verlassen würde — natürlich nicht — das fällt mir ja nicht ein, — aber doch —"

„O darüber kannst Du ganz ruhig sein . . . Wenn ein Weib sich einmal von einem Manne geliebt gemußt hat, ohne sein Gefühl zu erwidern, so wird sie ihn niemals lieben."

„Warum nicht?"

„Warum, warum — das weiß ich nicht mein Kind — es ist nun

einmal so . . . Ah, da kommt er ja endlich"

„Nun, waren die Damen liebenswürdig, Wilhelm?"

„Welche Damen?"

„Natürlich die dort, wo Du warst."

„Du weißt doch auch Alles, man kann Dir nie etwas erzählen!" „Eben deshalb, weil Du nicht einer von denen bist, die viel erNord und Slid. ll^ IS». 28

zählen, muß ich doch dafür sorgen, selbst etwas zu erfahren. . . Uebrigens, wenn man zufälligerweise Dir nachgelaufen ist und Dich gerufen hat. bis Du durch eine Gartenthür entschlüpft bist, dann ist es nicht so übermenschlich, zu wissen, wo Du warst."

„Ah, auf diese Weise! ... Ja, gewiß waren die Damen liebenswürdig, es ist ja ihr Metier . . . Harrtet Schultz war sogar so liebenswürdig, daß sie mich bat. Dich zu grüßen, sie erinnerte sich Deiner mit großer Freundlichkeit . . . Warum hast Du mir denn nie erzählt, daß Du sie einmal auf dem Lande getroffen hast?"

„Ich weiß nicht, ich dachte, ich hatte Dir's gesagt."

„Nein, Gott bewahre ... Da kannst Du sehen, daß ich auch dazu genöthigt bin, mein Wissen mir selbst zu verschaffen . . . Sie möchten Dich gern sehen bei Schultzes ^ hast Du nicht Lust, einmal mit mir hinzugehen?"

„Nein, was soll ich denn dort?"

„Nun, was soll man überhaupt unter Menschen? ... Ich meinte, es würde Dir Vergnügen machen — es ist ein lebhaftes Haus — und besonders die Töchter kennen zu lernen — Ihr würdet gewiß Freundinnen werden."

„Du hast so oft gesagt, Du wärst froh, daß ich keine Freundinnen habe."

„Nun, Freundinnen und Freundinnen — ich schwärme allerdings im Allgemeinen nicht sür die Mädchenfreundschaften — dies AneinanderhSngen und einander in die Ohren Flüstern — das übrigens nach der Verlobung felten ist . . . Von diesem Verkehre aber, glaube ich, würdest Du Nutzen haben ... ich verstehe überhaupt nicht, warum Du Dich so abmehrend verhältst."

„Du weißt ja, daß ich nicht sehr dafür bin, neue Bekanntschaften zu machen, ich habe an den alten genug . . . Außerdem habe ich nicht viel Zeit auszugehen und, ich weiß nicht, ich habe nun einmal keine Lust!"

Nun, ja, ja," warf Wilhelm in gleichgültigem Tone hin und blätterte in einem Notenbuche, das auf dem Claviere lag.

„Kommt jetzt herein zum Essen, Kinder, es ist aufgetragen," sagte Frau Jngerslev, welche die Thür zum Speisezimmer öffnete, freudestrahlend darüber, daß der Milchbrei weder angebrannt noch durch das Warten fest geworden war. Denn Milchbrei mar Wilhelms bescheidenes Leibgericht, das er im Wirthshause entbehren mußte.

Trotzdem er aber an dem Teller mit Zimmt sehen konnte, was ihn in der Schüssel erwartete, setzte er sich verstimmt zu Tisch, und das kleine Tischgebet, das ihm sonst den Lippen Mariens so kleidsam erschien, ärgene ihn so, daß er nicht wußte, wo er die Augen hinwenden sollte.

Er dachte an den pikanten Mund Antoniens, dessen Lippen nicht wie die Mariens gleichmäßig und einfach wie ein alter Gesangbuchvers gereimt waren, sondern frei geschwungen in beweglichen Nhvthmenmellen — ob sie wohl auch das Tischgebet sprechen konnten?

XVI.

„Ei guten Abend, Herr Herz! Hier müssen wir uns treffen?" Es war die muntere Stimme Antoniens, die mit froher Ueberraschung den Kopf drehte.

„Ja, es scheint so, guten Abend . . . Nun, jetzt kann ich ja gleich das Vergnügen haben, Ihnen meine Braut vorzustellen — Fräulein Antonie Schultz — Fräulein — ach, bei Ihnen ist eine Vorstellung ja gar nicht nöthig."

„Nein, ich hoffe, Sie haben bereits einen Gruß von mir erhalten," sagte Harriet und gab Marie freundlich die Hand. „Und hier hinaus sind Sie gewandert! Es kann doch nicht das Wetter geivesen sein, das Sie zur Strandpromenade verlockt hat."

„Das nicht, aber zwischen den vier Wändm wäre es doch gar zu eingeschlossen," sagte Marie, „und ein wenig langmeilig, gar nicht herauszukommen."

„Langweilig," rief Antonie, „wenn Ihr Bräutigam bei Ihnen ist?"
„Den habe ich ja auch hier."

Harriet und Marie schienen auf dem Sprunge zu stehen, sich zu verabschieden, aber Antonie und Wilhelm waren schon in lebhaftem Gespräche und einige Schritte auf dem Fußwege voraus.

„Es ist freilich kein solches Wetter wie vor acht Tagen, als wir in Lönnede waren," sagte Antonie. „Damals war es noch ganz Sommer — jetzt aber sieht es so finster und kalt über dem Meere aus, daß man förmlich friert, wenn man die eisengrauen Wellen anblickt — und die Bäume lassen die Blätter uns vor die Füße fallen und seufzen und knirschen — hören Sie nur, es klingt wie ein Ringen hölzerner Hände, solche Angst haben sie vor dem Herbst! . . . Die Annen," fügte sie hinzu, „sie werden ganz entblößt, gerade wenn die Kälte kommt — mir Menschen ziehen uns doch wärmer an, was ich übrigens auch schon hätte thun sollen."

„Aber ich trage ja hier einen Shaml, nehmen Sie den doch um! Marie braucht ihn nicht."

„Dann friere ich nachher um so mehr."

„Nein, wir begleiten Sie bis an die Thür Erlauben Sie

mir . . ."

„Tausend Dank, Sie sind sehr — darf ich denn wirklich Ihr Tuch benutzen, Fräulein Jngerslev?"

„Herzlich gern," antwortete Marie hinter ihnen. Sie sprach eben sehr lebhaft mit Harriet und hatte nichts mehr gegen die Begleitung, als sie merkte, daß Wilhelm gar keine Sehnsucht danach zeigte, an Harriet's Seite zu sein, sondern sich mit der Schwester begnügte.

„Uebrigens haben Sie ja ungefähr ebensoweit hinaus wie wir, und haben doch auch mit dem Wetter vorlieb genommen," sagte Wilhelm. „Wir sind hier in Gesellschaft."

„In Gesellschaft?" rief Marie lachend. „Das sieht man!" „Sie können doch nicht leugnen, daß mir in diesem Augenblicke in sehr guter Gesellschaft sind!"

„Nein, ich will Ihnen sagen, wir sind hier bei einem Onkel in Nosenmenge*). bei dem mir alle vierzehn Tage zu Mittag essen," antwortete Harriet, „und da können wir uns die Freiheit nehmen, ein wenig fortzulaufen."

„Aber eine Ueberraschung mar es freilich, von Ihrer Stimme erweckt zu werden," sagte Wilhelm.

„Und aus welchen Träumen?" fragte Antonie. „Sie blickten so in die Ferne über das Meer hinaus . . . Woran haben Sie eigentlich gedacht?"

„Ja, wenn Sie das wüßten!"

„Ach, ich kann mir schon denken, daß es Liebe mar: denn Sie gingen ja mit Ihrer Braut."

„Nein, das eigentlich nicht!"
„Wollen Sie es mir nicht sagen?"
„Das darf ich nicht."

„So? Dann mar es sicher etwas Unerlaubtes!"

Es war natürlich Harriet, weil er es nicht sagen darf, dachte sie.

„Nein, durchaus nicht, im Gegentheil; wenn Sie es übrigens gern wissen wollen und mir versprechen —"

„Nein, nun mag ich es gar nicht hören." Und sie dachte weiter: dann war es doch nicht Harriet; denn er hat mich doch nicht zu seiner Vertrauten machen wollen, wovor ich mich auch bedanken möchte!

„Gehen Sie mit hier hinein durch Rosenwenge?"

„Ach, mir wollen doch nicht schon zurück! Die Sonne ist ja noch nicht einmal hinunter, und es ist so schauderhaft langweilig beim Onkel!"

„Aber Antonie!" rief Harriet lachend.

„Es ist doch wahr-, das kannst Du doch nicht leugnen .... Wir wollen thun, als ob wir den Schlüssel vergessen hätten**) und den Kalkbrennerweg gehen."

„Du weißt doch, daß sie es nicht lieben, wenn wir so lange fortbleiben . . . Und Herr Herz und Fräulein Jngerslev haben vielleicht auch gar keine Lust so weit zu gehen."

„O, sie müßten es ja doch, wenn wir den Schlüssel wirklich vergessen

*) Vorstadt Kovcnhagens.

**) Die Vorstadtviertel sind durch Thore abgeschlossen.

hätten," sagte Antonie und begann mit Wilhelm vorwärts zu gehen. „Seht nur, jetzt wird es auch schöner!"

Es sing an, Heller zu werden zwischen den Wolken und über dem grauen Sund, auf welchem plötzlich ein Segel weithin erglänzte, von unsichtbaren Strahlen beleuchtet. Hinter den Büschen der Gerten flössen kupferfarbene Streifen zwischen die bleiernen Wolken hinaus. Dann schoß ein langer, stechender Lichtstrahl zwischen den Stämmen hervor, breitete sich über den Weg und zog die Schatten der Dahinschreitenden über Gräben und Erdhaufen weit nach dem Ufer hinunter.

„Wissen Sie, daß Sie jetzt die Eclaubniß haben, sich etwas zu wünschen?" sagte Antonie.

„Die hat man glücklicherweise immer," antwortete Wilhelm, „wie sollte man es auch ohne die aushalten?"

„Das ist wahr! Aber jetzt muß es erfüllt werden, weil Sie zwischen zwei Schwestern gehen."

„Dann will ich wünschen, sehr oft zwischen diesen beiden Schwestern gehen zu dürfen."

„Wie bescheiden!" sagte Harriet.

„Und galant!" fügte Antonie hinzu.

„Nein, das ist ein schlauer Wunsch," meinte Marie; „denn dann kann er ja immer von Neuein wünschen."

„Richtig!", rief Antonie, „ich habe auch als Kind mich immer darüber gewundert, wie dnmm die Leute in den Märchen ihre drei Wünsche benutzt haben . . . Wenn ich nur einen Wunsch bekäme, so würde ich wünschen, daß Alles was ich wünschte, erfüllt würde."

„Nun, das wäre freilich nicht bescheiden!" sagte Marie lachend.

„Ich will Sie einen deutschen Vers lehren, Fräulein J,igerslev, der mehr tiefsinnig, als grammaticalisch ist:

Bescheidenheit ist eine Zier,

Doch weiter kommt mau ohne ihr."

Wilhelm fand, daß er mit seiner Bescheidenheit weit genug käme. Sein Wunsch ging nicht über die angenehme, träumerische Stimmung des Augenblickes hinaus. Wie sehr er auch von Antonien in Naestved eingenommen morden war, wo sie von den Erinnerungen an Harriet umgeben gewesen, er fand sie doch hier in der lebendigen Nähe Harriets noch berauschender! Weit davon entfernt, von der Schönheit der Schwester

überstrahlt zu werden, schien sie von ihr einen Glorienschein zu erhalten, und es war ihm wunderbar angenehm, zu hören, wie die Stimme Harriets, deren Ton noch immer sein Ohr mit schmerzvermischter Lnst berührte, sich in das Gespräch mischte und ihm bisweilen eine neue, unerwartete Richtung gab. Auch störte es ihn durchaus nicht, daß Marie ebenfalls an der Unterhaltung theilnahm. In glückselig dankbarer Stimmung hieß er auch sie zu dieses Augenblicks Versöhnungsfeste willkommen — diesem Versöhnungsfeste seiner Gefühle — der alten und der neuen . . .

Die kleine Thür vom Kalkbrennermege nach Nosenmenge theilte sie wiederum in Paare, Wilhelm und Antonie blieben ein wenig zurück.

Als Antonie schon den gelben Giebel vom Hause des Onkels zwischen den dunklen Baumkronen sehen konnte, sagte sie plötzlich:

„Sie könnten mir doch sagen, woran Sie eigentlich gedacht haben."

„An Sie."

Antonie erröthete unnöthig stark bei dieser Antwort, und ein konventionelles Lccheln mißlang. Sie sah ans den Boden hinunter und antwortete: „Sie dachten gewiß daran, daß Sie heute vor acht Tagen in Lönnede waren, und da konnten Sie natürlich nicht umhin, sich auch meiner zu erinnern."

„Nein, ich dachte an den Abend, an das Gewitter und an die Bodentreppe." Und als sich über die Wangen Antoniens ein noch tieferes Roth legte, fügte er hinzu: „Sie haben Recht gehabt, mir damals böse zu sein .... Ich behandelte Sie wirklich wie ein halbes Kind und das sind Sie ganz und gar nicht . . . Aber nicht wahr? wenn ich Sie um Verzeihung bitte, so verzeihen Sie mir, was ich Ihnen schuldig bin?"

Antonie blickte eine Cecunde auf, um zu sehen, ob die Anderen in der Nähe wären; sie wurde plötzlich so verwirrt, daß sie nicht wußte, was sie antworten solle und stotterte: „Ja natürlich — das heißt — es ist mir gar nicht eingefallen, gekränkt zu sein — einen Augenblick vielleicht — aber später habe ich wirklich nicht daran gedacht . . . Uebrigens, ich selbst war es ja, die sich so dumm benahm — ich schäme mich darüber — und Sie thaten es ja nur, um mich zu beruhigen . . ."

Sie fühlte sich erleichtert, als sie bei den letzten Worten Harnet und Marie erreichten, die an der Gartenthür standen; denn sie mußte jetzt ebenso wenig, wo sie einen Punkt machen, als vorhin, wo sie nach seinen: Fragezeichen beginnen sollte.

Die Verlobten verabschiedeten sich von dem Schwesternpaare, und Wilhelm wanderte mit Marie so vergnügt nach Hause, als ob er statt seiner Braut seine Geliebte am Arm gehabt hätte.

„Es ist wirklich ein gutes Wesen, diese Marie," sagte Harnet, „und im Ganzen genommen ein nettes Paar, sie passen zusammen."

„Ach ja, aber er ist doch viel hübscher."

„Hübsch? . . In seiner Jugend war er sogar beinahe eine Schönheit . , . . jetzt aber, jetzt hat er etwas Ordinäres bekommen — dieses feine Schumrbärtchen — so ein Mondscheinsritter — ein Tenorist."

Ein Tenorist! Das war das Fürchterlichste, was gesagt werden konnte ... Ein Mondscheinsritter, das hätte Antonie zur Noth passiren lassen, aber ein Tenorist!

Sie mar nahe daran, eine böse Antwort zu geben, aber sie nahm sich zusammen und begnügte sich damit, zu denken:

„Jawohl, damals, als Du Dir von ihm die Kur machen ließest und seine Liebe wegwarfst, da war er Dir schön genug .... Jetzt aber, da er mich vorzieht — denn das thut er doch wirklich! — jetzt sieht er aus wie ein Tenorist! . . . Nun, ich bin ja auch keine Schönheit wie Du, und sür mich ist er schön genug."

Harriet wunderte sich darüber, daß Antonie den ganzen Abend nicht ein Wort mit ihr sprach; aber sie redete auch mit den Anderen nicht viel und klagte über Kopfweh. Sie saß allein am Fenster und sah nach dem finsteren Herbsthimmel, dessen unruhige Sterne an den Rändern der ziehenden Wolken flimmerten.

Auch auf dem Nachhausewege blieb sie schweigsam und ließ sich nur einsilbige Wörtchen entlocken.

Als sie an den „schwarzen Teichen" entlang gingen, fragte Harriet: „Wenn jetzt Herr Herz zu unseren Musikabenden kommt, kann er dann zur Unterhaltung nicht auch etwas beitragen? Singt er nicht?"

„Ich weiß wirklich nicht ... er pfeift fast immer . . . übrigens singt er wohl — Tenor."

Es lag eine solche halbkomische Bitterkeit in diesem betonten Worte, daß Harriet verwundert die Schwester ansah, welche mit gekünstelter Gleichgültigkeit über die See hinausblickte.

Und Harriet schüttelte bedenklich ihr schönes Haupt.

XVII.

„Kommst Du heute Abend, Wilhelm?", fragte Marie.
„Nein, heute Abend bin ich eingeladen."
„Aber morgen Abend?"

„Vielleicht, nein, morgen Abend ist ja Lehrerversammlung wegen des Ueberschusses der Krankenkasse, die gewöhnlich damit endet, daß wir den Ueberschuß vertrinken."

„Auch eine Verwendung — anstatt ihn für das nächste Jahr aufzuheben!"

„Dafür stimme ich auch immer, aber die Unvernunft siegt natürlich."

„Und Du bist nur ein einziges Mal in dieser Woche hier gewesen!"

„Darum bin ich ja eben heute Nachmittag gekommen."

„Ja, etwas mußte ich Dich doch haben. .. Aber es ist freilich nicht dasselbe, die Abende sind so traulich."

„Das ist wahr, aber alle diese Abende ist etwas dazwischen gekommen . . . Man kann mir doch nicht vorwerfen, daß ich zuviel ausgehe."

„Nein, das thue ich auch nicht ... es ist nur, weil ich Dich in der letzten Zeit ein wenig vermißt habe ... In der vorigen Woche warst Du nur zwei Abende da und — und auch in der vorvorigen, aber da warst Du ja allerdings in Naestved."

„So? Du führst genaue Rechnung."

„O, das ist nicht so schwierig zu behalten. Im Frühjahr kamst Du wenigstens drei Abende in der Woche."

Wilhelm antwortete nicht, er sah ärgerlich auf eine Scheere, mit welcher er nervös spielte.

„Gieb mir die Scheere, Du zerbrichst sie sonst noch ... wo bist Du denn heute eingeladen?"

„Zu Oberst Schultz."

„Hm, Gesellschaft?"

„Sie haben Quartettmusik heute."

„Du bist doch glücklich, so viel Musik hören zu können."

„Nun, zu diesen Quartettabenden kannst Du ja auch kommen, ich habe Dir ja gesagt, daß sie Dich gerne sehen würden . . . aber natürlich müßtest Du einen Besuch machen, es sind Leute, die auf die Form sehen."

„Aber ich habe Dir ja auch gesagt, daß ich mir aus der Bekannt» schuft nichts mache — und der Musik wegen einen Verkehr anzuknüpfen, das fällt mir doch nicht ein."

„Nein, gewiß nicht," antwortete Wilhelm, froh darüber, daß sie bei ihren ersten Entschlüssen blieb. „Vielleicht hast Du Recht, Sympathien und Antipathien irren selten."

„Nun, Antipathie, ich kann nicht sagen, daß ich eine Antipathie habe — keineswegs — warum denn?"

Aber vielleicht Eifersucht, dachte Wilhelm. „Jedenfalls kannst Du mir's nicht verdenken, daß ich allein gehe, wenn es Dir auch bisweilen einen Abend rauben sollte — es ist ja nicht meine Schuld, daß wir nicht zusammen dort sind."

„Nein, natürlich mußt Du hin, wenn Du Lust hast ... Ein Klotz am Fuß, das ist dasjenige, was ich Dir am allerwenigsten sein möchte." Wenn ich mitginge, würde er noch öfter hingehen, dachte sie! und ein regelmäßiger Verkehr kommt nicht leicht zu Stande, wenn ich mich fortwährend zurückhalte."

Sie saßen einige Minuten stumm. Marie nähte fleißig, Wilhelm blätterte in einem Buche, sah auf die Uhr und verglich sie mit der seinen.

„Sage mir," fragte Marie und blickte plötzlich auf, „warum bist Du nur in den letzten Tagen — in dieser Woche — in einer so schrecklichen Laune gewesen?"

„Ich? Warum sollte ich denn schlechter Laune sein?"

„Ja Liebster, das möchte ich eben von Dir wissen — Du bist es doch . . . Ani Sonntag war Deine Stimmung eine ganz gute, aber vorgestern war sie sehr trübe, und heute ist sie auch nicht besonders hell . . . Was ist Dir denn zuwider gegangen? Denn etwas muß es doch sein."

„Nein, ich versichere Dich, gar nichts — ja. vielleicht vorgestern ein paar kleine Verdrießlichkeiten, die nicht der Rede iverth sind . . . Aber heute bin ich durchaus nicht schlechter Laune, ich befinde mich sehr wohl."

Er zwang ein Lächeln derselben Art hervor, mit welcher man versichert, daß ein bitterer Schnaps vorzüglich schmecke. Und wie das gewöhnlich geht, die Beschuldigung in schlechter Laune zu sein, versetzte ihn in noch schlechtere. Er konnte sich kaum überwinden, den Mund zu öffnen, sah rings umher an Decke und Wänden nach ein paar summenden Fliegen und blätterte zerstreut in einem Buche.

„Wo ist denn Deine Mutter, kommt sie nicht bald nach Hause?"

„Ich weiß nicht, sie ging aus, um Kaffee zu kaufen."

„Dann grüße sie; ich muß jetzt fort und einem dummen Jungen Latein mit Löffeln eingeben; die Uhr ist drei."

„Da hast Du doch noch viel Zeit."

„Ich habe auch noch unterwegs Verschiedenes zu besorgen."

„Tann Adieu, und sei mit dein dummen Jungen nicht gar zu ungeduldig."

„Gewiß nicht! Adieu."

Als er schon die kleine Treppe hinunter gegangen war, hörte er Marie die Thür öffnen und ihm nachrufen.

„Komm doch einmal zum Frühstück, morgen oder übermorgen — Mutter sehnt sich auch nach Dir — und in besserer Stimmung!"

„Ich komme schon. Adieu."

Sie schmiegte stch mit schmerzlicher Zärtlichkeit fest an ihn und küßte ihn so heftig, daß ihm die Lippen wehe thaten. Als sie den Kopf zurückzog, standen ihr die Augen voller Thränen.

Er that, als ob er es nicht bemerkte, sagte ihr noch einmal Lebewohl, so herzlich als es ihm möglich war, und beeilte sich fortzukommen. Er war froh, den Abschied überstanden zu haben, aber auch gequält von den Selbstanklagen, durch welche eine heiße Umarmung sich dafür rächt, mit einer kalten beantwortet worden zu fein. .,Warum kann ich mich nicht wenigstens ein bischen liebevoll stellen, sie hatte heute solche Sehnsucht danach . . . ich bin doch ein rechter gefühlloser Klotz!"

Aber auch diese Gedanken verschwanden bald in der tiefen, willenlosen Schmermuth, die ihn in den letzten Tagen ganz gebrochen hatte, und deren Ursache er seiner Braut nicht beichten durfte.

XVIII.

„Ja, die A-Saite — hm — ist bei Gott brillant; das ist keine Frage," sagte die erste Violine, indem sie in der Mitte dieses Satzes einen Schnaps hinunterschluckte und ein Stückchen Käse auf die Gabel spießte.

„Nicht mahr?'^ rief der Oberst, „und überhaupt —"

„Aber ein Concertinstrument ist es nicht," näselte die kleine Bratsche.

„Nein, das hat ja Niemand gesagt," schnarrte die Violine zurück, so daß die kleine Bratsche dermaßen erschrak, als ob sie falsch eingesetzt hätte und ansing, den Bogen mit dem Kolophonium zu streichen.

„Für Ihren Gebrauch und um den Preis ist es ausgezeichnet, das weiß Gott," fuhr die erste Violine fort. „Sie haben da übrigens einen guten Cognac, Oberst."

Die zweite Violine brummte mit vollem Munde etwas Beifälliges, was sowohl dem Cello, als dem Cognac gelten konnte.

„O ja, es ist Martel mit drei Sternen."

„Wirklich — so — hm" — Uud die erste Violine konnte nicht umhin, sich von dieser Ueberraschung durch einen Schluck zu erholen, der aus Zerstreuung in ihr Glas Hineingerathen war.

„Kannten Sie das Stück von Onslom, Herr Herz?" fragte Schultz.

„Ja, ich habe es einmal im Kammermustkverein gehört ... es ist ja ganz wohlklingend, aber es erbaut mich doch nicht so Zehr. Was haben Sie denn für Mittwoch in Bereitschaft?"

„O, wir fiedeln wahrscheinlich einen Mendelssohn und einen alten Havdn, man kann ja nicht immer etwas Neues haben."

„Nun, wollen mir wieder anfangen?" fragte der Oberst . . . „Was spielen wir, haben Sie eine Idee?"

„Hm, mir können uns ja die Noten ansehen, die hier liegen, wir werden schon etwas finden."

Die zweite Violine beeilte sich, noch ein Stückchen Käsebrot hinunterzustopfen und folgte dann den Anderen in die dunkle Gartenstube nach, in deren Mitte ein paar Lichter hinter den grünen Schirmen eines Notenpults leuchteten.

Wilhelm blieb allein im Zimmer des Obersten zurück. Die Familie und ein paar Gäste befanden sich in einem großen Cabinete auf der anderen Seite der Gartenstube, deren Flügelthüren gerade gegenüber offen standen.

Wilhelm zögerte hinüberzugehen. Er war nicht aufgelegt, in Gesellschaft zu sein, und überdies war Harriet so besonders unfreundlich gegen ihn, daß er sich durch sie beengt fühlte. Er hatte stets das Gefühl, von ihr beobachtet zu werden und wagte in ihrer Nähe kaum, Antonie anzusehen, die gerade heute ganz entzückend war. Sie trug ein neues Kleid mit Achselpuffen und einem kleinen Stehkragen, an welchen sich ein großzackiger Spitzenüberwurf anschloß, der dein schönen Halse offenen Platz bot. Es kam ihm vor, als habe sie in der Wahl dieses Anzugs seinen Geschmack berücksichtigt und versucht, seine Winke darüber, was ihr gm stehe, soweit es die Mode zuließ, zu benutzen.

In der Gartenstube fingen sie an zu stimmen. Wilhelm stand mit dein Rücken gegen die Thür und starrte auf ein Schachbrett. Da kam Jemand in die Stube herein, es war Antonie.

„Ach, das Schachspiel ist es, das Sie hier fesselt!" rief sie. „Nein, ich sah es ganz in der Zerstreuung an; meine Gedanken waren nicht dabei."

„Wenn sie weit entfernt waren, so müssen Sie sie zurückrufen, denn es wird etwas Schönes gespielt . . . Passen Sie auf, ich weiß, daß Sie es kennen."

Sie setzte sich in die Ecke des Sophas, und er ließ sich an ihrer Seite nieder. Sie saßen schrägüber der Thür der Gartenstube, von welcher sie einen grünen Vorhang, eine Tischrundung voll von Noten und gerade hinter dem Thürrahmen ab und zu ein wenig von der Flachsperrücke der ersten Violine sehen konnten, wenn diese sich zurücklehnte. Das Quartett hatte Platz genommen, Blätter wurden umgewendet und mit dem Bogen auf sie geschlagen, eine Schraube knarrte und der Baß brummte in einen, fort.

„Meine Gedanken waren nicht so weit von hier, sie waren bei Ihrer Schwester."

„Ah!" Antonie erröthete ein wenig und sah auf ihre Stiefelspitzen hinunter.

„Glauben Sie, daß Ihre Schwester etwas gegen mich hat? Es kommt mir vor, als sei sie so unfreundlich gegen mich."

„Harriet? Nein, das kann ich unmöglich glauben, Sie müssen sich irren — aber hören Sie jetzt!"

Ein feiner, Heller Dur-Dreiklang hatte so leise angefangen, daß man es kaum gehört, als er einsetzte; er wuchs durch anderthalb Tacte langsam, still, strahlend bis zu einer schimmernden Stärke, die fortmährend anschwellen und sich steigern zu müssen schien, bis sie Alles mit ihrem blendenden Glänze erfüllte — um plötzlich in einen finsteren, gewaltsam abgerissenen Moll-Accord abzubrechen. Ein kurzer, heftiger Satz von kräftigen und energischen Tönen folgte.

„Schubert, «-clur," flüsterte Wilhelm.

Antonie nickte lächelnd, lehnte sich ganz zurück und legte die Hände in den Schooß, mährend die Töne, gleichsam in steigender Leidenschaft, eine Quinte höher ihr wundersames Jneinanderwogen von schwellender Entzückung, 'plötzlichem Tiefsinn und Bach'scher Willenskraft wiederholten.

Wilhelm fühlte sich tiefinnerlich erschüttert von dieser Musik, die er damals zum ersten Mal gehört hatte, als sein liebeswundes Herz sür solche Eindrücke doppelt empfänglich war. Wie hatte er nicht gegrübelt über diese räthselvolle Einleitung, welche die Geschichte einer verkannten und seltsamen Leidenschaft zu erzählen schien! Milder, mehmüthiger Schmerz, der bis zur tiefsten Verzweiflung verbittert wird — selige Freude, die plötzlich zur Sorge herabsinkt oder in Qual sich verwandelt ^ in welchem Menschenhirn hat nicht das Leben diesen Gefühlen eine Stätte gebaut und zwischen ihnen Nervenbrücken gespannt, auf welchen auch die MM mit ihren klingenden Sohlen gehen kann, um das mannigfaltige, dunkle Echo jener Empfindungen zu erwecken? — Aber eine Seligkeit, die fortwährend sich steigert und steigert, bis sie sich am Ende in dumpfen, brütenden Tiefsinn hineinwächst — o, in welchen Strudel seelischer Erregungen mußte der Tondichter hinuntertauchen, um eine solche Wunderperle heraufzuholen!

Es kam Wilhelm vor, als ob er in diesem Augenblicke das ganz verstehe; es mar ja ein vergrößertes und veredeltes Bild von alledem, was er selbst in der letzten Zeit durchlebt hatte. Mit ein paar Violinstrichen war seine Leidenschaft hier in so großen, einfachen Zügen beschrieben, daß es befreiend und läuternd wirkte, sie so klar vor sich zu sehen. Und nus ihm fehlte, es folgte eben in jenein energischen, kurzen Satze, der es auszusprechen schien: ‚Nein, länger will ich diesen Kampf nicht kämpfen, den Riesenkampf der Pflicht!' Noch ehe die Töne dieses Satzes aufgehört halten in seinem Ohre nachzuklingen, stand der Entschluß bei ihm fest, sich von dem Verhältnisse zu Marie loszureißen, sich dem Weibe an seiner Seite hinzugeben, von welchem er fühlte, daß sie zu ihm gehöre. Und eine wundersame Ruhe überkam ihn, wahrend auch der Sturm der Töne sich legte, um das Motiv zum Worte kommen zu lassen.

„Hören Sie," flüsterte er Antonie zu, „wie dieses Thema schüchlern und furchtsam hervorschleicht und noch sich in der Ferne hält, in der man es nicht greisen kann, wie durch einen Lichtnebel von dem zarten Zittern der Töne umhüllt. ... Es gleicht einer Stimme, die da kommt, man weiß kaum selbst woher; aus einer fernen, strahlenden Zeit tancht sie empor mit winzigen, nur noch glimmenden Erinnerungsfünkchen, die ausleuchicn und verschwinden . . . Und jetzt, wo es in die tiefen Töne des Violoncells übergeht, bekommt es da nicht einen geisterhaften Charakters"

Er mußte ganz leise flüstern, um nicht zu stören; und Antonie nmr gezwungen, den Kopf so nahe an ihn heranzubeugen, daß seine Lippen fast ihr Ohr berührten.

Sie nickte lächelnd.

„Woher haben Sie diese schönen Bilder? Es ist ja, als hätten Sie in die Seele des Componisten hineingeschaut, als er das Werk schuf!"

„Nein," antwortete er, „ich sehe nur in meine eigene Seele und beobachte, was es in ihr hervorruft."

Er fühlte unter dem Klange dieser Töne die ganze wunderbare, billersüße Stimmung wieder, welche sich damals seiner bemächtigt hatte, als er Antonien traf. Was an jenem Augustnachmittage sich nach und nach von allen Seiten über ihm zusammengezogen hatte, das wurde jetzt in ein paar Secunden in seiner ganze« unbegreiflich,'!! Stärke hervorgezaubert.

Unvorbereitet, leise und doch sicher sing dann das Seitenmotiv an: cine kleine, einzelne Erinnerung, verwandt mit jener Stimmung, die ihm den Weg gebahnt, eines ihrer zartesten Elemente. Eine herrliche Erinnerung, nicht an ein großes Bürgerglück, an eine Krönung auf dem Cavitol vor den bewundernden Augen der Menge — nein, eher an eine Bekränzung mit frischen Waldblumen von zwei einsamen Händen und ohne einen anderen Zeugen, als den eines liebenden Blicks. Wie sich die unendliche Melodienfülle innerhalb der stillen Bewegung weniger Töne mit kurzen Intervallen entwickelt, so genügt auch einer solchen Erinnerung ihr enger, kleiner Bezirk; wie eine Biene im Blumenkelch saugt sie sich süß berauscht in ihn hinunter. Und doch ist in ihrem Glück auch ihr großes Weh enthalten: sie ist eben nur Erinnerung. Mit verzehrender Leidenschaft wächst sie, scheint sie sich an's Leben hervordrängen zu wollen, warmes Herzblut zu fordern

zu ihrer Wiedergeburt gleich den Schatten des Hades

Es war die Stelle, die er den Abend vor sich hingesummt hatte, als Antonie und er, jedes in seinem Fenster nahe an einander standen und das Gemitter erwarteten. Jetzt schien ihm der Charakter dieser kleinen Melodie die ganze Eigenthümlichkeit seiner Bekanntschaft mit Antonien zu enthalten. Ihr überraschendes und doch von der Stimmung so vorbereitetes Begegnen, sein erstes, absichtsloses Sichhingeben, seine sich steigernde Leidenschaft! —

„Erinnern Sie sich des Abends nach der Lönneder Partie," flüsterte er, „als ich Sie durch das Summen dieser Melodie bewog, sich nach mir umzusehen?"

Antonie nickte, drehte aber den Kopf noch mehr von ihm weg. Als er sich weiter vorbeugte, sah er eine große Thräne über ihre Wange hinabgleiten.

„Nein, Sie dürfen mich nicht so ansehen... Ich kann nichts dafür, ich muß weinen, wenn ich fo schöne Musik höre ... Es ist wohl auch Nervosität! . . ."

Aber mährend sie dies sagte, wurde sie von seinem Arme zu sich herangezogen, seine Lippen küßten die letzten Worte von ihrem lächelnden Munde fort, ihr Kopf sank willenlos auf feine Schulter hinunter.

„Nein, nein, Antonie, es ist die Liebe!"

Es mar ein Glück, daß die zweite Violine ihren leidenschaftlichen Satz des Motivs mit einer Joachim'schen Kraft strich, und daß der Oberst das neue Cello auf Kosten der anderen Instrumente die ganze Stärke der A-Saite entwickeln ließ. Trotzdem konnte es ihrer Aufmerksamkeit nicht entgehen, daß der Ort für eine längere Unterhaltung dieser Art nicht glücklich gewählt mar.

Antonie riß sich los, lehnte sich in die Ecke zurück und sah ihn einen Augenblick mit großen, erschrockenen Augen an, dann stand sie aus, öffnete leise die Gartenthür, die sich zur Seite des Sophas befand und ging hinaus. Wilhelm folgte ihr auf dem Fuße nach und verschloß vorsichtig die Thür.

„Ja," sagte sie langsam, „es ist die Liebe . . . und Sie? Ist es denn wirklich wahr, daß Sie mich lieben, wirklich lieben, so wie Sie Harriet geliebt haben?"

„Antonie!"

„Ja, doch, doch, ich weiß es, ich weiß ja Alles . . . aber ich mache mir nichts daraus, es thut nichts, wenn diese Liebe nur nicht miederkommt und mich verdrängt — das darf sie nicht, hörst Du? Meine Schwester — und dann Deine Braut! Mein Gott, was soll daraus werden? ... Marie, wie liebst Du denn sie?"

„Du weißt ja, daß ich keine Andere als Dich liebe, Antonie — Sei doch ruhig, liebes Mädchen . . . Daß ich Harriet geliebt habe, ist so lange her und — die arme Marie — es mar ein Jrrthum — ich glaubte, nie wieder lieben zu können; ich wähnte, daß es genügen würde, sie so gern zu haben, wie ich sie gern hatte, meinte es märe am besten so . .. Du hast es ja selbst gehört, das erste Mal, als wir zusammen sprachen, und Du glaubtest nicht an eine solche Liebe . . . Jetzt glaube ich auch nicht daran!"

„Und sie? Liebt auch sie Dich nicht?"

„Doch, ich sürchte es . . . Nein, nicht so wie ich Dich liebe; nicht so, das versteht sie nicht, daran glaubt sie nicht!"

„Nicht so, aber doch! . . . Und jetzt muß sie ihrem Glücke entsagen! Die Aermste! O Gott, es ist gewiß eine Sünde, daß ich so glücklich bin; aber ich konnte nicht anders, ich kann nicht anders!"

Sie setzten sich auf die unterste Stufe der Holztreppe nach der Gartenstube. Das Weinlaub am Geländer und oben unter den Thürpfosten leuchtete blutigroth im Lampenlicht. Ueber den Rand der untersten Scheibe sahen sie bisweilen die Spitze des Violinbogens auftauchen. An den anderen Fenstern waren die Vorhänge zugezogen und im Cabinette die Läden geschlossen. Sie konnten ganz ungestört dort sitzen.

Die Nachtluft war lau. Die jungen Birken und Linden rings umher flüsterten traulich, und von der See her drang das leise Murmeln der Wellen zu ihnen. Aus der Gartenstube erklang die Musik wie aus der Ferne, doch deutlich. Der Modulationstheil mit seiner schnellen Abwechselung von Dur und Moll, die nicht mehr in so scharfem Gegensatze erschienen, bewegte sich, als wären die Rollen getauscht und der Anfang kehre in umgekehrter Folge wieder mit einer Steigerung von Wehmuth bis zur Freude! . . .

Sie waren beide der Ansicht, daß einige Zeit vergehen müsse, ehe Jemand es zu wissen bekäme. Erst müsse er das VerhSltniß zu Marie lösen — dann könne das andere hinterher kommen als etwas Neues — wenn es nicht mehr so auffallend wäre.

„Und dann dürfen wir vor Allein es nicht so anfangen, daß nun uns bemerkt," sagte Antonie, indem sie aufstand. „Ich gehe jetzt durch die Küche hinauf, und Du gehst in Vaters Zimmer, wo Du mährend dieses ganzen Stückes gesessen hast."

„Und wann sehen mir uns wieder?"

„Ich habe morgen um neun Clavierstunde in Gammelholm . . . Ach, Du giebst Unterricht um die Zeit . . Dann schreiben wir einander . . . . Und übermorgen Abend kannst Du ganz gut kommen. Du bist ja Vater Revanche schuldig."

Der erste Satz spielte seine letzten Tacte, als Wilhelm in's Zimmer des Obersten trat; die heftige Musik übertönte das Knarren der Thür. Als der Schlußaccord erklang, sah er Antonien in's Cabinet hereinkommen. Er ging durch die Musikstube zu der Familie hinüber.

„Ich mußte in die Küche und nach dem Kuchen sehen," sagte Antonie.

„Aber gerade während Deines Lieblingsstückes! Das hättest Du gar nicht nöthig gehabt," sagte die Frau Oberst.

„Ist es auch Ihr Lieblingsstück?" fragte Wilhelm Harriet, die ihn und Antonie mit etwas mißtrauischen Blicken musterte.

„Oh, es ist ja sehr schön, aber zu lang!"

„Das war eine heiße Tour!" rief die zweite Violine in der Gartenstube. „Jetzt wollen wir die A-Saite in dem Andante hören, Oberst, da wird sie sich gut machen!"

„Aber ein Concertinstrument ist es doch nicht," murmelte die Bratsche stimmend. ^

„Es war eigentlich auch kein Concertspiel, was Du im Modulationstheil hören ließest," sagte die erste Violine, indem sie nachlässig die betreffende Stelle strich; „wenn Du so ein kleines Duo mit mir spielst, dann .... na weiter — also . . . ."

XIX.

„Sie haben ein Gespräch mit mir gewünscht, Fräulein Schultz?"

„Ja .... Sie sind vielleicht etwas verwundert über diese Bitte, und Sie werden sich wahrscheinlich noch mehr wundern, wenn ich Ihnen sage, daß es meine Absicht ist, Sie zu ersuchen, nicht mehr in unserem Hause zu verkehren."

„Nicht zu verkehren — ich kann nicht leugnen, daß dies mich allerdings überrascht .... Dachte ich doch, daß jedes unangenehme Gefühl wegen — wegen damals — verschwunden sei, und es ist selbstverständlich, daß, wenn ich dies nicht angenommen und nicht auch geglaubt hätte, aus Ihrem Benehmen zu erkennen —"

„Nein, nein, es ist nicht deswegen .... nein, das märe ja gar zu albern — Sie haben vollkommen Recht, natürlich — ich fühle mich Ihnen gegenüber wie gegen jeden Andern .... Nein, aber ich muß Ihnen ja den Grund sagen, besonders da ich mit einem so unhöflichen Verlangen komme — es ist um meiner Schwester willen."

„Antoniens?"

„Antoniens wegen, ja ... . Sie ist, ich will nicht gerade sagen, für Sie eingenommen — ich hoffe es wenigstens nicht — aber —" „Sie hoffen es nicht?"

„Nein, wie sollte ich das hoffen? Und wie könnten Sie anders als es fürchten, da Sie sich an eine Andere gebunden haben!"

„Nun, was das angeht, so ist das ja meine Sache .... Und was Antonie anbetrifft — Sind Sie der Vormund Ihrer Schwester?"

„Ja, der bin ich ... . Aber ich begreife gar nicht, in welcher Weise Sie dies aufnehmen, Herr Herz .... Ich betrachtete es als selbstverständlich, wenn ich Ihnen meine Furcht anvertraute, Sie hätten zu starken Eindruck auf Antonien gemacht, — ihre Phantasie beschäftigte sich zu viel mit Ihnen — daß Sie dann als ein Mann von Ehre sich von einen: Verkehr zurückziehen würden, der vielleicht eine Gefahr für Antonien in sich bergen könnte. . . . Statt dessen scheinen Sie sich geschmeichelt zu fühlen!"

„Und ist Ihnen denn die Möglichkeit nie eingefallen, daß ich selbst mich in einer ebenso großen Gefahr — wie Sie es nennen — befinden könnte?"

„Dann hätten Sie doppelten Grund, obgleich schon der eine genügen sollte — und übrigens hätte ich in diesem Falle mol nicht nöthig gehabt, mir dieses nicht gerade angenehme Gespräch zu erbitten!"

„Sie meinen, weil ich mit einer Anderen verlobt bin .... eine Verlobung kann aufgelöst werden!"

„Aber was ist denn das für eine Tollheit! Sie, ein Bräutigam, verlieben sich in ein kaum entwickeltes Mädchen, mit dem Sie ein paar Tage zusammen gewesen sind! . . . Und um dieser Stimmungsliebe willen, die Sie in ein paar Tagen vergessen können —"

„?, was wissen Sie von meinen Gefühlen! Sie glauben vielleicht auch, daß ich Sie in einer Woche vergessen habe!"

„Nein, das glaube ich nicht; aber das war etwas Anderes, es war das erste Mal .... Mich kannten Sie ganz genau, aber Antonien können Sie nicht kennen, und Antonie kann noch weniger Sie kennen. . Wie wäre das möglich? Sie hat Sie nur im Sonntagsanzug gesehen — sie ist Ihnen begegnet, als Sie in schwärmerischer, wehmüthiger Stimmung auf alten Plätzen umhermandelten, — so etwas verschönt immer .... Ich aber kenne Euch Beide, und ich weiß, daß Antonie für Sie nicht paßt, daß Sie sie unglücklich machen werden, ob Sie sie jetzt auch noch so sehr zu lieben glauben!"

„Und warum sollte sie nicht für mich passen?"

„Nun, schon die äußeren Verhältnisse sind nicht günstig .... Sie können ihr sehr wenig bieten; wissen Sie, Antonie ist nicht dazu geschaffen, die Frau eines Schullehrers zu werden. Sie ist verwöhnt, hat Sinn für Luxus, sie wird sich schwer darein finden, sich nicht kleiden zu können, wie sie gewohnt ist, nicht in Concerte und in's Theater zu kommen — lauter Tropfen, die aber auf die Dauer eine solche Flamme verlöschen werden, die ganz von selbst brennen muß."

„Sie urtheilen sehr geringschätzig über Ihre Schwester; und Sie müssen es einem Liebenden verzeihen, wenn er auf Ihr Urtheil kein großes Gewicht legt!"

„Ich habe nicht gesagt, daß sie niemals, unter keinen Umständen sich in solche Verhältnisse würde finden können — ich sage nur, daß sie es mit Ihnen nicht können wird.

„Habe ich es von Ihnen verdient, daß Sie, statt mir Gründe zu nennen, mich in solcher Weise kränken?"

„Ja, Sie haben es verdient, denn Sie hätten es sich selbst sagen sollen! . . .Es thut mir leid, wenn ich Sie kränke, und ich wünschte, ich könnte, es Ihnen sagen, ohne Sie zu verwunden, aber sagen muß ich es jedenfalls, was ich denke ... Ich meine also, daß Antonie sich nach dein Außergewöhnlichen sehnt, nach etwas Besonderem in irgend einer Richtung . . . Mit einem berühmten Manne, oder selbst mit einem wenig bekannten, der ein imponirender seltener Geist wäre — ja, mit dem würde Antonie, glaube ich, auch kleine Verhältnisse und Widerwärtigkeiten des Lebens tragen, ohne von ihnen bedrückt zu werden, ja, sie würde sogar dies mit einem gemissen Stolze thun . . . Aber Sie sind nicht so jung oder so eingebildet, um nicht wohl zu wissen, daß Sie keines von beiden sind oder werden."

„Das sind harte Worte, Fräulein, besonders weil sie wahr sind... Sie haben Recht: ich habe niemals ein eigentliches Talent besessen, und selbst eine größere Begabung hätte wohl abgestumpft werden können bei dieser Tretmühlenarbeit der Schule, in diesem kleinlichen Kampfe um's Dasein ... Ich bin nicht mehr wie damals als ich Sie liebte — ich bin über das Alter hinaus, in welchem man Erlaubniß hat zu hoffen, daß man etwas Großes werde ... Ich weiß sehr gut, daß ich in meiner Wissenschaft nicht bahnbrechend sein, sondern nur am Wege sitzen und Steine klopfen kann, eine Arbeit, welche tausend Andere ebenso gut zu verrichten im Stande sind, eine Arbeit, zu der nur ein wenig Uebung und Ausdauer gehört . . . Ach, wenn Sie ahnten, was dies sagen will — wie bitter es ist, es nur auf die Lippen zu bringen — o, Sie würden verstehen, daß ich eben darum Erlaubniß haben muß, auf eine andere Art von Glück zu hoffen . . . Auch da hatte ich schon entsagt und mich bei etwas beruhigt, roas nur ein halbes Glück war, ein Glück ohne Poesie, ohne Rausch, so gewöhnlich, so tödtlich-alltäglich — denn ich glaubte ja, es sei Alles, was mir übrig geblieben . . . Aber da kam es über mich, als ich Ihre Schwester kennenlernte, so wunderbar, so selig, alle die alten Träume, nur mit noch brennenderer, verzehrenderer Sehnsucht! Denn das fühle ich ja, daß es

das letzte Mal wäre, wenn dieses mir verflöge — ach, das Andere, das ertrüge ich nicht mehr, es wäre aus, sich damit zu begnügen — —"

«Nein, nein, Herz, es ist nicht aus . . . Warum wollen Sie das klare Wasser wegschütten, um ein Glas Wein hinunter zu gießen und dann das übrige Leben zu verschmachten? ... Ich weiß so gewiß, daß Sie für Antonie der Mann nicht sind ... Es rührt sich so Vieles in ihr, sie ist noch zu jung dazu . . . Auf alle Fälle müßte sie einen Mann haben, der sich mit ihr entwickeln, oder einen, der ihre Entmickelung leiten, sie zur Klarheit über sich

selbst bringen könnte. . . Glauben Sie denn, daß Sie dazu im Stande sind? Fühlen Sie nicht, daß sie Ihnen zu stark — oder fremd werden wird? . . . Denn sie war ja doch nicht Ihr Ideal, nein, das können Sie vor mir nicht verbergen. Erinnern Sie sich doch, ich bin das Weib, das Sie geliebt haben! . . . Wie oft haben Sie mir damals nicht gesagt, daß, was Sie an mir besonders schätzten, eine gewisse milde Nuhe und Klarheit sei, meine Sicherheit und mein Muth — ja, Sie haben mich gewiß überschätzt, aber sie beurtheilten mich doch nicht falsch, ich besaß doch etwas von alledem! ... Als ich dann Ihre Braut traf, da schien es mir, als ob sie dieselben Eigenschaften besäße, und ich glaubte, sie würde für Sie passen, vielleicht noch besser als ich, wenn ich Sie geliebt hätte. . . . Aber Antonie — beinahe das Gegentheil, wie können Sie sie lieben! Denn das sehe ich ja, daß Sie selbst sich nicht verändert haben — natürlich, das thut man überhaupt nicht . . . Nein, ich begreife nicht, wie das gekommen ist! . . . Wäre es nicht zu eingebildet, so möchte ich fast glauben, Sie haben sich in Antonie verliebt, weil sie meine Schwester ist!"

„Das glanbe auch ich."

„Sie glauben es! . . .Und dennoch —"

„Nun, was hat denn das zu sagen? . . . Wenn das Gedicht schön ist, was geht uns seine Veranlassung an ... Es mag sein, daß ich mich nicht in sie verliebt hätte, wenn sie nicht Antonie Schultz geheißen — wenn sie nicht durch kleine, fast unmerkliche Aehnlichkeiten mich an Sie erinnert hätte — und wenn ich sie nicht an einem Orte getroffen hätte, wo selbst die Steine selbst die holprigen Steine des Kleinstadtpflasters mir von einer Liebe ganz anderer Art redeten als der, zu welcher ich entsagt hatte! . . . Aber liebe ich sie denn darum weniger?"

„Das ist aber eine Liebe, auf welche kein Zusammenleben zu gründen ist . . . Sie lieben sie ja nicht um ihrer selbst willen; und wenn all dieic zufälligen Umstände verschwunden sein werden, wenn Sie der Wahrheit gegenüber stehen, daß das Ganze eine Illusion gewesen —"

„Wenn das geschieht — und es braucht ja nicht zu geschehen — dann bin ich doch eine kleine Weile glücklich gewesen — ach, so unendlich glücklich, wie ich niemals geglaubt hätte, es zu werden!"

„Nein, nein, Sie sprechen wie im Fieber — Sie können das nicht meinen, wenn Sie ruhiger geworden sein werden! Sie sind ja nicht ein solcher Egoist, daß Sie sowohl Ihre Braut wie Antonien unglücklich machen wollten, um den Rausch eines Augenblicks zu genießen!"

„Aber mit Antonien ist es ja ganz dasselbe! . . . Wenn ich selbst es auch aufgeben könnte, habe ich dann ein Recht, für sie zu handeln, ihr Glück wegzugeben, das vielleicht nie wieder kommt? . . . Denn sie liebt mich ja eben so!"

„Nein, Sie haben mich mißverstanden — das habe ich nicht gesagt, das meine ich nicht —"

„Sie haben es nicht gesagt, sie selbst aber hat es mir gesagt."

„Antonie! ... So weit ist es gekommen? . . . Warum haben Sie denn das nicht gleich —"

„Es sollte ja ein Geheimniß bleiben — ich habe vielleicht nicht einmal jetzt das Recht, es zu verrathen . . . Nun aber, da wir so offen zu einander gesprochen haben — und überdies, Sie sehen, es ist zu spät. . . Es ist geschehen . . . Ich habe gestern einen langen Brief an Marie geschrieben, ihr Alles erklärt und sie gebeten, mir meine Freiheit zurückzugeben."

Harriet saß einen Augenblick stumm da und sah nach einem Häufchen verwelkter Blätter, welches der Wind draußen vor der Laube HSrummirbelte, in der ihre Zusammenkunft stattfand. Dann erhob sie sich langsam.

„Also — meinen Glückwunsch."

„Ist das Alles, was Sie mir zu sagen haben?"

„Was könnte ich sagen, Herr Herz — oder Wilhelm — da Sie ja mein Schwager werden — nach alledem, was ich schon gesagt habe? Es zurücknehmen kann ich doch nicht . . . Was soll ich sagen außer dem einem Selbstverständlichen, daß ich hoffe, ich sei keine Kassandra gewesen! . . . Und dann, daß ich — daß ich — ich meine, wenn meine Eltern vielleicht — mit der Partie nicht ganz zufrieden sein sollten — von meiner Seite sollt Ihr nichts Anderes als Freundlichkeit erfahren — und ich glaube, ich habe etwas Einfluß auf meinen Vater."

Wilhelm drückte ihr die Hand. In demselben Augenblick wandten sie beide den Kopf, man hörte Antoniens Stimme, die laut aufsang. Sie kam die Treppe herunter und ging nach der Laube zu.

„Leben Sie wohl!" sagte Harriet und zog ihre Hand aus der seinen.

„Nein, bleiben Sie doch!"

„Nein, nein — verstehen Sie denn nicht — Ihre feierliche Uebergabe an Antonien durch meine Hand, das wäre doch zu sentimental — oder komisch . . . Also adieu!"

Sie ging am Gartenzaun entlang nach dem Hause. Als sie aber die Treppe hinaufsteigen wollte, kam Antonie ihr nachgestürzt, warf sich ihr um den Hals und rief, sie heftig küssend:

„Ach — Harry, Harry! Und ich habe in diesen Tagen so schlecht von Dir gedacht!"

„Nun, hast Du mir jetzt den Tenoristen vergeben?" fragte Harriet lächelnd und küßte sie auf die Stirne.

XX.

„Du solltest es lieber aufschieben, den Brief zu schreiben, liebstes Kind, es greift Dich zu sehr an," sagte Frau Jngerslev und sah bekümmert nach der Tochter.

Marie saß mit dem Rücken gegen sie gekehrt und beugte sich über die vorgezogene Platte des Schreibpults. Ein unausgesetztes, fast unmerkliches Zittern flog über ihre Schultern.

„Warte lieber, bis Du etwas ruhiger geworden bist — Du hast schon zwei Stunden geschrirben —"

„Nein, Mutter, ich muß fortfahren, — ich kann nicht anders . . . Ich bin ja auch bald fertig . . . Und es ist besser so, auf ein Mal . . . Es geht nur etwas langsam meiner Augen wegen ... Ich meine nicht mehr — aber ich weiß nicht — die Thränen laufen wie aus einem übervollen Becken — ich kann nicht dafür . . . Und dann muß ich fo oft umschreiben — denn ich habe Angst, daß etwas Bitteres hineinkomme — und dazu habe ich kein Recht — und ich würde es auch bereuen — immer und immer — das weiß ich."

„Man darf nie gegen Jemand bitter fein, der nicht aus bösem Herzen handelt — und das hat er nicht —"

„Nein, nein —"

„Aber schwer wird es mir doch fallen, ihm die Schwäche und den Eigennutz zu vergeben, daß er Dich verlassen konnte, meine einzige, geliebte Tochter."

Frau Jngerslev hatte sich vom Sopha erhoben und umarmte Marie, welche die Feder weglegte und sich wie ein Kind ihrer zärtlichen Liebkosung hingab.

„Ja, Mutter — das kommt und geht von selbst, man kann es nicht erhaschen und nicht halten — glaube ich . . . Jedenfalls konnte er es nicht . . . Ach, warum mußte das doch geschehen? — und von derselben Familie! . . . Zwei Mal haben sie mir ihn weggenommen — und jetzt bekomme ich ihn nie mehr wieder . . . Und ich hatte doch nur ihn."

„Hast Du denn nicht mich, Marie?"

„Ja, Dich habe ich freilich, liebe Mutter — wie sollte ich es auch anders ertragen?"

„Nein, so darfst Du nicht reden, Kind. Hast Du denn nicht auch noch Deinen Glauben, den er nicht mit Dir theilte, und Deine Arbeit — wenn sie auch klein und unscheinbar ist?"

„Ja, gewiß habe ich das," antwortete Marie, indem sie sich erhob und nach dem Fenster ging. — „Aber doch ist Alles so leer ... So leer — wie es vielleicht für Wilhelm geworden wäre, wenn er bei mir geblieben märe .. . Nein, nein! Das kann ich nicht glauben — ich hätte ihn doch glücklich gemacht, wenn er auch in der ersten Zeit etwas vermißt hätte . . . Aber Antonie — wie wenig kennt sie ihn! Wird ihre Liebe aushalten, mit seinen Schwächen nachsichtig sein, wie die meine, ihm durch

ärmliche Verhältnisse folgen und Alles Ach Mutter! Wenn er jetzt

nicht einmal mit ihr glücklich wird — warum mußte das geschehen?"

„Marie, wir haben nie das Recht zu fragen ‚marum?^ . . . Doch denke jetzt nicht so viel an ihn und wie es ihm gehen wird; er denkt ja auch nicht an Dich."

„Doch, das wird er thun — aber ach ja, er wird mich vergessen! Und das sollte ich ihm wohl auch wünschen . . ."

'Deutsche Rational»Litteratur. Historisch-kritische Ausgabe. Unter Mitwirkung von Dr. Arnold, Dr. G, Balke, Prof. Dr. K. Bartsch, Prof. Dr. R. Bechslein, Prof. Dr. O. Behaghel, Prof, Dr. Birlinger, Prof. Dr. H. Blümner, Dr. F. Bobcrtag. Dr. R. Boxberger, Prof. Dr. W. Creizenach, Dr. Joh. Crneger, Prof. Dr. H. Düntzer, Prof. Dr. A. Frey, Dr. L. Fulda, Prof. Dr. L. Geiger. Dr. R. Hamel, Dr. E.Henrici, Prof. Dr. H. Lambel, Prof. Dr. C. Lemcke. Dr. R. Freiherr v. Lilicncron, Dr. G, Milchsack, Prof. Dr. I. 'Minor, Dr. F. Muncker, Dr. P. Nerrlick. Prof. Dr. H. Oesterley, Prof. Dr. H. Palm, Prof. Dr. P. Piper, Dr. H. Pröhlc, Prof. I>r. A. Sauer, Prof. Dr. K. I. Schrder, K. Steiner, Prof. Dr. A. Stern. Prof. Dr. F. Vetter, Dr. C. Wendeler, Dr. !ch. Zolling und Anderen herausgegeben von Joseph Kürschner. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

or sieben Jahren wurde die erste Lieferung des grofzen oben bezeichneten Unternehmens versandt. In 3—4 Jahren, sagte damals der Prospekt, würde eS vollendet sein. Dies ist nicht' völlig eingetroffen, zumal immer »och (5rwciteruiigeu des ersten Planes stattfanden. Wohl aber liegen doch jetzt 128 Bände, etwa zwei Drittel des Ganzen, vollendet vor, und es ist wohl angemessen, den Lesern von „Nord und Süd" einen Ueberblick über diese in der That sehr bedeutenden Leistungen zu gewähren, obwohl Kürschncr's Nationalliteratur schon früher (Heft 9«) in dieser Monatsschrift besprochen worden ist.

Das Unternehmen steht in der That einzig in seiner Art da, insofern es verschiedene bisher fast immer getrennte oder in anderer Combination verbundene Bestrebungen in höchst glücklicher und vlanmäsziger Weise vereinigt. In Deutschland ist — seit durch Herder zuerst der Begriff der „Nationalliteratur" als der Gcsammtheit der für das Culturleben eines bestimmten Volkes charakteristischen Literatur erfaszt und von Generation zu Generation verbreitet wurde — der Wunsch, von der früheren Entwickclung unserer Literatur bis auf die Gegenwart hin etwas kennen zu lernen, in den weitesten Kreisen so lebendig geworden, wie bei keinem anderen Volke. In Folge dessen haben wir an Literaturgeschichten verschiedener Art Ueberflufz. Aber solche Bücher mit literargeschichtlichcn und biographischen Daten und Zahlen, mit guten oder schlechten Urtheilen über die Dichter und ihre Werke sind gar nicht dasjenige, was in erster Linie zur wirklichen Kenntniß von unserer Literaturentwickelung beiträgt: vielmehr gehört dazu vor Allem die Lectüre der Werke selbst!

Nun hat ja i» den letzten zwanzig Jahren einerseits der buchhändlerische Unternehmungsgeist der Verleger, andererseits der Ernst nnd die Gründlichkeit der deutschen Philologen mit grofzem Eifer die Veranstaltung neuer Ausgaben von Literaturwerken der ältesten wie der neueren und neuesten Zeit bewirkt. Unsere Klassiker des

achtzehnten Jahrhunderts, und ebenso auch die mit Recht so genannten Klassiker des Mittelalters liegen zum Theil schon in vielen verschiedenen Ausgaben erneuert vor, unter denen die einen auf möglichste Vollständigkeit und Genauigkeit der Text r, die anderen auf angemessene A uswahl des Bedeutendsten und Schönsten, oder auf gute Erläuterung des unverständlich Gewordenen, oder auch auf schöne und geschmaclvolle Ausstattung den ^auptwetth legen. Und nicht nur die Klassiker, sondern auch litera«sche Größen zweiten, dritten, vierten Ranges aus allen Zeiten unserer Literaturentwickelung sind mit einer Sorgfalt und einer Gründlichkeit edirt und monographisch behandelt worden, die dem Laien bisweilen schwer verständlich ist. Aber einerseits ist unter dieser grüßen Fülle von Ausgaben nicht nur das größere Publicum fondern auch der Fachmann, der Lehrer sowie der Forscher, manchmal in Verlegenheit zu entscheiden, wo er die für seine Zwecke passendste Ausgabe finden soll; anderer

Titelblatt der ersten Ausgabe de» „Simvlicissimui" von I6K». Aus Lnrschner'i deutscher Nationalliteratur. Band 33. Stuttgart, W. Spemann.

seitS hat unter allen Sammelwerken (abgesehen von einigen nur Bruchstücke biete«' den Anthologien, wie sie namentlich vor 30—40 Jahren auftraten) noch keines eS versucht, die gcsammtc deutsche Nationalliteratur von der ältesten Zeit bis in unser Jahrhundert hinein zu umspannen.

Ferner ist die hohe Bedeutung von Illustrationen, welche den Leser in die Evtstehungszeit eines Literaturwerkcs zurückversetzen, sowie von treuen Reproduktionen der Handschriften und der älteren Druckeinrichtungen in jüngster Zeit allgemeiner gewürdigt worden. Solche Beigaben fördern das allseitige Verftändniß der Lectüre und haben auch für sich allein genommen ein Hobes kulturgeschichtliches Interesse. Bei der gegenwärtig ungemein vervollkommneten nnd verfeinerten Technik auf diesen Gebieten ist von diesen Hülfsmitteln zur Ausschmückung und Erläuterung von literaturgeschichtlichen Werken und einzelnen Ausgaben schon öfter Gebrauch gemacht worden; aber wohl noch niemals in einer so umfassenden, von blofzer Curiositätensammlerei weit entfernten und das Verständnis; der Literaturwerke und ihrer Zeit wirklich unterstützenden Weise, wie

es in Kürschner's deutscher Nationallitteratur geschehen ist.

Dieses umfassende Sammelwerk, von dem doch jeder Band in sich abgeschlossen und zu gleichmäßig, m Preise (M. 2,5N ungebunden) einzeln käuflich ist, bietet eine sehr glückliche Vereinigung aller dieser Bestrebungen. Es enthält historischkritische Textau Sg ab en mit knappen, aber belehrenden Erläuterungen, mit Einleitungen zu jedem Schriftsteller und zu jedem Werke, die in ihrer planmäßigen Ausführung zusammen eine Uebersicht über die ganze deutsche Literaturgeschichte gewäh> ren, und mit Ausstattung durch Illustrationen von hohem Werths'für das Vcr> stöndniß der Culturentwicklung, welche die Geschichte unserer Nationalliteratnr begleitete, sowie sür die Kenntniß der per» sönlichen Verhältnisse und Lebenskreise, in denen die einzelnen Dichter und Schriftsteller sich bewegten.

Auch die ältesten Zeiten unserer Nationalliteratur sind in dem erste» bis zum Jahre 1025 reichenden Bande durch reichliche, gut ausgewählte Proben im Originaltexte vertreten; den gotischen (Wulfila), altsächsischen (Heliand) und althochdeutschen (Hildebrandslied, Musvilli, Otfrid, Notker und viele andere) Texten ist außer den durchaus wissenschaftlich begründeten Erläuterungen und einem vollständigen Wörterbuche auch noch eine vollständige neuhochdeutsche Übertragung (Zeile für Zeile abgesetzt) beigegeben, welche nicht etwas sür sich be> deuten, sondern nur allen Lesern daL Verständnih der Originaltexte erleichtern will. Es ist erstaunlich, wie viel in diesem, ebenfalls mit höchst interessanten Schrift- und Jllustrationsproben ausgestatteten Bande, welcher 521 Seiten mit zum Theil schwierig gern, aber meist völlig correctem Satz umfaßt, für so geringen Preis dem Leser geboten wird! sollen der mittelhochdeutschen Literatur (Epik,

Die folgenden Bände 2—12 Lyrik, Didaktik) gelten; von ihnen sind bisher sieben erschienen, in denen das Hülfsmittcl der wörtlichcn Uebertragung in unsere neuere Schriftsprache nur selten »och angewandt, das Vcrständniß aber durch reichliche Inhaltsangaben und Erläuterungen dem Leser erleichtert ist. Mit Band 13 („Deutsches Lebe» im Volkslied um 1530") beginnt die neuhochdeutsche Literatur: mit Band 27 (Martin Opitz) die „erste schleiche Dichterschule", mit Band 46 (Klopstock's Werke I) die klassische Periode des achtzehnten Jahrhunderts. Aus dieser ist für Lessing, Goethe, Schiller unbedingt vollständige Wiedergabe aller Werke nach neuer Textrevision und in zun, Theil neuer und sehr übersichtlicher Anordnung beabsichtigt; aus Klopstock, Wiela » d, Herder erhalten wir nur eine umsichtig getroffene Auswahl. Besonderen Dank verdient der Herausgeber für die Geschicklichkeit, mit welcher er aus den Werken der Theoretiker oder der nach ihrem

eigenen dichterische» Verdienste miiergeordncteren Schriftsteller eine Auswahl so getroffen und combinirt hat, dag sie — ohne allzuviel Raum fortzunehmen — zum Verständnis; der groszen Klassiker und der gesammten Litcraturcntivickluug in vorzüglicher Weise benutzt werden kann.

So enthält z. B. Band 42 „Gottsched, Bodmer und Breitinger" ein sehr reich

haltiges, für die ersten wissenschaftlichen und für didaktische Bedürfnisse völlig genügendes Material zur quell cnmäszigcn Orientirung über die oft genannten, aber im Ganzen wenig gekannten Streitigkeiten jener Theoretiker, sowie zur Aufklärung über den Gegensatz, in welchen Klopstock, Lessing und Spätere zu ihnen treten mußten. Band 72 „Hessings Jugendfreunde" vereinigt (neben kleineren Mittlieilungen und namentlich auch einer ganz vorzüglichen Biographie von Nikolai!) sechs vollständig abgedruckte Werke von Weihe, v. Cronegk, v. Brome »nd Fr. Nicolai, deren Keniitmh für das Studium z. B. der Lessingschen „Dramaturgie" höchst wichtig ist. Ebenso ist

die Zusammenstellung nnsgewälilter Werke der „Stürmer und Dränger' lBand 79—81 mit guter Besprechung ,<>amann's!) sehr verdienstlick,, obwohl ich gerade hier einen etwas ausgedehnteren Umfang der mitgcihciltcn Tichlungeu gern gesehen haben würde.

Unter den bereits erschienenen Bänden ans der Literatur des neunzehnten Jahrhunderts hebe ich die Auswahl aus Tieck (3 Bände), das „Schicksalsdrama" (Band 151), sowie den vorzüglich erläuterten «Münchhausen" von Jinmermann (Band 160,1.2) namentlich hervor. Mit einer „Anthologie seit Gocthe's Tode." sowie zwei Bänden vergleichender litcraturgeschichtlicher Tabellen und Register soll nach dem Prospekte die Sammlung abgeschlossen werden.

Es war kein Leichtes, für eine so umfassende Sammlung die richtigen Mitarbeiter zu gewinnen und die Wirksamkeit derselben so zu vertheilen und zu regeln, dag bei voller Schonung der wissenschaftlichen Selbstständigkeit des Einzelnen dennoch ein planmäßiges Zusammenwirken derselben und eine in diesen Plan passende gleichmäßige Ausführung aller Theile erreicht wurde. Nach beiden Richtungen ist es dem rührigen Herausgeber gelungen, gute, in einzelnen Fällen vorzügliche Erfolge zu erreichen. Der mir hier zugewiesene Raum gestattet es nicht, die Leistungen auch nur einer größeren Zahl der Mitarbeiter irgend» wie eingehend zu charakterisiren. So sei hier nur noch hervorgehoben, dasz viele Bänoe der Sammlung auch gänzlich neues oder wenig bekanntes wissenschaftliches Material zugänglich machen: ich nenne beisvielshalbcr für Schiller's Werke die noch in keiner früheren Ausgabe abgedruckte älteste Gestalt mehrerer Stellen aus den „Räubern," sowie die historische Quelle, den Prosaentwurf und die spätere Bearbeitung des »Don Carlos": ferner die vielen neuen Mittheilnngcn. die Tb. Zolling über Heinrich von Kleist gemacht hat. Häufig sind die litcraturgeschicktlichen Darstellungen von neuen und anregende» Gesichtsvuncten aus gegeben, wie z. B. bei der Behandlung des „Simplicissimus" von F, Bobertag. bei den Einleitungen zu Klopstock'S Werken von R. Hamel, bei Bürger'« Gedichten von Professor Sauer uns bei vielen ebenso gründlich durchdachten, wie fesselnd geschriebenen Arbeiten von Professor I. Minor. Bei aller Gründlichkeit und Wissenschaftlichkeit aber ist die Rücksicht auf das Interesse und das Verständnis weiterer Kreise nirgends unterlassen. Die Illustrationen endlich sind zwar nicht über alle Bände gleichmäßig vcrtheilt: überall aber sind sie mit großer Umsicht aus durchaus authentischem Material ausgewählt und durchweg vorzüglich ausgeführt, wie auch die Druckausstattung aller Bände eine sehr würdige und solide ist.

Alles in Allcm sind die bisher erschienenen Bände des großen Unternehmens der größten Theilnahme unserer gebildeten oder nach Bildung strebende» Lcsewelt voll

kommen würdig. Für Schul- oder Vereinsbibliotheken ebenso wie für die Bücherei des deutschen Hauses giebt eS kaum eine empfehlenSmerthere Anschaffung als die vollständige „Deutsche Nationallitteratur", oder eine nach bestimmten Bedürfnissen und Mitteln abgemessene Ausmahl aus den Bänden derselben, die sich in dem schönen gleichmäßigen Einbände auch äufzerlich würdig revräsentiren. Möchte eS dem Herausgeber bald vergönnt sein, das glücklich bis über die Hälfte geführte grofze Unternehmen m gleicher Art und in nicht allzuferner Zeit völlig zu Ende zu bringen!

0. K.

Felix Dahn's „Weltuntergang"

Geschichtliche Erzählung aus dem Jahre INS« nach Christus. Leipzig, Breitkopf K Härtel.

Ein hochbedeutender Vorwurf ist es, den wir in dem neuesten Werke Dahn's behandelt sehen: die Wirkung, welche der allgemein verbreitete Glaube an den Weltuntergang und das Hereinbrechen des jüngsten Gerichtes zur Sommersonnenwende des Jahres ItXX) auf die politischen Ereignisse übt, wird zur Grundlage eines historischen Romans gemacht; und die verschiedenen seelischen Eindrücke, die jener weltbeherrschcnde Werglaube auf den Helden, den Würzburger Bischof Heinrich von Rothenburg, und auf die mannigfaltigen ihn umgebenden Gestalten äußert, gewähren der lebens- und wechselvollen Charakterschilderung einen eigenartigen Reiz. Derselbe erreicht durch die stetig sich steigernde Erwartung des gefürchteten Ereignisses gegen Ende des Werkes seinen Höhepunkt.

Der Kern der Erzählung, um den sich die kleineren Episoden schließen, ist leicht herauszuschälen. Graf Heinrich von Rothenburg, im Dienste der Kaiserwittwe Theopho.no, war in den Kampf gegen die Wenden gesandt. Kehrt er als Sieger zurück, so ist ihm die Herzogswürde zugedacht, und als Herzog will er um die Hand Heilfriedens werben, des schönen Edelfräuleins im Geleite der Kaiserin. Theophano aber liebt den Grafen und will ihn zn ihrem Gemahlc und zum Regenten des Reiches erheben: sie zwingt Heilfriede. Gerwalt, den Grafen des Waldsassengaues, zu ehelichen. Als Herr Heinrich zurückkehrt, wähnt er Heilfrieden untreu, und er entsagt der Welt: er nimmt die Priesterweihen und wird zum Bischof von Würzburg ernannt. In Gerwali sieht Heinrich seinen ärgsten Feind, und darin wird er von seinem Archidiacon Berengar bestärkt. Der Lombarde Berengar, der Sohn Berengars von Jvrea, hegt gegen Kaiser Otto glühenden Haß: unablässig ist er bemüht gewesen, die Gerechtsame des Bisthums Würzburg zu erweitern, denn selbst strebt er nach dem Sitze, auf den die berechtigte Anwartschaft ihm Heinrich von Rothenburg geraubt. Durch eine falsche Verleihungsurkunde und durch Verunglimpfung des Grasen Gerwalt reizt der Archidiacon den Bischof auf, Stadt und Grafschaft dem Könige zu entreißen und zu solchem Zwecke die nahen Wenden in Sold zu nehmen. Berengar wird als Verinittler zu deren Fürsten Zwentibold geschickt und verpflichtet diesen, Würzburger Grafschaft und Bisthum zu überfallen und den Bischof zu ermorden, auf daß der Stuhl erledigt sei. — Der kluge Berengar ist weit entfernt, den Aberglauben an das Hereinbrechen des jüngsten Gerichtes zu theilen. Bischof Heinrich hatte Alles von der Entscheidung des PapsteS abhängig gemacht und seinen Jägermeister Arn nach Italien gesandt, dieselbe einzuholen. Und da nun dieser wildeste Mann im Mönchsgewande als Bote des Papstes zurückkehrt, den Weltuntergang zu verkünden und Buße zu predigen, da schwinden auch Herrn Heinrichs Zweifel. Alles bereitet sich auf die Sonnwende vor: die Einen geben sich dem vollen Lebensgenüsse hin, die Anderen thun Buße. Zum Bischof kommt Frau Heilfriede, zu sagen, daß sie schuldlos und zur Ehe gezwungen sei. Herr Heinrich, Frau Heilfriede und Graf Gerwalt wollen Hand in Hand an heiliger Stätte das Ende erwarten. Kurz vor der Stunde, die den Untergang der Welt bringen soll, brechen die Wenden unter Zwentibold und Berengar herein: nach heißem Kampf, in dem die Führer fallen, werden sie zurückgcschlagen, Herr Heinrich ist wund von vergifteter Waffe: Heilfriede saugt die Wunde aus und rettet ihm das Leben.

In diese Erzählung, welche sowohl in der äußeren Form als auch — abgesehen von der zu großen Vertraulichkeit des klugen Berengar gegenüber dem Wcndmfürsteu

in der Zeichnung der Charaktere sebr gelungen ist, hat Dahn eine Reihe von Stoffen eingcflochten. die bereits im Jahre l868 in einem Cykms von kleineren Gedichten unter dem Titel „WelluntergangsErwartung" vcrwerthet waren. Wir müssen dem Dichter Dank wissen, daß er die Gestalten, die in jenen Ballade» nur skizzirt und in Folge Lessen etwas derb gezeichnet erschienen, fein ausgearbeitet hat: indejz dürfen wir uns nicht verhehlen, das; in der Verwendung dieser Charaktere im Roman die Gefahr lag, daß maiiche Tdeile desselben ein episodisches Gepräge annahmen und zu sehr in die Länge gezogen wurden: ist das schon mit der Erzählung vom Inden Renatus der Fall, so noch i» höherem Mafze mit der Schilderung des frommen Gärtners Wartold. Wäre es nicht — zuma! ja die aller höheren Reflexion haare Gottergebenheit schon in der Mutter Ute verkörpert ist, — lohnender gewesen, die Eindrücke jenes Aberglaubens auf einen geistig höher stehenden Menschen, etwa auf einen gelehrten geistlichen Philo sophen wirken zu lassen? Die Gestalten der vier Liebenden, des Ritters Helmut uns der Jungfrau Edel sowie des Herrn Fulko von Pvonne und der schönen Minnigard sind in itiren Grundsätzen unendlich wirkungsvoll, und die Durchführung der Charaktere ist — abgesehen von einigen reislich freie» Anschauungen Minnigards nnd von dem unrilterlichen Benehmen Helmuts zu Worms — meisterhaft. Ilebrigens eine andere Gefahr noch liat die Verwerthung älterer Motive nicht vermeiden lassen: Das wildc Lied „Morgen um die zwölfte Stund" vaszt ebenso wenig zu der Art Fulkos wie sein mozerner Minnesang in das Jahr 1000. Unvergleichlich aber ist der mit köstlichem Humor geschafsene Snpfo, der weinsrohe Kellermeister, der mit seiner Katze Mucio. den Weltuntergang beim Cyveruwein erwartet.

Auch zwei neu erfundene Momente kommen der Dichtung ganz besonders zu Gute: das ist einmal die liebenswürdige Zeichnung des Junker Blandinus und der runden Fallrun, dann aber vor Allem der herrliche Contrast des erhabenen germanischen Glaubens vo» den letzten Ereignissen zu jenem wahnsinnigen Aberglauben. Ter alte fegen- und sageukundige Rado, der treu am Wodanglauben hängt, ist eine prächtige Schöpfung.

Wir sind dem Dichter heute auf ein anderes Gebiet gefolgt als beim Lesen seiner früheren historischen Romane. Das Bessere ist der Feind des Guten. So wäre es im höchsten Grade unbillig, in dieser Schöpfung die gleiche vollendete Zeichnung des geschichtlichen Hintergrundes zu verlange» wie auf dem Boden des frühen Mittelalters, für dessen wisseiischaftliche Bearbeitung Dahn eine unserer ersten Autoritäten ist. An der Benutzung der Quellen ldcs Lebens der Heiligen Nilus und Romuald und der Würzburger Chronik) wird Niemand etwas auszusetzen haben, aber das «tudium dieser Werke bedingt noch keineswegs die gleiche gemaltige Fülle der Gestaltungskraft, wie wir sie in Dayn's Romanen aus der Völkerwanderung kennen gelernt haben. Und so erklärt sich unseres ErachtenS die häufig zu breite, ja lehrhafte Ausmalung in den ersten Theilcn des Werkes: wir meinen die Falkenjagd, den Brief Arn's, die Schilderung von Würzburg, die den Renatus und Wartold betreffenden Scenen, den Anfang des Dialogs zwischen Herrn Heinrich und Heilfrieoe. So begreifen sich auch einzelne historische Ungenanigkeiten. Sollte Arn der Jägermeister der Schrcibkunst in so hohem Maße beflisse» gewesen sein? Paßt das französische Wort I,»Inirt in die Schilderung des Weltbraiides? Gewiß nicht. Ueberhaupt werden die romanischen Einflüsse für jene Zeit viel zu Koch angeschlagen: konnte doch auch Helmut nicht um 1000 zu Worms im Turnier kämpfen, da nachweislich das erste Turnier in Deutschland erst 1127 stattfand, und da überhaupt das Turnier erst l066 erfunden sein soll, — Und i^ne obc» erwähnte Breite finden wir auch in stilistischer Hinsicht: die übermäßige väunmg der Epitheta wirkt nicht günstig, und als zu breite Schilderung dürfen wir auch wol>l die sechs Gedankenstriche in der Nacht der Liebe bezeichnen.

Diese ÄusstclNmqcn hätten wir nicht gemacht, wenn wir das nicht für Pflicht Kielte» bei der Vcurthcilung emes Dieters, von dem wir auch im Kleinen höchste Vollendung gewohnt sind. Auch sei nochmals bemerkt, daß sie sast nur auf den ersten Theil der Dichtung beziehen. Besonders im zweiten Theile des Werkes sehen wir allüberall urgewaitigc Kraft der Gestaltung wie der stilistischen Ausführung. Die Ankunft Arns, die wonnige Mittsommernacht, der Kampf, die Begegnung Herrn Heinrich mit Heilfriedc — je eines dieser herrliche» Stücke würde dem Dichter dauernden Dank sichern. tns.

jDhilosophisc

Tinnen und DlNten. Gesammelte Abhandlungen und Vorträge aus dem Gebiete der Literatur, Philosophie und Pädagogik, sowie itirer Geschichte von I. H. Witte. Halle. Pfeffer. „Diese Aussage und Abhandlungen bewegen sich in jener realistischen und kritischen Richtung, welche immer mehr das Gepräge der wissenschaftlichen Philosophie der Zukunft zu werden verspricht", sagt der Verfasser in seinem erkenntnißtheoretischen Vorworte zu dieser Sammlung. Sie sind also sämmtlich angewandte Philosophie. Obwohl für weitere Kreise der Gebildeten berechnet, bieten sie doch auch dem Fachmann, besonders dem Pädagogen, viel Neues und Anregendes, obschon andererseits Manches für die weiteren Kreise unverständlich oder schwer fafzlich, weil zu speculativ, bleiben dürfte. Besonders sind damit diejenigen Theile gemeint, welche die philosophische Grundlage für die praktischen Theile der Abhandlungen enthalte». Abgesehen von der Compactheit der Sprache, fehlt es hier und da noch ai: Feilung, so besonders im ersten Aufsage. Jedenfalls aber wird das Buch wegen des reichhaltigen Inhalts Viele» etwas bringen und — anregend und belehrend zugleich — dem ernsten Leser nur förderlich sein

Es sei verstattet auf den Inhalt einzelner Aussätze besonders hinzuweisen. 1) „Der Weltschmerz in der Dichtung und die Weltschmerzdichtung" behandelt Byron, Heine lungerecht einseitig!) Leopardi, Lencm, Goethe's „Faust", dem in den Anmerkungen, welche viel Ueberflüssiges enthalten, eine besondere Würdigung zu Thcil wich. 2) „Der Patriotismus und die sittliche Bedeutung des Staates" (recktsphilosophisch). 3) „Die sociale Krisis in de» höheren Ständen, dieOrganisation unseres Bildungswesens und die Idee eines Reichsbildungsamts." (Sehr anregend: streift auch die Realschulfrage.) 4) „Berufsbildung des Kaufmanns." Außerdem noch Abhandlungen über Friedrich den Große», Fichte, Franklin, Mendelssohn, Daniel Tefc«.

Der Schlüssel zun, objektiven Er» kennen. Von Rudolf Seydcl. Halle, Pfeffer. Unter diesem Titel hat der Verfasser, ein Schüler von Chr. H, Weifte, drei früher in der Fichte'schen Zeitschrift erschienene Abhandlungen gesammelt. Tie Abband

he Literatur.

l lungcn, welche gegen Kaut's (5rkenntnisz! theorie und ihre Erweiterung durch Friedrich ! Albert Lange ger,chtet sind, betiteln sich: „Kaut's sumhetische Urtheile » priori, ^ insbesondere in der Mathematik"; F. A. ! Lange's geometrische Logik" und „der , Schlüssel zum objektiven Erkennen." Das j positive Ergebnis; ist der in der logischen ^ Benutzung des Deukinhalts licgcndeSchlüssel zu einem wahrhaft objectivcn, wenn auch ! dcterminirten Erkennen. Unsere Erkenntnis beruht nach dem Verfasser auf Erfahrung logischem Denken uud Glauben, Philosophie, ErfahruugSwissenschaft und Theologie sollen sich mit den zur objektiven Wahrheit führenden Arbeitswegen ergänzen.

Herders Philosophie nach ihrem EntwickelungSgange und histori» schen Stellung. Von Dr. Moritz Krone nberg, Heidelberg, Carl Winter. Nach Lcibnig hat cs wohl kaum einen so universellen uns demgemäß so weit wirkenden Geist gegeben, wie Herder. Nur fehlte diesem noch mehr als Jenem die Ab! rundung uud die Geschlossenheit. Man kann bei Herder nickt von der Einheit eines philosophischen Systems reden; für den Philosophen ist es keine geringe Aufgabe beim Studium HerZerscher philosophischer Ideen die Grenze zwischen philosophischer und literarischer Wirksamkeit genau abzustecken Tas mag ein Grund gewesen sei für die befremdende Thatsache, daß in unserer Zeit, in der die wissenschaftliche wie literarische Produktion üppiger denn je emporschießt, Herder als Philosoph noch keine eingehende selbständige Würdigung erfahren hat. Der Verfasser, welcher, ein Schüler von Kuno Fischer, in die Fußtapfen seines großen Lehrers tritt, ist kein Neuling auf dem Gebiete Herderscher Philosophie, Er tritt mit Sachkenntnisz und Rnlie an die Aufgabe und verfolgt seinen Plan mit einer gewissen Zähigkeit. An dem vorliegenden Werk fällt zunächst die schr sorgfältig, ja fest pedantisch!! Methdoik einer bis in's Einzelne gehenden Disvositou sofort in's Auge. Diese Grupvirung des Stoffes erleichtert ja bedeutend die Uebersicht, aber die Tarstcllung leidet darunter. Herder wird uns zunächst als Schüler von Kant und Hamann, dann »liter den Einfluß von Leibnilz und Spinoza dargestellt und endlich sein Kampf gegen die späteren Kantische Philosophie klar und scharf entwickelt. Das Buch bietet einen werthvollen Beitrag für die Quellenstudien der nachkantischen Philosophie und verdient auch von Seiten der Literarhistoriker eingehende Beachtung.

Die ewigen Ritthsel. Populär-philosophische Vorträge, gehalten im literarischen Verein zu Baden-Baden von Rudolf Wichert. Erste Serie. Halle, Pfeffer.

Schon der Titel des Heftes deutet an, daß diese Vorträge nicht für gelehrte Kreise, sondern für den sogenannten gebildeten Laien berechnet sind. Sie behandln theils naturwissenschaftliche Probleme: »Der Instinkt" coutra Darwin); über das Gesetz der Erhaltung der Kraft;" „Das Atom;" theils psychologische: „Der Kampf um die Seele;" „Nolhwendigkeit und Frei

heit." Zwischen beiden Gruppen steht die Abhandlung „über das Problem der Sprache.'

Der Verfasser ist Autodidakt; er hat viel und mit Verständnitz gelesen und verfügt über eine fließende anregende Schreibart. Das hier Gebotene besteht aus dilettantischen Compilationen. Die naturwissenschaftlichen Vorträge sind noch mit dem gröhtcn Geschick zusammengestellt; die Gruppe der psychologischen Abhandlungen lüszt aber an der für Laien nöthigen Kia» heit und Durchsichtigkeit viel zu wünschen übrig. Am allerschwächsten ist die Abhandlung über das Problem der Sprache, welcher jedes organische Gefüge fehlt und welche kaum auf den Titel einen geistvollen Plauderei Anspruch erheben könnte. Immer» hin wird jeder Laie, der dies Büchlein mit dem nöthigen Eifer und der gehörigen Aufmerksamkeit liest. Manches daraus lernen können. ss.

Bibliographische Notizen.

Darftellungen aus der Sittengeschichte Roms in der Zeit von August bis zum Ausgang der Antonine. Von Ludwig Friedländer. Sechste neu bearbeitete und vermehrte Auflage, II. Theil. Leipzig, S. Hirzel. Auch bei dem zweiten Bande dieses Meisterwerkes ist die Neuauflage mit einer Sorgfalt ausgeführt, der wir unsere höchste Anerkennung nicht versagen können. Selbst das kleinste Moment, das irgend ein neuveröffentlichtes cpigraphisches Denkmal oder eine seit 1881 erschienene «chrift für den Bereich der hier behandelten Gegenstände (Verkehrswesen. Reisen der Touristen, Schauspiele) bietet, ist berücksichtigt und zu einem bald größeren, bald kleineren Zusatz verwerthet, so daß der Umfang des Buches um mehr als ein halbes Hundert Seiten gewachsen ist. Namentlich da» erste Capitel ist durch ganze Abschnitte erweitert; so bezüglich des WagenverkehrS in den Alpen, des Straßennetzes in Nordafrika und der nördlichen Balkanhalbinsel zur Römerzeit, der chinesischen Nachrichten über Beziehungen zum römischen Reich. Die „Aushebung der Truppen" (S. 59 bis 60) ist nach einem Aufsatze MommsenS aus dem Jahre 1884 umgestaltet, wie denn überhaupt die neuen Schriften dieses Forschers.naturgemäß zu vielen Zusätzen und Abänderungen Anlaß gegeben haben. Dircct umgearbeitet ist ferner im folgenden

Capitel die Darstellung der Feldzüge und Niederlassungen der Römer in Nordafrika (S. 100-102), vor Allem aber der Schlußparagraph, welcher die EntWickelung des Gefühls für das Romantische in der Natur betrachtet. Der Werth desselben ist durch die jetzige, in sich geschlossenere und sachlichere Darstellungsweise nicht unwesentlich erhöht worden, wenngleich seine Zugehörigkeit in den Rahmen dieses Werkes manchem Leser zweifelhaft erscheinen dürfte, Speciell für die Landschaftsmalerei im Mittelalter hat der Verfasser statt der früheren eigene» Erörterung eine ausführlichere, von G, Dehio herrührende eingesetzt (S, 215—219). In geringerem Grade ist der letzte Theil des Buches berührt worden; doch konnte das Verzeichniß der in Italien und den Provinzen nachweisbaren Amphitheater durch eine Reihe neu ermittelter Theater bereichert werden, u, A. zu Carruo in Baetica, Mylasa und Telnrissos in Kleinasten und besonders zu Carnuntum, indem hier die erst im Jahre 1889 herausgegebenen Berichte über die jüngst daselbst stattgefundenen Ausgrabungen herangezogen sind. Und der Anhang IV über die Gladiatorentesseren liegt in vollständig veränderter Fassung vor, da seit der letzten Auflage mehrere Arbeiten sich gerade mit dieser schwierigen Frage beschäftigt haben; es ist durchaus zu billigen, daß der Verfasser nunmehr nur die verschiedenen aufgestellten

Hypothesen wiedergiebt, ohne eine eigene Vermuthung auszusprechen. — Die Bedeutung des Bernstcinhandcls wird nicht mehr so hoch veranschlagt (S. 72—73): der Bernstein gelangte größtentheils nur durch Zwischenhandel nach dem Süden und spielte auch nur eine untergeordnete Rolle unter den aus dem Norden bezogenen Artikeln; die römischen Handelsbeziehungen erstreckten sich nicht allein auf das Bernsteinland, sondern über das ganze nördliche Deutschland bis nach Skandinavien hin. Die nähere Begründung dieser Ansicht finden wir in dem als Anhang beigefügten Aufsatze von O. Tischler in Königsberg, in welchem die römischen Fundstücke im Norden (hauptsächlich Münzen) eingehender untersucht werden. 50.

Die Fürstinnen auf dem Throne derHohenzollern in Brandenburg »nd Preußen von F. Bornhak. Berlin, M. Schorß.

Die vorliegende Arbeit ist ohne selbständige, wissenschaftliche Quellenforschung nach gedruckten Werken zusammengestellt. Sie ist nach des Verfassers eigener Angabe besonders für die Jugend bestimmt; sie soll aber auch der deutschen Frauenwelt glänzende und nachahmenswerthe Vorbilder bieten in dem Leben, Lieben und Leiden deutscher Fürstinnen, auf dem Hohenzollernthrone in Brandenburg und Preußen. Die Absicht des Buches ist also eine Patriotische. Von Friedrich, dem ersten Kurfürsten in der Mark aus dem Hause Hohenzollern, bis auf die Gegenwart werden uns in chronologischer Reihenfolge die Hohcnzollernfürstinnen in kurzen biographischen Bildern vor Augen geführt. Die Darstellung wird lebhaft und anschau» lich, besonders auch die reichlich eingestreuten Berichte von Augenzeugen und von den Fürstinnen selbst. Wir sehen, wie die hohen Frauen aufgehen in ihrem fürstlichen Berufe, wahre Landesmütter zu sein; wir werden zur Bewunderung hingerissen bei dem Anblick dieser Fürstinnen, die, im Glücke still und froh, im Unglück fromm ergeben, aber doch stolzer und sicherer Hoffnung voll, zu dem nie erbleichenden Stern ihres Hauses emporschauen.

Wissenschaftlich begründete Geschichts. kenntnisse freilich kann man aus dem Buche nicht erwerben; mit Absicht werden die Ereignisse ganz summarisch zusammengefaßt, gewissermaßen um die Wand aufzubauen, an der die einzelnenPortraits befestigt werden sollen. Aus diesem Verfahren erklären sich

Nord und Süd ll., ISS,

wohl die vorkommenden historischen Ungenauigkeiten, ohneliadurch entschuldigt werden zu können. Es ist doch falsch, wenn S. 43 gesagt wird, daß „infolge der Hussitenkriege" (1419—1434) die deutschen Professoren und Studenten Prag verließen, um nach Leipzig (Universität 1409 gegründet!) überzusiedeln, chronologisch völlig ungenau ist auf S. 399 die Erhebung der Ungarn für Maria Theresia fixirt. — Warum wird das Treffen bei Moys, wie es herkömmlich heißt, nach Görlitz benannt? Warum wird die Schlacht von Roßbach vom 5. Nov. 17S7 auf den 6. Nov. verlegt? DieS mag genügen, um eine vorsichtige Benutzung des Buches in dieser Hinsicht zu rechtfertigen.

D ie Verlagshandlung hat ihre Schuldigkeit gethan; einem würdigen Stoffe ein würdiges Gewand! Die 27 Bildnisse, an entsprechender Stelle in den Text eingefügt, sind in ihrer Art vorzüglich.

Meyers Hand-Lexikon des allgemeinen Wissens. Vierte Auflage. Mit über 1«« Jllustrationstcifeln, Karten, statistischen Tabellen und erläuternden Textoeilagen. Zwei Bände. Leipzig, Verlag des Bibliographischen Instituts.

Das bekannte Meyersche HandLexikon, das bis zur dritten Auflage in Klein-Octav und mit lateinischen Lettern gedruckt erschienen war, ist in der neuen Auflage zum üblichen großen LexikonFormat herangewachsen und bildet zwei stattliche Bände von zusammen 14S9 zweisvaltigen Seiten. Als Nachschlagcbuch für den gewöhnlichen Bedarf ist dieses mit großer Sorgfalt und Genauigkeit rcdigirte Werk, das auf alle Fragen, die sich aufdrängen, kurzen und richtigen Bescheid giebt, überaus empfehlenswerth. Die bildlichen, kartographischen und sonstigen Beilagen, die mit denen des großen Meyerschen Lexikon-Werkes übereinstimmen, sind nickt etwa billige Lockmittel für die Kauflust, sondern sehr wünschcnswerthe und fast immer nothwendige Ergänzungen, die durch klare und gute Vcranschaulichung schwerfällige Auseinandersetzungen und Schilderungen entbehrlich machen und über das Wisscnswerthe schnell und bequem unterrichten. Die diesen Beilagen hinzugefügten Erläuterungen sind Antiqua gedruckt, während der Hanpttext des Werkes mit deutschen Lettern gesetzt ist. Um möglichst viel Stoff auf möglichst geringem Räume zusammenzudrängen, ist eine kleine Schrift gewählt worden, die sich aber durch unge3«

wöhnliche Schärfe und Wohlgefälligkeit ganz , besonders auszeichnet und sehr lesbar ist, kein Augenpulver. Die typographische Leistung ist geradezu hervorragend. Ebenso muß es willkommen geheißen werden, daß die eigentümlichen nnd besonderen Abkürzungen, zu deren Verständnis; ein besonderes Studium gehört und die es bei manchen anderen Nachschlagebüchern zur beständigen Nothwendigkeit machen, bei jedem einzelnen Artikel, den man liest, die erläuternde Tabelle nachzuschlagen, völlig vermieden worden sind. Die aus räumlicher Ersparniß in dem Meyerschcn HandLexikon gemachten Abkürzungen sind die üblichen, die Jedermann versteht. Das Lexikon des allgemeinen Wissens, das in noch immer verhältnißmäßig knappem Räume eine unglaublich starke Stofffülle bewältigt, ist ein praktisches und gutes Buch, das eine warme Empfehlung verdient.

?. I..

Bilder und Skizzen an« dem Natur» leben. Von Dr. O. Zacharias. Jena, Hermann Costenoble. Der Autor ist ein Forscher, dessen Studien auf dem Gebiete der Zoologie und Entwickelungsgeschichte in Fachkreisen hochgeschätzt werden. Um so erfreulicher ist es, daß er von seinem gründlichen Wissen weiteren Kreisen mittheilt; denn wir haben an dieser Stelle schon wiederholt betont, daß, um populär im guten Sinne des Wortes zu schreiben, ein volles wissenschaftliches Beherrschen des Gegenstandes erstes Erfordernis; ist. Ein Theil der in sich selbständigen kleinen Darstellungen, die weiteren Kreisen eine Vorstellung von der Fülle interessanter Fragen geben wollen, an deren Lösung die heutige Naturforschung erfolgreich arbeitet, sind bereits in verschiedenen populären Zeitschriften erschienen und haben sich allgemeinsten Beifalls erfreut. Anderes ist hinzugekommen, und so ist ein Band entstanden, der nicht verfehlen wird, die Aufmerksamkeit der gebildeten Lesewclt zu erwecken. DaS Buch verdient auch einen Platz auf dem Weihnachtstisch der reiferen Jugend, die sich für naturwissenschaftliche Darstellungen interessirt.

«Ilt.

Fr. KrchK'g'S Borlesungen über Goethes Kauft. Zweite Auflage, neu

herausgegeben von Franz Kern. Berlin, Nicotaischc Verlagsbnchhandlung. Es ist sehr erfreulich, daß die Verlags» Handlung von diesen seit längerer Zeit ver» griffencn Vorlesungen, einem Lieblingswerke

des verewigten Krehfzig, eine neue Ausgabe veranstaltet hat. Obwohl seit ihrem ersten Erscheinen eine ganze Fluch von Faustliteratur über uns hereingebrochen ist, find Krevszig's Vorlesungen doch noch keineswegs veraltet. Sic bieten vielmehr mit ihren durchweg wohlerwogenen, einem riefgebildeten und für alles Schöne, Gute, Wahre empfänglichen Geiste entsprungenen Erörterungen und Betrachtungen über Goethe's größte Dichtung eine Lectüre, welche Allen, die, ohne allzuviel Detailforschung treiben zu wollen, doch neben dem Goetheschen »Faust' selber auch noch ein gutes Buch über ihn zu lesen wünschen, durchaus zu empfehlen ist. Krcvßig's Erläuterungen verbinden in vorzüglicher Weise den älteren, allgemein ästhetisch-poetischen Standpunkt, welcher das ganze vollendete Werk in'S Auge faßte, mit dem neueren historischen, welcher die allmähliche Entstehung der einzelnen, zeitlich weit getrennten Theilc der Faustdichtuna und alle Wandlungen der Anschauungen und Gedanken des Dichters beachtet. Kurz, aber vorzüglich besprochen sind z. B. namenrlich die bedeutungsvollen, bald nach 17S7 ganz neu hinzugekommenen Theile der Dichtung (S. 145 ff.), darunter auch das „Vorspiel auf dem Theater," von dem nock 183 l einer der gelehrtesten und geschmacklosesten Faustcommcntatorm drucken ließ, es „stehe nicht in directer Beziehung zur Fausttragödie und habe mehr das Theater im Allgemeinen im Auge!"

Die Zusätze und Anmerkungen des neuen Herausgebers nehmen namentlich auf die von Erich Schmidt erst 1386 aufgefundene, 1887 veröffentlichte älteste Fassung des Goetheschen „Faust" („Urfaust") und einige andere neuere Erscheinungen der Faustliteratur gebührende Rücksicht und bieten für manche schwierigen Stellen neuc und beachtenswerthe Erklärungen. ä>.

Romantische Liebe nnd Persönlich,«/

Schönheit. Von H.T, Finck. Deutsch von Udo Brachvogel, l. Band. Breslau, S. Schottlaendcr.

Wir sind Udo Brachvogel zu grogern Danke verpflichtet, daß er uns Gelegenheil giebt, das schnell bekannt gewordene Bach FinckS in musterhafter Uebersetzung kennen zu lernen. In ungemein geistvoller, da» bei immer leicht faßlicher und meist hinn» ristischer Form giebt unL Finck ein Bit? von der Entwickelung und dem Wesen de? romantischen Liebe, beleuchtet er die Liedc bei den Thieren, bei den wilden und bei den civilisirten Völkern, spricht er über die eheliche Liebe, über den Kuß «. Erstaunlich ist die Belesenheit des Autors, mit der er seine Behauptungen durch Citate von Schriftstellern aller Nationalitäten belegt. Mitunter reißt ihn sein Eiser allerdings zu recht gewagten Behauptungen hin. Etwas wunderlich klingt es doch wenigstens, wenn er ganz ernsthaft die Bestandtheile der Liebe bei wilden und halbcivilisirten Völkern so angiebt:

Selbstsucht 25,7684«/« Unbeständigkeit 20.37«1«/o Stolz auf den Besitz 7,3«24«/o?c. :c. Doch das sind nur Kleinigkeiten, die gegenüber den großen Vorzügen des Werkes nicht schwer m's Gewicht fallen. Wir sehen mit Spannung dem Erscheinen des zweiten Bandes entgegen. L—o.

«nS dem Orient. Flüchtige Aufzeichnungen von Paul Lindau. Breslau, S. Schottlaender. Lindau hebt selbst hervor, daß es ihm nicht darum zu thun gewesen, sachlich anspruchsvolle Schilderungen der Denk- und Sehenswürdigkeiten des Orients zu geben; er wollte nur die Eindrücke fixiren, die er bei einer kurzen Reise in Budapest, Nisch, Saloniki, Konstantinopel und Bukarest gewonnen hat. Das ist ihm trefflich gelungen. Er versteht es meisterhaft, uns mit wenigen Strichen die sonderbaren Typen des Orients vorzuführen, uns die Stimmungen nachempfinden zu lassen, in die ihn die bunte Farbenpracht, das laute, wirre Treiben, der sorglose Schlendrian jener Länder versetzte. Dabei ist das Buch von der ersten bis zur letzten Zeile in jenem liebenswürdigen Tone humorvoller Plauderei geschrieben, wie er eben nur Lindau eigen ist. II—n.

Gottfried Keller oder Humor und Realismus. Von Leo Berg. Deutsche Literarische Volkshefte Nr. 2. Berlin, Verlag von Brachvogel und Ranft. Die vorliegende Abhandlung ist stellenweise recht hübsch geschrieben; der Verfasser erwärmt den Leser und erfreut ihn durch manche treffende Bemerkung. Wer indes etwas Besonderes von dem Hefte erwartet, wird arg enttäuscht. Es enthält einige Analysen Keller'scher Dichtungen: von einem abgerundeten Bilde des Dichters, von einer vertieften Charakteristik ist nicht die Rede. Dagegen falle» einige höchst überflüssige und in unbescheidenem Tone gehaltene Bemerkungen unangenehm auf, durch welche sich der Autor an der Kritik zu reiben sucht Der höchst schwülstige Schluß ist einfach un

verständlich. Das Heft ist durch eine große Menge arger Druckfehler geradezu verunstaltet. ss.

Salve Regina. Novelle von Ottilie Fischer. Danzig und Leipzig, Carl HinstorffS Verlag (Gustav Ehrke.) Es ist eine reizvolle Aufgabe, den einfachen und harmlosen Naturmenschen mit seiner vollen frischen Naivetät dem Weltkinde gegenüberzustellen und ihn in die Kämpfe einer verzehrenden Leidenschaft zu verstricken. Die Verfasserin hat diese Aufgabe mit Geschick gelöst und bekundet durch die Behandlung des Problems, durch Charakteristik der scharf beleuchteten, im Wesen grundverschiedenen Personen, deren jede einevolle,kräftigeJndioidualitätrepräsentirt, nicht minder als durch die Anmuth und Schönheit der Sprache ein gesundes und beachtcnswerthes Talent. 88.

Die Macht der Keder. Roman von PH. Vogler. 2. Aufl. Danzig, Carl HinstorffS Verlag (Gustav Ehrke), Der kleine Roman wird besonderes Interesse erwecken bei Lesern, welche Freude am Landleben und Verständniß für Fragen der Landwirthschaft haben. Diese sind jedoch nicht etwa in aufdringlich tendenziöser Weise breit getreten, sondern nur im Hintergrunde der Handlung mit Geschick behandelt. Allerdings sind einzelne Motive mehrmals wiederholt und das Walten de? Zufalls nicht genügend eingeschränkt; dafür aber entschädigt die frische poetische Sprache und die lebensvolle, liebenswürdige Charakteristik der Personen. ss.

Menschenrechte. Erzählung aus der Zeit der ersten französischen Revolution von Hans Blum. 2 Bände. Jena, Hermann Costenoble.

Der Verfasser, der sich auch auf dem novellistischen Gebiet bereits mit Glück versucht hat, versetzt uns mit dieser Erzählung um hundert Jahre zurück mitten in jene weltgeschichtlichen Vorgänge die eine neue Entwickelung der Völkergeschicke anbahnten und auf welche die diesjährige Ccntenar-Feier von Neuem die Blicke der ganzen Welt zurückgelenkt hat. Er führt drei Ausländer, einen vom Oberrhein gebürtigen, in österreichischen Diensten stehenden Diplomaten, einen preußischen Offizier französischer Abkunft und einen Amerikaner nach Paris, um dort das politische Leben zu beobachten und eine Rolle darin zu spielen. In freier und gewandter Erfindung verknüpft er ihre Schicksalc mit den Hauptereignissen der Revolution > und insbesondere mit dem Verhängnis; des unglückliche» Königspaares. Tas Gegenstück zu diesen drei Ausländern bildet eine junge Französin, eine edlc ffrauenseelc, in deren Prüfungen und kämpfen sich der Widerstreit der mit einander ringenden Weltanschauungen widerspiegelt. Zur Lösung dieser Conflicte wird gegen den Schluß der Erzählung Goethe in ähnlicher Weise hineingezogen, wie dies mit der Gestalt Luthers in Freytags „Marcus König" geschehen ist. So rückt der Verfasser das reich bewegte Drama von 1789, von dem er einzelne Scenen eindrucksvoll ausmalt, in eine vielseitige, wechselnde Beleuchtung. Freilich leidet der poetische Gehalt seines Buches unter den zahlreichen, den handelnden Personen in den Mund gelegten gcschichtsphilosophischcn Betrachtungen, die noch dazu mitunter eine etwas anachronistische Färbung annehmen, Abbruch; auch vermag Blum an Schärfe und Tiefe der Charakteristik sich mit den ersten Meistern der Erzählung nicht zu messen. Immerhin aber hat sein flottes, gefälliges, auch mit einer Dosis frischen Humors durchsetztes Erzählertalent die Schwierigkeiten der selbstgestellten Aufgabe, wenn auch nicht völlig, so doch zum großen Theil bewältigt und ein Werk geschaffen, das Freunden ernster und belehrender Unterhaltungslectüre durchaus empfohlen werden kann. I>K,

Blüthe der Leidenschast. Novellen von Mathilde Serao, Autorisirte Ucbcrtragung von Alfred Friedmann. Breslau, S, Schottlaender.

Es ist keine gewöhnliche Gabe, die in diesem Strauße von zwanzig kurzen, aber ohne Ausnahme höchst inhaltsreiche» Novellen der deutschen Lcsewclt geboten wird. Tie hochbegabte Verfasserin versteht es ebensogut, die bewegte und oft bis zur Ertase sich steigernde Leidenschaft der Menschen ihres Landes, als die kalt und kühl überlegende und berechnende Verschlagenheit, welche in dem Vaterlande Macchiavellis seit lange heimisch ist, an den Helden und Heldinnen ihrer Novellen in mannigfachster Art darzustellen. Durchweg sind die Stoffe dem moderne» Leben Italiens in Stadt oder Land entnommen, und der Leser gewinnt ein stellenweise nicht erfreuliches, aber stets reizvolles und fesselndes Bild von den Menschen und Zuständen des Landes, „wo die (Zitronen blüh»." Die Verfasserin beweist bei aller Knappheit, ja bisweilen bei scheinbarer Flüchtigkeit der

Darstellung einen Ernst der Auffassung sittlicher Probleme und eine Feinheit und Ueberlegtbeit der Technik, wie sie in Deutschland unter dreihundert schriftstelleruden Damen auch nicht drei besitzen. Namentlich zeigt sich ihre Kunst auch iu demjenigen, was sie „weise verschweigt." Es ist ihr z. B. möglich, eine Novelle (die vierte der Sammlung) „Delfina" zu nennen, obwohl diese Titelheldin nur in den letzten elf Zeilen der Erzählung überhaupt erwähnt wird: und doch erkennt der verständnißvolle Leser sehr wohl, daß diese uur ganz leicht skizzirte Frauengcstalt durch den Kontrast zu den beiden anderen, vorher in behaglicher Breite geschilderten, in der That im Sinne der Verfasserin die Hauptfigur wird. Ob freilich diese Kunst des Schweigens in dem „Geduldspiel" (Nr. 9) nicht doch allzu weit getrieben ist, möchte Referent der Entscheidung der Leser anheimgeben; allzuviel« werden es wahrscheinlich nicht sein, die Geduld genug besitzen, um sich aus den von der Verfasserin in geistreicher Laune hingezogenen Fäden wirklich die Handlung einer Erzählung zusammenzumebui. In jedem Falle aber bietet diese Gabe wie alle anderen der Sammlung eine den Geist und das Gemütb in hohem Grade fesselnde und anregende Lectürc. Wem diese Bilder an-Z dem Leben der modernen Gesellschaft Italiens in manchen Zügen allzu traurig oder allzu pessimistisch erscheinen sollten, der tröstet sich vielleicht mit der Erwägung, daß die scharfe Darstellung der Ausartungen von Selbstsucht und raffinirter Genußsucht auch eine Rückkehr zu einfacherer und natürlicherer Gestaltung des Lebens anbahnen kann, wie sie wenigstens in der Handlung einiger dieser Novellen in der That erfolgt.

Novellen wie diese bieten natürlich dem Uebersetzer keine leichte Aufgabe. Nr. Alfred Friedmann, welcher auch in dem Vorivort eine nur allzu kurze Skizze der früheren schriftstellerischen Thätigkeil Matilda serao's giebt, hat sich mit Ernst und Eifer bestrebt, seiner Aufgabe gerecht zu werden. Die Uebersetzung liest sich im Ganzen gut. Aber Manches hätte dem deutschen Leser erläutert werden sollen, und an manchen Stellen dürften kleine Besserungen des Ausdrucks oder auch der Interpunktion zu empfehlen sein. „Diese Schande erfuhr sich" (S. 4S) ist kaum «IS Deutsch zu bezeichnen; wir pflegen nicht von „aeschylicmischcm" (S. 46), sondern von „aeschyleischem" Schicksal zu sprechen. Aber wir zweifeln nicht, daß sich bald Ge» legenheit bieten wird, solche kleinen UnVollkommenheiten zu beseitigen: denn wenn das hübsch ausgestattete Büchlein in Deutschland die Beachtung findet, welche es in der That verdient, so prophezeien wir ihm eine stattliche Reihe von «eueu Auflagen. 0. Ein kleiner Roman. Zwei Comtessen

Von Marie von Ebner-Eschenbach

Berlin, Gebrüder Paetel. Beide Bändchen liegen uns bereits in zweiter Auflage vor — ein Beweis von der günstigen Aufnahme, welche sie gefunden haben. »Ein kleiner Roman" ist eine einfache Geschichte; eine alte Dame erzählt dieselbe einer jungen Freundin als eine längst ver, gangene und doch nie vergessene Episode ihres Lebens, und die Verfasserin lägt sie dabei so innige HerzenStöne anschlagen und eine so scharfe Charakteristik aller Personen, geben, die in ihre Erlebnisse mit verflochten sind, daß der Leser mit gespanntem Interesse die Seelenkämpfe verfolgt, die den Kernpunkt der Erzählung bilde». — „Zwei Comtessen" sind zwei kleine, flott geschriebene Novelletten. Die eine im übermüthig burschikosen Ton der Sportswelt wirkt durch ihren Humor erheiternd; uns hat die zweite mit ihrem gemüthvollen Inhalt mehr zugesagt, mx. Geschichten in Prosa. LonFran?ois

Coppse. Deutsch von Emil Burger

und Ernst Nather, Breslau, S.

Schottlaender. Der Band enthält eine größere Erzählung und zehn kleinere skizzen des berühmten französischen Dichters, der auch in Deutschland seit Jahren eines wohlverdienten Ansehens genießt, Coppse besitzt in der psychologischen Kleinmalerei, in dem Erfassen und Darstellen scharf ausgeprägter Stimmungsbilder eine bewunderungswürdige Meisterschaft. Seine Skizzen führen uns eine Reihe dein Alltagsleben entnommener Typen mit ihren kleinen Leiden und Freuden, Schwächen und Vorzügen vor und wissen uns in innerster Seele zu rühren. Auch die unfern regelmäßigen Lesern schon bekannte Novelle „Eine Idylle während der Belagerung" hat einen genreartigen Stoff; sie schildert die Liebe eines schüchternen, aus öder Bureauarbeit cmportauchenden Jünglings und einer an einen ungeliebten Mann geketteten Frau, die auf dem düsteren Hintergründe der Schrecken des Kriegs sorglos und weltvergessen sproßt und blüht. Besondere Virtuosität verräth Coppse in der Art, wie er mit wenigen Strichen die Scenerie der Bclagerungszeit lebendig zu machen versteht, r.

Humoresken von Emma Friedlaen-der-Werther. Mit einem Vorwort von Hermann Heiberg. Breslau, S. Schottlaender. Es sind literarische Erstlinge, welche die Verfasserin uns darbietet. Sie bekunden ein hübsches Erzählertalent, das mit glücklicher Laune in's Leben hineingreift und uns kleine belustigende Ereignisse zum Besten giebt. Wer sich einm für harmlosen Humor empfänglichen Sinn bewahrt hat, wird in dem Büchlein seine Rechnung finden. Wir dürfen der weiteren schriftstellerischen Entwickelung der Verfasserin mit den besten Erwartungen entgegensehen, kr.

Weihnachten. Bilder aus der Weltge-
schichtc des Christenthums, Von Juli us
Max. Dresden, E. Piersons Verlag.
Sechzehn Bilder in poetischer Form,
die auf historischem Untergrund das Fest
der Freude feiern. Der Dichter beginnt
mit der ersten Weihnacht, der Geburt
Christi, und gelangt so weiter bis zur
Weihnachtsfeier des Postens am Fort von
Paris und St. Cloud. Meist wohlge-
lungene, theils gereimte, theils reimlose
Dichtungen vereinigen sich hier zu einem
harmonischen Ganzen, und fast jedes Bild
zeugt von der nicht zu unterschätzenden Be-
gabung des Dichters. I>»,
Arabesken und Grotesken. Einfälle
in Vers und Prosa. Von D. Haek.
Leipzig, A. G. Liebes kind.
Das gut ausgestattete Büchlein enthält
eine Sammlung von Sprüchen und Epi-
grammen, in denen auf Grund reicher
Lebenserfahrung scharfe, treffende, oft recht
witzige Gedanken in prägnanter Form aus-
gesprochen werden. Wie hübsch sind z. B.
die Prosasprüche: „Das Recht braucht nur
Schätzer; dann kann es auch der Schützer
entbehren" (2. 16); oder S. 82: „Gehe
nicht als Narr zur Ehe, aber auch nicht
als Weiser; am Besten ist, du hast dazu
von diesem und von jenem just so viel wie
nöthig ist"; oder S. 55: Strebe für'S
Leben, doch lebe nicht für's Streben!"
Auch verschiedene Verssormen sind wirksam
verwendet; wir erlauben uns einige Bei-
spiele zu citiren,

S. 42: „Hül'Dich vor den Schlauen.
Die schielen, eh' sie schauen!"

S. 85:

..Was schwatzt ihr da von Sein und Schein? Dem Blinden ist Demant nur Stein!"

Ferner das auf manche Versammlungen nur allzu gut passende Distichon S. 11,8

„Schließlich wurde beschlossen, Beschluß zu

fassen, beschließend: Daß zur Zeit ein Beschluß noch zu beschließen nicht sei"; und zum Schluß noch — obwohl wir hoffen, daß er auf keine Abtheilung u »serer Zeitschrift zutrifft — den „Kunstwächterruf auf S, 110: „Merkt euch ihr Herr'n nnd laßt euch sagen: Die .Technik' hat die Kunst erschlagen!"

Den humoristisch-satirischen solgt in der letzten Abtheilung noch eine Anzahl ernst elegisch gehaltener kleiner Gedichte, auf.die wir empfängliche Leser und Leserinnen besonders aufmerksam machen. 0.

Ihr und Ich. Lieder und Gedichte von Martin Langen. Köln und Leipzig, Verlag von Albert Ahn.

Keck, munter und frisch quellen diese Lieder aus dem Füllhorne dichterischer Phantasie hervor. Sie sind formvollendet und abgerundet, die Verse sind glatt und fließend, der Inhalt wechselnd und lebensvoll. So fein pointirt auch manche der Gedichte sind, so lassen andere doch wieder die inhaltliche Ausreifung und Klarheit vermissen. Eine hie und da überraschende Anleihe bei Heine verzeihen wir gern, enthält doch das Büchlein so viel des Originellen und Schönen. Freilich hätte der Inhalt mehr concentrirt werden sollen: eine schärfere Sichtung wäre von Vortheil gewesen. Die geschmackvolle Ausstattung macht das Büchlein zu einem Geschenke recht geeignet. s«.

Karoline Perthes, geb Claudius.

Dargestellt von M. G. W. Brandt.
Vierte Auflage. Mit Portrait und
Facsimile und einem Wcihnachtsbilde.
Gotha, F. A. Perthes.

Das Lebensbild der Gattin des berühmten Hamburger Buchhändlers und Patrioten Friedrich Perthes, der Tochter von Matthias Claudius, erscheint soeben in vierter Auflage, von Neuem durch manche Zusätze bereichert. Caroline Perthes war eine Frau voll tief religiöser Gesinnung, voll Opfermut!, und Thatkraft; ihr Leben verdient von deutschen Frauen und Männern, wir möchten sagen, mit Andacht studirt zu werden. Der Verleger hatte schon der dritten Auflage ihr Bildniß beigegeben und hat jetzt noch einen — wenn wir nicht irren, früher schon im „Daheim" erschienenen — Holzschnitt hinzugefügt, welcher die Familie von Matthias Claudius und ihre Freunde (Klopstock, die beiden

Grafen Stolberg, den jungen Perthes) am 25. Decbr. 1796 in Wandsbeck unter dem Weihnachtsbaume vereinigt darstellt. I«

Wie ift die Erde so schön! Album deutscher Kunst und Dichtung, München, F r a n z H a n f st a e n g l K unstverl ag A. G. Das Buch wird seinem Zwecke, eine Zierde des Salontisches zu bilden, im vollsten Maße gerecht. Es bietet eine stattliche Reihe vortrefflich in Photogravüre ausgeführter Nachbildungen von Werken moderner deutscher Maler wie Defregger. Gabriel Max, C, v. Bodenhausen u. A. Als Text ist eine Anzahl mehr oder weniger bekannter lyrischer Gedichte beigegeben, von denen immer das vierte in innerem Be» zuge zu einem Bilde steht. n.

Kunstberichte über den Verlag der Photographischen Gesellschaft in Berlin. Jahrgang II. Nummer 1. Die erste Nummer des neuen Jahrgangs ist Ludwig Knaus als Festgabe zu seinem sechzigsten Geburtstag geweiht Sie giebt einen Abriß des Entwickelungsgangcs des Meisters und eine knavpe Analyse einer Anzahl seiner vorzüglichsten Werke. Einige kleine Nachbildungen in Holzschnitt sind dem Text eingefügt, fr.

Deutsches Wörterbuch von Moriz Heyne. Erster Halbband. A — Ehe Leipzig. Verlag von S. Hirzel 18KL. Dieser Ansang (41 Bogen, 656 Spalten stark) läßt nns erkennen, daß der Herausgeber der Aufgabe, die er sich gestellt hat, gewachsen ist: mit seinem Werke den Gebildeten bündige Auskunft über den Wortschatz unserer Sprache zu ertheilen. über Herkunft, Verwandtschaft, Urbedeutung u. s. w., mit sorgfältig ausgewählten Belegen aus den Werken unserer besten Schriftsteller. Wirwerden von dem weiteren Erscheinen des Werkes, das wir mit Aufmerksamkeit verfolgen werden, unseren Le seru Kenntniß geben. ?I.

Amerikanische Gedichte der Neuzeit.

Frei in's Deutsche übertragen von Carl Knortz. Leipzig, Ed. Wartig. Sowohl die Auswahl der Gedichte, als auch ihre Uebertragung zeugt vielfach von einem bedauerlichen Mangel an Geschmack. Was die erste betrifft, so scheinen Zufall und Willkür einen großen Antheil an ihr zu habeu: während einerseits viele nichtssagenden und trivialen Producte einer Uebersetzung gewürdigt werden, find einzelne Dichter von hervorragender oder